

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

Einundzwanzigster Band.

(Mit den Porträts von Rudolf Virchow, Johannes Brahms und Rudolf Hermann Lohé.)



Breslau 1882.

Verlag von S. Schottlaender.



Inhalt des 21. Bandes.

April — Mai — Juni.


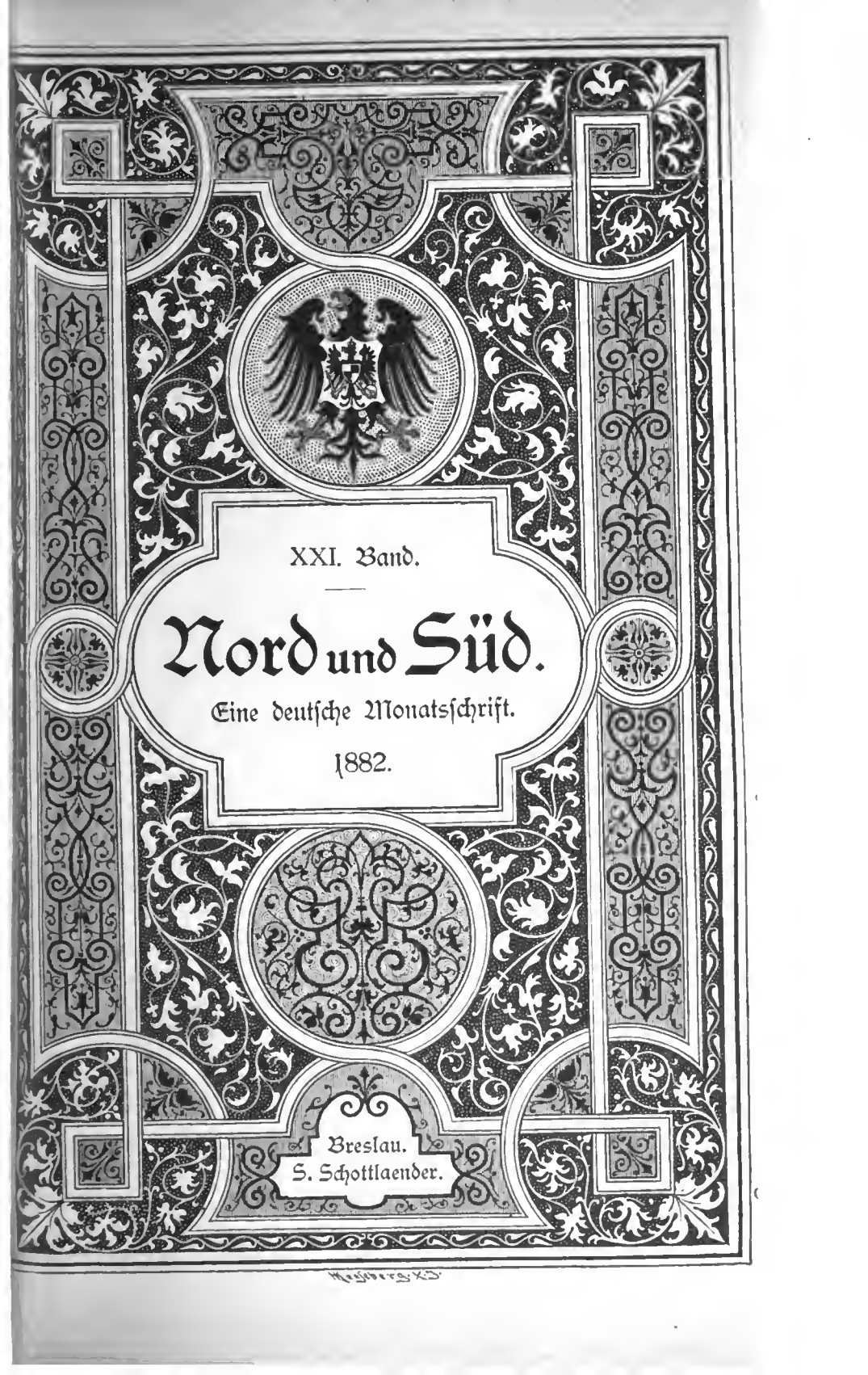
1882.



Karl Bartsch in Heidelberg.	Seite
Das altfranzösische Volkslied	224
Paul Boerner in Berlin.	
Rudolf Virchow bis zur Berufung nach Würzburg	105
Mit dem Porträt Rudolf Virchows. Radirung von Wilh. Rohr in Königsberg i. Pr.	
Anton Theobald Brück in Osnabrück.	
Das Alter	131
H. Ehrlich in Berlin.	
Johannes Brahms.....	242
Mit dem Porträt Johannes Brahms. Radirung von Wilh. Rohr in Königsberg i. Pr.	
Wilhelm Jensen in Freiburg i. B.	
Ein Schatten. Gedicht	382
Johann Kelle in Prag.	
Die Verwälschung der deutschen Sprache.....	252
M. Lazarus in Berlin.	
Carnaval. Eine psychologische Studie.....	95
Paul Lindau in Berlin.	
Toggenburg. Novelle.....	1
Die Geschwister. Roman in vier Büchern von Carl Frenzel	269
Das neueste Werk des Naturalismus. Pot-Bouille von Emil Zola..	389
Hermann Kohe †.	
Die Principien der Ethik.....	339
Arthur Milchhöfer in Berlin.	
Heinrich Schliemann und seine Werke	65

	Seite
Ludwig Freiherr von Ompteda in Wiesbaden. Das holländische Haus. Eine Erzählung	293
Johannes Scherr in Zürich. Deutschland vor hundert Jahren	44
Karl Theodor Schulz in Danzig. Geführt. Novelle	159
Rudolf Seydel in Leipzig. Rudolf Hermann Lohse	555
Mit dem Porträt Rudolf Hermann Lohses. Radirung von W. Krauskopf in München.	
L. Siegfried in Bonn. Illusionen. Eine psychologische Studie	201
Bibliographie	148. 280. 417





XXI. Band.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

1882.

Breslau.
S. Schottlaender.

M. G. W. K. S.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XXI. Band. — April 1882. — 61. Heft.

(Mit einem Portrait in Radirung: Rudolph Virchow.)



Breslau.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.

April 1882.

Inhalt.

	Seite
Paul Lindau in Berlin. Coggenburg. Novelle	1
Johannes Scherr in Zürich. Deutschland vor hundert Jahren.....	44
Arthur Milchhöfer in Berlin. Heinrich Schliemann und seine Werke	65
M. Lazarus in Berlin. Carnaval. Eine psychologische Studie.....	95
Paul Boerner in Berlin. Rudolf Virchow bis zur Berufung nach Würzburg	105
Anton Theobald Brück in Osnabrück. Das Alter	131
Bibliographie.	148

Hierzu ein Porträt von Rudolf Virchow. Radirung von Wilh. Rohr
in Königsberg i. Pr.

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunftbeilage.

— Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark. —

Alle Buchhandlungen und Poftankalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

— Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd“ bezügliche Sendungen find an die Redaction nach Berlin W., von der Heydstraße 1, ohne Angabe eines Personennamens zu richten. —

Beilagen zu diesem Hefte

VON

Bibliographischen Institut in Leipzig. (Meyers Conversations-Lexikon).

B. G. Teubner in Leipzig. (Jul. Plagmann, Aus der Bai von Paranagua).

Meyer'sche Verlagsbuchhandlung in Stuttgart. (Erdmann-Chatrian, Ausgewählte Werke).



Toggenburg.

Novelle

von

Paul Lindau.

— Berlin. —

Im die zehnte Morgenstunde war Gustav Wöhringen in übelster Laune erwacht. Die verdrießliche Stimmung hatte ihn auch nicht verlassen, während er sich sehr langsam angekleidet hatte. Mit schwerem und wüstem Kopf hatte er sich an den Frühstückstisch gesetzt und ohne rechten Appetit seinen Thee getrunken. Er war wieder einmal, wie in den letzten Monaten fast ohne Ausnahme, zwischen drei und vier Uhr zu Bett gegangen; er hatte wieder einmal im Club gespielt und diesmal besonders unglücklich. Er hatte eine verhältnißmäßig sehr starke Summe verloren, deren sofortige Zahlung ihn in augenblickliche Verlegenheit brachte. Es war ihm peinlich, deshalb an seinen Bankier, der früher sein Vormund gewesen war, zu schreiben; und obgleich er keinem Menschen über seine Ausgaben Rechenschaft schuldete, sann er doch über eine Nothlüge nach, um seine Forderung zu rechtfertigen.

Alles das ging ihm durch den Kopf. Er war mit sich und der ganzen Welt zerfallen. Er hatte schon oft in ähnlichen Stimmungen den guten Voratz gefaßt, seinem zwecklosen Leben eine andere Richtung zu geben; aber niemals war es ihm ernsthafter gewesen als in dieser unbehaglichen Stunde, da er mit übergeschlagenen Beinen am Frühstückstische saß und nervös mit hastigen Fingern die Enden seines starken strohblonden Schnurrbarts zu kühnen Spitzen drehend, zum Fenster hinausstarrte. Er suchte zu seinen Gunsten alle möglichen milbernden Umstände geltend zu machen.

Da er seine Mutter schon als Kind verloren hatte, war er in einer vornehmen Erziehungsanstalt in Thüringen bis zur Universität herangebildet worden. Im Alter von zweiundzwanzig Jahren, als er im fünften Semester war, hatte er das Unglück, seinen Vater zu verlieren. Er hatte keinen

Bruder und keine Schwester, und mit den entfernteren Verwandten verkehrte er fast gar nicht. So war er als junger Mensch allein und im Besitz eines ziemlich großen Vermögens. Der unglückliche Zufall hatte ihn mit jungen Leuten zusammengeführt, die sich in einer ähnlichen Lage befanden. Er war in das Clubleben hineingerathen; er stand auf gutem Fuße mit den Damen der kleinen Theater und vom Circus. In der guten Gesellschaft, zu der er durch seine Familie, durch seine Bildung und seine Unabhängigkeit gehörte, langweilte er sich; und wenn er es sich recht überlegte, so langweilte er sich eigentlich auch am Spieltisch des Clubs und bei den lärmenden Abendessen in den kleinen Cabinets. Seit Monaten stand er jeden Morgen mit der neuen Sorge auf, wie er den kommenden Tag todtschlagen solle. Und wenn er Abends nach Hause fuhr, mußte er sich jedes Mal wieder sagen, daß auch dieser Tag ein verlorener gewesen sei. Diesem freudeleeren Dahinsiechen ohne Erregung, ohne Hoffnung und ohne Enttäuschung — dem mußte ein Ende gemacht werden.

Gustav warf die Cigarre mit einem leisen Seufzer bei Seite und nahm eine der Zeitungen. Er las den ersten Satz in dem Romanfeuilleton: „Verhängnißvoll hatte Ada in sein Leben eingegriffen . . .“ Weiter kam er nicht. Er legte das Blatt halb ärgerlich, halb lächelnd aus der Hand und sagte sich, daß die Romanschreiber nur Lug und Trug ersinnen, daß es in Wahrheit gar keine Adas gibt, die verhängnißvoll in ein Leben eingreifen.

Der heutige Tag, der 9. März des Jahres 1881 — das war sein fester Entschluß — sollte nicht vorübergehen, ohne ihm irgend etwas Ungewöhnliches zu bringen, irgend etwas, das seine Theilnahme herausfordern, das ihn lebhafter in Anspruch nehmen würde als das thörichte Einerlei seines gewöhnlichen Lebens. Wie zum Troste sagte er vor sich hin: „Und wo ihr's packt, da ist's interessant.“ Er steckte eine neue Cigarre an und überlegte sich, wie er's anfangen solle, um irgend etwas zu erleben. Als erste Bedingung, um zum erstrebten Ziele zu gelangen, erkannte er, daß er nichts von dem thun dürfe, was er nunmehr seit Jahren tagtäglich gethan hatte. Er nahm sich also vor, heute den Club, die Theater, den Circus und alle Orte, wo er seine Bekannten zu finden Aussicht hatte, zu meiden. Den tollsten Plänen, wie sie eben nur eine durch Längeweile eingeschlummerte Phantasie nach gewaltfamer Aufrüttlung aushecken kann, sann er ernsthaft nach. Wie wär's, wenn er sich eines unglücklichen Kindes, das ihm irgendwo in dem Weg laufen würde, annähme und eine Seele rettete? Oder wenn er dem ersten hübschen Mädchen, das ihm auf der Straße begegnen würde, folgte und sich Mühe gäbe, sich ernsthaft in dasselbe zu verlieben? Oder wenn er sich in einer ganz entlegenen und verruchten Gegend der Stadt eine möblirte Wohnung mietete oder auf einen beliebigen Bahnhof ginge und der ersten besten hübschen Person, die irgendwohin führe, folgte?

Inzwischen traf er wirklich alle Veranstaltungen wie zu einer kleinen Reise. Er erlebte einige Briefe, die längst der Beantwortung harren, er

brachte die Sache mit seinem Bankier in Ordnung, er überzählte seine Baarschaft, die immer noch ausreichte, um ihm zu gestatten, eine Vergnügungsreise von drei bis vier Wochen zu unternehmen; er machte sich bedächtlich zum Ausgehen bereit und sagte seinem Diener, es wäre möglich, daß er einige Tage nicht nach Hause komme. Fritz war ein wohlgeschulter Diener und wunderte sich über nichts, was sein Herr that oder unterließ.

Es war gegen zwei Uhr Nachmittags, als Gustav auf die Behrenstraße trat. Einen Augenblick blieb er unschlüssig vor der Hausthür stehen, ob er rechts nach der Hedwigskirche oder links nach der Wilhelmstraße abbiegen sollte. Ein schmutziger Dienstmann tappete schwerfällig an ihm vorüber; Gustav beschloß, ihm zu folgen. So gelangte er durch den Durchgang der kleinen Mauerstraße unter die Linden. Vor den dort angebrachten Schaukästen der Photographen blieb er stehen und besah die ausgehängten Bilder. Es waren meistens mehr oder weniger bekannte Künstlerinnen in interessanten Stellungen, und die weniger bekannten kannte er am besten. Eines dieser Bilder erregte durch seine Verneinung alles Komödiantenhaften sein besonderes Wohlgefallen. Es war das Bildniß eines sehr jungen, hübschen Mädchens mit auffallend großen Augen, die unter langen, faustgeschwungenen Wimpern mit dem entzückenden Ausdruck eines verwunderten Kindes in die Welt schauten, mit einer etwas niedrigen Stirn, einer edelgeschnittenen Nase, einem reizenden frischen Munde. Das volle, schlichte blonde Haar war in einen einfachen Knoten geschlungen. Der ganze Zauber der Jungfräulichkeit, die holde Anmuth der ersten Jugend waren über das liebliche Gesicht ausgegossen.

„Da hätten wir ja eigentlich schon, was wir brauchten,“ sagte sich Gustav. „Ich brauchte nur zu dem Photographen zu gehen, auszukundschaften, wer das reizende Mädchen ist, brauchte die Unbekannte nur aufzufinden, mich in sie zu verlieben, von ihr geliebt zu werden, und Alles wäre in schönster Ordnung. Aber ich kenne nich! Ich weiß im Voraus, daß da wieder die Schlange unter dem Stein lauert. Fünf zu eins wette ich, daß mit dieser Unbekannten irgend etwas nicht stimmt. Entweder stößt sie mit der Zunge an, oder sie hat schlechte Zähne, oder sie ist unerlaubt langweilig — nein, langweilig kann sie nicht sein; dazu ist sie zu hübsch! Aber sie wird jedenfalls schon verlobt oder verheirathet sein, wenn ich sie finde. Das Original der Photographie bleibt mir übrigens für alle Fälle; vielleicht finden wir doch noch etwas Besseres.“

Er ging durch das Brandenburger Thor und schlenderte langsam an den Bäumen hin durch die Lennéstraße die Thiergartenstraße entlang. Der sonnigwarme Tag hatte den Thiergarten mit Spaziergängern stark bevölkert. Gustav musterte sie alle; es begegneten ihm manche junge Frauen und Mädchen, die ihm wohlgefielen, aber er wurde offenbar sehr wenig beachtet. Er wunderte sich zunächst darüber, und es verdroß ihn sogar ein wenig, daß seine lebhaften und herausfordernden Blicke keiner besonderen Theilnahme

begegneten. Nach einiger Zeit machte er sich indessen klar, daß die jungen Mädchen, die ihm zufällig entgegenkamen, von seinen Absichten doch keine Kenntniß haben und also auch nicht wissen konnten, wie er an einem sogenannten Wendepunkte seines Daseins angekommen zu sein glaubte, und daß jene daher vollberechtigt waren, ihn gerade so viel und gerade so wenig zu beachten wie gestern und an den Tagen vorher. Seinen hochfliegenden Plänen folgte sehr schnell die völlige Entmuthigung; und er war noch nicht zehn Minuten im Thiergarten, als er sich im Geheimen schon die Frage vorlegte, ob es nicht am geschicktesten sei, wenn er ruhig in den Club zurückkehre und den heutigen Tag gerade so verbringe wie alle andern. Aber er hatte doch ein gewisses Gefühl der Scham vor sich selbst und wollte die Flinte nicht gleich in's Korn werfen. Er sah nach der Uhr. Es fehlten noch wenige Minuten an Drei, es war also auf alle Fälle auch noch viel zu früh zum Essen, er wußte, daß er um diese Stunde keinen seiner Bekannten antreffen würde.

Gustav war langsam bis zur Höhe der Regentenstraße die Thiergartenstraße hinaufgegangen. An dem schmalen Wasserarm, welcher die Luiseinsel umfließt, ist da ein dreieckiger Raum freigelegt, in den drei Seitenalleen münden, und dort sind auch einige Ruhebänke angebracht. Er setzte sich auf die erste Bank, die dem Hauptspazierwege am nächsten ist, und zeichnete, ohne sich etwas Besonderes dabei zu denken, Figuren in den Sand. Durch die Bäume und Sträucher, die eben das erste Grün ansehten, leuchtete der weiße Marmor des Denkmals der Königin Luise. Einige Schritte von ihm quälte sich eine englische Gouvernante mit einem ungezogenen modisch ausgeputzten krausköpfigen Jungen ab, der durchaus in den Thiergarten gehen wollte, während seine Begleiterin darauf bestand, ihn auf die Promenade zu führen. Spaziergänger, einzeln und in Gruppen, kamen an ihm vorüber, ohne irgend etwas Auffälliges zu zeigen und ohne ihn zu beachten. Auch nicht Einer unter diesen entsprach nur annähernd seiner Forderung, ihn durch Außergewöhnliches zu reizen. Er hatte schon mehrmals den Entschluß gefaßt, wieder aufzustehen und weiterzuschlendern, aber die Trägheit, die ihn meisterte, vereitelte sein Vorhaben.

So mochte er wohl eine halbe Stunde langsam abgethan haben, als er plötzlich aus seiner Theilnahmslosigkeit aufgerüttelt wurde. Von der Thiergartenseite her kam in ungewöhnlich schnellem Schritt ein Herr daher, der spähend in die verschiedenen Seitenalleen ausblickte, die kleine Richtung in der Nähe des Wassers umging, dann die Thiergartenstraße rechts und links aufmerksam hinauf und hinab musterte und endlich entschlossen auf ihn zuschritt. Mit einem eigenthümlich besangenen Nöcheln lüftete er den Hut und fragte mit kurzem, vom schnellen Gange noch behindertem Athem:

„Entschuldigen Sie, mein Herr, eine Frage: sind Sie schon lange hier!“

„Seit einer halben Stunde.“

„Wissen Sie das genau? — Ich bitte um Verzeihung, wenn ich mich darnach erkundige, es liegt mir viel daran.“

„Ganz genau. Ich habe nach der Uhr gesehen, als ich mich hier niedergelassen habe; es fehlten einige Minuten an drei Uhr.“

Das Gesicht des Fremden leuchtete auf. Mit derselben Befangenheit und mit derselben Höflichkeit fuhr er fort:

„Ist Ihnen hier irgend etwas aufgefallen — ich meine, haben Sie irgend Jemand bemerkt — etwa eine Dame . . . vielleicht sind es auch zwei Damen gewesen?“ —

„Es sind verschiedene Damen hier vorübergegangen.“

„Diejenige, die ich meine, müßte Ihnen aufgefallen sein: über mittelgroß, sehr schlank, mit lichtblondem Haar und großen schönen dunkelblauen Augen.“

Gustav dachte bei dieser Beschreibung unwillkürlich an die Photographie, die er vor Kurzem aufmerksam betrachtet hatte, und lächelte.

„Nein,“ antwortete er, „die Dame, die Sie beschreiben, ist nicht hier gewesen.“

Der Fremde griff wieder an den Hut und sagte, indem er sich höflich verbeugte:

„Dann danke ich Ihnen, und ich bitte noch einmal um Vergebung, daß ich Sie mit meinen Fragen behelligt habe.“

Er wandte sich kurz ab, warf noch einen Blick auf die Thiergartenstraße, umschritt noch einmal die kleine Dichtung und nach einer abermaligen Musterung der Seitenalleen setzte er sich endlich auf dieselbe Bank, auf der Wöhrlingens Platz genommen hatte, aber an das andere Ende, nachdem er zuvor mit seinem großen rothseidenen Taschentuch den Sitz und die Lehne bedächtig abgeklopft hatte.

Gustav betrachtete den Fremden mit Aufmerksamkeit. Derselbe hatte durch die Gutmüthigkeit seines Ausdruckes, die Bescheidenheit seiner Sprache und die Tadellosigkeit seiner Haltung einen sympathischen Eindruck auf ihn gemacht. Der Fremde mochte etwa in der Mitte der Fünfziger stehen. Seine Gesichtsfarbe war zwar gut, aber er sah doch sehr zart, beinahe schwächlich aus. Der lange Vollbart spielte schon stark ins Graue hinüber. Der Herr war außerordentlich gepflegt und sauber, namentlich war das Haupthaar mit einer gewissen Koletterie geordnet und an den Schläfen zu Locken kunstvoll gewirbelt. Unter den ziemlich starken Brauen hatte das gutmüthigste und harmloseste Auge Gustav angeblickt. Bedeutend war der Mann gewiß nicht. Der hervorstechende Zug des regelmäßigen und ziemlich gewöhnlichen Gesichtes war eben die Gutmüthigkeit. Auch seine Kleidung bekundete die peinliche Sorgfalt, die er auf sein Aeußeres zu legen schien. An dem etwas altmodisch geschnittenen Ueberrock, der militärisch bis oben zugeknöpft war, war nicht ein Stäubchen zu sehen. Der Hut, der gleichfalls, nach der stark geschweiften Krempe zu schließen, einem ziemlich alten Jahrgange angehören mußte, war auf das gewissenhafteste gebürstet. Trotz des trockenen, schönen, warmen Wetters trug er Galoschen und einen Regenschirm.

Gustav hätte dem Herrn ein Duzendmal im Laufe eines Tages begegnen können, ohne daß er ihn bemerkt hätte. Heute aber, da er auf der Suche nach Außergewöhnlichem war, wollte er sich durchaus einreden, daß sein harmloser Nachbar etwas Eigenthümliches besitzen müsse.

„Auf wen wartet der Mann?“ fragte er sich. „Wer ist die Blondine mit den großen Augen? Seine Tochter? — Ein Vater, der auf seine Tochter wartet, sieht anders aus. Seine Braut?“

Mit ungläubigem Lächeln gab er sich selbst die Antwort auf diese Frage. Aber seine Neugier war nun einmal gereizt, und er verspürte nicht geringe Lust, mit dem Fremden eine Unterhaltung anzuknüpfen, welche ihm über das, was er zu erfahren wünschte, vielleicht Auskunft geben würde. Er schwankte indessen; denn er hatte das Gefühl, daß die Lösung dessen, was ihm jetzt räthselhaft erschien, vermuthlich der allgewöhnlichsten Art sein würde, und daß er nur eine abermalige Enttäuschung zu gewärtigen hätte. Aber gleichviel, er wollte es darauf ankommen lassen. Er besaun sich einige Augenblicke, wie er das Gespräch einleiten solle, und es fiel ihm, wie in solchen Fällen immer, nichts Bescheidtes ein.

„Sie scheinen auch auf Jemand zu warten?“ sagte er, während er sich zu dem Herrn hinüberwandte; und nachdem er auf diese Frage keine Antwort erhalten hatte, fuhr er nach einer kurzen Pause fort:

„Ich warte auch. Und wie merkwürdig! — Sie warten auf eine blonde Dame, ich auf eine brünette.“

Der Fremde verzog keine Miene. Gustav ließ sich jedoch nicht entmuthigen. Nach einigen Augenblicken fuhr er wiederum fort:

„Ich bin etwas ungeduldiger Natur, und das Warten langweilt mich sehr. Wenn Sie nichts dagegen haben, wollen wir ein wenig miteinander plaudern, das wird uns Beiden die Zeit vertreiben helfen.“

Der Fremde erröthete flüchtig wie ein schüchternes Kind. Er lächelte mit dem Ausdruck großer Verlegenheit und sagte stoßend:

„Entschuldigen Sie, wenn ich unhöflich erscheine und auf Ihr freundliches Anerbieten nicht eingehe. Ich muß aufpassen, und das Sprechen zerstreut mich. Also nehmen Sie es nicht für ungut, wenn ich schweige und auf Ihre Fragen nicht mehr antworte. Ich bitte Sie nochmals höflich um Vergebung.“

„Bitte, bitte,“ sagte Gustav, der nun an der Persönlichkeit seines Nachbarn wirkliche Theilnahme zu fühlen begann.

Das war ja offenbar kein gewöhnlicher Mensch! Dahinter mußte doch etwas stecken! Ein Mann, der um vier Uhr Nachmittags im Thiergarten aufpassen muß und nicht sprechen will, damit er seine Aufmerksamkeit nicht zersplittert, — da war ja jenes Geheimnißvolle, auf das er sahnete und das es zu erforschen galt. Die Lösung dieses Räthfels konnte voraussichtlich einen gelangweilten Müßiggänger wie ihn wenigstens einige Stunden, vielleicht gar einige Tage beschäftigen. Es war für Gustav eine beschlossene Sache: so leichten Kaufs sollte der Fremde nicht davontommen. Es mußte festgestellt

werden, wer der Mann ist, was er treibt, wie es um die Blondine steht, die er hier erwartet, mit einem Worte, der ganze geheimnißvolle Roman mußte entschleiert werden! . . . Freilich, wenn er sich die Sache recht überlegte, zu einem interessanten Romanhelden war dieser schlichte Mann mit dem unbedeutenden Gesicht, dem glänzenden Hute, dem hochzugeknöpften Ueberzieher, den Galoschen und dem Regenschirm recht wenig geeignet! Aber weshalb sollte der Schein, der so oft trügt, nicht auch mit ihm sein trügerisches Spiel treiben? Wer konnte wissen, wie unergründlich tief dieses stille Wasser war? Gustav entwarf einen großartigen und um so phantastischeren Schlachtplan, als es ihm an jeder sachlichen Unterlage mangelte. Während er mitten in seinen kühnen Entwürfen saß und den Fremden, der sich ab und zu erhob und seinen Rundgang um den dreieckigen Platz angetreten hatte, nicht aus den Augen ließ, wurde er plötzlich von einem Bekannten angerebet.

„Was treibst Du denn hier?“ fragte ihn ein eleganter junger Mann. Es war Edgar von Käßler, derselbe, an den Gustav in der vergangenen Nacht eine erhebliche Summe verloren hatte. Gustav war nicht sehr erbaut von der Begegnung und antwortete ziemlich kurz:

„Ich fange Grillen.“

Edgar, der auf den Fußspitzen vor ihm wippte und mit seinem Stöckchen an die Weinkleider klatschte, machte irgend eine Bemerkung, die sich auf den gestrigen Abend bezog; aber Gustav war gar nicht zum Späßen aufgelegt. Er hatte sich in der stillen Betrachtung des Fremden, — wie er erst jetzt, da er gestört worden war, bemerkte, — eigentlich sehr gut unterhalten; und es war ihm nun unangenehm, daß er auf einmal wieder an den Club, an sein gewöhnliches Leben erinnert wurde. Er lehnte Edgars Aufforderung, ihn zu begleiten, energisch ab.

„Hast Du ein Rendezvous?“ fragte Edgar.

„Vielleicht.“

„Dann hast Du wenigstens gute Gesellschaft,“ fuhr Edgar fort, auf den Fremden deutend, der gerade an dem Wasserarm bei der Luiseninsel auf- und niederging.

„Wieso?“ fragte Gustav.

„Nun, es ist doch das bekannte Standquartier des edlen Daniel Toggenburg.“

„Daniel Toggenburg?“

„Solltest Du der einzige Berliner sein, der das merkwürdigste Original des Thiergartens nicht kennt? — Da geht er, der Mann mit dem eigenthümlichen Hüftenrock und dem grauen Barte.“

„Nun, was ist mit dem?“

„Ich weiß es nicht. Die Leute nennen ihn Daniel Toggenburg, wahrscheinlich weil er immer wartet. Ich weiß nur, daß man ihn unfehlbar an jedem Tage, ob Regen, ob Sonnenschein, bei Wind und Wetter zur selben Stunde, zwischen drei und halb fünf Uhr, hier an derselben Stelle findet.“

Und so saß er viele Tage,
 Saß viel Jahre lang,
 Harrend ohne Schmerz und Plage . . .“

„Ich bin oft genug hier entlang gekommen, mir ist er nie aufgefallen.“
 „Wem sollte der Mann auffallen? Ich habe ihn auch erst bemerkt, nachdem man mich auf ihn aufmerksam gemacht hatte.“

„Was will denn der Mann hier?“

„Keine Ahnung! Ich habe auch schon Diesen und Jenen gefragt, aber Niemand hat mir Auskunft geben können, Er gehört eben zum Thiergarten; dabei beruhigt man sich. Der Mann wird an Congestionen leiden; wahrscheinlich hat ihm der Arzt regelmäßige Spaziergänge verschrieben . . . Kommt Du mit?“

„Nein. Ich habe hier noch zu thun.“

„Man sieht Dich doch zum Essen im Club?“

„Vielleicht, vielleicht auch nicht.“

„Auf Wiedersehen.“

„Auf Wiedersehen.“

Edgar hatte eine bekannte Dame und deren hübsche Tochter erblickt und versuchte mit beschleunigten Schritten dieselben einzuholen. Gustav blickte ihm fast geringschätzig nach. Wie schal und unwürdig erschien ihm das Treiben eines Edgar von Köppler, der einer jeden Schürze nachlief! Wie viel vornehmer und ernsthafter dünkte ihn seine Beschäftigung, nachdem er nun sein Ziel erkannt und seinem Leben einen Inhalt zu geben beschlossen hatte! Hier galt es eine Menschenseele ergründen, nicht mehr und nicht weniger.

Oder vielleicht doch etwas weniger?

Der Zweifel regte sich bescheiden in Gustavs Gemüth. Am Ende war es doch nur flüchtige Laune und kindische Neugier? — Aber nein, Gustav wollte sich die Reinheit seines Vorhabens nicht trüben und das, was vielleicht edel werden konnte, nicht von unlauteren Kleinlichkeiten anstecken lassen. Hier war ein ruhiger, offenbar anständiger Mann, der etwas ganz Ungewöhnliches that; vielleicht konnte dem Manne geholfen werden — und weshalb hätte er nicht der Helfer werden können?

Um halb fünf Uhr hatte der Fremde nach der Uhr gesehen und sich ruhig, nachdem er Gustav wie zum Abschiede noch begrüßt hatte, durch den Thiergarten entfernt. Gustav folgte ihm in einiger Entfernung. Der Fremde hatte sich noch einige Male umgesehen, aber Gustav, der den Blicken Daniels auszuweichen gesucht hatte, nicht bemerkt. Daniel ging durch den Thiergarten, bog dann in die Dorotheenstraße ein und setzte nun bis zur Spree seinen Weg fort. Er ging über die Insel bei dem Museum vorbei, über die kleine Cavalierbrücke bis zum Neuen Markt. Gustav hatte ihn scharf im Auge behalten.

Auf einmal aber war Daniel wie in einer Versenkung verschwunden. Obgleich Gustav geborener Berliner war, kannte er die Gegend, in die ihn

Daniel gelockt hatte, so gut wie gar nicht. Die Physiognomie der Stadt erschien ihm gänzlich verändert. Vielleicht war er schon einmal auf dem Neuen Markt gewesen, vielleicht auch nicht. Aber wo war Daniel geblieben? War er hier in ein Haus eingetreten? — War er weiter gegangen?

Gustav stand vor einem ganz schmalen Durchgange, der eher an eine venetianische Gasse als an eine Straße des breitgebauten Berlin erinnerte. Auf's Gerathewohl durchschritt er dieselbe und sah nun vor sich eine merkwürdige Kirche, die er gewiß noch nie gesehen hatte. Und richtig, nun bemerkte er, wie Daniel da in der Ecke des Platzes auf der obersten der drei steinernen Stufen, die zur Thür des gelben Hauses hinaufführten, stand, seinen Drücker zog und das Haus öffnete.

Mit aufrichtiger Ueberraschung und Befriedigung blickte Gustav um sich. Es war ihm, als habe er eine Entdeckung gemacht. Er konnte es nicht fassen, daß man einen solchen Fleck mitten in dem modernen Berlin finden könne. Inmitten des geräuschvollen Treibens der geschäftigen Großstadt dieser friedliche Ruhepunkt wie eine große Pause in den rauschenden Misch-tönen unsres hastigen Daseins. Das Alles stimmte so richtig zu einander! Hier mußte der Sonderling wohnen, dem Gustav gefolgt war — da in dem gelbgetünchten, faubern alten Eckhause, in dessen kleinen runden Fensterscheiben das röthliche Sonnenlicht glitzerte. Von diesem Fenster aus mußte er hinab-blicken auf den schmalen Steg vor ihm, und hinüberblicken auf den alterthümlichen, von der Zeit ganz geschwärzten Bau der schönen Marienkirche. Wie feierlich und friedlich erhob sich dieses ehrwürdige Gebäude aus der Mitte der unansehnlichen stillen alten Häuser, die sich von drei Seiten her hart an die Kirche herandrängten und bis zu deren Mauern nur einen ganz schmalen Weg freiließen. Da wucherte das Gras aus den Fugen zwischen den schlecht behauenen Pflastersteinen hervor. Hier stockte aller Verkehr. Jahre mochten vergehen, bis sich ein müßiger Spaziergänger von ungefähr hierher verirrt. Nur von den spärlichen Bewohnern der wenigen Häuser, die überhaupt einen Zugang zu dem Kirchhofe hatten, wurde dieser Platz betreten. Die meisten dieser Häuser waren Hintergebäude der zu den anliegenden Straßen gehörenden Baulichkeiten.

Es war ganz unheimlich still. Alle Fenster waren geschlossen. Nur gedämpft drang das Geräusch von den in den belebten Nachbarstraßen dahin-rollenden Lastwagen und Droschken bis hierher. Unwillkürlich trat Gustav ganz behutsam auf, als fürchte er, Jemand aus dem Schlafe zu wecken, während er langsam an der Kirche entlang ging. Dann blieb er vor einem grob zurechtgehauenen Steinkreuz am Eingange der Kirche stehen. Er betrachtete dasselbe, das darauf hindeutete, daß es hier etwas zu gedenken gab. Hier mußte sich in grauer Vergangenheit etwas Sonderbares zugetragen haben, vielleicht etwas Schreckliches, das durch das Zeichen der christlichen Barmherzigkeit hatte gesühnt werden sollen. Gustav besaß keine Veranlagung zu sentimentalen Regungen, aber es kam doch etwas Seltsames über ihn, wie ein Schauer aus fernem finstern Tagen. Mit einem beinahe andächtigen Ge-

fühl stand er vor dem ernstern dunkeln Gotteshause. Er betrachtete die schönen alten Schmiedearbeiten, die, nach ihren edel geschwungenen Linien zu schließen, aus dem Anfange des sechszehnten Jahrhunderts herrühren mochten. Dann blickte er wieder auf die alten reizlosen Häuser, die hier eine so harmonisch abgestimmte Umgebung bildeten. Es regte sich noch immer kein Zeichen des Lebens, und dabei war der Tag doch so licht und die Sonne so freundlich. Um so unheimlicher wirkte dieser stille Platz. Ihm war zu Muth, als habe hier ein geheimnißvolles gewaltfames Naturereigniß alles Lebende ertödtet, als sei Alles ausgestorben, oder durch eine unerklärliche Gewalt verzaubert. Er empfand eine ganz seltsame Beklommenheit, die ihm doch wiederum sehr reizvoll erschien. Wie befreit athmete er auf, als er von der andern Seite des Platzes her fröhliche, helle Kinderstimmen vernahm. Er umschritt die Kirche. Nach der einen Seite hin waren die Häuser scheu zurückgewichen und hatten einen größeren Platz freigelassen, auf dem sich eine Schaar kleiner Jungen und Mädchen heruntummelte. Sie blickten erstaunt zu dem fremden Herrn auf, der ihnen eine ungewöhnliche Erscheinung war. Auf einen Augenblick verstummte das helle Lachen, aber nur auf einen Augenblick; das Spiel wurde unbekümmert um den Zuschauer fogleich wieder aufgenommen.

Eine kleine Weile hatte Gustav dem Treiben der Kinder zugeguckt, als er bemerkte, wie aus dem Hause, in dem Daniel verschwunden war, ein Dienstmädchen trat, das einen Korb am Arme trug. Das Mädchen ging, ein Liedchen trällernd, an ihm vorüber und war verschwunden, ehe er seinen Voratz, es anzusprechen, hatte ausführen können. Er sagte sich aber sehr richtig, daß es jedenfalls wiederkommen müsse, und da er schon einige Stunden mit Warten zugebracht hatte, so machte es ihm nichts, daß er etwas versäumte; wußte er doch, daß er's nachholen konnte. Und richtig, nach einer kleinen Viertelstunde sah er das Mädchen durch die Gasse wieder auf den Marienkirchhof zurückkommen. Jetzt ging er entschlossenen Schrittes auf sie zu. Es war ein dralles, hübsches junges Mädchen mit rothen Backen und rothgearbeiteten, starken Händen. Im Verkehr mit Diensthöten hatte Gustav eine gewisse Technik erlangt. Während er Daumen und Zeigefinger mit einer Geberde, die jeder dienstbare Geist versteht, in die rechte Westentasche steckte, sagte er:

„Einen Augenblick, schönes Kind! Sie können mir eine Auskunft geben. Wie heißt der Herr, der in dem Hause da wohnt — ich meine den Herrn, der immer im Thiergarten spazieren geht?“

„Ach so, Sie meinen Herrn Daniel Möllmann?“

„Sawohl, ich meine Herrn Daniel Möllmann.“

Er drückte dem Mädchen, das sich ein wenig, aber nicht zu viel sträubte, einen Thaler in die Hand.

„Und was treibt Herr Daniel Möllmann? Hat er ein Geschäft?“

„Nein, das glaube ich nicht.“

„Also Sie sind nicht in dessen Diensten?“

„Ich diene eine Treppe höher.“

„Erzählen Sie mir doch etwas von diesem Herrn Daniel Wöllmann. Was macht er denn den ganzen Tag?“

„Ach, von dem ist nicht viel zu erzählen! Es ist ein wunderlicher Herr. Er sagt nie ein Wort. Er hat eine alte Aufwartefrau, die ihm auch kocht und die auch kein Wort spricht. Die Leute sagen, daß er ein ganzes Zimmer voll alter Töpfe und Krüge hat; er ist ein Sammler, sagen die Leute.“

„Mehr ist nicht von ihm zu sagen?“

„Ich weiß wirklich nicht mehr. Er geht jeden Mittag aus und kommt immer um dieselbe Zeit nach Hause, so um ein Viertel auf sechs Uhr, sonst sieht und hört man nichts von ihm.“

„Also er sammelt alte Krüge, das ist das Einzige, was Sie von ihm wissen?“

„Ja, so sagen die Leute im Hause. Ich habe noch keine gesehen, aber ich bin erst seit einem halben Jahr hier im Dienst.“

„So! dann danke ich Ihnen.“

Das Mädchen nickte freundlich und trat in das Haus, in dem Daniel Wöllmann wohnte. —

„Wie lange so ein Tag währt, wenn man nur die Stunden nützlich und ausgiebig verwerthet,“ sagte sich Gustav, als er sich mit einer gewissen Ueberwindung von der Stelle abwandte, die ihm so schnell durch ihre Eigenthümlichkeit lieb geworden war. Die alte heisere Glocke der Marienkirche schlug gerade halb sechs, als er durch die schmale Gasse in die Bischofsstraße einbog und sich der Friedrichsstadt zuwendete, die er bisher in particularistischer Ueberhebung als das eigentliche und alleinige Berlin betrachtet hatte. Es war ungefähr dieselbe Zeit, zu der er gewöhnlich seine mit behaglichem Luxus eingerichtete Junggesellenwohnung verließ, um auf einem kleinen Umwege den Club zu erreichen. Sonst hatte er bis zu dieser Stunde noch gar nichts Vernünftiges gethan; er hatte die Vermischten Nachrichten und den Localklatz in den Zeitungen gelesen, den Tanz oder Gassenhauer aus der neuesten Operette auf dem Clavier geklimpert, in irgend einem Roman geblättert — das war Alles. Wie viel voller, wie viel ereignißreicher erschien ihm der heutige Tag! Wie fruchtbringend versprochen die letzten Stunden für die nächste Zukunft zu werden, und was hatte er nicht schon alles erfahren und festgestellt!

Was hatte er nicht alles erfahren!

Gustav wiederholte für sich diesen Satz, und er mußte lächeln. Es war doch eigentlich nicht viel. Er war mit einem unansehnlichen Manne im Thiergarten zusammengetroffen; er wußte nun, daß dieser zu den regelmäßigen Besuchern desselben gehöre, daß er in einem entlegenen Winkel der Hauptstadt wohne, Daniel Wöllmann heiße und, wenn das hübsche Dienstmädchen ihn richtig unterrichtet hatte, alte Krüge sammelte. Es war in der That nicht

sehr erheblich; aber er war nicht anspruchsvoll und mit der Ausbeute des Tages durchaus zufrieden. Er glaubte sich nun nach gethauer Arbeit die wohlverdiente Zerstreuung gönnen zu dürfen und ging gerade wie alle andern Tage in den Club, dann in das Theater, um nach der Vorstellung in den Club zurückzukehren und mit dem so beliebten Vaccarat den jungen Tag zu begrüßen.

* * *

Seit langen Jahren zum ersten Mal erwachte Gustav mit einem bestimmten Programm. Wie am vorhergehenden Tage machte er sich wieder auf den Weg nach dem Thiergarten, blieb wiederum vor dem Schaufenster des Photographen stehen, betrachtete die Bilder der anspruchsvollen Künstlerinnen und des blonden Mädchens mit den großen Augen und freute sich, als er seinen Freund Daniel an der bestimmten Stelle antraf. Nachdem sie sich gegenseitig artig begrüßt hatten, ging Gustav über den Fahrdamm und trat in die Conditorei an der Ecke der Bendlerstraße. Als er sich hier umsah, hatte er eine ähnliche Empfindung wie gestern, da sich ihm die Geheimnisse des Marienkirchhofes enthüllt hatten. Er machte sich Vorwürfe darüber, daß er seine Vaterstadt bisher so ungenügend gekannt habe. Auch hier stand er einem Widerspruch gegenüber, der ihn reizte: mitten in der vornehmsten, reichsten Gegend der Hauptstadt, in herausfordernder Nachbarschaft mit den Prachtbauten, die redlicher Gewinn und mühelos erworbener Reichtum errichtet hatten — hier, an einem der besuchtesten und schönsten Punkte der Residenz, wo jeder Fußbreit Grund und Boden mit Gold bezahlt wird, stand das alte einstöckige, bis zur Dürftigkeit anspruchslose Haus mit seinem kleinen, winkligen, ungemüthlichen Laden, einer Conditorei allerprimitivster Art, die kaum in der bescheidensten Kreisstadt auf der Höhe der localen Anforderungen stehen würde.

Er trat in den kleinen, unter dem stolzen Namen „Rauchzimmer“ abgetrennten Raum, und da Frau Maukel, die Inhaberin der Conditorei, gerade einen Kunden mit Kaffeekuchen zu versehen hatte, so blieb er einige Zeit allein. Er sah sich in dem schmalen und niedern Stübchen, das jeden Anspruch auf Eleganz und Comfort verschmähte, prüfend um. Den meisten Spaß hatte er an den Bildern, die übrigens den einzigen Zimmerschmuck ausmachten: da hingen die Porträts des Kaisers und des Kronprinzen in elendem Oelfarbindruck mit billigen Fabrikrahmen, und zwei colorirte Genrebilder, offenbar Gratisprämien zu einem Colportageroman; es waren Scenen häuslichen Glücks zu Wasser und zu Lande: ein eleganter Vater mit goldener Uhrkette, der seine Frau mit blonden Locken und einer großen Broche an sich drückt und zu deren Füßen ein blondes Mädchen mit einem großen Hunde spielt, und ein junges Paar im Nachen, das sich zärtlich umschlungen hält, während ein rosiges Bootsmann mit blauer Jacke, auf deren breitem Umschlag ein goldener Anker erglänzt, und mit roth- und weißgestreiften Weinkleidern den Rahn treibt. Gustav bestellte bei Frau Maukel irgend einen Liqueur und ließ sich

mit der Dame in eine Unterhaltung ein, natürlich über Daniel. Die erwartete Bereicherung seiner Kenntnisse wurde ihm leider nicht zu Theil. Frau Maukel wußte über Daniel nichts weiter, als daß er seit langen Jahren unfehlbar zu derselben Stunde an der Luifeninsel anzutreffen sei, und fügte nur hinzu, daß sich früher die Nachbarn über die seltsame Erscheinung beunruhigt und sogar einen Criminalbeamten ersucht hätten, den Mann zu überwachen. Die Nachbarn wären indessen beruhigt worden, als ihnen der amtliche Bescheid zu Theil geworden sei, daß der Herr durchaus nichts Arges im Schilde führe, und ein ganz harmloser Sonderling sei, dessen regelmäßiges Erscheinen an derselben Stelle und zu derselben Zeit wahrscheinlich keine andere Ursache habe, als die Gewohnheit.

„Wir sehen ihn jetzt gar nicht mehr,“ schloß Frau Maukel ihren Bericht; „er gehört zum Thiergarten wie die Bänke und Bäume.“

Der Wunsch Gustavs, Daniel mit irgend einem romantischen Schimmer zu umgeben, flüchtete vor der nüchternen Prosa dieser Auskunft immer weiter in das Reich des Unerfüllbaren. Nach fünf Minuten verließ Gustav die Conditorei und wendete sich wieder der Stadt zu. Daniel machte wie gestern die Runde. Offenbar hatte Gustav den Fall, daß ihm Frau Maukel zu einer Annäherung an Daniel nicht verhelfen könne, vorhergesehen; denn er ging entschlossen seines Weges, wie ein Mann, der weiß, wohin er will. Er nahm denselben Weg, den ihn gestern Daniel geführt hatte. Er hatte in der Straße am Zeughause, in der Nähe der kleinen Brücke, am Fenster eines Hauses allerhand Antiquitäten, namentlich alte Thonwaaren stehen sehen, und dieses Haus war sein Ziel. Er fand es ohne Mühe und trat in die dunklen, mit wurmzernagtem Gerümpel, wie auch mit kostbaren Erbstücken der Vergangenheit vollgepfropften Verkaufsräume ein.

„Ich wünsche einen sehr schönen alten Krug zu kaufen,“ sagte er dem Verkäufer.

Da Gustav in Bezug auf die Zeit, das Land, die Größe und Form keine besonderen Wünsche hatte, sondern als die einzige verlangte Eigenschaft eben nur die Seltenheit und Schönheit hervorhob, so sagte ihm der Händler:

„Ich habe hier ein ungewöhnlich schönes Exemplar eines Apostelkruges.“

„Ein Apostelkrug?“ wiederholte Gustav, der gar nicht wußte, um was es sich handelte. Weshalb sollte er keinen Apostelkrug nehmen?

„Ich muß Sie aber darauf aufmerksam machen,“ fuhr der Verkäufer fort, „daß er nicht ganz billig ist. Wie Sie sehen, ist er vollkommen gut erhalten, ganz scharf in der Modellirung und so schön im Brande, wie man es selten findet.“

„Was kostet denn der Spaß?“ fragte Gustav, der das gereichte Stück mit angenommener Kennermiene betrachtete hatte.

Als der Verkäufer den Preis nannte, ließ Gustav den Krug vor Ueberaschung beinahe aus der Hand fallen. Er überstieg seine Veranschlagung etwa um das Zehnfache. Mehrere hundert Mark für dieses alte thörichte Ding! Er glaubte, der Händler wolle sich lustig über ihn machen.

„Ich habe auch viel billigere,“ fügte dieser hinzu, „hier zum Beispiel den! Aber wenn Sie sich auf die Sache verstehen, werden Sie auf den ersten Blick bemerken, daß zwischen den beiden Exemplaren gar kein Vergleich gezogen werden kann.“

„Das ist richtig, gar kein Vergleich,“ sagte Gustav, der durchaus keinen Unterschied zu bemerken vermochte.

„Und wenn Sie nicht gleich zugreifen,“ fuhr der Verkäufer fort, „so kann ich Ihnen nicht einmal dafür stehen, daß ich Ihnen den Krug heut Abend noch geben kann. Ein Liebhaber handelt bereits darum; wir sind nur noch um eine Kleinigkeit im Preise auseinander, und ich weiß, er wird den geforderten Preis zahlen, denn das Stück ist preiswürdig.“

Gustav lächelte ungläubig.

„Mein werther Herr, die Liebhaber, die sich noch nicht zum Kauf entschlossen haben — die kenne ich! Das sagt man immer.“

Der Verkäufer zuckte mit überlegener Ruhe die Achseln, trat an das alte wacklige Stehpult, auf dem sein Geschäftsbuch aufgeschlagen lag, öffnete eine Schublade und nahm einen Brief heraus, den er Gustav mit den Worten reichte:

„Bitte überzeugen Sie sich.“

Gustav las:

„Wenngleich der Preis, den Sie für den Apostelkrug ange setzt haben, ein sehr hoher ist, so entzückt mich die Schönheit desselben doch derart, daß ich mit mir noch ernsthaft zu Rathe gehen will, ob ich den geforderten Preis zahlen kann oder nicht. Jedenfalls bitte ich Sie, mir bis morgen Abend das Vorkaufrecht zu lassen.

Ergebenst

Daniel Möllmann.“

„Die Frist ist gestern Abend abgelaufen,“ fügte der Händler erklärend hinzu, „aber Herr Möllmann weiß ja, daß man ein solches Stück nicht jeden Tag verkauft, und die Rücksicht für einen so guten alten Kunden würde mich auf alle Fälle dazu veranlassen, Herrn Möllmann zu benachrichtigen, wenn sich ein Käufer für den Krug finden sollte.“

Nun war Gustavs Entschluß gefaßt. Mit der trügerischen Philosophie der Jugend sagte er sich, daß schließlich das Opfer, das er bringen wolle, ein geringfügiges sei, daß er am vorigen Abend eine größere Summe im Baccarat gewonnen habe — den vorhergehenden Tag des Verlustes hatte er schon wieder vergessen.

„Und Herr Möllmann ist Kenner?“ fragte Gustav.

„In Thonwaaren eine erste Autorität.“

„Also, um es kurz zu machen: ich nehme den Krug. Sie brauchen Herrn Möllmann nichts davon zu sagen. Der Krug ist für ihn bestimmt.“

Der Händler warf einen mißtrauischen und fragenden Blick auf den jungen Menschen, der übrigens selbst das Bedürfniß fühlte, seine Aussage glaubhaft zu machen.

„Ich kenne Herrn Müllmann . . . am Marienkirchhof — Sie sehen, ich weiß Bescheid.“

Dem Verkäufer war es ganz erwünscht, den Worten des jungen Mannes Glauben zu schenken, um die Rücksicht auf den alten Kunden, von der er vorhin gesprochen, fallen lassen zu können. Er verpackte den Krug, strich das Geld ein, und Gustav zog mit der erworbenen Rarität unter dem Arme vergnügt von dannen.

Die halbe Stunde, die er noch zu verbringen hatte, bis er sicher war, daß er Daniel zu Hause treffen würde, verging ihm in einem Wirthshause ziemlich langsam. Als die Zeit gekommen war, nahm er eine Droschke, fuhr bis zum Neuen Markt an den kleinen Durchgang zum Marienkirchhof und trat gerade, als die heisere Glocke der Marienkirche wieder halb Sechß schlug, beherzt in das stille Eckhaus ein.

Von dem Dienstmädchen hatte er gehört, daß Daniel im ersten Stock wohne, und dort läutete er. Es verging eine geraume Zeit, bis ihm geöffnet wurde. Eine alte Frau von strahlender Reinlichkeit, mit weißer Schürze und weißer Haube auf dem doppelt gescheitelten grauen Haar, mit breitem Gesicht, mit breiter Nase und breitem Munde stand vor ihm. Gustav hatte sich darauf gefaßt gemacht, daß er nicht ohne Weiteres vorgelassen werden würde. Er sagte also:

„Ich komme, um in einer sehr dringlichen Angelegenheit Herrn Daniel Müllmann zu sprechen. Wollen Sie ihm sagen: der Herr, mit dem er gestern im Thiergarten gesprochen, habe einen Dienst von ihm zu erbitten, eine Auskunft.“

„Bitte nur einen Augenblick hier zu verziehen,“ sagte die Frau und verschwand. Nach einer kurzen Zeit kam sie zurück mit dem Bescheid: „Herr Müllmann läßt bitten.“

Das Zimmer, in das Gustav geführt wurde, war leer. Es übte in seiner Eigenthümlichkeit eine tiefe Wirkung auf ihn. Es war das Zimmer eines Sammlers und Sonderlings, wie man es sich nur ausmalen kann. Die beiden Fenster nach dem Marienkirchhof hatten stark verbleite gelbliche Rußenscheiben, durch die das Licht gedämpft in den traulichen Raum einbrang. Die für die mäßigen Verhältnisse des Raumes etwas großen Möbel gehörten keinem besonderen Stil an. Sie mochten aus den fünfziger Jahren stammen; sie waren aus hellem Ahornholz gefertigt, das mit seiner eigenthümlichen Maserung und seinen launischen schwarzen Punkten freundlich und behaglich wirkte. Das Sopha und die Lehnstühle waren mit schwarzem Roßhaartoff überzogen. An den Wänden ringsum liefen, von einfachen Consolen getragen, zwei Reihen Gemälde, auf denen in sorgsamer Anordnung Krüge, Kannen und andere thönerne Gefäße aufgestellt waren, in interessanten Formen, in lustigen Farben. Einer der Krüge, der an sichtbarster Stelle gerade dem Schreibtisch gegenüber hingeseht war, mußte wohl schadhast sein. Er war mit einer Art Gaze überzogen. In der Mitte der größten Wand

stand ein schlichter Glaschrant ohne Verzierung, dessen Inhalt durch grünseidene Vorhänge verborgen wurde, wahrscheinlich die Bibliothek. Auf den Schrant war eine mächtige sehr kunstvoll gearbeitete Kanne gestellt, die das Prachtstück der Sammlung zu sein schien. Der alte grüne Ofen war von besonderer Schönheit. In der Mitte der Stube stand auf einem einfarbig braunen schlichten Teppich ein sehr großer Tisch mit Schreibzeug, einer Schreibunterlage und verschiedenen Wildermappen, alles mit pedantischer Genauigkeit symmetrisch geordnet und in tadellosem Zustande.

Eine neue Welt für Gustav, eine Zaubervelt, die ihn ganz weich stimmte und rührte. Er fragte sich schon, was ihm die Berechtigung gäbe, in dieses Reich des Friedens und der Beschaulichkeit wie ein wilder Eroberer einzubringen? Er bedauerte beinahe, nun, da er am Ziele war, daß er dieses Ziel überhaupt angestrebt hatte. Da ging die Thür auf, und Herr Daniel, der offenbar erst etwas Toilette gemacht hatte, trat mit freudlichem Lächeln ein und begrüßte ihn artig. Er nöthigte Gustav Platz zu nehmen und fragte, womit er ihm dienen könne. Zunächst etwas stockend, aber im Laufe des Gesprächs immer zuversichtlicher fortfahrend, sagte Gustav:

„Zufällig habe ich gehört, daß Sie sich auf alte Thonwaaren gut verstehen; und man braucht sich hier nur umzusehen, um die Gewißheit darüber zu erlangen. Ich sammle auch — das heißt — eigentlich nicht; aber ich habe zufällig vor einiger Zeit von einem Bekannten einen Apostelkrug zum Geschenk bekommen, und ich möchte mich vor allen Dingen über die Echtheit beruhigen. Ich habe ihn gleich mitgebracht, . . . da ist er.“

Er hatte den Krug ausgewickelt und reichte ihn Daniel. Dieser trat an das Fenster, besah ihn flüchtig und blickte dann lächelnd zu Gustav hinüber.

„Vor einiger Zeit?“ fragte er. „Lange wird es wohl nicht her sein. Vorgestern habe ich den Krug noch in der Hand gehabt. Er kommt von dem Händler am Zeughaufe; es ist ein seltenes Prachtstück.“

Er berührte den Krug, wie man einen geliebten Gegenstand berührt; er streichelte ihn förmlich und seine Blicke hatten etwas wahrhaft Zärtliches.

„Es ist ein Prachtstück,“ wiederholte er.

„So,“ sagte Gustav möglichst gleichgültig. „Ich mache mir eigentlich nicht viel daraus. Ich verstehe nichts davon, und wenn ich wüßte, daß ich Ihnen damit nur eine kleine Freude bereiten könnte, so würde ich mir erlauben, Ihnen das Ding, das für mich gar keinen Werth hat, nach dem ich mich nie gesehnt habe, und das ich nie vermissen werde, als Geschenk anzubieten. Es gehört in diese Sammlung, und erst hier kommt der Krug zu seiner Bestimmung.“

„Sie sind zu gütig,“ sagte Daniel; „aber ich bin wirklich nicht in der Lage, ein so kostbares Geschenk anzunehmen.“

„Aber ich bitte Sie!“

„Ich danke Ihnen sehr für Ihre freundlichen Absichten, aber erweisen Sie mir die Freundlichkeit, nicht mehr davon zu sprechen. Sie wollen mich

doch gewiß nicht kränken. Ich habe nicht die Ehre, Sie zu kennen, und ich sehe keine Möglichkeit, Ihnen jemals einen Gefallen zu erweisen; also ich bitte Sie: nehmen Sie Ihr Eigenthum wieder an sich und wahren Sie es! Es ist ein sehr schönes Exemplar.“

Gustav fühlte, daß er eine Ungeschicklichkeit begangen hatte, und es trat eine kurze Pause der Verlegenheit ein.

„Kann ich Ihnen sonst noch mit etwas dienen?“ fragte Daniel nach einiger Zeit.

„Ja,“ sagte Gustav entschlossen. „Herr Möllmann, ich empfinde es als ein Unrecht, daß ich Sie habe täuschen wollen! Ich will offen und ehrlich mit Ihnen sprechen. Den Krug habe ich mir lediglich verschafft, um eine Anknüpfung mit Ihnen zu finden. Es thut mir leid, daß Sie meinen gutgemeinten Vorschlag nicht so leicht hingenommen haben, wie er gemeint war. Mir würde es angenehm gewesen sein, wenn ich Ihnen eine kleine Freude hätte bereiten können, aber sprechen wir nicht mehr davon, da Sie es nicht wünschen! Das ist ja auch Nebensache. Mich führt etwas Anderes zu Ihnen: Sie interessieren mich, und ich möchte Sie gern kennen lernen. Es ist nicht frivole Neugier, die mich dazu veranlaßt, in Ihren stillen Kreis einzutreten, es ist wirkliche Theilnahme. Wenn Sie mich fragen wollten, aus welcher Quelle diese Gesinnung entspringt, so müßte ich Ihnen die Antwort schuldig bleiben. Ich weiß es selbst nicht. Vielleicht aus dem zwecklosen Müßiggange, aus nichts Anderem — aber gleichviel: ich möchte Ihnen irgendwie nützlich oder angenehm sein können. Ich habe bis jetzt als echter junger Mensch in den Tag hineingelebt, und ich schäme mich vor mir selbst, daß ich die Kraft meiner Jugend und die Vergünstigung meiner Freiheit in gedankenlosem Egoismus, Niemandem zu Liebe, nicht einmal mir selbst zu Gefallen, verzettete. Ich bin etwas abergläubisch, und ich habe mir gesagt: ich will mich vom blinden Zufall leiten lassen, vielleicht führt er mich auf den rechten Weg. Ich bin mit Ihnen zusammengetroffen, und da ist mir der Gedanke gekommen, daß Sie am Ende mein Leiter werden könnten. — Lächeln Sie nicht, Herr Möllmann, es bedarf oft nur eines geringen Anstoßes, um die Kugel in's Rollen zu bringen. Seit Jahren verkehre ich in derselben Gesellschaft, mit Leuten in meinem Alter, in meinen Verhältnissen, deren Vergnügungen die meinigen geworden sind, und von denen ich nicht die geringste Anregung zu erwarten habe. Sie sind ein ganz anderer Mensch als alle die, die ich kenne. Sie haben andere Gewohnheiten, eine andere Umgebung, — versuchen Sie es mit mir! Sie führen ein Einsiedlerleben, und es kann doch vorkommen, daß Sie einmal eines Freundes bedürfen. Dieser Freund möchte ich werden. Verfügen Sie über mich, über meine Jugend, über meine Freiheit! Ich würde Ihnen herzlich dankbar sein.“

Daniel hatte dem jungen Manne mit Ueberraschung und Staunen zugehört. Der Gedanke, daß derselbe etwa einen schlechten Späß mit ihm beabsichtige, tauchte nicht in ihm auf. Dazu war die Sprache zu frei, der Aus-

druck zu natürlich. Er reichte Gustav die Hand und drückte sie. Es verging eine kurze Weile, ehe Daniel antwortete: Es machte ihm offenbar Mühe, seinen Gedanken Ausdruck zu geben. Er wiederholte einigemal:

„Ich danke Ihnen . . . ich danke Ihnen sehr! . . .“ Und dann sagte er: „Der Zufall hat Sie doch nicht glücklich geführt! Ich bin ganz bedürfnislos. Die Leute halten mich sogar für einen Sonderling. Ich wüßte wirklich nicht, wie und wann ich von Ihrem freundlichen Anerbieten Gebrauch machen könnte; denn das, was mich beschäftigt, muß ich allein verrichten. Nochmals danke ich Ihnen herzlich.“

„O, so leicht entgehen Sie mir nicht!“ rief Gustav mit wachsender frischer Zuversichtlichkeit. „Mit der einfachen Zurückweisung meines Antrags ist es nicht gethan. Ich habe es mir nun einmal in den Kopf gesetzt, mich zu Ihnen zu gesellen, und Sie sollen über die Zähigkeit meines Willens und über meine Beharrlichkeit staunen! Ich werde entsetzlich consequent sein, da ich ja doch nichts Anderes zu thun habe. Sie kennen die Geschichte jenes verrückten Engländers, der Jahre lang einem Thierbändiger nachreiste und geduldig auf den Augenblick wartete, da dieser von seinen Löwen aufgefressen werden würde. Ich wünsche Ihnen gewiß alles Gute, und es hat gar keine Wahrscheinlichkeit, daß Sie jemals von irgend einem Raubthiere verzehrt werden. Aber weshalb sollte Ihnen nicht so gut wie jedem andern Sterblichen einmal irgend etwas zustoßen, weshalb sollten Sie sich nicht einmal nach der Hand eines Freundes umzusehen brauchen? Nun, dann werden Sie erstaunt sein, wie ich zur Stelle bin! Ja, Herr Möllmann, ich werde da sein und Ihnen die Hand entgegenstrecken, die Sie nur zu ergreifen brauchen. Ich werde Ihr Schutzengel sein und Ihnen folgen auf Schritt und Tritt, wie dem verstorbenen Paganini die verummte Gestalt seines spiritus familiaris! Also, Sie mögen nun wollen oder nicht: Sie werden mich nicht los, ich bin und bleibe der Ihrige!“

Herr Daniel, der für humoristische Aeußerungen wahrscheinlich nur wenig Verständniß besaß, begnügte sich mit der Antwort:

„Ach, das dürfte Ihnen mit der Zeit doch wohl etwas langweilig werden. Und was sollte mir wohl zustoßen? — Ich habe schon öfter bemerkt, wie sich die Leute — namentlich junge Menschen in Ihrem Alter — in einer mir unverständlichen Weise bemüht haben, mit mir in Verbindung zu treten. Ich habe bemerkt, wie sie mich im Thiergarten beobachteten und mir nachgegangen sind, wie sie sich nach mir erkundigt haben. Das hat gewöhnlich einige Tage gedauert, bei einigen sogar wochenlang, aber schließlich haben sie es doch immer wieder aufgegeben; und gerade so wird es Ihnen ergehen.“

„Sie kennen mich schlecht, aber Sie sollen mich noch kennen lernen.“

„Ich glaube kaum, daß es dazu kommen wird.“

„Also Sie wollen mir gewaltsam ausweichen?“

„Ganz und gar nicht. Sie wissen nun, wo ich wohne, und um diese

Stunde treffen Sie mich täglich zu Hause. Es wird mir immer ein Vergnügen sein, mich mit Ihnen ein Weilchen zu unterhalten. Ich werde auch nicht versäumen, Ihnen meinen Gegenbesuch zu machen. Aber Sie werden meiner bald überdrüssig werden. Ich bin ein einfacher alter Mann; ich bekümmere mich nicht viel um das, was die Leute thun und treiben. Meine einzige Liebhaberei für alte Thonwaaren theilen Sie nicht. Sie werden bald bemerken, daß Sie viel Besseres zu thun haben, als meine Gesellschaft zu suchen. Ich wiederhole Ihnen indessen: ich werde mich jedesmal freuen, Sie hier zu sehen. Nur um Eines bitte ich Sie: suchen Sie mich nicht im Thiergarten auf! Da muß ich ungesellig erscheinen, weil ich da etwas Bestimmtes zu thun habe, das mir jede Zerstreuung untersagt.“

Nachdem Gustav noch einmal feierlich betheuert hatte, daß er die Partie nicht so leicht aufgeben würde, und nachdem er Daniel auf dessen Wunsch seine Adresse gegeben hatte, verabschiedete er sich und fuhr nach Hause.

Er war eigentlich etwas entnuthigt. Es war ihm gar zu leicht gemacht. Er hatte gehofft, daß er den Zutritt zu Daniel mit großer Anstrengung würde erzwingen müssen, daß dieser ihm untersagen würde, in irgendwelche Beziehungen zu ihm zu treten. Das hätte ihn vielleicht angespornt, das hätte seinen Scharfsinn angeregt, seine Thatkraft gestärkt. Nun war er müßelos bei einem alten freundlichen Herrn gewesen, der ihm nicht das geringste Hinderniß in den Weg legte, und der außer seiner gar nicht seltsamen Liebhaberei als Sammler auch nicht das geringste Besondere zeigte: ein Mann wie andere mehr. Und mußte denn seinem regelmäßigen Besuch des Thiergartens ein romantisches Geheimniß zu Grunde liegen? War es nicht viel einfacher, anzunehmen, daß der Mann täglich einen hübschen Spaziergang machen wollte und sich diese Stelle ausgesucht hatte, die ihm am besten gefiel? Oder war es eine Schrulle gewöhnlicher Art, deren Ursprung zu erforschen wahrlich nicht verlohnte? — Gustav hatte schon jetzt einiges Verständniß für die Auffassungen der Nachbarn und der Frau Maukel, die sich um Daniel gar nicht mehr bekümmerten. Das aber mochte er sich einstweilen noch nicht eingestehen. Am nächsten Tage ging er also wieder in den Thiergarten, um sich zu überzeugen, daß Daniel zur richtigen Zeit an der richtigen Stelle wäre; dasselbe that er auch im Laufe der folgenden Wochen einigemale. Er hielt es auch für seine Pflicht, seinen Freund, der ihm richtig seine Karte gelassen hatte, noch einmal zu besuchen; aber weder bei diesem Besuche noch bei dem dritten und letzten, den er ihm machte, ereignete sich irgend etwas, das seine Theilnahme für Daniel hätte wiederbeleben und bestärken können.

Noch einige Wochen gingen über's Land, und Gustav dachte nur in seltenen Fällen und nur flüchtig an den regelmäßigen Gast des Thiergartens. Mit der Erinnerung an Daniel waren auch seine guten Vorsätze, ein neues, vernünftiges Leben anzufangen, immer tiefer in den Schatten gerückt. Er lebte weiter, wie er früher gelebt hatte, und unterhielt sich dabei recht gut. Der Sommer war da, Berlin entvölkerte sich, und Gustav überlegte sich, ob

er nach der Schweiz oder nach Scandinavien gehen wolle. Daniel hatte Recht behalten: Gustav hatte ihn gänzlich vergessen.

In letzter Zeit hatte Gustav auffallend viel von Norwegen gesprochen. Er hatte einen Reiseführer durch Scandinavien gekauft und über das Land mancherlei Neues erfahren; und er fühlte alsbald den natürlichen Drang, die eben errungenen Kenntnisse gelegentlich seinen Freunden als etwas allgemein Bekanntes mitzutheilen.

Es war Anfang Juni. Alles war für die Abreise vorbereitet; morgen oder übermorgen wollte er Berlin verlassen, um die Wunder des Nordens kennen zu lernen. Heute hatte er mit seinen Freunden das Abschiedsmahl eingenommen; er wollte nur eben einmal bei sich vorspringen, um seine Cigarrentasche zu füllen und dann mit seinen Bekannten in der Flora wieder zusammenzutreffen. Als der Diener ihm öffnete, überreichte er ihm zugleich einen Brief, den eine alte Frau gebracht hatte. Gustav erkannte auf den ersten Blick die charakteristischen scharfen Schriftzüge von Daniel Möllmann, die sich von seinem Besuche bei dem Antiquitätenhändler her seinem Gedächtniß eingeprägt hatten. Neugierig öffnete er den Umschlag und las:

„Geehrter Herr und junger Freund!

Es ist die Stunde gekommen, in der ich Sie an Ihr Versprechen erinnern darf. Sie können mir einen Dienst erweisen. Wenn Sie dazu noch immer bereit sind, und wenn es Ihre Zeit erlauben sollte, so möchte ich Sie höflichst bitten, mich recht bald, wo möglich noch im Laufe des heutigen Tages, spätestens morgen Vormittag, mit Ihrem Besuch zu beehren.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Daniel Möllmann.“

Gustav war schnell entschlossen. Er schrieb eine entschuldigende Zeile und sandte dieselbe durch seinen Diener an Edgar von Köppler, der im Club auf ihn wartete. Er selbst nahm eine Droschke und fuhr sogleich zu Daniel. Die alte Frau mit dem breiten Gesicht führte ihn ohne weiteres durch das ihm wohlbekannte Zimmer mit den Buzenscheiben in die anstoßende Schlafstube — ein ganz bescheiden ausgestattetes sauberes Gemach, das ungefähr eben so groß war wie die Wohnstube, wegen des spärlichen Mobiliars aber größer erschien. Dasselbe enthielt eben nur das Bett, einen Kleiderschrank, einen Waschtisch, einen Nachttisch und drei oder vier mit Stroh bestrochene Stühle, — alte steife Möbel aus massivem Mahagoni gefertigt, die mit den Jahren erheblich nachgedunkelt hatten. — Daniel lag im Bett. Er war mit gewohnter Sorgfalt frisirt, und die beiden Locken an den Schläfen waren gerade so gelungen wie an den andern Tagen. Als Gustav in das Zimmer trat, nahm das Gesicht des Kranken den Ausdruck der hellsten Freude an.

„Ich habe mich nicht in Ihnen getäuscht,“ sagte Daniel, indem er Gustav bat, neben seinem Lager Platz zu nehmen. „Ich bin Ihnen aufrichtig dankbar.“

Auf Gustavs theilnahmvolle Frage gab Daniel den Bescheid, daß ihm im Laufe des Nachmittags ein kleiner Unfall zugestoßen sei, der ihn leider für die nächsten Tage an das Bett fessle — seit vollen dreiundzwanzig Jahren zum ersten Male. Er war auf einer der Steinstufen, die zur Hausthür hinführten, ausgeglitten — ein Dienstmädchen hatte dort Wasser verschüttet — er war hingefallen, sein rechter Fuß war umgetnickt, und dabei war eine Sehne übergesprungen. Nur mit großer Anstrengung und starken Schmerzen hatte er sich bis zu seiner Wohnung hinausschleppen können; der sofort herbeigerufene Arzt hatte den schon stark angeschwellenen Knöchel verbunden und für die nächsten Tage die vollkommenste Ruhe anbefohlen.

„Und nun,“ schloß Daniel seinen Bericht, „werden Sie wohl schon errathen, weshalb ich Sie zu mir gebeten habe. Es ist eine große Gefälligkeit, die ich von Ihnen verlange, und ich verüble es Ihnen ganz und gar nicht, wenn Sie mir meine Bitte versagen. Ich werde dann eben sehen, wie ich mir helfen kann. Ich habe schon an meine alte Marianne gedacht; aber es würde mich doch beunruhigen. Ruhig wäre ich, wenn Sie mich vertreten wollten.“

Gustav sah Daniel fragend an. Er verstand ihn offenbar nicht.

„Ich denke,“ fuhr Daniel fort, „daß es sich nur um einige Tage handeln kann, um zwei, drei Tage, nicht mehr. Wenn Sie mir da die Nachmittagsstunden von drei bis halb fünf opfern und anstatt meiner im Thiergarten warten wollten — ich würde Ihnen den Dienst nie vergessen.“

Der junge Mann blickte auf den Kranken, der ihn mit einem rührend bittenden Ausdruck ansah.

„Ich soll Sie an der Luiseinsel ablösen?“ fragte er. „Ich soll da auf Jemand warten? — Aber auf wen denn?“

„Auf die blonde Dame, die ich Ihnen bei unserer ersten Begegnung beschrieben habe.“

„Sie haben sie noch nicht getroffen?“ fuhr Gustav fragend fort.

„Noch nicht,“ antwortete Daniel ruhig. „Aber sie wird kommen, ich weiß es.“

Gustav sah den Alten mit immer erstaunteren Blicken an.

„Aber darüber sind doch nun schon Monate vergangen?“

„Mehr als Monate,“ versetzte Daniel trübe lächelnd. „Aber das thut nichts! Sie wird kommen.“

Es blieb eine Weile still. Gustav betrachtete mit liebevoller Aufmerksamkeit den Kranken, der ruhig, milde lächelnd vor sich auf die weiße Decke blickte und in der Erinnerung an die Vergangenheit die Gegenwart ganz zu vergessen schien. Obwohl Gustav in Daniels Wesen bis zu diesem Augenblick nichts Seltsames und Auffälliges hatte wahrnehmen können, so ward es jetzt für ihn doch zur Gewißheit, daß der alte Herr von einem harmlosen Wahngedanken beherrscht wurde. Er hatte wirkliches Mitgefühl mit Daniel, und er gab sein Vorhaben auf, unter dem berechtigten Vorwande, daß er Berlin am andern Morgen verlassen wolle, eine artig ablehnende Antwort zu geben.

„Ist Ihnen denn so viel daran gelegen?“ nahm er endlich wieder das Wort, „daß ich Sie in den Nachmittagsstunden an der Luiseninsel vertrete?“

„Mehr als ich Ihnen sagen kann.“

„Aber, verzeihen Sie mir, wenn Sie dort schon seit langer, langer Zeit vergeblich warten, so ist die Wahrscheinlichkeit doch eine äußerst geringe, daß ich erfolgreicher sein werde — um so geringer, als ich nach Ihrer unvollkommenen Beschreibung mich sehr leicht irren kann.“

„Ein Irrthum ist unmöglich,“ sagte Daniel ruhig. „Wenn die Dame, die ich meine, kommt, so werden Sie sie auf den ersten Blick erkennen; ich könnte mich einer jeden weiteren Beschreibung enthalten . . . Der Zufall spielt seltsam — ich spreche aus Erfahrung! Der Gedanke, daß sie gerade an einem Tage, an dem ich zur Stelle zu sein verhindert war, mich vergeblich aufgesucht haben könnte, würde mich immer wieder beunruhigen und diese Ungewißheit würde mich mehr peinigen, als mich das geduldige Aussharren je gepeinigt hat. Und, weiß Gott, das Warten ist kein Kinderspiel! Wie es an meiner Seele gezehrt, wie es meine Kräfte zerrieben hat — ich habe nie darüber ein Wort der Klage laut werden lassen, aber in den letzten Monaten habe ich es doch recht stark gefühlt; und wenn mich nicht die Hoffnung, daß ich sie dennoch wiedersehen werde, aufrecht erhielt, — ich wäre schon zusammengebrochen! Was mich tief bekümmert, ja, was mich erschreckt, ist, daß diese Hoffnung, die ich mir durch lange Jahre leuchtend bewahrt hatte, sich gerade in der letzten Zeit zu trüben begonnen hat. Der kleine Unfall, der mir zugestoßen ist, ist für mich wie eine Warnung gewesen, wie ein Vorzeichen, daß es mit mir zu Ende geht. Ich fürchte mich nicht vor dem Ende: denn ich weiß, ich werde sie wiedersehen, hier oder dort! Vielleicht ist sie mir ja schon vorangegangen, vielleicht hat sie bloß deshalb ihr Wort nicht einlösen können. Nicht mehr! — odet noch nicht! Das ist die Frage. Aber in der Ungewißheit darüber muß ich hier meine Pflicht thun: ich darf mir nichts vorzuwerfen haben. Sie soll mich niemals beschuldigen dürfen, daß ich mein Wort nicht gehalten habe, und deswegen habe ich gewartet und gewartet und warte und werde warten, so lange mein Herz noch schlägt.“

Daniel, der seine Rede schon leise begonnen hatte, hatte die Stimme immer mehr gesenkt, und die letzten Worte waren kaum vernehmbar über seine Lippen gekommen. Er blickte starr vor sich hin, und Gustav fand kein Wort der Erwiederung, als er geendet hatte. Es war inzwischen dunkel geworden. Gustav ließ keinen Blick von dem Kranken, der halb aufrecht auf seinem Bette lag und mit beiden Händen gleichmäßig an der Decke zupfte. Die Thür ging vorsichtig auf, Marianne brachte die grüne Schirm Lampe und ließ die Vorhänge herunter. Als sie ebenso leise das Zimmer wieder verlassen hatte, wandte sich Daniel zu Gustav und sagte ihm lächelnd:

„Aber Sie haben ja anderes zu thun, junger Freund, als hier am Bette eines kranken Mannes zu sitzen, den Sie wenig oder gar nicht kennen . . .“

„Den ich aber gern besser kennen lernen,“ nahm Gustav das Wort,

„dem ich von Herzen gern nützlich sein möchte! Bei unserer ersten Begegnung habe ich Ihnen gesagt: ich will nicht frivol in das Geheimniß Ihres Lebens eindringen. Nun aber sehe ich, daß Sie unter diesem Geheimniß schwer zu leiden haben, und da Sie zu mir nun einmal Vertrauen gefaßt haben, sollten Sie nicht so verschlossen sein.“

Daniel reichte dem jungen Manne die Hand und drückte sie herzlich:

„Sie haben Recht; ich will Ihnen etwas erzählen! Und Sie brauchen mir nicht Verschwiegenheit zu geloben; ich sehe es Ihnen an und ich fühle es, daß ich vor Ihnen offen sprechen darf. Und jetzt, da ich mich so elend fühle, ist es mir eine Erleichterung, daß ich das, was Sie das Geheimniß meines Lebens nennen, einem freundlich gesinnten Manne mittheilen darf. So hören Sie denn meine Geschichte!“

*

*

*

„Sie waren wohl kaum geboren, als ich meine Vaterstadt verließ und hierher nach Berlin ging. Ich wollte mich im Zeichnen und in der Kenntniß alter Muster und Formen vervollkommen, denn ich hatte geringe Lust, in das väterliche Geschäft einzutreten. Ich hatte die Neigung von meinem Großvater, der als bescheidener Töpfer angefangen, durch seinen Geschmack und seine Umsicht aber sich mit der Zeit zum angesehenen und wohlhabenden Mann herausgearbeitet und sein Handwerk stets als wahres Kunstgewerbe betrieben hatte — dessen Neigungen hatte ich ererbt. Ich besuchte die Gewerbeschule und arbeitete einige Zeit recht fleißig. Ich kam in schlechte Gesellschaft. Zwischen meinen verheiratheten Geschwistern und mir trat ein völliges Berwürfniß ein. Mein armer Vater aber bewahrte mir bis zu seinem Tode seine Liebe.“

Eine Zeit lang wurde ich durch diesen Unglücksfall wieder vernünftig und ordentlich; es dauerte jedoch nicht lange. Das wilde Leben begann auf's Neue, und da ich über ein gewisses Vermögen verfügen konnte, lebte ich zügellos und ausschweifend in den Tag hinein. Ein Held an Kraft war ich nie gewesen, meine Gesundheit war vielmehr ziemlich zart und schwankend, und die unaussbleiblichen Folgen meiner wüsten Nachtwachen, die einen Stärkeren umgeworfen hätten, ließen nicht lange auf sich warten. Ich erkrankte lebensgefährlich an einem Typhus, von dem ich wie durch ein Wunder doch schließlich genas.

Es war mir immer noch eine große Schwäche zurückgeblieben, und namentlich mit meinem armen Kopfe war es nicht ganz in der Ordnung. Eine Kleinigkeit erregte mich fieberhaft, die geringste Anstrengung verursachte mir Kopfschmerzen, die leichteste Lectüre war mir eine schwere Arbeit. Ich mußte alle Zerstreuungen meiden, jede Geselligkeit aufgeben, ich durfte mir nicht einmal selbst Unterhaltung verschaffen, und so dämmerte ich denn thatenlos, fast gedankenlos von einem Tage zum andern. Eine gewisse Schwermuth bemächtigte sich meiner. Die ärztliche Vorschrift, die Menschen zu

meiden, wurde mir bald zu einer angenehmen Gewohnheit. Ich wurde menschenscheu, und das bin ich eigentlich auch nie wieder losgeworden.

In der fast ununterbrochenen Einsamkeit brütete mein noch immer krankes Gehirn allerhand thörichte Dinge aus. Ich faßte ein unüberwindliches Mißtrauen gegen gewisse Leute, mit denen ich umgehen mußte, gegen meine Wirthsleute, gegen einen Briefträger, der mich immer auf eine besondere Weise ansah. Ich mußte auch oft an einen Bekannten denken, mit dem ich den letzten Abend vor meiner Erkrankung verbracht hatte, und glaubte, daß dieser Mann die Ursache meines Leidens sei. Der Gedanke an diesen Bekannten beängstigte mich unsagbar. Ich wurde ihn nicht los; bisweilen wurde ich aus dem Schlafe aufgejagt, ich fühlte, wie er mich am Halse packte und mir die Gurgel zuschnürte. Ich wäre um meinen Verstand gekommen, hätte ich dieses Geheimniß noch länger für mich allein bewahrt. Ich ging zu einem bekannten Arzt, dem inzwischen verstorbenen Dr. Zbeler und schilderte ihm meinen Zustand. Der Arzt nahm sich meiner in der liebevollsten Weise an. Er schickte mich auf's Land, in den Wald; er sagte mir, ich solle mich müde laufen, und wenn ich von dem Gedanken an den, der mich verfolgte, wieder angewandelt würde, mir immer klar machen, daß es etwas Krankhaftes sei, daß der Betreffende gar nicht in der Nähe und ein durchaus guter Mensch sei, der nichts Uebles im Schilde führe. Ich begab mich in ein kleines thüringisches Dorf, und die völlige Ruhe that mir sehr wohl. Nach einem Vierteljahr war ich in völliger Genesung. Meine Kräfte hoben sich, und die Hirngespinnste war ich los.

Als neuer und gesunder Mensch kehrte ich zum Herbst nach Berlin zurück und nahm hier diese Wohnung, die ich noch heute inne habe. Das war im October des Jahres 1857. Ich lebte in völliger Zurückgezogenheit ruhig für mich und fing an, wieder ein wenig zu arbeiten. Ein wenig — nicht viel, denn ich mußte mich noch sehr schonen. Von Zeit zu Zeit besuchte ich auch ein Theater, ich las dies und das, und so verging mir der Winter ziemlich schnell. Wöchentlich zwei- oder dreimal besuchte ich den Arzt, und dieser konnte meine Auffassung bestätigen, daß meine Besuche nicht mehr dem Manne der Wissenschaft, sondern lediglich dem wohlwollenden Freunde galten.

An einem der letzten Tage des Januar 1858 war bei Kroll ein großes Fest, von dem die Zeitungen schon wochenlang vorher beständig gesprochen hatten. Es galt, wenn ich mich recht entsinne, der Vermählungsfeier unsres Kronprinzen mit der Prinzessin Victoria. Großes Concert, patriotische Gesänge, Festvorstellung, lebende Bilder und ich weiß nicht, was noch Alles auf dem verlockenden Programm stand. Von den Vorstellungen und Aufführungen an jenem Abende habe ich nur eine sehr schwache Erinnerung bewahrt. Nur eines weiß ich noch ganz genau, nur eines — Sie sollen es gleich erfahren.

Alle Säle waren überfüllt, es konnte kein Apfel zur Erde fallen. Von dem Kellner wurde ich an einen Tisch gewiesen, an dem noch ein Stuhl

unbesetzt war. Es war da eine Gesellschaft von sieben oder acht Personen vereinigt, die offenbar zusammengehörten, und die dem Eindringling zunächst nicht allzu freundlich entgegenkamen. Ich entschuldigte die Störung so artig ich konnte, und ein älterer Herr, der das Familienoberhaupt zu sein schien, antwortete mir darauf einige freundliche Worte. Ich hatte mich bescheiden gesetzt und noch nicht weiter umgesehen. Auf einmal fiel mein Blick auf meine Nachbarin. Ach, mein junger Freund, wie soll ich Ihnen nun schildern, was nicht zu beschreiben ist! — Nie habe ich ein schöneres, anmuthigeres Mädchen gesehen! Sie hatte ihre lichtblonden Haare zu einem einfachen Knoten geschlungen, ein rosiger jungfräulicher Hauch lag über den runden Wangen, der lebensfrische, wie zu beständigem Lächeln halb geöffnete Mund zeigte die reizendsten Zähne, und die Augen, diese Augen! — Tief wie das Meer, und doch so heiter, so unschuldig. Ich fuhr zusammen, als ob mich ein Zauber berührt hätte, und war von dem Anblicke wie gebannt. Sie sah mich zunächst wohl nur neugierig an, aber gleich darauf fühlte ich, daß wir uns verstanden. Sie hatte es deutlich empfunden, wie sie mich bis in's Innerste ergriffen hatte, und ich täusche mich nicht, wenn ich sage, daß ihr Lächeln immer freundlicher und freundlicher wurde. Wäre ich nur weniger verliebt und ein klein wenig klüger gewesen! Hätte ich die kostbare Zeit nur ausgenutzt und wenigstens zu erfahren gesucht, wer das Mädchen an meiner Seite war; aber ich konnte an nichts denken.

Die Gesellschaft, die mit den Vorgängen auf der Bühne so beschäftigt war, daß sie sich um mich nicht weiter kümmerte, bemerkte zum Glück mein auffallendes Gebaren nicht weiter; nur das junge Mädchen selbst wurde dessen gewahr. In einer Pause konnte ich mich, ohne aufdringlich zu sein, an dem Gespräche der Uebrigen betheiligen. Es waren Fremde, denen ich, da ich Berlin genau kannte, über diese und jene Frage, die sie beschäftigte, Auskunft zu geben vermochte. Es waren zuvorkommende, gebildete Leute aus der Provinz, wahrscheinlich vom Lande — eine Rittergutsbesitzersfamilie, meine ich. Meine Nachbarin war die Tochter des Herrn, der mit mir die ersten Worte getauscht hatte. Noch ein anderes junges Mädchen gehörte zu dieser Gesellschaft, eine Einheimische, die aber viel weniger hübsch war; es war, wie sich im Laufe des Gesprächs herausstellte, die Cousine meiner Nachbarin. Die beiden jungen Mädchen unternahmen, wie ich ferner hörte, oft gemeinsame Spaziergänge und besichtigten auch gemeinsam diejenigen Sehenswürdigkeiten, an denen die Andern kein besonderes Gefallen finden wollten.

Während unseres Gesprächs besetzte sich in mir immer mehr und mehr die Ueberzeugung, daß Leonore — so hieß das wunderhübsche Mädchen — ganz genau wußte, wie mir um's Herz war, und daß sie sich freudig davon berührt fühlte. Ich merkte, daß ich ihr sympathisch war. Durch kleine Fragen war sie beflissen, mich an der Unterhaltung immer wieder zu betheiligen, und dieß geschah in einer so freundlichen, liebevollen

Weise, daß ich hätte aufjubeln mögen. Sie stimmte dem zu, was ich sagte, sie gab mir Recht, als ich eine den Ansichten ihres Vaters entgegengesetzte Behauptung aussprach — mit einem Worte: in kurzer Zeit hatte sich zwischen uns eine feste und eben nur uns Weiden wahrnehmbare Gemeinsamkeit gebildet, die gewissermaßen den Andern Trost bot. Wir hielten zueinander, wie junge Leute zusammenhalten, die zusammengehören. Es überlief mich, als mein Arm zufällig den ihren streifte; und ich sah, wie sie erröthete und die Augen niederzuschlug.

In einer der großen Pausen zwischen zwei Haupttheilen wurde vom Vater der Vorschlag gemacht, die Transparentbilder in den kleinen Sälen zu besichtigen. Ich bat um die Erlaubniß, mich der Wanderung anschließen zu dürfen, und diese wurde mit Freuden gewährt. Ich ging neben Leonoren, und das starke Menschengewühl drängte uns hart aneinander. Ich suchte nach ihrer Hand, die mir verlangend schon entgegenstrebte. Ich hielt die kleinen Finger umschlossen und drückte sie leise. Sie erwiderte zitternd den Druck und ließ ihre Hand sorglos in der meinigen. Wir standen im dichtesten Gedränge. Der Saal war, um die Wirkung der Transparentbilder zu erhöhen, fast ganz dunkel. Zwischen Leonorens Angehörige und uns hatten sich einige Andere geschoben. Wir waren in dem großen Menschenknäuel ganz allein. Ich bog mich zu ihr und flüsterte ihr in's Ohr — ich weiß nicht mehr, was ich ihr gesagt habe, aber sie glaubte mir und sie war dessen froh. In dem matten Widerschein, der von den hell beleuchteten Bildern auf den dunkeln Saal geworfen wurde, sah ich sie lächeln, ich hörte wie Freudenseufzer ihre beschleunigten Athemzüge, sah, wie ihr Busen sich hob, und fühlte, wie sie bebte. Ich weiß nicht, wie oft ich ihr dasselbe gesagt habe. Es war so einfach und verständlich, aber ich sagte es doch immer wieder; und als aus dem großen Saal der Orchestertusch den Anfang des neuen Theils verkündete, war ich noch lange nicht damit fertig. Und nun entleerte sich der kleine Saal und wir waren wieder mit den Andern vereint, und ich hatte noch nichts verabredet, noch nichts gesagt, was ein Wiedersehen ermöglichte. In aller Eile raunte ich ihr noch zu:

„Ich muß Sie wiedersehen — morgen!“

„Wo?“

„Im Thiergarten, an der Luiseninsel, an der kleinen Lichtung diesseits vom Kemperplatz. Haben Sie verstanden?“

„Ich glaube.“

„Und Sie kommen?“

„Ich komme zwischen drei und vier Uhr.“

Wir hatten an unserm Tische wieder Platz genommen. Die Andern hörten den musikalischen Vorträgen zu, wir Beide lebten unser Leben für uns. Ich wurde so zuversichtlich und fest, daß ich auch im hellen Saal, angeblickt des Vaters und der Anverwandten, Leonorens Hand erfaßte und den Muth hatte, von den gleichgiltigsten Dingen zu sprechen, während ich die

kleinen Finger des himmlischen Mädchens fest umschlossen hatte und drückte. Und sie war gerade so verwegen wie ich. Ich mußte über sie staunen! Wie geschickt und natürlich sie das Gespräch auf den Thiergarten brachte und sich von mir vor den Uebrigen die Namen wiederholen ließ, die sie vielleicht nicht genau genug verstanden hatte! Sie ließ sich die Lage des Stempelpfahes schildern, sie fragte, wo die Luiseninsel sei, sie wiederholte genau die Bezeichnung des Platzes, den ich ihr angegeben hatte, und sie sagte schließlich zu ihrer Cousine:

„Vom Thiergarten kenne ich eigentlich noch viel zu wenig, wir wollen doch morgen Nachmittag einen Spaziergang machen. Ich möchte die Luiseninsel so gern einmal sehen. Also, es bleibt dabei: morgen Nachmittag zwischen drei und vier Uhr.“

„Es bleibt dabei . . . bleibt dabei!“ wiederholte der Vater mit dem Ton eines Zweifels. „Du sprichst wie ein richtiges junges Ding. In der jetzigen unfreundlichen und unbeständigen Jahreszeit kann man keine Spaziergänge verabreden. Wenn es nun morgen stürmt und schneit, wirst Du dann auch im Thiergarten lustwandeln?“

„Wenn es morgen nicht geht, dann an einem der folgenden Tage,“ sagte Leonore, und sah mich dabei bedeutungsvoll an.

Wir tauschten einen Blick des Einverständnisses. Es war zwischen uns eine feste Verabredung getroffen. Nun war ich froh, und wenn ich auch über die Grausamkeit des Geschicks klagte, daß dieser Abend so schnell dahingerauscht war, so hatte ich doch das Bewußtsein: ich werde sie wiedersehen — und ich war glücklich.

Noch lange blieb ich sitzen, nachdem sich die Gesellschaft von mir verabschiedet hatte. Ich war wie in einem Traum. Als letzter Gast verließ ich den Saal. Die ganze Nacht that ich kein Auge zu. Auf demselben Stuhl, auf dem Sie jetzt sitzen, harrete ich dem kommenden Tage entgegen, und ich war keines andern Gedankens mächtig, als dessen: daß ich sie wiedersehen würde.

Als ich um zwei Uhr Nachmittags aus dem Hause trat, tobte ein schreckliches Unwetter. Dichter Schnee, mit Hagelkörnern vermischt, stob von dem grauen Himmel hernieder. Ein eisiger, scharfer Ostwind wirbelte die weißen Massen zu Haufen zusammen. Die Straßen der Stadt waren ungewöhnlich leer, und im Thiergarten ließ sich fast kein Mensch blicken. Der Thiergarten war damals noch nicht, was er heute ist, und Sie sind zu jung, um zu begreifen, daß zu jener Zeit die Luiseninsel noch ein ganz entlegener Punkt war. Die Thiergartenstraße bestand noch aus einer Reihe von kleinen Landhäusern mit Vorgärten, die zum großen Theil während des Winters gar nicht bewohnt waren. Ich war pünktlich um drei Uhr zur Stelle. Der schneidende Wind pfliff mir um die Ohren und peitschte die Flocken und Schlossen mit solcher Gewalt mir in's Gesicht, daß ich es fast schmerzhaft empfand. Ich hatte geringe Hoffnung, daß Leonore bei diesem Wetter kommen würde; aber ich

hatte gesagt, daß ich zur Stelle sein würde, und ich hielt aus. Ich war ganz allein. Die Läden der gegenüberliegenden Häuser waren geschlossen, und der Fahrweg war mit hohem Schnee bedeckt und zeigte nur undeutlich die Spuren der Wagen. Kein menschlicher Laut ließ sich vernehmen. Nur der scharfe Ostwind pffif sein unheimliches Lied, und die kalten Zweige ächzten. Es verging eine Viertelstunde, eine halbe Stunde; die Zeit wurde mir lang. Auf einmal hörte ich Peitschenknall und Schellengeläute. Vom Kemperplatz her sah ich einen Schlitten herankommen. Er näherte sich schnell. Ich erkannte zwei weibliche Gestalten, die die Pelztragen aufgeschlagen hatten und sich durch einen dichten Schleier gegen das böse Wetter zu schützen suchten. Jetzt war der Schlitten in meiner nächsten Nähe, und ich erkannte Leonoren. Ich sah deutlich, wie sie mir zunickte. Sie zog die Hand aus dem Muff und streckte sie wie unabsichtlich über die Lehne des Schlittens. Ein zusammengefaltetes weißes Blatt flatterte in den Schnee. Der Schlitten jagte vorüber. Ich ging auf den Fahrdamm, sand das Blatt, hob es auf und bemerkte, wie Leonore sich nun umwandte, um sich zu vergewissern, ob auch ihre Botschaft an mich gelangen würde. Ihre Begleiterin, die Cousine, die sich fröstelnd in die Ecke gedrückt hatte, schien nichts bemerkt zu haben. Ich schwenkte das Brieschen in der Luft und begrüßte Leonoren damit, als der Schlitten in die Seitenallee einbog und meinen Blicken entwand. Noch einige Augenblicke hörte ich das leise Gebimmel aus der Ferne und dann nichts mehr. Nur wenige Worte enthielt das Blatt:

„Ich muß abreisen, aber nur für kurze Zeit. Ich sehe Sie wieder. Vergessen Sie nicht

Ihre

Leonore.“

„Ich habe sie nicht vergessen, und ich werde sie auch nie vergessen,“ setzte Daniel nach einer Pause trübe lächelnd hinzu. „Sie ist indessen noch nicht wiedergekommen. Aber sie wird wiederkommen, ich weiß es, sie muß wiederkommen, sonst würde ich an der Gerechtigkeit hienieden verzweifeln. Der Glaube darf nie in mir erschüttert werden; es ist das Einzige, was mich noch am Leben hält. Mögen mich die Thoren einen Sonderling heißen, ich weiß, daß ich das Rechte thue. Sie wird kommen! Sie hat es mir versprochen, und sie lügt nicht! Und deshalb habe ich keinen Tag versäumt, ohne rechtzeitig zur Stelle zu sein. Ach, junger Freund, ich habe dabei Manches ausgestanden und mehr gelitten, als ich Ihnen sagen kann; aber ich bin doch nicht verbittert, denn ich weiß, daß ich sie wiedersehe, und das macht mir das Leben noch lebenswerth.“

Langsam, langsam sind die ersten Tage dahingetrochen, langsam auch die ersten Monde. Aber allmählich hat die Zeit ihre Schritte beschleunigt, und wenn ich mir überlege, daß nun dreißig Jahre dahingerauscht sind, so meine ich, ich träume. Alles um mich her hat sich verändert. Da, wo früher die kleinen Häuschen mit den Vorgärten standen, erheben sich

nun prächtige Paläste. Ich habe sie alle entstehen sehen. Ich habe gesehen, wie die Straße der Luiseninsel gegenüber gebrochen und bebaut ist, wie an der Lisière des Thiergartens durch die Beseitigung der alten Mauer neue Brunnstraßen entstanden sind. Ich habe es gesehen und habe es auch nicht gesehen. Es hat mich wenig gekümmert. Ich bin mit jedem jungen Tage zur selben Stunde an derselben Stelle gewesen mit denselben Gedanken, mit demselben immer unerfüllten Hoffen. Ich weiß kaum, ob es friert oder thaut, ob es regnet oder schneit, ob die Sonne lächelt oder sich verhüllt. Ich weiß nur, daß ich da sein muß und daß sie kommen wird. Deshalb habe ich auch nie krank werden dürfen; und daß mir jetzt dieser Unfall zugestoßen ist, das ist wider aller Verabredung. Ich muß morgen da sein, denn wenn ich sie einmal verfehlte, wäre sie ihres Versprechens ledig, da ich dann dem meinigen untreu geworden wäre. Könnte ich mich nur rühren! — Sie müssen hingehen, junger Freund, Sie müssen mir den Dienst erweisen! Die Unruhe und die Ungewißheit würden mich tödlich peinigen.“

Daniel hatte sich während der letzten Worte sehr erregt. Seine Wangen zeigten die unheimliche Röthe des Fieberkranken. Gustav beruhigte ihn, so gut er konnte, und versprach ihm, daß er bis zur Genesung dessen Stelle einnehmen wolle und ihm genauen Bericht erstatten werde.

„Und seit jener Zeit,“ fragte er endlich, „haben Sie nie wieder etwas von Leonoren vernommen?“

„Doch! Noch einmal. Im Jahre 1871, am Tage des feierlichen Einzugs der siegreichen Truppen. Ich hatte schon während des Vormittags jenes Tages eine ganz merkwürdige Ahnung. Ich sagte mir: heute muß ich sie wiedersehen! Es waren viele Fremde aus der Provinz gekommen, weshalb sollte sie nicht dabei sein? Zu gewohnter Stunde brach ich von hier auf. Ich hatte nicht berechnet, daß mir ungewohnte Schwierigkeiten gemacht würden, um meinen alten Platz zu erreichen. Ich mußte einen großen Umweg nehmen. Schließlich war ein Theil des Thiergartens abgesperrt, und so kam ich erst um dreiviertel vier an der Luiseninsel an. Es war kein Mensch da. Mich faßte eine unbeschreibliche Unruhe. Ich erkundigte mich in der kleinen Conditorei und hörte dort, daß allerdings zwei Damen vor einer halben Stunde da gewesen seien und sich suchend umgesehen hätten. Die eine war Leonore!“

Gustav lächelte und versuchte vergeblich, dem alten Manne das Unwahrscheinliche seiner Annahme klar zu machen. Aber er blieb dabei:

„Sie war es und keine Andere! Die Beschreibung stimmte ganz genau! Es stimmte Alles, selbst das kleine rosa Mal, das Leonore am Rinn hatte. Sie war es! . . . Wenn sie mir nur vergeben kann!“

Daniel sah so bekümmert drein, daß Gustav es als seine Pflicht erkannte, sich alle Mühe zu geben, ihm den Gedanken, daß er Leonoren an dem einen Tage verfehlt habe, auszureden: nach einer oberflächlichen Beschreibung von Seiten einer Person, die kein besonderes Interesse zur Sache gehabt, ließe

sich doch die Identität sehr schwer feststellen. — Daniel schüttelte langsam den Kopf:

„Eine Verwechslung ist unmöglich. Wer Leonoren einmal gesehen hat, der kann sie nicht mit einer Andern verwechseln.“

Er blickte sich plötzlich scheu, beinahe ängstlich im Zimmer um und bedeutete Gustav, sich ihm zu nähern. Mit kaum vernehmbarer Stimme raunte er ganz leise in Gustavs Ohr:

„Ich will sie Ihnen zeigen, ich habe ihr Bild.“

Er machte eine Pause und sagte dann noch leiser:

„Durch dies Geständniß haben Sie mich in Ihren Händen; — es ist das einzige Verbrechen meines Lebens.“

Gustav bog den Kopf unwillkürlich etwas zurück; bei diesem seltsamen Vortrage des kranken Mannes wurde ihm offenbar nicht ganz geheuer.

„Ja,“ hauchte Daniel, „ich bin ein Verbrecher, ich bin ein Dieb! Ich habe zwar den Betrag reichlich ersetzt, aber es ist darum doch geschehen. — Von einem Händler hörte ich, daß ein Photograph Unter den Linden einen schönen alten Krug zu verkaufen habe. Ich ging in den Mittagsstunden zu dem Manne. Man ließ mich warten. Ich blätterte in einem Album, und da fand ich ihr Bild. Ich sah mich um — ich war allein — ich habe es genommen! — Ich habe den geforderten Preis für den Krug bezahlt, obwohl er viel zu hoch war, und bin davongelaufen mit dem Raub in der Tasche. Ich habe den Unglückskrug, der mich immer an meine Schande erinnern soll, gerade vor den Schreibtisch gestellt, damit ich nie vergesse, was ich gethan habe, und habe ihn verschleiert. Es hat mir keine Ruhe gelassen. Ich habe das Bild wiederbringen wollen. Aber ich habe mich nicht von ihm trennen können. Ich habe anonym durch Posteingahlung den zehnfachen Betrag eingesandt, — aber ich habe doch gestohlen.“

Der Alte sprach alles das mit stotrender, heiserer, ganz leiser Stimme, und sein sonst so ruhiges treues Auge blickte geängstigt um sich.

„Aber mein lieber Herr Müllmann,“ sagte Gustav, „beruhigen Sie sich doch! Das ist kein Verbrechen, das ist kein Diebstahl! Das nennt man mit dem studentischen Ausdruck ‚ausführen‘. Sie haben überdies den Photographen für den zweifelhaften Verlust reichlich entschädigt — machen Sie sich keine Gewissensbisse wegen der Kleinigkeit, die Ihnen der strengste Sittenrichter nicht verübeln würde.“

„Aber gestohlen ist doch gestohlen,“ sagte Daniel, „und das läßt sich mit Geld nicht wieder gut machen. Ich müßte das Bild zurückgeben, aber das kann ich nicht. Wenn Sie es sehen, werden Sie es begreifen! Ich will es Ihnen zeigen.“

Daniel richtete sich schwerfällig auf. Der Schublade seines Nachttisches entnahm er eine alte Briestafche. Diese öffnete er behutsam und holte aus einer Seitentafche das sorgsam in Papier eingeschlagene Bild. Der abgegriffene Umschlag zeigte die Spuren des beständigen Gebrauchs.

Als Gustav das Bild erblickte, machte er eine lebhafteste Geberde des Erstaunens. Das war ja dasselbe Bild, das er an dem Tage der ersten Begegnung mit Daniel im Schaufenster des Photographen erblickt und das ihm so wohlgefallen hatte!

„Das ist Ihre Leonore?“ fragte er mit dem Ausdruck der völligen Ueberraschung. „Aber verehrter Freund, das ist ja gar nicht möglich.“

Mit überlegenem Lächeln entgegnete Daniel:

„Weshalb nicht?“

„Weil Ihre Leonore im Jahre 1858 etwa in dem Alter stand, in dem das junge Mädchen, dessen Bild Sie besitzen, jetzt stehen muß. Das Bild ist doch offenbar ganz neu, höchstens vor einigen Jahren gemacht.“

Dieser sehr berechtigte Einwurf machte auf Daniel gar keinen Eindruck.

„Aber junger Freund,“ sagte er, „wird denn Der alt, der liebt und geliebt wird?“

Gustav fühlte, daß es eine Grausamkeit wäre, dem armen Daniel seinen harmlosen Wahn zu nehmen. Er verzichtete darauf, ihn von der Unmöglichkeit seiner Voraussetzung zu überführen. Mit gesteigertem Entzücken betrachtete er die reizenden Züge des jungen Mädchens.

„Nun, mein lieber Herr Müllmann,“ sagte er, „verlassen Sie sich darauf, ich werde Alles thun, was ich zu thun vermag, um das Original zu finden und ich will Ihnen Bescheid geben. Morgen werde ich pünktlich zur Stelle sein, und wenn die junge Dame kommt, sollen Sie von mir hören. Ich gebe Ihnen Recht: ich werde sie auf den ersten Blick erkennen. Ihre Sache ist also in guter Hand! Und nun beruhigen Sie sich, und schlafen Sie wohl! Es ist spät geworden.“

Mit herzlichem Händedruck verabschiedeten sich die Weiden.

* * *

„Dieser brave Daniel stürzt mich wirklich in Unkosten,“ sagte Gustav, als er am andern Morgen in dem kleinen Salon unter den Linden saß. „Erst habe ich einen Liqueur getrunken, dann einen theuren Krug gekauft, aus dem ich mir nichts mache, und nun lasse ich mich ihm zu Liebe auch noch photographiren.“

Gustav durchblätterte ein Album nach dem andern, während der Photograph im Atelier ein strahlendes Brautpaar aus der Provinz in zärtlicher Umarmung für gute Freunde und liebe Anverwandten auf das Negativ brachte. Gustav fand viele Bekannte, an denen ihm nichts gelegen war; namentlich auch Künstlerinnen, darunter eine junge beinahe ebenso hübsche wie talentlose Schauspielerin in achtunddreißig Stellungen: lächelnd, schmerzlich bewegt, tief ausgeschnitten, mit Pelz, mit Spitzenschleier, für jede Stimmung, für jede Jahreszeit. Er fand alle möglichen Gesichter, nur nicht das, welches er suchte. Aber er vertrieb sich mit der Betrachtung der actenmäßigen Darstellung, daß das Menschengeschlecht im Allgemeinen nicht schön

ist, die Zeit ganz gut. Endlich traten die verlobten Opfer durch die Glashür. Sie sicherten und sahen aus, als hätten sie einen ausgezeichneten Witz gemacht. Der Photograph, der einen kurzen, braunen Sammetrock, lange Haare und einen blauen Schlips mit weißen Tupfen von ungeheuren Dimensionen trug, walzte hinter ihnen her.

„Wenn ich bitten dürfte, mir zu folgen,“ sagte der Photograph. „Wie wünschen Sie das Bild? — Cabinet oder Visitenkarten — großer Kopf oder ganze Figur?“

„Ich habe keine besondere Vorliebe,“ sagte Gustav. „Machen Sie mir möglichst viel für's Geld, also ich denke, die ganze Figur. Aber um Eines bitte ich Sie: entfernen Sie alle unwahrscheinlichen Polsterstühle aus den Gebirgslandschaften sowie jedwede geborstene Säule. Stellen Sie mich auch nicht dar als einen jungen Mann, der mit seinem Geländer spazieren geht. Im Uebrigen gebe ich Ihnen volle Freiheit.“

„Schön, schön, wir werden es schon machen.“

„Es ist mir nämlich, unter uns gesagt, ganz einerlei, was aus dem Bilde wird. Wissen Sie überhaupt, weshalb ich hergekommen bin?“

„Keineswegs.“

„Sie haben da in Ihrem Schaukasten das Bild eines wunderhübschen jungen Mädchens ausgestellt — ich verlange nicht von Ihnen, daß Sie mich ebenso hübsch machen sollen; aber ich möchte für mein Leben gern wissen, wer die Dame ist.“

„Etwas höher den Kopf, wenn ich bitten darf . . . noch etwas . . . so! Und nun ganz unbefangen, immer unbefangen . . . recht freundlich, aber nicht lachen . . . so . . . Nun bitte, sehen Sie meinen Zeigefinger an.“

„Wie heißt denn das junge Mädchen?“

„Sept möchte ich Sie aber bitten, einen kurzen Augenblick ganz still zu sein. Also, wir beginnen: eins . . .“

Er nahm die verhängnißvolle Klappe ab. Und in demselben Augenblick wich auch die leiseste Spur eines Ausdrucks aus Gustavs Gesicht. Der Deckel wurde wieder aufgesetzt, die Platte herausgezogen, die Operation war vollendet. Nach einigen Minuten berichtete der Photograph, nachdem er aus der Dunkelkammer zurückgekehrt war, daß das Bild vorzüglich gelungen sei.

„Dann können Sie mir also ein Duzend davon machen . . . Also wie heißt die junge Dame?“

„Es ist eine junge Dame von Auswärts, ein Fräulein von . . .“ Der Photograph besann sich einen Augenblick. „Es wird mir schon einfallen . . . ein Fräulein von Köppen glaube ich, in der Nähe von Dessau . . .“

„Aber ich möchte gern ganz sicher gehen, und wenn Sie mir eine falsche Adresse geben, so wissen Sie gar nicht, welches Unheil Sie anstiften können.“

„Eine Verwechslung ist bei mir unmöglich. Ich klebe von jedem bestellten Bilde ein Exemplar in das Bestellbuch ein. Das Fräulein hat sich,

glaube ich, im vorigen Frühjahr hier photographiren lassen. — Also Sie wünschen ein Duzend von Ihren Bildern?" —

Der Photograph blickte fragend auf. Gustav glaubte, daß die Bestellung zu gering sei, und um den Photographen bei guter Laune zu erhalten, sagte er:

„Zwei Duzend, wenn ich bitten darf.“

„Sehr wohl.“ Der Photograph blätterte in dem früheren Bestellbuch. Nach kurzer Zeit rief er: „Da haben wir's ja.“

Es war in der That die gesuchte Schöne: Fräulein Leonore von Köppler auf Schloß Grauditz bei Dessau.

„Köppler!“ rief Gustav erstaunt. „Sollte das eine Verwandte meines Freundes Edgar von Köppler sein?“

„Schon möglich.“

„Dann müssen Sie mir das Bild auf einen Tag leihen. Ich treibe keinen Mißbrauch damit.“

„Das geht beim besten Willen nicht. Ich wenigstens darf die Hand nicht dazu bieten. Aber es werden hier freilich so manche Photographien weggenommen, von denen ich nichts weiß. . . .“

„Schön, dann leihen Sie mir eine Scheere, wenden Sie sich ab, und notiren Sie mir drei Duzend Bilder. . . für das Uebrige werde ich schon sorgen.“

Der Photograph reichte die verlangte Scheere und schrieb mit Eifer die Bestellung ein. Während dessen schnitt Gustav das Bild aus und empfahl sich darauf, um sofort seinen Freund Edgar aufzusuchen.

Es war zwölf Uhr Mittags und Edgar lag noch im Bette. Gustav empfand die tiefste Mißachtung. Wie konnte man nur so lange schlafen! Er war schon volle zwei Stunden wach! — Edgar machte schnell provisorische Toilette und begrüßte seinen Freund mit der Frage nach dem Zwecke dieses Besuchs zu so ungewöhnlich früher Stunde.

„Ein Geheimniß,“ sagte Gustav, und indem er ihm das Bild zeigte, fügte er hinzu: „Kennst Du die Dame?“

„Lorchen!“ rief Edgar aus. „Wie kommst Du denn zu dem Bilde meiner Cousine?“

„Also Fräulein Leonore auf Grauditz bei Dessau ist Deine Cousine? Ist sie verlobt?“

„Nein.“

„Nun wirst Du mir auf der Stelle einen ungewöhnlich warmen Empfehlungsbrief an Deinen Onkel oder an Deine Tante geben! Ich fahre heute noch nach Grauditz, wo ich etwas Wichtiges zu erledigen habe.“

„Schade, daß Du keinen der Meinigen dort findest. Meine Tante ist in Franzensbad, mein Onkel und Lorchen sind in Marienbad.“

„Wie sich das trifft! Ich wollte heute gerade nach Marienbad fahren. Also setz Dich hin und schreibe mir einen sehr schönen Brief. Rühme die

Lauterkeit meines Charakters, meine soliden Grundsätze, die Fröhlichkeit meines Temperaments, die Unabhängigkeit meiner Stellung, die Achtbarkeit meiner Familie und so weiter — gerade wie auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege.“

Nach einigem Hin- und Wiederreden, und nachdem Gustav wiederholt und ganz ernst darum gebeten hatte, ihm einige empfehlende Zeilen für Herrn von Köppler in Marienbad zu geben, willfahrte Edgar dem ausgesprochenen Wunsche, und Gustav fuhr nun sofort nach Hause, um alle Vorbereitungen zur Abreise zu treffen. — Er schrieb zunächst einen längeren Brief an Herrn Daniel, in dem er ihm mittheilte, daß er in den nächsten Tagen ungewöhnlich in Anspruch genommen sei und es sich daher versagen müsse, persönlich den erkrankten Freund aufzusuchen. Er werde durch seinen Diener täglich Erkundigungen einziehen lassen und ihm auch täglich ganz kurz das Resultat seiner Beobachtungen an der Luiseninsel mittheilen. Heute habe er leider kein günstiges Resultat zu vermelden. Darauf schrieb er ein halbes Duzend gleichlautender Briefe, in welchen jedoch die lange Einleitung fehlte, und die alle übereinstimmend meldeten, daß er nichts Ungewöhnliches im Thiergarten wahrgenommen habe. Er datirte alle diese Briefe mit den aufeinander folgenden Tagen und ertheilte darauf seinem intelligenten Diener Friß die erforderlichen Weisungen. Heute Nachmittag gegen sechs Uhr solle er den ausführlichen Brief hinbringen und an jedem folgenden Tage den mit dem entsprechenden Datum versehenen. Er solle sich erkundigen, wie es Herr Möllmann gehe und diesen in dem Glauben erhalten, daß Gustav Berlin nicht verlassen habe, aber unablösmlich sei. Sobald Herr Möllmann wieder ausgehen könne, solle er ihm ungesäumt nach Marienbad, Marzhof, telegraphiren. Er sandte gleichzeitig eine Depesche an den Besitzer des Marzhofes, und bestellte ein Zimmer, gleichviel, welches und unter welchen Bedingungen. Herr und Fräulein von Köppler hatten ihre Wohnung in demselben Hause genommen.

*

*

*

Noch an demselben Abend verließ Gustav Berlin und traf am andern Morgen in Marienbad ein. Durch ein überraschendes Trinkgeld zum Willkommen hatte Gustav das freundliche Stubenmädchen Luise sofort zutraulich gestimmt und zur Mittheilbarkeit veranlaßt.

Die Familie von Köppler bestand aus drei Mitgliefern, dem Vater, dem jungen Fräulein und einer reiferen Tante, Fräulein Emilie von Lieben Dahl, sowie einer Kammerjungfer für die beiden Damen. Luise sprach mit wahren Entzücken von dem jungen Mädchen, das sie als ein herziges liebes Geschöpf bezeichnete. Köpplers führten das Brunnleben, das alle Welt führt. Sie waren den ganzen Tag unterwegs und kamen nur nach Hause, um sich auszuruhen und umzukleiden. Man konnte also sicher sein, sie Morgens zwischen sechs und sieben auf der Promenade zwischen Kreuzbrunnen und Ferdinandsbrunnen zu treffen, Nachmittags an der Waldquelle und Abends zwischen sechs und sieben Uhr wieder an der Kreuzbrunnenpromenade, wenn

sie nicht gerade einen größeren Ausflug machten. Wo die Herrschaften speisten, vermochte das Mädchen nicht mit voller Bestimmtheit anzugeben.

Nachdem sich Gustav, der durch die Nachtfahrt etwas ermüdet war, noch durch einen wohlthätigen Schlummer gründlich gestärkt hatte, machte er sich in den Nachmittagsstunden auf den Weg und gelangte, ohne daß er zu fragen brauchte, der Strömung der Spaziergänger folgend, richtig zur Waldquelle. Die Beobachtung der bunt zusammengewürfelten Badesgesellschaft, die an den kleinen, mit rothen und blauen Kaffeetüchern bedeckten Tischen saß, oder in den Quergängen auf- und abwandelte, während eine leibliche Capelle die beliebtesten Tänze von Strauß spielte, machte ihm viel Vergnügen. Von allen Bädern bietet Marienbad, wo selbst die Krankheit gewöhnlich die Erscheinung eines Uebermaßes von strogender Gesundheit annimmt, den wenigst unerfreulichen Anblick. Dazu die herrliche Natur, die wundervollen Wälder, die hübschen und geschmackvollen neuen Häuser — selbst, wenn Gustav keinen besonderen Reisezweck gehabt hätte, er würde von seinem Ausfluge ganz befriedigt gewesen sein. Die Fülle von lebhaften, etwas auffällig, aber höchst elegant gekleideten, hübschen oder zum mindesten interessant aussehenden jungen Frauen und Mädchen aus Oesterreich-Ungarn und aus den Donauländern überraschte und erfreute das Auge des Norddeutschen. Gustav traf auch einige oberflächliche Bekannte, die ihn hier mit einer keineswegs berechtigten Herzlichkeit begrüßten, und deren er mit Mühe und Noth sich entledigte. Mit späherndem Blick durchslog er die Reihen der Tische und musterte jeden einzelnen Vorübergehenden.

Plötzlich blieb er wie festgewurzelt stehen. Unmittelbar neben ihm, kaum einen Schritt von ihm entfernt, am ersten Tische an dem Spaziertwege saßen die, die er suchte: ein schwerer, sehr corpulenter Herr mit kurzgeschnittenem Vollbart, sonnengebräunt, mit dem Ausdruck der gemüthlichsten Deutseligkeit, der die kurzfingerigen fleischigen Hände andächtig über dem Bauch zusammengeschlagen hatte und mit jenem Ausdruck behaglicher Lust, der nur dicken Leuten eigenthümlich ist, sich der göttlichsten Ruhe hingab; ihm gegenüber eine hagere aschenbrödelhaft aussehende Dame, die ihr Alter nicht gern mehr eingestehen mochte, jedenfalls die Tante; und zwischen Beiden — sie: Leonore, in Wahrheit noch hübscher als er sie sich gedacht hatte; ein Bild des lachenden Lebens, der holden Unerfahrenheit, der anmuthigsten Lustigkeit. Gustav war von all dieser Lieblichkeit ganz betroffen. Er ließ die Rechte, die schon nach der Seitentasche hatte greifen wollen, um Edgars Brief herbeizuholen, wieder fallen und ging langsam an dem Tische vorüber. Leonore sah ihn mit ihren großen unbefangenen Augen an und blickte ihm auch noch nach, als er sich nach einigen Schritten nach dem interessanten Tisch umwandte. Gustav präparirte seine kurze Anrede, und bei dem nächsten Umgang blieb er vor dem Tische stehen.

„Ich glaube mich nicht zu täuschen, wenn ich die Ehre habe, mit Herrn von Kößler zu sprechen.“

Der starke Herr erhob sich schwer und verneigte sich.

„In diesem Fall möchte ich mir erlauben, Ihnen diesen Brief von Ihrem Neffen, Herrn Edgar von Köppler, zu überreichen, einem guten Freunde von mir, der mir für Sie und — (mit einem Seitenblicke auf Leonoren) — für die Ihrigen die schönsten Grüße aufgetragen hat.“

Herr von Köppler stellte Gustav den Damen vor und fragte ihn, ob er nicht am Tische mit Platz nehmen wolle. Gustav folgte der Aufforderung mit aufrichtigem Vergnügen. Die Nachbarschaft des reizenden jungen Mädchens, der gemüthliche dicke Herr von Köppler, die dürre gute Tante, alles das versetzte ihn in die beste Stimmung. Er war sehr aufgeräumt, und die Unterhaltung war bald eine ungemein lebhaft und lustige. Die Leute gefielen sich schnell. Gustav war der Familie, die sich in den letzten Tagen, seitdem einige Freunde abgereist waren, ziemlich gelangweilt hatte, eine sehr willkommene Auffrischung und Zerstreuung. Es machte sich ganz von selbst, daß ein gemeinschaftlicher Spaziergang unternommen wurde, und daß sie auch auf der Brunnenpromenade zur Zeit der Musik zusammenblieben. Leonore gewann noch durch die persönliche Bekanntschaft. Es war ein frisches lustiges Kind, ungemein natürlich, deren Geist das Mittelmaß wohl kaum überschritt, die aber auch gar nicht geistreich zu sein brauchte, denn Alles, was sie sagte, klang aus dem reizenden Munde allerliebft.

Als Gustav sich am Abend von seinen neu gewonnenen Freunden verabschiedete, war er bis über die Ohren in Leonoren verliebt. Er fand es ganz natürlich, daß er am andern Morgen um halb sechs Uhr aufstehen mußte, um mit dem Glockenschlage Sechs wieder an der Brunnenpromenade zu sein. Schon von ferne erspähte er Herrn von Köppler, der bereits seinen zweiten Becher Ferdinandsbrunnen geleert hatte, während Tante Emmy ihre Blutleere durch Ambrosiusbrunnen zu bekämpfen suchte. Das liebenswürdige Einerlei des Brunnenlebens brachte es mit sich, daß schon am zweiten Tage Gustav als zur Familie gehörig gezählt wurde. Die Wanderung durch den Wald nach Bellevue, das bezaubernde Frühstück in der erheiternden und lustigen Umgebung, das Mittagsmahl, der Nachmittagstee an der Waldmühle, der Nachmittagspaziergang, die Brunnenpromenade zur Musikzeit, — alles das wurde wie selbstverständlich von den Vierern gemeinsam unternommen. Gustav begann auch seinen Gefühlen für Leonoren durch kleine Aufmerksamkeiten, durch Blumen und harmlose Geschenke, wie sie in den Bädern ausgetauscht werden, Ausdruck zu geben, und Leonore war sichtlich erfreut darüber. Sie fand Gustav entzückend. So vergingen drei, vier Tage.

Da wurde Gustav durch ein Telegramm seines Dieners daran erinnert, daß ein gewisser Daniel Möllmann mit dieser Reise nach Marienbad eigentlich in einem sehr nahen Zusammenhang stände. Fritz meldete, daß Herr Möllmann wieder hergestellt sei und Herrn Wöhringen für die große Liebenswürdigkeit und Hingabe, mit der er täglich anderthalb Stunden im

Zhiergegarten gewartet habe, seinen besten Dank ausspreche. Am andern Tage sandte Gustav ein Telegramm an Daniel, in dem er ihm mittheilte, daß er Berlin plötzlich habe verlassen müssen, ihn jedoch bei seiner Rückkehr sofort aufsuchen werde. Er gratulirte ihm zu seiner Genesung.

„Haben Sie von einem gewissen Herrn Daniel Möllmann jemals etwas gehört?“ fragte Gustav bei Tisch.

Da dieser Name der Familie Kößler, sowie der Tante Emmy gänzlich unbekannt war, so wurde nicht weiter davon gesprochen. Aber Gustav hatte doch die Empfindung, daß der Alte am Marienkirchhof mit seinen neuen Freunden in irgend einem Zusammenhange stehen müsse, und mit einer gewissen Spannung sah er der Bekanntschaft der Frau von Kößler entgegen, deren Vorname Leonore ihm zu denken gab.

Ein Tag verging wie der andere, es verging eine Woche; immer herzlicher und gemüthlicher gestaltete sich das Verhältniß. — Während eines der gewohnten Spaziergänge, als der dicke Papa und die dünne Tante wie immer vorangingen, während die jungen Leute in einiger Entfernung folgten, sagte Gustav zu Leonoren:

„Wissen Sie, was mich hierher getrieben hat? Ich habe mich in Ihr Bild verliebt. Ich besitze es sogar.“

Leonore schürzte schelmisch die Oberlippe und blickte unter den langen dunklen Wimpern ungläubig zu ihm auf.

„Wahrhaftig,“ fuhr Gustav leise fort. „Ich will es Ihnen zeigen!“ Und noch leiser mit scherzhaftem Pathos flüsterte er: „Ich habe es gestohlen — es ist das einzige Verbrechen meines Lebens.“

Er hielt plötzlich inne. Er machte die Wahrnehmung, wie in dem Tonfall seiner Stimme etwas ihm Bekanntes lag, als habe er das schon einmal gesagt. Auf einmal wurde ihm klar, daß er, ohne sich davon Rechenschaft abzulegen, das Geständniß des alten Daniel parodirt hatte. Es war ihm ganz lieb, daß gerade in diesem Augenblick Herr von Kößler, wie er es sehr häufig that, stehen blieb und sich nach den jungen Leuten umsah, um einen passenden Vorwand zu haben, etwas zu verschmausen.

Als die zweite Woche zu Ende ging, schrieb Gustav an seinen Freund Edgar folgenden Brief:

„Lieber Edgar!

„Ich wünsche Dir von Herzen Glück. Deine Cousine hat sich mit einem ungemein liebenswürdigen jungen Manne verlobt. Vater und Tante Emmy sind benachrichtigt und einverstanden. Mama in Franzensbad wird wahrscheinlich im Laufe des Nachmittags ihren Segen sprechen. Vordchen ist das himmlischste Wesen der Schöpfung. Geh sofort zu Schmidt Unter den Linden und bestelle mir das größte Bouquet, das gemacht werden kann, in der Mitte ein Niesen-L aus gelben Rosen.

Herzlichen Gruß

Dein glücklicher
Gustav.“

Ein zweiter Brief trug die Adresse des Herrn Daniel Möllmann, Am Marienkirchhof, Berlin C. Er lautete so:

Geehrter Herr und Freund!

Sie haben mich durch Ihre freundlichen Zeilen, in denen Sie mir für eine einfache Gefälligkeit in überschwänglicher Weise danken, beschämt. Ich bin es, der Ihnen zu innigstem Danke verpflichtet ist, und ich bin viel tiefer in Ihrer Schuld, als Sie glauben. Ohne davon zu wissen, sind Sie der Wohlthäter meines Lebens geworden. Es würde zu weit führen, wollte ich Ihnen das brieflich auseinandersetzen. Seit einer Stunde bin ich glücklicher Bräutigam, und Sie werden nun begreifen, daß ich nicht in der Stimmung bin, lange Briefe zu schreiben. Lassen Sie sich also nur sagen, daß ich die Bekanntschaft meiner Braut mittelbar Ihnen verdanke. Es ist die Tochter des frühern Landrath's von Köppler, und sie heißt auch Leonore. Aber Sie werden doch nicht eifersüchtig auf mich werden, wenn ich hinzufüge, daß meine Braut am 22. December 1862 geboren ist.

Auf frohes Wiedersehen in Berlin! Bewahren Sie eine freundliche Gefinnung

Ihrem

dankbar ergebenen

Gustav Wöhringen.

Frau von Köppler, die Gustav noch am selben Nachmittage in Franzensbad persönlich kennen lernte, war eine stille, vornehme Frau. Gustav vermochte beim besten Willen der Welt zwischen ihr und seiner Braut keine Aehnlichkeit zu entdecken, und die Antworten auf einige von ihm gelegentlich hingeworfene Fragen bestärkten ihn in der Ueberzeugung, die sich in ihm mit dem ersten Augenblicke der Begegnung festgesetzt hatte: daß Daniels krankhaft erregte Phantasie der Erinnerung an das Mädchen, das er seit einem Menschenalter vergeblich suchte, und das selbst vielleicht nichts anderes als ein Wahngebilde war, rein zufällig die Gestalt jener lieblichen Blondine gegeben hatte, deren anmuthiges Bild ihm aufgefallen war. Dabei begnügte er sich auch.

Er hatte ja in der That ganz anderes zu thun, als nutzlosen Betrachtungen über Daniel und dessen unwahrscheinlichen Hirngespinnsten nachzugehen. In der frischen frühlichen Wirklichkeit lebte er, an der Seite eines bildhübschen, guten und ausgelassenen Mädchens, das er seine Braut nannte, und verhätschelt von seinen künftigen Schwiegereltern.

* * *

Gustav hatte den schönen Herbst auf Grauditz verbracht, viel gejagt und auf einmal eine merkwürdige Theilnahme für die Landwirthschaft gewonnen. Er liebte Leonoren abgöttisch und war glücklich.

Nun zog der Winter heran. Die Sorge um die Aussteuer hatte Frau

von Köppler ganz und gar in Anspruch genommen, und es mußten jetzt alle Veranstaltungen getroffen werden, um die Ueberfiedelung der Familie nach Berlin zu ermöglichen; denn in Berlin sollte am neunzehnten Geburtstage Leonorens die Hochzeit stattfinden, und Köpplers hatten der seit Jahren sich immer wiederholenden Bitte der guten Tante Emmy endlich willfahret, einmal die Wintermonate in der Hauptstadt zuzubringen. Da sollten denn auch noch die letzten nöthigen Ankäufe besorgt werden.

Gustav war seinerseits seit Wochen ausschließlich damit beschäftigt gewesen, die hübsche Wohnung, die er in der Hohenzollernstraße gemiethet hatte, für seine junge Frau behaglich einzurichten, und er hatte die Freude, daß alles fix und fertig war an dem Tage, da Köpplers in Berlin eintrafen. Für diese hatte er unweit seiner Junggesellenwohnung in der Behrenstraße ein geeignetes Absteigequartier gefunden.

Um die Mittagsstunde eines hellen kalten Decembertages trafen sie ein und waren von allem, was Gustav und Tante Emmy gethan hatten, ganz entzückt.

Leonore brannte vor Ungeduld, ihr neues Heim, das sie bald ihr eigen nennen sollte, kennen zu lernen, und Gustav, der einen gewissen Stolz darein setzte, zum erstenmal mit seiner Braut am Arme die Binden entlang und durch den Thiergarten zu gehen, hatte sich in scherzhafter Weise jeden elterlichen Schuß verbeten. Er wollte die Freude haben, seiner Braut, die in wenigen Tagen seine Frau sein sollte, die Herrlichkeiten allein zu zeigen. Trotz des kalten Wetters öffneten Köpplers die Fenster, um dem hübschen jungen Paare, das sich so viel zu erzählen hatte, nachzublicken.

Leonore war außer sich. So reizend hatte sie sich's nicht gedacht! Jedes einzelne Zimmer wurde bis in die geringfügigste Einzelheit durchmustert; die Möbel, die Stoffe, die Teppiche, alles erregte ihre unbeschränkste Bewunderung, und eine jede kleine Aufmerksamkeit, die sie in der vorsorglichen Thätigkeit Gustavs erblickte, rührte sie zu Thränen. Man durfte von den jungen Leuten das übertrieben poetische Bild gebrauchen: sie schwammen in einem Meere von Seligkeit.

Aber die Tage waren kurz. Es war vier Uhr geworden, und das Dunkel zog schon herauf. Sie mußten sich, so leid es ihnen that, zum Aufbruch entschließen. Leonore drückte sich zärtlich an Gustav. Sie dachten nur an sich, an ihr zukünftiges Glück und hatten keinen Sinn für das, was um sie her vorging. Um nicht zu vielen Leuten zu begegnen, hatten sie den Fahrbaum überschritten und waren auf dem Wege an den Bäumen weitergegangen.

Sie hatten wenige Schritte gethan, sie waren gerade an der Dichtung bei der Luiseninsel angekommen, als plötzlich Leonore furchtsam zusammenschreckte und sich noch fester an Gustav an schmiegte. Es dunkelte freilich schon, aber die eben angezündete Laterne verbreitete doch genügende Helle und beleuchtete das merkwürdig erregte Gesicht eines Mannes, der in schnellen

Schritten auf die Beiden zugekommen war und nun zitternd, mit halb offenem Munde, die beiden Hände gegen Leonoren ausstreckend, vor ihnen stand:

„Leonore! — Endlich!“ brachte er mühsam mit schwerem Schluchzen hervor.

Leonore wich einen Schritt scheu zurück und zog Gustav mit sich.

„Beruhige Dich!“ sagte dieser. „Es ist ein alter Freund von mir.“

Leonore ließ Gustavs Arm los und trat angstvoll bei Seite. Gustav näherte sich Daniel und streckte ihm die Hand entgegen. Daniel bemerkte es nicht. Mit großen Augen starrte er auf Leonoren, die Andern an seinen Schläfen schwollen unter den sorglich gedrehten Locken sichtbar an; eine ungeheure Erregung schien in ihm zu toben. Mit einem ganz wunderbaren Ausdruck, der gleichzeitig wie Jubel und wie schmerzliche Verzweiflung klang, wiederholte er nur das eine Wort:

„Leonore!“

Gustav war von dem Anblick so ergriffen, daß er für den Augenblick sogar seine Braut vergaß. Er legte seine Hand auf Daniels Schulter und sagte mit warmem Tone:

„Verehrter Freund, Sie befinden sich in einem verhängnißvollen Irrthum. Jene Dame ist nicht die von Ihnen gesuchte Leonore. — Sie sehen ja, es ist ein ganz junges Mädchen; es ist meine Braut, Fräulein von Köppler.“

Ein Augenblick verging, ehe Daniel Gustavs Worte verstanden zu haben schien. Er athmete langsam, tief und schwer. Plötzlich richtete er sich auf, stieß Gustav unsanft von sich, und mit dem Ausdruck äußersten Hasses preßte er zwischen den Zähnen das Wort „Verräther!“ hervor.

Gustav bemühte sich vergeblich, den Sinnlosen zu besänftigen.

„Lassen Sie mich!“ sagte Daniel mit einer Heftigkeit, die man dem ruhigen Manne nie zugetraut hätte. „Lassen Sie mich, sonst werde ich rasend! Ich will hier keinen ärgerlichen Auftritt herbeiführen, nicht an dieser Stelle, die ich geweiht habe — geweiht durch meine Treue ohne Gleichen! Aber entfernen Sie sich von hier! Sie gehören nicht hierher, Sie nicht, und nicht jene elende pflichtvergeffene Person, die mich um mein Dasein betrogen hat! Jetzt durchschaue ich Sie! Jetzt weiß ich Alles! Also deshalb haben Sie sich gewaltsam an mich herangedrängt, deshalb mir in einer schwachen Stunde mein Geheimniß entlockt, damit Sie den verborgenen Schatz auffinden und ihn mir rauben! Sie sollten sich schämen! Ist solche Lücke, ist solche Bosheit erhört! — Und Schmach über Dich, Du Glende, die mir Treue geschworen und mich verrathen hat! . . . Lassen Sie mich!“ rief Daniel, indem er zornbebend Gustav wehrte, sich ihm zu nähern. „Lassen Sie mich, oder es geschieht ein Unglück! Sie wissen nicht, wessen ich fähig bin!“

Der Alte wandte sich schauernd ab, dann blieb er einige Secunden stehen. Er wankte; mit sichtbarer Mühe suchte er sich eine stramme Haltung

zu geben. Endlich schüttelte er bedächtig den Kopf und tappte langsam und schwer, ohne sich noch einmal umzusehen, die Thiergartenstraße hinauf.

Gustav hatte Leonorens Arm wieder in den seinigen gelegt. Das arme Mädchen zitterte und bebte. Mit theilnahmevollen Blicken sahen die Weiden den armen alten Mann, schwerfällig sich auf den Regenschirm stützend, wie gebrochen dahinschleichen.

Mit der Dämmerung hatte sich über den Thiergarten ein grauer Nebel gesenkt. Nur noch wenige Augenblicke sahen sie die dunkeln Umrisse Daniels; bald wurden diese ganz undeutlich und verloren sich, um noch einmal in dem fahlen Schein der nächsten Laterne als verwischte Schatten wieder aufzutreten. Dann zerrannen auch diese. In dem helleren Schein regte sich nun nichts mehr. Was dahinter war, hatte der Nebel völlig verschleiert.

„Es ist ein unglücklicher Sonderling, ich erzähle Dir seine Geschichte ein andermal,“ sagte Gustav. „Wir wollen ihm nicht mehr begegnen. Frage mich jetzt nicht . . . Ich erzähle es Dir später.“

* * *

Die Bank an der Luiseninsel blieb am andern Nachmittage leer.

Früh, den Gustav im Lauf des Vormittags zu der alten Marianne geschickt hatte, um sich nach dem Befinden des Herrn Möllmann zu erkundigen, hatte überaus ungünstigen Bericht erstattet. Daniel hatte die ganze Nacht stark phantasirt. Marianne hatte in frühester Morgenstunde einen Arzt herbeigerufen, der sich sehr bedenklich über den Zustand des Kranken geäußert hatte.

Gustav hatte nun selbst den Arzt aufgesucht, bevor er noch zu seiner Brant gekommen war, und von diesem erfahren, daß bei dem großen Schwächezustand des Kranken, der sich seit Jahren lediglich durch die Regelmäßigkeit seines Lebens, die geordnete Bewegung und das stundenlange Verweilen in der freien Luft aufrecht erhalten hatte, jeden Augenblick das Ende eintreten könne. Gustav war schmerzlich davon ergriffen, daß er, wenn auch unschuldig das Hereinbrechen der Katastrophe beschleunigt hatte; und als er Leonore um die Mittagsstunde zum Spaziergange abholte, war er sehr ernst gestimmt. Leonore erkundigte sich nach der Ursache dieser bei Gustavs heiterem Temperament ungewohnten Stimmung. Während die beiden glücklichen jungen Leute die Linden entlang gingen, erzählte Gustav, was er von Daniel wußte. Leonore traten die Thränen in die Augen.

„Es wäre doch wohl unsere Pflicht, uns zu erkundigen, wie es dem armen Manne geht,“ sagte sie.

„Du hast Recht,“ entgegnete Gustav.

Sie wandten sich um, und Gustav führte Leonore nach dem Marienkirchhof. — Die alte Marianne mit dem breiten Gesicht, die ihm öffnete, sah mit den rothgeweinten Augen ungemein rührend aus.

„Der Arzt ist bei ihm. Sie können ruhig eintreten. Er erkennt Sie nicht mehr. Mein armer Herr!“

Vorsichtig traten sie in die Stube mit den Fußscheiden. Es war alles in gewohnter Ordnung: die Federn und Bleistifte lagen symmetrisch geordnet auf demselben Fleck. Die Thür zum Nebenzimmer stand offen. Leonore, von einem Gefühl wahrer Theilnahme getrieben, daß, wenn auch mit etwas Neugier gemischt, darum doch nicht minder tief und ernst war, trat behutsam auf die Schwelle und blickte mit Thränen in den Augen auf das Lager, auf dem Daniel mit halbgeschlossenen Augen schwerathmend ruhte. Seine schmalen Finger zupften gleichmäßig an der Bettdecke, als wollten sie etwas pflücken. Der Arzt saß neben ihm. Daniel schlug die Augen auf. Dann öffnete er sie weit, ganz weit und blickte nun starr nach der Thür. Die Mattigkeit, die über dem Gesicht gelegen, war wie weggewischt. Es leuchtete auf in dem Schimmer unbeschreiblicher Wonne. Mit unheimlich heller, heiterer Stimme rief er: „Leonore!“ —

Der Arzt hatte sich umgewandt und sah, wie ein junges Mädchen ängstlich zusammenschauerte. Wie von einer magnetischen Gewalt angezogen, schritt Leonore lautlos und langsam auf das Lager zu. Der Arzt hatte sich erhoben und war bei Seite getreten. Daniel richtete sich etwas auf und streckte ihr wie stehend die beiden Hände entgegen. Leonore wußte kaum, was sie that, als sie die schmalen Hände des Kranken ergriff.

Freude, Glück und Dankbarkeit strahlte aus seinen Augen. Er drückte die kleinen Hände des hübschen Mädchens und sagte mit einem unbeschreiblichen Ausdruck wonnigen Wohlgefühls:

„Leonore! Ich wußte, daß Du kommen würdest, daß ich Dich wieder sähe . . . hier oder dort! Ich wußte es!“

Dann ließ er sanft die Hände des bebenden Mädchens und sank lächelnd auf das Kissen zurück. Lächelnd auch schloß er die Augen. Der Arzt bedeutete Leonoren, sich zu entfernen. Er legte sein Ohr auf das Herz des Kranken, dann trat er in das Nebenzimmer zu den jungen Leuten, die den Athem anhielten und mit banger Spannung der Botschaft des Arztes harreten.

„Er lebt noch,“ sagte dieser ruhig, „aber ich rathe Ihnen, sich die Aufregung des Endes zu ersparen. Zu helfen ist hier nicht mehr viel. Und was geschehen kann, geschieht. Die Lebenskraft des Kranken ist erschöpft.“

Die beiden jungen Leute schlichen schüchtern aus der Thür und gingen über den Marienkirchhof, ohne ein Wort zu sprechen.

Der Arzt hatte die Unwahrheit gesagt. Das Herz hatte nicht mehr geschlagen. Mit heiterem Lächeln auf den Lippen war Daniel entschlafen, als er die Hand des Mädchens zu berühren glaubte, daß er so lange Jahre hindurch erwartet hatte — „harrend ohne Schmerz und Klage“. Der arme Toggenburg!

*

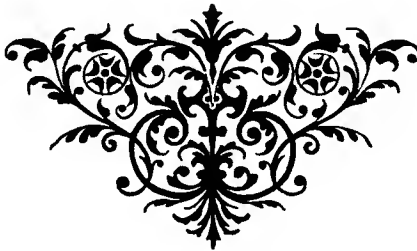
*

*

Der Egoismus des jugendlichen Glückes vergift schnell fremdes Ugemach. Wohlthätig gedämpft, nicht mehr grausam schmerzlich erzitterte in den Seelen der jungen Leute der Nachklang des erschütternden Austritts in dem kleinen Hause am Marienkirchhof, als sie Nachmittags wieder ihr Heim durchmusterten und dann am Abend mit der Familie um den Theetisch vereinigt waren. Sie erzählten von dem sonderbaren Erlebnisse einiges Wenige. Tante Emmy und Frau von Köppler wechselten auf einmal verständnißvolle Blicke und nahmen plötzlich einen sehr ernsthaften Gesichtsausdruck an. In dem jovialen Herrn von Köppler, der wiederum die Hände über der Weste gefaltet hatte, kämpfte seit einiger Zeit das Verlangen, die dampfende Theetasse zum Munde zu führen, mit der sich daraus ergebenden Nothwendigkeit, die bequeme Lage seiner Hände alsdann verändern zu müssen. Aber das stumme Zwiesgespräch zwischen den Damen war ihm darum doch nicht entgangen.

„Vorchen!“ sagte er scherzhaft drohend zu seiner Frau. „Sollte das am Ende derselbe sein, auf den Du mich früher einmal hast eifersüchtig machen wollen? Du weißt, — vor unserer Verlobung, als Du aus Berlin zurückkamst?“

Gustav sah seine Schwiegermutter prüfend an. Es war noch eine hübsche Frau, mit der seine Braut eigentlich nur geringe Aehnlichkeit in den Zügen, aber doch im Ausdruck einen starken Familienzug gemein hatte; und jetzt zum ersten Male bemerkte er an ihrem Kinn ein kleines braunes Mal. Bis zur Stunde war es ihm nicht aufgefallen.





Deutschland vor hundert Jahren*).

Von

Johannes Scherr.

— Zürich. —



or siebenundzwanzig Jahren hab' ich den ersten Theil dieses Buches unmittelbar nach seinem Erscheinen einer ausführlichen Anzeige unterzogen. Heute, nach Vollendung des trefflichen Werkes im Jahre 1880, komm' ich darauf zurück mit der Bemerkung, daß, wenn der Abschluß desselben bedauerlich lange sich verzögerte, Biedermanns kulturgeschichtliche Leistung nur um so mehr berechtigt ist, die Devise zu tragen: „Was lange währt, wird gut.“

Dazumal, als 1854 der erste Theil herausgekommen, war eine böse Zeit. Die Menschen von heute und gestern haben keine Vorstellung davon, was wir anderen, die wir den „Völkerfrühling“ von 1848 mitgelebt, empfinden, erfahren und leiden mußten, als alle die holden Täuschungen und schmerzlichen Enttäuschungen des „tolleu“ Jahres in die stupide und brutale Rückwärtserei der ersten 1850er Jahre aufgegangen waren. Während wir nur allzu ausgiebige Gelegenheit hatten, die Wahrheit der berühmten Dante'schen Terzine:

„Tu proverai sì come sa di salo
Lo pane altrui, e com' è duro calle
Lo scendere e 'l salir per l'altrui scale.“ —

bitter zu erproben, war daheim in Deutschland das deutsche Vaterland wiederum, ganz wie zur Zeit der Kampf und Eizschoppe, zu einem Verbrechen geworden. Aber ihre ganze Tücke wagten die Werkzeuge der Reaction dort erst dann zu entfalten, als drüben, jenseits des Rheins, der meineidige Sohn einer notorischen

*) Veranlaßt durch das Werk „Deutschland im 18. Jahrhundert“, von Dr. Karl Biedermann. 2 Theile in 4 Bänden, 1. Theil. Bd. 1 und 2 in II. Auflage. Leipzig, J. J. Weber 1880.

Nicht-Lucretia mit den Banditenhäupten seiner Spießgesellen La Belle Franco im Dunkel einer Decembernacht an der Kehle gepackt und die Halberwürgte zu Boden geworfen hatte.

Ich erinnere mich, daß ich in meine deutsche Seele hinein mich schämte, als ich erfuhr, König Friedrich Wilhelm IV. hätte hoch aufgejubelt, als er die Botschaft von dem schandbaren Frevel empfangen. Ja, fürchtbarer noch als das Verbrechen des Glenden, welcher mit Hilfe des Auswurfes von Frankreich seine Schmach hinter jener Blutdampfwolke der Boulevardsschlächtere von 4. December 1851 zu verdecken suchte, war der Beifall, welchen mit verschwiegend wenigen Ausnahmen das ganze officielle und officijöse Europa, vom Papst und von der Königin Victoria bis zum Duodezdespötlein von Stachsenfingen und bis zum schmierigsten Reptil des Staatsanzeigers von Krähwinkel herab, diesem Verbrechen zollte. Daß alle Gauner, Spieler und Schwindler, alle vornehmen und geringen Spione und Spioninnen, Kupplerinnen und Hetären, alle feilen Scribenten und alles andere Menschenpüßlichkeit dem aus der Dreieinigkeit von Meineid, Raub und Mord geborenen Bastardeäzar zujauchzten, war ganz in der Ordnung. Dieses Geschmeiß hatte ja die richtige Vorauswitterung, das Secoud Empire werde eine riesige Pfüße von Verderbniß und Fäulniß sein, eine richtige „cour de miracles“ der Escroquerie, der Wöllerei und Unzucht, der Fecker-Bons und Goldbaren-Porterrien, der scham- und scheulosen Saturnalien und Lupanarien. Ich war damals, obzwar vom Schwabenakter nicht allzu weit mehr entfernt, noch so jung, daß ich mich über die Niederträchtigkeit der Menschen verwunderte, enttäusete und betrübte. Das hab' ich mir, seit ich hinter die Coulissen und in die Ankleidezimmer der Bühne, auf welcher die menschliche Tragikomödie spielt, blicken gelernt, gründlich abgewöhnt und darum sehe ich nur noch mit einer aus Mitleid und Ironie gemischten Empfindung auf das wüste Armuthszeugniß zurück, welches die europäische Gesellschaft sich ausstellte, indem sie nahezu zwanzig Jahre lang vor einem nachgemachten Bonaparte schwarzenzeste, kniete und räucherte. Vielleicht wähnte sie, es gereichte ihr zur Entschuldigug, daß sie annis 1814 und 1815 ja nur die echten Bonapartes mit dem Interdict belegt hatte.

Uns. anderen, für welche solche Selbsterniedrigung undenkbar, blieb nichts übrig, als nach Möglichkeit aus der schmerz- und trauervollen Gegenwart hinwegzuschlüchten. Damals versenkte ich mich in die Vergangenheit meines Volkes und schrieb jene Bücher, welchen, wie ich ja wohl ohne eitle Selbstberühmung sagen darf, meine Landsleute daheim und in der Fremde seit dreißig Jahren eine mein Verdienst weit übersteigende Liebe und Treue zugewandt und bewahrt haben. Solche Beschäftigung mit Gewesenem half über die Schwere des Seienden hinweg. Sie hatte auch das Tröstliche, die Ueberzeugung beizubringen, die Lebenskraft unseres Volkes, welches so viele derartige Entwickelungsleiden überstanden hatte, müßte eine unverwüßliche sein — die Ueberzeugung, die Deutschen, welche einer so jammervollen

politischen Geschichte zum Trotz eine große Culturration geworden, müßten auch noch eine Zukunft als Machtnation haben. Auch das Studium des ersten Theils von Wiedermanns Buch vermochte diesen Glauben nicht zu erschüttern. Denn wenn die genaue, deutliche, quellenmäßige Darstellung, welche der Verfasser von den politischen und socialen Zuständen unseres Landes im 18. Jahrhundert gab, das ganze Jammerthal dieser Zustände aufdeckte, so mußte der Anblick derselben jeden Sehenden überführen, daß es im 19. Jahrhundert denn doch besser, bedeutend besser geworden sei.

Und heute, wo ich das glücklich zum Abschluß gebrachte Wiedermann'sche Werk wiederum zur Hand nehme, um, soweit meine Stimme reicht, die Aufmerksamkeit patriotisch denkender Männer und deutschführender Frauen darauf zu lenken, wie ist es heute?

Nicht, wie es sein sollte und wohl auch sein könnte, aber jedenfalls besser als im Jahre 1854. Eine Vision, daß binnen 17 Jahren das wieder aufgerichtete Deutsche Reich ausgerufen werden würde, ausgerufen nach kolossalen gegen die Franzosen geführten Siegesschlägen, ausgerufen im Prunkschlosse jenes französischen Sultans, welcher der grimmigste Feind und erbarmungsloseste Schädiger unseres Volkes gewesen war, diese Vision wäre dazumal sogar als solche, als Traum und Ahnung rein unmöglich gewesen. Wer so kurz nach 1849, dem Jahre des Fluches, so kurz nach 1850 und 1851, den Jahren der Schmach, so etwas hätte prophezeien wollen, wäre mit Recht als der Narr der Narren verlacht worden. Allerdings sind wir auch heute noch weitab vom Ziele. Was 1866 und mehr noch 1871 in Stunden versäumt worden, wird in Jahrzehnten nicht hereinzubringen sein! Die Reichsverfassung ist nur ein trauriger Nothbehelf, ein Lotter- und Schlotterwerk. Der dynastischen Selbstsucht wie der particularistischen Bornirtheit sind die beklagenswerthesten Einräumungen gemacht worden — Einräumungen, welche, wie ja leicht vorauszusehen war, keineswegs Dankbarkeit erzeugt haben. Die Karte des Deutschen Reiches zeigt noch immer ein Duzend Farben zu viel. Und sodann dieser schreiende Widerspruch zwischen der Gewährung des allgemeinen Stimmrechts und der heftigen Verwerfung des Parlamentarismus, welcher doch — mag im übrigen sein Werth oder Unwerth sein, wie er wolle — die unumgängliche Schlußfolgerung aus jener Prämisse ist! Man kann dem deutschen Volk doch nicht zumuthen, lauter Sa nickende Pagoden in den Reichstag zu schicken, und wenn die Schreibclaven Klagelieder über das Parteiwesen singen, so vergessen wir darum doch nicht, daß Parteien die Zungen sind, womit freie Staaten athmen. Aber gibt es nicht auch tuberculose Zungen? Gewiß, das gibt es, und es mag schon sein, daß an diesem oder jenem rechten oder linken Flügel der in Rede stehenden Zungen da oder dort ein häßliches Tuberkel sitzt. Allein trotzdem wird das parlamentarische Experiment gemacht werden müssen, es wäre denn, daß man zum nackten, aber wenigstens ehrlichen und aufrichtigen Absolutismus zurückkehren wollte, was ja in Deutschland und vorab in Preußen weiter keine

oder kaum nennenswerthe Schwierigkeiten hätte. Mit dem grundverlogenen, schamlos unsittlichen und noch dazu albernen und lächerlichen Schein-constitutionalismus — abscheulicher Wandwurm von Wort! — geht es nicht mehr. Die Möglichkeit, das constitutionell-parlamentarische Regiment könne ein aufrichtiges und ehrliches sein, vorausgesetzt — was freilich eine ungeheuer lecke Voraussetzung ist — muß es anderseits als absurd bezeichnet werden, hinter diesem Regiment das Schreckgespenst der Revolution aufstauen zu lassen. Wir Deutsche sind ja Reflektionsmenschen, Grübler, Tiffler, wir haben nicht das Zeug zum Revolutionmachen und denken auch gar nicht daran, falls man so freundlich ist, uns auch nur halbwegs bei guter Laune zu erhalten. Uns fehlt ja die elementare Leidenschaft, die initiatorische Sprungfertigkeit. Wir müssen, um überhaupt voranzukommen, Schritt für Schritt vorwärts gehen, und daß und wie wir trotzdem vorwärts gegangen, wird jedem klar werden, welcher vergleichen will, wie unser Land vor hundert Jahren war und wie es jetzt ist.

Auf den folgenden Blättern will ich, immer an der Hand Wiedemanns, versuchen, geneigte Leser und ernste Leserinnen in das Deutschland des achtzehnten Jahrhunderts zurückzuführen, — selbstverständlich auf nach Möglichkeit gekürzten Wegen. Es ist dies, will mir scheinen, die beste Art und Weise, einer so schwierigen und so gewissenhaft gethanen Arbeit gerecht zu werden, — einer Arbeit, deren Frucht fraglos eine Bierde der deutschen Kulturhistorik ausmacht. Der Verfasser hat sich keine Mühe und keinen Zeitaufwand verbrießen lassen, um das ungeheure Material zusammenzubringen, welches der Aufbau seines Werkes erforderte. Schon an die Sichtung, Ordnung und Zurhandstellung dieses Materials mußten Jahre gewendet werden. Die Kulturgeschichtsschreibung darf sich bekanntlich nicht damit begnügen, die Oberfläche der Erscheinungen zu veranschaulichen und zu kennzeichnen. Sie muß überall den treibenden Kräften in die Tiefe nachgehen. Sie hat den tausenderlei Motiven, welche zur Schaffung des Gesamtbildes eines Volksdaseins zu dieser oder jener bestimmten Zeit zusammenwirken, geduldig nachzuspüren, auf Pfaden, welche zumeist mühsamer zu begehen sind als die Wege, welche durch wohlgeordnete Archive führen oder gar durch jene Roth-, Gelb-, Grün- und Blaubücher, die dormalen so großes Ansehen genießen und in die, beiläufig bemerkt, doch nur hineinkommt, was einem zur Zeit herrschenden Minister hineinzuthun beliebt und wie es hineinzuthun ihm „opportun“ scheint. Um jene kleinen, unscheinbaren und doch hochbedeutsamen Züge beizubringen, welche die Gesellschaft dieser oder jener Periode oft besser charakterisiren als breitspurig einhertretende Allweltsthatsachen, muß der Kulturhistoriker häufig ganze Steppen bedruckten Papiers durchwandern. Auch unser Verfasser hat dieser Pflicht sich unterzogen, und die geschickte Art, wie er solche Züge zu finden und zu verwenden wußte, bildet gerade einen der vielen Vorzüge seines Werkes. Auch der Mängel ermangelt dasselbe nicht, wie denn überhaupt nur der hochgradige Professorendünkel und eine schon

stark in den Größenwahn spielende Doctorenhochnäsigkeit sich einbilden mögen, „fehlerlose Ungeheuer“ von Büchern hervorbringen zu können. Für das, was als der Hauptmangel des Werkes zu bezeichnen sein dürfte, nämlich das Mißverhältniß des zweiten, des literarhistorischen Theils zum ersten, zum socialhistorischen, kann der Verfasser freilich die gewichtige Entschuldigung anführen, daß ja zur Zeit, von welcher er handelt, die Deutschen, wenigstens in ihren bedeutendsten Lebensäußerungen, ein vorzugsweise literarisches Volk gewesen seien.

I.

Wie selbstverständlich, hebt unser Verfasser seine Untersuchung und Darstellung damit an, daß er von dem territorialen Umfang, dem Bevölkerungsbestand und der staatlichen Eintheilung Deutschlands im 18. Jahrhundert handelt. Hier mußte auf den traurigen Westfälischen Frieden zurückgegangen und eine ganze Reihe von Einbußen an Land und Leuten verzeichnet werden. Wie war doch vom späteren Mittelalter an die deutsche Nation an Macht und Machtbewußtsein herabgekommen! Sie, im früheren Mittelalter die wirkliche und einzige Großmacht Europas, hatte sich, im 18. Jahrhundert angelangt, nach und nach Livland, Curland, Pommern und Rügen, die Niederlande und die Schweiz, Elsaß und Lothringen entreißen lassen. Und dabei führten die Kaiser des „Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation“ stetsfort den Titel: „Allzeit Mehrer des Reichs“ — mehr noch eine bittere Satire als ein curialstilistischer Schnörkel.

Die Bevölkerung wohnte in 2300 Städten, 3000 Marktflecken, nahezu 100,000 Dörfern und Weilern und auf ungefähr 40,000 Edel- und Bauerhöfen. Ihre Gesamtzahl kann nicht genau bestimmt werden. Das Facit der Wahrscheinlichkeitsberechnung schwankt zwischen 26 und 30 Millionen. Zur Markirung der staatlichen Ein- oder vielmehr Vertheilung dieser Bevölkerung würden alle Regenbogenfarben in hundertfacher Variation nicht ausreichen. Das Gebiet, welches innerhalb und außerhalb der zehn Reichskreise lag, machte mitssammen eine ungeheuerliche Curiositätenkammer voll von politischen Mißbildungen aus. Da war z. B. der „schwäbische“ Kreis, welcher das heutige Württemberg, das heute bairische Schwaben und die damalige Markgrafschaft Baden umfaßte. Abgesehen davon, daß durch diesen Kreis die sogenannten „vorderösterreichischen“ Landschaften sich hinschlängelten, war derselbe vertheilt unter 97 Herren, worunter 4 geistliche Fürsten (der Bischof von Augsburg, der Bischof von Constanz, der Fürstbist von Rempten und der Propst von Ellwangen), 14 weltliche Fürsten (Herzog von Württemberg, Markgraf von Baden, Fürsten von Dettingen, Fürstenberg, Hohenzollern) ferner 23 Prälaten, 25 Grafen und Freiherren, endlich 31 Reichsstädte — (anderwärts gab es auch „Reichsdörfer“). Unter diesen „Staaten“ des Schwabenlandes gab es welche von ganzen 1600 oder 1300, ja von 1000 Einwohnern. Aber die kleinen litten am Größenwahn nicht weniger als die

größeren. An den öffentlichen Gebäuden des Reichsstädtchens Nördlingen las man die stolze, römerhafte Inschrift: „Senatus populusque Nordlingensis“ und der Stadtschreiber des Reichsstädtchens Wopfingen führte den Titel „Kanzler“ so gut wie der von Nürnberg, Augsburg oder Ulm. An der Buntschichtigkeit innerhalb der Rahmen der zehn Reichskreise war es aber noch nicht genug, denn in diese Kreise waren als „reichsunmittelbar“ noch hineingesprengelt 30 „Herrschaften“, 5 „gewerblichke“ Orte, 5 Reichsdörfer und zwischen 14 und 1500 „reichsritterschaftliche“ Güter. Alles zusammen eine wahrhaft Fischeart'sche Staatenkitterung! Und diese Hanswurstmade von Reich hatte nicht etwa nur eine lächerliche, sondern auch eine traurige Seite, eine sehr traurige. Denn, wohlverstanden, die Inhaber der Spottgeburt von Miniaturstaaten handhabten „die meisten Souveränitätsrechte mit derselben Unbeschränktheit wie die großen „Reichskände“, sie hemmten den Verkehr ebenso mittels Zöllen, Handelsverbotten und Gewerbemonopolen wie ihre mächtigeren Nachbarn, die Fürsten und Kurfürsten, sie erhoben dieselben Ansprüche auf den Gehorsam ihrer „Landesunterthanen“, auf Steuern und Dienste vonseiten derselben, und selbst das höchste landesherrliche Attribut, das Recht über Leben und Tod, stand ihnen oft zu, wie die vielen an den Siben reichsritterschaftlicher Herrschaft aufgerichteten Galgen, die Wahrzeichen dieses hochgehaltenen Souveränitätsrechtes, bezugten“. Dieser Umstand, d. h. das Recht des „Blutbanns“ in den Händen zahlloser Haunkönige ist, nebenbei gesagt, eine der Hauptursachen gewesen, daß in deutschen Landen der Gräuel des Hexenprocesses ärger geraft hat, als anderwärts. Der Hexenproceß war keineswegs nur eine gräßliche Schrulle theologischer und juristischer Stirnverbreiterung, sondern auch, namentlich im 16. und 17. Jahrhundert, ein sehr einträgliches „landesherrliches“ Geschäft. Ganz in der Ordnung also, daß jeder Staat und jedes Städtchen, jede Stadt und jedes Städtchen im unendlich zersplitterten deutschen Reiche bis herab zum „reichsunmittelbaren“ Krautjunkerhof ihr regelrechtes Hexenbrennen haben wollten.

Ueber dem Wirrsal von Ländern und Leuten, über dem größer-, mittel-, kleiner- und kleinstaatlichen Gewimmel und Gewusel schwebte die Reichsverfassung. Nicht wie der Geist über dem Wasser, sondern wie ein Spinnengewebe über Moder. Die mittelalterliche Reichsherrlichkeit war schon mit Friedrich dem Rothbart zu Ende gegangen. Daß dann nach dem Untergang der staufischen Dynastie und der „schrecklichen kaiserlosen“ Zeit ein machtloser schweizerischer Graf auf den deutschen Königsstuhl berufen wurde, ist ein unermeßliches Unglück für unser Land gewesen. Denn das deutsche Königthum oder die römische Kaiserschaft war ja fürder nur noch die Handhabe zur Gründung einer Hausmacht für die neue Dynastie. Die deutsche Geschichte war, wie auch Wiedermann sie richtig faßt, allzeit, schon von den Tagen Armins und Marbods her, ein unausgesetzter Kampf zwischen dem centripetalen und dem centrifugalen Princip, zwischen dem nationalen Freiheitsdrang und der particularistischen Selbstsucht, zwischen Monarchie und Anarchie,

welche letztere sich als Aristokratie aufspielte. Während drüben in Frankreich das Königthum, indem es im Bunde mit den Städtebürgerchaften die Aristokratie zu Boden trat, die nationale Einheit begründete und festigte, war hien in Deutschland das Kaisertum der Habsburger selber der ausgesprochene Particularismus. Kaiser Maximilian der Erste hat es frank und frei herausgesagt: „Ich bin vor allem Oesterreich verpflichtet.“ Natürlich ahmten dann alle die Baunkönige das particularistische Gebaren des habsburgischen Doppeladlers nach, soweit immer ihre Mittel es ihnen erlaubten. Die Reichsregimentsmaschine, vom Anfang an unglücklich construirt, wurde nachgerade zu einem wahren Monstrum von Ungefügigkeit und Complicirtheit. Setzte man das ungeheuerliche Ding in Bewegung, so hob ein furchtbares Gepolter und Gepruhste an, aber die einzelnen Theile, die Räder, Walzen, Stifte, Stränge, Kurbeln und Gewichte der Maschine arbeiten nicht mitammen, sondern zumeist gegen einander. So oft irgendwie ein Verzicht auf particularistische Interessen oder auch nur auf Absonderlichkeiten gefordert wurde, erhob sich das Geschrei von „Teutscher Stände Libertät“, wie die amtliche Formel lautete. Dahinter barg sich die polakisch-anarchische Wirthschaft der deutschen Fürstenrepublik. Diese Wirthschaft erhielt ihre so zu sagen staats- und völkerrechtliche Bestätigung und Weihung durch die sogenannte Reformation und durch den vom Ausland, vorab von Frankreich, dictirten Westfälischen Frieden, nach jener beispiellosen dreißigjährigen Kriegesfurie, welche unser unglückliches Land zu einer Wüstenei gemacht und dessen Bevölkerung von etwa 18 Millionen auf 4 herabgebracht hatte. Daß nicht allein die Dymmacht der Reichsgewalt, sondern auch das klägliche Sinken des Nationalgeistes im 17. und 18. Jahrhundert eine Folge der rohselbstsüchtigen Fürstenpolitik gewesen, kann gar keinem Zweifel unterstellt werden. Wie so ganz schließlich die staatsrechtlichen Begriffe sich verwirrt, ja in das gerade Gegentheil ihrer ursprünglichen Bedeutung sich verkehrt hatten, dafür liefert einen grellen Beweis die Thatsache, daß Friedrich der Große, auf die herrschende Anschauung gestützt, keinen Anstand zu nehmen brauchte, den von ihm i. J. 1785 gestifteten Fürstenbund, welcher doch nichts bezweckte, als die „Libertät“ der deutschen Dynasten gegen die befürchteten „Uebergriffe“ der kaiserlichen Gewalt zu schirmen, im Lichte eines verfassungsmäßigen Bündnisses, eines volksthümlichen und gemeinnützigen Unternehmens darzustellen, ja sogar noch weiter zu gehen, d. h. formlich an die auswärtigen Mächte zu appelliren und deren Besorgnisse vor einem allfällig monarchisch seitgeeeinten und folglich starken Deutschland wachzurufen. Das ist, meine ich, ein kennzeichnend hohenzoller'sches Seitenstück zu dem vorhin angezogenen habsburgischen Ausspruch.

Daß unter solchen Umständen die Reichsverwaltung eine elende sein mußte, ist klar. In alle Einzelheiten derselben hier einzugehen, hieße Papier und Druckerschwärze umsonst vermuhen. Das Heilige Römische Reich Deutscher Nation, dessen Kaiser als solcher eine Jahreseinnahme von ganzen 8000, sage achttausend Thalern hatte, war zum Spottlachen Europas geworden.

Hauptsächlich in Folge der Zammerfähigkeit des Reichskriegswesens. Das Reichsheer war, sogar bei Ausschreibung eines dreifachen sogenannten „Simplum“ (120,000 M.), thatsächlich nicht selten kaum 20,000 M. stark. Und das waren noch dazu Leute, die mit den Rekruten Falstaffs eine bedenkliche Aehnlichkeit hatten, und wie waren sie geübt, d. h. nicht geübt, was hatten sie für Offiziere, wie waren sie gerüstet und bewaffnet! Es ist bekannt, daß z. B. in der Schlacht von Rossbach von 100 „Schießprügeln“ der Reichstruppen nicht 20 losgegangen sind. Dieselbe grenzenlose Verrottung wie im Heerwesen auch in der Reichspolizei, in der Reichsjustiz, in der Reichsfinanzerei, in allem und jedem. Schon zur Zeit des dreißigjährigen Krieges hatte der schwedische Minister Oxenstierna der deutschen Reichsverfassung den Namen „Confusio“ geschöpft. Jetzt, im achtzehnten Jahrhundert, war die Confusio zu einem Chaos geworden. In diesem Chaos wühlten und minirten die österreichische Partei und die preussische Partei wider einander. Undeutsch waren beide ganz und gar. Beide verschworen sich, jene an Frankreich, diese an Rußland geknüpft, mit dem Ausland zur Vernichtung der nationalen Macht nicht nur, sondern auch des nationalen Bewußtseins. Der Wiener Hof ließ durch einen seiner Publicisten erklären, „Österreich müsse entweder an der Spitze Deutschlands stehen oder aber es müsse und werde Deutschlands Feind sein“. Der Berliner Aufklärer Nicolai seinerseits bezeichnete die Idee eines deutschen Nationalgeistes als ein „politisches Un Ding“ und schalt das Bestreben, die Gemüther für eine solche Idee zu erwärmen, einen „hämischen Parteizweck“. Der Wiener Hof errichtete gegen den neu erwachten und schöpferisch aufstrebenden deutschen Geist eine chinesische Mauer der Abwehr und Friedrich der Große erfand die „nation prussienne“. Augewidert von der trostlosen Wirklichkeit, in welcher sich ihnen nur das eltelhaste Schauspiel einer allgemeinen Auflösung darbot, bestiegen unsere Besten, die Lessing, Kant, Herder, Goethe, Schiller, den Luftballon der humanitären Illusion, um in's Wolkenkuckucksheim der Weltbürgerlichkeit emporzusteigen. Die von dort herab gegebenen Orakel muthen uns heute doch ganz eigen und keineswegs sympathisch an. Wenn Lessing sich berühmte: „Ich habe von der Liebe zum Vaterlande keinen Begriff und sie scheint mir höchstens eine heroische Schwachheit zu sein, die ich gern entbehre“ — oder wenn Schiller an Jacobi schrieb: „Wir wollen dem Leibe nach Bürger unserer Zeit sein, weil es nicht anders sein kann; sonst aber und dem Geiste nach ist es das Vorrecht und die Pflicht des Philosophen wie des Dichters, zu keinem Volk und zu keiner Zeit zu gehören, sondern im eigentlichen Sinne des Wortes der Zeitgenosse aller Zeiten zu sein“ — oder endlich wenn Goethe seinem Volke den nationalen Beruf und eine nationale Zukunft mittelst des Xenions:

„Zur Nation euch zu bilden, ihr hofft es, Deutsche, vergebens;

Bildet, ihr könnt es, dafür freier zu Menschen euch aus —“

geradezu absprach, ja, so zu sagen, verbot, so waren das um so traurigere Verirrungen der Wolkenkuckucksheimerei, als das „reine, freie und schöne

Menschen thum“ der Griechen, auf welches man die Deutschen fortwährend verwies, eigentlich doch nur eine Lüge gewesen. Denn, wenn es jemals ein rassenhaftes, auf Stamm und Blut stolzes, vom Nationalgefühl und Nationalstolz ganz erfülltes Volk gegeben hat, so waren das gerade die Griechen, die sich so wenig um „Menschenbruderschaft“, „Weltbürgerthum“ und dergleichen Flunkereien mehr kümmerten, daß sie ausschließlich nur sich selber für Menschen, alle übrigen Völker aber für „Barbaren“ hielten. Unsere Klassiker hatten sich eben ein Ideal von Griechenland zurechtgemacht und ritten so beharrlich darauf herum, wie in unseren Tagen Heinrich der Zweundsiebzigste von Reuß-Grreiz-Schleiz-Lobenstein auf seinem berühmten Princip. Schiller freilich, weil er von allen den meisten historischen Sinn besaß, bekam die Reiterei schließlich satt. Ihm ging, als er sah, daß und wie Bonaparte das kosmopolitische Nebelbild zur brutalen Thatsache eines Weltdespotismus machen wollte und theilweise wirklich machte, die Erkenntniß auf, daß man allerdings zu einem Volke gehören müsse, um ein rechter und ganzer Mensch sein zu können, und so hat er denn schon in der „Jungfrau von Orleans“, großartiger aber noch und eindringlicher im „Tell“ die Idee des Vaterlandes, das Gefühl des Volksthums und der Nationalität verherrlicht. Goethe dagegen ist sein Lebenlang „Weltbürger“ geblieben und daraus mag sich auch seine klägliche Haltung im Jahre 1813 erklären, welche nur die Goethe-Fartcatchers verzeihlich finden können. Den ersten Mann seiner Nation kümmerte es wenig oder gar nicht, daß seines Vaterlandes Sein oder Nichtsein auf dem Spiele stand. Er beschäftigte sich lieber mit China als mit Deutschland, und wenn er sich später auf „allerhöchsten“ Befehlswunsch „allerunterthänigst“ herbeiließ, zur Siegesfeier sein von allegorischem Frost starrendes Festspiel „Des Epimenides Erwachen“ anzufertigen, so vermochte er damit nicht das Wort gut zu machen, welches er, der blinde Bewunderer des Todfeindes und Zwingherrn des deutschen Volkes, im April von 1813 zu Dresden im Hause Körners zum Stein und zum Arndt gesprochen: „Schüttelt nur eure Ketten! Der Mann (Napoleon) ist euch zu groß! Ihr werdet sie nicht zerbrechen.“ Sie wurden aber doch zerbrochen, weil es zum Glück in unserem Lande hunderttausende von Männern gab, welche von deutschem Recht und deutscher Pflicht einer fremden Zwingherrschaft gegenüber andere, ganz andere Vorstellungen hatten als der „deutscheste“ Dichter.

II.

Das Reichselend vervielfältigte sich in den einzelnen Staaten und Stättchen in's Unendliche. Suchte doch jeder Despot und jedes Despötlein im deutschen Reiche seine Bestimmung und seine Ehre darin, es nach Kräften und über seine, d. h. über seines unglücklichen Landes oder Ländchens Kräfte dem slavisch nachgeahmten Meister- und Musterdespoten von Versailles nachzuthun. Das „L'état c'est Moi!“ wurde unzähligemale ganz plump in's

Deutsche überseht. Die „Landesherrn“ waren das, was sie hießen, im verwegenssten Sinne des Wortes. Dieses System des brutalen Despotismus hat Wiedermann blüdig und treffend gekennzeichnet: — „Es gab im Staate nur Herren und Untertanen, nur einen absolut gebietenden und unwiderstehlichen Willen und eine rechtlose Schaar blindlings gehorchender und duldbender Sklaven; auf der einen Seite eine kleine Minderheit Begünstigter — den Fürsten und seine Umgebung — welchen alle natürlichen Güterquellen des Landes und alle mühsam errungenen Früchte der Volksarbeit zum ausschweifendsten Genuße offen lagen, und auf der andern Seite die Masse des Volkes, berufen und verpflichtet, für die Befriedigung der Gelüste jener Minorität zu arbeiten, zu zahlen, Lasten zu tragen und Noth zu leiden.“

Wie allbekannt, ist um die Mitte des 18. Jahrhunderts an die Stelle dieses brutalen Despotismus der sogenannte aufgeklärte oder sublimirte getreten. Derselbe erloß zunächst aus der Einsicht, daß man, um die Schaffung ergiebiger zu machen, doch einigermaßen für die Schafe von Untertanen Sorge tragen mußte. Dazu kam der Einfluß der „Philosophie des Jahrhunderts“, welche aufklärerische und humanitäre Ideen mälig in Schwung und Mode zu bringen begann. Typische Figuren und Beispielgeber des aufgeklärten Despotismus waren, wie jeder weiß, Friedrich II. und Josef II. Despoten sind sie beide gewesen, aber eben „sublimirte“. Der von Preußen sagte: „Der Fürst ist für die Gesellschaft, was der Kopf für den Körper ist: er muß sehen, denken, handeln für die ganze Gemeinschaft, um ihr alle Vortheile, deren sie fähig ist, zu verschaffen. Will man, daß die Monarchie den Sieg behalte über die Republik, so muß der Monarch thätig und unbescholten sein und alle Kräfte zusammennehmen, um seinen Pflichten zu genügen.“ Der von Oesterreich erklärte: „Ein Reich, das ich regiere, muß nach meinen Grundfäden beherrscht, Vorurtheil, Fanatismus, Parteilichkeit, Sklaverei des Geistes unterdrückt und jeder meiner Untertanen in den Genuß seiner angeborenen Freiheit gesetzt werden.“ Man sieht, von dem „Der Staat bin Ich!“ des vierzehnten Ludwigs bis zu der Friedrich'schen und Josef'schen Auffassung der Herrscherstellung und Herrscherpflicht war ein ungeheurer Sprung. Aber bei genauem Zusehen erkennt man un schwer, daß auch Friedrichs und Josefs Staats- und Regentenideal über die Fläche der rationellen Schaffsucht nicht emporragte. Immerhin ist Josef wie der menschlichere Mensch so auch der freisinnigere Mann von beiden gewesen. Man vergleiche nur ihre Vorschriften über die Handhabung der Pressepolizei. Wiedermann durfte mit Recht sagen: „Josef hat während seiner kaum zehnjährigen Regierung mehr für die Presse gethan als Friedrich während einer beinahe fünfmal so langen Zeit, nicht bloß in Anbetracht des viel gedrückteren Zustandes, in welchem er die Presse fand, sondern auch in Bezug auf die Freiheit, die er ihr gewährte.“ Der „Philosoph von Sanssouci“ verstand es als der kühle Kopf, der er war, ganz vortrefflich, seinen stets wachsamem und eifersüchtigen Despotismus, der keinerlei Selbstständigkeit des Denkens und

Wollens neben sich duldet, hinter liberalen Phrasen zu verbergen. Josef, welcher mit Bezugnahme auf die Dynastie, aus welcher er stammte, mit viel besserem Grund als Friedrich der „Einzige“ zu heißen verdiente, trug ein großes und heißes Herz in der Brust. Natürlich hat es Friedrich weiter gebracht als Josef: der Kopf bringt es ja stets weiter als das Herz.

Das von den beiden großen aufgeklärten Despoten gegebene Beispiel fand Nachahmung bei den kleinen. Jedoch wäre es ein Irrthum, wollte man glauben, daß den aufklärerischen und freisinnigen Verheißungen und Redensarten, welche dazumal in deutschen Landen von den Thronen und Thronlein herabschwirren, durchweg Erfüllungen und Thaten entsprochen hätten. Gar manchem Landesherren kam es auch schon zu mühselig vor, die aufklärerische Phrasologie zu handhaben, und sie und ihre sämmtlichen Beamten fuhren daher fort, im althergebrachten Küpelftile zu „herrschen“ und zu amten. In der Mehrzahl der deutschen Staaten und Stättchen war es bis zum Ende des Jahrhunderts mit dem Verwaltungs-, Justiz- und Finanzwesen aller „Aufklärung“ oder Scheinaufklärung zum Troß geradezu kläglich bestellt. Am traurigsten und zugleich am burlesksten ging es aber in den kleineren und kleinsten Sultanaten her. Des bekannten Ritters von Lang „Memoiren“ sind eine wahre Fundgrube von hierher gehörigen charakteristisch-lächerlichen Zügen. Der Geschäftschlendrian war überall märchenhaft, am märchenhaftesten in Oesterreich, ob zwar es allenthalben von Beamten aller Grade und Schattirungen wimmelte. Die Verderbtheit, Parteilichkeit und Bestechlichkeit der Beamtenwelt von unten bis oben galten für selbstverständlich. Das Sprichwort: „Schmieren und Salben hilft allenthalben“ — wurde ganz scham- und scheulos practicirt. Die lümmelhaftesten Beamten züchtete Baiern. Die Sprache dieser Herren war ein genaues Abbild der Ausdrucksweise des „leutseligen“ Kurfürsten, späteren Königs Max, welcher bekanntlich stets mit seinem Lieblingswort „Sch . . . kerle“ um sich warf. Die aus dem Mittelalter herabgekommenen landständischen Verfassungen waren vom fürstlichen Absolutismus entweder ganz weggesetzt oder doch zu einem jämmerlichen Poffenspiel herabgebracht. Wo etwa die Landstände noch einige Bedeutung sich bewahrt hatten, wie z. B. im Herzogthum Württemberg, waren sie doch nur eine wahre Spottgeburt von Volksvertretung und kaum etwas anderes als eine milchende Kuh für eine gierige Vetter- und Vasenschaft.

Wenn nun also das Regiment der Landesherren durchgängig das Gepräge persönlicher Willkür trug, so darf man nicht vergessen, daß dies am Ende aller Enden nur möglich war, weil die Unterthanen nichts anderes wußten und wollten. Man vergegenwärtige sich nur die öffentliche Meinung, wie sie vor hundert Jahren in der deutschen Publicistik zur Ausprägung kam. Da begegnen uns überall die absonderlichsten Schwankungen und Schwenkungen, die uns klar machen, wie ungeheuer schwer es unsern Vorfahren wurde, erst als Menschen und dann als Staatsbürger sich fühlen zu lernen. Das Sklavenbewußtsein der deutschen Philisterwelt hatte sich so breit

und tief eingewurzelt, daß selbst verhältnißmäßig vorgeschrittenste Publicisten und Autoren wie Schözer, Möser, Beckherlin, Moser, Wieland keineswegs auch nur halb, geschweige ganz davon loszukommen vermochten. Schözer vertrat nachdrücklich die Lehre von der Alleinweisheit der Regenten und erklärte es für eine „lächerliche Einbildung“, die Ansichten einer Behörde beurtheilen oder berichtigen zu wollen. Beckherlin nannte die Amerikaner, welche sich von England unabhängig machen wollten, „Rasende“. Moser hieß jede Antastung der Lehre von dem göttlichen Rechte der Fürsten einen „Frevel“. Wieland sah eine „Widerfönnigkeit“ darin, wenn man den Völkern das Recht der Beurtheilung von Regierungsmaßnahmen zuerkennen wollte. Allerdings haben dieselben Wortführer anderwärts auch wieder ganz anders sich ausgelassen; aber gerade das zeigt uns die Princip- und Haltlosigkeit der deutschen Presse von damals, das unsichere Umhertappen und Herumtasten der öffentlichen Meinung. Mitunter verfiel diese aus dem Sprechen in kindisches Lallen. So in jenem Artikel der „Berliner Monatschrift“ von 1787, welcher „den Fürsten einen andern Weg zur Unerblichkeit“ aufthat, indem er denselben hochernsthaft anrieth, ihre Völker durch allmälige Erziehung zur Selbstregierung für die Republik vorzubereiten und wenn dieses gethan wäre, ihren Gewalten freiwillig zu entsagen und republicanische Verfassungen zu proclamiren.

Derartige Phantasterei kennzeichnet, zusammengehalten mit der Knechtschaffenheit des deutschen Volksgeistes von damals, die grelle Gegenfönnlichkeit einer Zeit, welche man die Epoche der Contraste nennen könnte. Man denke nur, daß wenige Jahre, nachdem ein deutscher Autor geäußert: „Schwerlich wird jemals ein Genie aufstehen, dessen Befehle unsern Gehorjam ermüden könnten“ — und ein anderer, Sturz, in seiner Abhandlung „Ueber den Vaterlandsstolz“ wehmüthig gesagt hatte: „Träume nicht von Freiheit, so lange wir auf jeden Wink wie Cäsars Knechte ausrufen:

„Gegen das Leben der Brüder, ja gegen die eigene Mutter,

Wenn er's befiehlt, wir führen den Streich, ob die Hand sich auch sträube“ —

Schiller seine „Räuber“ und Kant seine „Kritik der reinen Vernunft“ veröffentlichte. Aber freilich, solche und ähnliche Offenbarungen des wiedererwachten deutschen Genius berührten einstweilen die Volksmassen gar nicht. Diese schleppten ihr mühseliges und beladenes Dasein auf den gewohnten Leidenswegen weiter, zugleich im Zwange der Monarchie und im Banne der Hierarchie. Was diese und ihren betrüblichen Einfluß auf das Volksdasein angeht, so hatten, schwäbisch zu reden, die römische und die lutherische neben einander seil, d. h. keine hatte der anderen etwas vorzuwerfen. Ebensovienig die Jesuiterei da und die Pietisterei dort. Die theologische Verbohrtheit der ungeheuren Mehrheit der Deutschen hatte seit der Reformation nicht ab-, sondern zugenommen.

Bei Gelegenheit der Erörterung dieser Verhältnisse berührt Wiedermann mit sanfter Haub die Frage nach der Einwirkung vonseiten der Reformation

und des Reformators par excellence auf den öffentlichen Geist und die politische Anschauung und Gesinnung unseres Volkes. Ich meine theils, dem die Unfehlbarkeit des Papstes von Wittenberg und die Infallibilität des Papstes von Rom von jeher gleich hoch, d. h. gleich niedrig stand, will dieses Problem mit etwas rauherem Griff anfassen und eine ganze Reihe von „inopportunen“, ja dem sogenannten „protestantischen Bewußtsein,“ höchst unbequemen Fragen hier wiederholen, welche ich schon anderwärts vor einem Menschenalter gestellt. Welche Bewandniß hatte es denn eigentlich mit der durch Luther vollbrachten „religiösen Befreiung“ unseres Volkes? Besteht die „Befreiung“ eines Volkes etwa darin, daß man ihm „das hölzerne Foch des Papstthums“ abnimmt und dafür das „eiserne des Bibelbuchstabens“ auflegt? Waren die tausende von lutherischen Päpstelein toleranter als der römische Papst? War die lutherische Konzenshaft der freien Forschung geneigter als die katholische? War nicht Luther seinen Nachfolgern mit dem Beispiel regelhafter Unbulfbarkeit vorangegangen? Hat die lutherische Dogmatik den Forderungen der Vernunft und Wissenschaft mehr Rechnung getragen als die römische? Hat das Lutherthum das deutsche Volk humanisirt? War das schreckbarste Brandmal der christlichen Welt, der Hexenproeß, dem protestantischen Deutschland etwa weniger stark auf- und eingedrückt als dem katholischen? Hat nicht Luther, lange vor dem preußischen Minister Kochow, den „beschränkten Unterthanenverstand“ ersunden und war diese Erfindung mit der kirchlichenerspaltung der Nation nicht etwas zu theuer erkauft? Haben deutsche Fürsten wirklich nur aus rein religiösem Drange das Lutherthum angenommen? Hat Luther seine „Reformation“ nicht auf Gnade und Ungnade der fürstlichen Gewalt überliefert? Hat er, seine Reformation um jeden Preis zu sichern, den particularistischen und centrifugalen Territorialherren nicht die bedeutendsten Einräumungen gemacht? Hat er, ohne allen politischen Sinn, Verstand und Tact, nicht überall für die Fürsten und gegen das Volk Partei genommen? Wer hat gegen die armen Bauern, welche die „evangelische Freiheit“ nicht allein abstract-dogmatisch, sondern auch coneret-politisch und social verstanden wissen wollten und durch grausamsten Zunter- und Pfaffendruck zur Empörung getrieben worden waren, so wuthschäumend geheßt wie Luther? Hat er in der fatten Herzlosigkeit eines wohlgenährten Professors der Theologie nicht gepredigt: „Der gemeine Mann muß mit Bürden beladen sein, sonst wird er zu muthwillig?“ Hat er seine Gefälligkeit gegen die hohen Herrschaften nicht bis zur förmlichen Guttheißung einer fürstlichen Bigamie getrieben?

Wer aber will hergehen und vertuschen oder gar leugnen, daß die lutherische Geistlichkeit, in slavischer Nachahmung ihres Meisters, zur politischen Verknechtung unseres Volkes das Menschenmögliche gethan habe? Ausnahmen gab es, ja wohl, aber diese bestätigten auch hier, wie überall, nur die Regel. Die Väter der Gesellschaft Jesu waren mit Grund berühmt um ihrer Kunst willen, den menschlichen Trieb und Drang nach Freiheit mit den Wurzeln auszureißen, jede selbstständige Willensregung im Menschen zu ver-

nichten und die Persönlichkeiten zu unbedingt gehorsamen Werkzeugen der herrschenden Autoritäten zu formen, welche ja hinwiederum nur Marionetten an den von ihnen, den Jesuiten, gelenkten Drähten waren. Dieser Ruhm ließ die lutherischen „Diener am Worte“ nicht schlafen. Sie wollten an Servilismus niemand nachstehen, insbesondere ihren Schaufelhüten tragenden Todfeinden nicht, und um sich als die auszuweisen, welche sie waren, schrieb der lutherische Prälat Pfaff in Tübingen um 1750 eigne ein Buch, worin er den historischen Beweis antrat und führte, daß vor allen übrigen Kirchen der lutherischen die Palme der Anechtshaffigkeit zukäme. Nach 1790 ließ ein lutherischer Geistlicher, Ewald geheißten, eine Schrift ausgehen, welche die Lehre vom unbedingten Unterthanengehorsam predigte. Herder hat daher wohl nicht ohne einen strafenden Seitenblick auf seine zeitgenössischen Amtsbrüder im vierten Theil seiner „Ideen zur Geschichte der Menschheit“ den Satz geschrieben: „Fast immer waren Geistliche die, deren sich die Könige zur Gründung ihrer despotischen Macht bedienten; wenn sie mit Geschenken und Vortheilen abgefunden waren, so durften andere wohl aufgeopfert werden.“ Redlich wetteiferte übrigens mit der Geistlichkeit beider Confessionen in sllavischer Niedertracht das zünftige Gelehrtenthum des 18. Jahrhunderts. Ich erinnere nur an die grotesken und grausamen Corporalsspäße, welche die Fassmann, Gundling und Morgenstern am Hofe Friedrich Wilhelms des Ersten mit sich treiben ließen. Dann davon, wie die Professorenschaft der Universität Leipzig, mitfammt dem „großen“ Gottsched, vor August dem Starcken, diesem Land- und Leuteverderber, der nur in der Gewissenlosigkeit und in der Ausschweifung stark war, im Unflat der Speichelleckerei förmlich sich wälzte, den wüsten Sultan lobpreisend als „das Kleinod dieser Welt“, als ein „von Gott selber dargestelltes Wunderwert“. Später noch hat der Schweizer Johann von Müller gezeigt, was ein berühmter Gelehrter in diesem Fache zu leisten vermöge. Denn dieser chamäleonische Virtuoso der Charakterlosigkeit, welcher in seinen Büchern die Strenge taciteischen Stils affectirte, schämte sich ja nicht, schnell nacheinander oder gar gleichzeitig wie Friedrich den Großen so auch den seelenverkäuferischen Landgrafen von Hessen-Kassel, wie Napoleon so auch den „Morgen-Wieder-Auschtit“-Néronne zu beweihräuchern.

III.

Die Abschnitte, in welchen Wiedermann von der „Volkskraft im Dienste der herrschenden Kreise“ handelt und bis in alle Einzelheiten hinein das Militär-, Finanz- und Steuerwesen der deutschen Staaten erörtert, dürfen als ein Muster fleißiger und umsichtiger Quellschöpfung aufgestellt werden. Hier tritt uns drastisch vor Augen, wie mit dem Schweiß und Blut des Volkes umgegangen worden ist in der „lieben, guten, alten, frommen Zeit“. Ein folgendes Capitel schildert die Arbeit des Volkes, die landwirthschaftliche und gewerbliche Thätigkeit, Handel und Wandel, das Geld- und Creditwesen, die Verkehrsmittel und Verkehrshindernisse.

Alles zusammengenommen, erhalten wir den Eindruck, daß die deutschen Bevölkerungen im 18. Jahrhundert so zu sagen mit Blöcken an den Füßen und mit Ketten an den Armen arbeiten mußten. Denn gerade auf dem volkswirtschaftlichen Gebiete brach die „Aufklärung“ nur sehr langsam sich Bahn. Es standen ihr ja nicht allein die Unwissenheit und das Vorurtheil, die träge Gewöhnung, das gedankenlose Kleben am Hergebrachten entgegen, sondern auch die zahllosen Schaaren von wirklichen oder eingebildeten Privatinteressen. Wenn man die heute kaum noch vorstellbaren und glaublichen Hemmnisse und Hindernisse aller Art bedenkt, welche dazumal der Ackerbau, das Handwerk, die Fabrication, der Handel und Verkehr von einem Ende Deutschlands bis zum andern auf Schritt und Tritt zu befahren, zu respectiren, zu beseitigen oder wenigstens zu umgehen hatten, die auch nach aufgehobener Leibeigenschaft thatsächlich noch lange fortbauernde bäuerliche Unfreiheit, den stupiden Zunftzwang, die zahllosen Zollschranken, die Elendigkeit der Straßen und aller Verkehrsmittel, die Schleperei und Unzuverlässigkeit der bürgerlichen Rechtspflege, das Gauner- und Räuberwesen — ja, wenn man das alles bedenkt, so muß man von hoher Achtung erfüllt werden vor der Uner schöpfligkeit unserer Volkskraft und vor der Unermüdblichkeit deutscher Arbeitslust. Nur die Ergebnisse einer unter den beregten Umständen doppelt erstaunlichen Arbeit, Entfagung und Ausdauer unseres Volkes machen es begreiflich, wie die ungeheuren Summen, welche die bis zur Tollheit gesteigerten Verschwendungen der meisten Höfe kosteten, aufgetrieben werden konnten. Mochte jedoch das Volk noch so sehr sich anstrengen und abmühen, das, was es hervorzubringen und was man ihm ab- und auspressen konnte, reichte doch zur Bestreitung der Prasserei und Schwelgerei, der Wollüste und Narrheiten der an der Banketttafel des Lebens Sitzenden bei weitem nicht aus. Man machte daher riesige Schulden zur Belastung künftiger Geschlechter und das gegenwärtige Geschlecht machte man zur Waare eines schwinghaft betriebenen Seelenverkaufs und Menschenfleischhandels. Das ist ein sehr gewinnreiches Geschäft deutscher Landesväter von Gottesgnaden gewesen. Denn nur allein während des amerikanischen Unabhängigkeitskampfes sind in die Kassen fürstlicher Menschenhändler für an die Engländer verkaufte Landeskin der diese Summen geflossen: — Nach Hessen-Kassel 2,600,000 Pfd. Sterl., nach Braunschweig 780,000, nach Hannover 448,000, nach Hanau 335,150, nach Anspach 305,400, nach Waldeck 122,670, an verschiedene Miniaturdespoten 535,400 — Summa: 5,126,620 Pfunde, d. i. 34,177,466 Thaler. Der halbverhaltene Schmerzensschrei in Schubarts „Kaplied“ und das Bänkelnirischen in der Selbstbiographie Seume's, welchen ja der Kasseler Großhändler mit Menschenfleisch an die Engländer verkauft hatte, das war alles, was das deutsche Volk solcher namenlosen Schändlichkeit entgegenzusetzen wußte.

Ein gutes Stück deutscher Volksgeschichte im 18. Jahrhundert steckt in der Betrachtung der Bevölkerungs- und Besitzverhältnisse, der materiellen Unterlagen des Lebenswandels der verschiedenen Volksklassen, der Arbeitslöhne

und Lebensmittelpreise. Auf diesen Gebieten hat aber die Veibringung der Nachweise für den Culturhistoriker große, nur theilweise zu überwindende Schwierigkeiten, weil eine Wissenschaft der Statistik dazumal noch gar nicht existirte. Um so verdankenswerther ist das immerhin reiche Mosaikbild, welches Biedermann hier aus hunderten mit Bienenfleiß benützten Quellen zusammengestellt hat. Der Anblick desselben muß in dem Betrachter sehr gemischte Empfindungen hervorrufen. Die unerquicklichen überwiegen, doch läßt sich nicht bestreiten, daß auf den intellectuellen wie auf den materiellen Culturgebieten fast durchweg in deutschen Landen ein ausdauerndes Streben sichtbar wird, die Nation aus dem tiefen Verfall, in welchen sie während des 17. Jahrhunderts gerathen war, herauszuarbeiten und emporzuheben. Auf volkswirtschaftlichem Gebiet begegnen uns die ersten schüchternen Versuche modernen Industriebetriebs. Dieser, sowie der schon kühner ausgreifende Handel, sie hatten auf der einen Seite mit dem überlieferten mittelalterlichen Gilden-, Zunft- und Monopolssystem schwer zu ringen, auf der andern mit dem bald zum starren Prohibitivismus ausgebildeten „Mercantilsystem“, welches, auch nachdem seine Zeit längst vorüber, selbst von Regenten wie Friedrich II. und Josef II. noch immer aufrecht gehalten wurde. Sehr deutlich wahrnehmbar sodann ist der stark ausgeprägte Gegensatz von Nord- und Süddeutschland. Dort richten sich Arbeit und Genuß des Daseins mehr auf den glänzenden Schein, hier mehr auf das wohlige Sein. Es ist ja recht kennzeichnend, daß in München an feineren Lebensmitteln ebensoviel verzehrt wurde, wie in dem dreimal größeren Berlin und daß in Dresden das Sprichwort umging: „Man sieht den Leuten nicht in den Magen, wohl aber auf den Krügen“. Als einer der bössartigsten Krebschäden Deutschlands erweist sich die Menge der Residenzstädte, weil dieselben sowohl Pflanzstätten des Servilismus als auch der Lüderlichkeit und der maßlosen Bettelhaftigkeit sind. Eine reisende Engländerin, der wir viele sittengeschichtliche Nachweise verdanken, die scharfsichtige und geschickte Lady Montague, bezeichnete als ein gemeinsames Charaktermerkmal deutscher Residenzen eine „gewisse schäbige Eleganz und aufgepuzte Armut“. Mylady, welche in der Drahtik ihrer Schilderungen mitunter weit ging, verglich diese Städte mit geschminkten und frisirten „whores“, welche mit Bändern in den Haaren und Silberschnallen auf den Schuhen, aber in zerrissenen Hemden und Unterröcken einhergingen.

Unserem Verfasser in die Einzelheiten seines inhaltsreichen Capitels über „Fürsten, Höfe und Adel im 18. Jahrhundert“ nachzugehen, kann ich mich um so weniger für verpflichtet halten, als ich selber dieses Thema anderwärts wiederholt einer einläßlichen Behandlung unterzogen habe*). Biedermann zieht die Summe seiner bezüglichlichen Darstellung also: „Der Taumel der Genußsucht, der Verschwendung, der Abkehrung von der volksthümlichen Sitte und der Nachahmung freuider Thorheiten und Laster, der nach und

*) Deutsche Cultur- und Sittengeschichte, 7. Aufl. S. 419 fg. Geschichte der deutschen Frauenwelt, 4. Aufl. Bd. II, S. 173 fg. Blücher; seine Zeit und sein Leben, 2 Aufl. Bd. I, S. 87 fg. Germania, 3. Aufl. S. 283 fg.

nach fast alle deutschen Höfe in seinen Wirbel hineinriß, hat über ein volles Jahrhundert angebauert. Die Mittelklassen hatten schon längst durch eigene Kraft, trotz des von oben gegebenen Beispiels, die Herrschaft des Auslandes in Kunst und Wissenschaft und zum Theil auch in den Sitten wieder abgeschüttelt und ein neues, geistig kräftigeres und sittlich reineres Leben begonnen, als noch immer ein großer — (Autor hätte kecklich sagen dürfen: der weitaus größte) — „Theil der Fürsten und des Adels in der merkwürdigen Abhängigkeit von fremder Sprache und Sitte und in dem Schlandrian einer geistlosen und steifen oder üppigen Art leichtfertiger Lebensweise beharrte. In derselben Zeit, wo Klopstocks Dichtungen und Gellerts edle Moralvorschriften die Herzen der Deutschen entflamten und erwärmten, wo Lessings unerbittliche Kritik die Geister wachrief, wo in einem allgemeinen Währen und Drängen sich eine neue großartige Epoche der nationalen Literatur ankündigte, wo ein Möser den Ernst der deutschen Sitte zu erneuern, ein Moser den erstorbenen Nationalgeist wieder zu erwecken bemüht waren — in dieser Zeit fehlte es dennoch nicht an deutschen Fürsten, welche die alte tolle Wirthschaft mit der vollen Schamlosigkeit wie zuvor, ja zum Theil mit gesteigerter Frivolität fortsetzten, während andere nur halb und zögernd oder gezwungen durch die Macht der Verhältnisse ihren ausschweifenden Neigungen zu Brunk und Verschwendung und ihrer vornehmen Abgeschlossenheit vom Volke entsagten und nur eine geringe Zahl aus wirklich aufrichtiger Gesinnung und in verständiger Erfassung der veränderten Zeitverhältnisse einen besseren Weg betrat.“ Es wäre gar nicht schwer, die erste der drei bezeichneten Kategorien mittelst Aufthuung einer reichausgestatteten Galerie zu illustriren, welche wahre Prachtexemplare von Prasseru und Preßeru, Jagdwüthlichen und Bauernschindern, Saufbolden und Muzücklingen, ja sogar von Betrügnern und Fälschern aufzeigen würde.

IV.

Es ist eine allbekannte culturgeschichtliche Thatsache, daß der herrliche Aufschwung, welchen der deutsche Genius von der Mitte des 18. Jahrhunderts an in Poesie und Musik, wie in den Wissenschaften nahm, Ursprung, Antrieb, Förderung und Verständniß zunächst durchaus nur den bürgerlichen Kreisen zu verdanken hatte. Die vornehmen Leute waren ja in Deutschland dazumal der Heimat so entfremdet, so verausländert, daß sie nicht einmal an die Möglichkeit einer vaterländischen Literatur und Kunst glaubten. Allen voran in solchem Unglauben stand Friedrich der Große, welcher „Fremdling im Heimischen“ so durch und durch verfranzos't war, daß er lieber einen jämmerlich unwissenden französischen Mönch als den Gotthold Ephraim Lessing zu seinem Bibliothekar haben wollte und die nationalliterarischen Thaten Klopstocks, Wielands und Lessings, die genialen Jugendentwürfe Goethes und Schillers nicht beachten oder gar verachten zu dürfen wähnte. Josef der Zweite war allerdings deutscher gesinnt und hätte sich bei längerem Leben den Einflüssen unserer großen Literaturepoche sicherlich nicht entzogen, allein in

jüngeren Jahren verhinderte seine sehr mangelhafte Geschmacksbildung eine nähere Beziehung zu den Trägern der großen literarischen Bewegung und ihren Schöpfungen. Ziemlich jedoch war Josef der bewundernde Gönner Mozarts und der Gründer des deutschen Burgtheaters. Im übrigen war es ja ganz gut, ja ein großes Glück für unsere Literatur, daß sie nicht an Höfen, sondern im Bürgerthum großwuchs. Sonst hätte Schiller nicht sein stolzberechtigtes Wort von dem „selbst erschaffenen Werth“ der deutschen Muse singen und sagen können. Es giebt auch Menschen — und ich bekenne gern, einer derselben zu sein — welche meinen, in diesem und jenem Werke Goethes wehe schon zu viel, viel zu viel Hoflust.

In die deutsche Wissenschaft brachte zuerst Leibnitz ein neues Regen und Bewegen, ein originales Leben und selbstständiges Streben. Dieser Mann war es, welcher den deutschen Gedanken zuerst die philosophischen Schwingen entfalten lehrte. Er hatte für seine Zeit und mutatis mutandis etwa die Bedeutung, welche später Alexander von Humboldt für die seinige besaß. Als Charakter stand aber der Freund der „philosophischen“ Königin Sophie Charlotte entschieden höher als der Höfling Friedrich Wilhelms des Vierten, welchen Höfling seine Gegner nicht ohne Grund die „encyklopädische Rabe“ gescholten haben. Mit universalem Blick und Wissen ausgestattet, wirkte Leibnitz wie auf die idealen so auch auf die realen Wissenschaften, anregend, bahnbrechend, wegzeigend und pfadfindend. Seine vielseitige Thätigkeit hat überall der späteren „Aufklärung“ vorgearbeitet.

Die Volksmassen wandelten oder klebten vielmehr in ausgefahrenen und nichtsweniger als reinlichen kirchlichen Geleisen. Die katholische Kirche, durch den Jesuitismus disziplinarisch gestrammt, behauptete seit dem westfälischen Frieden im deutschen Reiche nicht nur ihre Gebiete und durfte sich nicht nur vieler einzelner, insbesondere in fürstlichen und anderen vornehmen Kreisen gemachter Eroberungen rühmen, sondern sie besaß auch Kraft und Ansehen genug, um eine Zurückführung der Protestanten überhaupt in den Schoß der „Alleinseligmachenden“ wiederholt zu planen. Die inneren Zustände des deutschen Katholicismus entsprachen freilich diesem Machtbewußtsein und dieser stolzen Haltung nach außen keineswegs. Man muß die Entartung des Gottesdienstes in krassen Fetischismus, die tollen Praktiken des Aberglaubens, die grotesken, ganz satirhaften Bußwerke, die Verwilderung der Wallfahrerei, die prälatische Ueppigkeit, die weltpriesterliche und mönchische Zuchtlosigkeit, wie das alles in den Rheinlanden, in Baiern und Oesterreich grassirte, im Einzelnen kennen, um sich eine Vorstellung von dem Augiasstall machen zu können, welchen der arme Kaiser Josef theils unmittelbar, theils mittelbar zu reinigen unternahm, zu diesem Riesenwerk leider lange nicht Herakles genug.

Wenn der Katholicismus wenigstens mit Grandezza segnete oder fluchte, so leiste und besserte der Protestantismus kleinlich und schäbig. Das Lutherthum und der Calvinismus waren gleichmäßig dogmatisch verknöchert, schleppten sich in geistlosem Formeltram dahin und verwandten allen „Eifer“, den sie überhaupt noch aufzubringen vermochten, darauf, einander gegenseitig schlecht-

zumachen. Es war daher für beide ein wahres Glück, daß der von Spener geistfete und von Francke entwickelte Pietismus in den deutschen Protestantismus ein neues Ferment brachte, obzwar die stierfirnige Orthodoxye wüthend dagegen anging. Der Pietismus enthielt zweifelsohne in seinen Anfängen und in seinen ersten Entwicklungsstadien Keime der Reform und des Fortschritts. Denn er opponirte ja dem armselig beschränkten, unfruchtbaren und unbulbsamen Dogmatismus, wollte der Religion ihr eigentliches Heim, das Gemüth, wieder aufthun und setzte das Wesen des Christenthums in die erbarmende und werththätige Liebe. Aber freilich hatte er wie alles Menschliche auch seine Kehrseite und enthielt Keime grober Verirrungen, weil er, dem Phantom einer apostolischen Christlichkeit nachjagend, die Wirklichkeit als etwas schlechthin Bedeutungsloses, ja absolut Verwerfliches faßte, die Himmelssehnsucht zum Grundmotiv alles menschlichen Fühlens und Thuns gemacht wissen wollte und dadurch die Gemüther in eine Nebelei und Tistelei verstrickte, welche mit der Welt, wie sie nun einmal ist, in die härtesten Collisionen gerathen mußte. Aus diesen Collisionen entsprang dann der pietistische Dünkel, welcher keiner Kirche an Ausschließlichkeit und Hochmuth der Alleinseligmacherei nachstand, und ferner jene bodenlose subjective Willkür, die, wenn sie sich einmal in den eingebildeten „Stand der Gnade“ hineingeschwindelt hatte, über alle positiven Befehle, namentlich auch über die der Sittlichkeit, weit sich hinwegsetzen zu dürfen wähnte. Schon frühzeitig gerieth demzufolge die pietistische „Erweckung“ auf die bedencklichsten Irrwege und die „Erweckten“ erwiesen sich nur allzu häufig als Wölfe in Schafspelzen. Die Geschichte des Pietismus mimelt, bis auf unsere Tage herab, von grellen Ausbreitungen, in welchen die sectirerische Hochfahrt bis zum Größenwahnwitz sich steigert und die frechste Unzucht kaum noch das Feigenblatt der Heuchelei vorhält. Ich vermisse bei Wiedermann concrete Beispiele solcher Verirrungen, welche Beispiele wirksamere Schlageindrücke hervorbringen als die gründlichsten Charakterisirungen. Namentlich hätte unser Verfasser, wie ich glaube, an jenem ungeheuerlichen, geradezu märchenhaften und doch von Schritt zu Schritt actenmäßig bezeugten Scandal, welches, als einen Beweis von der frühzeitigen Verderbnis des Pietismus, die sogenannte „Buttlar'sche Nothe“ der „Mutter Eva“ schon im ersten Jahrzehent des 18. Jahrhunderts aufgeführt hat, nicht achtlos vorübergehen sollen. Um so weniger, als diese religionsgeschichtliche Episode auch auf andere dazumalige Verhältnisse im deutschen Reich, z. B. auf das Polizei- und Justizwesen, sehr belehrende Streiflichter wirft*).

*) Ich habe in meinem Buch „Größenwahn“, vier Capitel aus der Geschichte menschlicher Nartheit (1876), S. 15 fg., unter der Aufschrift „Mutter Eva“ diese Episode dargestellt, streng auf Grund der Acten, welche Thomajus in seiner Zeitschrift „Bermünstige und Christliche aber nicht Scheinheilige Gedanken und Erinnerungen“, Bd. III. (Halle 1725), S. 208 fg. veröffentlichte. Als ein Seitenstück aus dem 19. Jahrhundert gab ich in demselben Buch, S. 137 fg., ebenfalls in streng actenmäßiger Darstellung die „Historie einer Heilandin“ unter der Aufschrift „Die Gefreuzigte“ (Dritter Abdruck).

Es war hohe Zeit, daß in die orthodoxen Pagoden wie in die pietistischen Tabernakel, in die geistleeren Auditorien stupidgelehrter Pedanterei wie in die barbareivollen Gerichtssäle und ihre finsternen Folterkammern mit der Fackel der Aufklärung kühn hineingeleuchtet wurde. Als ein Hauptfackelträger stand Christian Thomasius auf, einer der besten Männer, welche jemals auf deutscher Erde die gute alte und ewig junge Sache der Vernunft gegen Dummheit, Wahn und Anechtung versuchten haben. Das ist so ein Lichtbringer, so ein Rufer im Streit gewesen, welcher den Reformkampf des modernen Geistes gegen die mittelalterliche Romantik da wieder aufnahm, wo ihn die Reformen des 16. Jahrhunderts fallen gelassen hatten. Thomasius wurde abgelöst durch Christian Wolf, dessen Arbeit als Lehrer und Schriftsteller die Grundsätze der Leibniz'schen Philosophie zu einem nationalen Bildungsmittel machte. Von da an ergoß sich der breite Strom des „Nationalismus“ immer unhaltbarer über alle Gebiete des deutschen Geisteslebens. Es ist ja wahr, da und dort war er leicht, dieser Strom, sehr leicht; aber anderwärts war er um so tiefer und fluthete um so majestätischer einher, hunderte, tausende von Irrthümern, Wahngebilden, Vorurtheilen und Ungerechtigkeiten wegschend. Niemand wird leugnen wollen, daß die „Aufklärung“, eben als das helle Licht, welches sie war, auch starke Schatten warf; aber kein wissender und redlicher Mann wird seine Bewunderung und seinen Dank einer Culturerscheinung versagen, welche zu ihrer höchsten nationalliterarischen Ausgestaltung den „Nathan“ Lessings, zum vollendetsten wissenschaftlichen Ausdruck die „Kritik der reinen Vernunft“ Kants und zu ihrer edelsten sittlichen Lösung desselben Weisen von Königsberg „Kategorischen Imperativ“ hatte. Daß nie genug zu preisende Gesamtergebniß der aufklärerischen Tendenz und Arbeit in unserem Lande war, daß es die Deutschen von der despotischen Herrschaft des einseitig-theologischen Geistes befreite, unter welche sie in Folge der von Seiten der Reformatoren gewollten und erstrebten Verbibelsing gefallen waren.

Die literarische Fehde, welche die Schweizer mit Gottsched führten, machte der langen Periode der Nachahmung in Deutschland keineswegs schon ein Ende. Im Grunde wollten ja die Bodmer und Breitinger nur, daß der Nachahmungsapparat, nachdem er so lange im alten Rom, in Italien, in Spanien, in Frankreich herumgeschleppt worden, jetzt nach England getragen werde. Aber diese Fehde half doch den Boden bereiten, auf welchem etwas später die großartige, durchschlagende, befreiende und grundlegende Kritik Lessings sich erheben konnte. Diese Kritik war so recht eine Zeugung und ein Merkmal des allgemeinen Regens und Bewegens, welches sich mit dem Beginn der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts im ganzen Sein und Gebahren unseres Bürgerthums kundgab und deutlich ahnen ließ, das deutsche Leben schickte sich an, aus seiner Enge, Kleinlichkeit und Verzettelung herauszutreten. Damals begann jene große Epoche des Idealglaubens und der Begeisterung für das Schöne in allen seinen Erscheinungs-

formen, wie eine solche sobald nicht wiederkehren wird. Uns, die wir in dem eisernen Realismus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts mitteninnen stehen, muß, falls wir überhaupt noch für Dinge empfänglich, die nicht im Courzettel notirt und nicht an der Börse „gefragt“ sind, eine tiefe Nüchternheit überkommen, so wir wahrnehmen, wie unsere anspruchlosen, in den bescheidensten Verhältnissen und Daseinsformen zufrieden und glücklich sich fühlenden Vorfahren leicht und freudig in die „heiteren Regionen, wo die reinen Formen wohnen“, wo die Ideale leuchten und die Götter thronen, emporzuschwärmen vermochten. Gewiß lief bei solcher Schwärmerei viel Unerfüllbares und Thörichtes mit unter, aber wie sehr haben trotzdem wir von der „Angst des Irdischen“ niedergedrückten Nachfahren Ursache, jene idealgläubigen Schwärmer zu beneiden!

Zwei nationaliterarische Thaten markirten den Ausgang unserer großen Literaturperiode: Gellerts Fabelbuch und Klopstocks Messias. Jenes war darum epochemachend, weil es nach langer Zeit zum erstenmal wieder den gesammten Mittelstand ergriff und zur literarischen Bewegung in lebhafteste Beziehung setzte; dieser, verbunden mit der Klopstock'schen Odenichtung, regte die Seelen der Jugend in ihren Tiefen auf, lehrte die Deutschen wiederum den Klang und Sinn des Wortes Vaterland verstehen und lieben, schuf Begeisterung für unsere Sprache, für treue Freundschaft und reine Liebe. Namentlich in lehrbezeichneter Richtung ist Klopstocks Poesie von allergrößter Bedeutung gewesen. Denn es läßt sich ja deutlich nachweisen, daß sie zur Veredelung des Verhaltens der beiden Geschlechter zu einander nicht wenig, sondern viel beigetragen hat. Als Widerpart oder vielmehr als ein Ergänzer Klopstocks trat Wieland auf, welcher mittels seines geistvoll-schalkhaften, grazios-leichtlebigen Dichtens unserer einheimischen Literatur die Theilnahme auch der vornehmen Leute gewann und diese dadurch allmählig aus dem Banne der Verfranzosung löste. Aus dem gährenden Gewühle der „Originalgenialität, aus dem brausenden Sturm und Drang der „Kraftgenies“, deren Anschauungen und Wollungen Goethe mit seinem Götz, seinem Werther und den Anfängen vom Faust, Schiller mit seinen Räubern, mit dem Fiesco und mit Kabale und Liebe ihren Jugendtribut gezollt hatten, stieg, da durch das Läuterungsfeuer der Lessing-Winkelmann'schen Aesthetik, dort durch das der Kant'schen Philosophie hindurchgegangen, das Doppelglanzgestirn der Goethe-Schiller'schen Classik am deutschen Culturhimmel empor. Bevor das Jahrhundert dem Ende sich zuneigte, gab es unserem Volk und der Menschheit die Iphigenie und Hermann und Dorothea, den Don Carlos und den Wallenstein, die Goethe-Schiller'sche Balladen- und Romanzendichtung, die Gefühlsliryl des einen und die Gedankenliryl des andern der zwei großen Freunde — hochherrliche Gaben, welchen, ich wage es zu hoffen, noch der Zukunft fernste Geschlechter, so lange deutsche Herzen schlagen und deutsche Sprachlaute tönen auf dem Erdenrund, ihre Bewunderung und ihre Liebe entgegenbringen werden.



Heinrich Schliemann und seine Werke.

Von

Arthur Milchhöfer.

— Berlin. —

Schliemann ist ohne Zweifel eine der merkwürdigsten Erscheinungen der Gegenwart und der verbreitete Ruf seines Namens bürgt dafür, daß sie nicht zu den verkannten gehört. Schon der Umstand trägt dazu bei, daß Schliemann eine durchaus originale Natur ist, die sich in keiner unserer geläufigen Berufskategorien unterbringen läßt, daß er weder ausschließlich Kaufmann, noch Gelehrter, noch Reisender, noch „Schatzgräber“ ist und doch Alles mit Erfolg zu sein verstand. In ihm vereinigen sich außerdem zwei Richtungen, die ebenso alt wie modern erscheinen, die man aber sonst gewohnt ist, als charakteristische Zeichen der Zeit neben einander herlaufen zu sehen: Schliemann ist der Vertreter des Realismus auf einem Gebiete, welches ganz und gar in eine ideale Sphäre entrückt zu sein schien. Mit rücksichtsloser Hand greift er in das innerste Heiligthum der Sage, um zu beweisen, daß ihre Gestaltenwelt eben so greifbar wirklich gewesen sei, wie der Grund und Boden, auf dem sie sich abspielte. Von den widersprechenden Urtheilen, die über den Mann laut geworden sind, entfällt sehr viel auf die ursprünglichen Meinungen der Beurtheiler. Die Einen, wie namentlich die Engländer, gingen begeistert auf die Aussicht ein, der pragmatischen Forschung ein neues Feld eröffnet zu sehen, während die Deutschen bis in die neueste Zeit hinein im Allgemeinen zurückhaltender blieben und viele es ohne Zweifel vorzogen, das homerische Zeitalter für immer im Lichte poetischer Verklärung zu schauen.

In der That bleibt hier noch so Vieles dem subjectiven Standpunkt unterworfen, daß es selbst heute schwer ist, ein bündiges Urtheil über Schliemanns Persönlichkeit und seine Leistungen zu formuliren, noch schwerer,

eine Vermittelung zwischen den verschiedenen Ansichten herbeizuführen. Dennoch fordert gegenwärtig mehr als ein Umstand von Neuem zu diesem Versuche auf. Schliemann hat, wenn diese Blätter erscheinen, sechsen sein sechzigstes Lebensjahr vollendet, und obgleich er kaum seit einem Decennium seine erfolgreiche Thätigkeit auf dem Gebiete der Alterthumskunde entfaltet, obgleich der Unermüdlische gerade jetzt, da wir diese Zeilen niederschreiben, wahrscheinlich bereits von Neuem Hade und Schaufel auf dem trojanischen Burghügel in Bewegung gesetzt hat, wohin es ihn mit magischer Gewalt immer wieder zurückzieht, so liegt dennoch eine große und bedeutame Epoche seines Wirkens abgeschlossen vor uns. Schliemann selber hat in seinem neuesten und umfangreichsten Werke („Ilios“, Stadt und Land der Trojaner) die Summe aus einer Reihe von Unternehmungen auf dem Boden Trojas zu ziehen gesucht, deren Erledigung er wiederholt als das auserwählte Ziel seines Lebens bezeichnet; er hat ferner mit einer ausführlichen Selbstbiographie das Facit seiner bisherigen Leistungen gezogen und zu rückblickender Betrachtung aufgefordert.

Wenn irgendwo, so liegt in dieser Lebensgeschichte der Schlüssel zur richtigen Erkenntniß der Triebfedern, welche Schliemanns eigenthümliche Richtung bestimmt haben, sowie der Ziele, auf welche seine praktischen Arbeiten hinausliefen. Die Heimath seiner Knabenjahre war Neu-Duckow, ein kleines mecklenburgisches Dorf, wo sein Vater das Amt des evangelischen Geistlichen bekleidete. Für die Dürftigkeit und Enge seiner äußeren Existenz suchte die rege Phantasie des Kindes frühzeitig Ersatz in einer geträumten Welt. Mit gespanntem Ohr lauschte er den abgerissenen Klängen der Volks- sage, welche dort wie überall in deutschen Landen, das verlassene Schloß, das alte Gemäuer, den einsamen Grabhügel, kurz, jeden stimmungsvollen Ort freigebig mit ihren Geheimnissen und Wundern erfüllte. Wie viel mehr mußte die machtvolle Dichtung Homers mit ihren glänzenden Bildern und ihrer plastischen Anschaulichkeit in der Seele des Knaben zünden. Fast zu früh wurde sein empfängliches Gemüth in diese Kreise gezogen. Er war damals noch weit entfernt, Wirklichkeit und poetischen Schein auseinander zu halten und beutete daher die neue Kunde vor Allem für seine Hoffnungen und Pläne aus, das alte Troja, den Mittelpunkt aller der reichen Begebenheiten mit seinen Schätzen von Neuem erstanden zu sehen. Dieser kindliche Glaube, so mannigfache Wandlungen er später auch durchgemacht hat, ist der unverrückbare Leitstern seines Lebens geblieben; er hat nach vielen Jahren im eigentlichsten Sinne des Wortes Berge versetzt, jene gewaltigen Schutthügel, welche die Jahrhunderte über der Burghöhe von Troja und Mykene aufgehäuft hatten.

Wären Schliemanns Knabenjahre nicht in einsamer Zurückgezogenheit verfloßen, das Leben hätte ihm fortan nicht leicht wieder Augenblicke verstattet, welche die Pflege idealer Vorsätze begünstigten; ja, es ist wunderbar, wie dieselben in den folgenden Stürmen seiner Jugend nicht verkümmerten, ihn vielmehr emporhoben und vorwärts trugen. Zunächst ließen äußere Verhältnisse

Schliemanns Bildungsgang nicht zur Reife gedeihen. Vom Gymnasium mußte er zur Realschule, die er allerdings absolvirte, um dann aber bei einem Krämmer geringerer Art in die Lehre gethan zu werden. Hier lebte er in untergeordneter Stellung sechs volle Jahre, aussichtslos, wie es schien, doch ohne das Gefühl für den unwürdigen Druck, unter dem sein Geist schmachtete, in sich ertödtet zu lassen. Ein Blutsturz und nachfolgende Kränklichkeit erlöste ihn freilich von der verhassten Beschäftigung, doch bot sich dem aller Hilfsmittel Beraubten vor der Hand nicht einmal ein Ersatz, um seinen Lebensunterhalt zu fristen.

Schliemann wandte sich, zunächst ohne Erfolg, nach Hamburg. Das unbestimmte Gefühl, als müßte ihm in der Ferne sein Glück blühen, vermochte ihn zuletzt, sich als Cajütenjungen auf einer holländischen Brigg zu verbinden, die nach Venezuela bestimmt war. Nach wenigen Tagen bringt ein heftiger Sturm das Schiff an der holländischen Küste zum Scheitern; mit genauer Noth rettet Schliemann mit der übrigen Mannschaft das Leben, um bald darauf, noch hilfloser als zuvor in Hamburg, die Straßen von Amsterdam zu durchstreifen. Fremde Empfehlungen verschafften ihm endlich einen Posten als Kassenboten und nun, nachdem er einmal festeren Boden unter sich und bestimmte Ziele vor sich sieht, beginnt jener merkwürdige Aufschwung, mit welchem er, trotz aller Hindernisse und unter zahlreichem Entbehrungen die ganze Eigenthümlichkeit seiner Begabung, die seltene Zähigkeit und Energie seines Charakters zur Geltung bringt. Schliemann hat bei der Ergänzung seiner lückenhaften Bildung, die er jetzt mit allem Eifer in's Werk setzt, die praktische Seite nie über der idealen vernachlässigt. Die Vermehrung seiner Kenntnisse sollte zunächst und in erster Linie seine Brauchbarkeit als Kaufmann erhöhen. Nichts erschien für beide Ziele geeigneter, als das Studium fremder Sprachen, welches er nach selbstgeschaffener Methode mit wunderbarem Erfolge betrieb. Wir haben freilich bescheidene Zweifel, ob dieser Erfolg (er eignete sich jedesmal in wenigen Monaten oder Wochen nach einander fast alle lebenden europäischen Sprachen an) wirklich das Verdienst seiner Methode war, die er selber auf das Wärmste empfiehlt. Ohne sich um Grammatik und Regeln zu bekümmern, suchte er sich durch bloßes Lesen und Auswendiglernen auf dem betreffenden Gebiete heimisch zu machen. Es erhöht eher unsere Bewunderung, wenn wir sehen, wie Schliemann trotz dieser Methode, nur durch eiserne Willenskraft und Beharrlichkeit seine Zwecke erreicht. Besonders folgenreich war für ihn das Erlernen des Russischen geworden. Zunächst Buchhalter eines vornehmen Handlungshauses in Amsterdam, sodann als Agent desselben nach Petersburg geschickt, legt er sofort den Grund zur Selbständigkeit und damit zu dem Reichthum, welcher ihm in den nächsten Jahren zufließen sollte. Eine ausgebreitete Geschäftskennntniß, Kühnheit und Unternehmungsgeist, vor Allem, wie Schliemann selber betont, selbstthätige Ueberwachung des ausgedehnten Geschäftes bis in die kleinsten Details hinein, dienten seinen großartigen Erfolgen als Basis. Dazu gesellten sich damals für ihn überaus günstige Conjunctionen. Neben seinen Haupt-

importartikeln, Indigo und Thee, veranlaßte ihn der amerikanische Bürgerkrieg zu glücklichen Speculationen in Baumwolle, der Krimkrieg zu Geschäften mit Kriegsmaterialien. Am Ende eines Decenniums war Schliemann bereits mehrfacher Millionär. Das Geschick gab ihm fast mehr als er verlangte; denn schon bereit, sich von den Geschäften zurückzuziehen, zwang ihn ein langwieriger Proceß zur Fortführung seiner in's Kolossale gesteigerten Unternehmungen, deren Ertrag ihn mit neuen Reichthümern überschüttete.

Wir glauben Schliemanns Versicherungen gern, daß er selbst in jener Zeit, die ganz und ungetheilt seinem kaufmännischen Verufe gewidmet war, die hohen Ziele, welche er als Lebensaufgabe betrachtete, unberrückbar im Auge behalten hat, ja, daß ihm die Zeit des Erwerbes nur als eine Vorbereitung für die Ausführung seiner Pläne galt. Erst in Petersburg gelangte Schliemann dazu, Griechisch zu lernen, und zwar zunächst Neugriechisch, um sich dann durch Vermittelung der modernen Sprache auch der alten zu bemächtigen. Jetzt endlich las er Homer im Urtext und hielt die Zeit bald für gekommen, „den Traum seines Lebens zu verwirklichen“.

Sein erster orientirender Streifzug in die Welt führte ihn rund um die Erde; die Frucht dieser Reise war ein Werk über China und Japan, welches er auf der Seereise von Asien nach Amerika in frazösischer Sprache schrieb. Dann zog es ihn, nach einem vorbereitenden Studienaufenthalt in Paris, zuerst im Jahre 1868 in die classischen Länder. Schon damals besuchte er der Reihe nach die drei sagenberühmtesten Städte des alten Epos, zu welchen er dann auch immer von Neuem zurückgekehrt ist: Ithaka, die Heimath des Odysseus, Mykene, den Herrschersth des Atiden Agamemnon, und die Ebene von Troja. In der festen Ueberzeugung, auf dem Boden historischer Thatsachen zu wandern, existirte für ihn die Frage kaum, ob zwischen dem Local der Wirklichkeit und dem Schauplatz der Dichtung volle Uebereinstimmung vorhanden sein müsse, sondern er kannte nur die Aufgabe, mit allen Mitteln der topographischen Forschung und vor Allem „der Kritik von Spitzhau und Spaten“ diese Uebereinstimmung allen Zweiflern gegenüber offenkundig darzulegen. Rein Wunder, wenn er gleich nach der ersten Rundschau Alles in trefflicher Harmonie zu finden wußte. Sein erstes Buch, welches diesem Gegenstande gewidmet war, „Ithaka, der Peloponnes und Troja“, enthält bereits alle die Gesichtspunkte, auf welche hin er später, unbeirrt von Zweifel und Anfechtung, seine großen Unternehmungen einrichtete. Wir dürfen heute, ganz abgesehen von jeder wissenschaftlichen Discussion über die Berechtigung seiner Voraussetzungen, die er später selbst in manchen wesentlichen Punkten modificirt hat, diese Ueberzeugungstreue und frohe Zuversichtlichkeit nur dankbar als fruchtbarste der Thatsachen, als Quelle aller folgenden Entdeckungen begrüßen. Außerdem werden wir sehr bald einsehen, daß der glückliche Instinct und die scharfe Beobachtungsgabe, welche ihn bei der Wahl der Ausgangspunkte leiteten, seinen Erfolgen ein sehr wesentliches und selbstständiges Verdienst hinzusetzen.

Der erste Schatz, welchen Schliemann auf griechischem Boden hob, war freilich weit verschieden von denen, die er ursprünglich zu suchen kam. Im Jahre 1870 erwarb er sich als Gattin eine junge, mit allen Vorzügen ihrer Abstammung und persönlicher Anlagen begabte Griechin, die für seine Unternehmungen nicht blos volles Verständniß, sondern auch eine später oft erprobte Opferfreudigkeit mitbrachte. Sie hat an dem Ruhme des Mannes ihren vollen und beneidenswerthen Antheil. Wir können dem seltenen Paare noch heute die Entbehrungen und Beschwerden nachrechnen, welche es, namentlich in den ersten Jahren, unter primitivstem Obdach auf dem kahlen Hügel in der troiischen Ebene zu überwinden hatte; das winterliche Stürmen des Boreas, welcher mit seinem Eishauche das Wasser am Herde gefrieren machte, die Gluth der Sommer Sonne, welche über der sumpfigen Ebene brütete, die ermüdenden Tage inmitten des Lärmens einer halbwilden Arbeiter-schaar, die ruhelosen Nächte unter dem häßlichen Geschrei der Eulen, welche massenhaft in den Grubenwänden nisteten, und dem Gequade zahlloser Frösche, welche die weite Niederung erfüllten.

Als Schreiber dieser Zeilen im Spätherbst 1876 mit einigen Freunden die Ausgrabungsstätte von Mykene besuchte, sanden wir die Familie Schliemann in einer elenden Bauernhütte des Dorfes Charvati einquartiert, deren einziger Raum durch dünne Bretterverschlüge erst in mehrere Abtheilungen hatte zerlegt werden müssen. Frau Schliemann war durch Krankheit an's Lager gefesselt, doch vermochte es ihr elastischer Geist nicht, auf die Unterhaltung zu verzichten, welche im anstoßenden Gemache bei der Tafel stattfand, denn trotz der Ungunst der Verhältnisse gab es gegen Schliemanns echt hellenische Gastbereitschaft keine Einrede. Wir hatten im Laufe der Zeit noch oft den Vorzug, dieselben Eigenschaften unseres Forschers in seinem athensischen Heim zu erproben, wo er im Winter stets den anziehenden Mittelpunkt einer regen und wahrhaft internationalen Geselligkeit bildet. In den letzten Jahren erhob sich an der „Stadionsstraße“, nahe dem geschmücktesten Prunkbau Neu-Athens, der Sina'schen Akademie, ein stolzer, statuengeschmückter Marmorpalast „zum Hause Ilios“, wie die griechische Ueberschrift lautet. Die Wände und selbst die Mosaikböden sind mit classischen Darstellungen geschmückt; in den eigens dafür decorirten Räumen des Parterregeschosses sind immer noch reichhaltige Proben trojanischer Funde ausgestellt, deren Hauptmasse bekanntlich jüngst als großartiges Geschenk dem Deutschen Reiche zugefallen ist. Mit Beziehung ausgewählte Homerverse über den Portalen der einzelnen Gemächer zeigen ihre verschiedene Bestimmung an. Hier vereint Schliemann gegenwärtig, falls ihn nicht die Erfüllung selbstgewählter Pflichten an die alten Stätten seines Wirkens fesselt, die immer reicher zufließende Fremdenwelt Athens. Mit der gebiegenen Pracht der Umgebung verbindet sich auß's Wohlthwendste die anspruchlose Herzlichkeit des Hausherrn und die schlichte Anmuth der Gebieterin. Zwei Kinder beleben den häuslichen Kreis: Andromache, bereits ein kleines Sprachgenie, und der jüngste Sproß, Aga-

memnou. Verrathen wir noch, daß sich die Pflege des Classischen selbst auf die übrigen Mitglieder des Hauses erstreckt, daß der Diener auf den Namen Pelops hört, daß die Dienerin Heluba, die Erzieherin Briseis heißt oder hieß, so glauben wir für unsern Zweck Alles, was Schliemann als Privatmann charakterisirt, hinreichend gewürdigt zu haben. Wir kehren wieder zum Gelehrten, zum Forscher und Entdecker zurück.

Schliemann begann seine regelmäßigen Ausgrabungen auf Troja im Jahre 1871, doch hatte er dieselben eigentlich bereits im Jahre 1868 um einen wichtigen Schritt gefördert, als er in der Ebene, unweit des Dorfes Bunarbashi, eine Reihe von Versuchsschächten grub. Die allgemeine Lage der homerischen Troas, d. h. der Ebene selbst, auf welcher nach des Dichters Beschreibung die Kämpfe der Helden getobt haben, ist weder im Alterthum noch in neuerer Zeit jemals zweifelhaft gewesen. Sie lag in historischer Epoche, wenn auch ohne einladende Häfen und daher ziemlich einsam, an der Heerstraße des lebhaftesten Seeverkehrs. Alle Fahrzeuge, welche den Hellespont ein- und ausfuhren, mußten an den niedrigen Vorgebirgen Nhoiteion und Sigeion vorbei, zwischen denen die flache Uferküste, das Mündungsland des sagenberühmten Stamander eingesenkt liegt. Die Schiffer sahen die zahlreichen, kegelförmigen Grabhügel alter Heroen aufragen, deren bedeutendste die Namen des Nias, des Achilleus und des Patroklos führten. Jenseits im Süden bildete den Anschluß das gewaltige Massiv des „quellenreichen“ Idagebirges, dessen Ausläufer im Vorgebirge Lekton das Meer erreichen. An den fruchtbaren Tristen weideten troische Königsjöhne, wie Anchises und Paris, die väterlichen Heerden; die oft umschleierten Gipfel waren und blieben der Sitz des „Wolkenfammers“ Zeus; noch heute erfährt die Ebene von dorthier die meisten ihrer atmosphärischen Einflüsse. Wandte man den Blick rückwärts über die Fläche des Meeres hin, so beherrschte den Horizont der mächtige Pil von Samothrake, auf dem der Meeresgott Poseidon seinen Sitz aufschlug. An den Gegensatz der beiden Höhen mochte sich frühzeitig die Vorstellung von höheren Mächten geknüpft haben, welche über Wohl und Wehe des Landes entschieden, und wirklich vertheilen sich auf sie nach der Dichtung die beiden göttlichen Heerlager, welche für und wider Troja streiten. Freilich würde sich der Schiffer des Hellespont ebensowenig wie die Götter um die unscheinbare Ebene, den durch Abschwemmungen des Stamander ausgefüllten Meeresfjord, gekümmert haben, wenn dieselbe nicht wirklich in uralter Zeit der Schauplatz bedeutsamer Vorgänge gewesen wäre. Den Mittelpunkt dieser Ereignisse bildet eine „hochragende“, „windumwehte“, „wohlummauerte“ Stadt, welche die Dichtung mit dem Namen der „heiligen Ilios“ belegt.

In diesem Sinne sind wir zu der Frage berechtigt: wo lag und was war Ilios? Wir haben eine etwa acht englische Meilen lange, zwei bis drei Meilen breite Ebene, besser gesagt ein Thal, vor uns, das der Fluß, welchem es sein Dasein verdankt, der Länge nach durchströmt. Diesem Hauptfluß (heut

Mendere) dürfen wir ebenso zuversichtlich den alten Namen Stamander geben, als jeden der sogar neuerdings wiederholten Versuche zurückweisen, welche Troja oder Ilios in einem der unbedeutenden Nebenthäler nachzuweisen bemüht sind. Das Thema von der wahren Lage Trojas figurirt bereits unter den ältesten Streitfragen der gelehrten Topographie. Bis in das zweite vorchristliche Jahrhundert hinein galt allerdings Neu-Ilios, eine äolische Colonie, auf flacher von Osten her in das Thal vorspringender vom Meere etwa 3 engl. Meilen entfernter Höhe gelegen, unbestritten als Nachfolgerin der alten Stadt. Weber Alexander der Große noch andere strategisch gebildete und in ihrem Homer heimische Besucher der Stätte nahmen an dieser Bestimmung Anstoß. Dennoch tritt eben damals als erster Skeptiker — *nomen est omen* — Demetrios aus der Stadt Skepsis auf, wenn nicht schon vor ihm ein gelehrter Blaustrumpf aus alexandrinischer Schule, Hestiasia. Ihr Hauptargument, die Ebene zwischen Meer und Stadt hätte sich erst in nachhomerischer Zeit durch Anschwemmung der Flüsse gebildet, es bleibe somit kein Raum für die kriegerischen Scenen der Ilias, ist freilich ebenso verfehlt, als die positive Ansetzung der Stadt in der Hügelgegend von „Ilios Rome“, wie sie Demetrios vorschlug. Aber die Zweifel waren einmal angeregt und sie wirken noch heute fort. Dabei sind die Mittel, mit welchen man das Problem zu lösen oder zu durchschauen versucht hat, ebenso mannigfaltig, als der Standpunkt der zahlreichen Beurtheiler wechselnd.

Wenn schon die Fragestellung jedesmal eine verschiedene war, so mußten die Antworten natürlich noch viel weiter von einander abweichen. Suchte man ein Local, auf welches sich alle Angaben der Dichtung vereinigen lassen? Man mußte bald bemerken, daß ein solches im ganzen Bereiche der troischen Ebene, auf Erden überhaupt, nicht zu finden war. Ließ man eine Anzahl von Forderungen fallen, um an andern als entscheidend festzuhalten, so war der subjectiven Willkür ein reiches Feld eröffnet, auf dem sie sich in der That auch eifrig getummelt hat. Dieses unerquidliche Stadium der Frage mußte Andere der radicalen Negation in die Arme treiben; nach ihnen hatte der Dichter überhaupt keine bestimmte Dertlichkeit vor Augen; die berühmte Stadt wäre eine Schöpfung seiner Phantasie, die er nach Bequemlichkeit bald hier — bald dorthin verlegte. Vermittelnde Ansichten suchten die Ungleichheit der Schilderung durch den wahrscheinlichen Ursprung der Ilias aus einzelnen Liedern zu erklären, deren Verfasser verschiedene Vorstellungen von der einstigen Lage der Stadt gehabt hätten. Oder endlich, man gab das dichterische Ilios auf, um ein historisches zu retten, dessen ursprüngliche Lage man nach strategisch-historischen Gesichtspunkten zu fixiren suchte.

Unter den Anhängern der letzteren Auffassung hatten sich beachtenswerthe Autoritäten für die Felshöhe über dem Dorfe Bunarbaschi entschieden, deren dominirende Lage im südwestlichsten Winkel des Thals, wo der Stamander in mächtigen Bindungen die breitere Ebene betritt, sich allerdings besonders geeignet zur Befestigung einer landbeherrschenden Macht erwies. Wenn je,

so meinte man, Könige über die Troas geherrscht haben, so mußten, gleich den Attiden auf Mykene, dem „Winkel von Argos“, die Dardamiden ihren Herrensiß auf Bunarbashi errichtet haben. Diese „Bunarbashi-Theorie“, welche seit Dechevalier bis auf den heutigen Tag in Männern wie Curtius und Moltke ihre Vertreter gefunden hat, die einzige, welche mit einem Scheine von Berechtigung neben Neu-Ilion aufzutreten im Stande war, ist durch Schliemanns Ausgrabungen meines Erachtens definitiv beseitigt worden. Man kann sogar zugeben, daß sich einst, in urältesten Zeiten, von hier aus eine Dynastie begründete, welche wie jede absolute Macht erst das Volk zu ihren Füßen niederzwingen mußte, ehe sie zu ihm herabstieg. Wenn sich aber zwischen eben dieser Weste und dem Meere, auf Hissarlik, dem heute so genannten Burghügel von Neu-Ilion, wie Schliemann gezeigt hat, die Reste einer vorhistorischen, Jahrhunderte hindurch bewohnten, „goldreichen“ und besetzten Ansiedlung nachweisen lassen, deren Entfernung vom Meere so gut wie die übrigen localen Verhältnisse den geschilderten Szenen in allen Hauptzügen entspricht, so kann nur diese Stätte oder keine — den Anspruch erheben, für die homerische Ilios zu gelten. Und wir sind berechtigt, ein reales Substrat dafür zu suchen! Die historische Sage, welche mit den Geschichten von Völkern und Ländern operirt, ersindet nichts, sie verbindet nur; sie schaltet zwar frei mit Motiven und Namen, aber gewisse Thatfachen dienen ja selber erst ihrem Dasein zur Voraussetzung. In unserem Falle handelt es sich um die Zerstörung einer Stadt durch Griechen, die erst nach langem Ringen unterlag; ein Kampf, der bedeutsam genug gewesen sein muß, um in der Erinnerung der Menschen fortzuleben. Diese Stadt ist gefunden, denn es gab nur eine in der Ebene. Sie lag vermuthlich seit Jahrhunderten in Schutt und Asche, als die homerischen Lieder ertönten.

Ob die Dichter derselben ihre wahre Lage kannten und hinreichend deutlich gekennzeichnet haben, ist eine andere und, wie mir scheint, ganz unabhängige Frage. Ich stehe indeß nicht an, auch diese zu bejahen. Die Volkstradition ist zäh und die Ilios verräth in ihren Hauptbestandtheilen, wie längst anerkannt ist, eine so genaue Kenntniß der Ebene, ihrer klimatischen und geographischen Verhältnisse, ihrer Vegetation und sonstigen Lebensbedingungen, endlich ihrer mehr zufälligen Einzelheiten, wie der zahlreichen Grabhügel, daß es wunderbar genug wäre, wenn die Sänger sich nicht einmal um die einstige Lage der Stadt sollten bekümmert haben, wunderbarer noch, wenn sie vergebens darnach geforscht hätten. Und endlich, welch ein Zufall, wenn nun doch die Lage von Neu-Ilion d. i. der Hügel Hissarlik zu allen Localangaben des Epos, soweit wir dieselben controlliren können, auß Weste stimmt: Die Entfernung der Schiffe mit dem griechischen Heerlager zwischen den Vorgebirgen Rhoiteion und Sigeion ist keineswegs zu groß, um nicht von den Mauern Trojas die Schlachtreihen und selbst die einzelnen Führer, wie Helena es Priamos gegenüber thut, bezeichnen zu können. Und doch ist Raum genug zur Entwicklung des Kampfes vorhanden, der im Laufe eines Tages sechsmal zwischen Küste und

Stadt hin- und herschwankte. Der berühmte Mauerlauf, die Flucht Hektors vor Achill rund um die Festung ist trotz einer geringen Steigerung im Osten, wo die Hügelkette anschließt, vollkommen vorstellbar. Sumpf und Schilf, in dem sich Odysseus barg, findet sich noch heute am Fuße der Stadtlage wieder; Grabhügel, wie die des Hlos, des Alshetes, der Amazone Myrcine, umgeben noch heute die Grenzen des Ortes, so daß der Versuch, dieselben zu identificiren, mit Erfolg gewagt werden konnte.

Die erheblichste Schwierigkeit, welche schon die alten Geographen empfunden zu haben scheinen, war durch den Lauf der Flüsse gegeben. Nach der Ilias sollten sich die beiden Hauptströme Stamander und Simois unterhalb der Stadt vereinigen und zwischen ihr und dem Lager der Achäer in das Meer fließen; wenigstens wird an einigen Stellen die Furt des Stamander auf dem Wege zu den Schiffen erwähnt. Heute, wie schon im späteren Alterthum, ergießt sich aber die Hauptwasserader der Ebene auf der westlichen Seite bei Kum-Kaleh, nahe dem sigeischen Vorgebirge, in den Hellespont, während der andere Zufluß, welcher als Simois allein in Betracht kommen kann, unterhalb der Stadt versumpft. Dem gegenüber ist es von der größten Bedeutung, daß, wie schon mehrere Forscher, unter ihnen auch Schliemann, vermuthen und Birchow in seinen „Beiträgen zur Landeskunde der Troas“ zu hoher Wahrscheinlichkeit gebracht hat, ein älteres, östliches Bett des Stamander nachweisbar ist (der sogen. Kalifatli-Nsmak), welches dicht am Fuße des Hissarlik vorbei den einst wasserreichen Simois (In-Depeh-Nsmak) aufgenommen haben muß und ohne seine Richtung zu verändern beim Vorgebirge Rhoteion, also ganz an der vorauszusetzenden Stelle mündete. Wir dürfen noch hinzujügen, daß einzelne Inconsequenzen in der epischen Schilderung, namentlich das Verschweigen natürlicher Hindernisse, wie es das Flußbett war, ohne das topographische Resultat zu beeinträchtigen auf Kosten der poetischen Freiheit und z. Th. auch späterer Zubichtungen gesetzt werden mag, deren Verfasser recht wohl einer klaren Anschauung der Terrainbedingungen entbehrt haben können.

Wir glauben somit von der Einheit des Lokals in Wirklichkeit und Dichtung überzeugt sein zu dürfen. Fragen wir nun aber weiter nach dem Verhältnisse, in welchem die ehemalige Ansiedlung zu dem Bilde steht, welches Homer von der Ilios des Priamos entwirft, so werden wir von vorn herein auf Uebereinstimmung verzichten müssen. Welche Kunde konnten auch wohl die Dichter von der Beschaffenheit und Einrichtung der Stadt besitzen, die längst im Schutte begraben lag, ja über der vermuthlich bereits die Wohnstätten nachfolgender Generationen zusammengesunken waren. Die naive Dichtung durfte unbekümmert um historische Weisheit den leeren Plan mit Culturbildern erfüllen, die sie ihrer eigenen Gegenwart entnahm, sie durfte eine „breitstraßige, wohlgebaute“ Stadt mit geräumigen Königspalästen entstehen lassen, hinter deren gewaltige Ringmauern sie König, Volk und zahl-

reiche Bundesgenossen verwahren konnte. Wir wissen heute, wie eng und beschränkt die Verhältnisse in Wirklichkeit waren, denn wir kennen, seit Schliemanns Ausgrabungen, das historische Troja genauer, als es der Dichter der *Ilias* im Stande war.

Schliemann hat nicht weniger als fünf Ausgrabungsjahre auf den einzigen Hügel *Hissarlik* verwandt, welcher sich mit geringer Erhebung (kaum 50 Meter über den Meeresspiegel) nordwestlich von dem flacheren Plateau der ummauerten Stadt *Neu-Tlion* absondert. Seine längste Erstreckung beträgt nicht mehr als 180, seine Breite etwa 120 Meter; es ist deshalb schwer zu glauben, daß er die gesammte Ansiedlung umfaßt habe. Jedenfalls aber drängte sich in seinem Bezirk alles Wichtige zusammen, so daß Schliemann durchaus recht that, abgesehen von einigen Sondirungen der nächsten Umgebung, seine ganze Kraft auf den einen Punkt zu concentriren. Und es bedurfte dieser Sammlung: Der ganze Hügel erwies sich bis auf 15 Meter Tiefe als ein ungeheurer Schuttberg. Auch in Griechenland wie auf allen Stätten der alten Welt haben die Jahrhunderte eine Decke über die Reste des Alterthums gebreitet. Erdreich und Geröll von den Bergen, der Sand der Flüsse, andauernde Bewohnung oder auch bloß das stille Wuchern der Vegetation hat allmählig Schicht auf Schicht gehäuft, aber mit dem Befunde auf *Hissarlik* lassen sich einzig und allein die Ruinenberge *Assyriens* und *Babyloniens* vergleichen, die einzigen Zeugen untergegangener Riesenstädte und Paläste. Diese Aehnlichkeit beruht zum Theil auf denselben Ursachen: es ist namentlich der Backsteinbau, die Verwendung großer an der Sonne getrockneter oder schwach gebrannter Lehmziegel, welche zu leichter Höhe aufgeführt durch ihren Verfall nachfolgenden Geschlechtern von selber den Boden für neue Ansiedlung bereiteten; die Unebenheiten wurden lediglich durch eine Art von Lehmtrümmern ausgefüllt, wie sie noch massenhaft auf *Hissarlik* zu Tage kamen. Allerdings finden sich auch, namentlich in großer Tiefe, Constructionen aus unbehauenen, mit Lehm verbundenen Steinen, aber diese bilden nie die Wände, sondern nur die Substructionen der bewohnten Stockwerke der Häuser, welche im Grundriße äußerst beschränkt, desto ungehinderter in die Höhe wachsen konnten. Virchow hat für die Reconstruction derselben die interessante Beobachtung verworther, daß der gleiche Baustyl im Princip noch heute auf dem ganzen Gebiete der *Troas* heimisch ist.

Schliemann versucht aus den übereinanderliegenden Schichten nicht weniger als sieben sich ablösende Stadtansiedlungen (*Neu-Tlion* mitgerechnet) herauszulesen. Als Anhalt diente ihm theils die Technik des Mauerbaues, theils die Orte der Funde. Die eigentliche „*Tlios*“ wird seiner Meinung nach durch die „dritte Stadt“ bezeichnet, welche ungefähr 20 bis 23 Fuß unter der Erdoberfläche liegt. Eine Ringmauer umgab sie und neben einem thurmartigen Bollwerk öffnet sich in süd-westlicher Richtung ein Durchgang mit gepflasterter Straße, das „*städtische Thor*“. Noch zwei Gründe bestimmen Schliemann zu seiner Annahme: die Funde an Gold und anderen Kostbar-

keiten, welche sich ausschließlich in diesem Stratum fanden, sobald die allseitig bestätigten Spuren eines gewaltigen Brandes, welcher die ganze Fläche gleichmäßig verheert, große Backsteine geschmolzen und Haufen von Getreide und andere Ueberreste in Kohle verwandelt hat. Damit wäre die Katastrophe gekennzeichnet, welcher die Sage von der Zerstörung Ilioms entspricht.

Diese Voraussetzung bewog Schliemann, seine ganze Aufmerksamkeit auf Bloßlegung dieser „dritten Schicht“ zu verwenden. Er hatte den Hügel zunächst durch einen tiefen Einschnitt bis auf seinen Kern gespalten. Die Reste, welche der jüngeren Stadt angehörten, so die Fundamente des Athentempels und eines großen öffentlichen Gebäudes, wurden dabei unachtsam durchstoßen. Dann erweiterte er diesen Hauptgraben in seitlicher Richtung nach den interessantesten Stellen hin, so daß die aufgedeckten Theile heute im Grunde eines ungeheueren Trichters zu liegen scheinen. Von Ueberresten der ersten und zweiten Schicht konnte somit nur wenig an's Licht gezogen werden, doch weisen innerhalb derselben weder die baulichen noch die lose verstreuten Funde eine erhebliche Differenz gegen das höher Liegende auf; einzelne dieser Anlagen müssen nach Schliemanns eigenem Geständniß in jüngerer Zeit weiter benutzt worden sein. Auch die Lehmbauten der „vierten Stadt“ können einen durchaus selbstständigen Charakter nicht nachweisen; die „fünfte“ und „sechste“ ist nur durch Utensilien aller Art vertreten, so daß unsere Aufmerksamkeit allerdings durchaus auf die mittlere Partie als den Kern und Hauptbestandtheil des ganzen Schutthügels gelenkt wird. Der Plan der Hausreste ist verworren und unregelmäßig; kaum daß sich die Richtung einer Straße verfolgen läßt. Das größte Gebäude scheint unmittelbar hinter dem Thoreingange zu liegen, seine nächste Umgebung erwies sich als die reichste Fundgrube an werthvollen Gegenständen. Die wesentlichste Ergänzung aber, die reichen Details zu dem Bilde, welches uns die architektonischen Ueberbleibsel von der untergegangenen Cultur auf Hissarlik entwerfen, bieten uns in unermeßlicher Fülle die Geräthe aus Thon und Stein, aus Knochen, Elfenbein und edlem Metall; ja selbst die Reste von Nahrungsmitteln eröffnen uns einen beinahe vollständigen Einblick in die Lebensbedingungen des Volkes, welches hier ansässig war.

Das reiche Material, welches die letztgenannten Indicien ergeben, verdanken wir namentlich Birchow. Wir lernen eine Bevölkerung kennen, welche vorzugsweise auf Viehzucht und einige einfachere Formen des Ackerbaues angewiesen war; welche jagdbares Wild erlegte und keineswegs, wie die homerischen Griechen, Fischspeise und andere „Früchte des Meeres“ verschmähte.

Am deutlichsten enthüllt sich der Bildungsgrad eines Volkes an seiner industriellen Production, an der Art, wie es jedweden formlosen Stoff zu seinen Zwecken dienlich macht. Unter diesen Gebilden hat wieder die Thonwaare für den Kulturforscher einen ganz besonderen Werth. Sie ist die freieste, eigenste Schöpfung des Verfertigers und wird ganz besonders

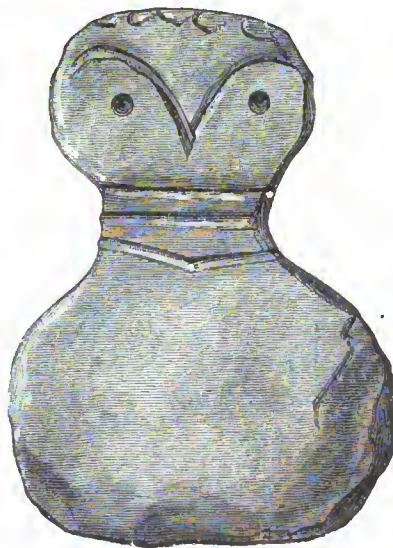
Lehrreich durch ihr massenhaftes Auftreten und die zahlreichen Anknüpfungspunkte, welche sie der vergleichenden Beobachtung zu gewähren pflegt.

Auf Troja allerdings werden wir, was den letzteren Vorzug anlangt, für jetzt noch in die Zukunft verwiesen, obgleich Thongefäße in ungeahnter Fülle und in allen Tiefen der Erdschichten zum Vorschein gekommen sind. Nichts ist bezeichnender für die uralte und zugleich eigenartige Entwicklungsstufe, sowie für den stabilen Charakter der hier vertretenen Epoche. Wir können die Producte der Keramik, welche hier vielleicht im Laufe von Jahrhunderten abgesetzt worden sind, alle unter einem Gesichtspunkt betrachten, denn sie weisen bis in die obersten Schichten hinein fast gar keinen Fortschritt der Technik auf. Andererseits reichen selbst die ältesten bisher bekannten Funde dieser Gattung, welche z. B. auf Mykene, Thera, Cypren gemacht sind, in ihrer Gesamtheit noch keineswegs an den primitiven Zustand der trojanischen Gefäßkunst heran.

Zur allgemeinen Charakteristik diene Folgendes: Der Uebergang zur Fabrication auf der Töpferscheibe und zum Brennen des Thones im Töpferofen, obgleich beides bekannt war und angewandt wurde, hat sich noch keineswegs durchweg vollzogen; als Ersatz dient Handarbeit und bloßes Ausdörren des Thones an der Sonne oder am offenen Feuer. Die Ausbildung einzelner Theile, wie namentlich des Gefäßfußes, den meist dreibeinige Stützen ersetzen, ist noch weit zurück; die große Masse war vielmehr, schon um der beschränkten Räumlichkeiten der Häuser willen, zum Aufhängen bestimmt und daher an den Hantelanfängen, an Hals und Deckel mit Löchern versehen, durch welche Bast oder Schnüre gezogen wurden. Namentlich aber unterscheidet sich die troische Töpferwaare von aller jüngeren durch den Mangel des Firnisses und jeder Art von Bemalung, welche sonst schon sehr frühzeitig auftritt. Wo das Ornament eine Stelle findet, ist es plastisch in Thon geformt oder eingedrückt. Daneben weist diese für unsere bisherigen Erfahrungen so fremdartige Klasse eine Reihe von Eigenthümlichkeiten auf, welche einst vielleicht weitere Verbreitung hatten, dann aber in anderen Gegenden frühzeitig reineren und stilvolleren Formen gewichen sind. Wenigstens beobachten wir dieselben Erscheinungen auf ganz verschiedenen Culturgebieten, die unter sich in keinem Zusammenhange standen, und offenbar lediglich einem rein anthropologischen Gesetz zufolge auf ähnliche Formen gerathen sind. Ich gedente dabei in erster Linie der merkwürdigen „Gesichtsurnen“, welche sich wie auf Troja so in Etrurien, im nördlichen Deutschland und unter den perianischen Alterthümern gefunden haben. Einige Nachklänge weisen auch noch Thongefäße aus Cypren, Thera und anderen griechischen Gegenden bis in jüngere Zeit hinein auf. Diese Analogie mit der menschlichen Gestalt beschränkt sich übrigens keineswegs bloß auf die Formen des Gesichtes. Oft sehen daneben große, hantelartige Ohren an; der Deckel findet sich nach Art einer Mütze behandelt, deren Zipfel als Griff dient. Ueber dem Bauch des Gefäßes finden sich auch die Brüste, in wenigen Fällen auch die Arme angedeutet. Ebenso

begnügten sich die Verfertiger mit flüchtigen Abbreiaturen, wie Augen und Nase, so daß manche Exemplare in der That einiige Aehnlichkeit mit Vogelköpfen verrathen. Da die Augen immer kreisrund geformt sind, gelangte Schliemann auf diesem Wege zu seiner Theorie von den eulenköpfigen Darstellungen der Athena „glaukopis“. Das Homerische Weivort, der troische Athenecult, sowie gleichzeitig gefundene Marmor- und Elfenbeinidole wurden zur Stütze dieser Ansicht herbeigezogen, die Schliemann bis in die jüngste Zeit hinein verfolgten hat.

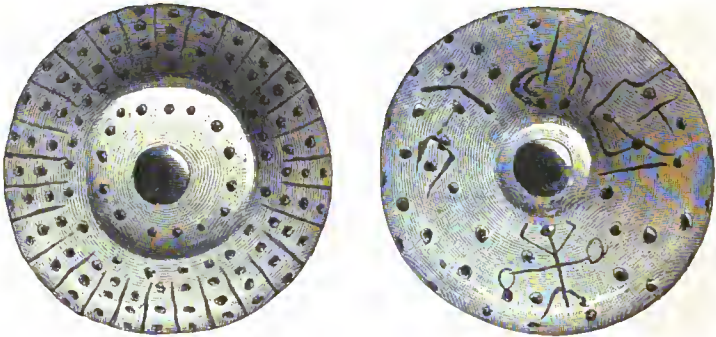
Wir fügen gleich eine Probe dieser ebenfalls in Menge gefundenen ganz rudimentären Götterbildchen (denn dafür wird man sie jedenfalls halten müssen) aus Marmorsplittern, Knochen oder Elfenbein hinzu. Es scheint in der That nicht zweifelhaft, daß der an „dieser Stätte gepflegte Cultus einer weiblichen Gottheit sowohl diese kleinen Weihgeschenke oder vielleicht besser Amulette erzeugt, als auch für die Thongefäße eben diesen Typus geschaffen und dauernd festgehalten hat. Ja, selbst die kleinen goldenen Klapperbleche der Diademe, von welchen weiter unten die Rede sein wird, tragen das gleiche Gepräge. So wenig wir nun in allen diesen Beispielen mehr als die ungeschickte Andeutung menschlicher Züge erblicken können, durch welche sich die Gläubigen an ihre Gottheit erinnern ließen, so werthvoll bleibt uns doch die Thatsache der Verehrung eines höchsten weiblichen Wesens, wir können hinzufügen, der großen asiatischen Geschlechts- und Naturgottheit, deren Existenz wir für jene älteste Epoche in Bild und



Tradition über die Inseln bis nach Griechenland hinein verfolgen können. Unzweifelhaft ist es dieselbe Gottheit, von deren Cultus stehende und kauernde nackte Marmorbildchen, die sogenannten „karischen Idole“ im Archipel wie im östlichen Griechenland Zeugniß ablegen. Als deutliche Vermittlung dient uns das vollständigste der auf Siffarlik gefundenen Bildnisse, ein Bleisgürchen, welches eine ausgebildete Gestalt völlig im Typus der erwähnten Idole zeigt.

Es ist unmöglich, auf dem Wege der Beschreibung auch nur annähernd die Mannigfaltigkeit der Thongebilde zu veranschaulichen, die freilich alle auf sehr einfache Grundformen zurückgehen. Auch die Dimensionen der oft sehr wohlerhaltenen Vasen schwanken vom nußschalengroßen Miniaturgefäß, welches kaum einen praktischen Zweck erfüllt haben kann, bis zum gewaltigen, sechs bis acht Fuß hohen, unten zugespitzten Vorrathsgesäß oder Pithos. Nur erwähnt werden sollen noch die zahlreichen fußlosen, trichterartigen Becher, mit den großen geschwungenen Doppelhenkeln, weil dieser Typus, wie jener der Gesichtsurnen, von allem sonstiger Bekannten am meisten abweicht.

In die Thongefäße reihen sich die gleichfalls in ganz immenser Anzahl (20—30,000) gefundenen durchbohrten Scheiben oder flachen Doppelregel aus gleichem Material, welche jetzt mit Recht als Spinnwirtel (Spindelrädchen) erklärt werden. Ihre Form ist wieder mit merkwürdiger Gleichmäßigkeit



über die ganze Erde verbreitet und selbst die flüchtig eingeritzten Ornamente, zu welchen ihre Kreisgestalt einlud, finden sich z. B. ganz ähnlich auf mexikanischen Wirteln wieder. Meist sind es Wellenlinien, concentrische Kreise oder Kreisfragmente, oft schon ein ausgebildeteres Flecht- oder Bandsystem; sodann der Natur entnommene Vorstellungen, Fischgräten, Zweige, selbst Thiere und Menschen in rohester Andeutung. Hier ist dem Vergleich mit entwickelteren Fortbildungen primitiver Anfänge schon ein weit reicheres Feld eröffnet; so spielt z. B. das Urelement des Maeanders, das Hakenkreuz eine nicht mehr ganz untergeordnete Rolle.

Sehr reservirt wird man sich dagegen immer noch zu einer Anzahl von unsymmetrischen Zeichen verhalten müssen, denen man in dem erklärlichen

Wünsche nach tieferen Beziehungen den Werth von Buchstaben beigelegt hat. Hervorragende Forscher, die sich darauf einließen, wie Haug, Gomperz und Sayce, sind bisher noch in keinem Falle zu sicheren Erklärungen gelangt; einige Formen kleinasiatischer und cyprischer Alphabete, welche allerdings hie und da Analogieen aufweisen, sind ihrer Natur nach so allgemeiner Art, daß sie als solche nur in größerem Zusammenhange erkannt werden können, ihre Elemente so einfach, daß jede willkürliche Verbindung von Strichen, wie sie ein Kind auf die Schiefertafel kriegelt, leicht Aehnlichkeit mit dem einen oder dem andern Buchstaben aufweist.

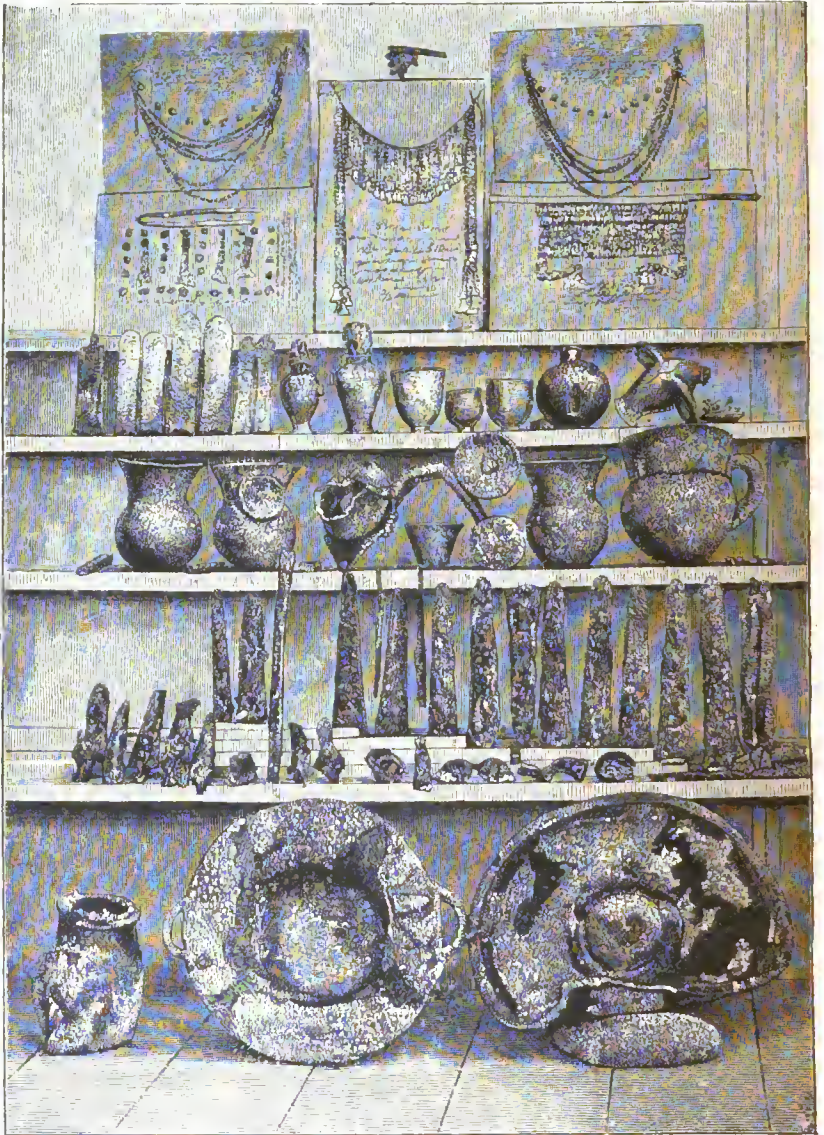


Etwas vertrauenerweckender sind einige Cylinder aus Thon und Feldspat, die als Siegel gedient haben können und schon durch ihre Form an zahlreiche assyrische Cylinder erinnern. Da in den Euphratländern seit uralter Zeit ein Schriftsystem im Gebrauche war und babylonischer Einfluß auf Vorderasien sehr frühzeitig nachweisbar ist, wäre es nicht überraschend, auf rohe Imitationen dieser Schreibekunst zu stoßen. Jedenfalls sind phönizische oder griechische Alphabete noch gänzlich ausgeschlossen und selbst unter der Voraussetzung, daß Reminiscenzen an kleinasiatische oder babylonische Buchstabenform auf diese niedrige Gattung troischer Funde in flüchtiger Weise eingewirkt haben sollten, kann doch von wirklicher Kenntniß und Anwendung eines bestimmten Schriftsystems an unserer Stelle noch keineswegs die Rede sein.

Ungemein zahlreich sind ferner die Geräthe und Werkzeuge aus Stein, darunter Trachyt, Schiefer, Obsidian, Feuerstein und selbst dem seltenen Nephrit, vertreten; Aexte, Hämmer, Sägen, Keile, Kornquetscher, Handmühlen, Pfeilspitzen u. s. w. erwecken in ihrer Uebersahl fast den Eindruck eines Steinzeitalters, wiewohl der Gebrauch des Metalles und selbst die Mischung der Bronze bereits gekannt war. Wir finden uns auch hierin einem Durchgangsproceß gegenüber, der sich möglicher Weise erst im Laufe von Jahrhunderten vollzogen hat. Noch hinderte namentlich die Kostbarkeit des Metalles seine allgemeine Verbreitung. Es wird vorzugsweise zu Kriegswaffen, Streitaxten und Lanzenspitzen, dann zu kleineren Schmucksachen, verhältnißmäßig selten zu Gefäßen verarbeitet. Auch für die Nadeln und Spangen tritt statt der Bronze in der überwiegenden Zahl von Fällen Knochen und Eisen ein. Das Eisen scheint noch völlig unbekannt gewesen zu sein.

Dagegen standen die edlen Metalle in dem goldreichen Kleinasien ihrem Werthverhältnisse nach augenscheinlich weniger hoch über dem Kupfer und der Bronze, wie heute und wie bereits im historischen Alterthum. Auf dem Hissarlik sind an nicht weniger als zehn Stellen größere und kleinere Gesammtfunde an goldenen oder silbernen Gefäßen und Schmucksachen gemacht

worden, vorzugsweise, wie schon bemerkt, neben dem großen Gebäude, welches Schliemann als „Palast des Priamos“, dann zurückhaltender als „Haus des Königs oder Stadtoberhauptes“ bezeichnet hat.



Der „große Schatz“, welchen Schliemann im Jahre 1873 mit eigener Hand aus den Trümmern zog, wahrscheinlich der Inhalt einer großen, verbrannten Holzkrone, besteht neben reichem goldenen und silbernen Gerath und

Schmuck auch aus einer Reihe von Bronzewaffen sowie einer Vase, einem Kessel und einer großen Schale aus Kupfer. Unter den vier Gefäßen aus Gold (beziehungsweise Elektron, einer Mischung aus Gold und Silber) ragt besonders ein fußloser, länglicher Becher mit zwei großen Henkeln hervor. Die neun Krüge, Becher und Schalen aus Silber sind in der Form weniger elegant und nähern sich bei weitem mehr den Thongefäßen an. Auch sechs Silberbarren, die möglicher Weise als Rohmaterial Werthstücke zum Tausche bedeuteten, also das Geld ersetzen (Schliemann nennt sie Talente), seien hier gleich erwähnt. Unter den Schmucksachen bilden den eigenartigsten Bestandtheil die beiden goldenen Diademe oder Stirnbänder, von denen 64 bezw. 90 Kettschen, am Ende mit den schon erwähnten goldenen Klapperblechen in Idolform geschmückt, auf die Stirn und zu beiden Seiten des Gesichtes herabzufallen bestimmt waren. Ganz ähnlich sind vier goldene Ohrringe mit langen Behängen gearbeitet, während nicht weniger als 56 andere Ohrringe ihre Form der Spirale entlehnen. Gegen 8700 kleine durchbohrte Goldkörperchen, Stäbe, Prismen, Würfel, Knöpfe sind zu dreizehn goldenen Halsbändern aneinandergereiht worden. Sechs Armspangen aus dickem, gewundenem Golddraht mügen diese Uebersicht des hauptsächlichsten beschließen.

Die späteren Funde haben alle genannten Gattungen wesentlich bereichert und zumal in künstlerischer Beziehung noch Vollendetes geliefert. So zeigen Ohrringe sowohl wie Ohrgehänge noch reichere Formen, besonders aber müssen um ihrer Ornamentik willen einige goldene Spangen und breite Armringe hervorgehoben werden, welche in aufgelötheten Mustern Motive der Spirale darstellen, wie wir ihnen in Mykene begegnen werden. Auch die rosetten- oder sternartigen Kreisverzierungen sind bereits in einigen Goldscheiben vertreten und führen von selbst zu der nächstfolgenden Kunststufe herüber, welche uns Schliemann in Griechenland eröffnet hat.

Schliemann ist nicht in den Besitz aller von ihm gesunderer Werthobjecte gelangt; ein Theil mußte contractlich dem Museum zu Constantinopel überlassen werden; Anderes wurde von der türkischen Polizei zweien seiner Arbeiter confiscirt, deren einer freilich die gestohlenen Goldsachen bereits hatte umschmelzen und in landesüblichen Schmuck verwandeln lassen. Es ist kaum anzunehmen, daß diese reichen Funde sämmtlich an Ort und Stelle gearbeitet sind, obgleich sie mit Gegenständen localer Technik immerhin einige Verwandtschaft aufweisen. Unzweifelhaft muß zur Erklärung ein weiterer Zusammenhang ältester vorderasiatischer Cultur vorausgesetzt werden und dazu sind wir von anderer Seite her bestens autorisirt. Wir werden namentlich unter Schliemanns Funden auf Mykene die Spuren einer ganz bestimmt charakterisirten Metalltechnik weiter verfolgen, welche von Areta und Rhodos auf Klein-Asien und bis hinein nach Phrygien führen. Diese Elemente zusammengenommen mit den unverkennbar semitischen Einflüssen, welche wir in den trojanischen Idolen constatirten, lassen es mehr als wahrscheinlich erkennen, daß auf Hissarlik eine aus thrakisch-phrygischen und

vor-arischen (?) Bestandtheilen gemischte Bevölkerung wohnte, welche später, — und dies ist der Kern der Iliosage — dem lebenskräftigeren Hellenenthum erliegen mußte.

Schliemann hatte auf der Stätte von Troja bereits den erfolgreichsten Theil seiner Arbeit vollendet, als er, im Herbst 1876 seine Arbeitercolonnen in der Ebene von Argolis zusammenzog. Dort ragen noch heute die Burgen von Argos, Nauplia, Tiryns und Mykene als uralte Zeugen für die historische Wahrhaftigkeit jener Culturepochen auf, welche sich in den Namen des Danaos und Palamedes, des Proetos und Perseus, des Atreus und des Agamemnon verkörpert haben. Wenn irgendwo, so mußte sich hier zu dem auf Ilios begonnenen Werke die Ergänzung finden. Die ungeheuren Cycloppenmauern von Tiryns, welche in flacher Ebene auf niederer Höhe gegründet schon im Alterthum das Stammen jüngerer Geschlechter erregten, vermochten auch Schliemann eine Zeit lang zu fesseln. Es galt gewissermaßen eine Vorfrage zu lösen. War doch Tiryns seinem Ursprunge nach noch älter, als das „goldreiche Mykene“. Die tiefen Einschnitte und Schächte, durch welche Schliemann, seiner alten Methode getreu, das obere Plateau bis auf den Urboden hinab sondirte, lieferten massenhaftes Thongeräth ältester Art, auch etwas Broncewaare und die Fundamente eines alten Hauses, befriedigten aber nicht ganz die Ungeduld des Forschers, welche ihn vorahnend nach Mykene trieb. Er verlegte deshalb sehr bald den Schauplatz seiner Thätigkeit an dieses längst erwogene Ziel im „innersten Winkel“ der Ebene.

Mykene zerfällt in die eigentliche ummauerte Burg, auf ihrer Rückseite durch schroffe Abhänge von den höher aufstrebenden Bergen getrennt, und in die immer noch hochgelegene Unterstadt. An der Hauptstraße, welche von dieser aus emporführt, liegen unter künstlich aufgehäuften Erdmassen zwei kolossale Rundbauten, aus gewaltigen Steinkreisen hergestellt, welche sich nach der Höhe zu verengern und, von innen gesehen, bienenkorbartige Gewölbe bilden, deren geglättete Wände noch die Klammerspuren einstigen Metallschmuckes aufweisen. Lange, beiderseits von Futtermauern gestützte Gassen führen hinein; die Portale tragen ungeheure Decksteine, über denen große dreieckige Oeffnungen zur Entlastung des Quaderdruckes frei geblieben sind. Einst waren sie durch verzierte Steintafeln geschlossen; auch die mit Halbsäulen geschmückten Facaden trugen Bekleidungen aus grünlichem und rüthlichem marmorartigen Material, das mit phantastischen Linearornamenten in Relief geschmückt war. Den größeren, reicheren Bau nennt man gewöhnlich „Schatzhaus des Atreus“, das Volk: „Grab des Agamemnon“ und die Frage, ob Schatzhäuser oder Gräber, hat nebst anderen Conjecturen die Gelehrten bis in die neueste Zeit hinein beschäftigt. Heut kann sie zu Gunsten der letzteren Bezeichnung als definitiv erledigt gelten.

Verfolgt man die Straße weiter zur Burg hinaus, so führt sie in schräger Richtung, (um den etwa anrückenden Feind zu zwingen, seine ungedeckte Seite preiszugeben,) auf das Thor der Festung, dessen Anlage in

ungefügiger Construction die der vorerwähnten Portale an den Rundbauten wiederholt. Ueber dem 4,50 Meter breiten Deckstein ist wiederum eine dreieckige Oeffnung ausgespart, aber hier bewahrt die ausfüllende drei Meter hohe Steinplatte noch heute seit Jahrtausenden ihren ursprünglichen Ort; sie trägt das berühmte Relief zweier an einer Säule aufgerichteten Löwen. Nach ihnen hat das Thor seinen bekannten Namen erhalten. Die beiden Köpfe der Thiere, welche einst symmetrisch nach auswärts blickten, waren besonders eingezapft (oder restaurirt?) und sind heute verloren gegangen, aber die imposante Macht der ganzen Anlage wirkt noch jetzt mit unveränderter Frische. Der vorderste Theil des Burginnern rechts hinter dem Löwenthor lag vor den Ausgrabungen unter tiefer Verschüttung. Hier vereinigte Schliemann von glücklichem Tactsinne geleitet, das Gros seiner Arbeiter. Andere legten die Schwelle des Löwenthores bloß, noch andere begannen den Schutt aus den Eingängen und dem Innern der großen unterirdischen Kuppelgewölbe wegzuräumen.

Die erste Ausgrabung führte zunächst, nach Bewältigung kolossaler mit Thongefäßen, Fragmenten, Idolen und anderen verstreuten Gegenständen durchsetzten Schuttmassen zur Entdeckung eines großen doppelten Kreises aus wohlbehauenen auf die hohe Kante gestellten Kalksteinplatten, deren äußerer und innerer Ring durch horizontal darübergelegte Platten verbunden war, so daß die ganze Anlage, welche sich nur gegen das Löwenthor hin zu einer Art Eingang öffnete, rundstückartig gestaltet war. Wir waren selber Augenzeugen der fieberhaften Spannung, mit welcher das Innere dieses so bedeutsam gekennzeichneten Raumes durchforscht wurde. Es fanden sich andere mit Relieffschmuck (Jagd und Kampf zu Wagen) gezierte Platten, die ältesten Werke dieser Art, welche bisher auf griechischem Boden aufgetaucht sind. Sie bezeichneten die Stellen viereckiger in den Fels herabgetriebener Gräber, deren Schliemann fünf in rascher Folge aufdeckte. (Ein sechstes wurde später von der griechischen archäologischen Gesellschaft hinzugefunden. Diese Gräber enthielten durchschnittlich drei bis fünf parallel neben einander liegende Leichen; auf und neben ihnen einen ungeahnten Reichthum an Schmuck, Waffen, Geräthen aus Gold, Silber, Kupfer, Bronze, edlen Steinen, Eisen, Bein und Marmor, während die Thongefäße eine verhältnißmäßig bescheidenere Rolle spielen. Die Todten lagen auf einer Schicht von Kieselsteinen, auch die Seitenwände der Gräber waren bis zu einer gewissen Höhe mit Steinmauern ausgefüllt. Ueber dem vierten Grab erhob sich bis zum Niveau des Plattenringes ein aus Blöcken errichteter cylindrischer Aufsatz, offenbar eine Opfergrube, in welcher den Abgeschiedenen die Todtenspende dargebracht wurde.

Die ganze Anlage stellt sich somit als ein den Verstorbenen geweihter heiliger Bezirk dar. Die Beisetzung der zahlreichen Leichen von Männern und Frauen kann selbstverständlich nicht gleichzeitig erfolgt sein; wir haben Familiengräber vor uns, die bei jedem Todesfall neu geöffnet werden mußten;

einzelne aus ihrer ursprünglichen Lage gestörte Körper beweisen dies, namentlich aber kommen uns Beobachtungen zu Statte, die an Grabanlagen aus gleicher oder etwas jüngerer Epoche seit den Schliemannschen Ausgrabungen an verschiedenen Orten Griechenlands in reicher Fülle gemacht worden sind.

Eben jene wiederholte Benutzung derselben Familiengruft mußte allmählig andern Formen Eingang verschaffen, die bequemeren Zugang boten. In besondern Fällen gab die Natur des Locals den Ausschlag. Man bohrte entweder grottenartige Gänge und Kammern in die Felswand hinein: am Berg Palamidi bei Nauplia und an den Abhängen des attischen Dorfes Spata sind jüngst die ältesten Beispiele dieser Art bekannt geworden; oder man trieb in den Felsboden senkrechte Schächte, die sich in der Tiefe zu den verschiedenen Grabstellen verzweigen, wie auf Cypern, gelegentlich Rhodos und bei Korinth. Die eigenartigste Kunstform aber stellen jene Kuppelbauten dar, denen wir bereits in der Unterstadt von Mykene begegnet sind. Sie stehen keineswegs mehr vereinzelt. Reste einiger anderen enthält die nächste Umgebung; eine Stunde entfernt, bei den Terrassen des argivischen Peratempelß wurde ein mächtiger Bau von ähnlicher Construction freigelegt. Besonders wichtig erscheint ein bei Menidi in Attika eröffnetes Rundgemach dieser Art, weil dasselbe seit der Zeit seiner Benutzung vermuthlich niemals wieder eröffnet worden ist. Unbekannt und neuerdings von Schliemann bis in sein Innerstes durchforscht ist das gewaltige „Schatzhaus“ eines Minyerkönigs bei Orchomenos in Boeotien; auch bei Sparta und in Thessalien ließen sich bereits gleichartige Constructionen nachweisen.

Somit tragen die Schliemannschen Burggräber schon ihrer primitiven Anlage nach das alterthümlichste Gepräge. Zur Bestätigung treten noch locale Merkmale hinzu: das Löwenthor, welches den Königsgräbern der Unterstadt etwa gleichzeitig ist, wurde erst später angelegt und mit ihm unverkennbar das ganze rechts benachbarte Stück der Burgmauer, durch welches die Gräber nachträglich in den Kreis der Befestigung hineingezogen worden sind. Meines Erachtens handelte es sich dabei um eine rein fortificatorische Erweiterung, nicht um Schutz des heiligen Bezirkes, der damals vielleicht nicht mehr in besonderem Ansehen stand, oder bereits vergessen war.

Unendlich mehr als die Fundumstände hat bisher der Inhalt von Schliemanns wunderbaren Entdeckungen den Geist, man kann sagen die Phantasie des gelehrten und gebildeten Publikums beschäftigt. Der homerische Ruhm des „goldreichen Mykene“ wird zur Wirklichkeit und lebt in aller Munde; aus den Gräbern der Todten erstehen mit einem Schlage die Zeugen der ältesten Cultur, welche auf griechischem Boden Wurzel geschlagen hat. Wir glaubten mit dieser Welt einigermaßen vertraut zu sein aus den Gedichten Homers. Bei näherer Betrachtung der Funde stellte es sich heraus, daß man doch nicht vorbereitet war. Man fühlte sich dieser seltsam fertigen und doch theils rohen theils gedankenarmen Kunst gegenüber in eine fremde Welt versetzt. Ich will gleich erwähnen, daß dieser Eindruck mancherlei

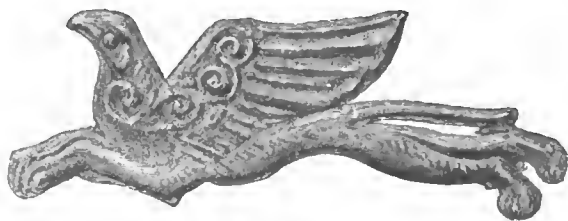
Deutungsversuche hervorgerufen hat, die heute als beseitigt gelten können. Indem man sich nicht entschließen mochte, Griechen als Träger dieser Cultur anzuerkennen, ging man entweder von der Annahme einer stammfremden Bevölkerung aus, die man freilich für ganz Griechenland hätte nachweisen müssen, oder man behauptete, gestützt auf oberflächliche Vergleiche mit spätbyzantinischer Kunst und auf andere Scheingründe hin einen barbarischen Ursprung sämmtlicher Gräber, etwa in der Gothenzeit des vierten nachchristlichen Jahrhunderts.

Der Grund, weshalb die Gräberfunde von Mykene keinen Anspruch darauf erheben können, das homerische Zeitalter zu illustriren, liegt zunächst darin, daß dieselben nachweislich einer älteren Epoche angehören. Wir haben bereits darauf hingewiesen, daß der naive Dichter in die Thatfachen, welche ihm die Sage bietet, nur das Culturbild seiner eignen Zeit hineinzuwoben im Stande ist. Aber selbst dasjenige Entwicklungsstadium altgriechischen Lebens, in welches Homer seine Handlung verlegt, die Machtöhe der Atريدendynastie, welcher sämmtliche Achäerfürsten wie Vasallen gehorchen, spiegelt sich noch nicht in den Schätzen der mykenischen Burggräber. Wenn wir, wie billig, in den Namen des Atreus und des Agamemnon die Repräsentanten der heroischen Blüthezeit erkennen dürfen, so hat die bereits sehr alte Tradition vollkommen Recht, jene mächtigen, gleich den Pyramiden Aegyptens wahrhaft königlichen Kuppelbauten der unteren Stadt mit denselben in Verbindung zu bringen. Wir sind deshalb eben so sicher autorisirt, die Schliemannschen Entdeckungen in zwiefachem Sinne „vorhomerisch“, ja „voratridisch“ zu nennen, als sie ihrem Ursprunge nach jenen „Schatzhäusern“, die ebenfalls nur Gräber waren, vorangehen. Fügen wir noch hinzu, daß sich der immerhin reiche Inhalt der Gräber doch auf mehr als sechszehn, übrigens sehr verschieden ausgestattete, Leichen vertheilt, so hat dieser Aufwand für eine Zeit, in welcher das Prunkten mit kostbarem Material den Mangel einer auch den geringeren Stoff veredelnden Kunst noch ersetzen muß, durchaus nichts Auffallendes, ohne daß wir deshalb genöthigt wären, an Personen fürstlicher Herkunft zu denken. Ich stehe sogar nicht an, diese Gräber geradezu als Beweismittel für die Priorität oligarchischer Institutionen in der Ebene von Argos zu benutzen, aus denen sich ein absolutes Regiment erst mit der Zeit entwickelt hätte.

Aber die historische Ferne reicht allein noch nicht aus, den seltsamen und fremdartigen Eindruck zu erklären, welchen der Inhalt unserer Gräber in seiner bunten Mannigfaltigkeit und Stilmischung in dem Beschauer erweckt. Vergewärtigen wir uns, soweit es noch möglich ist, die Ausstattung der vornehmsten Todten: Auf dem Gesichte liegt eine goldene Maske; die Brust ist mit einer großen, reich verzierten Platte aus demselben Material bekleidet. Breite, an den Enden schmälere, gleichfalls reich mit Ornamentik überspinnene Diademe und Gurte umgeben Kopf und Leib; die Haartracht war offenbar eine sehr künstliche, wie noch andere Streifen und Bänder von verschiedena-

artiger Form erkennen lassen. Viele hundert doppelte und einfache Knöpfe, meistens aus Holz, das mit einem goldenen Ueberzuge versehen ist, dienten als reihenweiser Besatz der Gewänder sowie langer hölzerner Schwertscheiden. Anderer Schmuck, theils aufgenäht, theils als Agraffen und Spangen behandelt, ist in Form von Hirschen, Löwen, Sphingen, Greifen, Ablem, Polypen u. s. w. gebildet. Goldenes Flitterwerk war auch zu Ketten und Behängen reihenweise aneinandergesügt oder ringsum lose verstreut. Massiv goldene Schieber und Fingerringe mit eingravirten figürlichen Darstellungen gehören zu den merkwürdigsten Bestandtheilen des Fundes und selbst an den Füßen fanden sich goldene schnallenartige Bekleidungen vor.

Dasselbe getriebene Goldblech findet daneben reichliche Verwendung an kleineren Geräthen aller Art, als Hülsen der Schwertknäuse und Scheiden, als Wandung der Becher und Potale. Einige massivere Kannen und Vasen sind auch aus Silber gefertigt. In den Ecken eines Grabes fand Schliemann



eine bedeutende Anzahl großer Kupferkessel; die verhältnißmäßig weniger zahlreichen Thongefäße sind zum größeren Theil auf der Scheibe geformt und entweder mit stumpfen Farben bemalt oder bereits mit glänzendem Firniß überzogen.



Was die Beurtheilung des Stilcharakters dieser Funde und damit der gesammten Cultur, in welche sie uns Einblick eröffnen, bisher so schwierig machte, war der Mangel an Einheit und an geeignetem Vergleichsmaterial. Am leichtesten gaben sich von vorn herein die Einflüsse der specifisch orientalischen wir dürfen sagen, phönikischen Richtung zu erkennen. Obwohl die phönikische

Handelsindustrie, deren Concurrnz an dem Inhalt der jüngeren Gräber von Spata und Menidi noch weit fühlbarer wird, keine selbstständigen Typen schuf, sondern nur Entlehntes verarbeitete, verräth sich doch der asiatisch-

semitische Geist jedesmal an gewissen charakteristischen Zuthaten, deren Ursprung wir heute an den reichen Monumentenkreisen Cyperns, Assyriens und z. Th. Egyptens mit Sicherheit controlliren können.

Unter den Pflanzenformen bietet die Palmette und der Lotus das sicherste

Kennzeichen, unter den Thieren die meisten Fabelwesen und ausländischen Gattungen, wie Greife, Sphinx, Löwen, Panther u. s. w. Dazu kommt das nackte Bildchen der Taubengöttin Astarte und die



Mycene.

Heiligthums auf dünnes Goldblech ausgeprägt, wie wir es in schlagender Analogie auf späteren cyprischen Münzen wiederfinden. Durch die mannigfachen Verbindungen, welche diese Motive eingehen, wird der Kreis des „Orientalischen“ noch um vieles erweitert; aus dem Zusammenhange ergibt sich, daß alle gepreßten Thier- und Pflanzenbildungen in diesen Bereich gehören, und daß umgekehrt wenn wir diese Gruppe von der technischen Seite betrachten, alle Producte orientalisirender Industrie auf rein mechanischem Wege durch Pressen und Prägen oder Gießen in fertigen Hohlformen entstanden sind.

Haben wir einmal diesen Gesichtspunkt gewonnen, so zeichnet sich eine andere Gattung der mykenischen Kunst in technischer wie in materieller Beziehung sofort auf das Schärfste ab. Der Unterschied wird um so deutlicher, wenn wir zunächst die Erzeugnisse aus demselben Material, dünn getriebenem Goldblech, im Auge behalten. Dieselben schließen naturalistische Formen, Thiere und Pflanzen, völlig aus und beschränken sich auf ein rein geometrisches höchst mannigfaltiges Linear- und Flächenornament. Offenbar ahmt dasselbe, neben vereinzelt Mustern der Flecht- und Webekunst, vor Allem die spiralartigen Windungen des Metalldrahtes nach. Auch die übrigen Verzierungen, Buckel, Kreise u. s. w. entspringen durchaus nur den Eigenschaften des dehnbaren, elastischen Metalles. Daß wir es hier in der

That mit principiellen Unterschieden gegenüber der ersten Gruppe zu thun haben, wird uns sofort von anderer Seite bestätigt: Die Decoration dieser meist umfangreichen Goldbleche erfolgte nicht wie dort mit Beihülfe starrer Guß- oder Prägeformen, sondern aus freier Hand auf dem Wege der eigentlichen Treibekunst, der Empästik. Damit verbindet sich auf's Engste die Kunst des freien Zeichnens und Gravirens. Die zahlreichen Holzknöpfe und



Troja.



Troja.

Bröcken von rhombischer Form tragen dieselben Ornamente in eingeebener Vorzeichnung, welche sich sodann auf dem dünnen Ueberzuge aus Blattgold auf's Schärffste abgedrückt findet.



Troja.



Mykene.



Troja.

Ich glaube nun, daß wir bereits heute im Stande sind, Heimath und Verbreitung dieser vom Metallstile abhängigen Decorationsart mit Sicherheit nachzuweisen. Die entwickelteren Goldarbeiten, welche Schliemann auf Hisjarlik

find, weisen vollkommen den gleichen Typus auf. Diejenigen Beispiele, welche den gewundenen Golddraht auf eine Rückfläche gelötet zeigen, führen uns am deutlichsten den Uebergangsproceß vor Augen, welcher von selber dazu leitete, die aufgesetzten Erhöhungen später aus der Fläche selber herauszutreiben. Ferner erkennen wir in der aus dem Felsen gehauenen tapych-artigen Façade des phrygischen „Grabes des Midas“ noch deutliche Reminiscenzen an die gleiche Decorationsart; wenigstens stehen die Knäufe über dem Giebel und die kreuzförmigen Muster des Felbes in vollkommener Analogie zu den erwähnten rhomboidischen Schmuckstücken aus Mykene. Zu Kamiroß auf Rhodos fanden sich Fragmente großer Thongefäße mit Reliefverzierungen, die wiederum dem in Rede stehenden System völlig genau entsprechen. Bemalte Thongefäße ältester Art, welche sich wie zu Mykene, so namentlich auf Rhodos und Kreta zahlreich erweisen, haben außer stilisirten Pflanzenformen auch vielfach Motive dieser Metalltechnik aufgenommen. Unverkennbar hat sie ihren Einfluß auch auf die orientalisirende Richtung ausgeübt.

Nun haben sich in der Tradition des Alterthums mehrfach Nachrichten halbmythischer Art erhalten, welche sehr übereinstimmend die älteste Pflege der Metallkunst an gewisse dämonische Geschlechter knüpfen und als deren Heimath und Wirkungskreis ausdrücklich Phrygien, die troische Ebene Rhodos, Kreta und Cypern bezeichnen. Es sind dies die Daktylen und Telchinen, ihrem Wesen nach nahe verwandt und zugleich Diener der großen Naturgöttin des Idagebirges, der Rhea oder Rhybele.

Ich glaube, daß wir durchaus berechtigt sind, jeuen so bestimmt charakterisirten, an ebendenselben Stätten nachweisbaren Metallstil als „daktylisch-telchinish“, oder vielleicht bequemer mit einem allgemeinen Namen als „phrygisch“ zu bezeichnen. Wenn Kreta zufällig wegen mangelnden Fundmaterials zurücksteht, so tritt es um so bedeutsamer in den Vordergrund, wenn wir die dritte und letzte auf Mykene vertretene Kunstichtung betrachten, welche sich hier mit der vorigen bereits innig verschmolzen zeigt. Es ist bei weitem die merkwürdigste, wiewohl sie dem Umfange nach, wenigstens scheinbar, eine Nebenrolle spielt. Wir gehen aus von einer wenig augenfälligen Gattung geschnittener Steine, die in den mykenischen Gräbern gerade zahlreich genug vertreten ist, um ihr hohes Alter bezeugt zu sehen. Dieselben waren, wenn auch wenig beachtet, so doch längst bekannt unter dem Namen der „Inselsteine“, weil in der That viele derselben auf den Inseln des griechischen Archipels gefunden wurden. Hier ist Kreta bei weitem der ergiebigste Fundort gewesen. Daneben aber kommt mindestens in gleichem Maße das griechische Festland in Betracht, namentlich der Peloponnes, sodann Attika, Böotien und Thessalien. Diese runden oder mandelförmigen durchbohrten Gemmen weisen einen reichen und durchaus eigenthümlichen Bilderkreis auf. Einige orientalische Einflüsse, namentlich an jüngeren Exemplaren, lassen sich mit Leichtigkeit aussondern; was übrig bleibt: Thier- und Menschendarstellungen, sowie einige

geometrische Ornamente, trägt nach Stil und Inhalt das Gepräge einer in sich geschlossenen, einheitlichen und nationalen Kunst.

Wir müssen es uns an dieser Stelle versagen, den Nachweis zu führen, wie dieses unschätzbare Material, von welchem das britische und neuerdings das Berliner Museum eine ansehnliche Sammlung aufzuweisen hat, die ältesten bildlichen Typen indogermanischer, sodann griechischer Kunst und Sage fortlebender Vorstellungen enthält: die Urformen der phantastischen rosegestaltigen Wesen, des Pegasus, der Harpyien, (mit denen die Bildung der Demeter-Grinys nahezu identisch war,) ihrer Schwester Iris, der Kentauren, der Chimæra u. s. w., wie neben diesen dämonischen Figuren einzelne Symbole und die Verwendung primitiver, stilistisch völlig gleichartiger Bronzethiere in den ältesten Erbschichten zu Dodona und Olympia auf den Kultus eines höchsten bildlosen Gottes, des Zeus, hinweisen; wie endlich eine Reihe von anderen Umständen hinzutritt, um die Spuren dieser Kultur und die Träger derselben immer schärfer zu umgrenzen.

Als Resultat dieser Erwägungen dürfen wir mit Zuversicht aussprechen, daß uns in diesen Runen die älteste indogermanische Bevölkerung Griechenlands zum ersten Male greifbar entgegentritt, und daß dieselbe nur identisch sein kann mit dem vielgenannten Stamme der Pelasger. Die Pelasger müssen auf dem schnellsten und kürzesten Wege in Griechenland eingewandert sein, nicht bloß weil die Anfänge ihrer Steinschneidekunst sich in auffallender Weise, (wenn auch nicht inhaltlich, so doch formal) mit der in Babylonien heimischen Technik berühren, weil wir von Sydien bis zum Hellespont an der Gründung von Städten mit dem pelasgischen Namen Larissa ihre fernere Wanderung zu verfolgen glauben, sondern auch weil ihre gesammte Kultur mit Inbegriff der Religion zu der indischen Urheimath noch die denkbar nächsten Beziehungen aufweist. Die vergleichende Mythensforschung hat in den Rossedämonen und in der Prometheusfage längst diese Unmittelbarkeit des Zusammenhanges erkannt, welche uns jetzt auch bildlich entgegentritt. Der weibliche, rossköpfige Dämon ist heute wie auf den pelasgischen Gemmen so an der (relativ späten aber in uralte Tradition zurückgehenden) indischen Reliefsculptur nachweisbar. Noch mehr: Während die männlichen Gestalten auf jenen Steinen nur mit einem Schurz um die Hüften bekleidet sind, erscheinen auf einem mythenischen, ganz in der Technik der Gemme gravirten Goldbringe mehrere Frauengestalten mit nacktem Oberkörper zwar, aber nach unten zu in einem Rocke, der die Beine hosenartig umschließt und mehrfach absehend bis zu den Füßen herabgeht. Die gleiche Art der halben Bekleidung ist gleichfalls nur an Frauenbarstellungen auf indischen Monumenten nachweisbar.

Auf Mykene zeigt sich der figurenreiche, aber harte und trodene pelasgische Stil bereits vielfach verbunden mit dem ganz entgegengesetzten Princip der eigentlich bilderlosen weichen und schwungvollen Ornamentik der dakylisch-telchjinischen Metallkunst. Nicht bloß daß die aus massivem Golde gefertigten Ringe und

Schieber ganz und gar nach dem Vorbilde der pelasgischen Gemmen gravirt sind, auch die oberhalb der Gräber gefundenen Grabreliefs aus Kalkstein enthalten dieselben allgemeinen Scenen von Krieg und Jagd, wobei regelmäßig eine Figur zu Wagen erscheint; darüber und darunter als raumsfüllende Decoration die bekannten vielverschlungenen Motive des „phrygischen“ Kreises. Die Verbindung ist noch eine sehr äußerliche; daß sie nicht von Anfang her bestand, sondern ein neues Entwicklungsstadium bezeichnet, ergibt sich ganz abgesehen von dem verschiedenen Stilcharakter noch aus mehreren anderen Umständen: in Kleinasien, einem Hauptsitz jener Metallarbeiter, sind die Gemmen bisher nicht vertreten, welche das pelasgische Element am reinsten darstellen; andererseits kennen diese in allen Fällen, wo sie bloße Ornamente enthalten, ein ganz anderes System geometrischer Verzierung, nämlich nur gerade und gebrochene Linien und an Kreise gezogene Tangenten, niemals die geschwungene Bewegung der Spirale.

Wo hat sich nun diese Verbindung vollzogen? Sicherlich nicht in Mykene, wo ein eigentliches Fabricationscentrum niemals bestanden hat. Ist doch selbst die wenig kostbare Thonwaare von außen her importirt worden. Die Kalksteireliefs mögen wohl an Ort und Stelle gearbeitet sein, erweisen sich aber auch deutlich als tastende, ungeübte Imitation. Außerhalb Mykene fanden sich bisher beide Elemente nur noch auf Rhodos vereinigt vor, an jenen schon erwähnten schwarzen Gefäßfragmenten mit Reliefverzierungen, die in ganz ähnlicher Weise jene verschlungene Ornamentik über und unter figürlichen Bildzonen (Menschen und Centauren, in dem edigen Stile der pelasgischen Manier, durchaus entsprechend den mykenischen Grabstellen) aufweisen. Auch bemalte Thongefäße des ältesten mykenischen Typus haben sich auf Rhodos gefunden. Dennoch scheint diese Gattung auch hier nicht heimisch. Rhodos unterlag selbst in späterer Zeit nachweislich fortwährend ausländischem Import. Sodann gewinnen wir aus den Nachrichten der Alten nicht den Eindruck, als ob daselbst das pelasgische Volksthum in der genügenden Stärke vertreten gewesen sei, um einen hinreichenden Berührungspunkt für zwei so bedeutende Strömungen abzugeben. Dies Alles gilt aber in vollstem Maße für Kreta, welches bis in die nachhomerische Zeit hinein ein Hauptsitz der Pelasger blieb und welches andererseits sogar als die eigentliche Urheimat der phrygischen Kunst bezeichnet wird. Abgesehen von den überaus zahlreichen pelasgischen Gemmen haben sich bisher an ältesten Kunstproducten, die zu mykenischen Funden in schlagender Analogie ständen, nur Thongefäße gefunden. Dabei ist jedoch zu beachten, daß hier niemals, wie auf Rhodos, systematische Ausgrabungen vorgenommen worden sind.

Dennoch stehe ich keinen Augenblick an, das voll- und städtereiche Kreta für den Ausgangspunkt der gesammten mykenischen Kultur zu erklären, soweit uns dieselbe aus den Schliemannschen Gräbern entgegentritt. Die Gravirungen auf massivem Golde sowie die Steinreliefs bevorzugen allgemeine

Scenen von Jagd und Kampf; auf eilendem Gefpann erjagt ein Bogenschütze den Hirsch: Kreta blieb bis in die historische Zeit hinein das Eldorado der Jäger, der Bogen ihre berühmteste Waffe. Eine dort gefundene immer noch sehr alterthümliche gravirte Bronzeplatte stellt einen kretischen Bogenschützen dar, der seinem Diener soeben die erlegte Antilope aufgeladen hat. Kreta ist ein Hauptsitz, ja für Griechenland der Ausgangspunkt des Aheacultus; hier wurde die „idäische Göttin“ dem pelasgischen Zeus als Mutter zugewiesen. Der merkwürdigste und größte unter den mykenischen Goldringen erhält unter diesem Gesichtspunkt meines Erachtens seine endgültige Deutung. Die sitzende Frau ist niemand anders als Ahea selbst am Fuße ihrer heiligen Fichte; die Doppelaxt das Symbol des Zeus; darüber Sonne und Halbmond; vor der großen Erd- und Naturgöttin wahrscheinlich ihre Nymphen, (einige sind nur wegen Raummangels klein gebildet); im rechten Felde das Bild eines ihrer bewaffneten Diener, der Kureten, welche mit Schild und Lanze heilige Tänze aufführten und die Jugend des Zeuskinde schützten. Selbst die raumfüllenden Löwenmasken sind nicht bedeutungslos; der Löwe war und blieb ein ständiger Begleiter im Gefolge der Göttermutter.



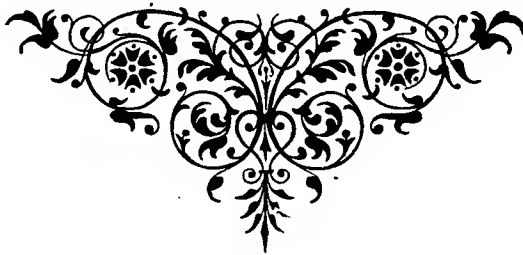
Und jetzt erinnern wir uns, wie deutlich im Grunde die Nachrichten der Alten lauten, welche Kreta übereinstimmend nicht nur als die Wiege der folgenreichsten religiösen Bewegungen, sondern auch der griechischen Kunst bezeichnen. Kreta ist die Heimath des ersten, noch mythisch-unpersönlichen, griechischen Kunstlers, des Dädalos und des Geschlechtes der Dädaliden. Und fragen wir nach ihren Werken, so lautet die bestimmte Antwort: sie schnitzten in Holz, sie trieben das Metall, oder verbanden beides nebst dem Elfenbein zu kunstvoller gravirter Einlegearbeit. Vom Schild Homers bis zur Lade des Kypselos und den dädalischen Weihgeschenken in Olympia blieb diese Technik die herrschende, ja die Goldelfenbeinbilder des Phidias, Zeus und Athene, sind der gleichen Richtung entsprungen. Und die Anfänge dieser Kunst

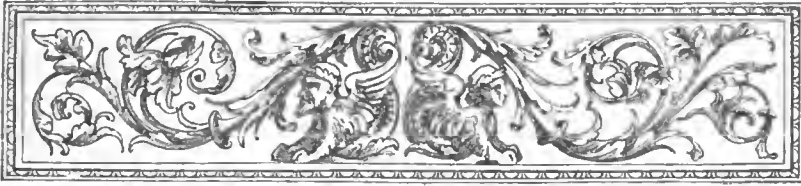
wir finden sie bereits in Mykene vor. Zu den innig verbundenen Erzeugnissen des Schutzens, Gravirens und Treibens gesellen sich auch bereits einige Proben jener Intarsiamanier, deren hervorragendste an künstlerischem Werthe der Composition jedenfalls den Preis über sämtliche mykenischen Funde davonträgt: erst geraume Zeit nach der Publication des Schliemann'schen Werkes fand sich nämlich unter dem Roste einer Dolch Klinge die figurenreiche Darstellung einer Löwenjagd, welche mit Goldplättchen in die Bronze eingelegt war. Das Gewirre des Kampfes, Angriff und Flucht der Löwen sind mit unübertrefflicher Lebendigkeit geschildert und mit hervorragendem Geschick in den schmalen dreieckigen Raum hineinversetzt. Das Gold selbst ist in verschiedenen Tönen gehalten, ganz wie Homer es an mehreren Stellen seiner Schildbeschreibung hervorhebt. Es giebt überhaupt kein Monument, welches geeigneter wäre, die Technik des achilleischen Schildes zu veranschaulichen. Nicht bloß „den Reigentanz, welchen Dädalos in Kreta der schönlockigen Ariadne machte“, ahmte Hephästos auf seinem Wunderwerke nach, auch alle übrigen Scenen hatten mehr oder minder längst ihr reales Vorbild in der dädalischen Kunst.

Es liegt nicht in unserer Aufgabe, hier weiter zu verfolgen, wie dädalische Technik und ein bestimmter Kreis von bildlichen Vorstellungen an verschiedenen Punkten Griechenlands, namentlich des Peloponnes, in Sparta, Argos, Korinth und Siphon sowie in Italien Wurzeln schlägt, und wie wir heute nicht bloß in der Tradition, sondern auch bereits in wirklichen Kunstproducten die monumentalen Belege dafür herbeischaffen können. Uns genügt es, die Quellen dieser Entwicklung in den Ursprüngen des griechischen Volksthums überhaupt gefunden zu haben. Erst Schliemanns Ausgrabungen auf Mykene ermöglichen uns diese Perspektive; sie verließen den Muth, den Blick aufwärts in Zeiten zu richten, welche der homerischen Dichtung um Jahrhunderte vorausgehen. Auch seitdem hat der unermüdlige Forscher nicht geruht. Er hat Orchomenos untersucht und sich von neuem nach Troja gewandt. Er wird auch in Zukunft nicht feiern. Diese seltene Vereinigung von Thatkraft, Begeisterung und unerschöpflichen Hilfsmitteln, wie sie Schliemann besitzt, ermuntert uns heute zu dem dringenden Wunsche, es möge ihm gefallen, die Geheimnisse des noch unberührten Bodens von Kreta zu ergründen. Der glückliche Entdecker der ältesten Culturepochen Griechenlands findet gegenwärtig keinen aussichtsreicheren Wirkungskreis. Doch wie? Weist die mykenische Localtradition nicht mit großer Bestimmtheit nach Lykien hinüber; werden nicht die Monumente der heroischen Blüthezeit, die gewaltigen Mauern, das Löwenthor, mit dem sich die Königsgräber gleichstellen, Werke der lykischen Cyclopen genannt?

Ich bin heute weiter entfernt, denn je, den historischen Werth volksthümlicher Ueberlieferung zu unterschätzen, und glaube deshalb zuversichtlich, daß lykische Einflüsse auf Mykene gewirkt haben müssen. Und, irre ich nicht, so läßt sich der Charakter derselben auch noch bestimmter erfassen. Denn worin

besteht der wesentliche Fortschritt, welchen die Fassade des Löwenthores und der Kuppelgräber im Gegensatz zu den Reliefs und dem Inhalt der Burggräber aufweisen? Das neu hinzutretende Element ist von einschneidender Bedeutung; wir können es bezeichnen als das Princip des Architectonischen, der stilvollen Gliederung und Unterordnung decorirter Flächen nach den Regeln eines symmetrischen Aufbaus. Profile, Pilaster und Halbsäulen unterbrechen die Einförmigkeit des Ornamentes und grenzen dasselbe in bestimmter Weise ab, während z. B. auf den Kalksteinreliefs über den Burggräbern Figürliches und bloße Linearverzierung unvermittelt und regellos neben einander steht. In Syrien muß sich das architectonische Princip im Holzbaustil besonders entwickelt haben, um dann von der Steinconstruction übernommen zu werden, wie die zahlreichen aus dem Felsen gehauenen Fassaden von Grabdenkmälern lehren. Auch diese Anregungen gingen nicht verloren und wirkten selbst auf die Kleinkunst zurück. Aber während die dorische Wanderung, welche den Niedergang des heroischen Zeitalters bezeichnet, schlichtere Zustände herbeiführte und es längerer Zeit bedurfte, ehe der Baukunst in reichen Handelsstädten und Colonien wieder hohe Aufgaben gestellt wurden, blieb die dädalische Kunst auf Kreta unter den bescheidenen Formen handwerklicher Tradition lebendig und befruchtete immer neue Entwicklungskeime. Wenn unsere modernen Lehrbücher eine griechische Kunst kaum vor dem siebenten Jahrhundert v. Chr. beginnen lassen, so ist dies nicht der Ort, mit ihnen darüber zu rechten.





Carnaval.

Eine psychologische Studie.

Von

M. Tazarus.

— Berlin. —

Sein Laboratorium trägt der Psycholog immer mit sich herum; sein Kopf — und sein Herz nicht minder — ist die Arbeitsstätte der Erkenntniß alles dessen, was den Geist und das Gemüth in Bewegung setzt, dessen, was sie schaffen und erfinden, genießen und beklagen. Das Laboratorium hat er überall gegenwärtig, die Gegenstände aber, die er erforschen, die Stoffe, die er analysiren will, kann er nicht wie der Chemiker nach Belieben herbeischaffen. Er muß die Gunst der Stunde, des Augenblicks benutzen, um, was sie ihm an inneren Vorgängen bieten, festzuhalten, der Prüfung und Forschung zu unterwerfen. Bald ist es das stille Kämmerlein seines eigenen Nachdenkens, bald ein Werk der Literatur, eine Schule, ein Theater, die Kinderstube, ein Jahrmarkt; bald ist auch eine ganze Stadt mit ihrem Leben und Treiben, insofern es spezifische Ereignisse, eine eigene Signatur darbietet, sein Beobachtungsfeld. Er beobachtet die Vorgänge, das heißt: die Mitspieler, die Zuschauer; und sich selbst muß er beobachten, um den Schlüssel zu finden, der das Räthsel löst, welches von allem Anderen ihm aufgegeben wird.

So habe ich denn auch die Gelegenheit wahrgenommen, mir hier in Nizza den Carnaval anzusehen, um in das Geheimniß seines Reizes, seiner Anziehung, seiner Lust und seiner Lustigkeit einzudringen. Der Psycholog will wissen und will lehren, was sich hinter der Maske des Scheins und was hinter dem Schein der Maske verbirgt; er muß das eigentliche, das innere Sein des Scheins erkennen.

Prinz Carnaval — wie er bei uns — oder Seine Majestät Carnaval wie er hier heißt — ob er diese satirische Ringerhöhung erst dem Sturze des

Königs- oder gar des Kaiserthums verdankt, oder schon lange besitzt, habe ich nicht erfahren können — der Prinz als Bild müßigen und lustigen Behagens ist jedenfalls viel unschuldiger — — Carnival also übt hier eine beträchtliche Anziehungskraft aus. Nicht nur schier die ganze Stadt ist auf den Weinen, ihn zu dienen oder zu folgen, sondern auch die Dorfbewohner aus den Alpen und die Kurgäste der Riviera strömen zu Lande und zu Wasser herbei, und der lange Schienenstrang von Genua im Osten und Marseille im Westen, bis hinauf nach Avignon und Lyon, bringt von jeder kleinen und großen Station schaulustige Reisende; mehr als zwei Tagereisen sind's, die der Extrazug zurücklegt, um die Gäste aus Paris zum Carnival zu führen. Sollte es denn nun also nicht gar sehr der Mühe werth sein, sich die Frage vorzulegen: was ist's denn nun eigentlich, was die zahllosen Menschen suchen und finden? was ist es, was eine so große Menge in weite und starke, in heftige und hastige Bewegung versetzt? Daß alle diese Heimischen und Fremden, die Anfässigen und die Reisenden, die Mitspieler und die Zuschauer ihre Rechnung dabei finden, wird durch die alljährliche Wiederkehr des Carnivals wohl unzweifelhaft bewiesen. Aber ich meine, wir sollten diese Rechnung kennen lernen, wir sollten sie prüfen; wir wollen die Factoren der Lust und die Combinationen des Reizes erfahren, deren Facit eine so mächtige Anziehung übt, — während es doch zugleich und eben so unzweifelhaft, mit den nüchternen Augen des Aschermittwochs betrachtet, gleich Null ist.

Zunächst indem der Carnival einzieht, brüct er die Absicht aus, eine Reihe von Tagen an die Stelle der herrschenden Vorstellungen, welche sonst das Leben regieren, andere zu setzen; in die Thore der Stadt zieht die Thorheit ein; Arbeit und Ernst, Last und Strenge, Sorge und Würde des Lebens sollen zurücktreten; der telegraphische Draht, welcher unsere Seele mit dem System des Weltlaufs und der sittlichen Zwecke verbindet, wird ausgehängt und sie wird isolirt, auf sich selbst und ihr Belieben gestellt. Wohl soll es eine Weltordnung geben, aber eine neue, eine andere, eine verkehrte im Vergleich zur alltäglichen; wohl sollen Zwecke und mit geeigneten Mitteln erreicht werden, aber sie sind alle nur auf Narretheidung gerichtet; man will sich und Jeden erheitern, belustigen, ergötzen; Spaß machen und Spaß haben; wohl wird es an Anstrengungen und an recht derben nicht fehlen, aber es werden als echte Signatur der verkehrten Welt, Anstrengungen der Lust, des Vergnügens, der Tollheit sein. Die Ausspannung des Gemüthes also, das Abwerfen der moralischen und socialen Zügel, ist die erste (negative) Bedingung; die Lust der Freiheit ist eine selten empfundene und darum tiefe Lust. Auf jedem Gesicht, so weit es sich zeigt, kann man den Frohsinn, ja den Stolz der Freiheit lesen. Leiden fesselt und die Pflicht bindet, ungebunden aber ist die Lust und die Lustigkeit.

Sodann ist die Absicht der Lust, von Vielen zugleich und gegenseitig von und für einander gehegt, eine zuverlässige Quelle derselben.

Dazu tritt nun der Reiz der Erwartung, der Neugier, was wird

es geben? Die Spannung auf den Spaß. Man weiß von den wochenlangen Vorbereitungen und erwartet nun den Erfolg; zuversichtlich ist Eins, daß man sich amüsiren wird.

Demn dazu sind ja Alle da. Je sicherer man sich fühlt, daß man Lust bereiten werde, desto sicherer ist man auch, Lust zu empfangen; Lustig machen und Lustig sein sind zwei Enden der Schaukel, die einander in immer wachsende Schwingung versetzen.

Was aber ist's nun, wovon man Lust erwartet und womit man Lust bereitet? Die Maskerade. Alles ist verkleidet, verändert, in Form und Farbe, Gesicht und Gewand, in Erscheinung und Benehmen.

Überall bietet sich dem Auge ein Schaugepränge dar; unerschöpflich, mannigfaltig, sind die bunten und die grellen Farben; die Kleider nicht bloß, sondern die Figuren selbst weichen weit von der üblichen und der natürlichen Erscheinung ab. Wie der Reiter hat auch das Roß, wie das Pferd auch der Wagen sich mit hellen und grellen Farben bedeckt. Selbst das graue Eisen ist von Glanz und Schimmer umhüllt und eine Augenweide. Auch die Straßen selbst haben Gestalt und Farbe gewechselt; die Logen und die Balcons und die Tribünen, von denen man sehen will, dürfen sich sehen lassen, activ und passiv dienen sie der Schaulust.

Die zuströmende Masse ist ein summender Bienenschwarm; jede fliegt, um ihre Süßigkeit mit Augen und Ohren einzusaugen. Die Augen wollen sich einmal sättigen; sie finden eine reich besetzte Tafel, wie die des verwunschenen Prinzen; nur daß hier das Object, die wirklich gegebene Welt verwunschener, phantastisch verwandelt erscheint, wie eine Traumgestalt, inder der Zuschauer der wachende ist. Es ist eben eine andere, die Sinne viel mehr kitzelnde und aufregende Welt, die uns umgibt. An die Stelle des alltäglichen, ruhigen, gewohnten, gleichmäßig wiederkehrenden Bildes ist ein anderes, erfundenes und erfinderisch buntes und auffallendes getreten. Auch für das Ohr ist die Umgebung verwandelt. Wo eine Farbe hell aufblüht, da klingen auch Schellen und Glöckchen. Von den Kanonenschlägen erdröhnt die Luft, von dem Prasseln und Knattern des Feuerwerks, vom Geschrei und Gefang erbebt sie nur, von Musik wenn auch nicht in sanften doch in edlen Formen bewegt.

Dem Alltäglichen einmal zu entfliehen, ist jedem gesund organisirten Menschen natürlich; deshalb gehen wir Abends ins Theater — dies ist die Quelle aller Romantik; dort wie hier ist es eine neue, eine andere Ordnung der Dinge, die wir suchen. Eine ganze Bevölkerung, die für die Erhebung zu dauernden idealen Schöpfungen nicht reif ist, greift nach der bunten, farbenreichen Verwandsung, um sich daran zu ergötzen. Der Mensch will vom Boden sich im Luftballon erheben, vom Festland ins Wasser steigen und sich darin bewegen. Er sucht eben das Andere, das nach Plato das Andere des Anderen ist. Und daß das Vergnügen an dieser Veränderung im Carnaval zugleich activ und passiv ist, daß jeder schaut und jeder zeigt, jeder leuchtet

und beleuchtet wird, jeder Genuß empfängt und Genuß bereitet, das erhöht den Reiz. Die allgemeine Productivität, da jeder sein reiches oder bescheidenes Stück zu dem bewegten Bilde und dem farbigen und tönenden Gemüth der Umgebung beiträgt, die allgemeine Gegenseitigkeit, da jeder Zuschauer als solcher eine Rolle spielt und jeder Mitspieler zuschaut, gehört durchaus zur Signatur dieser — anderen Welt.

Noch ein anderes kommt hinzu, den Weg in diese zu weisen. Wenn das alltäglich wiederkehrende Gleichmaß des Lebens nicht genügt, wenn es schaal und fade erscheint — (weil es dasselbe oft genug ist!) — oder wenn es zur Kritik Anlaß gibt, die nach einer ungebundenen Form trachtet, dann hebt die verkörperte saturnalische Neigung ihr groteskstes Haupt und nicht den flüchtigen Trost des Spottes. Die Fülle und der Reichthum des gleißenden, schimmernden, leuchtenden und klingenden Bildes wird auf beiden Seiten begleitet von Kunst und Komik.

Zweierlei aber muß ich, um die ganz spezifische Eigenart dieser künstlerischen Komik nicht zu verfehlen, zu ihrer Charakteristik voranstellen. Zunächst, daß sie als Masse erscheint. Muß ich auch darauf verzichten, hier tief in die Untersuchung des vielleicht schwierigsten Capitels der Aesthetik hinabzusteigen, so darf ich doch den Unterschied andeuten, den es für die Wirkung auf das Gemüth macht, ob irgendwo eine vereinzelte komische Erscheinung auftritt, oder eine große Masse solcher Erscheinungen unserer Wahrnehmung begegnet. Aber noch wichtiger als diese quantitative positive Bestimmung ist die zweite, die damit zusammenhängt und doch wesentlich eine andere ist, nämlich diese: nicht eine komische Erscheinung, ein komisches Bild, Gestalt, Bewegung, sondern eine — komische Welt ist der Carnaval; daß Alles, was uns begegnet, komisch ist, daß die wirkliche ernste Welt mit ihren Formen, Gesetzen, Ordnungen verschwunden, eine andere an ihre Stelle getreten ist, das macht natürlich eine ganz andere Wirkung auf unser Gemüth, als wenn uns mitten im Ernst des Lebens oder der Kunst ein einzelnes abweichendes Gebilde entgegentritt. Auch die Aufhebung jedes Zwanges, der festen Ordnung, die Umkehrung derselben, — unter Einsetzung der natürlichsten Neigungen in ihre vollen Rechte — scheint mehr eine Folge als eine Ursache dieser gänzlich veränderten Formwelt. Denn auch in einem Lustspiel, in komischen Romanen oder Bildern sind doch immer nur einzelne Gestalten komisch verändert, hier aber ist die Welt verwandelt. Wie die große, langgebehte Straße in einem anderen, bengalisch gefärbten Licht magisch verwandelt erscheint, erglänzt auch durch die Augen in den Seelen Aller das Licht einer feenhaft gefärbten Lebensluft. Das also, meine ich, ist es, was die spezifische und überwältigende sympathische Lust und Belustigung des Carnavals erzeugt, und sie von dem ästhetischen Genuß der künstlerischen Komik völlig unterscheidet: daß die ganze ernste Welt mit ihren Formen und Gesetzen, mit ihrem Wollen und Sollen in den Hintergrund der Seele zurückgetreten ist, und nur um ihn durch den

Contrast zu beleben je und je in den Vordergrund hindurchleuchtet. In diesem Vordergrund aber bewegt sich die ganze andere Welt geistig mit einer neuen, zwanglosen Gemeinschaft der nur als Schein und Larve agirenden Personen, an denen nur das Eine reel und mit der sonstigen wirklichen Welt gemeinsam ist, daß im Innersten hinter der Maske das Herz vor Lebensfreude hüpfet, daß es den Andern, den Ungekannten, wie Unsichtbaren in Freude entgegen schlägt; eine neue und eigene Lust der Gemeinschaft gründet sich auf die Gemeinschaft der Lust, also auch eine neue innere Welt ist erzeugt, weil die verdeckten und verhüllten Bande des Gemüths durch ein einziges aber durchaus allgemeines Band ersetzt werden.

Netzt also, nachdem sein berechtigter Antheil dem Gemüth gesichert ist, dürfen wir uns der äußeren Erscheinung zuwenden, welche zur Quelle der inneren Lust wird. Die erfindsame und ergötzliche Freiheit der Phantasie, welche nur auf den Contrast gegen die naturgesetzliche Wirklichkeit wie gegen die ästhetische Idealisierung derselben gerichtet ist, schafft das Drollige und das Burleske. Je reicher diese Phantasie ist, je ursprünglicher und weiter von allem Alltäglichen die Formen oder die Combinationen, die sie schafft, desto höher ist unsere Lust und desto heller unser Lachen darüber. Einen ganz in weißen Pelz genähten Menschen, der ein riesiges Schwein mit riesigem Rüssel darstellt, aber mit den Flügeln des Genius am Rücken geziert ist, muß man freilich sehen, um den komischen Contrast mit einem einzigen Blick zu fassen. An der Veränderung der natürlichen und gesunden menschlichen Gestalt erlahmt auch die beweglichste Phantasie sehr bald; das Uebermaß und das Untermaß der ganzen Gestalt ist bald erschöpft. Dann kommt das Gebrechen und das Gebrechen an die Reihe: Auswüchse und Ausschreitung an jedem Gliede und des „goldenen Schnitts“ kühne Verletzung; Buckel und Säbelbeine, Kürbis Kopf und Gurkennase, Riefenzahn und Zahnlos oder auch beides oder auch Alles zusammen gehört von jeher zum Narrenthum; das cyklopische Cinauge hat einen mythischen Ursprung. Aber schwer wird dabei nicht bloß das unsäglich Häßliche, sondern auch das Garstige und Widerliche vermieden, das die Grenze der Komik überschreitet, weil es mehr abstößt als anzieht. Nur das in lustigen und rüstigem Tanz sich trollende Gebrechen erregt ein getröstetes Lachen, und eine Palme gebührt dem Janusmenschen, an welchem nicht bloß der Kopf, sondern alle Glieder gedoppelt sind, und der als sein eigener Antipode schreitet, zwei Beine hoch über alle Häupter baumeln läßt, indeß der zweite Kopf auf eine unaussprechliche Stelle des Rückens sich stützt. So kehrt denn auch immer die Thiergestalt wieder, in welcher jedoch die menschliche eben so verschwindet, wie in der wandelnden Rose oder Palette, Tonne oder Flasche.

Die Komik der Trachten aber, männlicher und weiblicher, ist unerschöpflich ergötzlich; sie bietet den weitesten Spielraum und darum den beliebtesten Tummelplatz der Satire. Zwar auch die ernst gemeinte Mode erzeugt in den rollenden Jahren des Burlesken genug; bei einer eleganten Dame, im

eleganten Wagen, habe ich neulich am eleganten Gut anstatt des beliebten Bogels eine — Maus gesehen; aber was im Leben, in der eifervollen Sucht zu gefallen als unfreiwillige Komik unserer Spott herausfordert, das kann uns als absichtliche Komik erfreuen. Unser Friedrich Wischer hat vor Jahren seine scharfe Geißel über die Ausgeburten einer weniger dem Gefallen als dem Auffallen nachjagenden Mode geschwungen und er hat sich mit vollem Recht nicht gescheut, den wundesten Fleck zu berühren, daß zu der Verletzung des Zwecks und des Geschmacks in der Kleidung auch die Verletzung des sittlichen Anstands sich gesellt. Den Nizzarden aber muß ich nachrühmen, daß sie nicht bloß in ihrem Betragen selbst mitten im tollsten Jubel und Trubel des Carnavals, sondern auch in den phantastisch ausgelassensten Verkleidungen den sittlichen Anstand überall mit erstaunlichem Takt bewahrt haben. Vielleicht weil die „guten Sitten“ hier das ganze Jahr nicht allzustreng sind, bedürfen sie der Ausspannung in der Faschingswoche nicht. Jedenfalls haben sich Gestalt und Benehmen der Masken neben der Heiterkeit gemessener und strenger ausgenommen als die offenen Wisire, die sich hier oft auf den Straßen bewegen.

Zur Kunst der Erfindung und zum Reize der Komik gesellt sich die Spottlustigkeit der Satire. Auf dem Contrast gegen das Vernünftige, gegen das Gewohnte und Natürliche, gegen das Gesetz und den Zweck der Erscheinung beruht das Komische; aber in der Wahl des Gegenstandes oder in der Form der Darstellung des Contrastes machen sich Beziehungen auf historisch Gegebenes geltend, welche mangelhafte oder verkehrte Einrichtungen, Personen, Ereignisse geißeln sollen. Je nach den historischen Zuständen, aber auch je nach dem Freiheitstrieb und dem kritischen Scharfsm der Bevölkerung wird der Carnival den „Fliegenden Blättern“ gleichen oder dem „Klabberadatsch“, wird er harmlos oder heißend auftreten. Die Satire der Nizzarden ist selten und leicht. Während in früheren Zeiten und anderen Ländern in den Darstellungen von Himmel und Hölle, Engel und Teufel ein wilder und tiefer Humor seinen Ausdruck sucht, geräth ein Berichterstatter des diesmaligen Carnavals in leichte Verwunderung über den Tod, der mit Spitze und Stundenglas auf dem Esel daherritt, und meint: „Voilà qui n'est pas drôle.“ Diese Figur ist freilich eine offenbare Reminiscenz; aber wie Vieles, was man heute auf diesem oder irgend einem Carnival sieht, ist nicht minder unbedachte Reminiscenz. Den zeitgenössischen Beziehungen wird die Befruchtung der Phantasie und die Bereicherung der Formen verdankt. Sonst aber beruht auch dieser Reichthum wesentlich auf Erbschaft. Auch Anlaß und Anfang eines solchen Festes ist ohne historische Tradition kaum denkbar. Wollte man, da das Wenigste neu und ganz aus der heute schaffenden Phantasie entspringt, von jeder Form, die erscheint, den Ursprung und den zeitlichen Wandel aufsuchen, man würde in das Dickicht der weitwichtigsten und kaum zu durchdringenden historischen Forschungen gerathen. Ich will deshalb den Weg der Geschichte nicht betreten, der schon für den bloßen Umzug des

Carnavals überhaupt über die reichen Processionen geistlicher und weltlicher Art und die *via triumphalis* zu den mythischen Umzügen der Götter zurückführt. Ich begnüge mich vielmehr darauf hinzuweisen, daß bunt wie die Jacke des Harlekin und das Kleid des Carnaval auch alle die aus verschiedensten Zeiten und Völkern stammenden, häufig und mächtig gewandelten Formen und ihre Motive sind; und wie jene sind sie nach altem Schnitt und doch immer ein Neues, worauf man neugierig ist, weil es an Zusätzen, Minderungen und Aenderungen niemals fehlt, in denen Sinn und Geschmack der Zeit sich ausdrückt und ihren Ring in die Kette der Geschichte fügt. Alte, uralte Sitten, Gewohnheiten, Gestalten und Formen, historische Ereignisse und mythische Vorgänge, die im Ernst des Lebens längst der Vergessenheit anheimgefallen sind, feiern ihre traumhafte Unsterblichkeit in einer Gestalt oder auch nur in einem einzelnen Emblem des komischen Aufzuges. Längst weiß man, daß Harlekin oder Hennekin in nicht immer gerader, aber zusammenhängender Linie von Wuotan und seiner wilden Jagd abstammt. Gar viele jüngere Einholungen, Rundfahrten eines Fürsten oder fürstlichen Paares haben ihre Uebersetzung ins Carnavalsistische gefunden; jene waren glänzend und erfinderisch in den Formen und Farben, diese sind glänzend und erfinderisch in der Komik; alles Großartige und alle Grandezza findet ein Gegenbild im Grotesken. Was dort aber in Thaten seinen Grund oder sein Ziel hatte, das erscheint hier als bloßes Bild, das als bloße Erscheinung ergötzen will oder ergötzt. Ohne Zweck und ohne Zwang hebt es nur die formenreiche Oberfläche von der in ihren Tiefen wirkungs- und würdevollen Welt ab, in welcher alles ernste, strenge, kämpfende und heilige Leben sich bewegt. Und diese Oberfläche der bloßen Form wird noch verziert und verzerrt von der reinen Willkür, die keinen andern Grund hat und anerkennt, als den der Heiterkeit. Darum hat diese Welt des Komischen ihre eigene und freie, der ernsten und wirklichen nur in Momenten parallel laufende Geschichte.

Zeugniß eines solchen — zuweilen sogar wie alles Menschliche zu seinem Anfang zurückkehrenden — Wandels ist auch der Gebrauch des Confettiverfens. Wie die in Zucker gehärteten Früchte, so ist auch die Bedeutung ihres Werfens längst verschwunden. Die Früchte, die geworfen wurden, waren Symbole; die heutigen Mehl- oder Gipskügelchen sind selbst nur Symbole von Früchten und ihr Wurf hat deshalb wesentlich neue Bedeutung, auch dann, wenn wie in diesem Jahre hier neben Confetti und Blumen „parfümirte Früchte“ als „*Grande nouveauté!*“ eingeführt werden. Daß das Werfen mit genießbaren Dingen eine Segensgrußformel war, ist unzweifelhaft. In meiner Kindheit wurde auch die Braut, nachdem sie mit dem Schleier bedeckt war, mit Rosinen und Mandeln bestreut; auch über das neugeborene Kind, das um Namen und Weihe zu empfangen, ins Gotteshaus gebracht ward, wurden beim Eintritt Früchte, Weizenkörner, auch wohl Münzen gestreut, welche die Kinder und Bettler dann aufgelesen haben. Noch heute habe ich deshalb das glückliche

Gefühl der verkannten Tugend: ich mochte 7, höchstens 8 Jahre alt gewesen sein, als ich öfter mit auslas; einmal sagte mir ein älterer Verwandter: „Das schickt sich für Dich nicht, mein Junge.“ Das schien mir recht dumm von ihm; denn immer schon hatte ich nur für einen alten Blinden ausgelesen. Jetzt ist aus dem Bewußtsein der Confetti-Kämpfer wohl jede Spur einer Segensformel verschwunden, von der auch Goethe keine Erinnerung hat. Was ist nun also heute, müssen wir uns fragen, der Sinn und der Reiz dieses Werfens mit Confetti oder Blumen; denn wer je die Lust und den Eifer gesehen hat, mit dem es geschieht, wird überzeugt sein, daß sie nicht lediglich dem historischen Nachglanz einer unbewußten Reminiscenz entstammen können. Was also ist's? Zunächst Neckerei, Schabernack; dazwischen Schleuderkunst; das Zielen und das Treffen, aber auch das Nichttreffen ist lustig; die Geschicklichkeit macht Spaß dem Einen, die Ungeschicklichkeit nicht minder dem Andern, aber auch beides, bei guter Stimmung, beiden. Nicht selten mischt sich Huldigung der Schönheit ein, sei es der Maske, sei es der Maskirten, oder der Zuschauerin. Die Huldigung darzubringen, ist ein großes Vergnügen, sie zu empfangen ein größeres. Wo Menschen sich regen, schießen die Motive ihres Thuns vielgestaltig im Gemüth auf und verschlingen sich mit einander. Der Kern liegt aber auch hier im Einfachsten: zwischen den wandernden, zu Pferd und zu Esel, zu Wagen und zu Fuß wandernden Masken untereinander und zwischen ihnen und den sesshaften oder ebenfalls wandernden Zuschauern findet mit dem Wurf ein Gruß, ein Ausruf, eine Beziehung statt; man hat Etwas miteinander zu schaffen, man ist für einander da, und nicht bloß mit den Augen; und Jeder ist für Jeden da und hat die volle, unbedingte Freiheit, den gutgemeinten Scherz anzubieten, den er eben so anzunehmen bereit ist. Der Reiz dieses Grusses ist hier für die Bekannten, daß sie sich kennen, und für die Unbekannten — daß sie sich nicht kennen; und das Zweifeln, das Rathen, auch das Errathen und das Verfehlen, Zucker oder Salz, Honig oder Ingwer, alles ist eben Würze — der Heiterkeit. Schließlich gilt auch hier, was man von dem ganzen Carnival sagen muß: was an der Feinheit der Erfindung und an der Beweglichkeit der Komik fehlt, das wird durch den Reiz der eigenen Activität ersetzt, welcher den auch des vollkommensten, aber lediglich passiven Schauspiels übertrifft.

Die Frage, welche dem Psychologen gestellt war, ist beantwortet; ich hoffe, mit der vollen Unparteilichkeit, welche der Wissenschaft geziemt. Ohne Lob und ohne Tadel haben wir die Quellen der Lust zu entdecken gesucht, welche so viele Menschen in so lebhafte und dauernde Bewegung versetzt. Jetzt aber wird es erlaubt sein, dieselbe auch mit einem flüchtigen Blick aus dem Ganzen, aus dem Zusammenhang des menschlichen Lebens zu betrachten. Nicht bloß um eine Festwoche handelt es sich, welche die Zuschauer erleben, sondern um viele Wochen, ja Monde, welche durch die Vorarbeit, die Vorberathung und die Vorbereitung erfüllt waren; da wird man nicht eben heiter gestimmt durch die Frage: ob es wohl leicht sein würde, so viele

Menschen für einen anderen, für einen ernsten und edlen Zweck zu einer so rührigen und rüstigen, erfindsamen und gemeinsamen Thätigkeit in freiwilligem Dienst zu vereinigen? — Für die besten Leistungen, für die Schauwagen, die Reitergenossenschaften zu Pferd und zu Esel, für einzelne Masken, auch für Bierwagen der Zuschauer, wie für den Schmuck der Balcons und der Logen sind Preise ausgesetzt; das macht die Sache nicht besser, aber auch nicht schlechter. Zumal auf hiesigem, auf französischem Boden; denn hier erwartel und hier gewinnt jede Leistung, jeder Vorzug und jede Tugend einen „Preis“, von der kleinen Medaille des besten Sextaners bis zum Begräbniß auf Staatskosten. Hier auch sagt man charakteristisch zur Charakteristik eines Menschen: er ist ein prix de Rome.“ Beim diesjährigen Carnaval wurden vertheilt: zwei Preise zu 5000 Franken; drei zu 4000 Fr., einer zu 3000, einer zu 2500, zwei zu 1500 Fr., einer zu je 1000, zu 800, zu 600; zwei zu 500 Fr. und viele zu kleineren Summen. Vergleicht man die Ziffern mit denen, welche unser Georg Ebers in seiner als Manuscript gedruckten köstlichen Beschreibung von Nizza und dem Carnaval anführt, so findet man eine Steigerung, welche dem üppigen Wachsthum dieses gesegneten Bodens entspricht. Aber es liegt wiederum etwas Beklemmendes und Beschämendes in der Frage: welche Preise diese ehrsame Stadt und ihre elegante Fremdencolonie etwa für nützliche Erfindungen, für Schöpfungen wirklicher Kunst, für Leistungen in der Wissenschaft aussetzen hat? Die Preise erinnern daran, daß zum Carnaval auch ein Tag mit Wettrennen gehört, zu Fuß und zu Pferd, zu Velociped und zu Wagen; die Rennpreise sind in den oben aufgezählten nicht mit enthalten.

Wenn ich an die Wettrennen denke, dann kann ich den Wunsch nicht unterdrücken, daß ein Statistiker einmal alle die Preise zusammenrechnen sollte, welche in Europa in einem Jahre — von den Wetten, die dabei stattfinden abgesehen — ausgesetzt und vertheilt werden für das schnellere Laufen von Pferden; und damit sollte man die Preise vergleichen, die für die Verbesserung der Industrie, der Künste, der Wissenschaften, der Erziehung ausgesetzt sind. Ich glaube, daß die Rennpreise eines einzigen Tages die Preise aller Akademien und Theater eines ganzen Jahres erreichen; schöne und schnelllaufende Pferde sind gewiß eine hübsche Sache, aber für das Geld, welches an einem Renntage ausgezahlt wird, könnte man alle Dichter, Schriftsteller, forschende, tastende und suchende Erfinder der Sorgen entledigen, die oft so schwer auf ihnen lasten und die freie Bewegung des Geistes hemmen.

Man sollte „dem Jahrhundert und Körper der Zeit“ einmal diesen Spiegel vorhalten; vielleicht würden unsere besitzenden Klassen, die dem Sport ergeben sind, auch ohne Erinnerung an die olympischen Spiele der Griechen darin erkennen, unsere Welt sei geistig so verkehrt und verkommen, daß wir mißgebildete Verlehrtheit der Corporationen nicht auf dem Carnaval zu suchen brauchen.

Fügen wir aber auch das Licht zu den Schatten, welche ja nicht die Schuld der Nizzarden sind, denen wir ihre Belustigung um so lieber gönnen,

als sie mit derselben auch eine Einrichtung verbunden haben, deren wir hier zum Schluß mit Vergnügen gedenken. Auf dem Square Massena, in jenem hängenden Garten, der sich auf einer über das Bett des Pailon gespannten Brücke blühend erhebt, findet an einem Tage der Festwoche eine grande Kermesse statt, auf welcher zum Besten der Armen eine Art von Jahrmarkt abgehalten wird. Künftige Zeiten werden unser Jahrhundert, was sie auch sonst darüber zu denken Ursache finden mögen, besonders wegen seiner zweiten Hälfte, als das Jahrhundert der Organisation der Wohlthätigkeit bezeichnen. Auch ohne jede Mummerei ist hier der Charakter des Carnavals vollkommen gewahrt, indem die schönsten und die vornehmsten Damen der Stadt und der Fremden, als Blumenmädchen, als Verkäuferinnen von kleinen und feinen heiteren und nährischen Dingen, auch als Wirthinnen und Kellnerinnen, von den Herren aber die reichsten und nobelsten als Krämer und Kellner ein reizend freies, ungebundenes Wesen treiben. Das lockende Lächeln der Schönheit, die lebenswürdigste Aufdringlichkeit des gewerblustigen Reichthums und Adels steigen zwanzig Stufen von der Höhe ihrer Vornehmheit auf den ebenen Boden des Carnavals herab, weil sie wohl fühlen, daß der sittliche Adel des wohlthätigen Zwecks sie nicht bloß über die tolle Lust des Carnavals, sondern auch über manche Leerheit und Nichtigkeit des sonstigen Tages innerlich um dreißig Stufen emporhebt. Wir gönnen es all den Schönen und Edlen, daß ihnen aus der lustigen Laune des Echerzes das Bewußtsein der Wohlthat erblüht, daß sie von dem lustigen Baume des Faschings Früchte pflücken, um auch die Darbenenden und Leidenden mit Freude zu erquicken.





Rudolf Virchow,

bis zur Berufung nach Würzburg.

Von

Paul Waerner.

— Berlin. —

I.

Der Typhus in Oberschlesien.



„ Ende des Jahres 1847 wurden die Berichte über eine in Oberschlesien ausgebrochene verheerende Krankheit, welche bis dahin nur vereinzelt vorgekommen war, immer zahlreicher. Monat auf Monat war inzwischen vergangen, ohne daß die höheren Staatsbehörden in Preußen irgend welche Notiz davon genommen hätten. Der Herbst war vorüber. Der Winter mit seinen Schrecken, Hunger und Kälte rückte vor.

Nichts geschah. Selbst die Vertheilung geringer Geldsummen wurde durch die Ungeschicklichkeit der alten Papierbureaucratie verhindert. Endlich begann die Presse durch ganz Preußen und Deutschland die unglaublichen, undenkbaren Dinge zu verbreiten, welche in Oberschlesien vorgingen. Da endlich sah sich das Ministerium des Inneren, wie Virchow sich ausdrückt, gezwungen, aus seiner Indolenz hervorzutreten. Der Cultusminister beauftragte einen seiner obersten Beamten, den Geheimen Rath Barez, von der ausgebrochenen Typhusepidemie und den gegen dieselbe getroffenen Maßregeln nähere Kenntniß zu nehmen, auch den betreffenden anordnenden und ausführenden Behörden überall, wo es nöthig zu sein scheinete, mit Rath und That an die Hand zu gehen. Vollmachten zu einer Initiative, zu einem wirklichen Eingreifen erhielt Herr Barez nicht.

Schwerlich würden wir von dieser Epidemie, die für die Seuchenlehre und für die Gesundheitspflege eine so große Bedeutung erlangt hat, genauere Kenntniß erhalten haben, hätte der Minister nicht eingesehen, daß Herr Barez „zu sehr in Anspruch genommen werden würde, als daß er Muße genug übrig behalten sollte, die Epidemie vorzugsweise in wissenschaftlichem Interesse einer näheren Untersuchung zu unterwerfen.“ Daß dies aber in einer

möglichst gründlichen und Erfolg versprechenden Weise geschähe, sei für den dem Kultusminister anvertrauten Theil der Medicinal-Verwaltung wichtig. Der Minister, Herr Eichhorn, hatte das Glück, für die Mission die geeignetste Persönlichkeit zu wählen, den damals 27jährigen Professor am Leichenhause der Charité, Rudolf Virchow. Freilich, der Minister täuschte sich, wenn er voraussetzte, Virchow werde sich auf die von ihm so enge umgrenzte wissenschaftliche Untersuchung der Epidemie beschränken, die den Behörden offenbar allein vor Augen stand. Wohl hat der junge Pathologe nicht veräußert, auch nach dieser Seite hin in bahnbrechender Weise die Pathologie der Seuchen-Krankheiten und die Epidemiologie überhaupt mit einer Fülle neuer Aufschlüsse zu bereichern, aber der Bericht, den er unter dem einfachen Titel „Mittheilungen über die in Oberschlesien herrschende Typhus-Epidemie“ noch in demselben Jahre 1848 erstattete, giebt bei Weitem mehr als das. Von der Ueberzeugung durchdrungen, daß die Entstehung und Verbreitung der Seuchen sich nicht erklären lasse von dem isolirten Standpunkte des Arztes aus, geht Virchow in diesem Berichte tief ein in die Ursachen, welche es ermöglichten, daß in einem Staate, der stolz darauf war, während der 33 Friedensjahre einer der bestregiertesten und vorsorglichsten zu sein, Zustände sich ausbildeten, denen die Seuche eine Ausdehnung und Intensität verdankte, die man, allerdings sehr irriger Weise, in Deutschland für unmöglich gehalten hatte. Daß dieser Bericht eine scharfe Kritik an die staatlichen Einrichtungen und die Maßregeln der Behörden anlegte, und sich gezwungen sah, sie zum Theil in vernichtender Weise zu verurtheilen, ist nicht die Schuld des Verfassers.

Den ungeheueren Fortschritt andererseits, den wir seit dem Jahre 1848 auch auf diesem Gebiete gemacht haben, erkennt man nicht am wenigsten, wenn man sich vergegenwärtigt die Haltung der Behörden damals dem Typhus in Oberschlesien gegenüber und sie vergleicht mit ihrem erfolgreichen Zusammentwirken gegen die Epidemien, welche uns in den letzten Decennien nicht erspart wurden.

Virchows Mittheilungen beschäftigen sich zuvörderst mit dem Lande und seiner Bevölkerung. Er ist mit Männern wie Professor Göppert und Burkinje in Breslau, denen auch einer der bewährtesten Männer Oberschlesiens, der Oberbergath von Carnall zustimmt, der Meinung, daß der Oberschlesier culturfähig sei. Da aber die Schule, die Communicationsmittel, der Ackerbau, die Gewerbtätigkeit daruieder lägen, so habe keine von ihnen ausgehende Entwicklung erwartet werden können, und der Reichthum des Landes sei der Gesammtmasse der Bevölkerung nicht zu Gute gekommen. Durch die ungeheuerste Vernachlässigung dieses Landes, durch eine gleich faumselige innere wie äußere Politik habe die Regierung die geistige wie materielle Hebung des Volkes unmöglich gemacht. Scharf geißelt Virchow inuner wieder die Mächtheite der damaligen Bureaokratie. Es ist ein Fluch des Menschengeschlechtes, sagt er, daß es durch Gewöhnung auch das Schrecklichste ertragen lernt, daß

er an der alltäglichen Schändlichkeit das Schändliche vergißt und kaum begreifen kann, wenn einzelne die Vernichtung desselben anstreben. Die gebildete Bevölkerung in jenen Kreisen und mit ihr die Behörde fand er durch den täglichen Anblick des gesunkenen Volkes abgestumpft gegen seine Leiden und so indolent geworden, daß, als endlich von allen Seiten Hilfe versprochen und gebracht wurde, die allgemeine Klage entstand, man würde das Volk verhöhnen. Er fragt, ob man sich etwas Schrecklicheres denken könne, als daß sich Jemand an Mehl, bloßem reinem Mehl, von dem man täglich ein Pfund für die Person als einziges Nahrungsmittel vertheilte, verhöhnen würde, und daß Jemand dies befürchten könne?

Was der größte Theil der ganz kleinen Leute unter den damals so brückenden Robottklasten gewann, reichte nothdürftig aus, die ersten Lebensbedürfnisse zu befriedigen. Was sollte man von einem Volke erwarten, das seit Jahrhunderten in so tiefem Elend um seine Existenz kämpfte, das nie eine Zeit sah, wo seine Arbeit ihm zu Gute kam, nie die Genugthuung des eigenen Erwerbes, des Lohnes für seine mühselige Arbeit gekannt hat? Ein solches Volk gebe den Gedanken an einen bleibenden Besitz auf und lerne nicht für den morgenden, nein, nur für den heutigen Tag sorgen. Lediglich besondere Anregung konnte es zu energischerer Thätigkeit anfeuern, und das Mittel dazu war ein zweischneidiges Schwert, der Schnaps, in welchem das Volk eine Quelle des Vergessens, der augenblicklichen freudigen Erhebung fand. Mit dem Enthaltksamkeitsgelübde nahm die Trägheit zu und schwand alle Freude aus dem Volke.

Nachdem Virchow so die oberschlesischen Zustände vom völkerpsychologischen Standpunkte aus im Allgemeinen analysirt hat, geht er auf die Wohnung und auf die gewöhnliche Nahrung der Masse ein. Ueberall, selbst in nur kurzen Bemerkungen giebt er eine Fülle des Wissenswerthen und Anregenden. Daran schließt sich, in dieser Weise ätiologisch vorbereitet und begründet, der eigentlich epidemiologische Theil der Arbeit, in welchem alle einschlagenden Fragen gründlich erörtert werden. Den Schluß des Berichtes bilden Vorschläge zur Besserung, die Mittel gegen die Krankheit und vor Allem ihre Verhütung.

Es würde zu weit gehen, in die Details dieser Vorschläge einzugehen; es genügt, sie kurz zu charakterisiren. Sie werden dictirt von einer feurigen Ueberzeugung, daß nur die volle unumschränkte Demokratie dauernde Hilfe bringen könne.

Virchow geht von der furchtbaren, nicht wegzuläugnenden Thatsache aus, daß unter der armen und stumpfsinnigen Bevölkerung eine verheerende Epidemie und eine furchtbare Hungersnoth möglich gewesen sei, die im Kreise Pleß 10% der Bevölkerung hinwegraffte, und davon 1,3% nach amtlichen Listen geradezu durch Hunger. Aehnlich stand es in anderen Kreisen wie besonders Rybnik u. a. Daß die Mission, welche Virchow bereitwillig dorthin unternommen hatte, übrigens nicht ohne Gefahr war, ergibt sich daraus, daß 33 Aerzte erkrankten, von denen nicht wenige dem Typhus erlegen sind.

Auf die Frage, wie solchen Zuständen vorzubeugen sei, antwortet Virchow, dieses sei „leicht und einfach“, man bringe dem Lande: „Bildung mit ihren Töchtern, Freiheit und Wohlstand“. Aber auch schon damals, in den Jahren der Jugend, verkannte er doch nicht, daß die Lösung dieses großen socialen Problems weniger leicht und einfach sei. Handle es sich doch nicht um die Curirung dieses oder jenes Typhuskranken durch Arzneimittel und Regulirung der Nahrung, der Wohnung, der Kleidung, nein, um die Cultur von anderthalb Millionen Menschen, die sich auf der untersten Stufe moralischer und physischer Gesunkenheit befänden.

Ganz dem Sinne jener revolutionären Zeit entsprechend, ist das erste von ihm vorgeschlagene Radicalmittel die nationale Reorganisation Oberschlesiens. Preußen habe während eines Jahrhunderts „Zeit genug gehabt, sein Ungeschick im Germanisiren in Oberschlesien praktisch an den Tag zu legen“. Er beklagt, daß, wenn Oberschlesien einem slavischen Staaten-System zufalle, Deutschland gefegnete Acker, prächtige Forsten und wundervolle Bergwerke verliere, allein es werde damit auch eine große Sorge los, und gegen den Willen der Bewohner, bloß um eines Vortheils halber, auf ihrem Verbleiben zu bestehen, sei inconsequent von einer Nation, welche den Krieg gegen Dänemark um der deutschen Herzogthümer wegen übernommen hätte. Wie aber auch die Würfel fallen mögen, Freiheit ohne Bildung, fährt er fort, bringt Anarchie, Bildung ohne Freiheit Revolution. Volksunterricht, Freiheit in ihrer größten Ausdehnung, besonders vollkommene Freiheit des Gemeindelebens, seien die ersten Erfordernisse für die Heilung. Von der jetzigen Generation der Erwachsenen hofft er nicht viel, aber viele Waisen seien da vollkommen losgelöst von den Fesseln, welche der Zustand der Familien ihnen angelegt haben würde, daher will er vor allen, daß die Waisenhäuser die „Seminarier der Gesittung und Bildung“ blieben. Absolute Trennung der Schule von der Kirche, nothwendig überall, sei es nirgends mehr als in Oberschlesien. An Stelle psäffischer Ueberlieferung ein freisinniger Unterricht, dessen Grundlage eine positive Naturanschauung bilde. Selbstregierung in Staat und Gemeinde; ein gerechtes und directes Besteuerungssystem; Aufhebung aller Vorrechte und speciell feudaler Lasten u. s. w.; eine vernünftige Staatsverfassung, die das Recht des Einzelnen auf gesundheitsgemäße Existenz unzweifelhaft feststellt; im Einzelnen dann Straßenbau, Verbesserung des Ackerbaues, Gerstencultur, Viehzucht, populäre Unterweisung, Einführung besserer Nährpflanzen und Hausthiere, Prämien zur Anerkennung des Fleißes; bei Gefahr des Mißwachses große Vorrathshäuser — sind die Maßregeln, welche Rudolf Virchow vorschlägt.

Aber er will, daß der Staat mehr thue. Fabrikanlagen, meinte er schon vor 34 Jahren, müßten in Oberschlesien sehr gut rentiren, nothwendig und wünschenswerth sei aber die Association der Besitzlosen, damit sie durch diese Association in die Reihe der Genießenden eintreten könnten und einmal aufhörten, bloße Maschinen Anderer zu sein. „Die Association der besitz-

losen Arbeit mit dem Capital des Staates oder der Geldaristokratie oder vieler kleiner Besitzer sei das einzige Mittel, die socialen Zustände zu bessern.“

Man darf sich nicht wundern, daß das Ministerium diesem Berichterstatter vorwarf, seine Vorschläge beruhten wesentlich auf dem Boden der radicalen Demokratie und des Socialismus, und doch, wieviel Richtiges enthalten sie nicht! Mag man einen großen Theil der Vorschläge allein dem Jahre 1848 zu Gute halten, wir sollten doch in unseren Tagen nicht allzu ungerecht sein gegen die vierziger Jahre unseres Jahrhunderts mit ihrem treibenden Enthusiasmus, der sich noch nicht an dem mühevollen Kampfe mit der trägen Materie abgekühlt hat. Als diejenigen unter uns, welche heute längst über die Jahre hinaus sind, in welchen der große Florentiner nel mezzo del camin di nostra vita seine Wanderung durch die Hölle begann, noch jung waren, im Jahre 1848, sah man auf die Zeit der Freiheitskriege wie auf eine weit zurückliegende, mit ihren Ideen und Bestrebungen kaum noch verständliche Periode zurück. Ist aber nicht seit dem Jahre 1848 jetzt dieselbe Zeit verfloßen? Wie darf man sich darüber wundern, daß neue Strömungen, neue Ansichten die Herrschaft gewonnen haben? Wenn aber die Aelteren sich hüten sollen, die jüngere Generation unrichtig zu beurtheilen, weil sie anders denkt und spricht, als sie in ihrer eigenen Jugend es gelernt hatten, so soll auch das gegenwärtige Geschlecht diesen Fehler zu meiden suchen, und nicht über eine Periode absprechen, die seinem Verständniß ebenfalls schon halb entriickt ist, oder gar den jugendlichen Idealismus jener Tage noch heute mit dem Republikanismus und Socialismus unserer Tage identificiren.

Der Virchow'sche Bericht über den Typhus in Oberschlesien ist bei seinem reichen Inhalt noch bewundernswerther, wenn man die kurze Zeit bedenkt, die seinem Verfasser für Wahrnehmungen und seine Untersuchungen zu Gebote stand. Am 20. Februar trat er die Reise an und am 10. März traf er wieder in Berlin ein. Gern hätte er noch einige besonders wichtige Fragen zur Entscheidung zu bringen gesucht, aber, so sagt er selbst, die mittlerweile ausgebrochene politische Erhebung machte es für ihn wünschenswerth, an den Bewegungen der Hauptstadt theilzunehmen. Verhehlt er sich doch nicht, daß er eine günstige Gelegenheit hätte abwarten müssen, um noch besonders wichtige Fragen zur Entscheidung zu bringen, von der er nicht wissen konnte, ob sie überhaupt eintreten werde.

II.

Die März-Revolution in Berlin.

Jeder bedeutende Mann, sagt Virchow in seiner Kritik Rokitsanskys, repräsentirt in seiner eigenen Entwicklung ein Stück Geschichte und damit ein Stück Fortschritt in dieser oder jener Richtung. Bei Wenigen trifft dies so zu, wie bei dem Kritiker selbst, und schon um deswillen ist es nöthig, gerade auf die Anfänge seiner Laufbahn eingehend zurückzugreifen. Erst durch sie wird die spätere Thätigkeit Virchows verständlich, denn was er in den Decennien,

die den Märztagen folgten, geleistet hat, wurzelt schließlich in dem, was er damals erstrebte und vollendete.

Es gilt dies übrigens nicht allein von seiner Thätigkeit im öffentlichen Leben, sondern ebensowohl von den Arbeiten, durch die er zu einer der größten Reformen der medicinischen Wissenschaft beigetragen hat, welche wir kennen.

In jener eigenthümlich schwülen und dabei fieberhaft aufgeregten Zeit des Jahres 1848 gehörte das Gland in Oberschlesien zweifellos zu den Motoren, die den Ausbruch in Berlin mit verschuldet haben. Ebenso darf es nicht Wunder nehmen, daß die Sendung des jungen Gelehrten und was er von seinen gemachten Wahrnehmungen und Erfahrungen zubörderst engeren Kreisen mittheilte, in weitere hineindrang. Damit fängt die Popularität des bisher doch nur Wenigen bekannten Prosector's der Charité an, die ihn nachher durch alle Phasen seines reich bewegten Lebens begleitet hat. Man erfuhr, daß Virchow in einem Städtchen Pommerns, in Schievelbein, 1821 geboren, in beschränkten Verhältnissen aufgewachsen, schon früh seine Umgebung, und vor Allen seine Lehrer ebenso durch seine glänzende Begabung wie durch seinen treuen gewissenhaften Fleiß zur Bewunderung hingerissen habe. Es war ihm das Loos zu Theil geworden, auf dem Friedrich-Wilhelms-Institut seine medicinische Bildung zu empfangen, und so unvollkommen die Einrichtungen desselben damals waren, so beschränkt die Gesichtspunkte, von denen die Leiter ausgingen, alles dies hinderte Virchow nicht, von dem ihm gebotenen Material, in seltener Beherrschung desselben, Besitz zu nehmen, und trotz des zopfigen Dogmatismus der damaligen Medicin durch treue Beobachtung der Natur und ein unabhängiges Studium der großen Classiker seiner Wissenschaft sich nicht nur einen seltenen Schatz von Kenntnissen zu erwerben, sondern nicht minder eine Fülle fruchttragender Ideen in sich aufzunehmen und weiter zu entwickeln. Ein glückliches Geschick führte ihn am Beginn seiner wissenschaftlichen Laufbahn in die praktische Schule eines jetzt fast vergessenen Mannes, des damaligen Prosector's der Charité Robert Froriep, dessen Virchow alle Zeit mit dankbarer Verehrung gedachte. Bald wurde er der Gehilfe des Lehrers, und als dieser, wesentlich aus äußeren Gründen die Stelle aufgab, verfaß sie Virchow zuerst, von 1844 an, provisorisch bis zu seiner bald darauf erfolgenden definitiven Ernennung.

Eine Reihe bahnbrechender Arbeiten stellten während der folgenden Jahre den wissenschaftlichen Ruf des jungen Gelehrten fest, und als er aus Oberschlesien zurückkehrte, wurde sein Name unter den hervorragendsten der jungen Berliner medicinischen Schule genannt.

Jetzt indessen trat ihm die wissenschaftliche Medicin vor den Forderungen des Tages wesentlich zurück. Wir sahen, daß Virchow es für seine Pflicht hielt, an der Bewegung der Hauptstadt sich zu betheiligen. Diesem Entschlusse ist er treu geblieben mit dem vollen Bewußtsein, die in Oberschlesien gesammelten Erfahrungen verwerthen zu können. Ihm aber genügte es nicht, in den Phrasen sich zu berauschen, die damals den Inhalt der Club-Verhandlungen zum großen Theil ausfüllten.

Er hatte keine Freude an den mannichfachen Ausläufen und Demonstrationen, in denen wesentlich eine unerfahrene und unbändige Jugend der Februar-Revolution Concurrenz zu machen suchte, die Erinnerung an die große französische Revolution oft genug in tragikomischer Weise nachahmend. Wohl tauchte das feine, damals bartlose Antlitz des jungen Gelehrten in Wahlversammlungen und manchen Clubs auf, aber bald genug concentrirte Virchow seine revolutionäre Thätigkeit wesentlich auf diejenigen Gebiete, mit denen ihn sein bisheriger Bildungs- und Entwicklungsgang vertraut gemacht hatte — auf die öffentliche Gesundheitspflege und im Zusammenhang damit die Reform des ärztlichen Standes. Schon in den ersten Tagen des Juni verband er sich mit seinem Freunde Leubuscher, eine neue Zeitschrift zu begründen, die „Medicinische Reform,“ durch die er sich zu seinen übrigen Vorzügen den unbestrittenen Ruhm einer der ersten Journalisten seiner Zeit erwarb. Mag auch Vieles, was in diesen überaus interessanten Blättern erörtert wird, an der Unreife leiden, die die Signatur des Jahres 1848 war, überaus Viel ist noch heute mustergiltig oder sogar erst jetzt so zu Ehren gekommen, daß Forderungen, die damals revolutionär klangen, längst auch von den conservativen Parteien vertreten werden.

Schon in Nr. 4, am 28. Juli, verlangt Virchow die Berufung eines „Congresses von Sachverständigen für die Reform der öffentlichen Gesundheitspflege“, und die Errichtung eines deutschen Reichsministeriums für dieselbe. Er will eine durch die freie Wahl sich ergänzende Akademie der Medicin als höchste Instanz der Wissenschaft und einen durch zusammengesetzte Wahl gebildeten, in regelmäßigen Perioden zu wählenden Gesundheitsrath als technisch berathende und commissarisch verwaltende Behörde. Weiter detaillirt er diese Forderungen wenige Wochen später aus, immer freilich von dem Standpunkte aus, daß der Staat verpflichtet sei, Allen eine gesundheitsgemäße Existenz zu garantiren. Er stellt der öffentlichen Gesundheitspflege noch andere tiefgreifende Aufgaben. Ein Gesetz über die Arbeitszeit der verschiedenen Altersklassen müsse von der Akademie ausgehen, und exemplificirt darin auf die damals beginnende Reform Englands in seinen Fabrik-Districten. Er erinnert an den ihm durchaus wahr erscheinenden Aphorismus des Historikers der Medicin, Hecet, „an allen Volkskrankheiten habe der Culturzustand der Völker einen entschiedenen Antheil, und wiederum wirken die Volkskrankheiten auf beide zurück. Die Beziehungen der öffentlichen Gesundheitspflege zum öffentlichen Unterricht präcisirt er klar. Nicht nur die physische Erziehung, die Gymnastik in weiterer Ausdehnung, die Bestimmung der Unterrichtszeit gehört dahin, sondern der Unterricht selbst müsse gewisse Impulse von der Medicin erhalten. Er will populäre Unterweisungen, die eine allgemeine vernünftige Diätetik, eine allgemeine Prophylaxe begründen, durch den Unterricht verbreitet sehen, alles Aufgaben und Fragen, welche heute nicht nur die hygienischen Vereine, sondern die Behörden beschäftigen. Den Kampf gegen die Seuchen will er geführt sehen, gerade wie in unserer

Zeit durch Pettenkofer, Hirsch u. A. es verlangt wird, weniger durch Zwangsmaßregeln sondern vor Allem durch Verbesserung des allgemeinen Gesundheitszustandes. Ihm, dem Böglinge des Friedrich-Wilhelms-Institutes, waren die Mängel der preussischen Militär-Medicinalverfassung nur zu vertraut. Virchow geht soweit, die Abschaffung des Instituts für nothwendig zu erklären, ebenso die des Charité-Monopols, und verlangt große Militär-Massenspitäler, deren Errichtung jetzt nur noch eine Frage der Zeit resp. der Finanzen ist, nachdem durch das zweite Garnison-Lazareth in Berlin ein nachahmenswerthes Muster gegeben ist.

Was den medicinischen Unterricht anlangt, geht er aus von der Auffassung, daß der Beruf der Universitäten in ihrer edelsten Bedeutung der sei, die universelle Bildung, die eigentlich philosophische Entwicklung des Volkes zu vermitteln. Sie sollen nicht dazu da sein, Fachmaschinen zu erzielen, keine Dressiranstalten für Richter, Heilkünstler oder Mechaniker sein. Mit Rant hält er die philosophische Facultät für die eigentliche Universität selbst, will aber die übrigen Facultäten beibehalten und sie äußerlich der philosophischen coordiniren. Bei der Besetzung der Lehrstühle vertritt er die in Frankreich gültige Einrichtung des Concours und vertheidigt sie lebhaft gegen die Angriffe Cousins. Ueberall steht er auf dem Grundsatz, daß der moderne Staat nur durch demokratische Einrichtungen gesichert werden könne. Ein freisinniges Ministerium des öffentlichen Unterrichts und der öffentlichen Gesundheitspflege werde es endlich begreifen, wie es keine andere Aufgabe haben könne, als dem Grundgedanken des Humanismus Gestalt zu geben: Die demokratische Organisation der öffentlichen Gesundheitspflege, darin gipfeln seine Ausführungen, wird sich ohne die Medicinalbehörden durchsetzen, auf demokratischem Wege, indessen die Behörden sollten die günstige Gelegenheit, sich durch die Macht der öffentlichen Meinung, durch einen ärztlichen Congress zu stärken, nicht vorübergehen lassen.

Als Virchow dies veröffentlichte, am 6. Oct. 1848, hatte die Fluthwelle der Revolution ihre größte Erhebung schon überschritten. Die Eroberung Wiens durch Windischgrätz bereitete sich vor und überall brachte der alte Staat mit seinen gewaltigen Machtmitteln, die er in der Verwirrung der ersten Monate vergessen zu haben schien, seine Interessen wieder zur Geltung. Unermülich hatte sich Virchow während dieses Sommers an den Verhandlungen der Berliner Aerzte über die Reform ihrer Standes-Verhältnisse betheiliget, Erörterungen, die immer unerquicklicher wurden und schließlich fast vollständig im Sande verliefen. Längst war seine geistige Bedeutung und die Lauterkeit seiner, wenn auch radical-demokratischen Gesinnung über Berlin hinaus den weitesten Kreisen bekannt geworden, so daß ein preussischer Wahlkreis sich ihn zum Abgeordneten erkor, eine Ehre, die er damals ablehnen mußte, da er das gesetzmäßige Alter noch nicht erreicht hatte.

Der Sieg jener Macht, die man in den October- und November-

tagen des Revolutionsjahres Reaction nannte, berührte selbstverständlich auch die persönliche Geschichte Virchows. Er war nicht nur seiner politischen Richtung wegen, sondern auch wegen seiner Opposition gegen die Vertreter der damals herrschenden Richtung in der Medicin, in den officiellen Kreisen eine der bestgehaßten Persönlichkeiten geworden. Die Wahlen zu der zweiten Kammer, welche noch dem allgemeinen Wahlrecht entsprangen, führten zur Krisis. Merkwürdiger Weise scheute man sich nicht, Virchow vorzuwerfen, er habe in der Charité agitirt, während er selber doch dagegen lebhaft protestirte, daß man, wie es leider geschehen, die Charité zum Tummelplatz politischer Parteien mache. Dies große Krankenhaus wurde, was jetzt kaum noch verständlich ist, in der That damals zu einem besonderen Wahlbezirk für sich erklärt und 250 Urwähler, neben den Ärzten, Beamten und dem Dienstpersonal auch Kranke, nahmen an dem Wahlgange Theil. Die Vorversammlung schon nahm einen unruhigen Verlauf. Es entstand ein so ungeheures Ginsten unter den Kranken, daß die Versammlung inmitten einer Wahlmannsrede geschlossen werden mußte. Gewiß durfte man es, wie Virchow hervorhob, nicht als ein günstiges Moment betrachten, Reconvalescenten fast fünf Stunden lang der politischen Erregung einer solchen Versammlung auszusetzen. Die Thätigkeit Virchows bei den Februar-Wahlen des Jahres 1849 führte aber schließlich doch dahin, daß der Minister v. Ladenberg sogar die Amtsentlassung des radicalen Prosectors verfügte. Indessen gelang es den Bewunderern der wissenschaftlichen Thätigkeit Virchows — und diese befanden sich in allen politischen Lagern — es durchzusetzen, daß die Amtsentlassung insoweit zurückgenommen wurde, daß ihm unter dem ausdrücklichen Vorbehalt des Widerrufs die Prosectorur der Charité belassen wurde. Virchows Lage wäre durch diese Entscheidung eine höchst unuerquickliche geworden, da erhielt er zur rechten Zeit den Ruf als ordentlicher Professor der pathologischen Anatomie in Würzburg. Er machte dem Minister Anzeige davon und erhielt von demselben einen Bescheid, dessen Resumé folgender Satz bildete: „Wenn ich hierin (in der Vocation) eine gerechte Würdigung Ihrer bisherigen wissenschaftlichen Leistungen, sowie Ihrer Lehrthätigkeit erkenne, so muß ich um so mehr bedauern, daß mir die gegenwärtigen Verhältnisse es unmöglich machen, Ihnen hinsichtlich Ihrer hiesigen Stellung Vortheile zu bieten, welche Sie bewegen könnten, jenen ehrenvollen Ruf abzulehnen.“

So nahm Virchow denn Abschied von Berlin und vorläufig auch von seiner politischen Thätigkeit. An demselben Tage aber gründete er sich ein Heim, indem er sich mit der Tochter des berühmten Frauenarztes Carl Mayer verlobte, und eine der letzten Nachwirkungen des Revolutionsjahres ist es für ihn gewesen, daß, als er von Würzburg aus zur Hochzeit in Berlin erschien, ihm die polizeiliche Ausweisung nicht erspart wurde, die dann freilich zurückgenommen werden mußte.

Hiermit waren die Sturm- und Drang-Jahre, zugleich die der Lehre

für Virchow beendet und als Meister begann er nunmehr seine Thätigkeit in Würzburg, die fast ausschließlich der wissenschaftlichen Medicin angehört und Früchte gebracht hat, wie wir sie so zahlreich fast keinem anderen Forscher verdanken. Mit den Worten des Predigers Salomo beschloß Virchow die von ihm begründete, der „Reaction“ ebenfalls weichende Medicinische Reform, deren letzte Nummer am 29. Juli 1849 erschien. „Ein Jegliches hat seine Zeit und alles Vornehmen unter dem Himmel hat seine Stunde.“

Auch die medicinische Reform habe ihre Zeit gehabt und das Vornehmen der öffentlichen Gesundheitspflege sei zu seiner Stunde geschehen. Zum Heile der deutschen Medicin und der deutschen Aerzte hatte jetzt die medicinische Wissenschaft für Virchow ihre Zeit und das Vornehmen, ihr in der Cellular-Pathologie eine neue Grundlage zu geben, seine Stunde.

III.

Die wissenschaftliche Arbeit der ersten Berliner Zeit.

Eine Geschichte der Medicin, wie wir sie gebrauchen, ist noch nicht geschrieben. Wir besitzen bis jetzt fast nur Literaturgeschichten derselben, auch nicht einmal ist mit Erfolg versucht worden, das innige Verhältniß darzulegen, welches die Medicin zu einem organischen Theil der Culturgeschichte überhaupt macht. Es ist falsch, sagt Virchow mit Recht, wenn Schlosser in seiner Geschichte des 18. Jahrhunderts zu zeigen bemüht ist, daß nur die Literatur, die schöne und historische nämlich, bei den Veränderungen des Staates ihre Physiognomie ändere, und es ist ebenso falsch, wenn man glaubt, daß entgegen den Wissenschaften von Staat und Kirche die sogenannten realen Wissenschaften in den tiefsten Vorn der Erkenntniß sehen könnten, ohne die Spur einer Neigung einer Anwendung ihrer Kenntniß zu verspüren. Auch in der Medicin sei das Wort des Vaco, daß Wissen Können sei, maßgebend, und nicht minder das des Hippokrates: Quae ad sapientiam requiruntur, in medicina insunt omnia.

Die Medicin ist der allgemeinen Entwicklung stets gefolgt, und so besitzt sie nicht minder als die andern Wissenschaften je nach dem Volke, dem sie angehört, ein individuelles, nationales Gepräge und konnte sich der Bewegung der Geister niemals entziehen. Selbst die so oft mit Recht und Unrecht von ihr verachtete transcendente Philosophie übt nur allzu oft den unverkennbarsten Einfluß auf ihre Entwicklung aus.

So hat die englische Medicin niemals das Gepräge verloren der eigenartigen Heimath, in der sie entstand und groß wurde. Den gesunden, praktischen Sinn seiner Landsleute repräsentirte schon im 17. Jahrhundert Thomas Sydenham, dessen Name mit Recht zu den gefeiertsten der medicinischen Wissenschaft und Praxis gehört, einer der wenigen Aerzte zugleich, die in der Politik eine Rolle gespielt haben. Er war von der Partei des großen Protector's Cromwell. Neben ihm wirkte noch der unvergleichliche Harvey, der mit und vor Sydenham Englands Medicin auf die Bahn gebracht hat, auf der sie fortan in ruhigem sicherem Gange vorwärts schreitet.

Der nächste große Repräsentant der englischen Medicin ist John Hunter, ein Arzt, dem nach Haefer's Zeugniß unter seinen Zeitgenossen keiner, unter den Späteren nur Wenige sich zu messen vermögen. Wohl wurde der ruhige Gang dieser Entwicklung in England unterbrochen durch das System des Brownianismus, der in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts einen fast entscheidenden Einfluß ausübte, aber Englands Aerzte hatten sich längst von seinem System befreit, als es in Deutschland noch in voller Kraft bestand und kehrten bald zu ihren alten, guten Traditionen zurück. Englands Aerzte wichen überhaupt von der durch Waco und Harvey vorgezeichneten Bahn im Ganzen nicht ab. Der auf das Naturgemäße und Praktische gerichtete Sinn des englischen Volkes, sagt Haefer, seine geringe Empfänglichkeit für theoretische Speculationen haben die Grundlagen der praktischen Heilkunde, der Anatomie und Physiologie, unter ihm fortwährend die sorgfältigste Pflege verschafft. England schloß dabei sich keineswegs aus, vielmehr haben die Vertreter des Auslandes, besonders die Deutschen, nirgends eine größere Beachtung gefunden als dort. Vor Allem ist die Medicin Englands aber dadurch so groß geworden, daß die ausgezeichnetsten Praktiker gerade als Anatomen, Physiologen und Pathologen sich stets in erster Linie befanden. Diesem glücklichen Verhältnisse verdankt England John und Charles Bell, Ersterer ein Anatom von seltener Auszeichnung, während an des Letzteren Namen sich eine der glänzendsten Entdeckungen knüpft, die des getrennten Ursprungs der Bewegungs- und Empfindungsnerven des Rückenmarks. Den beiden Brüdern schließen sich an Marshall Hall, die großen Praktiker Graves und Stokes und so viele Andere, die sich einen Praktiker überhaupt nicht denken konnten, ohne die feste Basis der Anatomie und Physiologie. Dieser große Zug zeichnet besonders die Chirurgie Englands aus, die ihm es verdankt, daß wir bis auf die neueste Zeit für die gewaltigsten Umwälzungen in der Chirurgie, so die Anwendung der Anästhetien und der antiseptischen Wundbehandlung England verpflichtet sind.

Frankreich dagegen danken wir die Begründung der allgemeinen Anatomie, durch welche die moderne Heilkunde eine fast vollständige Umgestaltung erfuhr. Durch sie hat sich Bichat den Ruhm der größten Errungenschaft in der Medicin seit Harveys Tagen erworben. Er nahm seinen Ausgang vom Vitalismus, der Schule Montpellier's, aber nicht seine vitalistischen Theorien berechtigen ihn zu dem Anspruch, eine der folgenreichsten Reformen in's Leben gerufen zu haben, sondern seine anatomischen Arbeiten, trotzdem er demjenigen Hilfsmittel, das seine Resultate später am meisten sichern sollte, dem Mikroskop nur einen geringen Werth beilegte. Mit voller Klarheit aber erkannte er die Bedeutung seiner Untersuchungen für pathologische Anatomie. So war es natürlich, daß seine Arbeiten vor allem auf die Aerzte am frühesten und nachhaltigsten wirkten, und daß auf Bichat die Rorhyphäen der Pariser Schule zurückzuführen sind: selbst sein Gegner Broussais, dann Pinel, der Reformator der Irrenheilkunde, Corvisart und Laënnec, denen wir die akustische Diagnostik verdanken. Der allgemeinen Anatomie tritt in Paris später ergänzend zur

Seite die experimentelle Physiologie durch Magen die in's Leben gerufen und durch Claude Bernard zu feltener Vollenbung entwickelt.

Wie verhielt sich nun die deutsche Medicin der neueren Zeit zu diesen gewaltigen Umwälzungen in England und Frankreich? Vor allem herrschte Ende des vorigen Jahrhunderts in ihr der Vitalismus, während aber der französische Vitalismus zur allgemeinen Pathologie führte, verstrickte der deutsche die Medicin in die Bande der Naturphilosophie.

Blumenbach und Reil sind die frühesten und einflußreichsten Vertreter dieses Vitalismus gewesen, dem das Ansehen Hufelands eine fast unbestrittene Herrschaft verschaffte, bis die Theorie endlich, nach Haesers trefflicher Darstellung in seiner Geschichte der Medicin, in dem thierischen Magnetismus und der Homöopathie ihre höchste Steigerung und damit auch ihre Verurtheilung erreichte. Leider hörte damit der Einfluß der Naturphilosophie auf die Entwicklung der wissenschaftlichen Medicin nicht auf. Zu der gefunden Lehre Kant's bekannten sich nur wenige Aerzte, um so verführerischer Klang aber das Waldhorn der Romantik und fast willenlos folgte man dem philosophischen Rattenfänger Joseph von Schelling. Zu ihm besaß die naturphilosophische Schule ihren stärksten, in Oken und Kiefer ihre begeistertsten Propheten, Markus und der schon genannte Reil schlossen sich ihnen an. Die Welt construirte man sich willkürlich, angeblich nach den Gesetzen des menschlichen Denkens, so entstand eine Periode der „Saturnalien der Naturwissenschaft“ und die Naturphilosophie wurde, wie Haman ausfragt, aus einer Wissenschaft des Möglichen zu einer allgemeinen Unwissenheit des Wirklichen.

Nicht daß diese Periode ganz ohne Frucht geblieben wäre. Die Entwicklungsgeschichte, deren Begründer Döllinger, Pander, Waer, deren Namen für alle Zeiten den ruhmreichsten zugezählt werden müssen, nahm ihren Ausgang von der Naturphilosophie. Aber im Uebrigen war die Wirkung auf die deutsche Medicin eine geradezu außerordentliche. Nur wenige nüchterne Beobachter, so der Göttinger Kreis und der alte Meckel, Jean Pauls Katzenberger, haben sich ferngehalten. Für die Anatomen und vor Allem die unselbstständigen Nachbeter kam freilich bald genug der Tag von Damaskus. Die unausbleibliche Reaction führte dann natürlich ein anderes Extrem, das eines geistlosen Empirismus, des unbedingten Autoritätsglaubens, eines starren einseitigen Dogmatismus herbei. Für die deutsche Medicin waren die Errungenschaften Englands und Frankreichs damals kaum vorhanden. Zur Zeit als ein Helmholtz sein Studium begann, so erzählt er selbst, stand die Medicin noch unter dem Einfluß von Hallers Entdeckungen über die Erregung der Nerven und gab das Brown'sche System, in England längst überwunden, immer noch die leitenden Gesichtspunkte. Unter den jüngeren Aerzten waren damals viele, fährt er fort, die in Verzweiflung an ihrer Wissenschaft fast jede Therapie aufgaben oder principmäßig nach einer Empirie griffen, wie sie Mademacher damals lehrte, welche grundsätzlich jede Hoffnung auf wissenschaftliches Verständniß als eitel ansah.

Was Helmholtz und seine Zeitgenossen damals lernten, waren allerdings nur

noch die Ruinen des alten Dogmatismus, aber die bedenkliche Seite desselben trat noch deutlich hervor. Wohl wurde die Auscultation und Percussion der Brustorgane regelmäßig betrieben, aber Helmholtz hat doch noch manchmal behaupten hören, es seien dies grob mechanische Untersuchungsmittel, deren ein Arzt von hellem Geistesauge nicht bedürfe, auch setze man dadurch den Patienten, der doch auch ein Mensch sei, herab und entwürdigte ihn, als sei er eine Maschine. Das Pulsfühlen erschien als das directeste Mittel, um die Reactionswiese der Lebenskraft kennen zu lernen, und wurde deshalb als bei weitem das wichtigste Beobachtungsmittel fein eingeübt. Dabei mit der Secundenuhr zu fühlen, war schon gewöhnlich, galt aber bei den alten Herren als ein Verfahren von nicht ganz gutem Geschmack. An Temperaturmessungen bei Kranken wurde nicht gedacht und nur zwei Männer ragten weit über das Niveau der damaligen wissenschaftlichen Medicin in Berlin hervor, der Kliniker Schvülein und der Physiologe Johannes Müller.

Inzwischen war aber eine radicale Reform der Medicin von Wien aus angebahnt. Schon einmal hatte die Wiener Schule, als der treueste Freund und Schüler Boerhaves, van Swieten, die Lehren seines Meisters nach der Donau brachte, eine durchgreifende Umgestaltung der Medicin hervorgerufen. Männer wie de Haën und Stoll standen damals an der Spitze der klinischen Medicin, kannten schon die Bedeutung der Epidemiologie und die Wichtigkeit der Temperaturmessungen, während nach ihnen einem Auenbrugger das Geheimniß der Percussion des menschlichen Körpers schon kund geworden war. Er selbst wußte seine Entdeckung ihrem Werthe nach zu schätzen, aber die Mitlebenden vergaßen sie, bis der geniale Leibarzt des Kaisers Napoleon, Corvisart, sie wieder aus dem Dunkel hervorholte.

Die Traditionen dieser ersten Wiener Schule sind in ihrem Vaterlande niemals ganz vergessen worden. Wohl kam die Zeit, da auch sie von ihrer Höhe herabgestürzt wurde, aber die Erinnerung blieb und wirkte wie eine äußerlich kaum wahrnehmbare Unterströmung doch noch fort bis zum Beginn der zweiten Wiener Schule. Diese verdankt ihre Entstehung und Weiterentwicklung nicht der Klinik sondern der pathologischen Anatomie. Letztere war in der Mitte des 18. Jahrhunderts durch Morgagni, den Virchow als den Archivar des damaligen pathologisch-anatomischen Wissens bezeichnen konnte, zuerst, wenn auch lediglich casuistisch verwerthet worden. In Vichat erinnerten wir schon; in Wien begann 1784 Better die Ausführung der Obductionen, ihm folgte Johannes Wagner, der den großen Stoff, welchen das allgemeine Krankenhaus lieferte, noch fruchtbarer machte. Nur neun Jahre dauerte seine Thätigkeit. Sie war aber nicht allein um ihrer selbst willen wichtig, sondern noch mehr, weil um Wagner eine außerlesene Schaar von Schülern sich sammelte, unter ihnen in erster Reihe Rokitsansky, dann Stoda, Kolletschka, Schuh etc. Gewiß stand Wagner auf den Schultern der großen Franzosen Vichat, Laënnec, Andral, aber hätte er weiter nichts gethan, Rokitsansky der pathologischen Anatomie zu gewinnen, es würde genügen, um

seinen Namen für alle Zeiten berühmt zu erhalten. In vortrefflicher Weise hat der Schüler Rokitanzky, Geschl, die Bedeutung des letzteren geschildert. Er legte dar, daß für die Krankheit die Abänderung des Baues und nicht die Aenderung des Befindens entscheidend sei. Für ihn war sie das, was der Anatom und nicht was der damalige Kliniker beobachtete. In unübertroffener Treue und Plastik werden von ihm die verschiedenen Erkrankungen der einzelnen Organe geschildert, und damit, wie Virchow hervorhebt, eine Reihe natürlicher und stets leicht wieder auffindbarer Typen geschaffen, welche fast alle wichtigen Krankheiten umfassen. Unerreicht sind seine Beschreibungen noch heute, ungeschminkt und anspruchslos, so daß er nicht ohne ein gewisses Recht das von ihm ausgehende Wissen für das einzige positive der damaligen Medicin halten und erklären durfte.

Mit Rokitanzky war aber auch für die klinische Medicin eine neue Periode geschaffen. Es galt, angesichts des anatomischen Befindens festzustellen, ob es möglich sei, den Befund während des Lebens zu erkennen. Ein Glück war es für die Medicin, daß Rokitanzky auf diesem Gebiete einen Skoda fand, der Auenbrugger's und Saenness' Entdeckungen neu begründete und besonders die Ontologie des Letzteren überwand.

Der Zug der Lernenden, der bis dahin nach Würzburg gegangen war, wandte sich nun immer mehr nach Wien, wo sich überdies eine Menge äußerer Anstände, namentlich die große Fülle und Zugänglichkeit des Materials vereinigten, um die Fremden zu fesseln. Die Alleinherrschaft der Wiener Schule war in ganz Deutschland unbestritten, und um so größeres Aufsehen erregte es, als der im Jahre 1846 erschienene dritte Band von Rokitanzky's Handbuch der allgemeinen pathologischen Anatomie durch einen damals fast unbekanntem jungen Gelehrten besprochen und streng kritisiert wurde, von Rudolph Virchow. Dieser faßte sein Urtheil über das Buch in schneidigster Weise dahin zusammen, daß er selten ein für die Medicin gefährlicheres gesehen, und selten eins mit traurigeren Empfindungen gelesen habe. Große Kräfte hätten einen natürlichen Gang zur Willkür, zur Despotie, aber es sei traurig, wenn man sie eine nach der andern denselben Weg gehen und die Wohlthaten, welche sie dem Menschengeschlechte eben erst erzeugt hätten, mit eigener Hand wieder zerstören sehe.

Inzwischen, während die wissenschaftliche Medicin in England und Frankreich zu einer eigenartigen Blüthe sich entwickelt hatte und die zweite Wiener Schule ihre Herrschaft über Deutschland begründete, schien Berlin auf diesem Gebiete sich ganz verloren zu haben. Nur ein Mann war es, so berichtet Helmholtz aus dem Ende des dritten Decenniums, ehe Schoenlein berufen war, der in Berlin wenigstens auf dem Gebiete der Physiologie uns den Enthusiasmus zur Arbeit in der wahren Richtung gab, nämlich Johannes Müller. „In seinen theoretischen Anschauungen bevorzugte er noch die vitalistische Hypothese, aber in dem wesentlichsten Punkte war er Naturforscher, fest und unerschütterlich: alle Theorien waren

ihm nur Hypothesen, die an den Thatfachen geprüft werden mußten und über die einzig und allein die Thatfachen zu entscheiden hatten.“ Wohlthörend stimmt Virchow in die enthusiastische Anerkennung unseres großen Physiologen und Physikers ein. In seiner Gedanktreue auf Johannes Müller fragt er, ob ein Mund den Mann würdig preisen könne, der das ganze Gebiet des Wissens behandelt hat? „Bermag eine Zunge, fährt er fort, den Geist zu schildern, der dieses große Gebiet erweiterte, bis es seiner eigenen Herrschaft zu groß ward? Ist es möglich, in wenigen Augenblicken die Geschichte eines Beobachters zu zeichnen, der in ruhelosen Selbstzügen durch mehr als ein Menschenalter jede neue Eroberung nur dazu benutzte, um seinen Fuß darauf zu setzen und kühnen Blickes nach neuem Ruhme auszuschaun? Kann ein späterer Epigone in kurzen Stunden der Muße jenen Ueberblick über den inneren Entwicklungsgang eines Mannes gewinnen, der die Liebe seines Strebens, die Anzeige seines Fortschens tief in sich verschloß?“

Was ist es aber gewesen, das Müller in der Achtung der Zeitgenossen so hoch gestellt hat. „Welcher Zauber“, fragt Virchow wiederholt, „war es, der ihm gegenüber den Reiz verstummen machte? Durch welches geheimnißvolle Mittel fesselte er das Herz des Anfängers und hielt es durch lange Jahre an sich gekettet?“

Wohl war etwas Dämonisches in Johannes Müller, und seine Erscheinung trug das Gepräge des Ungewöhnlichen. Auch er hatte seinen Tribut der Naturphilosophie gezollt. Seine Inaugural-Dissertation zeigte den jugendlichen Forscher gänzlich versunken in das Traummeer jener mit polaren Gegenätzen spielenden falschen Philosophie der Natur, die während des ersten Viertels des Jahrhunderts der deutschen Wissenschaft tiefere Wunden schlug, als aller Kriegslärm des westlichen Eroberers. Das Leben in der Bewegung ist ihm eine organische Säule; die Pole sind Beugung und Streckung, oder die Kreisbewegung und die Bewegung in der Längensform — beide auseinandergerissene Hälften der parabolischen Linie, auf welcher das Leben spielt.

Allerdings blickte Müller nachmals mit Ingrimme auf seine Irrungen zurück, so daß er seiner Erstlings-Arbeit nie mehr gedachte und jedes Exemplar, dessen er habhaft werden konnte, aufkaufte und verbrannte, aber zu seiner Charakteristik gehört auch diese mehr poetische Zeit und trug zu der Anziehungskraft bei, die er auf so zahllose Schüler ausgeübt hat. Aus seinen Irrungen heraus war ihm doch eine ideale Anschauung geblieben, er wurde, wie er von seinem großen Vorgänger sagte, dauernd ein Priester der Natur. Der Cultus, dem er diente, setzte Virchow hinzu, fesselte auch seine Schüler, wie durch ein religiöses Band an ihn, und die ernste priesterliche Weihe seiner Sprache und Bewegung vollendete den Eindruck der Ehrfurcht, mit dem jeder zu ihm aufschaute. Um den Mund und die gepreßten Lippen ein Zug von Strenge, um Stirn und Augen der Ausdruck ernstesten Denkens, in jeder Falte des Gesichtes die Erinnerung an eine vollendete

Arbeit — so stand dieser Mann vor dem Altar der Natur, durch eigene Gewalt befreit von den Fesseln der Erziehung und der Ueberlieferung, ein Zeuge der persönlichen Unabhängigkeit.

Noch vor seiner Berufung nach Berlin zeigte er übrigens, daß er die naturphilosophische Manier, die so verführerisch für das verflozene Zeitalter geworden, verlassen habe, und verlangt nun, daß man unermüdet sei im Beobachten und Erfahren. Diesem Grundsatz ist er treu geblieben, und die methodische Strenge des Forschens, sein maßvolles Urtheil und seine sichere Ruhe, die reiche Vollenbung seines Wissens machten, daß sich für seinen Schüler Virchow in ihm die Reformen der neuen Anschauung geradezu verkörperten, und daß sein Einfluß sich, trotz seiner fast klösterlichen Abgeschlossenheit, nicht auf die Physiologie beschränkte, sondern sich von da auf immer größere Kreise ausbreitete. Er hat die eigentliche naturwissenschaftliche Methode nicht erfunden, aber sie sicher festgestellt, und bald gab es keine Schule Müllers im Sinne der Dogmen, denn er lehrte keine, sondern nur im Sinne der Methode. So faßte derjenige seiner Schüler die Summe dessen zusammen, was auch die Medicin Johannes Müller verdankte, der selber nur im Sinne der Methode, nicht im Sinne der Dogmen eine Schule gebildet hat.

„Wir saßen damals, erzählt Virchow mit manchem strebsamen Commilitonen auf den Bänken von Johann Müllers Colleg, das seine, blasse Gesicht Brückes, die stämmige Gestalt von Dubois-Reymond, den kräftigen Kopf von Rieß, der im Jahre 1848 den Handwerker-Verein leitete, steht noch jetzt lebhaft vor meinen Augen. Zu diesen Genossen gehörte auch Reinhard, der Virchow später so nahe treten sollte. Zu anderen Zeiten hatten in demselben Colleg zu den Füßen des Meisters gefessen vor Allem Helmholz, Schwann, Henle, Reichert, Peters, Remak, Ludwig, Traube, J. Meyer, Liebertühn. Es folgten Männer wie A. von Gräfe, Busch, Max Schulze, E. Haedel u. a. m.

Die mikroskopische und pathologische Anatomie, das Studium der organischen Typen, die Physiologie, die experimentirende Pathologie, und Arzneimittellehre, die Augenheilkunde entwickelten sich unter dem Einfluß dieses mächtigen Anstoßes in Deutschland schnell hinaus über das Maß der mitstrebenden Nachbarländer. Aber in die damalige von allzu jugendlichen Köpfen angestrebte Reform der gesammten Medicin tritt noch ein Mann bestimmend ein, der Kliniker Johann Lucas Schönlein, der, früher politischer Flüchtling, seit dem Jahre 1840 ebenfalls der Berliner Universität angehörte. Das Eintreten dieses Mannes war ein so bedeutungsvolles gerade für Virchow, als er gleich Laënnec, Dupuytren und John Hunter mit der pathologischen Anatomie begonnen hatte. Diese, so sagt Virchow, ward der Grund seiner Diagnostik, und diese wieder der Grund seines Ruhmes. Denn bis zum Schlusse seiner Lehrthätigkeit hörte er nicht auf, die pathologische Anatomie als die Quelle immer neuer Erfahrung anzuerkennen und zu suchen.

Mit den Fortschritten der pathologischen Anatomie wuchs die Schärfe seiner Diagnosen; jede neue Thatsache des Leichentisches wurde für ihn eine neue Waffe der klinischen Erkenntniß. Die Grenzen der Therapie dagegen erkannte er wohl, aber er blieb dabei stehen, daß das Wissen der Krankheit dem Handeln stets vorangehen müsse, eine spätere Generation werde das gegenwärtig gesammelte Material schon benutzen. Von 1819 an bis zu seiner Flucht nach Zürich im Jahre 1833 lehrte Schönlein in Würzburg, welches hauptsächlich durch ihn den ruhmreichsten deutschen Universitäten sich anreihete. Neben ihm wirkten d'Outrepont, Döllinger und Heusinger, und so wandte sich denn der Strom der Studirenden wie später nach Wien, damals in immer steigender Breite nach Würzburg, wo in dem Zusammenwirken so vieler, theils selbst noch jugendlicher, durchweg aber arbeitsrischer Lehrer ein enthusiastischer Eifer sich der Jugend bemächtigen mußte.

Würzburg hat Schönlein, so rief später einer seiner Schüler aus, zum Wallfahrtsort für die deutschen Aerzte gemacht, wie es Rom für die Künstler ist, und doch beruhte seine Wirkung wesentlich fast nur auf dem gesprochenen Wort. Schriften von irgend welcher Bedeutung hat er nicht hinterlassen. Aber das war das Große in ihm, daß er die Methode der Forschung in der Medicin ausbildete und sie zuerst für die deutsche Klinik feststellte. Physik und Chemie in die Medicin mit hinein zu nehmen, hatte er schon als Student gelernt und führte es nun praktisch aus. Die sogenannten physikalischen Hilfsmittel, Percussion und Auscultation zog er in seiner Klinik in regelmäßigen Gebrauch. Nach dem Grundsatz Laënnec's stellte er den Zustand der inneren Organe fest. Mikroskop und chemisches Reagens waren ihm zur Hand, und andrerseits verfolgte er die atmosphärischen Zustände, um ihren Einfluß auf die Geschichte der Krankheit festzustellen. Dabei vernachlässigte er seine Vorgänger nicht, war vielmehr einer der hervorragendsten Kenner der Geschichte der Medicin. So erwarb er sich eine ungleich tiefere Einsicht in die Gesetzmäßigkeit des Krankheitsverlaufes als irgend ein Kliniker vor ihm. Nicht die Aneinanderreihung der Erscheinungen, welche bloß zeitlich auf einander folgten, war sein Zweck, sondern die Darlegung eines ursächlich aufeinander folgenden Verlaufes und damit kam er zu der Aufstellung der Lehre von dem Krankheitsproceß, einer der wichtigsten Bereicherungen der Pathologie. Die Feststellung derselben ist eine rein deutsche Erfindung, sagt Virchow, es ist zugleich die Signatur der Schönlein'schen Lehre.

Wohl gehörte Schönlein der sogenannten naturhistorischen Schule an, aber sein System hatte für ihn wesentlich nur den Werth, verwandte Prozesse einander zu nähern und der wissenschaftlichen Uebersicht Anhaltspunkte zu gewähren. Sein Verdienst ist größer in Beziehung auf das, was er aus dem System hinausbrachte, als auf das, was er darin belassen hat. Als er nachher in Berlin auf der Höhe seines Ruhmes stand, ging das Urtheil seiner Zuhörer dahin, daß seine Jahrescurse wenig System, aber viele Thatsachen enthielten.

Hatte Schönlein in Würzburg zahlreiche Assistenten ausgebildet, die nachher auf den Lehrstühlen der Medicin seinen Ruhm und seine Traditionen weiter ausbreiteten, so fehlte es ihm auch in Berlin an jüngeren Mitarbeitern nicht, unter denen die Chemiker Franz Simon und Heiße, dann Kemat und vor Allen Traube genannt werden müssen.

Traube war im Beginn seiner Laufbahn ein entschiedener Gegner Schönleins. Als die Vorträge des großen Klinikers von Güterbod herausgegeben wurden, erhob sich ein wahrer Sturm aggressiver Kritik dagegen. Was den Glanzpunkt Schönleins ausmachte, konnte dieses Buch nicht wiedergeben, die Schwächen dagegen traten klar zu Tage (Lehden). Zum Glück wurde durch den Einfluß von Traubes Vater die Veröffentlichung einer scharfen Verurtheilung des Werkes vermieden, die für die Zukunft des jungen Gelehrten hätte verhängnißvoll werden müssen. Zuvörderst suchte übrigens Traube nach Abolvirung seiner Studien in Wien die Fülle des Materials und diejenige klinische Schulung, welche ihm Berlin nicht bieten konnte. In Wien warf er sich mit der unermüdblichen Energie seines Charakters auf die neuen Studien. Einen zweimaligen Aufenthalt hielt er für nothwendig, um die Ergebnisse sich zu eigen machen zu können, die ihm Kolitansky und vor Allen Stoda darboten. Ausgehend von seinen Wiener Erfahrungen, dabei immer studirend, vor Allen die großen Franzosen Magendie und Laënnec, ist Traube nach seiner Rückkehr der Begründer der experimentalen Pathologie in Deutschland geworden. Auch hier ist der Einfluß Joh. Müllers unverkennbar, der das Experiment in der Physiologie auf deutschen Boden verpflanzt und vervollkommen hatte. Sein Einfluß ist es, zufolge Lehden, den Traube über seine Wiener Meister erhoben hat, indem er zu den Untersuchungsmethoden das Experiment und die physiologische Methode hinzufügte. Die Zeitschrift, welche er sofort gründete, „Beiträge zur experimentellen Pathologie und Physiologie“, hat nur zwei Hefte erlebt. Obwohl von geringen Umfange, sagte Virchow, und nicht einmal abgeschlossen, hat sie eine nachhaltige Wirkung ausgeübt und wird stets als ein sichtbares Zeichen dessen, was Traube gewollt, in unserer Literatur genannt werden.

In dem zweiten Hefte dieser Beiträge begegnen wir auch den Namen Virchows. Er ist der Verfasser einer bewundernswerthen Arbeit, „die Verstopfung der Lungenarterie und ihre Folgen“, durch die er neben Traube sofort auf dem Gebiete der experimentellen Pathologie eine der ersten Stellen einnimmt, denn die Thrombose und die Embolie gehören zu den folgereichsten Vereicherungen der Medicin. Virchow legt zum ersten Mal die Ursachen der Erscheinungen klar, die so viele Forscher vor ihm beschäftigt hatten, wenn das Blut aus dem flüssigen Zustande während des Lebens in den festen übergeht, wenn es gerinnt. In vielen Fällen gelingt es, nachzuweisen, daß es sich bei diesem Proceß um eine primäre Entföhung handelt, viele aber bleiben übrig, wo dieser Nachweis nicht geführt werden kann, wo man vielmehr Pfropfen begegnet, nicht an dem Orte entstanden, wo man

sie findet, nicht im continuirlichen Zusammenhang mit einem anderweitigen primären Thrombus (Cohnheim), sondern aus einem ganz anderen Theile des Gefäßsystems stammend, aus dem sie losgerissen und vom Blutstrom an ihren jetzigen Sitz verschleppt worden sind. Man nennt nach Virchows Vorgange im Gegensatz zu dem eigentlichen Thrombus solche Pfropfe Emboli, den Vorgang der Verschleppung fester Partikelchen durch das strömende Blut Embolie. Daß der Blutstrom wirklich fremde feste Körper mit sich fortführen kann, hat Virchow damals schon durch seine berühmte Versuchsreihe erwiesen.

Hatte Virchow sich durch diese Arbeit, deren Einfluß garnicht hoch genug anzuschlagen ist, einen der hervorragenden Ruhmeskränze auf dem Gebiete der experimentellen Pathologie geschaffen, so hatte er doch damals schon erwiesen, daß die letztere für ihn nur die eine der großen Aufgaben bildete, die er sich von vornherein gestellt hatte. Hervorgegangen, wie wir früher sahen, aus der Schule Johannes Müllers und Schönleins hat Virchow gerade in der pathologischen Anatomie kaum einen directen Unterricht während seiner Universitätszeit genossen. Dagegen war es für ihn von größter Bedeutung, daß er 1844 die Assistentz am Leichenhause der Charité erhielt, wo ihm sein Lehrer Froriep ein Thema für seine selbständigen Untersuchungen gab: „Die Geschichte der Phlebitis“ (Venenentzündung). Der Gang seiner Untersuchungen, so erzählte er später selbst, führte ihn bald zu der Ueberzeugung, daß die Fragestellung auf irrigen Voraussetzungen beruhte, und daß die Geschichte der Phlebitis durch die Frage von der Gerinnung des Blutes im Gefäßrohr beherrscht werde. Wie er sie löste, haben wir gesehen. Auf dem Wege aber, von dem sein Lehrer Froriep schon 1835 dargethan hatte, daß auf ihm allein die Aufgabe der pathologischen Anatomie gelöst werden müsse, ist Virchow dann sofort daran gegangen, die innere Structur und Zusammensetzungsweise der pathologischen Producte durch die mikroskopische und chemische Analyse zu erforschen. Neben Johannes Müller, dessen Unterricht seine theoretische Entwicklung anbahnte, dankt er es Froriep hauptsächlich, daß er auf den ersten Schritten der Praxis sein Führer gewesen ist.

Kurz bevor Virchow seine Studien begann, hatte zum Glück die Biologie einen Fortschritt gemacht, der auf der einen Seite geradezu maßgebend war für ihre fernere Entwicklung, auf der anderen aber wie kaum ein anderer dem Geiste Virchows zurecht kam, wir meinen die Entdeckungen auf der Grundlage der sogenannten Schwann-Schleiden'schen Zelletheorie.

Virchow selbst hat nach dem Tode Schwanns sich in ausführlicher Weise darüber ausgesprochen. Er nennt das Buch Schwanns, welches 1839 erschien, „Mikroskopische Untersuchungen über die Uebereinstimmung in der Structur und dem Wachsthum der Thiere und Pflanzen“, ein klassisches. Schleiden war es gewesen, der den Entwicklungsproceß der Pflanzenzellen genauer kennen gelernt hat. Der genetische Gedanke, der zuerst von Goethe in bahnbrechender Weise und zwar gleichfalls an der Pflanze zur Geltung

gebracht war, mußte nun auch auf den thierischen Organismus übertragen werden: das war die Aufgabe, welche sich der damals 28 Jahre alte, in der Schule Johannes Müllers trefflich geschulte Schwann stellte, und welche er weit über seine eigenen Erwartungen hinaus in glänzender Weise löste. Nach ihm ist niemals wieder ernster Streit darüber gewesen, daß alle Gewebe und Organe des thierischen Organismus aus Zellen aufgebaut werden. Die wissenschaftliche Atmosphäre, fährt Virchow fort, war ganz erfüllt von dem neuen Gedanken. Freilich, was Schwann selbst in den Vordergrund seiner Betrachtung rückte, war ein Mißverständniß; die Entwicklungsgeschichte der thierischen Zelle, sagt Virchow, die er suchte, hat er nicht gefunden, aber die Entwicklung der Gewebe, ja die des ganzen Körpers aus Zellen hat er dargethan. Alle Differenzen, die ja später auch zwischen Virchow und Schwann nicht fehlten, so bedeutungsvoll sie auch für zahlreiche Einzelfragen der physiologischen und pathologischen Entwicklung sind, haben, nach Virchow, gegenüber der allgemeinen Lehre Schwanns, von der Ableitung aller Gewebe aus Zellen keinen principiellen Werth. Das unsterbliche Verdienst Schwanns des Forschers liegt darin, daß er, von der Eizelle beginnend, und bis zu den Geweben des fertigen Individuums fortschreitend, die beständige Wirkung der Zellen auf die Herstellung des ganzen Körpers angewiesen hat. Noch höher schätzt Virchow das Verdienst, welches Schwann als Denker in Anspruch nehmen durfte. Mit scharfer Zuspitzung habe er das selbständige Leben der Elementartheile, d. h. der Zellen, begründet, habe dargelegt, daß der Grund der Ernährung und des Wachsthums nicht in dem Organismus als Ganzem, sondern in den einzelnen elementaren Theilen, den Zellen, liege. Damit war nach Virchow ein Gedanke wieder aufgenommen, der seit Jahrhunderten in der Wissenschaft von Zeit zu Zeit aufgetaucht, aber immer wieder verloren gegangen war, der im Volke seit Jahrtausenden lebte, — der Gedanke von dem Eigenleben der Theile, und es war demselben zugleich eine Form gegeben, welche ihm den Eintritt in die strengere Doctrin gestattete.

Auch Johannes Müller erkannte sofort die große Bedeutung dieser Untersuchungen, auf welchen, wie Virchow später sagte, unsere letzten Fortschritte im pathologischen Wissen so wesentlich beruhen, und er, der verehrte Meister selbst war es, der die Entdeckung sofort verfolgte und der besonders an den Geschwülsten die Uebereinstimmung der pathologischen und embryonalen Entwicklung zuerst darthat, eine Erfahrung von der äußersten Wichtigkeit, die, wie wir jetzt wissen, fast die ganze Doctrin von der krankhaften Neubildung erschließt.

War der Geist des jungen Forschers demnach erfüllt neben der experimentellen Pathologie durch die von Schwann gegebene zelluläre Richtung, so traf es sich in gewisser Beziehung günstig, daß er sich in der Nothwendigkeit befand, ein eigenes neues wissenschaftliches Organ zu gründen. Traubes „Beiträge“ gingen wohl zumeist an dem Mangel an Theilnahme,

der dem Buchhändler neue Opfer zu verbieten schien, zu Grunde, und das „Archiv für pathologische Anatomie und Physiologie und für klinische Medicin“ erschien im Jahre 1847 zum Theil als Fortsetzung, zum Theil von ganz selbstständigen Gedanken getragen. Virchow verband sich für dasselbe mit einem damals erst 27jährigen Freunde, Benno Reinhardt, dem er durch gemeinschaftliche Arbeiten nahe getreten war. Nur ein kurzes Leben ist diesem beschieden worden, aber trotzdem wird sein Name neben dem seines glücklicheren Freundes infolge von wenigen, aber bahnbrechenden Arbeiten stets mit Ehren genannt werden. Kein freundliches Geschick ebnete ihm die Bahn für seine Bestrebungen, während er doch eine Natur war, die zur Entwicklung Licht und Luft bedurfte, und dann mitten in der Lebenskraft und der Entwicklung gebrochen wurde.

Dies Archiv, welches jetzt in ununterbrochener Folge schon seinen 87. Band erlebt, ist gerade damals für die Entwicklung der deutschen Medicin maßgebend geworden und hat neben der Wiener Schule, oft im Gegensatz zu ihr, schließlich sie wesentlich überwindend, die physiologische Pathologie angebahnt und durch die Verbindung der schärfsten makroskopischen und mikroskopischen Untersuchung, mit Experiment und klinischer Beobachtung die moderne Medicin überhaupt geschaffen.

In dem ersten Artikel der neuen Zeitschrift entwickelt Virchow sofort seine Anschauungen. Er geht davon aus, es sei erkannt, daß Krankheiten nichts für sich Bestehendes, in sich Abgeschlossenes, keine anatomischen Organismen, keine in den Körper eingezwungene Wesen noch auf ihm wurzelnde Parasiten seien, sondern daß sie nur den Ablauf der Lebenserscheinungen unter veränderten Bedingungen darstellten. Die wissenschaftliche Medicin habe daher zum Gegenstand die Erforschung der veränderten Bedingungen, unter denen sich der erkrankte Körper oder das einzelne leidende Organ befinde, die Feststellung der Abweichungen, welche die Lebenserscheinungen unter bestimmten Bedingungen erführen. Sofort trennt er die wissenschaftliche von der praktischen Medicin. Letztere sei auch in der Hand der größten Meister niemals die wissenschaftliche Medicin selbst, sondern nur eine Anwendung derselben, darin aber unterscheide sich der wissenschaftliche Praktiker von dem Routinier, von dem medicinischen Glücksritter, daß die Errungenschaften der wissenschaftlichen Medicin sein Eigenthum seien, daß sie die Basis seiner Operationen bildeten, und daß er weder mit dem Schlendrian noch mit dem Zufall Gözendienerei treibe. Die wissenschaftliche Medicin, wie sie jetzt sei, dürfe freilich nicht daran denken, ein Gesetzbuch der medicinischen Praxis aufzustellen, aber sei es darum gerechtfertigt, einen wissenschaftlichen und einen praktischen Standpunkt in der Medicin festzuhalten? Darauf geht Virchow auf die Pathologie speciell ein. Dreimal habe sie seit dem Beginn der naturwissenschaftlichen Methode Ueberfall erlitten, einmal von der Chemie, sodann von der allgemeinen Anatomie und Physiologie, endlich in den jüngsten Tagen von der allgemeinen pathologischen Anatomie. Das Resultat

dieser Ueberfälle sei und werde vielleicht in den nächsten Tagen noch mehr sein eine allgemeine Verwirrung, ein unendliches Chaos, aus dem der praktische Arzt mit um so größerem Mißtrauen hervorgehen müsse, je öfter sich diese Umwälzungen wiederholten. Jetzt sei nun nicht die Zeit der Systeme, sondern die Zeit der Detail-Untersuchungen. In den letzteren liege eine gewisse Gefahr des Zurückfallens in einen rohen Empirismus, allein diese Gefahr existire nur so lange, als man aus einzelnen Detail-Untersuchungen willkürlich allgemeine Schlüsse ziehe. Virchow endet damit, daß die Geister unverkennbar durch die vielen immer wieder in den Winkel geworfenen und durch neue ersetztten hypothetischen Systeme erschöpft seien. Allein noch einige Ueberfälle vielleicht und diese Zeit der Unruhe werde vorüber gehen, und man werde erkennen, daß nur die ruhige, fleißige und langsame Arbeit, das treue Werk der Beobachtungen und Experimente, einen dauernden Werth habe. Die pathologische Physiologie werde dann allmählich zur Entwicklung kommen, nicht als das Erzeugniß einzelner hitziger Köpfe, sondern als das Resultat vieler und mühsamer Forscher; die pathologische Physiologie, als die Beste der wissenschaftlichen Medicin, an der die pathologische Anatomie und die Klinik nur Außenwerke seien.

Mit bewundernswerther Klarheit legt ein Artikel desselben Bandes die Reform der pathologischen und therapeutischen Anschauungen durch mikroskopische Untersuchungen dar. Virchow polemisirt darin gegen den Versuch, sofort auch die pathologische Mikroskopie als eine neue Ontologie zu benutzen. Mit Mühe habe man die Ontologie in der sogenannten physikalischen Untersuchung der Brustorgane beseitigt, indem man einsah, daß man nicht direct z. B. die Pneumonie sondern nur das verdichtete Lungen-Parenchym damit feststellen könne. In der Pathologie wolle sie neue Triumphe feiern. Leider hätten die Untersuchungen von Johannes Müller den ihnen gebührenden Einfluß nicht gefunden, weil es diesem großen Beobachter nicht gefiel, weitere Consequenzen daraus zu ziehen. Er hatte das Gesetz von der Identität der embryonalen und pathologischen Entwicklung festgestellt, und darin lag die Nothwendigkeit gegeben, die verschiedenen krankhaften Erzeugnisse nicht mehr als fertige Dinge, sondern als in der Entwicklung begriffene Gewebe zu betrachten. Diesen Schritt that man nicht, und so kam man immer wieder auf der einen Seite in die alte Ontologie, auf der anderen in einen rohen Empirismus.

Noch klarer und entschiedener entwickelt Virchow seine Grundanschauung in dem Artikel „Die naturwissenschaftliche Methode und die Standpunkte in der Therapie“. Er setzt als bekannt voraus, daß während der letzten zwei Decennien der denkende Theil der deutschen Aerzte die alte Brücke zwischen der Medicin und den übrigen Naturwissenschaften wieder aufzubauen bestrebt gewesen sei, und daß alle tonangebenden Schulen in Deutschland darin übereinstimmten, daß die Medicin im Range einer Naturwissenschaft, als Wissenschaft vom Menschen, als Anthropologie im weitesten Sinne, also ideal und

prophetisch, als höchste Naturwissenschaft gefaßt werden müsse. Aber in den einzelnen Schulen seien die Vorstellungen über die Ausführung dieses Gedankens sehr verschieden. Virchow kommt in dem weiteren Verfolge darauf, mit Asklepiades von Bithynien hervorzuheben, daß die Methode der Forschung das Wesentliche und Unterscheidende sei. Dadurch, daß Baco zuerst mit Bewußtsein, nach einer langen Zeit des Träumens, die naturwissenschaftliche Methode gelehrt habe, aus der dann sehr bald die Naturwissenschaft selbst hervorgegangen, sei er ein Philosoph geworden, für alle Zeit groß und bewundernswürdig. 'Die Methode sei es, durch welche sich die Harvey, die Haller, die Bell, die Magendie und die Müller von ihren kleineren Zeitgenossen unterschieden. Sie sei der Geist der Naturwissenschaften.

Von dieser Definition der Methode aus kommt Virchow dann dazu, die übel verstandene Skepsis zu bekämpfen, welche dazu geführt hat, die Therapie zu läugnen. Skepticismus bei Solchen, die nicht zu gleicher Zeit einen besonderen Beruf zur Beobachtung hätten, habe zu allen Zeiten Verwirrungen gegeben. Er sieht auch in der sogenannten physiologischen Pharmakologie nicht den richtigen Weg, derselbe habe im Gegentheile zu der rohen Empirie geführt, die das Rademacher'sche Werk vertritt. Daß dieses gerade in Preußen einen so großen Erfolg erwarb, erklärt Virchow daraus, daß dort die mehr als unbegreiflichen Einrichtungen der Spitäler die Möglichkeit wirklich therapeutischer Beobachtung fast abgeschnitten habe. Die Verzweiflung an der Therapie, welche sich durch die immer zunehmende Vernachlässigung der classischen Literatur, durch die Schuld der klinischen Lehrer und die Unzugänglichkeit der großen Spitäler, endlich durch die Mißgriffe der physiologischen, chemischen und rationellen Therapeuten, wie sie sich nennen, unter einem großen Theile besonders der jüngeren Aerzte, sich verbreitet, habe auch unter den Laien mehr um sich gegriffen. Die Unsicherheit der Arzneimittel und der Unglaube an die ärztliche Geschicklichkeit seien so gangbare Phrasen, daß kaum noch ein Roman geschrieben zu werden scheine, in dem nicht ein Arzt eine klägliche Rolle spiele.

Die Reaction ist freilich nicht ausgeblieben. Der eine Theil suchte sein Heil nicht mehr bei den Menschen, sondern bei Gott und wollte Schutz in Gebeten, Sacramenten und Buße finden, der andere Theil, auch gläubig, wirft sich Quacksalbern aller Art in die Arme, ein dritter endlich construirte sich aus seinem, in dieser Beziehung meist dummen Geiste selbst ein individuelles therapeutisches System.

Nach einem kurzen Streifzuge auf das Gebiet der Universalmittel erklärt Virchow, daß die einzige Möglichkeit einer dauernden Umstimmung der öffentlichen Meinung nur in einer genügenden Bearbeitung der Therapie vom empirischen Standpunkte und einer allgemein gründlichen Ausbildung der Aerzte gefunden werde. Der Arzt werde dann zugleich helfen und belehren, es werde nicht mehr vorkommen, daß von einer Heilmethode, wie die Hydrotherapie, die in eigenen großen Anstalten und mit oft sichtbarem

Erfolge geübt werde, kein Hospitalarzt, kein Kliniker Kenntniß nehme, noch weniger einen Schritt thue, um die prätendirten Erfahrungen der Wasserdoctoren zu prüfen und für die Wissenschaft zugänglich zu machen! Goldene Worte, die freilich auch heute noch nicht die ihnen gebührende Anerkennung gefunden haben!

Das Beharrungsvermögen, die vis inertiae und der Fortschritt schlossen sich aus, trotzdem daß eine neue politische Partei sich den Namen Conservativ-Liberaler beigelegt habe.

Birchow zufolge wird sich die Therapie nur von dem Erfahrungs-Standpunkte aus, von praktischen Aerzten und von Klinikern gepflegt und durch Verbindung mit der physiologischen Pathologie zu einer Wissenschaft erheben, die sie bis jetzt noch nicht ist. Er schließt mit dem Citat des Cartesius, daß, wenn es überhaupt möglich sei, das Menschengeschlecht zu veredeln, die Mittel dazu nur in der Medicin gegeben seien. Die Medicin soll die Anthropologie, die Lehre vom Menschen werden, sie sei daher ihrem ersten Kern und Wesen nach eine sociale Wissenschaft und vereinige in sich alle Consequenzen von den Gesetzen, welche den Körper und den Geist zu bestimmen vermögen.

Die Arbeiten des „Archivs“ bilden aber keineswegs den ganzen Inhalt der Thätigkeit Virchow's in jener Zeit. Zwei hervorragende ärztliche Gesellschaften, die von ihm mit gegründet, die für wissenschaftliche Medicin und die für Gynäkologie, gaben ihm Veranlassung zu einer Reihe von Vorträgen, unter denen einige, wie „Das Weib und die Zelle“ durch ihre Vertiefung in die gestellte Aufgabe ebenso ausgezeichnet sind, wie durch eine Fülle der anregendsten Detailuntersuchungen.

Wir sahen, daß Virchow seinen Arbeiten entrisen wurde durch die Mission nach Oberschlesien und erfahren, welche Bedeutung dieselbe für seine ganze spätere Richtung und seine Auffassung vom gesunden und kranken Leben gehabt hat. Neben dem Individuum trat in den Kreis seiner Untersuchungen das Allgemeine, der Staat, das Volk, die Menschheit. Die praktische Politik erfüllt ihn dann während der Tage der Revolution, er sucht durchzubringen zum Humanismus und, trotz aller nur zu leicht erklär- und entschuldbaren Irrungen jener Tage, bleibt ihm ein tiefes Verständniß für die Wichtigkeit der öffentlichen Gesundheitspflege und der Seuchenlehre. Sofort begreift er beide in ihrem innersten Kern, und er sieht vorahnend, daß sie zu den großen Unterströmungen gehören, die nicht nur für die Geschichte der Medicin und der medicinischen Anschauungen, sondern auch für die der Völker wahrhaft bedingend sind.

So ist es denn natürlich, daß in dem schwülen Revolutionsommer und dem ihm nachfolgenden Reactionswinter in der Betheiligung an den Aufgaben des Tages neben der Reform des ärztlichen Standes die Erforschung der Cholera, welche damals in Deutschland auftrat und auch Berlin nicht verschonte, eine hervorragende Rolle spielt. Neben der genauesten

Erforschung ihrer pathologischen Anatomie verliert Virchow dabei die allgemeinen Gesichtspunkte nie aus dem Auge.

Ehe Rudolph Virchow nummehr Berlin verließ, legte er aber die Summe seines Denkens, die Gesamtheit seiner Anschauungen, die Endergebnisse seiner Forschungen nieder in einer kleinen Schrift „Einheitsbestrebungen der wissenschaftlichen Medicin“ und widmete sie dem Vater seiner Braut. Er will den Standpunkt klar legen, den er in der Wissenschaft festgehalten und von dem aus er ihre Entwicklung zu fördern versucht hat. Seinen Feinden, denn von einem Angriffe auf seine wissenschaftliche Thätigkeit wisse er nichts, wie seinen Freunden solle die Schrift den Beweis liefern, daß er sich seine Aufgaben mit Bewußtsein gestellt, daß er nie, weder am Leichentisch noch mit dem Mikroskop, noch am Krankenbett oder im öffentlichen Leben über der Mannigfaltigkeit des Einzelnen das Streben nach höheren einheitlichen Principien vergessen habe.

Dem entsprechend besitzt die kleine Schrift den Charakter einer philosophischen im guten Sinne des Wortes. Ueberhaupt hat die Berliner medicinische Schule niemals aufgehört, die Verbindung mit der Philosophie zu pflegen, derselben freilich nur das Terrain überlassend, auf dem ihre Ansprüche berechtigt waren. Johannes Müller war nicht nur zu den „Müttern“ der Naturphilosophie gleich Faust hinabgestiegen, er hat auch Hegels Vorlesungen besucht ohne freilich die Lehre des Philosophen Macht über sich gewinnen zu lassen, während er sich durch die Betrachtungsweise Giardano Bruno's „dieses Johann Fuß der philosophischen Reform“, dauernd angezogen fühlte. Traube versenkte sich eifrig in das Studium Bacon und Spinozas, und selbst Virchow hat sich, bei all seinem Kämpfen gegen die Hegelei, dem Einflusse der Jung-Hegel'schen Schule nicht entzogen, deren voraussetzungsloses Denken und schwache Dialektik seine Waffen oft genug geschärft hat.

Virchow beginnt in den „Einheitsbestrebungen“ mit den Menschen. Er weist die Transscendenz für die Wissenschaft zurück, ebenso, als unwissenschaftlich, den Anthropomorphismus. Das wissenschaftliche, zur Einheit gelangte Bewußtsein finde nur im Humanismus sein Ziel.

Das Leben ist mit der Mechanik nicht identisch, sondern eine bestimmte, die allercomplicirteste Form derselben. Nicht der Stoff als Beweger des Lebens an sich ist etwas Besonderes, sondern die Bewegung des Stoffes das Leben selbst.

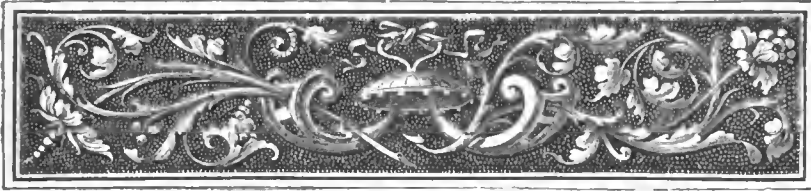
Die Medicin, nur dem Wortlaute nach, Heilkunst, hat sich als Wissenschaft daher immer die Aufgabe gestellt, die einige Lehre vom Menschen zu enthalten. Gefahr droht ihr vor Allem von den ontologischen Systemen. Die Pathologie muß aufgehen in die Physiologie. Die pathologische Physiologie ist zu gründen, nicht eine physiologische Pathologie, denn die Krankheit ist nichts Exceptionelles, nicht's Ontologisches. Sie ist lediglich der Ausdruck des unter ungünstigen Bedingungen verlaufenden

Einzelnebens, die Seuche dagegen das Anzeichen großer Störungen des Massenlebens. Virchow trennt hier die natürlichen von den künstlichen Seuchen. Erstere sind immer dagewesen, so oft der Wechsel der Jahreszeiten, der Witterung zc. die Lebensbedingungen änderte und die große Masse sich vor diesen Veränderungen nicht durch künstliche Mittel schützte. Die künstlichen Seuchen sind ihm Producte der falschen oder nicht auf alle Klassen verbreiteten Cultur. Sie deuten auf Mängel, welche durch die staatliche und gesellschaftliche Gestaltung erzeugt werden, und treffen daher auch vorzugsweise diejenigen Klassen, welche die Vortheile der Cultur nicht mitgenießen. Diese künstlichen Seuchen sind leibliche und geistige, denn auch die Geisteskrankheiten treten epidemisch auf und reißen ganze Völker in eine wahnsinnige Bewegung. Nur die Psychiatrie befähigt den Historiker, die großen Schwankungen der öffentlichen Meinung, der Volkstimmung, zu übersehen.

Die Medicin muß daher in das große politische und sociale Leben eingreifen, sie muß die Hemmnisse angeben, welche der normalen Erfüllung der Lebensvorgänge im Wege stehen, und ihre Beseitigung erwirken. Geschähe dies in Wirklichkeit einst, so würde sie ganz aufgehen in das allgemeine, einheitlich gestaltete Wissen, das mit dem Können identisch sei.

Das war Virchows Schlußwort. Ihm ist er auf dem Gebiete der Cellularpathologie treu geblieben. Neben der Einheit aller Lebenserzeugung die Selbstthätigkeit der Zelle, neben der Auffassung des Organismus als eines Aggregates zufällig zusammengerathener Atome, ein neuer Vitalismus! Letzterer durchdringt fortan alle seine für die Cellularpathologie grundlegenden Arbeiten und Klebs hat ganz Recht, wenn er den von Häckel gegen Virchow erhobenen Vorwurf, als sei dieser vom Monismus zum Dualismus später übergegangen, entschieden zurückweist. Zu dem Monismus im Sinne Häckels hat sich Virchow niemals bekannt.





Das Alter.

Don

Anton Theobald Brück*).

— Osnabrück. —

Vom menschlichen Alter haben theils Physiologen und Aerzte, theils philosophisch veranlagte Schriftsteller gesprochen; jene vorzugsweise die physiologische und pathologische Seite, diese mehr die psychischen Aeußerungen des Alters behandelt. Bei den letzteren, meist selbst den Alten, z. B. Cicero, Jacob Grimm, beide im sechsten Lebensjahrzehnte stehend, wie bei Lichtenberg, ist es vorzugsweise die Selbstbeobachtung; bei den Aerzten, z. B. Geist, Nagel, sind es ihre Erfahrungen im Leben, theils in Hospizien für männliche und weibliche Greise gesammelt, welche uns über das Alter belehren. Unter den Physiologen ist vor allen R. F. Burdach zu nennen. — Möge es auch dem Verfasser dieser Zeilen vergönnt sein, einem Kinde des vorigen Jahrhunderts, den Alten und zugleich den Aerzten angehörend, ein letztes Wort über die letzten Decennien des hohen Alters zu sprechen.

Wann beginnt das Alter?

Die Lebensdauer von Jahrhunderten, wie die thurmhohe Größe der Riesen fallen billig der Mythenbildung anheim. Es ist versucht, die Lebensperiode in sieben, in zehn Decennien abzutheilen. Statt dieser arithmetischen Eintheilung möchte ich ein biologisches Eintheilungsprincip, als dem stets bewegten Leben entsprechender, vorschlagen, wozu mir eine gedrängte

*) Man wird diese geistreichen, auf tiefer Gelehrsamkeit beruhenden Betrachtungen eines im neunten Jahrzehnt seines Lebens stehenden Mannes nicht ohne Rührung lesen können. Besonders hervorgehoben sei, daß der Verfasser, Geheimer Sanitätsrath Dr. Brück, die Auszeichnung erfahren hat, vor nahezu 60 Jahren eine seiner Schriften durch Goethe warm gelobt und später benützt zu sehen. In zwei in der „Gegenwart“ veröffentlichten Artikeln erzählte der Verfasser die Einzelheiten. D. Red.

physiologische Einleitung gestattet sei. *Flourens* (*Sur la longevité*) nimmt hundert Jahre als Normaldauer an. Bis zu dieser, von Wenigen erreichten Lebensdauer übertrifft das weibliche Geschlecht das männliche, wie 155 : 100. Bis auf 110 brachten es dagegen nach neueren Untersuchungen nur 17 Frauen gegen 58 Männer. Einzelnen ist ein weit höheres Alter zu Theil geworden: *Thomas Parre* 152, *Henri Jenkins* 169 Jahre. Von einer Million Menschen ist nach 110 Jahren noch Einer übrig. (Burdach.) Manche bis zum 84. Jahre Lebende beobachtete *Blumenbach* (*Physiologie*), Wenige darüber hinaus.

Den neuesten Angaben zufolge leben gegenwärtig 3108 Personen über 100 Jahre in Europa.

Von der Geburt bis zum Tode sind es dieselben Organe, durch deren Zusammenwirken, gleich den verschiedenen Instrumenten im Concert, die Harmonie des Lebens, die Gesundheit, besteht. In den verschiedenen Lebensperioden aber treten einzelne Organe bestimmter und bestimmender hervor und zurück, ohne jedoch völlig zu erlöschen. Vor Allem hat die Natur dafür gesorgt, daß die Gattung bestehe; das ist die Lebensperiode, deren schöne Feier wir Deutschen die Hochzeit des Lebens nennen. Die Pflanzen gehen in dieser Lebensäußerung völlig auf, eben so die niedersten Thiere. Die einfachste Alge, aus einer Zelle bestehend, pflanzt sich durch Theilung in wenigen Stunden fort und stirbt — die hundertjährige Eiche wiederholt jährlich durch Blüthe und Frucht denselben Fortpflanzungsproceß und geht darin auf. Erst im Menschen findet sich eine Unterordnung des Geschlechtslebens unter das höhere, individuelle Leben bestimmt angedeutet. Das Beckenleben nannten jenes die deutschen Naturphilosophen, die Lage der Organe bezeichnend, welche scheinbar für sich bestehen, jedoch in lebendigster Wechselwirkung mit dem Fühlen, Denken und Wollen der Person stehen. Dieser Organengruppe ist die eine Lebensaufgabe des Menschen, die Fortpflanzung des Menschengeschlechtes, zugetheilt, während die höhere, die eigentlich humane Lebensaufgabe durch einen höherpotenzirten Organismus ermöglicht wird, durch das Wirbelsystem: das Rückenmark und seine Krone, das Gehirn.

Beide Lebensaufgaben sind zugleich an beide Geschlechter, jedoch nicht gleichmäßig, vertheilt, was in der Körperbildung sichtlich zu Tage tritt: durch Vorherrschen des Beckenlebens beim Weibe und des Gehirnlebens beim Manne. In einem Aufsatze, *Ανδρωπος* (*Olen's Isis* 1830. S. 351—367), suchte ich nachzuweisen, daß erst beim Manne der völlig aufrechte Stand, die Selbständigkeit, verwickelt werde vermöge des höchst belebten, wachen Gehirns, welches die Schwerkraft besiegt.

Unbestreitbar ist die allernächste Aufgabe des Menschengeschlechtes dessen Erhaltung durch die Fortpflanzung. Das vornehmste, eigentlich biologische Eintheilungsprincip der Lebensalter scheint mir naturgemäß in dem Cyclus vom Beginn der Pubertät bis zu den klimakterischen Jahren dargeboten. Und so möchte ich

1. die glückliche Jugendzeit, den Morgen des Lebens, die Zeit von der Geburt bis zur vollen geschlechtlichen Reife (in unserm Klima beim Manne etwa das 24., beim Weibe das 20. Jahr) das Vorbereitungsalter,

2. die Zeit der Reife, des geistigen und leiblichen Schaffens (beim Weibe etwa bis zum 45. Jahre, beim Manne darüber hinaus), diesen Mittag des Lebens das reife Wirkungsalter nennen, dem dann

3. der Abend des Lebens, das höhere, eigentlich sogenannte Alter sich anschließt.

Der „Fluch“ des alten Testaments für den Mann: im Schweiß seines Angesichts sein Brot zu essen, für das Weib: in Schmerzen zu gebären, stellt sich, objectiv betrachtet, als die an beide Geschlechter vertheilte Lebensaufgabe im reifen Wirkungsalter dar, in deren Lösung vielmehr das Glück des Daseins besteht. Die Arbeit des Mannes, ursprünglich auf den Erwerb der nothwendigsten Lebensbedürfnisse gerichtet: die Jagd, der Ackerbau, die Viehzucht, die Vertheidigung der Familie, vorzugsweise mit Muskelanstrengung verbunden, vollführt sich freilich „im Schweiß des Angesichts“; sie steigert sich aber bei fortschreitender Cultur zur höheren Gehirnarbeit, zur Kunst und Wissenschaft und überzeugt den Mann vom Werthe des Daseins. Ebenso erkennt das Weib jenen „Fluch“ als seine höchste Lebensaufgabe: die Geburt und die Erziehung der Kinder, nicht bloß durch die ersten Bedürfnisse des Lebens, sondern zur wahren Humanität. Viele, namentlich solche, denen das Geschick die Erfüllung dieser Lebensaufgabe versagte, haben in edler Lebensthätigkeit, in Kunst und Wissenschaft Achtungswerthes geleistet.

Das „reife Wirkungsalter“, dem diese Lebensaufgaben gestellt sind, nimmt die kräftigste Mitte des Lebens ein, etwa drei Jahrzehnte, eine Dauer, die weder das „Vorbereitungsalter“ bedarf, noch das „Alter“ zu erreichen pflegt.

Ohne statistisches Material trifft der jüdische König David mit dem griechischen Weisen Solon in der Dauer des Lebens nahezu überein, indem der erstere, der selbst nur das siebenzigste Jahr erreichte, die normale Lebensdauer auf 70 bis 80, der andere, der gegen 80 alt wurde, dieselbe auf 70 beschränkt. In unserer Zeit bestätigt sich dasselbe an der Hand der Statistik. (Quetelet, Galley, Simpson, Duillard u. a.) — Bezeichnend ist des Psalmenisten bekannter pessimistischer Ausdruck von der Mühe und Arbeit des Lebens, „selbst wenn es köstlich getreuen ist“, gegenüber der objectiv gehaltenen Elegie des Griechen:

„Noch unkundig der Red', unmündig noch, treibt in den sieben

Erstlingsjahren die Reih'n sprossender Zähne das Kind;

Aber vollendete bald ihm die andern sieben die Gottheit,

Thun Anzeichen sich auch werdender Jugend hervor.

Dann in der dritten umhüllt, wie die Glieder sich kräftig gestalten,

Flaum sein Kinn und er färbt dunkler den blühenden Reiz.

Kommen die Sieben anjezt zum viertenmal, dann ist der Manneskraft
 Gipfel erreicht und es thun edele Thaten sich kund.
 Doch in der fünften ist's Zeit, daß der Mann der Vermählung gebent sei
 Und er ein Folgegeschlecht blühender Kinder erzeug'.
 Drauf in den sechsten erstarkt urkräftig des Mannes Gesinnung
 Und nicht mag er hinsfort eitele Werke begeh'n.
 Bierzehn Jahre hindurch, in der siebenten und in der achten
 Reihe von sieben, erhebt Red' ihn sodann und Verstand.
 Auch in der neunten vermag er noch Einiges, aber ihn schieht schon
 Zum großherzigen Thun Weisheit und Leibesgewalt.
 Aber erfüllte zum zehntenmal sein siebentes Jahr Wer,
 Nicht unzeitig ertit diesen das Todesgeschid".

Nach der mittleren Lebensperiode, welche ich als das „reife Wirkungs-
 alter“ bezeichnet habe, dem die höchsten Aufgaben des männlichen und
 weiblichen Lebens anheimfallen, einem Zeitraum von etwa dreißig Jahren,
 tritt, gleichsam als ein Ausruhen nach dieser „Mühe und Arbeit“, wie der
 Psalmist sagt, das Alter ein. Bei den Römern war schon das fünfzigste
 Jahr als Beginn der Senectus, wogegen wohl annähernd ein deutscher
 Denkpruch das sechzigste bezeichnet. Wie das „Vorbereitungsalter“, die
 Jugend, nicht durch bestimmte Jahreszahlen begrenzt, sondern allmählich in
 das „Wirkungsalter“, so tritt dieses allmählig in die ruhigere, jedoch keines-
 wegs freud- und thatenlose Periode des Alters. Ankämpfen müsse man
 dagegen, mahnt Cicero, wie gegen eine Krankheit. Man nannte das Alter
 selbst eine Krankheit — mit Unrecht. Die Welle des Einzellebens erhebt
 sich aus dem Meer des Alllebens und sinkt in dasselbe zurück, bei glücklichst
 organisirten Naturen ohne wesentliche Störung durch Krankheit. Unmerklich
 nehmen die Functionen der einzelnen Organe ab; so die Capacität der Lungen
 sogar schon mit dem fünfunddreißigsten Lebensjahre. Nur abnorme Erregungen,
 körperliche und geistige, meist von außen herantretend (Temperatur, Nahrung,
 Verletzungen, Epidemien, geistige Ueberbürdung zc.) bringen organische Ver-
 änderungen hervor, die wir Krankheiten nennen — selbst die geistigen
 beruhen auf Gehirnstörungen. Unmerklich führt uns ein glückliches Alter
 wie im Schiffe stromabwärts — nicht wir fühlen die Bewegung, sondern
 die Ufer scheinen vorüber zu schweben, bis uns das Meer des ewigen
 Schlafes in sich aufnimmt.

Das Alter trägt zwar gegenüber den beiden vorhergehenden Lebens-
 perioden den Charakter der Ruhe, jedoch keineswegs der Passivität. Wie
 die würdige Matrone, lebensklug und in liebevoller Thätigkeit für die
 Familie fortwirkt: so ist im Alter dem Mann, freier von Leidenschaften und
 Sorgen der mittleren Lebenszeit, vergönnt, durch Rath und That zum Wohl
 des Ganzen zu wirken und mit klarem Geiste in Wissenschaft und Kunst
 fortzuschaffen.

Wir erstaunen über die, freilich nur bei ausnahmsweise begabten Männern,
 selbst im hohen Alter bis zum Ende ausdauernde Arbeitskraft; so — um

nur Einige zu nennen — bei Hippokrates bis zum 104. Jahre, bei Tizian bis fast zum 100., bei Michel Angelo und Alexander v. Humboldt bis zum 90., bei Sophokles bis zum 92., bei Voltaire bis zum 85., bei Friedrich dem Großen bis zum 74., bei Goethe bis fast zum 83. Und verdanken wir nicht unsere letzten Siege vorzugsweise dem Greisenalter angehörnden Schlachtenlenkern?

Als Beispiel eines im Alter sogar durch die, sonst nur dem „reifen Wirkungsalter“ der mittleren Lebenszeit anheim fallende, zwiefache Productivität Ausgezeichneten habe ich in Paul Lindaus „Gegenwart“ (1879, Nr. 1) das Lebensbild unsres Goethe zu entwerfen versucht. Seine Gehirnthätigkeit erwies sich noch bis in die letzten Tage seines Lebens als eine jugendlich frische in dem Aufsätze, welcher den Sieg seiner synthetischen Naturauffassung durch Geoffroy St. Hilaire in der französischen Akademie zum Gegenstand hatte. Freilich trat diese Nachricht von der endlichen öffentlichen Anerkennung seines lange verkannten Aperçu als ein letztes Glück belebend in seine letzten Tage, bestätigend sein Wort:

Der Mensch erfährt, er sei auch wer er mag,
Ein letztes Glück und einen letzten Tag.

Wie bezeichnend für Goethe ist es, den letzten Tag mit dem letzten Glück in Verbindung zu bringen!

Wie Sophokles noch im hohen Alter Tragödien dichtete, die zu den vortrefflichsten gezählt werden, so beschloß Alexander v. Humboldt sein Leben mit dem großartigen Werke Kosmos. — Reisend, lehrend und heilend bis an sein Ende, beklagte Hippokrates sein langes Leben als zu „kurz für eine lange Kunst“.

Wenn auch nicht alle jene Geistesheroen mit großen Werken schlossen, so beharrten andere, wie Wilhelm von Humboldt, der zurückgezogen auf Schloß Tegel jeden Tag mit einem geistvollen Sonett bezeichnete, bis zum Ende in behaglicher Thätigkeit. — Gesundes Alter ist lebensfroh, sagt Jakob Grimm, behaglich dem Naturgemusse zugewandt, wie Odysseus den Vater Laertes mit der Gartenarbeit beschäftigt findet und Ciceros Cato Major ein Werk über den Landbau schreibt. Solchen erscheint, wie Goethe sagt, das Alter als ein „höflich Mann, Einmal über's andre klopft er an Dann klinkt er auf und tritt herein.“ Aber „dann fällt's den Jahren auch mal ein, nicht mehr, wie sonst, bequem zu sein.“ Die vom Schicksal mindre begünstigten Greise, denen auch die früheren Lebensperioden keineswegs „bequem“ waren, tritt auch das Alter hart an, vor allen die Armen, und zwar meist ein verfrühtes. Diese sind es, für die jener heitre Goethe'sche Spruch die herbe Glosse herbeiruft:

Der Arme hat, er thu' auch was er mag,
Sein erst's Glück an seinem letzten Tag.

Den Gebrechen des Alters entgeht höchst selten ein Hochbejahrter; selbst Goethe litt an Abnahme des Gedächtnisses und Gehörs, wie wir andern Alten, er verlor die Zähne und ergrauete. Er imponirte durch seine

„würdige Haltung“, die ihm, obgleich nur von mittler Größe, das Ansehen höheren Wuchses gab. — Durch das Schwinden vorzüglich der zwischen den Wirbeln des Rückgrats liegenden Knorpel verliert der Greis sechs bis sieben Centimeter von Höhe, und nur durch tägliche Muskelübung erhält er sich die männlich grade Haltung und den elastischen Schritt. In keiner Weise darf er sich „gehen lassen“, alle Lebensfunctionen, die sich früher von selbst verstanden, hat er zu beaufsichtigen, und in sofern gilt das Wort Ciceros, daß gegen das Alter anzukämpfen sei, wie gegen eine Krankheit. Keinen Ersatz und nur geringen Schutz bieten Kunst und Vorsicht gegen die Gebrechen des höheren Nervenlebens, zunächst des Gedächtnisses und der Sinne. Die Anatomie und Physiologie des Gehirns, noch bei Erforschung des Faserlaufes beschäftigt: ist die Aufgabe unsrer Zeit und der fernsten Zukunft. „Noch Manchem wird ein Preis zutheil werden, sagt K. E. von Baer, die Palme aber wird der Glückliche erringen, dem es vorbehalten ist, die bildenden Kräfte des thierischen Körpers auf die allgemeinen Kräfte oder Lebensrichtungen des Ganzen zurück zu führen. Der Baum, aus welchem seine Wiege gezimmert werden soll, hat noch nicht gekeimt.“ Wir sind daher noch auf empirische Hilfe angewiesen bei der beginnenden Abnahme des Gedächtnisses und unter den Sinnen vorzugsweise des Gesichts und des Gehörs, bis diese, wenn nicht früher das Leben erlischt, aus dem Gebiet des Gebrechens in das der Krankheit, des Absterbens: Blindheit und Taubheit übergehen.

Im Alterthum war der bejahrte Blinde besser daran, wie der Taube, wie denn die verehrten Sänger, Homer selbst und sein Demodokos bei den Phäaken, Ossian u. a. als glückliche Greise zu denken sind, während jetzt der Taube durch Lesen und Schreiben mit der Zeit und seiner Umgebung fortlebt. — Freiere Aeußerungen erlaubte sich der Greis über erkannte Wahrheit im religiösen Glauben und Staatsleben, sagt J. Grimm, einer der sieben Göttinger Professoren, die solche Freisinnigkeit mit Verbannung büßten.

Man spricht euphemistisch von der Schönheit des Alters; Eckermann nennt selbst die Runzeln Goethes schön. Allerdings erhält sich bei schönen Menschen der Ausdruck des Adels, ernster Würde und Milde, vorzugsweise im Kopfskelet, im Auge und in der Mimik nicht selten bis zum Ende, und es giebt schöne Leichen. Bei den Frauen, sagt Jean Paul, zieht sich die Schönheit am Ende in die festen Theile — er meint die Füße — zurück; was zu bestreiten ist. Selbst in der Jugend bieten, Dank unserer entstellenden Fußbekleidung, wohl nie jene Formen sich dar, die wir an der Antike bewundern; nur die Füße unserer Kinder sind schön, so lange sie von Schuhen verschont bleiben.

Im Alter treten beim Manne wie beim Weibe die geschlechtlichen Unterschiede zurück. In der Stimme verliert sich beim Manne das Metall, dessen der Jüngling aus dem Knabenalter tretend, sich erfreute; beim Weibe

wird die Stimme tiefer. Der Kopf bekommt beim Manne die Gläze, beim Weibe wird das Haar dünner, bei beiden ergraut es, wie beim Manne schon früher der Bart, durch Mangel an Ernährung der Haarwurzeln. Daß vor allem in Frankreich das Alter die Männer liebenswürdig mache, versichern zwei recht verschiedene Autoren: Madame Dubevant und Jacob Grimm, dem meine Erinnerungen „aus der Franzosenzeit“ zustimmen. Bei manchen alten Frauen verwischt sich der Geschlechtscharakter bis zur Andeutung eines Bartes. Eine Erscheinung, die mir in dreißigjähriger ärztlicher Wirksamkeit auch bei jüngeren Frauen öfters vorgekommen, ist ein Bart der Oberlippe, erblich durch mehrere Generationen, meist bei Frauen französischer Abkunft. Einen wirklich entwickelten Bart des Kinnes, der mit der Schere sorgfältig entfernt wurde, habe ich nur bei zwei deutschen Frauen beobachtet; beide waren kinderlos.

Alle Sprachen, sagt Grimm, äußern sich ungünstig über das Alter. Er vergißt die chinesische. China ist das Paradies des Alters, und die größte Schmeichelei ist: Du könntest mein Großvater sein. Cicero nennt es mürrisch, jähzornig, ängstlich, schwierig, verbittert, geizig. Gewiß sind diese Eigenschaften nicht immer Folgen des Alters, sondern aus den früheren Jahren herübergebracht, begründet in Charakter, Temperament und Schicksalen. Den Geiz der Alten findet Cicero um so unverständiger, als sie nur noch wenige Stationen zu wandern haben. Die Sparfamkeit des Alters erklärt sich einfach aus der Abnahme der Lebensbedürfnisse und aus dem Bewußtsein der Unfähigkeit des Erwerbens im Kampf um das Dasein.

Horaz, der gleichfalls den Alten jene Schattenseiten vorwirft, fügt eine Schwäche hinzu, welche noch jetzt sprichwörtlich ist: „Lobreden der guten alten Zeit“, eine Schwäche, die schon Homer dem verehrten Greise Nestor beilegt. Kennte man nicht die ehrliche Naivetät Homers, so müßte man es Ironie nennen, wenn er wiederholt den weisen Nestor seine Jugendzeit (und sich selbst) loben läßt: „Jene bessere, heroische Zeit, da er den Riesen Erichthalion erschlug.“

Blinde Leidenschaft, Leichtsinm und Unbesonnenheit des Alters läßt Shakespeare im Lear durch Wahnsinn büßen. — Auch in unserer deutschen Sprache ist das Beiwort „alt“ kein verschönerndes, sondern das Häßliche steigend: altes Weib, alter Narr, alter Heuchler u.

Es gibt Wilde, welche ihre Alten todtzuschlagen und es gab edle Völker, sagt Grimm, die es thaten. Nicht undeutlich vernimmt nicht selten auch jetzt noch der Alte, welcher sich allzulange an der Tafel des Lebens aufhält, von den Jungen die leise Mahnung: hebe Dich fort, daß ich mich setze. Und bedurfte es nicht bei dem israelitischen Volke eines Gebots: Du sollst Vater und Mutter ehren, auf daß Du lange lebest auf Erden!

Die Frage: ob das Alter ein begehrenswerthes Gut sei? läuft darauf

hinaus, ob das Leben selbst ein begehrenswerthes Gut, eine „freundliche Gewohnheit des Daseins und des Wirkens“, oder ob vom pessimistischen Standpunkt betrachtet, „nicht geboren sein das höchste Gut“ sei. Wessen Devise der erstere Spruch ist, der wird die Gebrechen des Alters, wovon bisher die Rede war, als Hindernisse im Fortleben ertragen; aber die Krankheiten sind meist der Beginn des Sterbens.

Hippokrates (Aphorismen II. 39; III. 18 und 31) sagt: Ältere sind gewöhnlich minder krank als junge; chronische Krankheiten aber, die sie treffen, eiden gewöhnlich erst mit dem Leben. Im Sommer, bis zu einer gewissen Zeit des Herbstes, sind Greise am gesundesten. Als die vorzüglichsten Krankheitszustände des Alters nennt er: beschwerliches Athmen, Katarrhe und Husten, Gliederschmerzen, Harnbeschwerden, Nierenleiden, Schwindel, Schlagfluß, Kachexie, Jucken am ganzen Körper, Schlaflosigkeit, Flüssigkeit der Augen und der Nase, Blödsichtigkeit, grüner Star, Schwerhörigkeit.

Abgesehen von gewissen Specialitäten, z. B. den Alterskrankheiten der Frauen (Risch), finden sich hier von Hippokrates die Alterskrankheiten eines Landes treulich aufgezählt. Als Commentare können wir viele ärztliche Schriften bezeichnen; ich nenne nur unter den Deutschen: Dr. Geist in Nürnberg (Klinik der Greisentränkheiten) und Professor Nagel in Wien (die Greisenmetamorphosen), Schriftsteller, denen in großen Hospizen für Alte beiderlei Geschlechts die gründlichsten Beobachtungen und Sectionen zu Gebot standen. Den Lesern dieser nicht der Medicin angehörenden Blätter werde ich allgemein Verständliches aus eigener Beobachtung und jenen Schriften Entlehntes aphoristisch mittheilen.

Es haben sich in unserer Zeit Gesellschaften für öffentliche Gesundheitspflege gebildet, den Krankheiten überhaupt vorzubauen; und so gilt es auch, den Gebrechen und Krankheiten des Alters vorzubauen. Denen, welche alt sind, oder es werden wollen, gilt es zunächst, diese zu kennen, um sich vor ihnen zu schützen. Erbliche Anlage, Mäßigkeit und Thätigkeit in der Jugend und im mittleren Leben sind die sichersten Bürgschaften eines heiteren Alters. Als eine glückliche habe ich (a. a. D.) die Jugend Goethes gepriesen, der mit der „Froh natur“ seiner Mutter heranwuchs, ohne, wie unsere Jugend, auf den Schulbänken mit Lehrstoff überfüttert, anämisch und kurzsichtig zu werden, ohne bei mangelndem Organ für Mathematik mit den Kegelschnitten behelligt und ohne durch das Gespenst der Maturitätsprüfung geängstigt zu werden. — In einer Versammlung von Irrenärzten klagte Dr. Hassse, unter allgemeiner Zustimmung, als Hauptursache der leiblichen und geistigen Verkümmernng, der Nervosität, der Kurzsichtigkeit und der erschreckend zunehmenden Geisteskrankheiten die Ueberbürdung unserer studirenden Jugend mit Schulstunden und Lehrstoff an. Man hat darauf höheren Orts Irrenanstalten zur Berichterstattung über die Ursachen der Krankheit bei der Aufnahme aufgefordert. Nur bei wenigen wollen die

Berichterstatter die beklagte Ueberbürdung durch die Schule gefunden haben. Zwar haben schon längst die Aerzte über diese Ueberbürdung Klage geführt; nichtsdestoweniger haben Lehrstoff und Schulstunden sich gemehrt. Aus meiner Gymnasialzeit erinnere ich mich keines einzigen Brillenträgers, wie sie jetzt zu Duzenden erscheinen. Freilich wurden wir auch nicht so gelehrt, um uns auf der Universität in den ersten Semestern von all dem eingetrichterten Wissen zu — erholen. Dürfte nicht die zugestandene unmittelbare Schwächung der Augen als ein Vorbote der Nervosität und Gefährdung des Geistes im späteren Leben angesehen werden?

Wenn durch die Berichte mehrerer Irrenanstalten verhältnißmäßig nur bei wenigen der aufgenommenen Irren der Grund der Seelenstörung sich durch die Schule constatiren ließ: so ist — abgesehen, daß etwa die Hälfte der Irren weiblichen Geschlechts ist — zu bedenken, daß bei dem Andränge aus allen Volksklassen zu den Irrenanstalten sich nur Wenige darunter finden, welche jenen höheren Schulunterricht genossen haben, den Dr. Fasse und seine Collegen beschuldigen. Sicher ist eine geistig überbürdete Jugend kein Prognosticon geistesfrischen Alters.

Wie den Mond mit seinen Gebirgen und Kratern, so kennen wir mikroskopisch das Gehirn mit seinen Windungen u. s. w.; wo aber bei beiden der Sitz des früheren Lebens war, bleibt die Frage. Zwar haben Divisectionen höherer Thiere, großartige Kopfverletzungen in Kriegen, Prüfungen von Arzneimitteln Ersreuliches zu dieser Frage beigetragen: es bleibt aber noch unjerer Urenkeln unendliche Arbeit übrig. Die Abnahme der Geisteskräfte im hohen Alter fällt mit der Rückbildung des Gehirns ebenso natürlich zusammen, wie die Abnahme der körperlichen Functionen mit der Rückbildung der Organe, z. B. der Muskelkraft mit dem Schwinden der Muskeln, und es ist ein Sprichwort, daß das hohe Alter wieder kindisch wird. Die wenigen Ausnahmen geistesgewaltiger Männer, welche ich oben citirt habe, bestätigen nur die Regel, und man darf sagen: trotz ihrer hohen Jahre wären sie so glücklich organisiert, noch nicht alt zu sein.

Um nur die auffallendsten Veränderungen des höheren Nervensystems im Alter zu nennen: der Schädel, verdünnt, wird um ein Drittel leichter, das Gehirn, atrophisch, füllt den Schädel nicht mehr aus, verändert sich in seiner Substanz, nimmt an Gewicht immer mehr ab, besonders das große, desgleichen das Rückenmark und die Nerven. Andersfalls ergibt nach J. W. Müllers Untersuchungen die regressiv Metamorphose des Gehirns compensatorische Verdickung des Schädels und darum Ansammlungen im Gehirn.

Die Alten fühlen es mit schmerzlicher Resignation, daß die Leistungen ihres verödeten Gehirns ihren eigenen Anforderungen nicht mehr genügen. Wenn auch weniger drückend, spricht sich diese Hirnchwäche in den Gewohnheiten des täglichen Lebens aus: sie wissen nicht wohin sie eben ihre Cigarre, ihre Brille hingelegt haben, ihre Muskeln folgen weniger dem Willen, sie

zerbrechen mehr Tassen, stoßen Gläser um, verwechseln die Hüte u. s. w. Bezeichnend drückt der geistvolle Selbstbeobachter Lichtenberg die Abnahme seines geistigen Schaffens aus: „Wenn ich ehemals in meinem Kopfe nach Gedanken oder Einfällen fischte, so fing ich immer etwas; jetzt kommen die Fische nicht mehr so. Sie fangen an, sich auf dem Grunde zu versteinern und ich muß sie herauschauen, stückweise, und ich flicke daraus etwas zusammen.“ Die lauten Selbstgespräche gehören auch dahin. Ein unangenehmer Gedanke, eine beschämende Reminiscenz, die der Jüngere still in seinem Gehirn verarbeitet, veranlaßt beim Alten wohl einen Ausschrei, Wallen der Faust, Aufstampfen: eine Reflexerscheinung, ein Ueberspringen (wie bei der überladenen Leydener Flasche) von den Empfindungszellen zu den Bewegungszellen, wodurch sich das Gehirn befreit.

Aber auch an psychischen Krankheiten fehlt es nicht im Alter; es genüge hier, daß sie nicht selten zum Selbstmord führen. Im Heiligengeisthospitium zu Nürnberg, das 245 alte Männer und 550 Frauen enthielt, traten in zwölf Jahren 514 Todesfälle ein, worunter sechs Selbstmorde. Doch heilen bei kräftig organisirten Greisen selbst Geistesstörungen, die durch die gefährlichsten Gehirnverletzungen (Schlagfluß) hervorgerufen sind, nicht ganz selten. Einer meiner Kurgäste in Driburg, vor sechzig Jahren mein Univerfitätsgenosse, litt infolge eines Gehirnschlages an jenem sonderbaren Nebel, welches Aphasie genannt wird und fast immer eine bestimmte Stelle des linken Vorderhirns lädirt zeigt. Die Kranken suchen vergebens, oder verwechseln die Worte. Mein Tischgenosse forderte z. B. statt: „Das Salzfaß, „das Bleistift“ und dergl. Er genas aber so, daß er vor seinem Tode noch einen gelehrten Band juristischen Inhalts edirte. Correccte Briefe hatte ich noch von ihm.

Unter den von Hippokrates oben aufgezählten Krankheiten des Alters ist der unvermeidlichen Abnahme der Sehkraft erwähnt. Das kleiner gewordene, glanzlose Auge tritt in seine Höhle zurück, die Aze der vorderen Augenkammer wird verkürzt, daher die Lichtstrahlen zerstreut auf die Netzhaut fallen und kein deutliches Bild der Gegenstände geben. Weil die inneren Feuchtigkeiten des Auges abnehmen und nun die Muskeln die Augenaxe verlängern, und die Pupille sich verengt, hebt sich nach Achtzig zuweilen wieder das Sehvermögen, wenn nicht unterdeß die Linse sich verdunkelt hat (grauer Star) oder die Netzhaut abgestorben ist (schwarzer Star). Die hippokratischen Benennungen sind für unsere Zeit nicht mehr zutreffend; wie er aber von der Gesundheit des Auges auf die allgemeine schloß, spricht er in dem Satz aus: Wie das Auge, so der Mensch.

Das beschwerliche Athmen, Husten und Katarch stellt Hippokrates mit Recht unter den Altersleiden voran. Die Athemzügel nehmen an Tiefe ab. Die Lungen, welche bis zum fünfunddreißigsten Jahre fast 200 Kubitzolle Luft einathmen, verlieren fortwährend diese Capacität, um das achtzigste bis auf 111. Somit kommt dem Alten nur etwa die Hälfte des blutbelebenden

Sauerstoffs zugut, falls er auch durch Bewegung im Freien die Athmungsfähigkeit seiner Lungen gehörig ausbeutet. Nun aber betrachte man das verminderte Athmen der Stubensitzer in oft schlechter Luft! Hier tritt die oft-berufene Hygiene vorzugsweise in ihre Rechte: das Ankämpfen gegen den Altersmarasmus.

Seines Fleißes darf man sich nicht rühmen, sagt Lessing. Und so darf ich im langen Kampf um's Dasein namentlich mein Verhalten zur Atmosphäre als ein günstiges zur Nachahmung empfehlen. Der lange Winter bannt uns an das erwärmte Zimmer, und wenn ich die „nüchternen Frühpromenaden“ nicht empfehlen kann: im Laufe des Tages befreunde man sich durch mehrmalige kurze, rasche Spaziergänge mit der erfrischenden Luft, um sich von Kohlen- und Wasserstoff und — Sorgen zu befreien und das Nahrungsbedürfniß zu heben. Der einsame Spaziergang, sagt Grimm, ist für den Alten geschaffen, er athmet mit Lust und Manches fällt ihm auf dem Spaziergang ein, was ihm zu Hause dunkel blieb.

Instinctmäßig drängt es nach den Freuden und Leiden des Winters den Städter hinaus zur „Sommerfrische“, zu großen Reisen, zu den Bädern. Große Reisen sind aber für Hochbejahrte in mehr als einer Hinsicht bedenklich! Auf den Eisenbahnen fehlt meistens für sie eine gewisse Bequemlichkeit, welche die Jugend kaum vermisst, deren Entbehrung aber bei Greisen — wie ich mehrere Fälle erlebt habe — zu tödtlichen Erkrankungen führen kann. Empfehlend ist einfacher Landaufenthalt mit genügender Beschäftigung und Verkehr mit Jüngeren, oder der Besuch nicht luxuriöser, nicht überfüllter Bäder. Man hat die indifferenten Thermen, wie Gastein, Schlangenbad &c., empfohlen. Doch auch in Driburg hatte ich hochbejahrte Stammgäste zu begrüßen und wenn ich selbst kaum die Gebrechen des hohen Alters empfinde, so schreibe ich dieses dem jährlichen Sommeraufenthalt in der belebenden Waldluft und der Hautcultur durch die unübertroffenen Bäder vor allem zu.

Wir leben in einer Zeit zunehmender Feste. Gefeiert werden in jährlicher Wiederkehr glückliche Staatsereignisse, Siege u. s. w.; gefeiert werden die Geburtstage und freudige Familienergebnisse der Regenten, der eigenen Familienglieder, der Freunde. Der großen Verstorbenen Geburts- oder Todestage wird in den Kreisen der Gebildeten durch Feste gedacht, und wie die Veranlassungen zu Festlichkeiten ferner heißen mögen. Solchen Tagen voll körperlicher und geistiger Aufregung sich möglichst zu entziehen, ziemt der Besonnenheit des Alters, und man verzeiht es. Schwieriger aber ist es, den persönlichen sogenannten Jubiläen zu entgehen, die öfters schon am Vorabend beginnend, den Tag der Feier vom Morgen bis zum Abend — man weiß, wie — in Beschlag nehmen und manchen Jubilar noch wochenlang durch Dankbezeugungen correspondirend aufregen. Für geistig und gemüthlich erregbare Naturen sind Jubiläen in der That bedenklich! Es sind erst wenige Jahre, daß zwei berühmte Männer, ein Dichter und

ein Arzt, ihren hochgefeierten Jubiläum nach wenigen Wochen zum Opfer fielen. Ähnliches beobachten wir nicht selten nach der Feier der „goldnen Hochzeit“.

Wenn wir die oben von Hippokrates als eigenthümliche Krankheiten des Alters: Schlagfluß, Nierenleiden, Kachexie, der ärztlichen Behandlung überlassen, möge noch des Leidens der Schlaflosigkeit erwähnt werden. Wie die Mahlzeiten im kräftigen Lebensalter seltener, dabei ergiebiger ausfallen, im Alter aber zum öfteren Bedürfniß geringerer Quantität werden, so wird der früher tiefe und andauernde Schlaf im Alter ein mehrfach unterbrochener, und auch am Tage mahnt die Siesta. — Es ist eine unrichtige Ansicht, daß man am Nachtschlaf das wieder entbehren müsse, was man des Tages an Schlummer genossen; gegentheils schlafen reizbare Personen in der Nacht besser, wenn sie im Laufe des Tages, am besten Vormittags, einmal durch Schlaf sich calmiren, als wenn sie sich gewaltsam wach erhalten.

Gegen den Jammer der Schlaflosigkeit sind von Jean Paul, der selbst daran litt, eine Reihe moralischer Mittel zusammengestellt. An mir selbst, der ich in trüben Tagen den Trost des Schlafes entbehrte, erfuhr ich, daß unter jenen Mitteln nicht sowohl die Vorstellungen, welche Langeweile machen sollen, als vielmehr die, welche dem Geiste ein märchenhaftes, kindlich-poetisches Spiel gewähren, die Seele in den schuldlosen Zustand des Schlafes einwiegen. Das beste Beförderungsmittel des Einschlafens ist, sich auf die rechte Seite zu legen und mit Ausschließung aller anderen Gedanken die Aufmerksamkeit auf die Regulirung des Athmens zu lenken: gleichmäßig und tief zu athmen. Dadurch wird das Blut vom Gehirn abgeleitet und dieses beruhigt.

Uns allen steht ein letzter Schlaf bevor und es ist ein Vorzug des hohen Alters, daß der Uebergang zu jenem ein sanfter zu sein pflegt.

„Wenn nun das Leben erloschen ist,“ sagt Grimm, „es bleibt noch etwas übrig, das uns theuer ist: der Träger des Lebens, die Leiche, und es ist uns keineswegs gleichgiltig, was aus ihr werde, am wenigsten im Alter.“

Zunächst aber tritt die Frage an uns heran: wann ist das Leben in der That als erloschen zu betrachten? Der Gedanke an die Möglichkeit, scheinodt begraben zu werden, ist ein so grauenhafter, daß er trotz aller Beschwichtigungen von Zeit zu Zeit die Gesellschaft von Neuem beunruhigt. Oeffentliche Blätter überbieten sich in Sensationsnachrichten, worunter die von Fällen des Scheintodes zu den packendsten gehören. Vor Kurzem berichteten wieder mehrere Berliner Zeitungen in blühender Darstellung über drei Fälle von Scheintod, von denen der eine zu Kaufswik bei Glogau, der andere in Dommisch bei Torgau, der dritte in Briß bei Berlin sichgetragen haben sollte. Der „Berliner Verein für Feuerbestattung“ wendete sich durch schriftliche Anfragen an die Amtsvorsteher jener Ortschaften und erhielt die Antworten, daß jene Berichte durchaus unwahr seien. Ebenso

beruhigend waren vor einiger Zeit die Erklärungen einer großen Anzahl beschäftigter Aerzte, daß ihnen niemals ein Fall von Scheintod zur Beobachtung gekommen sei. — Andererseits nimmt der Glaube an die Möglichkeit des Scheintodes und seiner Folgen bedenkliche Dimensionen an. Würde auch die Mehrzahl jener Sensationsnachrichten, wenn man, wie bei der obigen, sofort bei den Behörden nachgefragt hätte, als unwahr oder übertrieben sich herausgestellt haben, so möchte doch ein glaubwürdiger Rest übrig bleiben.

Vor mir liegt die sechste Auflage der „Denkschrift über die Nothwendigkeit gesetzlicher Einführung von Leichenhäusern,“ von Friederike Kempner. Allerdings ist die achtungswerthe Verfasserin von ihrer Ausgabe, die Leichenhäuser als das Vorbauungsmittel des Lebendbegrabenwerdens ihren Zeitgenossen an's Herz zu legen, lebhaft durchdrungen und es ist ihr gelungen. Unter den weit über Hundert von ihr citirten Schriften über den Scheintod, über Wiedererwachte, über die grauenhaften Befunde geöffneter Särge, mögen sehr viele der historischen Glaubwürdigkeit ermangeln; es bleibt aber immerhin in diesem reichen Repertorium ein beachtenswerther Rest übrig. Für das Vorkommen des Scheintodes treten die Namen bedeutender Beobachter und Aerzte ein: Buffou, Bacon, A. v. Humboldt, Haller, P. Frank, Orfila, Wichat, Plank, d'Outrepoint, der Göttinger Prof. Richter, van Swieten, Casper, Smidt, Unzer und viele Andere. Selbst der große Arzt Heim (Lebensbeschreibung von Reissler) gesteht, ein Kind für todt erklärt zu haben, welches nachher wieder auflebte. Unter mehreren Citaten der oben genannten Schrift, welche ich nachzuschlagen Gelegenheit hatte, empfehle ich einen Aufsatz von meinem Jugendgenossen Dr. Smidt in Paderborn (Caspers Wochenchrift d. gesammten Heilkunde, B. 1. No. 19), dem nachherigen berühmten Professor der Medicin in Berlin, über einen Fall von Scheintod, der erst nach 20 Tagen in Tod überging. Die Gefahr, lebendig begraben zu werden, dürfe nicht weggeleugnet werden, sagt Smidt, wenn auch die meisten Fälle von Scheintod zuletzt in wirklichen Tod übergehen; nur das Leichenhaus sei das beruhigende Mittel gegen Beerdigung noch nicht völlig Todter.

Wieder erwachte Scheintodte sollen als das Entsetzliche des Zustandes die gänzliche Unfähigkeit, durch einen Laut, eine Bewegung ein Lebenszeichen zu geben, während sie die Verhandlung über ihre Beerdigung zc. Wort für Wort vernahmen, beklagt haben. So die Tochter des Hannoverschen Generals von Linzingen, über deren höchst merkwürdige Lebenszustände vor einigen Jahren in dem sehr seriösen Verlage von Duncker und Humblot in Leipzig eine Schrift erschien, die nichts als brieflich belegte Thatfachen bringt. Caroline von Linzingen (geboren 1768, gest. 1815), heimlich verhehlicht 1791 mit dem Prinzen William (dem späteren König) von England, willigte, von der Mutter des Prinzen gedrängt, nach Jahresfrist in die Lösung der Ehe. Von Driburg, wo sie von dem „treuen

Brandis“ behandelt wurde und wo der Prinz sich von ihr trennte, nach Hannover zurückgekehrt, verfiel sie in eine „schwere Nervenkrankheit“ und hierauf in einen mehrere Tage andauernden „Scheintod“. Der Wunsch ihrer Aerzte, die „Todte“ begraben zu lassen, widersteht sich ein hinzugezogener junger Arzt, Dr. Meinek, mit siegender Energie. Sie kann später dem Andringen ihres Lebensretters nicht widerstehen und tritt mit ihm in die Ehe und in ein Leben voll Entbehrungen. Auch sie äußert sich in einem Briefe an ihren späteren Schwiegersohn Teubner über die grauenhafte Lage, worin sie in den Tagen des Scheintodes alle Verhandlungen über ihr Begräbniß u. v. vernommen habe, ohne irgend ein Lebenszeichen geben zu können. — Die überhaupt culturhistorisch merkwürdige Schrift schien mir, namentlich die darin erwähnte Episode des Scheintodes der jungen Frau, das Gepräge der Wahrheit zu tragen. Um Gewißheit darüber zu erlangen, habe ich in Hannover sorgfältige Erkundigungen eingezogen und aus sicherster Quelle die Auskunft erhalten, daß jene Schrift nur Wahrheit enthalte. „Allerhöchsten Orts“ wollte man, und auch der Familie v. L. konnte es nur erwünscht sein, daß das ganze Ereigniß todt geschwiegen würde. Das gelang bis zum Erscheinen der Schrift.

Bei der Schwierigkeit, die seltenen Fälle des Erwachens aus dem Scheintode zu constatiren, freue ich mich, denselben einen unbezweifelten Fall aus meiner Nähe beifügen zu können. Im Anfange der zwanziger Jahre hörten wir von dem Erwachen eines Mannes im Sarge und dessen Rücktritt in's Leben. Ich habe mich nun an Herrn Medicinalrath von Hahn in Bingen, einen älteren, sehr geachteten Arzt gewandt und erhalte die Antwort:

„Der Fall betrifft einen jetzt verstorbenen evangelischen Schullehrer hieselbst, Namens Winzer. Derselbe hat als etwa achtzehnjähriger Jüngling eine jetzt nicht mehr zu bezeichnende Zeit scheinodt im Sarge gelegen. Derselbe hat während dieser Zeit vollkommenes Bewußtsein gehabt, Alles gehört, doch nicht die Fähigkeit besessen, irgend eine Bewegung vorzunehmen. Wie lange dieser Zustand gedauert, ist eben so wenig wie die vorhergehende Krankheit zu constatiren. In meinen jüngeren Jahren habe ich diese Geschichte mehrmals aus dem Munde des alten Winzer selbst erzählen hören und an der Wahrheit derselben ist nicht im Mindesten zu zweifeln. Das Todtenhemd und die Mütze, womit er als Scheintodter im Sarge gelegen, ist viele Jahre in der Familie aufbewahrt. — Von einer Schwestertochter des verstorbenen Winzer habe ich mir noch gestern die Geschichte, wie ich sie oben angegeben, erzählen lassen, wie dieselbe sie von ihrem verstorbenen Mann, weiland Pastor Winzer in Würden, gehört hat. Uebrigens hat weder mein verstorbener Großvater, Professor Finte, in siebenzigjähriger Praxis, noch ich in fünfundsünfzigjähriger, einen Fall von Scheintod erlebt.“

Auch dieser Fall bezeugt das furchtbarste Symptom des Scheintodes: die Andauer des Gehörs. Wäre der junge Mann nicht erwacht, bevor man

seinen Sarg schloß, so wäre er lebend begraben, wenigstens im Sarg erstickt, nach, wer weiß, wie langem Todeskampfe.

Ist man nun berechtigt, die Erzählungen von den aufgefundenen Spuren des Kampfes Begrabener im Sarge — ich vermeide, sie wieder zu geben — ohne Ausnahme für Fabel zu halten? Nur wenn man in den immer noch seltenen Leichenhäusern nicht bloß die üblichen drei Tage, sondern bis zur wirklichen Verwesung mit dem Begräbnisse wartete, würde man Sicherheit haben. Nach wenigen Minuten hat man eingewendet, würde dann doch der Erstickungstod eintreten . . . aber diese wenigen Minuten!

Die Gewohnheit — man darf sie die mächtigste Beherrscherin der Völker nennen — hat die Lebenden seit Jahrhunderten gegen das unvermeidliche Geschick, in Reih' und Glied 1,5 Meter tief vergraben zu werden, abgestumpft. Besonders die Aerzte begannen in unserem Jahrhundert den Kampf dagegen vom sanitären Standpunkte: Luft und Boden werde durch die Erdbestattung von den faulenden Leichen vergiftet. Dagegen sprachen sich u. a. in der neunten Versammlung des „deutschen Vereins für öffentliche Gesundheitspflege“ in Wien (Sept. 1881) mehrere Mitglieder aus: Friedhöfe machen sich nicht durch üblen Geruch bemerkbar; die nächsten Anwohner erkranken nicht mehr als andere; die Brunnen auf Kirchhöfen haben oft reineres Wasser als die in Städten, und so weiter. — Dagegen werden wieder Stimmen „Sachverständiger“ mit entgegengesetzten Behauptungen auftreten. Jedenfalls ist jetzt die Begräbnisfrage in die Hände der Naturforscher verlegt, wenn man sich auch „Höheren Orts“ gegen alle „Neuerungen“ möglichst spröde verhält.

„Kein Volk,“ sagt Jac. Grimm (Vorlesung über das Verbrennen der Leichen) war von den Schauern des engen, dumpfen Grabes stärker ergriffen, als das der alten Sachsen und Friesen, seit sie vom Brennen sich zurückgewandt hatten zum Begraben.“ Treffend sagt noch ein mittelhochdeutsches Gedicht:

Sie legent dich unter die Erde
Da muostu in der culen
Stinken und vülen.

Und Uhlant fleht:

„O legt mich nicht in's dunkle Grab,
Nicht unter die grüne Erb' hinab;

Das ist der ästhetische Standpunkt, wird man einwenden; aber ist er nicht ein tief begründeter? Wer jemals eine nach mehreren Monaten exhumirte Leiche gesehen hat, der wird, die theuren Bilder seiner Lieben im Herzen, den Leichenacker, „wo sie so sanft ruhen“, nur mit Grauen betreten. Man schmückt ihren Rasen mit Blumen und Gebüsch: immer bleibt er nur eine dünne Decke, unter der sie eine Reihe Jahre den fortschreitenden Verwesungsproceß durchmachen — es sind „übertünchte Gräber“, von denen Justinus Kerner in der letzten Zeit seines Lebens gesungen hat:

Wenn der Mensch, ein faulend Aas,
 Lieget unter Erd' und Gras,
 In und auf ihm Würmer, Käfer,
 Sagen sie: der müde Schläfer
 Ruht nun süß im Erdschooß! —
 Ich doch sage: Herbes Loos!

Und wenn Jacob Grimm, trotz seiner Vorliebe für den Leichenbrand sich resignirt: Wir können nicht wieder zu den Gebräuchen ferner Vergangenheit umkehren, schließt der Dichter:

Glaubt, am schönsten wär' noch heut
 Das Verbrennen alter Zeit.
 Feuer läßt zurück keine
 Todtenköp' und Todtenbeine;
 Was als Asche kam zur Welt,
 Flugs in Asche niederfällt.
 Und zum Troß dem kalten Tod
 Glüht ein heißes Morgenroth,
 Solches trägt in Himmelslüfte
 Ueber Moder, über Gräfte
 Eines Menschen letzten Rest —
 Das ist Tod nicht, ist ein Fest! .

Von Waldemar Sonntag erschien (Halle, G. Schweigke, 1878) eine sehr beachtenswerthe Schrift, der „Todtencultus alter und neuer Zeit und die Begräbnißfrage“ behandeln. Das ist eine mit Fleiß und Talent verfaßte culturgeschichtliche Studie, welche Allen, denen diese letzten Dinge nicht gleichgiltig sind, empfohlen sei, falls man auch mit dem Schluß der „Frage der Gegenwart“ keineswegs einstimmt. Es ist die Feuerbestattung im Gegensatz zu dem Begräbniß, deren Geschichte vom frühesten Alterthum bis auf die Erscheinung der Schrift höchst instructiv behandelt ist mit Angabe der einschlägigen Literatur, 146 Nummern.

In diesen wenigen Jahren hat sich das Interesse für Feuerbestattung unter den gebildeten Massen, man kann sagen in allen cultivirten Ländern, nicht bloß Europas, erheblich gesteigert.

Die Naturwissenschaft lehrt uns, daß es derselbe Oxydationsproceß ist, dem die begrabene Leiche in einer Reihe von Jahren anheimfällt, wie in dem Verbrennungsact, der kaum eine Stunde überdauert. Abgesehen von allen Rücksichten, hygieinischen u., wie schön und heiter ist der Gedanke, statt des grauenhaften Verrottens unserer Leiber, sofort ihre Asche in reinlicher Urne zu bewahren oder zu begraben!

Und so habe ich das genus irritabile vatum, die Schaar der feinfühligsten Partei auf meiner Seite, es versteht sich, vor allem Goethe. In der Natürlichen Tochter, III. 3, läßt er den Herzog nach dem vermeintlichen Tode seiner Tochter sagen:

O, weiser Brauch, der Alten, das Vollkommene,
 Das ernst und langsam die Natur getrüpfet:
 Des Menschenbilds erhabene Würde, gleich
 Wenn sich der Geist, der wirkende, getrennt,
 Durch reiner Flammen Thätigkeit zu lösen!

Dasselbe spricht Platen in schönen Distichen aus:

Heilige Flammen, o lehrt, lehrt wieder zurück und gereinigt
 Werde des Lobs hinfort schöne, verpestete Luft!
 Möge zu Staub, der Bestattende, wieder die Leiche des Freundes
 Sanft auflösen und sanft sink' in die Asche der Schmerz!
 Wieder in reinlicher Urne, zunächst der bevölkerten Wohnung
 Ruhe der köstliche Rest aller Geliebten um uns!

Wer dünkte hier nicht an die Feuerbestattung Schellens durch seinen
 Freund Byron?

Und wie spricht sich die Sehnsucht nach dem Unendlichen schöner aus,
 als durch Goethes:

Wenn der Funke sprüht,
 Wenn die Asche glüht,
 Eilen wir den alten Göttern zu!





Illustrierte Bibliographie.

Die deutsche Märchenliteratur vermehrt sich alljährlich in immer wachsenden Verhältnissen. Wir haben alle Ursache, stolz auf sie zu sein; denn nicht nur die Sammlungen unserer Volksmärchen — allen voran die der Gebrüder Grimm — sind die durchaus besten und vollständigsten, die irgendein Volk besitzt, sondern wir haben auch an componirten Märchen — wenn der Ausdruck gestattet ist — so Treffliches aufzuweisen, daß höchstens Dänemark

*) mit keinem einen, aber unerreichten H. Ch. Andersen gegen uns in die Schranken treten darf.

Unter den Hunderten von Märchen, die jahrein, jahraus erscheinen, ist natürlich der größte Theil Maculatur — höchstens ein ehrendes Zeichen für das Gottvertrauen der Buchhändler, die damit vor das Publicum treten. Immerhin aber finden sich Ausnahmen, und auf eine solche sei hier hingewiesen.

Es sind die Märchen von Julius Sturm (Leipzig, Breitkopf und Härtel). Wenn ein wirklicher Dichter sich mit Märchenschreiben abgibt, dann kann man um den Erfolg ziemlich unbesorgt sein. Die eigentlichen Märchentypen sind ja längst gegeben, und es sollte jedem wohl schwer sein, neue zu finden. Die eigentliche Thätigkeit besteht bei der Composition in der Gruppierung der Handlung und in der Einkleidung. Und in Bezug darauf wird jeder Sturm volles Vertrauen schenken. Und mit Recht; denn seine Erfindung ist nicht nur sinnig, — Erfindung in jener beschränkten

Auffassung genommen — sondern er hat auch, was wichtiger, ja das Entscheidende ist, Ton und Stimmung auf das Glücklichste getroffen.

Doch — offen gestanden — handelt es sich in dieser Anzeige weniger um den Text als um die Illustration desselben. Da ist vor Allem eine Originalzeichnung des

*) Initiale aus „Trachten“ von Friedrich Hottenroth. Verlag von G. Weise in Stuttgart.

Altmeisters **Ludwig Richter** zu nennen. Leider ruht die kunstreiche Hand schon lange — die Augen, die die Welt so freundlich angeschaut, sind längst stumpf geworden —: man muß annehmen, daß diese Zeichnung schon Jahre lang in irgend einer Mappe geschlummert hat. Sie ist darum nicht minder willkommen: ja wir begrüßen es gewissermaßen mit doppelter Freude, daß sie hier nun zu rechtem Leben erweckt ist. Denn wenn irgend jemandes, so gehören Richters Werke dem ganzen Volke. Und



Zus „Märchen“ von Julius Sturm. Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

auch wenn er, wie hier, uns eigentlich nichts neues sagt, wenn man auf dem Blatte liebe alte Bekannte findet, so begrüßt man sie mit immer frischer Freude.

Den Haupttheil der Illustrirung hat Olga von Fialka übernommen. Vor Jahresfrist, gelegentlich der Prachtausgabe von Leanders „Eräumereien“, haben wir die talentvolle Künstlerin kennen gelernt und mit dem Wunsche von ihrem Werke Abschied genommen, ihr bald wieder zu begegnen. Dieser Wunsch erfüllt sich hier in erfreulichster Weise. Allerdings sind Sturms Märchen kein Prachtwerk, sondern ein-

fach ein gut ausgestattetes Volksbuch, und so konnte die Künstlerin eine besonders schätzbare Seite ihres Talents, ihre ungewöhnliche Befähigung für die Ornamentirung, nur in beschränkter Weise bekunden. Dafür zeigt sie sich auf den übrigen Gebieten um so tüchtiger. Sie hat offenbar sehr gründliche Studien gemacht, ihr Können, besonders ihre Kenntniß des Körpers, ist sehr achtungswerth. Das tritt um so stärker hervor, als sie hier eine hervorragende Kraft im dramatischen Ausdruck bekundet. Meist giebt sie Situationen gesteigerter Bewegung, und dann findet sie überall einfachen und dabei packenden Ausdruck dafür. Hier wirkt ihr Talent völlig wie ein männliches. Sie ist offenbar zur Illustration ganz besonders berufen; und da sie sich nicht gemein macht, ihre Leistungen nicht in illustrierten Zeitschriften zersplittert, sondern sich jedesmal in einen einzigen, umfangreichen Stoff zu vertiefen scheint, so darf man wohl noch Bestes von ihr erwarten.



„Mädchen“ von J. Sturm.
Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Das ganze Buch ist, wie gesagt, würdig und erfreulich, aber durchaus anspruchlos ausgestattet. Zugänglich dem Bereiche des kleinen Beutels — einem Bereiche, der allein noch an Geschenken seine rechte Freude haben soll — und für ihn jedenfalls eine der lohnendsten Erwerbungen. ok.

Wenn man die Statistik zu Rathe zieht, so überzeugt man sich, daß in unserer Zeit die Theilnahme für die Trachtenkunde eine ganz außergewöhnlich hohe sein muß. An dieser Stelle sind im Laufe des vergangenen Jahres nicht weniger denn drei große Costümwerke mehr oder minder ausführlich angezeigt worden: der Hefner-Altenack, der Kretschmer-Rohrbach und Jacob von Falke, Costümwerke — alle drei, jedes in seiner Art vorzüglich. Es will viel heißen, wenn über ein einziges Fach gleichzeitig drei so umfangreiche Schriften erscheinen, deren Herstellung nach der Natur der Sache ungewöhnlich kostspielig sein muß. Das setzt eine ganz bedeutende Kauflust des Publikums voraus. Sie ist aber um so auffallender, als es sich hier um einen Gegenstand handelt, der nicht nur seiner äußeren Kostbarkeit halber auf den in Deutschland doch engen Kreis der Wohlhabenden beschränkt bleiben muß, der vielmehr auch durch seinen Gehalt wiederum einen großen Theil jenes Kreises ausschließt und sich ganz speciell an die wendet, die nicht bloß wohlhabend, sondern auch gebiegen gebildet sind. Ihre Zahl muß jedenfalls größer sein, als man gemeinhin anzunehmen pflegt. Geschieht doch auch Alles, um dieselbe zu vermehren! Unsere großen Festzüge, unsere Maskenfeste sollen möglichst echt ausgestattet sein, und Künstler ersten Ranges kommen den Laien, die sich zu theiligen gedenken, mit ihrem Rathe zu Hülfe. Und auf der Bühne beginnt gar allmähig — Dank den Meinigern und Richard Wagner — ein Streben nach archäologischen Trachten zu herrschen, das häufig die Grenzen des Schönen und Berechtigten überschreitet und in das Lächerliche verfällt. Hat sich doch Irving, der talentvolle Spectakeltragöde Englands, gar einfallen lassen, den Hamlet, nachdem er ihn hundertmal im gebrauchlichen Costüm gekipfelt, archäologisch echt in Scene setzen zu wollen, das heißt, ihn in die Zeit zurückzuer-

legen, wo die Sage entstanden sein mag, wo der Mensch sich in Felle kleidete, wo ein Kampf, gleich dem des Hamlet mit Laertes mit Nerten ausgefochten wurde, und wo der Ruf der Ophelia nach ihrer Kutsche ein mehr als urwüchsiges Ochsengespann



Aus „Trachten“ von Fr. Hottenroth. Verlag von G. Weise in Stuttgart.

bedeutet hätte. Wie dieser, und wie Wittenberg und Paris mit dem altskandinavischen Hamlet in Einklang zu bringen gewesen wäre, das hat sich Mr. Irving anscheinend wenig kümmern lassen.



Aus „Trachten“ von Fr. Hottenroth. Verlag von G. Weise in Stuttgart.

So treibt ein lobenswerthes Streben krankhafte Früchte, wie es auch häufig genug die öffentliche Meinung zu Urtheilen verführt, die nur im Schimmer äußerlicher Treue, nicht im gediegenen Kern eines Kunstwerkes enthalten sind. Auch manch' einem Maler kommt diese Mode zu Gute und verleihet seiner •Kenntniß antiker Krüge, Schuhe und dgl. einen übertriebenen Werth. Man muß solche Auswüchse hinnehmen und sich

freuen, daß ihr Boden wenigstens ein gesunder ist, und daß daneben auch rein Befriedigendes gedeiht. So die Costümwerke.

Ihr Verzeichniß in diesen Blättern ist bisher keineswegs vollständig gewesen. Es bleibt vielmehr eines nachzutragen, das sich den früher genannten auf das Würdigste anreicht. Es heißt **Trachten**, Haus-, Feld- und Kriegsgeräthschaften der Völker alter und neuer Zeit, gezeichnet und beschrieben von Friedrich Hottenroth (Stuttgart, G. Weise). Das Werk erscheint bereits in zweiter Auflage — in Lieferungen, von denen bis jetzt fünf erschienen sind. Mit dem Kretschmer-Hohrbach hat es das gemein, daß es zunächst für den praktischen Gebrauch bestimmt ist. Durchblättern man den Text, so findet man da und dort Schnittmuster, — so zu sagen — eingedruckt: kleine Zeichnungen die das Gewand entfaltet zeigen, das auf dem Leibe oft einen ganz verwirrenden Wurf annimmt. Nicht nur Pallium und Toga, sondern auch das alte Hemd und die colossale Schürze des Aegypters sind so dargestellt. — Man muß gesehen, daß diese Kenntniß zunächst ganz überraschend wirkt. Selten hat



Aus „Trachten“ von Fr. Hottenroth. Verlag von G. Weise in Stuttgart.

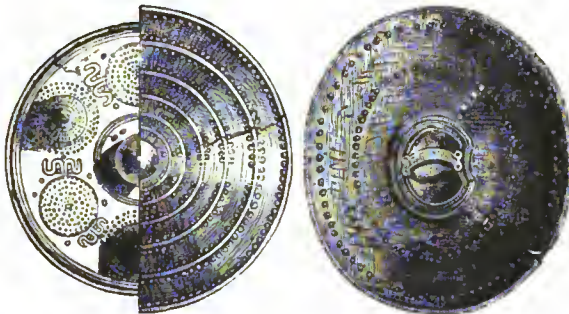
man sich klar gemacht, woraus eigentlich die Kleidung zusammengesetzt ist, die man auf den Original-Bildern nur als Ganzes zu betrachten sich gewöhnt hat, und in der man, bei der primitiven Ausführung vieler solcher Bilder, sich zurechtzufinden — man selbst bei dem besten Willen verzweifeln müßte.

Diese Schnittmuster, die man in solcher Ausführlichkeit nirgends findet, kennzeichnen, unseres Trachtens, am treffendsten das ganze Werk. Was sonst die bildliche Ausstattung des Werkes anlangt, so zerfällt sie in zwei Abtheilungen. Die eine, umfangreichste, bilden Chromolithographien, deren jeder Lieferung zwölf Tafeln beigelegt sind. Aber nicht wie beim Hefner enthält jede Tafel nur eine geringe Anzahl Darstellungen, sondern wie beim Kretschmer-Hohrbach — sogar in noch höherem Maße — ist der Raum auf das Genauste ausgenutzt, um möglichst viel — doch ohne daß dabei die Deutlichkeit leide — auf einer Tafel zusammenzudrängen. Eine unglaubliche Menge Figuren, Geräthe u. dergl. findet man auf jeder. Und doch ist dabei für den Schönheitssinn gesorgt. Hottenroth hat überall die Gestalten gefällig gruppiert, und vor Allem zeichnet er sehr schön: wundervollen Körpern begegnet man auf seinen Blättern.

Ganz so ausführlich wie Kretschmer-Hohrbach ist Hottenroth vielleicht nicht: allein er bringt das Typische vollständig und immerhin noch etwas mehr. Und die Tafeln finden in den dem Texte eingedruckt Holzschritten (wir geben einige Proben davon) eine willkommene Ergänzung. Auch diese sind charakteristisch. Auf den Tafeln hat

Hottenroth — unbeschadet der Richtigkeit seiner Angabe — seine Figuren gewissermaßen modernisirt. Er giebt keine peinlich getreuen Nachbildungen der Originale, keine Ägypter mit Polyphemaugen. Und das ist jedenfalls verständig: denn er gewinnt nicht nur eine größere Gefälligkeit, sondern auch eine größere Klarheit in der Darstellung der Tracht, die von den Künstlern oder Kunsthandwerkern vieler Völker häufig ganz schematisch, bloß andeutungsweise behandelt wird. In den Holzschnitten dagegen, welche die Tafeln erläutern und Einzelnes verdeutlichen sollen, giebt er Nachbildungen von Originalwerken.

Noch Eines ist auf diesem Gebiete zu erwähnen: das sind die wunderschönen Initialen, die — gleichfalls von Hottenroth gezeichnet — jedes Kapitel eröffnen. Man kann kaum etwas vollendeteres sehen. Dieselben entsprechen nicht nur vollauf den strengsten Anforderungen des Schönheitsgefühles, sondern der Künstler hat auch mit seltenem Geschmac und reicher Erfindung jeder etwas von dem Charakter des Volks oder der Zeit aufzuprägen gewußt, das er in dem betreffenden Kapitel behandelt. Ganz besonders gelungen sind ihm die Initialen zu den Kapiteln der Assyrer, Ägypter 2c. Wir werden in einem der nächsten Hefte beweisen, daß wir mit Vorstehendem nicht zuviel gesagt, indem wir aus dem Buche ein reichillustriertes romantisches D. abdrucken



Aus „Trachten“ von Fr. Hottenroth. Verlag von G. Weise in Stuttgart.

Die Ausstattung des Werkes ist vortrefflich. Der Druck der Illustrationen verdient das höchste Lob; der Text ist in kräftiger Antiqua gedruckt, die dem Auge überaus wohlthut, das Papier ist schwer.

Hottenroth hat nicht nur als Gelehrter den Stoff gesammelt, nicht nur als Künstler gezeichnet, sondern zu guter Letzt auch noch die Feder zur Hand genommen und den Text geschrieben. Und auch das, als wäre er Schriftsteller vom Fach. Er schreibt klar und flüssig und nicht ohne Anmuth, daß man sich dieser Darstellung schon allein freuen darf, ohne das unangenehme Gefühl zu haben, nichts weiter zu lesen als unentbehrliche Erklärungen — wie man dem Castellan in einem Schlosse zuhört, aus dessen Geschwätz man nichts auffaßt, als hic und da einen Künstlernamen.

Oben ist das Buch als wesentlich für die Praxis bestimmt gekennzeichnet. Allein aus dem Gesagten erhellt wohl zur Genüge, daß auch weitere Kreise als die der Kostümschneider und Praktiker ähnlicher Art, sich seiner nicht nur mit Vortheil, sondern auch mit wirklichem Genuß bedienen werden. Es ist ein nach allen Richtungen schönes Buch und verdient den besten Erfolg.

Gottfried Keller, das Sinngedicht. Novellen. 8. 414 S. Berlin. 1782. Wilhelm Herp. M. 6. —

Diese neueste Gabe des schweizer Dichters bereichert die Novellen-Literatur unserer Zeit um eine ihrer bedeutungsvollsten Erscheinungen, der nur Wenige an die Seite zu setzen ist. Wer für das feinere Wesen der Erzählungskunst ein offenes Verständniß besitzt, der wird das Buch nicht aus der Hand legen, ohne von der Liebenswürdigkeit, dem reichen Humor, welche uns aus dem Buche entgegensehen, dann wieder von seinem kunstvollen Gefüge und der Fülle feinsinniger Bemerkungen dauernde Eindrücke empfangen zu haben. Wer gar die Kunst der Erzählung zu beurtheilen vermag, der wird das Buch nicht ohne ein Gefühl ästhetischer Erbauung aus der Hand legen. „Eine Kraft, die das Ideale in den Granitgrund der unerbittlichen Lebenswahrheit einzusenken versteht und wie ein strenger Arzt vor das Angesicht unseres verwöhnten, verweichlichten Geschmacks und Seelenlebens tritt, zugleich eine Kraft, die ihr Deutsch am Urquell der Sprache schöpft. Der innere Reichtum knapp zusammengehalten, als gegenständlich, nirgend das Subject mit Rede vordringend, der Stoff mit durchbringendem Denken gehegt, zur Reife verarbeitet, der Stahl künstlerisch blank geschliffen.“ So spricht Fr. L. Vischer an einer Stelle, wo er Kellers vergleichend erwähnt, und dann wieder an einer anderen: „Rühmt man im Gespräch, mit welcher Freude man ihn gelesen, so entdeckt man mit Verwunderung häufig, daß Männer und Frauen, die sonst ganz wohl wissen, wo Schönes fließt, diesen Namen gar nicht kennen. Einen Theil der Schuld mag die lange Pause tragen, in der er geschwiegen, einen Theil wohl auch die Art seines Geistes; die Mehrheit will ja in der Poesie ihren gewohnten prosaischen Vorstellungen begegnen, kein Auge für Anschauung, kein Ohr für Stil und Urklang der Sprache.“ Wer aber das hat und wer bei dem Dichter mehr sucht als aufgeputzte Prosa, der wird in Gottfried Keller einen der Besten unserer Literatur lieben lernen. Das Neupere des Bandes ist, den Traditionen des Verlages folgend, vornehm.

Theodor Fontane. Wanderungen durch die Mark Brandenburg. Vierter Theil: Syreesland, Beeslow=Storkow und Barnim-Teltow. 8. IX und 459 S. Berlin, 1882, Wilhelm Herp. M. 7.

Vor etlichen Monaten erst hat „Nord und Süd“ aus der Feder des berühmten Wanderers durch die Mark in zwei Hefen dessen Studie „Groeben und Siethen“, veröffentlicht. Sie bildet jetzt eine Zierde des vorliegenden vierten Theiles der „Wanderungen“. Als ein charakteristischer Beweis für die Eigenart ihres Verfassers, für seine hohe Kunst der Beobachtung von Menschen und Dingen, für sein feines Naturgefühl, für das lebendige Verständniß Fontanes allen Erscheinungen der historischen Cultur gegenüber, dann wieder für die Kunst und Originalität seiner literarischen Darstellung, überhebt uns, „Groeben und Siethen“ unseren Lesern gegenüber einer eingehenderen Beurtheilung des Ganzen. Denn diese Studie ist wie Alles in dem Bande — und ein besseres Lob vermögen wir diesem nicht zu spenden. Hoffen wir, daß die in dem „Schlußworte“ ausgesprochene Drohung, diesen Band den letzten sein lassen zu wollen, eben nur eine Drohung ist, welche auf die Bitten seiner weiten Verehrerschaar von Fontane zurückgenommen werden wird.

Arnold Ruge. Geschichte unserer Zeit von den Freiheitskriegen bis zum Ausbruche des deutsch-französischen Krieges. 8. IV und 292 S. Leipzig und Heidelberg, 1881, C. F. Winter.

Zu dem Nachlasse des am 31. Dec. 1880 in Brighton verstorbenen Arnolds Ruge gehörte unter Anderem das Manuscript einer „Geschichte unserer Zeit“, welches einem von dem Verfasser bei seinen Lebzeiten ausgesprochenen Wunsche gemäß von dessen Witwe der Verlagshandlung zur Veröffentlichung angeboten wurde. Das Urtheil derselben ist zu unterschreiben: Wir verhehlen uns nicht, daß das Buch mannigfache Angriffspunkte bieten kann, aber die eigenartige, knappe, durchgeistigte Darstellung des Verfassers wird selbst das Interesse derer wecken, welche den Standpunkt des

letzteren — er gehörte seiner Zeit bekanntlich der äußersten Linken des Frankfurter Parlaments an und wurde nicht selten ein „unpraktischer Doctrinair“ genannt — nicht zu theilen vermögen. — Wie eine Versöhnung dieser Zeit des Doctrinarismus mit der gegenwärtigen tritt dieses Buch vor uns hin und dadurch schon gewinnt es einen besonderen Reiz. „Die Königin der Welt ist die Vernunft; Zeit braucht sie, um durchzubringen, weiter aber auch nichts!“ Mit diesem hoffnungsvollen Satze — er wird von der allgemeinen Entwaffnung gebraucht — schließt der fesselnde Band.

Plautus u. sein Jahrhundert. Schauspiel in fünf Aufzügen und einem Prolog von Pietro Cossa. Mit Autorisation des Verfassers deutsch bearbeitet von Hermann Lungwisch. Plauen i. V., F. E. Neupert.

Ein recht kaltes Stück Komödie. Zusammengesetzener Anekdotenkram, als hätte Cossa die Kammer „Archäologie“ u. im Hirne eines Abiturienten geplündert. Das Jahrhundert wird dadurch geschilbert, daß Scipio sich à la Coriolan verbannen läßt, und daß Cato zwecklos umherläuft und jeden Statisten versichert, Carthago müßte zerstört werden. Dann ist auch viel von einreißender Lieberlichkeit und antiker Römergröße die Rede. In der That sind die Nebenpersonen des Stückes eine recht saubere Sippschaft, und Plautus, um auf diesen Helden zu kommen, ist wenig besser. Daß er nebenher durch seine Komödien zur Tugend mahnen will, ist ein geringer Trost, und die verächtliche Art, womit Cato ihm das zum Schlusse klar macht, (er endet natürlich: „Denk' stets, daß fallen muß Carthagos Veste!“) ist noch das Erfreulichste am ganzen Stück. — Wir Deutschen haben von Cossa einige sehr gute Schauspiele auf unserer Bühne gesehen, wir haben erst kürzlich erlebt, daß Italien den eben Geschiedenen aus der Maske feierte — wir sind vielleicht geneigt, den Dichter zu überschätzen. Es sollte wirklich jeder diesen Plautus lesen, um sich zu überzeugen, daß der Colossus auch nur ein hohles Ding ist. Die Uebersetzung ist nicht übel, die Ausstattung ist das Beste an dem Buche.

Eine echte Lesetragedie ist Salomon de Gaus, ein Fünffacter von einem vorsichtig anonym Gebliebenen (Stettin, Herrcke u. Lebeling). Merkwürdiger Weise in Prosa, nicht in den unvermeidlichen Fünffüßlern. De Gaus ist der rechte Typus des Tragödienhelden für Idealisten: er entdekt die Dampfkraft und wird als Verräther eingesperrt. Seht da den Helden! Im Stücke geht es denn auch genau nach diesem Programme. Erster Act: Salomon erzählt von seiner Entdeckung. Zweiter Act: Salomon sucht sie bei der blöden Welt zu verwerthen. Dritter Act: die blöde Welt sperrt ihn ein. Viertes: Freunde erwirken seine Freilassung. Fünftes: er stirbt aber im Wahnsinn. — Einfach aber niedlich! sagte der Teufel: da strich er seinen Schwanz grün an. In der That kommt noch eine unglückliche Gattin und ein italienischer Bösewicht mit schwarzer Lockenperücke vor — aber das ist auch noch ein ziemlich geringes Auskommen.

Charakteristisch ist wenigstens die Sprache unseres Anonymus. „Ha! saugt euch voll, ihr Augen! da ist Liebreiz!“ „Für reine Wahrheit nur! und will's beweisen.“ — Schauspieler nennen das „verrücktgewordene Prosa“. —ck.

Sentenzen-Schatz aus Dichtern und Denkern aller Zeiten. Gesammelt und herausgegeben von Max Lehmann; Berlin, Haude und Spener. (F. Weidling.)

Dieses Buch ist die zweite Auflage des Sentenzen-Schatzes aus alten und neuen Classikern, der vor einigen Jahren nach Verdienst freundlich aufgenommen worden ist. Sie ist verbessert und vermehrt — erstens, indem bei den fruchtbareren Dichtern die Einzeltitel der Werke nachgetragen worden sind, dem jeder einzelne Spruch entnommen — letzteres, indem eine ganze Reihe damals mit Unrecht vernachlässigter Autoren herangezogen worden ist: es sei hier nur Arndt, Byron, Calderon, Geibel, Kant, La Rochefoucauld erwähnt. Das Buch, das ein passendes Gegenstück zu den in

gleichen Verlage erschienenen Geßlügelten Worten bildet — dies enthält die landläufigen Sprüche, und jenes die, welche landläufig zu werden verdienen — Bedarf schwerlich noch besonderer Empfehlung. Es zeichnet sich vor vielen gleichartigen durch Vollständigkeit in der Kürze und durch geschmackvolle Auswahl aus. Seltsam wirken solche Sentenzensätze immer; denn „wo dem Einen Rosen lachen, sieht der Andere dürren Sand“, und des Widerspruchs ist kein Ende: aber auch der Widerspruch wirkt anregend.

Ein Triumph des deutschen Buchhandels, der uns alljährlich mit zahllosen völlig überflüssigen, nichtsagenden Büchern segnet, sind dagegen die Lichtstrahlen aus Friedrich des Großen Schriften, gesammelt von C. Schröder (Halle, G. Schwetschke). Es seien hier nur zwei Strahlen eingefangen: „Keine Rücksicht kann wichtig genug sein, einen ehrlichen Mann zu veranlassen, sich von seiner Pflicht zu entfernen“ — und „Ein altes Sprichwort sagt: Müßiggang ist aller Laster Anfang! man könnte hinzufügen: Fleiß ist aller Tugenden Anfang. Das ist eine zuverlässige Wahrheit, bestätigt durch die Erfahrung aller Zeiten und Orten (sic)“. Allerdings, zuverlässige Wahrheiten alle Beide, aber keine Lichtstrahlen. Aber die Schriften Friedrichs, wie die seiner Zeitgenossen, sollte man überhaupt nicht nach „Lichtstrahlen“ absuchen. Sie alle haben etwas Gemachtes, Hoppiges im Empfinden, doppelt, wenn sie sich in Sentenzen ergehen. Selten hat sich Thun und Bekennen so wenig gedeckt, wie in jenem Jahrhundert, wo die kaltsblütigsten Schurken es für anständig hielten, von Zeit zu Zeit ein Thürchen zu vergießen. Und der große König selbst, dem gewiß auch viel daran lag, daß der Kanzler von Ludwig sein Anrecht auf Schlesien bewies, besaß sich doch zunächst, das herrenlose Gut einzusteden, und würde es sicherlich, trotz dem Antimachiavell, nicht herausgegeben haben, auch wenn Ludwig im Beweisen weniger glücklich gewesen wäre. Tugendhafte Sentenzen waren Mode, und er folgte der Mode, so wie er heutigen Tags, unbeschadet seiner Tugend, dem Sentenziösen sicherlich aufmerksam aus dem Wege gegangen sein würde. Aber er ließ die Sentenzen nicht mächtig über sich werden, und wenn seine Schriften von Menschenliebe triefen, so ist seine Erwiderung sicher ehrlicher, als ihm der Pädagog auseinandersetzen wollte, die Menschen seien von Natur gut: „Ach mein lieber Salzer, Er kennt diese vermaledeite Race nicht!“ Das ist kein Lichtstrahl — aber das ist charakteristisch! —ck.

Mei Leibzig low' ich mir! Nagelneie Boëffier von Edwin Vormanu. Leipzig N. G. Liebeskind.

Wer an der ersten Sammlung der Vormannschen Dialektgedichte seine Freude gehabt — und wir hoffen sehr, daß es Viele gewesen — der wird diese nagelneie Folge gewiß mit behaglichem Vorgefühle in die Hand nehmen. Und er findet darin wiederum prächtige Stücke jenes trockenen Humors, zu dessen Ausdruck sich die melodische Sprache Meißens und der weiteren Umgegend so trefflich eignet. Das Meißensche ist nicht umsonst zwei Jahrhunderte lang Quelle der Schriftsprache gewesen, hat nicht umsonst noch zu des jungen Goethe Zeiten für den gebildeten Dialect gegolten —: es steht in Folge seines einstigen Herrschertums noch heute der Schriftsprache näher als irgend ein anderer Dialekt — besonders in dem, was den Wortschatz anlangt. Und da sich seit besagten Zeiten des jungen Goethe unsere Ansichten über mustergültige Reinheit der Aussprache immerhin erheblich geändert haben, und jener melodische Tonsall allzu singend und die Lautirung verwaschen erscheint, so wirken die Worte schon allein durch ihren Klang komisch. Edwin Vormanu hat diese Eigenthümlichkeit natürlich sofort erkannt und sie höchst glücklich ausgenutzt: seine Schilderungen aus dem Pöhlsterleben des biedern Leipzigers, seine harmlosen Spötterien über den nicht unberechtigten Kirchthumpatriotismus desselben sind hochergößlich. Auch in der Ballade ist er glücklich. Eine der gelungensten ist die, welche die sabelhaften Fährnisse schildert, worein Held Torstenson durch die Rathsgöfe gerathen und die vereitelte Rache des genüthlichen Schweden — mit einem feinen epigrammatischen Schluß, den allerdings wohl nur der Leipziger recht würdigen kann. Ueberhaupt wimmeln die Gedichte

von localen Auspielungen, die dem Eingeweihten den Genuß zehnfach erhöhen. Aber da die Gedichte auch ohnehin ansprechend genug sind, so wollen wir das nicht tabeln — im Gegentheil, wir stehen solchem Bestreben eigentlich sympathisch gegenüber und möchten nur wünschen, auch für andere Orte, vornehmlich für unser liebes Berlin, geschähe desgleichen. Denn auch die Lyrik bekömmert häufig etwas bestimmteres und frischeres, wenn sie sich an bekannte Traditionen anschmiegen kann. Und ein wenig poetische Verklärung — selbst nur humoristischer Weise — kann unserer Umgebung nichts schaden; mancher, der für diese blind ist und thöricht ins Weite schweifen zu müssen glaubt, lernt dann vielleicht eher, das Heimische wirklich zu sehen und sich dessen zu freuen. Wir hoffen bald ein neues Best Dörsen zu erhalten. Die Ausstattung des vorliegenden ist übrigens wieder musterghltig, wie Alles, was aus dem Verlage von Liebeskind hervorgeht. Besondere Erwähnung verdienen die Gupfer in seinen Holzschnitten von den agademischen Professor der Malergunst E. Ilse. Alle, wenn sonst durch nichts, so doch gewiß durch seine Theilnahme an den folgenden Blättern, den weitesten Kreisen vorthelhaft bekannt, ist wie kein anderer geeignet, grade Poesien in der Art der Vormannschen zu illustriren. Er hat einen ganz prächtigen Typus für den Philister gefunden — man könnte dieses Wesen in Schirmmütze, Directoirerock und Wertherstiefeln eigentlich den stylisirten Philister nennen. Und auch sonst findet er sehr glückliche Figuren, denen er allen etwas heraldisch-steines, überaus barodes giebt. Mit den Gupfern in seinen Holzschnitten hat es übrigens, so toll es klingt, seine Richtigkeit. Wie sollten solche altmodische Blättchen auch vervielfältigt werden, als nach der Väter löblichem Brauche in Kupferstich. Und so hat sich denn der Holzschneider (Zegetmeier) anstrengen müssen, dieser Technik so nahe als möglich zu kommen, so daß man wirklich beinahe den Eindruck erhält, als sehe man, wärrisch verzerrt, Illustrationen zum Siegwart oder zu irgend einem Mufenalmanach.

Es sei bei dieser Gelegenheit noch einiger Schriftchen Erwähnung gethan, die sich gleichfalls mit der Volkssprache beschäftigen. Zunächst einer, die gegenwärtig in vierter Auflage herausgekommen ist: *Allerlee aus dar Ueberausiß* (mit 19 Holzschritten von Prof. Bürkner. Baugen, Ed. Rühl). Eine Sammlung von ernstern und heitern Gedichten und Geschichten, anspruchslos gegeben und würdig, freundlich aufgenommen zu werden. Das Laufische steht dem Schlesißen am Nächsten, ein schwerfälliger Dialekt, der stets plumptiestig über frischgepflügtes Land zu stolpern scheint. Dabei aber klingt es kräftig, voll: ein Dialekt, den kennen zu lernen, lohnend ist. Und auch der ganze Vorstellungskreis des Dichters ist so einfach, daß man sich gern einmal in so Ungewohntes hineinversetzen läßt. — Ausdrücke und Redensarten der Elbingschen Mundart gesammelt und erklärt von Aug. Schemionet. (Danzig, Theodor Bertling.) In der Einleitung klagt der Autor über das Aussterben dieser Mundart, die man allerdings nächstens wohl nur noch im Wallnertheater von den Lippen strebsamer Soubretten hören wird — und leitet aus dem Bestreben, das Vorhandene wenigstens noch einmal darzustellen, die Berechtigung seines Büchleins her. Es hätte dieser Begründung nicht bedurft. Jeder einsichtige Freund unserer Sprache wird es als ein verdienstliches Werk betrachten, wenn jemand die Idiome seiner Heimath mit Verständniß sammelt und herausgiebt. Das ist eine Arbeit, die eigentlich für jeden mundartlich einigermassen abgegrenzten Bezirk gethan werden müßte. Es ist schon philologisch werthvoll, diesen immer mehr zusammenschwindenden Bestand von Worten benützen zu können, die auf manches sprachliche Problem, sogar auf historische Fragen bisweilen überraschende Lichter werfen. So kennen z. B. einige Bezirke der Provinz Sachßen die Redensart: „Das ist für den alten Fröhen“ — d. h. vergeblich — eine Uebereinstimmung mit dem „Travailler pour le roi de Prusse“ im Munde von Leuten, die von Voltaire nie ein Wort gehört haben, so daß die Erklärung, die wohl auch Büchmann von dem französischen Sprichwort giebt, einen argen Stoß erhält. Aber abgesehen davon: auch der Schriftsteller findet in Büchern gleich dem von Schemionet

häufig schätzbaren Stoff anungebräuchlichen Worten und Bildungen, welche Einführung in die Schriftsprache wohl verdienen und belohnen. Gerade hier verfiel sich allerdings das Elbingsche spröde. In Folge starker Zersetzung durch das Polnische hat diese Mundart eine Reihe von Lauten aufgenommen, die — wie das weiche sch, das weiche f nach kurzem Vocal — sich mit unserem Alphabet durchaus nicht wiedergeben lassen. Was freilich nicht hindert, daß es eine ganze kleine Literatur in Elbinger Mundart giebt — die allerdings wohl kaum über den engsten Umkreis hinausgebrungen ist. In seinem anerkanntemwerthen Streben nach Vollständigkeit ist der Verfasser übrigens weitherziger gewesen, als zu billigen ist. Ausdrücke wie rumoren, Sammelsurium, scharwerken, Schabernack, Schacht (Brügel), Schaff, schandsshalber — sie finden sich auf einer Seite — als specifisch elbingsch zu beanspruchen, das zeugt von einem Aüubergewissen. Sprichwörtliche Redensarten mit ihren Erklärungen herausgegeben von J. G. H. (Berlin, Adolph Stubenrauch). Das Buch ist ein rührender Beweis dafür, daß auch schon auf Erden für die geistig Armen gesorgt wird, und sie nicht ausschließlich auf die Verheißungen der Bergpredigt angewiesen sind. Wer nicht einmal ratzen kann, was „auf heißen Kohlen stehen“, „glühende Kohlen auf Jemandes Haupte sammeln“ heißt, der kann es hier erfahren. Weiter scheint das Buch keinen Zweck zu haben.

—ck.

An die Redaction von „Nord und Süd“ zur Besprechung eingegangene Bücher.

- Boy-Ed, J.**, Ein Tropfen. Hamburg, Otto Meissner.
Brooks, Geschichte der englischen Literatur. Berlin, 1882, Langenscheidts Verlagsbuchhandlung.
Collection Spemann, Band 16 und 17. Cooper, Der Bravo. Stuttgart, W. Spemann.
Die Projections-Kunst. Düsseldorf, 1882, Ed. Liesegangs Verlag.
Eckardt, Guido, Gedichte. Berlin, 1882, Jul. Bohne.
Faust, Ein Fragment von Goetho. Hollbronn, Gebr. Henninger.
Göttinger, Ernst, Reallexikon der deutschen Alterthümer. Leipzig, W. Urban.
Harmening, Ernst, Mirjam, Hohes Lied der Liebe. Mülhausen i. E., 1881, Wilh. Busch.
Henne-Am-Rhyn, Culturgeschichte des Judenthums von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Jena, Hermann Costenoble.
Hillebrand, Karl, Zeiten, Völker und Menschen. Berlin, 1882, Rob. Oppenheim.
Holm, Mia, Gedichte. Berlin, 1882, Jul. Bohne.
Illustrirtes Conversations-Lexikon der Gegenwart. 12. und Schluss-Lieferung. Leipzig, Otto Spamer.
Kleinpaul, Dr. Rud., Rom in Wort und Bild. Lief. 11 u. 12. Leipzig, Schmidt & Günther.
Kretschmer, Albert, Die Trachten der Völker. Lief. 21. Leipzig, J. G. Bachs Verlag.
Lichtenberger, Ernest, Étude sur les Poésies, lyriques de Goethe. Paris 1882, Librairie Hachette & Co.
Liszt, Fr., Aus den Annalen des Fortschritts. Concert- und kammernusikalische Essays. Leipzig, Breitkopf & Härtel.
Manteuffel, Erna von, Monogramm-Album. Heft III. Harburg a. E., Gust. Elkan.
 — Fillet-Guipure-Album. Heft III. Harburg a. E. Gust. Elkan.
Mourer, Dr. Karl, Shakespeare für Schulen, III. Macheth. Köln, C. Roemko & Co.
Meyers Conversations-Lexikon, Jahres-Supplement 1881—1882. Lieferung 1—6. Leipzig, Bibliographisches Institut.
Möbius, Nervosität. Leipzig, J. J. Weber.
Nordlandfahrten. Lief. 16. Leipzig, Ferd. Hirt u. Sohn.
Oberländer, Rich., Fremde Völker. Lief. 5—8. Leipzig, Jul. Klinkhardt.
Pohl, C. J., Joseph Haydn. II. Band. Leipzig, 1882, Breitkopf & Härtel.
Rethwisch, Ernst, Sängerbücher. Freiburg i. B. 1882, Ad. Klopert.
Reymond, M., Strafgesetzbuch für das deutsche Reich in Godächmissversen. Leipzig, Glaser u. Garte.
Riffert, Dr. Jul., Deutsche Humoristen in alter und neuer Zeit. Altenburg, A. Bode.
Scalzioli, Dott. Giovanni, L'uomo ed il Materialismo. Milano, 1882, Guisepe Ottiolo.
Schaper, Lud., Die Theaterreform und das deutsche Provinzialtheater. Berlin, F. C. Enrich.
Schlosser, Chr., König Philipp. Trauerspiel in 5 Acten. Frankfurt a. M., Moritz Diesterweg.
Schweiger-Lerohanfeld, Griechelaud in Wort und Bild. Lief. 3. Leipzig, Schmidt & Günther.
Strahl, A. E., Schneeflocken. Eine poetische Wintergabo. Berlin, F. E. Enrich.
The, Q. P., Index Annual for 1881. Bangor. Maine 1882, Q. P. Index.
Verhandlungen des Ersten deutschen Geographentages in Berlin. Berlin, D. Reimer.
Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin. Band IX. No. 1. Berlin, D. Reimer.
Wallroth's Klassiker-Bibliothek. 2. Schiller's Werke. Berlin, Erich Wallroth.
Welsamann, Dr. Aug., Ueber die Dauer des Lebens. Jena, 1882, Aug. Fischer.
Welsner, Prof. L., Bilder-Atlas der Weltgeschichte. Lief. 13—18. Stuttgart, Paul Neff.
Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde. Bd. XVII. Heft I. Berlin, D. Reimer.
Zittel, Emil, Die Entstehung der Bibel. 4. Aufl. Karlsruhe, G. Braun'sche Hofbuchhandlung. — Bibeldkunde. 8. Auflage. Karlsruhe, G. Braun'sche Hofbuchhandlung. — Familienbibel des Neuen Testaments. I. Bd. Karlsruhe, G. Braun'sche Hofbuchhandlung.
Zola, Emil, Der häusliche Herd („Pot-Bouille“). Uebersetzt von Armin Schwarz. Lief. 1—5. Budapest, Gustav Grimm.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterlagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.



Versand-Geschäft Mey & Edlich, Plagwitz-Leipzig

Königlich Sächs. Hoflieferanten.

Wir empfehlen hiermit allen Ranchern unser reichhaltiges Lager von

Cigarren aus importirten Tabaken

laut endstehender Preistabelle und bemerken, dass die von uns offerirten

Probekisten von 25 Stück per Sorte

einen Versuch ausserordentlich erleichtern. — Wir werden auch in diesem Artikel suchen, unseren Kunden das Beste und Preiswürdigste zu liefern, und bitten um Versuchsaufträge.

Name der Cigarre.	Façon der Cigarre.	Charakter der Cigarre.	Preis:				
			per Kiste v. 25 St.	per Kiste v. 100 St.	Bei Abn. v. 1 Mille		
Punch	gross	mittelkräftig	1	3	75	36	50
El Floron	mittelgross	"	1	15	4	—	39
La Unidad	"	"	1	25	4	50	44
Loreley	gross	"	1	25	4	50	44
El Salda	mittelgross	kräftig	1	20	4	30	42
El Gusto	kurz, dick	ziemlich leicht	1	30	4	60	45
El Damonto	Trabucos-Façon	mittelleicht	1	30	4	60	45
La Dativa	vollcs Façon	mittelkräftig	1	30	4	60	45
MI Pasion	"	leicht, mittelkräftig	1	40	5	—	49
Felicitas	kleines	"	1	40	5	—	49
La Claridad	mittel-	mild	1	40	5	—	49
La Partura	vollcs	mittelkräftig	1	50	5	25	51
Titania	grosscs	leicht und mild	1	50	5	50	54
La Corona	lg., gross.	"	1	60	5	50	54
El Brillante	mittel-	mittelkräftig	1	75	6	—	59
El Globo	"	"	1	75	6	—	59
Las Elfas	kl. schlk.	leicht und piquant	1	80	6	—	59
El Universo	mittel-	voll und kräftig	1	75	6	—	59
La Patria	dickcs	leicht	1	80	6	—	59
Laura	gr. Kneif.	mild und mittelkr.	1	85	6	25	61
Gracelodad	mittel-	fein, mild	2	—	7	—	69
La Mariposa	kleines	ziemlich kräftig	2	—	7	—	69
La Canelon	"	fein piquant	2	—	7	—	69
La Resulta	"	"	2	—	7	—	69
Casa de Campo	längl. gross Façon	mittelkräftig	2	25	8	—	78
El Rico	gross. vcllos	voll und kräftig	2	25	8	—	78
La Driada	mittel-Façon	fein, mittelkräftig	2	25	8	—	78
El Biarillo	längl. kleines Façon	fein piquant	2	40	8	50	83
La Importancia	kleines dünnes	sehr piquant	2	50	9	—	88
El Verano	kleines Façon	mittelkräftig	2	75	10	—	97
La Estafetta	mittel-	sehr piquant	2	80	10	50	102
El Regalo	gr. Londros-	mittelkräftig	3	30	12	—	117
	"	kräftig	4	—	15	—	145
						per Kiste von 60 St.	
La Herolna	kurz. dick. Façon	mittelkräftig	2	50	4	75	90
La Conveniencia	gross. voll.	"	2	60	4	75	92
La Ilustoria	Regalia-Façon	mittelkr. zieml. voll.	2	60	4	75	92
Intimo	gross. Regalia-Façon	mittelkräftig	3	—	5	75	112
La Autoridad	mittel-F. spitz. Kopf	fein piquant	3	25	6	—	115
Armda	kleines mittel-Façon	mild	3	75	7	—	135
La Nobloza	dickcs Conch.	mittelkräftig	4	50	8	50	165
La Corona de España	Regalia-Façon	mittelkr. zieml. voll.	5	25	10	—	190

Die Cigarren sind sämtl. in den Grundfarben Claro, Colorado u. Maduro am Lager.

Rabatt kann auf Cigarren nicht bewilligt werden, dagegen führen wir Aufträge darauf von 20 Mk. an portofrei aus: innerhalb Deutschland, der Schweiz, Belgien, Holland und Dänemark.

Der Millopreis tritt ein, wenn mindestens 1000 Stück Cigarren in $\frac{1}{10}$ Packung, resp. $\frac{1}{20}$ Packung bei denjenigen Sorten, die wir nur in $\frac{1}{20}$ Packung anbieten, wenn auch in verschiedenen Preislagen, auf einmal entnommen werden.

Als ganz vorzügliche Cigarrenspitzen empfehlen wir;

Nicotin-Aufsaug-Spitzen

(Wechselrohr mit Bernstein-Mundstück). Per Stück 1 Mark, per $\frac{1}{2}$ Dutzend 5 Mark.

Diese Cigarrenspitze besteht aus zwei zusammengeschaubten Theilen, die auseinander genommen werden können. In die ausgebehrte Röhre legt man dann täglich ein erbsengrosses Stück weisse Watte, welche die Feuchtigkeit des Rauches aufsaugt, und daher verhindert, dass dieselbe bis in den Mund kommt.

Versand-Geschäft Mey & Edlich, Plagwitz-Leipzig,

Königl. Sächs. Hoflieferanten.

Apollinaris

Natürlich

KOHLensaURES MINERAL-WASSER.

APOLLINARIS-BRUNNEN, AHRTHAL, RHEIN-PREUSSEN.

AUSZÜGE AUS DEUTSCHEN EMPFEHLUNGEN.

Gen.-Stabsarzt K. Univ.-Prof. Dr. von Nussbaum,
München.

*„Ein äusserst erquickendes und auch nützliches Getränk,
weshalb ich es bestens empfehlen kann.“*

Geh. Med.-Rath Prof. Dr. Virchow, Berlin.

*„Sein angenehmer Geschmack und sein hoher Gehalt an reiner
Kohlensäure zeichnen es vor den anderen ähnlichen zum Versandt
kommenden Mineral-Wässern vortheilhaft aus. 24. Dezember
1878.“*

Dr. Oscar Liebreich, Prof. der Heilmittellehre a. d.
Univ. Berlin.

*„Ein ausserordentlich angenehmes und schätzbares Tafel-
wasser, dessen chemischer Charakter es in hygiänischer und
diätetischer Hinsicht ganz besonders empfiehlt und dessen guter
Geschmack bei längerem Gebrauch sich bewährt. 5. Januar
1879.“*

Geh. San.-Rath Dr. G. Varrentrapp, Frankfurt a. M.

*„Ein sehr angenehmes, erfrischendes, ebenso gern genossenes
als vorzüglich gut vertragenes Getränk, unvermischt oder auch
mit Milch, Fruchtsäften, Wein, &c. 4. März 1879.“*

K. Univ.-Prof. Dr. M. J. Oertel, München.

*„Als erfrischendes Getränk rein oder mit Wein gemischt,
nimmt es unter den Mineralwässern sicherlich den ersten Rang
ein. 16. März 1879.“*

Geh. Med.-Rath Prof. Dr. F. W. Benecke, Marburg.

*„Eins der erfrischendsten Getränke und sein Gebrauch, inson-
derheit bei Schwäche der Magenverdauung, sehr empfehlenswerth.
23. März 1879.“*

Sanitäts-Rath Dr. G. Thilenius, Soden a. Taunus.

*„Ein zum diätetischen Gebrauch ganz vorzügliches Wasser,
das sich vor anderen durch seinen erfrischenden und belebenden
Einfluss auszeichnet. 5. April 1879.“*

KÄUFLICH BEI ALLEN MINERALWASSER-HÄNDLERN, APOTHEKERN &c.

DIE APOLLINARIS-COMPANY (LIMITED)

Zweig-Comptoir: Remagen a. Rhein.



Band 21. — Heft 62.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Mai 1882.

Breslau,
S. Schottlaender.

Maï 1882.

Inhalt.

	Seite
Karl Theodor Schulz in Danzig.	
Gesüht. Novelle	159
L. Siegfried in Bonn.	
Illustionen. Eine psychologische Studie	201
Karl Bartsch in Heidelberg.	
Das altfranzösische Volkslied	224
H. Ehrlich in Berlin.	
Johannes Brahms	242
Johann Kelle in Prag.	
Die Verwällschung der deutschen Sprache	252
Paul Lindau in Berlin.	
Die Geschwister. Roman in vier Büchern von Carl Freyzel..	269
Bibliographie.	280
Hierzu ein Porträt von Johannes Brahms. Radirung von Wilhelm Rohr in Königsberg i. Pr.	

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.

— Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark. —

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederseit Bestellungen an.

— Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd“ bezügliche Sendungen sind an die Redaction nach Berlin W., von der Herdtstraße 1, ohne Angabe eines Personennamens zu richten. —

Beilagen zu diesem Hefte

von der

Städt. Cur-Direction Wiesbaden (Wiesbadener Thermalwasser).

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

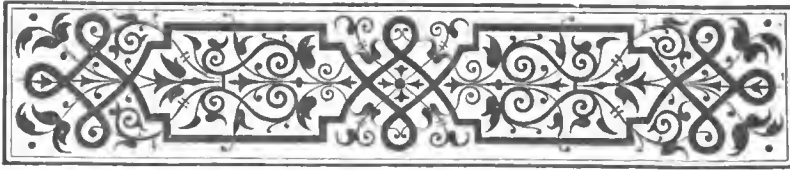
XXI. Band. — Mai 1882. — 62. Heft.

(Mit einem Portrait in Adirung: Johannes Brahms.)



Breglau.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.



Geführt.

Novelle

von

Karl Theodor Schultz.

— Danzig. —

I.

Die Kälte schien noch immer zu steigen. Der letzte angenehme Tag war der 27te December geblieben, an welchem die Compagnie der Premier-Lieutenants Werned vom Hohenzollern'schen Füsilier-Regiment, auf mächtige Leitervagen gesetzt, mit einem Eclairer-Commando der 9ten Husaren an der Spitze, die lustige Fahrt nach St. Veger und Croisilles bis in die Nähe von Arras gemacht hatte. Es war kein hoch strategischer, aber auch kein unwichtiger Auftrag gewesen, mit welchem Werned in die dämmernde Morgenfrühe entlassen worden war: man wollte sich darüber Gewißheit verschaffen, ob General Faidherbe seine Ruhequartiere hinter der Scarpe etwa aufgegeben und bereits im Vorrücken wäre. Darum sollte auch bei einer feindlicherseits stattgefundenen Besetzung jener Orte ein Angriff gemacht und derselbe so lange fortgesetzt werden, bis der Gegner seine Streitkräfte gezeigt hätte. Angesichts der ungewöhnlichen Art und Weise der Beförderung war von Anfang an ein besonderer frischer Zug durch die Truppe gegangen; natürlich hatte sich dieser nicht bis zum Lauten gesteigert, aus jedem Auge aber, jeder Bewegung war gleichsam ein Blick hervorgebrochen, welches die lebhafteste Spannung Aller verrieth.

Doch Faidherbe saß ruhig in den alten Quartieren, nur ein rothhosiiger auf Urlaub in die Heimath gekommener Reconvalescent wurde entdeckt und für seinen Schrecken aus einer der requirirten Flaschen Rothweins erquickt; weitere Heldenthaten gab es diesmal nicht zu verrichten. Nachdem eine Contribution von daheim fehlendem Brot auferlegt und eine Anzahl Waffen zerstört war, trat man unbelästigt die Rückfahrt an. Dennoch war Werned

wenigstens mit sich — nicht unzufrieden; hatte er doch dem Drängen seines Feldwebels widerstanden, der die prachttolle, in einem Saal der Mairie gefundene Fahne der Croisiller Schützengilde als Trophäe angesehen, und durchaus mitnehmen wollte. War zu unblutig wäre dieselbe errungen worden: eine kriegerische Trophäe, um welche nicht Blut, nicht viel Blut geflossen — was bedeutete die!

Er sollte noch genug von dem „besonderen Saft“ fließen sehen — der Premier Werner von der Landwehr; augenblicklich war jedoch langersehnte Ruhe in Aghiet le Grand, zu dessen Commandanten er am Morgen nach jener Fahrt ernannt worden. Als solcher kamen ihm nie gekannte Ehren zu und er sah anfangs mit jovialem Erstaunen auf das stramme Präsentiren aller Posten: zu welcher gewichtigen Persönlichkeit er sich aufgeschwungen hatte! Andere Dinge, besonders die mit der Commandantur verbundenen Ortsgeschäfte zeigten sich bald auch weniger wünschenswerth: Dienst bleibt aber Dienst. So gab er bereitwillig jedem Dörfler, der seinen Weizen gemahlen haben wollte (selbstverständlich unter der steten Rubrik für die Einquartierung baden zu müssen), den bezüglichen Erlaubnißschein, da die Windmühlen der Umgegend deutscherseits mit Beschlag belegt waren; jeder Alten (Junge kamen nicht), welche irgend eines Geschäftes in Comiécourt oder Vapaume wegen die Posten zu passiren wünschte, stellte er eine Art von Paß aus; alle Klagen der Truppen über Quartiere oder Reclamationen der Quartiergeber fanden vor seinem Forum ihre Erlebigung — kurz den Tag über drängte ein Bittsteller den andern. Seiner wohlwollenden Natur nach suchte er aber selbst mit persönlichem Zurücktreten Allen gerecht zu werden. Dadurch errang er sich bei den Ortsangehörigen bald eine gewisse Hochachtung, die sich bis zu freundlichem Entgegenkommen steigerte, als denselben auf seinen Vorschlag erlaubt wurde, sich bei der wachsenden Kälte aus den zufällig in Aghiet le Grand in großen Massen lagernden Kohlenvorräthen der Rothschilde'schen Eisenbahngesellschaft nach Bedarf oder Belieben Kohlen heimzubringen. Welche Wanderung da begann! von Hoch und Gering, Arm wie Reich. In Wagen, Karren, Schürzen, Töpfen, sogar in den Armen trug man sich die kostbare Last heim: und aller Mienen hatten einen frohen Ausdruck, tausend heitere Zurufe erschallten wieder, ja gerade aus den geschwärztesten Gesichtern lachten die glücklichsten Augen.

Werner lag bei einem Epicier im Quartier, der ein kleines freundliches Haus beinahe in der Mitte des Dorfes besaß. Die für die Zeit der Besetzung ihm gehörigen Räume bestanden in einem großen Durchgangszimmer, welches ganz mit Waaren gefüllt war, die in Tonnen oder Kisten herumstanden — und in einem Cabinet, welches dem ungemüthlichen Vorraum gegenüber ein wahres Kleinod von Traulichkeit genannt werden konnte. Der Thür vis-à-vis der mit gefälliger Stuckarbeit verzierte Ramin mit dem unvermeidlichen eingelassenen Spiegel und der noch unvermeidlicheren Pendule im Rococogeschmack, seitwärts das Himmelbett, neben dem Fenstertisch ein hoher

Lorbeer, einzelne vergilbte Kupferstücke Chodowiecki's an den Wänden und diese letzteren selbst wie die Vorhänge, der Betthimmel, alle Polsterstühle mit derselben innig feinen Cretonne bezogen, die hier auf blaßgrauem Grunde ein Gehänge von Weidensträußen zeigte. Das Feuer im Kamin durfte den Tag über natürlich nicht ausgehen; so beschäftigten sich beide Burschen, besonders der unermüdlige Pferdeburſche Schuhmacher, fortdauernd mit dem Unterhalten desselben.

Eben war dieser wieder im Fortgehen, nachdem er vorher mit dem freundlichsten Schmungeln (jeder gute Bursche weiß ja genau, was seinem Herrn Freude macht) demselben einen Brief übergeben hatte. Die kleinen, zierlichen Buchstaben auf dem Couvert gehörten sicherlich einer Frauenhand an, kamen dabei aus Trier, der Vaterstadt seines Herrn — und hatten ihm schon manches Fünfgroschenstück eingetragen — kein Wunder also, daß er sie nicht weniger eifrig erwartete, als der glückliche Adressat selbst. Diesmal waren sie früher als sonst eingetroffen; Karl Schuhmacher dachte großes Vergnügen zu machen, doch war es nur ein Ausruf des Erstaunens gewesen, der ihn belohnt hatte, und als er sich nun beim Schließen der Thür noch einmal umkehrte, meinte er auf dem Gesichte seines Premiers sogar eher einen gewissen Schreck, als die sonstige Freude zu sehen. Das machte ihn ganz nachdenklich und hätte ihn, wäre er daheim gewesen, sicher wieder zu seiner höchsten Strafe angetrieben — beim Staubwischen nämlich das Bild einer bestimmten Dame nicht zu berücksichtigen, da sie dergleichen, nachdem sie den Herrn geärgert, nicht verdiente.

Wirklich verbrochen? Es mußte sich auch anders ansehen lassen. Werneck's Mienen wechselten wiederholt im Ausdruck. Der anfangs in der That sorgenvolle Zug wich nach und nach einem übermüthigen, beinahe triumphirenden, der dann freilich von Neuem einer tiefen, sich bis in die Stirn erstreckenden Falte zum Opfer fiel. Dabei bemächtigte sich seiner eine nervöse Unruhe, welche in dem fortdauernden Aufstehen, ja selbst in der bloßen Art des vor sich Hinbrütens hervortrat — der Commandant von Achiet le Grand war jedenfalls um seine ganze Unbefangenheit gekommen.

Die Lampe brannte längst, der zuletzt aufgeworfene Holzstumpf war bereits wieder im Verglühen, trotzdem schien es auch jetzt noch eines gewissen Entschlusses zu bedürfen, daß Werneck sein Schreibgeräth aus dem Koffer nahm. Als dies endlich geschehen, wollte es mit der Anrede nicht glücken, und als diese dastand (auch das Wörtchen „arm“ war darin enthalten!) fand sich der rechte Anfang nicht.

Aus diesem Dilemma erlöste ihn die Frage seines Wirthes, wie viel Flaschen Burgunders heraufzubringen wären. Der Lieutenant überschlug die Zahl der Theilnehmer an dem bevorstehenden Neujahrspicknick, zu welchem er den Tischwein beizusteuern hatte, bestimmte dann die Anzahl der Flaschen und erkundigte sich, während er den Betrag gleich berichtigte, in seiner freundlichen Weise nach dem Ergehen der Gattin des Krämers, die, seit der

einzig Sohn bei Spichern gefallen, in völligem Tieffinn hinlebte. Es war noch Alles beim Alten: mit schmerzlichem Tone dankte der Mann für die Theilnahme, dann ging er so leise, wie er gekommen.

Wernecks Gedanken waren auf Anderes gerichtet worden, es mußte außerdem Zeit sein, sich für den Abend anzuziehen, daher legte er die Schreibmappe, obwohl ihn das Sträußchen darauf gleichsam mahnend ansah, in den Koffer zurück. Schuhmacher brachte auch bald die Kleider und half in seiner gewohnten Weise durch Zureichen; so langte Werneck als einer der Ersten im Stabsquartier der Offiziere der siebenten Compagnie an. Diese hatten das größte Zimmer und die beste Küche im Ort inne, darum war für das kleine Fest von ihnen der Raum, die Suppe und eine mächtige, am Spieß gebratene Putz zu stellen gewesen.

Selbst dieses große und eigentlich leere Zimmer erschien dem Eintretenden gemüthlich: schon das Lodern des Kaminfeuers im Gegensatz zu der Kälte draußen begrüßte Jeden anheimelnd, doch nicht weniger die breite gedeckte Tafel mit den acht Couverts, ihrem blinkenden Krystall und den schmucken Vasen, in denen sich frisch gemachte Sträuße von Tannengrün und Zweigen der Stachelbeere anmüthig erhoben. Auf einem Seitentische stand die Batterie Burgunderk, die Werneck geliefert, auf dem andern die Ananas-Bowle einer dritten Compagnie.

Bevor es noch Acht geschlagen, waren Alle zur Stelle. Sobald Werneck dann, als dem Ältesten, von einem der Burtschen gemeldet worden war, daß gegessen werden könne, gab er das Zeichen zum Beginn der Tafel. Man wählte sich seine Plätze, und alsbald wogte ein lautes, fröhliches Erzählen von Anekdoten oder bloßen Erinnerungen hin und her, dessen ungeachtet natürlich Allen und Jedem, von den Sardines à l'huile bis zum Nachtsich aus dem Obst und Käse der Normandie herab, vollste Gerechtigkeit widerfuhr.

Nachdem Werneck den Toast seinem Könige, der Heimath und den Lieben dort — allem Höchsten in Eins gebracht, wobei er einen Augenblick lang auf dem purpurnen Grunde des Glases Etwas zu suchen und zu finden schien, jagte ein Toast den andern. Man wurde endlich sehr munter: bis ein Hornist der 7. Compagnie das Signal „Gewehr in Ruhe“ ins Zimmer blies, weil das alte Jahr geschieden. Nun sprangen Alle jubelnd auf, und Jeder wünschte dem Andern mit Herz und Mund und Hand, daß auch das neue Jahr wie 1870 ende.

Werneck, der zuletzt einer der Ausgelassensten gewesen, und seinen stilleren Nachbar Lohr (gleichfalls einen Landwehr-Offizier) viel geneckt hatte, nahm — als man ein wenig später allgemein aufbrach, dessen Arm. Unter dem scherzhaften Vorgeben, Lohr nach Hause bringen zu müssen, trennten sich die Weiden bald von den Uebrigen.]

Die Kälte hatte für kurze Zeit nachgelassen, ein leichter Westwind strich nur erfrischend über die heißen Stirnen. Beide empfanden das angenehm und schwiegen, bis sie an die Gasse kamen, die nach Comiécourt führt, an

deren äußerstem Ende Lohr im Quartier lag. Hier stand derselbe still und wollte, nachdem er sich für die Begleitung bedankt hatte, nun allein weitergehen; doch Werneck schüttelte den Kopf und schritt vorwärts.

Plötzlich blieb er aber selbst stehen, und als Lohr, welcher auf dem glatten Wege zurückgeblieben war, herankam, ergriff er dessen Hände und sagte auflachend: „Sieh mich an, so sieht ein Vater in spe aus!“

Das Lachen klang nicht natürlich, eher verlegen und halb erzwungen. Lohr blickte verwundert auf: „Wenn ich das verstehen soll, mußt Du schon deutlicher werden.“

„Ein Wort genügte — ein Name!“

„Ein Name?“

Das erste Mondviertel stand unter Gewölk, dennoch sah Werneck in dem Schneelicht, wie Lohr jäh erblaßte. Seine Augen allein brannten und frugen.

Und Werneck nickte einmal vor sich hin, dann fiel das schwere Wort, das doch so süß klang: „Rose!“

„Warum sagst Du mir das?“ stieß Lohr, der zurückgetreten war, mühsam heraus.

„Habe ich Dir nicht immer Alles gesagt!“ entgegnete Werneck. „Du kennst meine Schwäche — es mußte vom Herzen! Und bist Du nicht ihr Freund, wie der meinige? Mir ist der Gedanke so wunderbar, bald möchte ich aufjauchzen, bald ist mir das Weinen nahe — nur um sie, um sie! Denke an ihre Mutter, diese aufgeregte, heftige Frau! Was mag sie von der zu leiden haben, und ich kann nicht zu ihr!“

Unwillkürlich hob Lohr die Schultern.

Sie gingen weiter. Der Mond leuchtete einmal klar über ihren Weg hin, dann flog er wieder mit den Wolken.

„Was ist mir schon durch den Kopf gegangen!“ fuhr Werneck heftig fort, „doch Urlaub ohne Vertwundung oder Krankheit gäbe es ja nicht; oder sollte ich mich dem Obersten vertrauen? Ich wollte bloß heirathen und zurückkehren.“

„Ich wage da keinen Rath zu geben.“

„Du bist wieder so kalt und weißt doch, wie ich das hasse!“

„Bedenke, wie mir zu Muth ist, Hans! Verlange — aber ich bin ja nicht kalt! Du fühlst ebenso gut, daß es auch dabei noch viel zu überlegen gäbe: gesprochen ist bald, das Nachher“ — —

„Gewiß! Ich habe nicht bloß an mich zu denken, auch an sie, an ihre Familie — sogar an die meinige. Und in solchem Fall! Ach, Hellmuth, schon hundertmal habe ich heute denken müssen, wie spottwenig dieser ganze Erdenbettel werth sein kann, wenn das süßeste Vergessen, das von der Natur selbst in uns gelegte, unbezwingliche Forderung — solche Frucht, nur so bittre Frucht trägt. Aber der Einzelne kann nichts gegen die Weltsetzung und sie mag auch im Rechte sein, ich streite nicht darum — so traurig ist

es nur! Doch vergieb mir, und gute Nacht! Wir wollen nun darüber schlafen, was Geschehendes fänden wir heute doch nicht mehr: mein Burgunder war zu gut! Ich will Dir morgen eine Flasche zur Erinnerung schicken.“

„Ganz!“

Dieser winkte nur nochmals und blieb im Gehen. Durch die Nacht hallte Schritt bei Schritt, bis sie vom lauten Pfeifen des Liebes:

Wir saßen still am Fenster,
Das Licht war ausgebrannt!

übertönt wurden. Es war das Werneck's Leibleid, mit dem er aufstand und schlafen ging.

II.

Am Morgen des nächsten Tages trafen Werneck's Hauptmann und einige Offiziere, die verwundet in Amiens gelegen, wieder beim Regiment ein. Das wollte Werneck gleichsam als Fingerzeig einer höheren Macht erscheinen und er beschloß, sich bei seiner Meldung dem Obersten anzuvertrauen. Bevor diese Meldung aber stattfinden konnte, kam der Divisions-Befehl, daß sich die Truppen sofort bei Puizieux zu sammeln hätten, da Feindherde wahrscheinlich einen Vorstoß machen würde. So rückten die Truppen aus. Nachdem sie in Puizieux bis zum späten Nachmittag geblieben, wurden die alten Quartiere wieder bezogen, nur die Compagnie, bei der Werneck stand, hatte noch bis Comiécourt zu marschiren, um dort Vorposten aufzustellen.

Erst in der Nacht — es war wieder kälter geworden und die Sterne standen funkelnd klar am Himmel — rückte man in Comiécourt ein. Das Dorf war ein echtes Dorf der Picardie: alle Gehöfte weit und unregelmäßig aus einander gelegen, jedes einzelne von einer lebenden Dornhecke und einem kleinen Walde von Obstbäumen umgeben, dabei nach der feindlichen Seite zu noch kleine Terrain-Erhebungen und eine Front, welche genügend zu bewachen kaum die ganze Compagnie hingereicht hätte. Da der größere Theil der Leute aber ruhen sollte, mußten die zu Posten bestimmten Mannschaften, um nur eine annähernde Sicherung zu gewähren, so vortheilhaft als möglich aufgestellt werden.

Das kostete dem Hauptmann sowie Werneck viel Gänge in's Vorterrain, es wurde fast Mitternacht, bevor sie sich der wohlverdienten Ruhe überlassen konnten. Vor Erschöpfung schloßen sie trotz des kalten, mit Ziegelsteinen gepflasterten Raumes sofort ein, wurden jedoch (wie immer) bald wieder durch die Ordnungsgewalt geweckt, die den Befehl für den folgenden Tag überbrachte. Ein weiter Marsch stand in Aussicht, da das Bataillon der Abtheilung des Prinzen Albrecht, welche gegen Cambrai recognoscirte, zugeheilt worden war.

Schon gegen Fünf weckte die Reveille von Neuem, eine Stunde später rückte die Compagnie nach Achiet le Grand zurück, um sich mit den drei

übrigen zu vereinigen. Diese waren bereits angetreten, mit dem Eintreffen der Compagnie marschirte das Bataillon ab.

Werneck war vierundzwanzig Stunden lang nicht aus dem Dienst gekommen, Gefechte standen außerdem bevor oder hatten vielmehr schon begonnen, wie der Kanonendonner bezeugte, der aus der Arras'er Gegend herüberdröhnte, für den Augenblick erschien also jede Möglichkeit zum Fortgehen geschwunden. Im Grunde genommen dankte er dem Geschick dafür — das Bekenntniß seiner Schuld dem fremden Vorgesetzten gegenüber wäre ihm sehr schwer gefallen — daß ihm augenblicklich keinerlei Demüthigungen bevorstünden, andererseits peinigte ihn allerdings der Gedanke an Rose, doch besaß er leichten Sinn genug, um sich nicht besonders zu grämen. Mit erhobenem Kopf (nach seiner gewöhnlichen Art), das Bild strobender Kraft und Frische, nur von einem Zuge tieferen Wohlwollens gemildert, schritt er vor der Compagnie her und Niemand hätte bei ihm auch nur einen Gedanken der Unzufriedenheit mit sich vermuthet.

Der Kanonendonner wurde stärker: die begleitende Cavallerie, das Bataillon machten Halt und beide Führer erwogen, ob man nicht umkehren sollte, da bei Wapaume eine volle Schlacht zu entbrennen schien. Die Ordre lautete aber bestimmt, auch wäre ein etwa nothwendiges Zurückholen durch einen Ordonnanz-Offizier so leicht zu vermitteln gewesen; nach kurzem Rendezvous ging der Vormarsch weiter. Und noch lange weiter, bis in die Nacht hinein: steter Geschützdonner im Rücken, ein grimmer Nordwest spitz von der Seite. Der Weg wurde immer glatter, dicke Eisstücke ballten sich unter den Sohlen, kein fester Tritt mehr — endlich bloß noch ein allgemeines Schwanken. Wie verweht schien die Straße, nachtschwarz alle Ferne, der Mond blickte durch Nebel, und noch immer nicht das zum Nachtlager bestimmte Dorf, immer wieder mit einem Seufzer an Gehöften vorüber ins scheinbar Leere hinaus. So ging es bis gegen Elf: aufgeschrien hatte es hier und da, halb im Fluch, halb vor Schmerz — zuletzt schien das Ganze Nichts als ein vielköpfiges, gezähmtes Ungeheuer, das sich, ohne mehr aufblicken zu mögen, in dumpfer Gefühllosigkeit vorwärts wand. Schließlich blieben zwei Compagnien, darunter die frühere Werneck'sche, in einem Ort an der Straße halten, die beiden anderen mit der Cavallerie mußten noch einige Kilometer weiter bis Epéhy.

Bei einer dieser letzteren stand Lohr. Auch er hatte natürlich unter den Anstrengungen des Tages gelitten, jedoch war er vielleicht derjenige vom ganzen Bataillon, dem das Schwere am leichtesten gefallen. Schon seit der Neujahrsnacht hatte ihn alles Aeußere wenig berührt; wie mechanisch wurde die Pflicht gethan, im Herzen, mit jedem Gedanken blieb er in der Heimath. Immer von Neuem mußte er erwägen, wodurch Rosens Leid gemildert werden, was es erschweren könnte. Oft vergaß er auch gänzlich das Geschehene und lebte nur in der Vergangenheit, wo er sich stets mit der heimlich Geliebten vereint sah: von ihren ersten kindlichen Spielen auf der

Gerolsteiner Ruine an, bis Weider Eltern kurz hinter einander nach Trier versetzt worden. Werneck's Bekenntniß hatte selbst das scheinbar Vermundene aufgeweckt: all die elenden Stunden, in denen er seine Liebe niedergerungen, waren wieder da, als wären sie eben erst vergangen.

Dieser fortbauernde innere Kampf hatte Lohr doch endlich so geistig erschöpft, daß er, in Epéhy angekommen, auch nur wie alle Uebrigen ein Bedürfniß, das nach Ruhe, nach ein paar Stunden Schlafes hatte. Er aß eine Kleinigkeit, dann warf er sich auf das im Puzzimmer seines Wirthes für ihn und einen Kameraden hergerichtete Strohlager (nur für den Compagnieführer war ein Bett in eine Ecke gestellt worden) und schlief bereits, während er noch dem Aufflammen des Kaminfeuers zu folgen schien.

Der Morgen weckte noch zeitiger als sonst, da für den neuen Schlachttag alle irgend verfügbaren Kräfte in die Gegend von Vapaume zusammengezogen wurden. So mußte auch dieses abcommandirte Bataillon den gestrigen Marsch zurückmachen, und zwar in so beschleunigter Weise, daß die beiden in dem Ort vor Epéhy gebliebenen Compagnien die von Epéhy nicht einmal abwarteten, sondern mit andern Truppen früher aufbrachen.

Dadurch marschirten diese letztern Compagnien für sich allein in dem immer strahlender heraussteigenden Wintermorgen. Leicht umschleiert und in voller Majestät leuchtete die Sonne nieder. Nach allen Seiten hin weiße, glitzernde Acker oder Wiesen, da und dort ein Häuflein Bäume im Naubrösel, oft wie von Mistelnestern überdeckt oder ephuebehangen. Heiser tönte wohl eine Kirchenglocke, und noch heiserer war ein Etwas von Dröhnen in den Lüften, das die Marschirenden dennoch sofort erkannt hatten. Es schien nur durch irgend ein Hinderniß eigenthümlich gedämpft zu werden. Als einige Ortschaften passirt waren, sah man das Hinderniß klarer vor sich: eine lang hingedehnte Hügelkette, die, mit Wald und Dörfern gekrönt, jede Aussicht nach der Vapaumer Gegend verbarg.

Man kam jedoch bald näher, da der ganze Trupp in einer gewissen Hast vorwärts strebte — den Kameraden nach, um, wenn irgendwo Hilfe von Röhren, zur Stelle zu sein — und je näher man kam, um so deutlicher wurde das Gedröhne. Hatten sich am Morgen die dumpfen Schüsse oder Salven noch von einander abgelöst, jetzt gegen Mittag rollte ein ununterbrochener Donner.

Den höchsten Punkt der Hügelkette erreichte man am Ausgange eines Dorfes, in welchem sich, wie an Schlachttagen, in der Regel kein Bewohner blicken ließ. Der Führer der Compagnie befahl ein kurzes Rendezvous, um sich über den weiteren Marsch zu orientiren, da hier Kreuzwege abzweigten. und der in dichten Pulverrauch gehüllte Horizont nicht erkennen ließ, in welcher Richtung Vapaume liege.

Während der Führer nach dem nächsten Gehöft ritt, gieng Lohr ein Stück auf einem der Wege vorwärts. Da stand ueben einer alten, knorrigten Eiche ein Crucifix: seltsam mild erschienen die Züge des Heilandes unter

dem Kranze von Immergrün und Ebereschbeeren. Viele der Beeren waren bereits herabgefallen und lagen wie Blutstropfen im Schnee. Lohr sah unverwandt zu dem Steinbild auf und fühlte plötzlich, wie dieser große Stille doch überall am Plage sei. Traurige giebt es eben nicht bloß in Kirchen oder Friedhöfen, gerade auf einsamen Wegen, in den Stammern ist ihr rechtes Heim. Und solches übergroße Leiden, das Phantasie wie Gefühl immer wieder gefangen nimmt, tröstet so wunderbar und hebt über das eigene Leid fort. Auch Lohr schied mit einem dankbaren Blick von der Stelle: war es ihm doch, als sei der Druck leichter geworden, der seit der Neujahrsnacht auf ihm gelegen hatte.

Der Trupp setzte sich, von einem Bauer geführt, bald wieder in Bewegung. Dieser Franzmann sah trotz seines kaum beneidenswerthen augenblicklichen Berufes ganz jovial aus und warf nur zuweilen einen mißtrauischen Blick auf den Revolver des Führers. Nach einer Stunde etwa war sein Amt gethan und er trollte seelenvergnügt, den einzelnen Zurufen, welche ihm beim Passiren des Trupps entgegen schallten, in derselben scherzhaften Weise begegnend, wieder seinem Dorfe auf der Höhe zu. Natürlich hatte er diese Zurufe mehr durch die begleitenden Gesten errathen, und wurde jedenfalls nur bei der Lebhaftigkeit der seinigen überhaupt verstanden.

Eine bereits näher einschlagende Granate trübte dieses harmlose Hin und Wider: das Bäuerlein nahm ungenirt Reißaus, bei dem Trupp saßte Jeder sein Gewehr fester und alle Glieder schlossen energisch auf. Der Granaten wurden bald mehr: man vermochte nun auch ihre aufsteigenden Wölkchen zu erkennen und sah und hörte ihren Niedersturz, diesen in der Nähe so furchtbaren Doppelkrach, an den sich wohl kein Menschenohr gewöhnt. Schon zischten auch Chassepot-Kugeln, hier — da, einen Baum splitternd: doch jenen Lauten gegenüber ja ein bloßes Nichts — dem Schwirren der Sommerfliegen gleich wider Blitz und Donner Schlag.

Die Chaussee, welche eine Zeit lang in der Niederung geblieben, stieg zu einer kleinen Anhöhe empor: auf derselben angekommen, übersah man das ganze Schlachtfeld. Dicht voran und scheinbar mit Bapaume schon zusammenhängend, lagen Gehöfte an der Straße, welche von Artillerie und den beiden andern Compagnien des Bataillons besetzt waren. Um zu denselben zu gelangen, wurden einige hundert Schritte im Lauffschritt zurückgelegt, da der Feind, welcher die Ankunft neuer Truppen bemerkt haben mußte, einige Salven abgab. Glücklicherweise schoß er zu hoch, so eilte der Trupp wie unter einem bleiernen Ehrenbaldachin unverfehrt dahin, bis er sich in der Deckung der Häuser als Soutien der vorgegangenen Kameraden aufstellen konnte.

Lohr erfuhr, daß die Wernec'sche Compagnie dem Feinde am nächsten stehe, und die Ferme von St. Lubin, welche sie jetzt besetzt hatte, erst nach heftiger Gegenwehr und vielen Verlusten genommen habe. Daß Wernec persönlich verwundet sei, hatte Niemand gehört. Etwas wie Ahnung trieb Lohr ungeachtet immer nach vorn zu den Posten, sobald wieder Verwundete

herübergetragen wurden. Einer von diesen behauptete denn auch, der Premier sei kurz vor ihm gefallen, was ein Anderer freilich wieder bestritt, da derselbe nur auf dem Eise des Hofes gestürzt sei, sich jedoch sofort wieder erhoben habe.

Während Lohr nun, zwischen Hoffen und Fürchten schwankend, an einem Zaune zurückging, fühlte er plötzlich einen starken Schlag auf den Arm. Als er nach der Stelle faßte, färbte sich der Handschuh roth. Schmerz empfand er anfangs nicht, doch ging er natürlich nach dem Zimmer in der Mühle, wo sich ein Lazarethgehilfe der von den Aerzten aus der Ferne Herübergesandten annahm. Dieser zwar nur bescheidene Diener der Heilkunde legte ihm jedoch einen ganz regelrechten Verband an und ersuchte ihn dringend, im Zimmer zu bleiben, damit der Frost nicht in die Wunde schlüge. Als nun aber der Befehl für seine Compagnie kam, jene in der Ferne für die Nacht abzulösen, folgte er dennoch den Seinigen. Ehrgefühl, Freude an der Gefahr, Gedanken an Wernerck — Alles vereint trieb ihn zum Mitgehen.

Wieder mußte der Uebergang im Lauffchritt an Bäume entlang genommen werden: die Franzosen, welche nur zwölf bis fünfzehn hundert Schritte entfernt standen, unterhielten trotz der andrehenden Nacht noch eine Art von Schnellfeuer, welches selbst dann und wann von Granaten, die aber sämmtlich zu weit gingen, verstärkt wurde.

Glücklich in der Ferne angekommen, verging die erste Stunde mit dem Ablösen der Posten, dem Einlogiren der Soutiens, weiterem Einbrechen von Scharten in die Lehmwände der Ställe (weil der Befehl — im Fall eines Angriffs — auf äußerstes Halten gelautet), kurz mit all dem zeitraubenden und doch so nothwendigen Thun, wenn es blutigen Ernst, nicht bloßem Manöverspiel gilt.

Lohr hatte seinen Pflichten mit einem bangen Gefühl der Sorge obgelegen, da ihm Schuhmacher, der seinen Herrn nicht verlassen, bald nach dem Eintreffen von dessen schwerer Verwundung und dem fortdauernden Verlangen desselben, ihn zu sehen, benachrichtigt hatte.

Endlich war Alles gethan und Lohr beurlaubte sich bei seinem Compagnieführer, um bis ins nächste Gehöft zu gehen, wo der Freund liegen sollte. Der Weg dahin war wie mit Todten übersäet, die sich bei dem Halblicht ungestaltet, scheinbar so übergroß aus dem Schnee emporhoben. Lohr streifte ihre Züge nur mit den Blicken: doch glaubte er immer zu wissen, wer von ihnen erschossen, wer erstochen wäre. Jene gleichsam feierlich schlummernd, diese verzerrt in jeder Miene, stets die Fäuste geballt oder noch wie drohend gegen den Himmel gerichtet. All der Tod ringsum hatte ihn auf Augenblicke von seinen Gedanken abgezogen: er war sogar stehen geblieben, um in die Nacht hinaus zu horchen, von wo es mit dem Schrei von Raben wie ein Wimmern gekommen war. Sollten noch mehr Verwundete draußen liegen? in dieser Kälte? Doch ihm hatte ja der Compagnieführer eben gesagt, daß er keinen mehr holen lassen könne, weil auf die Träger geschossen

würde. Da lag auch das Gehöft vor ihm und Schuhmacher stand schon im Thore.

Durch welche Zerstörung mußte er ihm folgen! Auf dem engen Hofe lag es voll Waffen und fortgeworfener Tornister, im Wohnhause waren die Fenster eingeschlagen, Blut und Scherben auf den Fliesen, überall Spuren von Schüssen oder graufigerem Handgemenge. Während sie die Küche passirten, lachte sie ein alter Mann, der neben einem todten Kinde hockte, einmal blöde an, wandte sich aber in glücklichem Vergessen bald wieder laufend seinem Lieblinge zu, dessen Kopf halb in den Kohlen des Kamins lag. Ein Unnenndbares von Weh durchzitterte Lohr: sein Herz wurde nichts als eine stumme Frage nach der Nützigung, dem Warum dieser Schrecken. Darnach hatte aber schon jeder Sterbende gefragt, und war keiner Antwort gewürdigt worden.

Als sie über die Schwelle des kleinen Raumes traten, in welchem Schuhmacher seinen Herrn gebettet, weil die Scheiben des Fensterchens zufällig ganz geblieben, vermochte Lohr eine Heberde des Erschreckens nicht zu unterdrücken. Allzu tief waren bereits Wunden, Spuren des Zerfalles gleichsam, in das Antlitz des Freundes geprägt — hier schien nur noch ein Ausgang bevorzustehen: oder täuschte der Schein des Lichtstumpses?

Werned, der Lohrs plötzlichem Zurücktretten bemerkt hatte, nickte schmerzlich: einen Augenblick war es dann sogar, als huschte das alte Lächeln über seine Züge und schenkte denselben noch ein Mal ihre Frische und Schönheit. Dabei rief er in aufgeregter Weise: „Endlich! wie habe ich mich nach Dir gesehnt! Nun ist aber Alles gut — Alles gut.“ Eine Pause entstand.

Lohr vermochte vor Ergriffensein kein Wort der Rechtfertigung vorzubringen; er behielt nur die Hand des Freundes, welche ihm dieser entgegen gestreckt hatte, in der feinigten.

„Schuhmacher!“ begann Werned hastig von Neuem, „Sie halten draußen Wache; Keiner soll mehr kommen, auch nicht der Doctor! Den lassen Sie nicht herein!“ Auf Lohr sehend fuhr er fort: „Er hat mir offen gesagt, sagen müssen, daß nicht mehr zu helfen ist; wenn er aber kommt und nachsehen will und herumsüßelt — werden die Schmerzen noch größer!“

Schuhmacher, der auf weitere Befehle zu warten schien, wohl aber nur in dem Ahnen zögerte, zum letztenmal in die Augen seines guten Herrn zu sehen, verließ auf einen erneuten Wink desselben die Kammer.

Die Freunde waren allein. Dennoch schloß Werned die Augen, als bedürfte er vorerst der Sammlung. Nur der krampfhafteste Druck seiner Hand bezeugte, daß er noch lebte.

Da mochte er jedoch mit sich einig geworden sein, wenigstens sagte er nun, indem er Lohrs Blicke sichtlich wird: „Du hast mich warten lassen! Ich weiß!“ wehrte er dessen Entschuldigung ab. „Jetzt ist meine Zeit aber knapp geworden, vergieb, wenn ich mir alle Vorreden schenke. Nimm an — später, wenn ich nicht mehr bin und es zum Erfüllen kommt — ich hätte

gebeten mit jeder Bitte, die das Herz, ein folterndes Gewissen findet! Nun ist für Nichts davon mehr Zeit: die klugen Doctoren haben sich schon gewundert, da nebenan — ich hörte es wohl, daß noch kein Delirium eingetreten sei! Als ob das anfangen könnte, bevor ich Dich gesprochen! — Du mußt helfen, sonst kann ich nicht sterben, Hellmuth.“ Hart, wie ein Drohen, waren die Worte gefallen.

„Helfen?“ wiederholte Lohr überrascht.

„Du hast sie geliebt von langher und liebst sie noch: seit neulich weiß ich es. In einer Stunde — nicht eine Stunde mehr! ist Rose Wittwe. Sehr grausam sind Die dort oben, oder wo es sie umtreibt, die Macht über uns haben; ich bettete um eine Wunde — die Wunde vergönneten sie mir, nur zu tief, ein wenig zu tief! Doch wir müssen es ihnen verderben, Hellmuth — ich weiß ein Mittel!“

Dieser zuckte zusammen; Werned hatte seine verwundete Hand ergriffen, und stechende Schmerzen riefen ihm die eigene Wunde ins Gedächtniß. Ein Gefühl von Ohnmacht wollte ihn überkommen, doch faßte er sich mit Gewalt: „Was für ein Mittel meinst Du?“

Werned zog ihn zu sich nieder und flüsterte ihm in's Ohr: „Du bist ein freier Mann, sei groß — größer als Die über uns sind! Rose ist meine Wittve, und eine Wittve darfst Du zum Weibe nehmen: ich hätte es so gewollt, sage ihr das, wenn sie jagt. Und Du wirst gut zu ihr sein? Darauf gieb mir Dein Wort! — Schweige nicht so lange, sonst hör' ich es nicht mehr.“ Erschöpft sank er zurück und schloß von Neuem die Augen.

In Lohr mischte sich im ersten Moment Empörung über ein solches Verlangen wunderfam mit einem wonnigen Schauer bei dem Gedanken, nur der Geliebten zeigen zu können, welche Liebe sie zurückgewiesen! Aber die Ehre — seine Mannesehre? Es war ja unmöglich! — Rose war nicht Wittve — eine Verführte. Gleichsam mit Haß füllten sich seine Blicke

Werned hatte diesen Wechsel der Empfindungen verfolgt, da er die Augen bald wieder geöffnet. Tonlos sagte er:

„Also doch getäuscht? Das Geschöpf mag nicht größer sein können als der Schöpfer: Der hängt an Worten, oder sie lehren es wenigstens so — die Priester. Hätte einer von denen unsern Bund gesegnet, wie Euch Alles in Ordnung erscheinen würde! Du scheutest Dich nicht — sie lebte in Ehren. — Und doch ist sie so schuldlos, an Allem so traurig schuldlos! mich allein packte die Sünde, als' ich fort mußte — auf Nimmerwieder!“ Erschütternd klangen die gebrochenen Laute hin.

Lohr sah Rose in all ihrem unschuldsvollen Liebreiz gleichsam vor sich — und hier lag der Freund im Sterben, der ihm vor Allen lieb gewesen war. Welche Verzweiflung in dessen Augen stand! Wie die so viel rührender sprach als das Fordern, seine Bitten vorher! Konnte er denn aber helfen? Er war frei, sein Beruf legte ihm keinerlei Schranke auf, Niemanden hatten seine Entschlüsse zu kümmern. Wie liebreich sich Werneds Eltern seiner

von dem Augenblicke angenommen hatten, wo die seinigen gestorben! Jetzt konnte er am Sohne vergelten? Doch das Opfer blieb allzu groß! In der Ehre sollte der Mann nicht verderben.

Als wäre der Tod eben in die Kammer getreten, so still wurde es darin. Nur das Flämmchen des Lichtes flackerte in irgend einem Luftzug.

Auf beiden Männern lag Unausprechliches. Ihre Studienjahre erstanden vor ihnen, ihr treues Zusammenhalten und wie sie sich Eins fühlten: den Einen noch bitterer machend und voll geheimer Anklagen, im Andern nach und nach das Letzte von Widerstand, das ihm geliebt, niedertwerfend und dem Opfer fast einen Schimmer der Verklärung leihend. Was zudem die Zukunft barg — wer wußte das? Schon die einfache Wunde, die ihn mehr und mehr zu peinigen begann, konnte das gleiche Ende bringen! Für jetzt galt wirklich nur Eins: Frieden zu geben — Frieden.

Und mit einer Hast, als fürchtete er sich, daß ihm einen Augenblick weiter Alles wieder anders erscheinen könnte, rief Lohr, indem er des Freundes Hand mit festem Drucke umschloß: „Ich gebe Dir das Wort — meine Ehre soll die ihre sein!“

„Hellmuth!“ rang es sich bis aus Werneds Herzen — und Thräne an Thräne rann seine bleichen Wangen nieder. „Ich weiß,“ fuhr er endlich fort, „daß Du mir Dein Leben giebst, und nun bangt mir, das Opfer anzunehmen! Aber nein —“ ein letztes Aufleuchten strahlte aus seinen Augen — „sie ist dessen werth. Wie Du glücklich sein wirst! — Und ich hätte so gern noch gelebt! mich schaudert, hinabzugehen. Herr mein Gott — so jung! — Ob der Doctor noch nicht kommt? Hole ihn, Rose, Dir muß er ja folgen! Alle folgen Dir, nur ich nicht. Laß die Hand los, sonst kann ich nicht aus dem Grabe! und will doch — und muß zu ihr! Rose!“ Er lachte auf, daß es schauerlich durch die Kammer klang, dann hob er sich jäh empor: doch in demselben Augenblicke sank er auch zurück.

Als Lohr sich über ihn beugte, war das Leben bereits entflohen. Schuld hatte es erhalten, der Friede löschte es aus.

III.

Die Wunde Lohrs verschlimmerte sich während der Nacht so bedeutend, daß er nicht bei der Truppe bleiben konnte und schon am Morgen des nächsten Tages mit den anderen Verwundeten, Preußen wie Franzosen, nach Amiens transportirt wurde. Auch Schuhmacher hatte mit abrücken müssen, als das Bataillon zur Cernirung von Péronne aufbrach — die Todten von St. Aubin wurden von andern, neu herangezogenen Truppen begraben: darum geschah das aber in nicht geringerer Feierlichkeit und der Schummer derselben blieb nicht weniger tief.

Es verging beinahe eine Woche, die Lohr in starkem Wundfieber zubrachte. In dieser Zeit erschien ihm alles Vergangene traumhaft, oft nur wie irgend eine seiner Phantasien, deren er sich zuweilen gleichfalls entsann.

Die Fiebererscheinungen ließen aber nach, das Phantafiren hörte auf — mit demselben wollte jedoch die Erinnerung an jene Nacht in St. Aubin nicht weichen. In wahrhaft unheimlicher Schärfe trat immer von Neuem Bild an Bild hervor: es fiel ihm nicht schwer, sich auf ganze Satzfolgen zu besinnen, die Berned gebraucht. Und vor Allem — was er selbst sich damals abgerungen, was er gelobt hatte, empfand er wie einen fortdauernden Stachel.

Geschehen mußte etwas darin, eher, fühlte er, würde die Unruhe, sein wieder stärker auftretendes Fieber nicht schwinden. Was sollte aber geschehen? Wenn er auch die Kraft dazu fände, durfte er schreiben? An wen? Der Mutter oder an Rose? Er wußte nichts Bestimmtes: Berned's so plötzlich eingetretener Tod hatte ihm die natürlichsten Fragen unbeantwortet gelassen. Ob die Mutter nun eingeweiht sei? Von einem Verlöbniß der Beiden hatte sie nie etwas wissen wollen, da ihr Berned durchaus unsympathisch gewesen, und sie wohl nur an ihn selbst als Gatten der Tochter gedacht hatte. Wenigstens war ihm das in Scherz wie Ernst unzähligemal versichert worden. Rose allein hatte geschwiegen: ob sie auch heute noch schweigen würde?

Wenn Lohr bis an diesen Punkt gekommen, suchte er trotz allem Vornehmen wieder an Anderes zu denken; das Blut wallte zu stürmisch auf — es war, als wollte es den Verband sprengen.

Zeit, und dann die Uebung gewöhnen aber wohlthätig selbst an scheinbar Unüberwindliches: in einer stillen Nachmittagsstunde, wo die beiden Offiziere, welche das Zimmer im Lazareth mit ihm theilten, zu Kameraden hinübergegangen waren, und er matt und müde nach einer schlaflosen Nacht auf dem Bette lag — da reihete sich halb unbewußt Gedanke an Gedanke, wie das Leben fortan einzurichten wäre. Unendliche Entfagung stand bevor, unendlich Schweres war erst zu überwinden, dann verhieß jedoch selbst die bloße Schein-Ehe noch manches Freundliche. Ganz Anderes hatte er freilich geträumt, was bedeuten aber Träume? Immer nur die alte, wehe Lehre: wenn sich ein Lebenswunsch erfüllt, muß er sich auf seine Weise erfüllen — und die ist gar selten nach Menschen Gefallen.

In dunkleren Stunden drängten sich auch andere Gedanken herauf. War eine solche Forderung nicht überhaupt schon ein Deliriren gewesen? So naiv egoistisch Berned bei seiner ausgeprägten Selbstsucht oft gehandelt, bis dahin hätte er sich bei gesunden Sinnen nie verirrt! Mußte also ein nur durch Ueberreizung und Gewissensbisse hervorgetriebenes Verlangen ausgeführt werden, weil in übergroßem Mitleid eine Zusage gegeben worden? Wer konnte das fordern! Aber wußte denn Jemand davon? Und ver-sündigte er sich nicht an sich, wie seiner Zukunft, wenn er sie hintwürfe — gleich etwas Worthlosen? Sicherlich that er das: darum unter die Füße mit allem zu Sentimentalen! Er hatte das Versprechen nicht in frivoler Weise gegeben, selbst diese Art Nothlüge war schwer genug geworden — jetzt war er aber frei. Konnte der Todte noch zu ihm sprechen, selbst der würde ihn nun von seinem Schwure lösen! Diese Zweifel kamen wohl gar von

dem? wie die Mutter einst so rührend gemeint — der todte Gatte lenke noch ihre Gedanken.

Und doch! — In der Tiefe des Herzens schien ein Etwas trotz all dieser berechtigten Einwürfe immer zu wissen: sobald es zum Thun käme, müßte dieses Thun ein anderes sein, als was sich jetzt wie das künftige geberdete. Ihm war, als könne er doch nur der Stimme folgen, die ganz schlicht sagte: Werneck war voll bei Sinnen, erst zuletzt — da Alles vorüber, habe sein Geist angefangen, in der Irre zu gehen. Und ebenso klar sei es in ihm gewesen: der Vertrag somit geltend vor Dem oben, vor der Stimme da drinnen. Wie gleichgiltig also, daß ihn Niemand gehört habe — wußten doch die beiden obersten Richter davon.

Und Rose? Hatte Werneck nicht Recht, war es nicht heute noch ein Glück, solche Freundin sein eigen nennen zu dürfen! ihr Alles zu werden, Eltern, Schutz und Ehre — nur Eines nicht, der Gatte. Wenn ihre Mutter darum wüßte — und wie sollte sie nicht — dann trug die Aermste Unsägliches.

Es war darum Pflicht, so bald als möglich zu ihr zu eilen; an solchem Bald hing vielleicht viel, ihr Leben selbst! Werneck's Tod würde ihr nicht verheimlicht worden sein, die Familien standen ja in Verbindung — wozu konnte sie dadurch getrieben werden! Es blieb das einzig Rechte, sich persönlich von Allem zu überzeugen und danach die Entscheidung zu treffen.

Fast dankbar empfand er nun seine Verwundung: erleichterte sie die Heimkehr doch aufs Wesentlichste. Ohne seinen geheimen Zweck verrathen zu müssen, bedurfte es nur der Bitte, sich einem Transport von Reconvalescenten anschließen zu dürfen, wozu die Aerzte selbst schon gerathen hatten.

So erhielt er denn eines Tages gegen Ende Januar seine Reiseroute eingehändigt und konnte die Heimfahrt antreten. Diese wurde ihm noch durch die Gewißheit leichter gemacht, daß Unterhandlungen über einen Waffenstillstand bereits im Gange waren, die hoffentlich zum Frieden führten. Also blieb wohl die Schlacht bei St. Quentin auch für seine directen Kameraden die letzte Waffenthat! Niemand erschien mehr so nothwendig, und Jeder bekam wieder eine Art von Berechtigung, selbst über sich zu bestimmen.

Es war ein seltsam wonniges Empfinden, als er am nächsten Morgen die eleganten Boulevards von Amiens entlang nach dem Bahnhof fuhr. Wie anders sich nun all die Prachtbauten ansahen! Bereits wieder mit dem Auge des Kenners, nicht mehr des Soldaten, der gleichgiltig daran vorüber marschirt, ganz von der Pflicht des Augenblicks erfüllt. Selbst die Zukunft trat zurück, und er hatte nur das glückselige Gefühl gleichsam aus der Leere, dem Nichts, in Bestimmtes zurückzukehren, aus völliger Ungewißheit in Ordnung und Gesellichkeit. Mit einem rührenden Schimmer von Schönheit umkleidete sich dabei auch jede Stätte daheim: wie segnend streckte sich die Hand aus bis hinüber nach dem Grabe seiner Eltern. Dort wollte er zuerst hin. Trotz dieses Gedankens lächelte der Mund jedoch immerfort, und er

sah einigen Schulmädchen, die zierlich grazios über die Straße eilten, mit heiterem Wohlgefallen nach, bis sie in den Anlagen eines Platzes verschwanden.

Mit einem Blick auf die Kathedrale, welche ihm als das Herrlichste erschienen, was er je gesehen — den heimathlichen Dom am Rhein, selbst den Reimser nicht ausgenommen, mit diesem langen Blick, der zuletzt auch die Stadt und mit ihr die schweren Tage umspannte, die er dort gelebt — schied er von Amiens.

Die Fahrt ging verhältnißmäßig langsam von Statten, an verschiedenen Orten wurden ebenfalls Reconvalescenten aufgenommen, über einzelne Strecken, wo die zerstörten Geleise kaum hergestellt waren, fuhr der Zug mit Vorsicht. Trotzdem war man vor Anbruch der Nacht in Metz. Schon hier mußte es Jedem vorkommen, als wäre er in der Heimath; auf dem Bahnhof die Fülle der bekannten Uniformen, selbst von den Gepäckträgern und der Hotelbedienung beinahe lauter deutsche Anreden. Wie melodisch Lohr jede solche Ansprache klang!

Die Nacht verging auf einem harten Lager in einer Art von Vorflur — bei der großen Menge der Fremden hatte er nichts Besseres aufgetrieben — zweifelhaft genug, eigentlich noch ganz in derselben Weise, wie er es im Felde gewohnt gewesen, doch überkam ihn bei jedem Erwachen, das wohl vor Kälte eintrat, oder bei dem Geräusch neuer Ankömmlinge im Hause, immer bald wieder ein nur wohliges Gefühl. Heimathnähe, schon Heimathlust! und die Ordonnanz mit den Befehlen für den kommenden Tag weckte nicht! Was bedeutete alles andere Wecken!

Am frühen Nachmittage kam Lohr in Trier an. Nicht laut äußerte sich seine Freude, eine gewisse Mattigkeit lag sogar auf ihm, da der Arm wieder schmerzte — doch in den umschleierten Blicken, in der Milde seines ganzen Wesens lag etwas wie heimliches Glück. Und das verstärkte sich, als er in das ihm angewiesene Zimmer im „Trierer Hofe“ trat: wäre er noch ein Kind gewesen, hätte er, wie einst unter der Mutter Augen, am Fenster hintreten mögen und beten. Es zog ihn auch jetzt noch dazu, dergleichen schickte sich doch aber nicht, in Gedanken höchstens! Und in Gedanken stand er eine lange Weile am Fenster; aus demselben sah er das Haus, von wo er vor vier Monaten mit Werneck nach Frankreich gegangen war. Sie hatten damals zufällig neben einander gewohnt; wie sich nun der Anfang in das Ende schloß! Doch nur Einer kam zurück, und um welchen von Weiden, den tiefen Schläfer oder den Wachenden, es besser stand — wer möchte das entscheiden! Selbst er nicht.

Nachdem er seinem Gelübniß nach erst der Eltern Grab mit frischen Kränzen geschmückt und dort scheinbar ruhiger geworden war, ließ er sich nach der Villa in der Nähe der St. Matthäi-Kirche fahren, wo Frau Weyer, Moses Mutter, wohnte. Schon von der Straße aus sah er, daß alle Jalousien niedergelassen waren — so schritt er mit ahnungsvoller Besorgniß

durch den verschneiten Garten. Die Besizerin der Villa, welche ihn ankommen gesehen, öffnete persönlich die Thür und begrüßte ihn in ihrer lauten Art. Es währte eine ganze Weile, bis ihre Neugier und Theilnahme so weit gestillt war, daß Lohr nach den Damen Weyer fragen konnte. Dieselben wären wohl für immer, theilte sie nun bedauernd mit, nach Köln gezogen, wenigstens hätten sie das Quartier für April gekündigt.

Erst jetzt auf der Rückfahrt erschien es Lohr, als sei das ein Wirkliches geworden, was er seither immer noch wie Unmögliches empfunden. Gab es einen herberen Beweis für Alles, als daß die Mutter aus ihrem geliebten Trier gleichsam geflohen war? Aber er durfte nicht fliehen, folgen mußte er ihr — immer nach, wo sie sich auch zu verbergen gedachte. Gleichwohl hatte er genau die Kölner Straße wie Nummer gemerkt: mechanisch flüsterte er sie zuweilen vor sich hin.

Nach langem Wachen, aber ohne die Freude an der Heimath mehr, wie er sie noch gestern in Metz gehabt, fiel er in tiefen Schlaf. Auch der nächste Morgen weckte nochmals früh; doch bevor es dann Mittag wurde, sah er die Thürme Kölns aus Nebeln auftauchen.

IV.

Bald nach Drei zog Lohr die Klingel an der jetzigen Wohnung der Frau Weyer. Das bekannte Porzellschild mit ihrem Namen, den er so unendlich oft gelesen, daß er sich der Form jedes Buchstabens entsann — es war hier nicht an der Thür, keine Karte — Nichts, Alles so fremd und fremd auch das Gesicht, welches er nun beim Oeffnen erblickte. Auf seine Frage, ob Frau Weyer hier wohne, trat dieselbe aus einem Seitenzimmer und gab selbst die bejahende Antwort; zugleich mußte sie den Sprecher erkannt haben, denn sie fuhr sichtlich zusammen, ja, schien sich gleichsam an der Thürbrüstung zu stützen.

Ehe Lohr aber näher trat, hatte sie sich bereits gefaßt und rief in ihrer lebhaften Weise: „O welche Freude, liebster Hellmuth! Wer hätte sich von solcher Ueberraschung etwas träumen lassen! Willkommen in der Heimath.“ Nach einem herzlichen Händedruck ging sie in das Wohnzimmer voran, indem sie dabei fortfuhr: „Und immer der treue Hellmuth! Wie freundlich von Ihnen, uns selbst hier aufzusuchen! Wo haben Sie denn unsere Wohnung erfahren?“ Sie setzte sich und lud auch Lohr durch eine Handbewegung dazu ein.

„Ich komme von Trier —“

„Und waren bei uns?“ unterbrach sie. „Gott, ich spreche, als hätten wir noch ein Anrecht auf die alte Wohnung. Das kommt nur, weil ich sie noch keinen Augenblick vergessen kann, sie täglich und stündlich entbehre; Sie glauben es nicht, wie schmerzlich mir das neue Eingewöhnen fällt!“ Sie konnte nun wohl die Frage nach dem Warum des Wechsels erwarten, oder

fürchtete dieselbe mindestens, so fügte sie rasch hinzu: „Dennoch war es für uns nothwendig, das Quartier aufzugeben; es blieb einmal ein Sommer-Quartier, und bei dem strengen Winter litten wir geradezu, besonders Rose.

Lohr hatte in andern, gleichfalls strengen Wintern niemals dergleichen Klagen gehört, doch gab er seiner Bewunderung natürlich keinen Ausdruck und that auch ebenso wenig die andere Frage, warum sie deshalb Trier gleich verlassen und bis Köln gezogen wären. Er hielt sich an ihr letztes Wort und fragte, wo Rose sei.

„In der Kirche,“ antwortete Frau Weyer.

Das klang so einfach und wurde augenscheinlich völlig ahnungslos gesprochen — auf Lohr machte es einen erschütternden Eindruck. „In der Kirche!“ Ihm war, als hörte er aus weiter Ferne Gretchens Worte:

„D neige,
Du Schmerzenreiche,
Dein Antlitz gnädig meiner Noth!“

„Sie werden Rose recht verändert finden,“ begann Frau Weyer von Neuem, „selbst Dr. Schnehen forderte einen Luftwechsel, und so entschloß ich mich kurz, hierher überzusiedeln. Für uns Beide — auch Sie leider, bedarf es ja nicht der Auseinandersetzung, was ihre Gesundheit plötzlich so wankend gemacht hat. Rose gehörte allerdings immer zu den Zarten, fühlte sich sonst wohl — heute — — ach Sie werden selbst sehen! Bitte aber, zeigen Sie nicht zu auffällig, wenn ihr Aussehen Sie erschrecken sollte: der Doctor verlangt unbedingte Ruhe.“

„So dürfte auch nichts über den Todten —“

„Nichts!“

„Sie wird mich nach ihm fragen?“

„In meiner Gegenwart nicht!“ betonte Frau Weyer verachtungsvoll.

Dunkle Röthe flog über Lohrs Gesicht und ein Etwas wie Scham, oder war es Schmerz, trat in seiner Haltung stark hervor. Es war wohl Beides, ein letztes heißes Aufbäumen, da der Augenblick gekommen, in dem es zu Tage mußte, was er sich nicht freiwillig, nur nach tausend Kämpfen abgerungen hatte; zugleich jedoch das Gefühl einer gewissen Ohnmacht, des Wollens, aber noch nicht über die Lippen Bringens.

Frau Weyer sah ihn mit Theilnahme an. Sie glaubte wohl bloß, daß ihn die eben bestätigte Gewißheit peinige, wie sehr Rose noch an dem Todten hänge, darum reichte sie ihm die Hand und sagte gleichsam tröstend: „Entsagung ist einmal das große Lösungswort auf Erden! Und an Jeden tritt sie heran: an Den im Kleinen, an Jene in ihrem Herzenswunsch — wie es fällt. Für mich liegt eine Veruhigung darin, daß Niemand ausgenommen worden. Wir Beide, Hellmuth, gehören freilich zu den Aermsten! Ob wir das verdient haben, uns dereinst wenigstens Rechenschaft gegeben wird, warum es so sein mußte? Ich warte darauf — sonst verzweifle ich!

Denn jetzt weiß ich nur davon, daß mir schweres Unrecht angethan, o, ein Leid, nicht auszusprechen!“

Ueber ihre Maßlosigkeit erschreckend, zog sie die Hand, welche zitterte, zurück: der Moment hatte sie überwältigt.

Während sie aber noch überlegte, wie sie ihre Aufregung erklären könne, sagte Lohr, der seine Ruhe nun wiedergewonnen hatte: „Ich kenne Ihr Leid und will versuchen, es Ihnen tragen zu helfen — Ihnen und Rose!“

„Mein Leid wollten Sie kennen?“ Ein schrilles Lachen folgte dem Ausruf: so ähnlich dem, mit welchem Einer gestorben war, der an diesem Lachen nicht schuldlos war.

„Berned hat mich zum Vertrauten gemacht,“ fuhr Lohr zu Boden blickend fort.

„Und — Alles hätte er Ihnen vertraut?“

„Alles!“

„Auch Das noch!“ schrie Frau Weyer auf. „War ihm noch nicht genug des Sammers, den er über uns gebracht! Ich kannte ihn! besser als Ihr Alle. Da er fühlte, daß ihn mein Fluch erreicht hatte —“

„Frau Weyer!“

„O das nehmen Sie mir nicht!“ rief sie außer sich. „Der Herr hat sie gehört, meine Gebete — und die waren alle das Eine: Leben um Leben! Dachte ich auch nicht an Tod, so doch an Elend, Verderben — wie sie verdorben.“

„Und Sie meinen ihn besser gekannt zu haben!“ entgegnete Lohr dumpf.

„Wenn ich Sie verstehe, erscheint Ihnen sein Vertrauen mir gegenüber —“

„Als seine letzte Rache!“ fiel sie heftig ein, „nicht anders.“ Lohr schüttelte den Kopf. „Wollen Sie mich — —“

„Wenn Sie ihn nicht verteidigen!“ unterbrach sie wieder, „ich kann das nicht hören, nicht von Rose, nicht von Ihnen. Sie sehen es, schon der Gedanke an ihn nimmt mir jede Fassung, und das wird nicht mehr anders.“

„Von ihm — von uns muß ich demnach sprechen! Sie irren: nicht Rache trieb ihn zu seinem Vertrauen, allein die Hoffnung, der heiße Wunsch, noch so viel retten zu können, als er oder vielmehr ich es vermöchte. Mit einem Wort: ich bin nur gekommen, um — — Rose zu meiner Gattin zu machen, dann lehre ich ins Feld zurück.“

In einer Art von Erstarrung sah ihn Frau Weyer an. Lohr begegnete ihren Blicken ruhig und nickte nur einmal, weil es ihm vorkam, als habe sie den Sinn seiner Worte nicht begriffen. Plötzlich schien sie jedoch Alles zu begreifen, trotzdem sie in halbem Schluchzen immer wieder rief: „Es ist ja unmöglich! unmöglich.“

„Das habe ich auch einmal gedacht!“ erwiderte er endlich leise. „Aber wir Alle hielten wohl schon Etwas für unmöglich, bei dem wir nach einer Weile zufrieden waren, daß uns nicht Schwereres zugemuthet worden. Ich habe seit seinem Tode viel Zeit gehabt, es mir zurecht zu legen: und ist

Rose, wären Sie mit dem einverstanden, was ich vorschlagen kann — es ist das, wozu ich mich als ehrlicher Mann verpflichten darf, so wollen wir nicht zögern. Ich bin in mir einig, wäre sie es nur auch erst!“

Frau Weher hatte ihre Beherrschung wiedergefunden; der Blick in gleichsam neues Licht, der sich vor ihr aufgethan — so unerwartet, so niemals mehr erhofft, nahm sie völlig gefangen. Für den Augenblick wenigstens vermochte sie nun nichts Anderes zu denken: ihr konnte Großes werden und das mußte sie erringen — um jeden Preis. So antwortete sie in ganz verändertem, nach ihrem früheren beinahe freudig klingendem Tone: „Sie, liebster Hellmuth, bringen doch das Opfer, nicht Rose! Und ein Opfer, das ich bis in seine Tiefen nachfühle: seien Sie versichert, Rose wird nicht anders fühlen. Es soll mein Dank sein, sie davon zu überzeugen — wenn es dessen erst bedürfte — daß ihre Lebensaufgabe fortan nur noch darin besteht, Ihr und immer nur Ihr Glück zu wollen!“

„O nein!“ rief Lohr, „das wünschte ich gar nicht, dürfte es nicht einmal fordern. Denn was ich geben kann, ist im Verhältniß doch bloß Geringes: meinen Stamm, meine Ehre. Im Uebrigen müßten wir als dieselben Freunde wie bisher durchs Leben gehen — oder trennten uns auch wieder, nach ihrem Gefallen.“

Ein Zug von Enttäuschung war über das Gesicht Frau Wehers geglitten, dennoch sagte sie mit derselben Freundlichkeit: „Sie haben Recht! im ersten Moment überlegt man nicht Alles. Wozu auch jetzt schon an das Nachher denken? An dem Einen und Ersten ist ja doch kein Zweifel — ich habe Sie richtig verstanden? Sie wollen ihr die Ehre wiedergeben?“

Lohr nickte.

„Ist es auch nur vor der Welt,“ fuhr sie aufathmend fort, „mir geben Sie damit das Leben wieder. Was ich seit Weihnachten ertragen — nur mein Gott weiß es! Und welche Gedanken ich über die Zukunft gehabt, welche schrecklichen Gedanken — mir graut nun davor. Gott hat das nicht zulassen können, so rührte er an Ihr Herz: Ihm Dank, doch nicht weniger Ihnen! Und Alles soll geschehen, wie Sie es überlegt haben, daran werden wir festhalten — ich verzichte für mich, wie für Rose auf jeden eigenen Wunsch. Was hätten wir auch zu wünschen, die wir von Ihnen nur empfangen, so gar Nichts mehr zu bieten haben. Das ist ein Gefühl, ich hätte wohl nie geahnt, einmal so bettelarm dastehen zu können. Doch Sie sind es ja — kein Fremder — der Hellmuth, an den ich von jeher wie an einen Sohn gedacht habe. Freilich damals! Da durfte ich es.“

Lohr richtete sich auf und sagte, nach dem Nebenzimmer horchend: „Das ist die alte Spieluhr?“

„Sie erkennen sie noch! Ja, nun steht sie wieder in Rosés Zimmer, wie einst in der Kinderstube. Wenn Ihr danach tanztet — und heute? — So schlug es übrigens halb Bier, Rose muß kommen. Soll ich sie nicht erst vorbereiten? wenigstens auf Ihre Ankunft und den Grund derselben.“

Sie bemüht sich wohl, gefaßt zu sein, jedes allzu Plötzliche sollen wir aber meiden?"

„Gewiß!“ fiel Lohr zustimmend ein. „Sie nehmen mir damit sogar Schwere ab. Nach welcher Kirche geht sie.“

„Drüben nach St. Mauritius.“

„So können wir sie auch kommen sehen?“ Er stand auf und trat an einß der Fenster.

„Von hier übersehen Sie die ganze Straße, erwiderte Frau Weher, indem sie nach der Glasthür eines kleinen Balcons ging.“

Lohr folgte ihr und zeigte schon im Näherkommen nach dem jenseitigen Trottoir. Rose sah in demselben Augenblick herauf, so trat er mehr hinter die Vorhänge zurück.

Von hier oben schien sie ihm unverändert: der alte beschwingte Gang, selbst der Schimmer frischer Röthe und nun auch dasselbe liebliche Neigen des Kopfes, den die Fülle seines blonden Haares zu beugen schien. Kurz noch so ganz „Schneeglöckchen“, wie ihr Neckname in der Kinderzeit gelautet hatte.

Lohr wollte daran erinnern — als er sich umsaß, war Frau Weher verschwunden. Auch drüben das Trottoir war jetzt leer; er lauschte, kein Klingelzug ertönte aber — die Mutter mußte die Kommende gleich in Empfang genommen haben.

Er blieb an der Balconthür stehen; nach einer Weile beschattete er die Augen mit der Hand, als belästige ihn das Licht, doch sah er nur regungslos vor sich nieder. Und so tief versank er in Gedanken, daß er das Aufgehen und Schließen der Zimmerthür nicht beachtete und erst aufuhr, als seine Schulter leise berührt wurde.

Da stand sie, an die er nun schon seit Wochen unablässig gedacht hatte. Ihre gefalteten Hände, die umflorten, matten Augen, selbst ihr schlichtes schwarzes Kleid rührten ihn unbefchreiblich. Er konnte nur immer wieder ihre Hände drücken, zu sprechen vermochte er nicht.

„Lieber — lieber Hellmuth!“ sagte Rose endlich.

„So darf ich der also ganz fein?“ rief er wie von einem Wanne erlöst.

„Davon nachher!“ antwortete sie, indem sie mit der Hand über die Stirne strich und ihm nach einem kleinen Ecksopha voranschritt. Nachdem sich Beide niedergelassen, Lohr in einem Sessel ihr gegenüber, fuhr sie in ihrer sanften Weise fort: „Erst haben wir uns doch Alles zu erzählen; Das heißt, Du wohl mir — ich laun nur fragen. Und ich darf fragen, nicht wahr? Hast Du von ihm noch ein Wort für mich?“

Lohr sah an ihr vorüber, da das Gespannte, Angstvolle ihres Blickes ihm weh that, und sagte kopfschüttelnd: „Er hat mir Nichts aufgetragen.“ Als er bemerkte, daß sie erblich und die Augen sich mit Thränen füllten, setzte er wie entschuldigend hinzu: „Es blieb wohl nur keine Zeit dafür —

der Tod überraschte ihn. Und an' Dich gedacht, um Dich allein gesorgt hat er bis zum letzten Augenblick; mit Deinem Namen auf den Lippen ist er gestorben."

Rose nickte vor sich hin und flüsterte dann beinahe lächelnd, wohl aus tiefen Gedanken heraus: „Rose!“

Plötzlich zusammenschauernnd sah sie wieder zu Lohr auf und fragte: „Hat er schwer gelitten?“

„Ich glaube nicht.“

„O Gott, Dank!“

„Wie ich Dir sagte, Du beschäftigtest ihn so ganz, daß alles Körperliche zurücktrat.“

„Und in Bapaume ist er begraben worden?“

Lohr bejahte, ergänzte dann aber: „Ich bin nicht dabei gewesen.“

„Ach Hellmuth!“

„Auch ich wurde an demselben Nachmittage verwundet und gleich nach Amiens gebracht.“

„Seine Mutter hat mir Alles vorgelesen, was ihnen vom Regimente zugegangen ist. Das Offizier-Corps wird ihm auch einen Stein setzen?“

„Ja das soll geschehen!“ bestätigte Lohr, „ich hörte davon sprechen — damit unsere Gräber dort erhalten blieben. — Suchten Euch Werners auf?“

„Nein! wir fuhren hinaus, um Abschied zu nehmen.“

„Und Du bist auch verwundet worden?“ fuhr sie bedauernd fort.

„Hier am Arm,“ zeigte Lohr. „Nichts Besonderes. Eher müßte ich den Zufall einen sogar glücklichen nennen, da er mich jetzt schon hierher geführt hat.“

„Du gehst aber noch einmal zurück?“

„So bald als möglich. Wenn Du mir erlaubt haben wirst — —“

„Erinnerst Du Dich noch,“ unterbrach sie ihn, „wie unsere alte Gertrud in ihrer wunderlichen Weise von mir zu sagen pflegte: Sie tanzt bis ans Grab. Die Alte meinte das wohl anders und doch mußte es ganz so eintreffen — bis an ein Grab!“

„Du erregst Dich; wir —“

„Wolltest Du mich nicht anhören? Siehst Du, zu meiner Mutter —“ ihre Stimme wurde fast tonlos — „darf ich darüber nicht sprechen! Nicht um was ich bete, was ich noch denke — selbst meine Thränen tranken sie schon.“

„Die Zeit ist noch zu kurz, als daß Du still geworden sein könntest, aber — —“

„Und Du glaubst, ich könnte das jemals werden?“ fiel sie von Neuem ein.

„Ich hoffe es!“

„Nie — o nie!“ rief sie ungestüm. „Einen Todten, der mit dem Glauben an meine Liebe gestorben, sollte ich täuschen können? Weißt Du denn gewiß, daß es da unten nicht sein einziger Besitz gelieben, der ihn

noch an der Erde hält und ihm das Warten leicht macht — bis ich komme. Ob Du das auch nicht glaubst, ich glaube es! Und darum, Hellmuth — wenn die Mutter selbst zürnen sollte, ich kann Dir für Deinen großmüthigen Antrag nur danken, o recht aus der Seele; ihn anzunehmen — wie wäre das möglich!“

Tief betroffen sah Lohr sie an. Diese einfache und scheinbar doch natürliche Abweisung machte in einem Athemzuge gleichsam — Alles, was er sich an Zugeständnissen so mühsam durch Wochen abgerungen hatte, gegenstandslos und ihn, wenn er noch darauf bestehen wollte, zu einem Bittenden statt Gemährenden. War es aber denkbar? Sie hatte nicht überlegt, ahnte wohl gar nicht, was ihr dann bevorstände. So entgegnete er: „Du erklärst eine Annahme für unmöglich? Doch — so schwer es mir fällt, das zu berühren, hast Du auch an die Zukunft gedacht?“

„Um dieser Zukunft willen ist sie ja unmöglich!“ antwortete sie zu Boden blickend. „Ich verstehe jetzt Dich nicht, wie vorher die Mutter nicht. Was zu tragen kommen wird, muß ich doch tragen. Nur Einer hätte mir helfen können, den nahm Gott zu sich; so will Er also, daß ich allein büße — bis Er mich ruft.“

„Nein, Rose! Du hast Nichts zu büßen —“

„Nästere nicht!“

„Auch das hat mir Hans gesagt. Du seist nur —“

„O schweige davon.“

„Aber Eins mußt Du noch wissen — ich vergaß es wohl der Mutter zu sagen, daß es Hans so wollte, ich ihm mein Wort gegeben habe, Dich zu meinem Weibe zu machen. Du irrst also, Gott will Dich nicht allein lassen: er hat erst zu Deinem Todten, dann zu mir gesprochen — nun folge ihm auch.“

Rose faltete die Hände und sagte: „Ich war ja ein schwaches Ding, Hans wußte das nicht anders, so dachte er für mich zu sorgen. Ich muß mir aber schon selbst helfen. Auch ich bin viel fester geworden, fürchte Nichts mehr für mich — das Bitterste liegt hinter mir.“

„Der Schmerz um unsern Todten ist nicht das Bitterste, das wir tragen können —“

„Für mich ja! Und tausendmal ja!“

„Höre auf mich —“

„Ich darf nicht,“ klagte sie aufstehend. „Da ist Etwas, das ich nicht fasse, von dem ich aber weiß — es geht nicht. Und wolltet Ihr mich zwingen, nicht gut würde es — seid gütig! — Ich quäle Dich, Hellmuth; Du hast mich aber geängstigt.“

„Es liegt wohl nur an dem Ueberraschenden,“ versetzte Lohr, ihre Hand, welche sie ihm gereicht hatte, innig drückend. „Ich lasse Dich denn allein: Du wirst das Rechte noch finden. — Grüße die Mutter; ich komme morgen Vormittag — jetzt möchte ich sie nicht mehr sprechen. Und sei auch Du gütig. Ich werde nur an Dich denken.“

Sie winkte ihm noch mit den Augen, dann fiel die Thür hinter ihm zu.

V.

Es war nur ein verhältnißmäßig schwacher Ton gewesen, mit welchem die Thür ins Schloß gefallen, dennoch hatte ihn ein aufmerksames Ohr im Hause gehört. Frau Weyer trat gleich darauf in den Flur, sah Vohr aber bereits auf der Treppe.

Mit gespanntem, beinahe unwilligem Ausdruck ihrer sprechenden Züge ging sie nach dem Wohnzimmer; auch dieses war leer und die Thür zu der Tochter Zimmer geschlossen. Ohne zu klopfen, öffnete sie dieselbe und fand Rose mit einem Portrait in der Hand, welches diese nun still in ein Buch zurücklegte, das aufgeschlagen vor ihr lag. Trotzdem das Buch augenscheinlich ein Gebetbuch war, machte Frau Weyer eine sehr verächtliche Bewegung nach demselben und sagte mit vibrierender Stimme: „Du nimmst wohl Abschied?“

Rose sah bittend auf, gab aber keine Antwort; so fragte die Mutter von Neuem: „Warum ist Hellmuth so eilig gegangen. Es gäbe jetzt doch vielerlei zu besprechen.“

„Ich sollte Dir einen Gruß bestellen,“ erwiderte Rose nun; „morgen Vormittag wird er noch zu Dir kommen.“

„Noch zu mir kommen? Will er schon wieder fort?“

„Ich denke.“

„Was bedeutet das?“

Rose wollte sich der Mutter nähern, diese trat jedoch zurück und sagte kalt: „Nur jetzt keine Zärtlichkeiten. Vor Allem muß ich wissen, was zwischen Euch vorgefallen ist. Daß er so fortgehen konnte, befremdet mich geradezu, — So sprich! Ich bereute schon vorher, daß ich Dir nachgegeben habe und Euch allein ließ.“

„Zwischen uns ist Nichts vorgefallen,“ antwortete Rose, indem sie sich zitternd an den Sophatisch lehnte, „nur für seinen Antrag — habe ich ihm gedankt.“

„Wie ist das zu verstehen?“ entgegnete Frau Weyer erblassend.

„Ich könnte ihm doch nicht angehören.“

„Trotz Deiner achtzehn Jahre habe ich Dich immer noch für kindisch gehalten, dies aber ist heller Unverstand!“ brach die Mutter nun los, während sie sich wie erschöpft auf einen Stuhl fallen ließ. Aufschluchzend kniete Rose neben ihr nieder und versuchte ihre Hand zu ergreifen, doch entzog sie ihr dieselbe heftig und rief: „Steh' auf, ich mag dergleichen nicht. — Und am wenigsten von einem Kinde, das so arm an wirklichem, rechtem Gefühl ist, daß es — statt diese Rettung wie eine Gnade des Himmels anzusehen und sie schon als solche demüthig hinzunehmen — noch zögern kann. Ich sage

bloß zögern, weil ich darauf bestehe, bestehen muß, daß Du ihn heirathest — und lieber heute als morgen.“

Rose war noch in ihrer Stellung beharrt, hatte nur zuletzt wie abwehrend die Hände gehoben; nun stand sie mühsam auf und schleppte sich nach dem nächsten Stuhl.

„Wie nahm Hellmuth denn diese Erklärung auf?“ fragte die Mutter.

Obgleich Rose schwieg, bemühte sie sich doch unverkennbar, ihre Gedanken zu sammeln.

War es darum ein gewisses Mitleid, oder glaubte Frau Weyer so leichter ihr Ziel zu erreichen — nach einer kleinen Pause begann sie in größerer Ruhe und selbst mit einer Art von Milde: „Negen wir uns aber nicht unnöthigerweise auf! Wir sind Beide angegriffen genug. — Du weißt, wie für mich nur alles Vernünftige Geltung hat; so wollen wir uns auch in diesem Fall das Ganze erst klar legen, die Consequenzen, hoffe ich, werden sich dann von selbst ergeben. — Du glaubst einmal, Hellmuth nicht lieben zu können —“

„Handelt es sich jetzt denn —“

„Laß mich nun sprechen! — Hast Du, könntest Du aber noch die Hoffnung hegen, Dich jemals anderweitig zu verheirathen? Ich meine an einen Ehrenmann, nicht an irgend welchen — Leichtsin, will ich nur sagen, der Dich Deines Vermögens wegen gleichsam mit in den Kauf nähme, wobei man jedoch von vornherein wüßte, welcher Ausgang über kurz oder lang bevorstände!“

Rose beugte ihren Kopf noch tiefer und sagte leise: „Wie sollte ich noch an eine Heirath denken, da ich ja nie mehr zu heirathen vermöchte.“

Die Mutter zuckte die Achseln und fuhr wieder erregter fort: „Eine Zukunft giebt es für Dich also nicht; in nicht weiter Ferne nur zu allem noch die Schande. Wenn sich nun trotzdem ein Mann, und wie Du selbst im Uebrigen zugeben mußt, denn Du kennst ihn gleichfalls seit zehn Jahren — ein Mann, jeder Ehre werth, freiwillig anbietet —“

„Nicht freiwillig!“ unterbrach Rose. „Hans hat auf seinem Sterbebette ihn dazu vermocht. Nur dem Sterbenden konnte er bei seiner Herzengüte die letzte Bitte nicht versagen.“

„Das mag der Grund sein,“ gab Frau Weyer zu, „handelt er darum jetzt aber weniger aus freiem Willen? Vermöchte ihm Jemand auf Erden zu verdenken, wenn er ein so gegebenes Versprechen nicht hielte, es einfach wie eine letzte Arznei betrachtet hätte? Nicht einmal wir, die daran so schmerzlich theilhaftig wären, könnten ihn deshalb geringer achten. — Wie hoch steht er nun da; ich glaubte — bloße Liebe hätte ihn dazu getrieben. Jetzt begreife ich erst: darum sprach er so gelassen von etwaiger Trennung. Es war ja auch nicht anders möglich, allein aus schwerstem Kampfe konnte ein solches Entsagen hervorgehen. Und diesem Mann hast Du gewagt, abzulehnen, was er sich gewiß nur mühselig abgerungen? Könnte das

wirklich bloß mir — neben dem Uebrigen auch wie schwärzester Andank erscheinen? Du fühltest davon nichts?"

Rose schüttelte den Kopf. „Was Jemand schwer wird, oder was er sich gar hat abringen müssen, wie Du sagst — das darf ich mir doch nicht aneignen.“

„Wenn es Dir geboten wird?“ brauste die Mutter auf. „Alles Vorher und Nachher ist des Andern Sache! Dir ist es zum Heil — und wir sollen auch klug sein, will der Herr, das heißt selbstsüchtig. Wohin kämen wir, wollte man immer erst fragen, ob auch nirgends sonstige Interessen gekreuzt würden? Und hier ist es ein Glück über alles Denken! — Wären Andere selbst dawider, über sie fort, wenn wir es vermögen! So geschieht es im großen Ganzen auch überall, nur die Schwächlinge freuen sich ihrer Selbstlosigkeit. — In gewissem Sinne, wenn es Dir um solche Freude durchaus zu thun, sändest Du selbst die dabei. Wilde Dir doch ein, daß Du mir das Opfer bringst, unseren Namen mit seinem reinen zu bedecken; ich will es großmüthig annehmen!“

„Mutter,“ flehte Rose, „habe Mitleid, nur jetzt keinen Hohn!“ „Nenn' es nicht Kleines,“ fiel Rose angstvoll ein, „wenn mir der Gedanke unfaßbar ist, einem anderen Mann anzugehören. Ich weiß ja, daß Hellmuth wieder geht, daß wir auch später nur wie bisher neben einander leben sollen — wenn ich aber solche sündhafte Ehe auf mich nähme, müßte ich doch auch an ihn denken, um ihn Sorge tragen und das könnte ich ja nicht. All' meine Gedanken gehören dem Todten. Der Zwiespalt dann, diese Reue und ewigen Vorwürfe, und doch nie anders können — würden mich tödten.“

„So mag das geschehen!“ rief die Mutter aufspringend, „viel besser, in Ehren zu sterben, als so wie Du jetzt zu leben!“

„Wenn Du das meinst,“ sagte Rose, indem sie sich wie entgeistert erhob, „Du hast mir das Leben gegeben, so darfst Du es auch wohl nehmen.“

Frau Weyer ging einmal durch das Zimmer, dann blieb sie dicht vor Rose stehen und erwiderte: „Das sind bloß Worte gewesen; Du wirst weder daran sterben, noch würde ich mit sehenden Augen in Dein Unglück willigen! Aber Du ahnst nun wenigstens schon, daß ich im Rechte bin; vertrete ich doch nicht allein mich, auch Deinen seligen Vater — unsern ehrlichen Namen. Wir Drei haben wohl Anspruch, mehr zu bedeuten als bloße Gefühle. Wie ich schon sagte, wärst Du noch mein reines, glückliches Kind, so würde ich es tragen, wenn Du Dein Leben vertrauern wolltest — jetzt darf ich es nicht. Daß ich aber so weit für Dich sorgen will, als ich es vermag, Dir jede Erleichterung schaffen werde und Hellmuth nicht weniger — das glaubst Du?“

„Ja!“

„Rose!“ Sie drückte die Tochter stürmisch an sich und küßte sie auf die Stirn.

Zum erstenmal schauerte Rose bei einem Ruß der Mutter zusammen. —
Raum drei Wochen später war sie jedoch die Gattin Lohrs.

VI.

Köln, den 24. Februar 1871.

Mein theurer Freund!

Es drängt mich so herzlich, Dir für all' die Rücksicht zu danken, welche Du mir in diesen Wochen bewiesen hast, daß ich Deinen Brief nicht erst abwarten will. Für Alles und Jedes, was ich gar wohl verstanden habe: Deine Rückkehr von Trier in letzter Stunde, die Trauung im Hause, was Du mir sonst nachgegeben, selbst bis zu den bloßen Zweigen Drangenblüthe, für Alles sei noch tausend-, tausendmal bedankt! Ich werde es tief im Herzen bewahren.

Hoffentlich bist Du gut angekommen und hast auch, wie die Andern, für die Waffenstillstandszeit ein freundliches Quartier gefunden? Bitte, schreibe uns oft und ausführlich! Die Mutter freut sich darauf, nun ebenfalls Briefe aus dem Felde erwarten zu dürfen, und ich möchte ihr doch stets etwas vorlesen können. Denn von dem, was ich Dir gleich sagen werde, da will ich ihr nichts sagen; es würde sie nur erregen und die gegenwärtige Stille ist so, so lieb, daß ich sie nicht noch einmal hingeben könnte. Es war eine zu traurige Zeit! Und von der hast Du mich erlöst, Hellmuth! In Gerolstein war ich schon immer Deine kleine Frau, heute bin ich es wirklich — vor der Welt wenigstens. Darin liegt das, was mich quält, was mir noch keine Ruhe vergönt und was ich zu Dir aussprechen muß. Hilf mir darüber, wenn Du es kannst; ich darf es ja nicht einmal in der Beichte sagen — um unserer, um Deiner Ehre willen!

Haben wir nicht eine schwere Sünde begangen, eine Ehe — also ein Sacrament einzugehen, während wir im Herzen doch von Anfang an wußten, daß es für uns nur Schein, ein Nichts sein könnte? Darf Gott so mit seinem Heiligsten spielen lassen, muß er uns nicht strafen? Und nicht mich allein, was läge noch an mir! Aber auch Dich, trotz Deiner Güte, trotz der Fürbitten, welche die lieben Heiligen für Dich sänden. Ich wage kaum noch zu beten — immer ist es mir, als dürste ich es nun nicht mehr, und bis dahin habe ich es doch gekonnt. In all' meiner Noth waren unsere Fürbitter um mich; wie in der Kinderzeit, wenn ich was Unrechtes begangen hatte — nicht viel anders war mir zu Muth. Jetzt aber, von dem Mittwoch an, seit ich das Ja über die Lippen gebracht, bin ich gleichsam in mir verfürzt; sei darum noch weiter gut zu mir, schreibe, was Du fühlst, und belehre mich. Du hast mich früher so oft belehrt und weißt Du noch, gerade wie Du Alles sagen konntest, so sagte ich es immer am leichtesten. O dürste ich es jetzt wieder! Aber auch Du wirst darüber nichts Besseres wissen, als es mit den anderen Sünden zu tragen! Doch erträgt sich denn eine Todssünde? Und die war es, ich finde nichts Milderes. Der Meineid

ist eine Todsünde. Mag es auch eine kleine Entschuldigung gewesen sein, daß die eigene Mutter so gegen mich gewesen ist — ich hätte nicht schwach sein sollen; über allem Irdischen steht das Himmlische. Wenn ich darum von ihm getrennt wäre — für alle Ewigkeit!

O vergieh, daß ich Dir Alles schreibe, wie es mir in's Herz kommt; doch ich habe ja Niemand, dem ich davon sagen darf. Freilich zeigt mich jedes ausrichtige Wort so undankbar, das bin ich aber nicht. Ich blicke zu Dir auf als zu meinem besten Freunde, dem ich Alles vertrauen kann und muß. In diesem Müßen liegt für mich sogar Trost; als wäre es ein wenig von der Einklösung meines Gelübdes am Altare. Doch ein Stücklein Ehe, nicht bloßer Meineid.

Ich will nicht mehr durchlesen, was ich geschrieben habe, sonst schickte ich es wohl nicht ab; Du hast mich ja immer verstanden und wirst darum auch jetzt die Stelle finden, welche so quält. Wenn Du kannst, lieber, lieber Hellmuth, hilf
Deiner

Rose.

Wendels, den 24. Februar 1871.

Wie seltsam wehmüthig wurde mir, liebste Rose, als Eure Gestalten in der Rauchwolke des Zuges für immer verschwanden. Erst da war ich wieder allein — und sogleich bestürmten mich die sorgenden Gedanken um Dich! Versuche nur erst ruhig und gefaßt zu werden, das Uebrige stelle der Zeit anheim.

Vor Allem danke der Mutter nochmals für ihre Güte, mich ein Stück Weges begleitet zu haben; der friedliche, ich möchte sagen, glückliche Tag in Coblenz wird mir unvergeßlich bleiben, war er doch zugleich die letzte und theuerste Gabe der Heimath. Halb verschneit zwar die Anlagen, dunkel, so träumerisch die Castor-Kirche — nicht ein einziger Sonnenblick, nur Nebel und leises Frösteln in der Natur, dennoch wurde mir wohl; Dein Arm ruhte so still auf dem meinigen, und in Deinen Augen schien nicht mehr bloßes Weh zu liegen — auch ein Schimmer von Interesse an Dem oder Jenem. Wüchse, dürste das wachsen; nichts Lautes, keine volle Freude begehrte ich ja, mit der Zeit aber auch eine Art von Genügen, von leichterm Tragen, daß dieses entseßlich stumme Ausreiben von Dir ließe. Auch Du sprachst einmal von Dank; der beste, einzige, auf welchen ich hoffen möchte, wäre ein solches endlich wieder an Dich selbst und damit auch an mich Denken.

Deiner Mutter mußte ich noch zuletzt versprechen, irgend welche kleinen Erlebnisse, überhaupt mein Thun und Treiben in den Briefen an Dich zu schildern. Du eigentlich ganz Böse, welche Du gar kein Verlangen danach zu haben schienest, hast nun, wie zur Strafe, Alles mitzulesen. Ich will im Strafen aber so gelind als möglich sein; fürchte Dich nicht, allzu lang vermag ich so wie so nichts auszu dehnen, das ist einmal gegen meine Natur. Ob sie bei einem großen Schmerz sich ähnlich geartet zeigen würde — noch

weiß ich es nicht. Und doch wäre es das Natürliche, weil ja auch die ganze Natur in ewigem Vergehen und Auferstehen.

An wieder Neues und so jugendlich Frisches mahnt es hier nun schon überall. Sobald ich la belle France betreten hatte, waren die Winde milder, Wolken und Nebelzüge duftiger — in allen Fernen webte die Sonne bereits geheimnißvollen Goldglanz oder fluthete ihn bis an uns heran über erstes Grün und enteiste Wasser. In dem eingehegten Gärtchen, das mein letztes Quartier umschloß, blühten die Haselnußsträucher und Seidelbast.

Wie bis ins Herz hinein bringt uns gerade in diesem Jahre das alte neue Werden! Als hätten wir noch nie recht gewußt, was Frühling wäre — so süß und herrlich erscheint das Gefühl neu geschenkten Daseins bei dem gleichzeitigen Erwachen der Natur. Sind wir doch gleichsam nicht mehr in Feindesland, nun es ringsum von Frieden flüstert und schon laut hinausjauchzt. Und Alle fühlen wir darin gleich! Nicht bloß uns Landwehrlente, auch die Kameraden von Beruf umschmeichelt, wie die Linden Lüfte, das Bewußtsein, viel errungen zu haben und nun wohl ausruhen zu dürfen. Jeder hat etwas Offenes, ist gesprächiger als sonst — ja findet für Alles ein Näckeln. Selbst unsere Leute haben es kaum jemals so gut gehabt als jetzt; in jeder denkbaren Weise wird für sie gesorgt, sogar Cigarren stehen dann und wann auf ihrem Stat. Dabei wurde noch nie so gleichmüthig über einen offenen Uniformsknopf oder verdächtig gespreizte Nähte hinweggesehen. Bedeutenderes läßt sich aber Keiner von ihnen zu Schulden kommen; bald nur vergnügt vor sich hinpfeifend, bald lebhaft plaudernd, sitzen sie auf allen Höfen oder an den Fenstern der Stuben und putzen an ihren Sachen herum, als stände bereits die Kaiserparade bevor. Auch in ihnen ist eben Sommenschein und Heimathträumen; kein Wunder also, daß sie eifrig bemüht sind, ihren äußeren, so lange vernachlässigten Menschen damit in Einklang zu bringen.

Gleich bei meiner Ankunft nach wirklich rascher und angenehmer Reise (meine Karte aus Ham hast Du doch erhalten?) wurde ich durch Zweierlei freudig überrascht. Unser liebenswürdiger Major, der nebenbei gesagt, so unablässig für sein Bataillon sorgt, daß man allgemein nur die dankbarsten Gefühle für ihn hegt — knüpfte mir schon bei der Begrüßung das so ersehnte eiserne Kreuz (für jenes Ausfallsgefecht an der Hallue) ein, und übergab mir zugleich für unsern verwundeten Hauptmann die Compagnie.

Als ich damals im October mit Hans zum Regimente kam, und dieses ehrwürdige, von meiner frühesten Jugend her schon beim Vater nur scheu angestaunte Kreuz so beinahe jedes Kameraden Brust schmückte — welch' heißes Bedauern empfanden wir, daß es für uns unerreichbar bleiben würde! Dachte doch Jeder, mit der Uebergabe von Metz und Straßburg müßte der Krieg enden. Und nun wäre es Hans sicher geworden und ich besäße es; will es für ihn mit tragen! Bei der Uebergabe des Kreuzes warst Du übrigens gleichfalls dabei; ich hatte natürlich mein bestes Kleid dazu ange-

than (das ich auch am fünfzehnten trug!) und damit Du mir nirgend fehltest, Dein Bild in die Brusttasche gesteckt. So zitterten die schwarz-weißen Band-Enden über Deine Augen hin.

Wie stolz und schön war der Moment! Von dem hast Du aber wohl nichts geahnt? Daß man nur Unheil ahnen darf, nicht das Glück! Es ist schon ein seltsam eingeschränktes Etwas — dieses arme, liebe Menschsein!

Durch die Führung der Compagnie darf ich über die Pferde des Hauptmanns disponiren, was ich jetzt, nachdem ich mich ein wenig in den neuen Dienst eingelebt habe, mit Vergnügen in täglich stundenlangen Ritten ausnütze: außerdem bekomme ich auch bessere Quartiere als sonst.

Mein erstes diesmaliges Quartier in dem stillen Pfarrhaus von Sombles war so lieb (wie Du sagst) als nur möglich. Schon das eigenthümlich gebaute Haus mit den weit vorspringenden Flügeln und dem Rasenrondel davor, in dessen Mitte die Statue St. Petri auf weißem Holz-Postamente steht, hatte etwas Trauliches. Dieser Eindruck wurde noch verstärkt, da eine hohe, in Ephen verborgene Mauer das ganze Gehöft von der Dorfstraße abschließt. Ueber die Mauer ragt nur die Kirche mit ihrem verschörkelten Thurm auf, dessen Glockenspiel jede verfloßene Stunde mit einer scheinbaren Melodie feiert, welche ich allerdings niemals ergründet habe.

Aber die beiden Menschen darin! Der sanfte, so genügsame und pflicht-treue Curé in der stets ältlichen Soutane, den abgeseuerten Kniehosen und schwarzen Strümpfen, die Calotte auf dem ergrauenden Haupt oder den Chapeau in der Hand, wenn er von seinen häufigen Krankenbesuchen heimkehrte; und sie, meine ganze Liebe, die prächtige, energische Augustine Françoise Marzif. Wie sie die Burschen (Einer sprach leidlich Französisch) gleich völlig in der Hand hatte, sie zu dem, zu Jenem geradezu commandirte. sehr tadeln konnte, wenn ihr das gelieferte Fleisch nicht fett genug war, oder das Stück ein anderes, als sie zu einem bestimmten Zweck gebrauchte. Dafür waren ihre Suppen, wie Braten und Fricassées aber auch vortreflich, und sie drückte mir ganz im Geheimen den Wunsch aus, daß es recht lange so bleiben möchte. Könnte sie doch vor Allem ihrem Curé den fehlenden, jetzt so reichlichen Fleischgenuß.

Augustine hatte auch einen Ehrentag. Da ich ja dem Obersten meine Verheirathung angezeigt, so war dieselbe einzelnen Kameraden des Bataillons ebenfalls bekannt geworden. Diese neckten mich nun fortdauernd damit, noch ihren nachträglichen Hochzeitsichmaus zu erwarten. So wenig das Herz gerade dazu gestimmt war, besonders in dem Gedanken an Dich — die Kameraden konnten eben bloß an eine vergangene glückliche Hochzeit, wie sie wohl sonst sind, denken, forderten darum scheinbar nur ihren berechtigten Antheil an diesem Glück! — ich sprach also mit Augustine, und in deren gutem, alten Gesicht ging es sofort wie ein Strahlen auf. Dann dürftest sie am Ende auch einen Plumpudding machen, fragte sie gleichsam zagend, den hätte sie vor zehn Jahren, als der Herr Erzbischof von Amiens dagewesen

wäre, zum letztenmal gemacht und möchte ihn zu gern nur noch einmal im Leben machen.

War die Erfüllung eines solchen Lebenswunsches nicht allein werth, das eigene Weh-Empfinden zu unterdrücken? Ich wußte, daß meine Rose zuerst dafür stimmen würde.

So fuhr Augustine denn Seite an Seite mit Fischéer, — so sprach sie den Namen meines Burschen — und zu ihrem Stolz in einem der besten Wägelchen des Ortes, das sie sonst nur von Ferne anstaunte, behufs nöthiger Einkäufe nach Ham. Mit wahrhaftem Jubel lehrte sie Abends zurück, da sie richtig so viele Brioche's bekommen hatte, als sie zu dem Pudding gebrauchte, der nun, wie sie mir eifrigst auseinandersetzte, noch besser als der damalige werden müßte, weil zerriebene Brioche's viel feiner wären — als einfaches Mehl.

Und die Sonne wagte es wirklich, am nächsten Tage nicht besonders feierlicher als gewöhnlich aufzugehen! Seit sie jedoch aufgegangen, rumorte es in Küche und Zimmern; noch eine Maid schien eigens angenommen, um von all den Heiligenbildern und den achtzig kleinen Photographien, die rings um den Kamin des Wohnzimmers hängen, den Staub zu wischen, und mit den sonst im Hause vertheilten Blumen und Blattpflanzen für heute den Festraum zu schmücken. Gegen Sech's, zur Diner-Stunde, blühte und blänkte aber auch das ganze Haus und Augustine vor Allen in ihrer schneeigen Flügelhaube, dem knappen Nieder zu dem schwarzen Faltenrock und den zierlichen Hackenschuhen erschien wie das Urbild der französischen Pfarrersköchin.

Pünktlich waren unsere Gäste zur Stelle. Die Gänge kamen und verschwanden, meine Burschen waren unermüdblich im Herumreichen wie Einschänken und Wecheln der Teller und Gläser. Da öffnete sich plötzlich die Thür und Augustine selbst, den mächtigen, über und über flammenden Plumpudding in Händen, trat ins Zimmer. Von ihren Augen sah man beinahe Nichts, so lachte das ganze Gesicht; und mit welchem Triumph sie dann persönlich ihr Kunstwerk herumreichte und halb verschämt halb glücklich all' die Schmeicheleien und Lobsprüche in Empfang nahm. Den zweit schönsten Tag ihres Lebens hat sie dem Curé gegenüber diesen Tag genannt. Welcher der schönste gewesen — hatte sie trotz seiner Frage verschwiegen; nur daß sie dabei wehmüthiger als sonst gelächelt, wollte er bemerkt haben.

Als es zwischen uns zum Scheiden kam, waren der Curé wie Augustine viel zu gute Patrioten, um dem Feinde des Vaterlandes eine Thräne zu zeigen — solch' ein wehmüthiges Lächeln, das ja beinahe noch rührender, fanden wir jedoch Alle; und ganz zuletzt, als die Compagnie bereits im Marschiren war und ich mit letztem Gruße nachsprengen wollte, streckten sich unwillkürlich noch einmal zwei ehrliche Hände zu mir herauf.

Ob es uns oft so werden kann? Hier in Wendelles ist es jedenfalls anders.

Doch ich habe heute schon zu viel geplaudert? nun ich verspreche — das nächste Mal weniger!

In herzlich innigem Grüßen der Mutter Dein

Hellmuth.

VII.

Wendelles, den 1. März 1871.

Meine theure Rose!

Nur ein paar Tage weiter, und wie verändert ist Leben und Stimmung! Damit Du auch in solche Stunden blickst, nicht allein in jene, wo mir es äußerlich wohl ergeht, laß Dir schon einen Stimmungsauszer gefallen. Niemand weiß nun mehr, ob es Friede wird, sich bloß der Waffenstillstand verlängert oder gar der Krieg nochmals beginnt. Abends packt man, geht voll Unruhe schlafen, da man jeden Augenblick Marschordre erwartet — am Morgen wirft man Alles wieder aus dem Koffer und sieht mißvergnügt Stunde an Stunde hinschleichen. Ach so langsam! Es ist, als sähen sie sich immer von Neuem in schläfriger Gleichgiltigkeit um und gähnten uns ordentlich in die heißen Augen. Was fragt man diese Stunden den Tag über? Und stets dasselbe Stillschweigen.

Dabei liege ich schlecht in einem großen, ewig kalten, ewig rauchenden Zimmer; meine Wirthin thut natürlich, was ich wünsche — jedoch bloß aus Furcht. Sie hat ein widerwärtiges schnarrendes Organ und ist bitter geizig (ihr alter Vater wird aus dem Napf und beim Gefinde in der Küche gefüttert). Noch ein solches, nur bedeutend reicheres Haus gab es im Dorfe; meine gedulbigen Leute hatten sich bereits, ohne zu klagen, zweimal mit trockenem Brod und einem Trunke Cidre als ganzen Morgen-Imbiß beholfen — da hörte ich beim Revidiren davon. Um ein Exempel zu statuiren, befahl ich sofort zwei Kinder auf dieser Ferme zu requiriren und legte Monsieur et Madame als Buße auf, für ihre fünfzehn Mann Einquartierung ein Diner mit Hühnern und zehn Flaschen Rothwein zu serviren. Das half wunderbar. Die Leute liegen dort nun vortrefflich, und jeder Bauer des Dorfes grüßt mich auf zehn Schritte oder kehrt in's Innerste seines Hauses zurück, um scheu aus irgend einer Oeffnung dem Barbaren nachzustarren.

Angenehm ist dergleichen aber niemals — und auch sonstigen Aerger oder Sorge giebt es mit dreihundert Menschen beinahe unaufhörlich; kurz — einfacher Frontoffizier zu sein, erscheint mir heute — ich will jedoch statt solcher Erörterungen der Mutter lieber noch einen ganz interessanten Tag aus Hombleux schildern. Ist mir sehr grau in grau zu Muth, so flüchten meine Gedanken gern dorthin.

Am Vormittag nach meinem Feste nämlich ritt ich nochmals nach Ham, um mir dessen uralte Citabelle anzusehen. Es liegt ja einmal für uns kurzlebige Geschlecht ein eigener Zauber darin, Stätten zu betreten, die so viele

Jahrhunderte vor uns da waren; hier kam noch der eigenthümliche Reiz hinzu, daß gerade dieses Schloß bereits seit dem zehnten Jahrhundert Staatsgefängniß ist, seit hier König Karl der Einfältige in Gefangenschaft gefesselt haben soll. Noch heute droht uns förmlich das große Steinviereck mit seinen mächtigen vier Thürmen entgegen, welches Träger aller berühmten Namen Frankreichs von den Bourbonen, Montmorency, Choiseul, Pöignac bis Louis Napoleon, oft Jahre lang in seinen Mauern eingeschlossen hielt. Einem *memento mori* gleich ragt die dunkle Masse eines kolossalen Eibenbaumes in einem Gärtchen am Walle auf. Napoleon III. hat unter diesem Baume unzählmal gefesselt und geträumt. So verlassen und traurig, so trostlos einsam es hier besonders im Herbst und Winter sein mag — dennoch, könnte er heute in diese einfachen Zimmer zurück, all' sein damaliges Hoffen noch im Herzen — ob er nicht wiederkehrte? Die Räume, welche er bewohnt hat, sind völlig den Offizierszimmern in unsern alten Casernements gleich (nur daß die stark vergitterten Fenster sie noch freudloser machen); sogar deren ewig blaue Tapeten mit weißen Sternblumen sind hier dieselben. Da sie zum Theil in Stücken niederhängen, habe ich eins abgerissen und lege es mit einem Nestchen von dem Tagus ein.

Doch nicht bloß der Vormittag sollte sein Apartes gehabt haben; als ich zurückkam, beredete mich Lieutenant Otto (ein vornehmer, mir lieber Mensch), die Kameraden in Keszle, einem Landstädtchen wie Ham, aber westlich von Combleux gemeinsam aufzusuchen. Ich war von meinem Ritze nicht ermüdet, so wurde denn nach dem Appell das Wägelchen, welches Augustine neulich benutzt hatte, abermals beordert und der Eigenthümer gönnte uns die Ehre, persönlich unseren Kutscher zu spielen.

Die rasche Hinfahrt in dem warmen lachenden Sonnenschein, Hügel auf, Hügel nieder, allein Fluren und Wäldchen in Ferne oder Nähe, hatte etwas Anregendes; in bester Laune kamen wir an, die Kameraden empfingen uns mit Jubel, zeigten ihr Städtchen, einzelne Quartiere — bis wir uns schließlich Alle im Honoratiorenzimmer des ersten Gasthofs bei Speise und Trank niederließen und die Stunden in fröhlichem Geplauder hinslogen. Erst gegen Mitternacht durften wir an Ausbruch denken.

Als wir aus dem Orte fuhren, dessen letzte Laterne noch einen letzten melancholischen Lichtstrahl hinter uns herwarf, war eigentlich völlige Dunkelheit um uns, kaum von dem flackernden Licht unserer einzigen Wagenlaterne unterbrochen. Dabei seufzte ein schwerer Frühlingswind daher und trieb einzelne große Regentropfen ins Gesicht. So überkam uns Beide plötzlich ein — da ich Soldat bin, will ich nicht geradezu Unbehagen schreiben, doch etwas verzweifelt Ähnliches. Unser Wägelchen, dessen Verdeck nun in die Höhe geschlagen, war so klein, daß uns der breite Rücken des Kutschers fast ganz bedeckte, wenigstens jede freie Bewegung hemmte; in der Eile hatte zudem Keiner von uns einen Revolver eingesteckt. Nichts war zur Hand, als unsere hier kaum verwendbaren Säbel. Wir lachten auf, sprachen über irgend welche

Möglichkeiten — plauderten dann aber natürlich von dem vergangenen Abend, indem wir unserm Gesichte das Weitere überantworteten.

Auf einmal, wir hatten eben wieder ein Wäldchen passirt, ging unsere Laterne aus, der Kutscher hielt und machte sich umständlich daran, dieselbe anzuzünden. Wir folgten verstummt seinem Treiben — da tauchten aus der Finsterniß, wie aus dem Chauffeeegraben emporwachsend, drei Gestalten auf. Schon saßen wir die Säbel fester, und ich nahm mir dunkel vor, es unsern treulosen Führer mindestens büßen zu lassen, als einer der Drei scheinbar harmlos sein „bon soir“ vorbrachte und um Feuer bat. Der Kutscher, von uns nun mit Argusaugen bewacht, gab dasselbe ruhig, wobei einige Schwefelhölzchen aufbrannten und die Drei in verschiedenem Pathos riefen: „Ah, preussische Offiziere!“

„Ja wohl!“ versicherten wir.

„Es wird schlechtes Wetter!“ bemerkte Einer nach einer Pause höflich.

Wir gaben auch das zu, und bedauerten gleichzeitig — mit Hinweis auf die Thonpfeifen, die nicht brennen wollten — daß wir als Nichtraucher keine Cigarren bei uns führten.

Der vorher gesprochen hatte, machte nur noch eine verbindliche Bewegung, dann schieden wir von einander mit „bon voyage“ und ähnlichen Segenswünschen.

Einen Moment lang aber, wirst Du mir einräumen, sah die Geschichte sehr verdächtig aus und wäre eine Verabredung getroffen worden — kein Gott hätte uns Leichtsinelige vor „schwerem Fall“ bewahrt, wie es im „Freischütz“ (allerdings in ganz anderer Bedeutung) heißt. Wozu wäre dann freilich Soldatenglück auf der Welt?

Siehst Du, so wechseln hier Bilder wie Gestalten, Erlebnisse und Stimmungen! Trotz all des Herandrängens aber bist Du mir immerwährend nahe, in jedem Augenblick freue ich mich an Unauszusprechendem und hoffe jetzt vor allem auf eine gute Antwort; die mir wenigstens sagen darf, daß es leise besser wird. Ruhe und Stille allein müßten doch schon Besserung gebracht haben. O gewiß — gewiß!

In Liebe

Guer

Hellmuth.

Braignes, den 2. März 1881.

Auf dem Marsche hierher bekam ich Deinen Brief; ich las ihn, während ich hinter der Compagnie herritt. Auch dieser Tag war so frühlingssüß, so heiter; meine Leute sangen Heimathlieder; Lachen tönte dazwischen und fröhlicher Zuruf: wie rührten da gerade Deine wehen Worte!

Ich achtete heute wenig auf die Abstände der Kotten, oder ob die Compagnie sich stets auf der richtigen Seite der Straße hielt — ich dachte, dachte bloß, und glaube Dir nun wirklich helfen zu können, meine arme — doch auch tapfere Rose, wie Du mir versprochen hast! Hätte ich Deine Zeilen nur einen Tag früher erhalten! Nun wirst Du in meinem gestrigen Briefe

schon die Antwort wähen, und er bringt Dir wieder Nichts als Feldzugsbilder und gleichgiltige Berichte. Wie einen Miston wirfst Du das empfinden, doch nein — Du wirfst es natürlich fassen. Wir Männer sind ja einmal für das Außenleben bestimmt, haben uns dabei nicht allein nach jeder Seite hin vorzusehen — ewig liegt auch neue Arbeit bereit, und eine, die meistens unser schärfstes Denken und ganz bei der Sache Sein erfordert; darum ist es unmöglich, ein bloßes Gefühlleben zu führen, oder sich gar von irgend welchem nicht völlig Harmonischen zu Boden drücken zu lassen. Im Felde und dazu noch auf einem für so Viele verantwortlichen Posten ist das aber doppelt und dreifach der Fall.

Außerdem lagen mir Gewissensscrupel der Art gänzlich fern; um mich oder mein Seelenheil darfst Du nicht sorgen! Ich habe mit vollem Bewußtsein dessen, was ich auf mich nähme, den Eid geleistet; für mich war er kein Schein, kein Nichts, wie Du sagst — ich gelobte, ganz Dein Freund fürs Leben zu werden. Was könnte daran Sünde sein?

Im Anfange, bevor Alles recht überlegt war, dachte ich vielleicht nicht so freudig darüber, zögerte selbst bei dem Ungewöhnlichen — ist es jedoch nicht Vielen bestimmt, ihre Wege außerhalb der großen Heerstraße zu gehen? Und müßten diese darum weniger glücklich werden, ja sollte der Thau ihrer Wiesenpfade nicht schließlich frischer erhalten, als die Staubwolke der Heerstraße?

Aber auch Du darfst beten, wie Du immer gebetet hast, keine Tod-sünde liegt auf Deinem reinen Herzen. Denke nur tiefer! Besteht nicht ein Haupttheil jeder Ehe, sicherlich wenigstens bei den höheren, idealeren, in einfach warmer Freundschaft? Wird, muß nicht überhaupt jede länger dauernde Ehe — Freundschaft werden? Und die gönnst Du mir doch, hast sie mir ja lange, lange gegönnt. So dürfen wir also schlicht annehmen, daß wir uns eigentlich längst gehört haben, und der süße Sturm beginnenden Eheglücks nur hinter uns läge, etwa in einem anderen, früheren Sein. Oder ängstigt Dich nun der Gedanke: ich möchte fordern, daß Du Hans ganz vergessen, Dich bloß mit mir beschäftigen solltest? Wenn ich heimkehre, wollen wir vereint seiner gedenken. Du kränkst mich also nicht, wenn Du von ihm sprichst; hatte ich ihn doch sehr lieb.

O sei nicht zarter als zart; in wie viel Ehen Du auch hineinblicken wolltest, wie wenige dürftest Du finden, welche den Geboten Gottes völlig entsprechen. Um Menschen handelt es sich, und die Menschen fehlen ja alle. Gott stellte nur ein Ideal auf, daß wir Dem nachstreben; es zu erreichen, forderte er nicht, sonst hätte er uns anders geschaffen. Zudem ist er ein Gott der Liebe! und der kann seinem Kinde, das aus Liebe und kindlichem Gehorsam sein feineres Fühlen zum Opfer brachte, nimmermehr zürnen. Jedes Opfer fordert hier schon Erbarmen, nicht Strafe — um wie viel mehr noch vor Gott, der in den Herzen liebt.

Werde ich Dir ein wenig geholfen haben? Wie wünschte es aus treuestem Mitfühlen
Dein
Hellmuth.

VIII.

Dieppe, den 10. Mai 1871.

Nur für Dich! Es ist schon das zweite Mal, daß mich bei einem Briefe von Dir eine wahrhafte Angst überfällt! Und die wird nicht etwa durch Bestimmtes, klar Ausgesprochenes geweckt — Dir entfallen nur wie unbewußt Worte und Gedanken werden als selbstverständlich behandelt, die ich nicht verstehen will und doch verstehen muß. Ich mag das Wort nicht einmal schreiben, das schon in den paar Briefen, welche ich von Dir habe, immer wiederkehrt, und nicht — wie sonst von den Menschen mit leisem Grauen ausgesprochen, eher in sehnüchtigem Erwarten! — Du bist dabei so kurz, brichst immer ab, bevor Etwas erlebigt ist. Ich habe oft das wehe Gefühl, wie Dich nicht Interesse, nur die Pflicht zum Schreiben drängt. Darum sind auch meine Briefe, wie Du mir gleichsam vorwirfst, kürzer geworden: ich wage eigentlich von nichts Neußerem mehr zu sprechen. Immer frage ich mich erst, ob es auch werth sei, Dir geschrieben zu werden? Da Du Alles — die künstlerischen, landschaftlichen, selbst zuletzt die kleinen historischen Schilderungen aus Eu, um welche Du ausbrüchlich gebeten, mit demselben Schweigen hingenommen, nie eine weitere als eine dankende Bemerkung daran geknüpft hast, so dünkt mich gleiches Schweigen das einzig Richtige! Und das bedeutete an sich Nichts, wolltest Du nur — wie in jenem ersten Briefe, mehr von Dir sprechen! Er ist mir trotz des Inhalts in seinem herzigen Vertrauen der liebste. Warum entziehst Du mir das? Habe ich irgend worin gefehlt?

Ich weiß noch nicht einmal, ob Dich meine Antwort auf jenen Brief wirklich ruhiger gemacht hat. — Oder quält Dich die Mutter? Mußt Du ihr zeigen, was Du antwortest — was ich schreibe? Jetzt habe ich das Recht, allein über dergleichen zu bestimmen und was Du thust, zu vertreten: so bitte, so beschwöre ich Dich also — wenn es nöthig ist, antworte mir geheim, daß ich endlich klar sehe.

Du zögertest nicht, wenn Du meine tiefe Sorge begriffest.

Ganz Dein

Hellmuth.

Röln, den 16. Mai 1871.

Lieber, guter Hellmuth!

O Sorge nicht um mich! Mir ist jetzt so wohl, wie seit lange nicht. Wenn Du das aus meinen Briefen nicht herauslesen konntest, so liegt es nur daran, daß ich eben nicht vermag, es nie vermochte — Alles auszusprechen, was ich fühle. Mich überkommt schon immer eine Art der Scham, sobald ich von mir sprechen soll. In meinem ersten Briefe an Dich that ich es freilich, und ich bereue das auch nicht. Du hast mir geholfen, obwohl nicht in der Weise, wie Du dachtest. Gerade Deine ersten Briefe, welche mir Dein Wesen zwar nicht anders als ich es in Gedanken hatte, aber doch auch von mancher neuen Seite zeigten — möchte ich um Nichts missen. Sie haben viel zu meiner Ruhe gethan. Dank — Dank für Alles!

Der Mutter thust Du Unrecht, wenn Du meinst, sie beschränke mich in irgend Etwas. Nein, sie fordert weder Deine Briefe, noch fragt sie nach meinen Antworten; was ich dann und wann vorlese, genügt ihr. Ueberhaupt zeigt sie mir jetzt, wenn möglich, noch größere Sorgfalt als früher; jeden Wunsch möchte sie von den Augen lesen, und selbst ihre Lebhaftigkeit sucht sie zu beherrschen, damit ich nur durch Nichts aufgeregt werde. In voriger Woche ist sie sogar heimlich bei einem Arzte, einem Doctor Wiebe, gewesen! Dieser besucht uns seitdem öfter, um auch noch über mich zu wachen. Das ist zwar ganz unnöthig, die Mutter wünscht es aber.

Da Dr. Wiebe ebenso sehr wie die Mutter und ja selbst Du für einen Landaufenthalt ist, so werden wir denn bereits in diesem Monat nach Gräfrath gehen. Du hast nichts dagegen? Der Doctor hat die Mutter bestimmt, schon morgen des Quartiers wegen hinüberzureisen; ich bleibe zu Hause. Mir ist hier wirklich so wohl — am liebsten ginge ich gar nicht fort. Gegen Euern Willen darf man nur nicht ankämpfen, meint Ihr es doch Alle so gut.

Warum Du aber das schöne Wort „Tod“ nicht einmal schreiben magst, begreife ich nicht. In der Jugend zu sterben, soll ja sogar ein Glück sein. Wie gönne ich das heute unserm Hans!

Du könntest nicht grausamer sein gegen

die arme

Rose.

Dieppe, den 27. Mai 1871.

Meine verehrte Frau!

Die Sorge um Rose läßt mir nicht Ruhe, bis ich von Ihnen persönlich gehört, daß Nichts zu befürchten ist. Sie haben bereits einen Arzt für nöthig erachtet; wird das nur durch natürliche Zustände bedingt, oder wäre irgend etwas Besonderes hervorgetreten, das Sie beängstigt? Seien Sie offen zu mir: durch Rosés Briefe geht ein Hauch, der mit tiefstem Bangen erfüllen müßte, wenn er nicht ein bloßes Moment in ihrem augenblicklichen Befinden wäre. Das hoffe ich noch. Wer dürfte ihr eine schwermüthige Auffassung der Dinge, selbst Sehnsucht nach Vergangenen und Furcht vor aller Zukunft verargen? Sie hat zu viel gelitten, um schon überwunden haben zu können.

Wie danke auch ich Ihnen für Ihre Schonung und Güte, die mir Rose so herzlich gerühmt hat. Ja, wir wollen sie leise, leise weiterführen, bis sie uns entgegen lächeln darf — wie ehemals. O, wir werden das erleben!

Sobald ich es vermag, eile ich natürlich zu Ihnen: und man spricht hier schon von baldigster Rückkehr.

Wenn der Arzt für irgend ein Bad mehr als für unser stilles Gräfrath eingenommen wäre, folgen Sie seinem leisesten Wunsche — ich trete für Alles ein und lasse sofort das Nöthige anweisen. Nur keine Versäumniß! Ich allerdings würde von dem lieblichen Gräfrath mit seiner Fülle anmüthiger Wege durch Wald und Flur und seiner dabei stärkenden Luft

schon Bestes hoffen. Bin ich dort doch so glücklich und zufrieden gewesen. Es ist mir, als könnte es Ihnen Beiden nicht anders ergehen.

Sie schelten nicht, daß ich trotz Rosés Briefen noch zu Ihnen komme? Bei ihr möchte ich aber nicht so bis in's Herz hinein fragen, es könnte sie bekümmern. Schon in meiner letzten Antwort habe ich bloß getröstet und an den rechten Ausblick nach oben gemahnt.

Mit allem Dank im Voraus und wahrhafter Verehrung

Ihr

Hellmuth.

Gräfrath, den 16. Juni 1871.

Lieber Hellmuth!

Da Rose inzwischen Ihren Brief beantwortet hat, und Sie also über jede augenblickliche Gefahr beruhigt sein durften, habe ich mit meiner Antwort gezügert. Ich wollte erst einen wirklichen Erfolg der Luftveränderung abwarten. Obgleich wir jetzt aber beinahe drei Wochen hier sind und täglich unsere Strecke gehen (ganz wie Sie uns gerathen haben, bald in die Felber hinein, bald den hübschen Waldweg nach der Wupper zu), so vermag ich doch weder in Rosés Stimmung, noch in ihrem körperlichen Wohlfsein eine rechte Besserung zu finden. Der Arzt ist zwar nicht unzufrieden und behauptet schon einen kleinen Erfolg — ihr Appetit läßt sich aber durchaus nicht heben, auch sinnt und träumt sie mir zu viel. Und was mich am meisten besorgt machen will, ist ein gewisses Ahnen, das sie oft wie bereits in einer andern Welt leben läßt. Wie ich gerade darunter leide!

Ja, wären Sie erst bei uns! Bis Anfang Juli aber, wo wir ihrer Stunde entgegensehen, dürften Sie kaum hier sein; oder wäre es möglich zu machen?

Ich vertraue noch fest auf Rosés Jugend und auf den Herrn; er verläßt die Seinen nicht.

So denn ein frohes Wiedersehen, mein theurer Sohn!

Ihre

Marie Meyer.

IX.

Die Bataillone des Hohenzollern'schen Füsilier-Regiments rückten erst am Abend und in der Nacht des 2. Juli in Köln an.

Den Vormittag des nächsten Tages über hatte Lohr noch mit Abmeldungen und sonstigen Geschäften zu thun gehabt, so war die Sonne bereits im Untergehen, als er von der Solinger Straße in Gräfrath nach der kleinen Villa abbog, deren unteren Stock Meyers momentan bewohnten. Von der langen gestrigen Eisenbahnfahrt lag wohl noch eine gewisse Müdigkeit auf ihm, augenblicklich schien diese aber völlig zurückzutreten, da sein lebendiges Gesicht nur Erwarten und Spannung ausdrückte. Die wenigen letzten Zeilen, welche er von Rose erhalten, hatten über ihren Zustand nichts Neues gesagt, so konnte Alles besser stehen — oder —? An dieses Gegenheil wagte er kaum zu denken; die Mutter mußte sich geirrt haben, blieb

doch der Arzt immer der zuverlässigste Richter. Und der hatte ja Erfolge gesehen, schon vor drei Wochen, wie konnten sich diese gesteigert haben!

Mit einer Art von Prüfen der Luft athmete Lohr ein paarmal auf, und hatte dunkel die Empfindung ihrer Reine und Lausheit. Ueber das Vorgärtchen hin, an welchem er jetzt entlang ging, schweifte sein Blick, und in demselben dunkeln, aber dennoch bestimmten Gefühl bemerkte er mit Wohlgefallen die Sauberkeit des Gärtchens, seine geharkten Gänge, die vielen Blumen darin, Lebojen besonders, die schon über und über blühten. Hier ließ sich wohl sein und jeder Leidende mußte gesunden.

In diesem Augenblick öffnete Frau Weher, die ihn wohl kommen gesehen, die Verandathür und grüßte mit einem freundlichen Winken der Hand. Lohr erwiderte den Gruß durch Schwenken des Hutes und eilte freudig erregt der Veranda zu. Doch schon, während er sich derselben näherte, sah er, daß auf Frau Wehers Bügen, im Widerspruch mit ihrem Gruße — ein gleichsam starrer Ernst lag, und das schien keine bloße Bewegtheit zu sein — als ob sie etwas schwer bedrückte.

Ehe er jedoch eine Frage thun konnte, nur ihr „Willkommen“ erwidert hatte — rief eine Stimme aus dem Zimmer: „Bist Du es wirklich, Hellmuth?“ In dem Tone lag noch Zweifel, aber auch Freude.

Lohr hörte allein die Freude heraus und trat hastig über die Schwelle. Rose lag, von Kissen unterstützt, auf einem Sopha der Thür gegenüber und streckte ihm die Hände entgegen.

Doch vermochte er dieselben im ersten Moment kaum zu erfassen und ebenso wenig der auf ihn einstürmenden Gefühle Herr zu werden. Roses tödtliche Blässe, diese abgemagerten, wie durchsichtigen Hände und der Blick — ihr Blick, was ließ der fürchten? Auf einmal verstand er Alles; ihre Briefe, der Mutter Starrheit — die eigene, wie aus ungekannten Tiefen immer von Neuem hervorgebrochene Angst.

Rose ließ ihm aber nicht Zeit, diesen Empfindungen Worte zu leihen; als wollte sie davon nichts hören, so fuhr sie, indem ihre Hände noch die feinigen hielten, lebhaft fort:

„Welchen mächtigen Bart hast Du Dir wachsen lassen. Und wie gebräunt Du bist. Das ist Frankreichs Sonne! Die unsrige thut aber ebenso wohl; Du wirst es nicht glauben und doch meine ich oft, niemals einen Sommer erlebt zu haben, in welchem ich unsern lieben Sonnenschein so dankbar empfunden hätte.“

Frau Weher, welche die seidene Decke, die sich bei Rose's Aufrichten verschoben, wieder zurecht legte, entgegnete finster:

„Hat uns dieser liebe Sonnenschein etwas genützt? Seit den letzten acht Tagen ist sie Tag für Tag schwächer geworden,“ klagte sie dann zu Lohr gewendet, „und ich habe es mit ansehen müssen!“

„Liebe Mutter!“ bat Rose vorwurfsvoll.

„Spricht sie denn etwas nicht Wahres!“ rief Lohr. Du hast Dich in den paar kurzen Monaten so verändert, daß ich mich noch immer frage,

wie das möglich gewesen ist? Rose! nur Du selbst konntest es dahin bringen. Und warum? warum?“

Rose sah stehend auf die Mutter; diese drückte ihr Gesicht mit einem Aufschluchzen ins Taschentuch und verließ das Zimmer.

„Sie hatte es mir versprochen!“ sagte Rose entschuldigend. „Wer weiß, wie lange wir Zeit haben und ich möchte Dir so Manches sagen!“

„Wie lange wir Zeit —“

„Setz Dich zu mir!“ beruhigte sie. „Was ich zu sagen habe, ist nicht viel und so einfach! — Siehst Du, wir Menschen vermögen über das Gleiche ja nicht alle gleich zu fühlen! Der Mutter war die Schande das größte, und Dir wohl auch; von mir glaube ich beinahe, daß ich sie hätte — überwinden können. Was mir Gott vergeben, war für mich immer vergeben; die Menschen können da nicht mehr heran. Und warum hätte mir Gott nicht vergeben sollen? Ist unser Heiland nicht Schwererem gnädig gewesen? Ich war bußfertig — o in jedem Gedanken! — Da kamst Du —“

„Rose!“

„Ich klage Dich nicht an. Du hattest es herzlich gut mit mir vor. Vielen, die ein wenig stärker als ich sind, wärst Du wohl gekommen — wie von Gott selbst gesandt! So sagte es auch die Mutter. Ich habe Dir nicht davon gesprochen, als sie aber offen sagte, daß sie mich lieber todt sähe, als in Schande leben, da zerriß Etwas in mir und ich mußte nach Eurem Gefallen thun.“

„Hättest Du mir vertraut. Der Mutter Wille wäre von uns vereint —“

„Vielleicht gebeugt worden,“ fiel sie nickend ein, „bestehen wär' er dennoch geblieben — darüber vermag sie nicht anders zu fühlen. Die Menschen und die Ehre vor ihnen sind für sie Alles — wenigstens mehr als ein verlorenes Kind.“

„Du irrst. Siehst Du ihren Schmerz nicht?“

Rose nickte wieder. „Auch sie hat es nicht so gemeint. — Und ich gebe es Euch ja zu; sehr ehrenwerth mag es sein, den Andern kein Vergerniß zu geben, und Du warst großmüthiger, als ein Mann es überhaupt vielleicht sein darf, wie es nur der aufopferndste Freund über sich brachte — nun gönne aber auch meinem Herzen und meinem Gewissen zu Worte zu kommen. Ich konnte nur einmal lieben; nachdem ich mich Hans geschenkt hatte, gehörte ich ihm ganz zu eigen. Darin vermochte selbst sein Tod nichts zu ändern; noch immer regierte er mir Herz und Gedanken, und immer klagte es in denen, daß ich ihm untreu geworden. Die Klagen haben es gethan; die nahmen mir in der Nacht den Schlaf, die quälten und marterten, bis sie mir auch den Athem genommen und ich mich ihnen hingab zum Letzten. Da ist es besser geworden, immer besser — und heute warte ich nur seines Rufes!“

Wie bereits allem Irdischen entrückt, blickte sie empor. Eine Stille entstand; Hellmuth sah im tiefsten Schmerze auf sie. Endlich sagte er: „Und der Todte hatte es doch gewollt!“

Sie wandte sich ihm wieder zu und entgegnete in geheimnißvollem Tone: „Er macht wohl befangen — der Tod. Alle befangen. Es giebt nur eine Treue — die dem Geliebten nachstirbt.“

„Ich wollte selbst nicht mit Dir rechten,“ rief Lohr schmerzlich, „wenn Du frei wärst! Denkst Du aber nicht an Das, dem Du Leben geben wirst?“

Rose lächelte wehmüthig vor sich hin: „Das geht ja mit mir! In tausend Gebeten habe ich Gott darum angefleht; was sollte es auch hier, wenn Vater und Mutter droben sind!“

„Und Du fühlst nicht die schwere Sünde, Dich so aufzugeben? Das ist eine Todssünde!“

„Ich fühle sie wohl,“ antwortete sie sanft, „eine Todssünde, kann es aber nicht sein. Ich habe Alles in Gottes Hand gelegt, und Er ist mit mir — Er läßt mich vergehen!“

„Nicht er, Du allein —“

„O gönnt es mir doch!“ bat sie, indem sie ihre Hand auf die seinigen legte. „Es ist zum Guten, und das weiß der Herr wohl. Die Mutter wird sich ein wenig grämen, dann aber in Frieden meiner gedenken; für Dich, Hellmuth, beginnt nun ein neues Dasein! Du hast schon zu viel um mich gelitten, die traurige Büßerin durfte nicht länger in Deinem Leben stehen; in diesem Leben, das mir gerade aus Deinen Briefen — mit seinen reichen Interessen, in all seiner Frische und Jugendkraft aufgegangen ist. Und das Alles hätte an mir zu Grunde gehen müssen.“

„Nichts wäre zu Grunde gegangen. Du weißt es, wie lieb Du mir von jeher gewesen bist — das hätte darüber fortgebracht. Ahntest Du nur, wie ich mir unser Leben schon zurecht gelegt habe, wie freundlich es sich immer noch gestalten läßt —“

„Für den Augenblick vielleicht!“ fiel sie ein, doch sobald ich Dich außs Gewissen fragte, könntest Du mich und Dich nur täuschen wollen, wenn Du es läugnest, daß uns unsäglich Schweres bevorstanden hätte.“

„Und ob es auch so wäre, unsere Freundschaft und Achtung —“

„Nein!“ unterbrach sie von Neuem, „in solchem immerwährenden Kampfe würden selbst Die vergehen müssen, und was dann? Glaube es nur; Dir — das Leben, ich — zu ihm, zu dem ich gehöre! — Nun weißt Du Alles! Und das mußte ich Dir doch sagen, damit Du mich nicht für undankbar hieltest und einsähest, daß ich nicht anders konnte.“

„Das werde ich nie einsehen!“ rief Lohr außer sich. „Aber Du kannst mich ja nicht verlassen — Du darfst es nicht! Rose, wir werden über Dich wachen und Dich retten und halten!“

Sie ließ ihm ihre Hand, die er ans Herz preßte, erwiderte jedoch voll rührender Zuversicht: „Wer hier nichts mehr zu vollbringen hat, den nimmt der Herr zu sich.“

Frau Weher trat nun leise, gleichsam demüthig wieder ins Zimmer und mahnte an den Befehl des Arztes, nicht zu lange zu sprechen. Lohr saßte sich gewaltsam und schied von den Frauen.

Als er aus dem Hause trat, sah er, daß die Dämmerung bereits hereingebrochen war; trotzdem fühlte er, wie er noch gehen müsse — irgend wohin, nur fort — hinaus! Und er ging vorwärts; da er sich aber plötzlich vor einer Mauer fand, an der ein Kreuz aufragte, und über welche hinweg er auf Gräber und andere Kreuze sah,kehrte er schwankenden Schrittes um.

* * *

Es mußte noch ganz in der Morgenfrühe sein und schon zum zweiten Mal schritt ein lautes Klingeln durch den Gasthof. Lohr war aus unruhigem Schlafe aufgefahren und horchte erschreckt, vermochte aber nichts weiter zu hören. Eben wollte er sich wieder zurücklegen, als es jedoch die Treppe herauf kam und bald auch den Flur entlang — ein schlürfender Schritt voran, ein kräftiger Männertritt darnach. Und wie er es nun gewußt — an seiner Thür machten beide Halt und es klopfte. Auf sein „Herein“ trat nur ein Herr näher, der sich ihm als Arzt des Städtchens vorstellte. Dieser berichtete ihm ernst, daß Rose eben ein todttes Mädchen zur Welt gebracht hätte und daß es den Umständen nach leidlich gehe. Eine frühere Benachrichtigung habe sie nicht gestattet, sie sei eine tapfere Frau, jetzt möge er aber zu ihr gehen, auch er selbst würde bald wieder vorsprechen.

Was Lohr geantwortet, wie er den Weg gefunden — und das Haus, er hätte es nicht zu sagen gewußt.

Als er ins Verandazimmer trat, sah er eine fremde Frau mit Etwas beschäftigt: im Näherkommen erblickte er ein winziges Kindergeßicht, das sich von weißem Linnen abhob. Ein paar Härchen schimmerten golden bei dem flackernden Kerzenlicht. Lohr schloß einen Moment lang die Augen, dann schritt er mechanisch weiter nach dem Nebenzimmer. Lichte Morgen-dämmerung füllte dasselbe und Weihrauchduft. Die Mutter saß regungslos an Rosens Bette; diese selbst schien zu schlummern. War das auch noch Schlummer? Doch Frau Weyer machte eine Bewegung und Rose schlug die Augen auf. Als sie Lohr erkannte, sog es gleich einem Leuchten über ihre Züge — als sollte ihm das sagen, wie viel von dem schon eingetroffen, was sie ersehnt hätte.

Er sank am Bett nieder, indem er ihre herabhängende Hand mit Küssen bedeckte. Niemand sprach. Nach einer Weile machte ihm Rose ein Zeichen, daß er die Gardinen am Fenster zurückziehen möge. Während er es that, sagte sie abgebrochen: „Es muß — — ja Morgen sein, ich — — möchte die Sonne noch sehen!“

Diese war zwar noch nicht aufgegangen, aber der Saum des Horizontes tauchte sich bereits in Purpur. Rose sah lange hinüber, endlich auf die Mutter — auf Hellmuth; dann fielen kaum hörbar die Worte: „Bergeht mir! — wo ist mein Kind? Ich komme, Hans — — ich komme!“

Als ihr Hellmuth das Kind geben wollte, waren ihre Augen gebrochen.



Illusionen.

Eine psychologische Studie.

Von

L. Siegfried.

— Bonn. —

Am klarsten Wintertage im Februar hatte ich gegen Mittag Davos verlassen und war nach Tiefenlaxten hinabgewandert, das ich in dunkler Nacht erreichte. Am nächsten Morgen, als die Sonne über den Berg kam, setzte ich meine Reise fort und ging die Schynstraße hinab ins Rheinthal. Eben läuteten die Glocken wieder die Mittagsstunde, da betrat ich die steinerne Brücke, die von Fürstenuau nach Lufis hinüberführt, zu meiner Linken dämmerte die Klust der Via mala, rechts breitete sich das sonnige Domleschg aus, in tiefem Schnee, da hatte ich eine Erscheinung.

Es war das Bild eines jener nebligen Frühlingmorgen, an denen man es wachsen sieht, und ich ging zu Hause durch den Buchenwald. Das Sonnenlicht fiel gedämpft durch die jung belaubten Zweige auf den Anemonenflor des Bodens, dessen Duft ich roch. Nah und ferne schlugen die Buchfinken.

Es war wie ein plötzlicher Traum; wie ich den Fuß niedersetzte, war er verschwunden. Unter mir floß wieder der grüne Strom, ringsum war alles wie früher, und ich dachte bei mir: Wie viel schöner ist doch der Frühling in Ostpreußen, als der Winter in der Schweiz!"

Aber nun erschien die Seelenpolizei auf dem Platze; ich erstaunte und fragte mich, was das soeben gewesen sei? Eine Erscheinung, die lebendiger war, als die umgebende Wirklichkeit, also eine Sinnesstäuschung. Wo kam die her?

Das gütige Schicksal ließ meiner Frage eine Antwort werden. Von neuem hörte ich den Finkenschlag, diesmal ohne Zuthaten, und indem ich den Blick erhob, sah ich den Vogel selbst auf dem nächsten Apfelbaume drüben

fißen. Er pußte im Sonnenschein sein Gefieder und gab der Frühlingsbahnung, die durch seine Brust zog, leise, wie es Singvögel im Winter zuweilen thun, im Gesange Ausdruck.

Für diesen zweiten Gesang bin ich ihm dankbar bis zu dieser Stunde. Des Menschen Geist ist es gewohnt, die äußern Eindrücke in jener festen Ordnung zu empfangen, wie sie durch die Naturgesetze vorgezeichnet wird. Eine Störung der Gewohnheit, eine Unterbrechung dieser Ordnung erzeugt einen Reiz in der Seele, der je nach seiner Stärke angenehm oder unangenehm, als Nitzel oder als Schmerz empfunden wird. Die den Gesetzen der Natur scheinbar Hohn sprechenden Künste eines Taschenspielers erregen in stumpferen Seelen einen wollüstigen Nitzel, in feiner organisirten dagegen entschiedenes Mißbehagen. Doch braucht man, um durch ungelöste Räthsel peinlich berührt zu werden, nicht nothwendig ein besonders fein organisirter Geist zu sein; sobald sie sich der Seele nur mit hinlänglicher Stärke aufdrängen, spürt sie auch der gröber Beanlagte alsbald durch die neunte Haut.

Aufdringlich genug war jene Frühlingserscheinung, denn sie war blendend schön; und räthselhaft genug war sie ebenfalls, denn wie kommt der Frühling in den Winter, wie Ostpreußen in die Schweiz? Aber zu allen psychischen Vorgängen gehört Zeit, und ehe noch die verhängnißvolle Frage nach ihrer Legitimation in meiner Seele hatte Platz greifen können, war schon der Schlüssel des Räthfels in meiner Hand, denn sowie der Vogel jetzt sang, sagte ich mir sofort, daß er eben so auch vorhin gesungen haben müsse, und daß sein Gesang die Ursache der Erscheinung gewesen sei. So fühlte ich mich vor der Hand frei von jedem Scrupel.

Wie anders aber lagen die Sachen, wenn der Vogel das zweite Mal schwieg? Mir dem ruhig Wandernden drängt sich eine Erscheinung auf, die alle Merkmale der Wirklichkeit an sich trägt, sodas die Wirklichkeit selbst vor ihr zurücktritt, ohne äußere Veranlassung. Grundlos wie jetzt, kann sie öfters, kann sie beliebig oft kommen, denn es ist eine Bresche in meinem Verstandesgebiet vorhanden, durch die sie eindrang. So schön wie jetzt, muß sie nicht immer sein; es können sich widerwärtige Ausgeburten der Phantasie hereinstehlen, die mich erschrecken und ängstigen, die meinem Vorstellen und Handeln eine veränderte Richtung geben, mich meinem heutigen Ich entfremden und mit der menschlichen Gesellschaft in Conflict bringen, denn die Bresche ist da. Hallucinationen nennt man derartige Erscheinungen; ihre Opfer füllen die Irrenhäuser. Und vor dem erschreckenden Gedanken, auf jene abschüssige Bahn der Hallucinationen gerathen zu sein, bewahrte mich der zweite Gesang des Vogels.

So aber war die Erscheinung kein bloßer Spuk, kein wesenloses Phantom; etwas Wirkliches war in sie eingeschlossen, und das mußte ihre Ursache sein. Ein fester Kern, um den sich eine Menge loser Elemente gruppirt, in einer Mosaik aus bunten Glasflüssen ein echter Stein, das war der Gesang des Finken in der Erscheinung. — Das Auge sah, die Nase roch, die Haut

fühlte, daß Ihr hörte, es fehlte nur die Zunge, um das Concert der Sinne vollständig zu machen; und dennoch war, bis auf den Antheil des Ohres in diesem Wilde Alles Trug. Aber das eine echte Element genügte, um die Erscheinung aus dem Bereich der Hallucinationen herauszuheben und sie als das zu charakterisiren, was in der Sprache der Psychologie eine Illusion genannt wird.

Bedenklich blieb die Sache dennoch. Wie stünde es um unser Urtheilen und Denken, wenn sich an jede unserer Wahrnehmungen eine Masse krausen Beiwerks anhängen und sie, wie hier verhüllen dürfte, sodasß erst eine Controllwahrnehmung von Nöthen wäre, um sie herauszuschälen? Wo kam das Beiwerk her, und auf welche Weise gewann die unechte Mosaik den Glanz echter Steine?

Auf die erste dieser Fragen, die nach dem Woher? hatte ich die Antwort unmittelbar zur Hand: Es war eine lebendig gewordene Erinnerung. — Jener Platz im Walde ist mir genau bekannt, ich habe ihn hundert Mal gesehen, zu jeder Tages- und Jahreszeit; und wenn ich mich auch gegenwärtig der besondern Gelegenheit, bei der ich ihn so und nicht anders sah, nach Tag und Datum nicht mehr entsinne, so ist doch die Wahrscheinlichkeit so groß wie nur möglich, daß ich dereinst auch an einem Maimorgen, als die Knospen der Weißbuchen sprangen, die Finken schlugen und die Anemonen blühten, dort vorbeigegangen bin.

Schwieriger als das Woher der Erscheinung, gestaltete sich für die Beantwortung das Wie, doch war auch hier für die Richtung, in der die Lösung der Frage zu finden sein mußte, ein Fingerzeig gegeben in dem Umstande, daß nur der erste Gesang des Vogels die Illusion zu Wege brachte, der zweite nicht mehr. — In der Summe der begleitenden Umstände, die sich vom ersten zum zweiten Gesang geändert hatten, mußten die Bedingungen für die Entstehung der Illusion mit eingeschlossen sein. Was war nun in den Umständen während jener halben Minute anders geworden? Außerlich nichts; wohl war die Erde hundert und zwanzig geographische Meilen auf ihrer Sonnenbahn vorwärts gegangen, aber wir, die Träger der Handlung auf der Erdenbühne, der Vogel und die Via mala, der Rhein mit seiner Brücke und ich, hatten uns unverändert mitbewegt. Dagegen hatte in mir selbst eine wahrnehmbare Veränderung stattgefunden: der erste Gesang hatte mich, als der Zeit und dem Orte unangemessen, überrascht, der Zweite aber, da er meine Seele schon vorbereitet traf, überraschte nicht mehr. Deshalb sagte ich mir, die Veranlassung zur Illusion war die Ueberraschung.

Was ist die Ueberraschung? Ein Affect von momentaner Dauer, in den die Seele neuen Eindrücken gegenüber geräth, der, wenn er schwach ist, angenehm reizt, wenn er stark ist, schmerzt und der selten oder nie in derselben Weise willkürlich sich wiederholen läßt! — Ein witziges Wort reizt mich zum Lachen; ein Tropfen Wasser fällt mir, während ich ruhig sitzend schreibe, auf den Scheitel, und ich schrecke auf; in der Stille der Nacht knackt mein

Arbeitsstisch, und ich fahre zusammen. Es ist, wie wenn ein elektrischer Funke eine Pulvermine zur Explosion bringt; elektrisches Fluidum und Pulver flammt in einem Feuer auf, ist jedoch die Entladung der Mine einmal erfolgt, dann mag man die stärksten Ströme durch die Leitung schicken — es geht immer nur ein Funke über, ohne Explosion. Selbst starke Geräusche wirken, wenn sie anhaltend sind, auf den Ablauf meiner Vorstellungen eher fördernd als hemmend, ohne sie zu unterbrechen, so der Donner des Meeres, oder das gleichmäßige Getöse einer benachbarten Fabrik. Der armdicke Wasserstrahl der kalten Douche verursacht mir, während ich mich unter ihm winde, sogar Behagen und über den besten Witz, lacht, wenn er ohne Zuthaten wiederholt wird, kein vernünftiger Mensch das zweite Mal mehr.

In dem reichen Material von Illusionen, welches mir, da ich fortan meinen Gegenstand im Auge behielt, aus den Kreisen meiner Erfahrung entgegentrat, fand sich manches, das meine Ansicht von der Macht der Ueberraschung bestätigte. So erzählt L . . ., Student in Zürich:

„In einer Sommernacht ging ich über den Pragel, aus dem Klönthal in das Muottathal. Es war sehr finster, ich war allein, die Straße wurde alsbald rauh und abschüssig. Um nicht zu stürzen, verfolgte ich meinen Weg, da die Augen nicht mehr ausreichten, mittelst zweier Stäbe, die ich tastend, in jeder Hand einen, gebrauchte. Plötzlich fuhr mir ein Schreden heiß durch die Glieder, sodaß ich zitternd still stand, denn neben mir am Abhang hatte ich die verrenkte Gestalt eines nackten Leichnams erblickt. Dann aber besann ich mich und streckte den Stock gegen den vermeintlichen Leichnam vor. Da fand ich eine von Rinde entblüßte Lannentwurzel, die von dem dunklen Rasen hell abstach und durch ihre besondere Form mir jenes Trugbild vorgespiegelt hatte. Ich arbeitete dazumal auf der Anatomie und hatte den Abscheu vor den Leichentheilen noch nicht überwunden.“

Sicher ist's auch hier eine Erinnerung, die, überraschend geweckt, Leben gewinnt und zur Illusion wird. Aber anders liegen die Verhältnisse in folgendem Falle, den M . . . erzählt:

„Im Winter 1868/69 hatte ich, als einjähriger Freiwilliger und Avantagieur im Pionierbataillon zu Danzig, Nachts eine Patrouille um die Stadt zu führen übernommen. Um die öffentliche Sicherheit war es zur Zeit schlecht bestellt. Auf den Wällen und in den Glacis trieb sich allerhand Gefindel umher, Schmuggler und Knochengräber; das Geschäft der Letzteren war, den Gebeinen der während der Freiheitskriege massenhaft in Danzigs Wällen verscharrten Franzosen nachzuwühlen, um sie an die Düngersfabriken zu verlaufen. Rencontres schlimmster Art mit ihnen waren nicht selten, und erst vor zwei Tagen war einer unserer Posten ermordet gefunden worden, mit siebzehn Messerstichen im Leibe. Fortan wurden die Posten doppelt besetzt, und da unsere Leute vor dem Patrouillegehen Furcht blicken ließen, so wurden Freiwillige aufgerufen, wozu auch ich mich gemeldet hatte.

„Es dauert eine gute Stunde, ehe man herunkommt, und ich muß ge-

stehen, daß es mir selbst mit der Zeit unheimlich zu Muth wurde. Der Weg geht in den Festungswerken, oft auf der Brustwehrkrone, über und in Traversen und durch mancherlei Hindernisse. Man sieht nichts Lebendiges, es herrscht absolute Emdde, der Wind geht schneidend kalt; Regenschauer und Wolkenschatten wechseln mit plötzlichen Mondlichtern. Man erkennt nicht mehr, was nah und was fern ist, weiß kaum mehr, was man sieht. Jeder entlaubte Weidenstumpf am Wallwege wird zu einer verdächtigen Gestalt und nur zu oft folgt der gespanntesten Aufmerksamkeit die Enttäuschung.

„Unversehens sprang dicht vor mir eine Gestalt in die Höhe und stand mir gegenüber. Ich rief „Verda“, dreimal kurz nach einander, und senkte das Bajonnet. Statt einer Antwort machte der Mensch eine drohende Bewegung, wie wenn er zum Messer griffe; im selben Augenblick sprang ein Zweiter aus dem Graben empor und stand neben dem Ersten. Da stieß ich zu und — stieß das Bajonnet bis an die Mündung des Gewehrlaufs in den Nasen. Mein eigener Schatten hatte mich getäuscht, die zweite vermeintliche Gestalt war der Schatten des mich begleitenden Avantageurs P . . . gewesen. Da der Mond gerade hinter uns stand, erschienen auf der steilen Böschung der die Wallkrone kreuzenden Traverse die Schatten weder verlängert noch liegend, sondern aufrecht und menschenähnlich genug. Wochen gingen hin“ — so schließt R . . . seinen Bericht, und man beachte den Grad der Rückwirkung — „ehe ich das Gefühl der Vernichtung, in das diese Täuschung mich gestürzt, wieder los geworden bin, und ich weiß gewiß, daß das Bewußtsein, einen Menschen getödtet zu haben, mich unter diesen Umständen ungleich weniger angegriffen hätte, als es das, einem bloßen Spul unterlegen zu sein, that.“

Der Antheil der Ueberraschung ist hier unverkennbar. Hätte der Mond klar geschienen, so wäre der Schatten beständig mit seinem Signer gewandert und allmählich an der Böschung emporgestiegen, ohne die Vorstellung des Schmugglers zu erwecken. Demnach bleibt hier der Ueberraschung ihr Recht. Aber neben ihr tritt noch ein anderes Moment in Wirksamkeit, die Erwartung, die ihr diametral gegenübersteht, wie der Nordpol dem Südpol. Hätte die Erwartung das Phantom nicht vorgebildet, so hätte die Ueberraschung ihm nicht Leben verliehen. So haben sich hier die Weiden in die Menschenseele getheilt, um sie vereint irre zu führen.

Wenn wir etwas erwarten, so spielt dabei das Gefühl seine Rolle; ist das Erwartete angenehm, so hoffen wir, ist es unangenehm, so fürchten wir. Furcht und Hoffnung, sie beide sind in gleichem Maße geeignet, Sinnes-täuschungen hervorzurufen. — Der damals in der Seele des Avantageurs vorherrschende Affect stand sicherlich der Furcht näher als der Hoffnung; mit dem Kriegshandwerk haben Messeraffären nichts gemein. — Die Hoffnung macht uns täglich so oft zu Illusionären, daß wir kaum mehr darauf achten. Schillers Gedicht „Die Erwartung“ giebt in jeder Strophe dafür ein Beispiel, an dem man sieht, wie sie es macht; und wer einmal bei sinkender

Sonne mit geladenem Gewehr am Waldestrand unbeweglich spähend gestanden hat, der hat auch schon erfahren, wie gern in der Dämmerung der Distelbusch anfängt sich zu bewegen und zu geberden, ganz wie ein Hase, ohne eine Spur von Ueberraschung.

So zieht sich das anfänglich allein herrschende Moment, indem wir ihm folgen, zurück und wandelt sich in sein Gegentheil um, an die Stelle der Ueberraschung tritt die Erwartung, die Furcht, die Hoffnung. — Jetzt noch einen Schritt weiter, und wir stehen außerhalb des von ihnen gemeinsam beherrschten Kreises, aber nicht außerhalb des Bereichs der Illusion.

„Professor R . . . ist Wittwer geworden. — In der Nacht nach dem Begräbnisse geht er mit der Lampe in das Zimmer der Verstorbenen und setzt sich dort nieder. Zufällig blickt er empor, da sitzt auf dem Stuhl neben dem Sterbebette — nicht die Verstorbene, sondern — die Wartefrau, die Jene während der letzten Krankheit gepflegt und die ihm stets entschieden widerwärtig gewesen war. Ueber die Natur der Erscheinung sofort außer Zweifel, tritt er hinzu und wendet den Stuhl um: da ist das Gespenst verschwunden. Sein Interesse regt sich; er wiederholt das Experiment, indem er dem Stuhl die vorige Stellung giebt — und da sitzt die Wärterin wieder.“

Unsere Muthung hat die erzählende Aber nur gestreift, und wir sind, an ihr vorbei, wieder in's taube Gestein gerathen! Ueberraschung, Erwartung, Hoffnung, Furcht — keiner unserer Leitsterne ist mehr sichtbar; wo hinaus geht der Weg weiter? — Es bleibt uns nichts übrig, als umzukehren, und auf Grund des erweiterten Materials die Untersuchung auf breiterer Basis neu zu beginnen. Wir wollen zu dem Zweck die Züge auffuchen und betrachten, die unsern Beispielen gemeinsam sind, denn in ihrer Zahl müssen die Bedingungen für die Illusion nothwendig enthalten sein. — Aber indem wir zurückgehen, kommen wir an einen Punkt, wo noch ein zweiter Weg in den unsrigen einmündet. Ob er wohl der Gesuchte ist? Vielleicht sind wir auf den Irrweg gerathen, weil wir von zwei Möglichkeiten die gefälligere wählten, um darauf zu bauen, die andere aber ungeprüft bei Seite ließen; und diese Prüfung müssen wir jetzt nachholen.

Jene Erscheinung auf der Brücke von Lufis stellte ich als eine Illusion hin, indem ich annahm, daß der Vogel mit seinem Gesange wirklich an ihr betheiliget gewesen sei. Für diese Annahme spricht allerdings die Wahrscheinlichkeit, aber auch nur sie allein, kein weiterer Zeuge des Vorganges. Wie wäre es nun aber, wenn jene in Wahrheit eine Hallucination gewesen ist? Die Möglichkeit davon kann Niemand leugnen, weil bei unserer Unbekanntschaft mit den Bedingungen einer Hallucination Niemand deren zukünftigen Eintritt vorherzusagen oder zu verneinen vermag. — Aber wie verhielte sich dieselbe alsdann zu dem „zweiten“, von mir als solchen wahrgenommenen Gesange des Vogels? Die beiden Phänomene im Verein stellten

ein Zusammentreffen von Umständen dar, von wenig wahrscheinlicher, an das Wunderbare streifender Art, einen Fall von Hellsehen eines nicht gleichzeitigen, sondern zukünftigen Ereignisses, der jede natürliche Erklärung ausschließt und im Stande wäre, der mystischen Anschauung von der Existenz einer andern, in die unsere hineinragenden Welt, eines Zwischenreichs, einer vierten Dimension wenn man will, neue Nahrung zu geben. — Weiter brauchen wir dieser Möglichkeit nicht nachzugehen. Wo die Wissenschaft genöthigt ist, anstatt mit Thatfachen, mit Wahrscheinlichkeiten zu rechnen, da erhält unter den in Frage kommenden Factoren stets die größere Wahrscheinlichkeit vor der Geringeren den Vorzug. In diesem Falle ist die Wahrscheinlichkeit größer, daß eine der im Leben sehr häufig vorkommenden Illusionen, als daß eine der an sich sehr seltenen und stets schlecht beglaubigten prophetischen Hallucinationen stattgefunden habe. Deshalb geben wir mit gutem Recht jener den Vorzug und betrachten auch fernerhin die Erscheinung auf der Brücke von Tuzis als eine Illusion.

Unter den gemeinsamen Merkmalen, die die bisher angeführten Fälle mit einander verbinden, tritt das eine sofort hervor, das ist die constante Beziehung der Erscheinung zu der Person ihres Eigners und zu dessen Vorstellungskreise. Mir erscheint ein Theil meiner Heimath, dem Mediciner der Leichnam, dem Avantageur der Schmuggler, dem Jäger der Gase, dem Wittwer die Wärterin.

Mehr noch: in meinem Fall charakterisirt sich die Erscheinung als eine Erinnerung, in dem des Professors thut sie es ebenfalls, und in dem des Jägers nicht minder. In dem Falle des Studenten ist es keine bloße Erinnerung mehr, denn die Form, in der er den Leichnam sieht, ist ihm fremd und überraschend. Noch weniger paßt das Illusionsobject des Avantageurs in den Rahmen der Erinnerung hinein, es ist ihm völlig neu, wie die ganze Situation, in der er sich befindet. Aber seinem Vorstellungskreise gehört es trotzdem an. Er hat sich den Schmuggler vorgestellt, wie er wohl aussehender könnte, wenn er erschiene, die Gestalt eines Danziger „Boovke“, auf der Schulter einen Sack mit Contrebande gegen die Schlacht- und Maßsteuer tragend, oder den Knochengräber mit Korb und Hacke. So sind hier die Elemente des Vorstellungsbildes dennoch, wenn auch nur bruchstückweise, dem Borrath entnommen, den die Sinne im Gedächtniß aufgespeichert haben, und der Verstand hat sie in die Form zusammengefügt, in der sie erscheinen.

Denn darin besteht die Thätigkeit des menschlichen Verstandes: er sammelt sinnliche Eindrücke, zerlegt sie und formt aus ihren Elementen neue Complexe, so entstehen die Begriffe. Diese Complexe, immer wieder zerpalten und neugeformt, entfernen sich äußerlich mehr und mehr von dem Typus der Sinnesindrücke, die für sie das Rohmaterial lieferten, sodasß alsbald äußerlich jede Aehnlichkeit verschwunden ist und sie wie Wesen eigener Art, unter sich ein Reich, das nicht von dieser Welt ist, zu bilden scheinen. Und doch finden wir, wenn wir einen Begriff untersuchen, als ein Zeichen seiner

Herkunft stets, daß er sich als Element in den Gegenständen der sinnlichen Welt wiederfindet, oder daß er ein Complex ist, dessen Elemente dem Kreise unserer eigensten Erfahrung angehören. Die Wahrheit, die Schönheit, die Tugend, sie finden sich, mit andern Elementen verbunden, in den Dingen dieser Welt wieder, und die Unendlichkeit des Raums und der Zeit begreifen wir, indem wir uns aus dem Material unserer Erfahrung Stunde an Stunde, Schritt an Schritt gereiht denken. — So gleicht die Entstehungsweise der abstracten Begriffe in vieler Hinsicht der jener wundervollen Töne, die das Echo des Wetterhorns dem Alphornbläser zurücksendet. Hundertfältig gebrochen, zersplittert und wieder gesammelt verliert der ursprünglich rohe Ton des Instrumentes immer mehr von seinen Elementen, die unharmonischen Obertöne, als die schwächeren zuerst. Was zurückschallt, ist ein Ton, wie ihn kein von Menschenhand geformtes Instrument hervorbringt, eine Stimme aus einer andern Welt, die die Seele des Hörenden erschüttert, in Wahrheit ein abstracter Ton, das Wiederpiel eines abstracten Begriffs.

Von der Entstehungsweise der Begriffe lassen sich die Spuren in täglichen Leben überall verfolgen. Beim Kinde sehen wir unmittelbar, wie sie sich aus dem sinnlichen Material entwickeln; seine erste Thätigkeit ist die Sammlung sinnlicher Eindrücke, dann folgt das Sichten derselben, und Sichten heißt hier Begreifen. Aus den vielen Monden, von denen anfangs jeden Abend ein neuer aufgeht, zu jedem Fenster ein anderer hereinschaut, entwickelt sich durch Abstraction der Begriff des einen Mondes, der die Erde umwandelt. Unser Denkproceß ist eine genaue Fortsetzung von dem des Kindes, wir bauen mit neu erworbenem Material auf alten Fundamenten weiter und oft entsprechen deshalb die Lücken im Denken des Erwachsenen denen des Kindes. Sie sind wie die Klüfte des Gebirges, die uns einen Blick in das Innere der Erdschichten zu thun gestatten und uns ihren Aufbau erkennen lassen.

Höchst lehrreich ist in dieser Hinsicht ein Blick auf die Geistesproducte unserer Nachbarn in Raum und Zeit. Bei ihnen setzt sich wie bei uns die abstracte Welt zusammen aus den Bruchstücken der concreten, aber da ihr Rohmaterial vielfach ein anderes Korn besitzt, als das unsrige, so treten an ihren Werken für uns Strukturverhältnisse und Eigenheiten augenfällig hervor, gegen die wir bei den unsrigen aus Gewohnheit blind sind, und gar manches ihrer Webermeisterstücke erscheint uns kraus wie ein Spazennest. Paul Veronese, der die Hochzeitsgäste von Rana und die Jünger des Herrn insgesammt in das geschlichte Wams des Cinque Cento kleidet, der Gänsejunge, der, wenn er König wäre, seine Gänse nur zu Pferde hüten möchte, Shakespeare, der eine Flotte von Sicilien gen Böhmen entsendet, der Radewesier, dessen Himmel mehr Büffel und Lachse, als Menschenseelen beherbergt, und endlich der Hausperling, der statt mit Halmen und Federn, sein Nest mit Zeitungsschnitzeln und Fäden bunter Stiefwolle baut: wer von ihnen ist in seinem Schaffen am originellsten?

Wir aber —? Nur getaufte Seelen kommen in unsern Himmel, und

in unserer Hölle herrschen Feuer und Eis. Der Eskimo dagegen betrachtet die Hölle als einen nassen Ort, denn die Nässe ist ihm verhaßt, der Frost aber sein Lebensselement. Und jener Heide aus der Südsee, der die Taufe empfangen sollte, zog das Wiedersehen mit seinen Vätern in der Hölle der Trennung von ihnen bei den Freuden des Paradieses vor. Gleich wie dem Blindgeborenen der Begriff der Farbe, so ist unserm Denken und Begreifen alles entzogen, was unsern Sinnen nicht erreichbar ist, wie die Rehrseite des Mondes, oder wie das Gefühl für die Schwingungsfrequenz der Moleküle, die die Mitte hält zwischen dem höchsten Ton und dem tiefsten Noth. — Nie hat Tetewayo, solange er über Griquas herrschte, eine Madonnenerscheinung gehabt, nie Aristoteles im Traume eine Locomotive, oder Seneca eine Rothhaut gesehen, die Kartoffeln röstete und Tabak rauchte. Unser Verstand gebiert nur, was die Sinne empfangen, und unsere abstractesten Begriffe sind die Frucht unserer sinnlichen Wahrnehmungen. Wem in der Kindheit die Büge und in der Jugend der Anblick des Lasters Gewohnheit war, der wird besten Falles eher zu einem Spion des Verbrechens, als zu einem Hohenpriester im Reich der Wissenschaft erwachsen, das ist der Lauf der Welt.

So müßte der Menscheng Geist, wenn wir das Treiben in ihm mit sinnlichen Augen wahrnehmen könnten, einen Anblick gewähren, wie ein Strom, ehe er zuwintert. Längs des Ufers treiben langgestreckte Eisschollen, deren Ränder noch die Coutur der Bucht, des Felsens, des Pfeilers tragen, daran sie sich bildeten, das sind die frischen Erinnerungen, die Bilder der Wahrnehmungen selbst. Den münzenförmigen Gebilden aber, deren Menge die Breite des Stromes erfüllt, sieht Niemand mehr die Herkunft an. Die Vorsprünge brachen ab, die Ranten schliffen sich eben, ein Wall zermahlener Eises häufte sich rings um den Rand; dann schob sich Scholle auf Scholle, hier ledte das Wasser Höhlungen und füllte dort, indem es gefror, wiederum andere aus, und so entstanden jene scheinbar eigenartigen, undefinirbaren Gebilde, die Hauptmasse des treibenden Eises, die vor dem Auge des Beschauers vorüberziehen, wie vor dem innern Blick die Gedanken. Und so bleiben auch die Illusionen, mag ihr Inhalt sich noch so weit von den Gegenständen der Wirklichkeit entfernen, stofflich doch Erinnerungen.

Damit stimmt auch ein zweites der unsern Fällen gemeinsamen Merkmale überein, nämlich die Mechanik ihres Eintritts; sie kommen in Bezug auf dieselbe den eigentlichen Erinnerungen völlig gleich.

Betrachten wir irgend ein Erinnerungsbild, so sehen wir, es ist eine Mosaik, gleich der Illusion, die Steinchen der Mosaik sind die Gruppen von Elementen, die die verschiedenen Sinne theils direct, theils aus dem Vorrath des Gedächtnisses zu der Zusammensetzung des Bildes beigetragen haben. Denn da, während wir wachen und gesund sind, alle unsere Sinne mit einander in gleicher Weise bereit sind, auch ohne daß wir uns dessen beruht wären, die Außenwelt zu erfassen, so wirken, nach dem Gesetz, daß gleichzeitig aufgenommene Eindrücke bei einander im Gedäch-

niß ihre Stelle finden, bei dem Zustandekommen auch des kleinsten Bildes stets mehrere, wenn nicht alle Sinne mit; und ein jedes Bild ist bereit, sich im Gedächtniß zu erheben, sobald eins seiner Elemente, sei es durch einen neuen Sinnesindruck direct, oder indirect durch eine von ihm hergeleitete Ideenverbindung eine Anregung erfährt.

„Ich ging in Berlin durch die Albrechtstraße an einem jener düstern Novembertage, wo der warme Südweststurm ein Heer dunkler Regenwolken über den Himmel jagt, und nichts mehr auf der Welt Farbe zu haben scheint, als die Steine des Straßenpflasters, als plötzlich die Erinnerung an Neapel wunderbar klar vor meiner Seele stand. Der helle Himmel, das schwarze Lavapflaster im Sonnenbrande, das Meeresrauschen vom Corso di Masaniello herüber, das Haus el Trapezio, unter dessen Thor die alte Frau mit der unermüdlischen Spindel Aqua zolfata in Krügen verkaufte, alles das stand wie mit einem Schläge vor meinem innern Blick, hier, wo die Panke sich mit der Spree mischt, und hinter einem endlosen Bretterzaun eine Gerberei duftete! Die Gerberei war es eben, auch in dem Hause el Trapezio gab es eine solche, und die Nase, das ward mir jetzt klar, hatte für die Erinnerung die Rolle der Gelegenheitsmacherin gespielt.“

In meinem Falle that solches das Ohr, in dem des Studenten, des Avantageurs und des Professors das Auge; von den fünf Sinnen ist jeder Einzelne in gleichem Grade dazu befähigt.

Wie man sieht, ist bei beiden Phänomenen, bei der Erinnerung wie bei der Illusion, die Art des Eintritts die gleiche; um einen echten Edelstein gruppirt sich eine Menge bunter Glasstückchen und setzt das Bild zusammen. Der Unterschied ist allein der, daß in dem einen Falle, bei der Erinnerung, der echte Stein vor den falschen mitmerklichem Glanze hervorsteht, während in dem andern, bei der Illusion die falschen Elemente den echten an Glanz nicht nachstehen. Dieses Aehnlichwerden der Elemente unter einander kann auf eine zwiefache Weise gedacht werden; entweder verlieren die echten Elemente an Glanz und werden matt, wie die falschen, oder der Glanz der unechten steigert sich und kommt dem der echten gleich; in jedem der beiden Fälle wird das Verschwinden des sie trennenden Unterschiedes die Folge sein.

Die echten Elemente verlieren an Glanz, das heißt, die veranlassende Wahrnehmung wird schwach; sehen wir zu, wie weit diese Bedingung für das Zustandekommen der Illusion in unsern Fällen zutreffend ist.

Der Buchfink an der Brücke von Lufis sang leise, wie es Singvögel im Winter zuweilen thun; auf dem Prager war es finstere Nacht; auf Danzigs Wällen herrschte unsicheres Mondlicht; in dem Zimmer des Professors leuchtete nur die Lampe; der Jäger schoß den Distelbusch zwischen Dämmerung und Dunkelheit: die Schwäche der veranlassenden Wahrnehmung ist demnach ein weiterer gemeinsamer Zug in unsern Fällen. — Haben wir in ihr aber wirklich eine unfehlbare Bedingung für den Eintritt der Illusion in Händen, so muß sich das dadurch erweisen, daß sie, mit dem

Material der Vorstellung in Verbindung gebracht, ihrerseits die Illusion hervorzurufen vermag. Also sehen wir zu, ob wir mit ihrer Hülfe Illusionen construiren können; ist sie wirksam, so muß sie es überall und immer sein, demnach auch bei mir, in diesem Augenblicke!

Von den Wahrnehmungen, die ich jetzt eben mache, will ich eine nach der andern auslöschen, die Stärksten zuerst; also beginne ich mit denen des Auges. Die Gegenstände meines Schreibtisches fesseln beim hellen Tageslicht meine Aufmerksamkeit vor allem; ich schließe die Jalousien, so wird das Zimmer dunkel, oder ich schließe lieber gleich die Augen, so ist es um mich Nacht.

Nun kommt das Ohr an die Reihe. Der Kanarienvogel unter meinem Fenster soll verstummen, der Hahn hört auf zu krähen, Amsel, Nachtigall, Grünling — und wer sonst noch Pfingsten feiert — sie schweigen. Der Pfiff der Locomotive verhallt, noch rollt ein einzelner Wagen in der Ferne — jetzt höre ich nichts mehr, es herrscht Stille.

Die Nase giebt mir neben dem Torfgeruch des Höhenrauchs etwas Flieder- und Apfelflüthe zu kosten, drei schwache Qualitäten — ich lösche sie aus.

Die Zunge giebt mir augenblicklich keinerlei Geschmacksempfindung; schon vor einer Stunde habe ich das Frühstück eingenommen und die Pfeife heute noch nicht in Brand gesetzt.

Zu guter Letzt der Tastsinn: eine Kälteempfindung am linken Knie, eine Empfindung von Druck an den Theilen des Körpers, mit denen ich sitze, mich auslehne und die Feder führe — sie hören auf. Nun aber tritt noch eine Reihe schwächerer Empfindungen hervor, die bisher durch jene stärkeren verdeckt wurden, ein Gefühl der Spannung im Nacken, der Kopf wird mir schwer, also lege ich ihn an die Stuhllehne, oder besser noch, ich lege mich ganz nieder auf das weiche Sopha, so fühle ich nirgends mehr einen Druck. Mein Herz pulstirt fühlbar, ich wende mich ein wenig nach rechts herum — und nun fühle ich nichts mehr von mir und der Welt. Wenn jetzt noch eine verspätete Vorstellung durch die ruhende Seele zieht, ein leiser Sinnesindruck sich naht, ohne die Ruhe zu unterbrechen, so werden sie zu Träumen, die den Schlaf bevölkern, und die Bilder, die sie der Seele vorführen, stehen denen der Wirklichkeit an Glanz nicht nach.

Die Träume sind in der That echte Illusionen, und umgekehrt sind die Illusionen wache Träume. Ich lese während des Einschlafens und die Augen fallen mir zu; indem mein Kopf herunter sinkt, werde ich wieder wach und suche im Buch die Stelle, an der ich meiner Erinnerung nach stehen blieb. Doch was finde ich? Anknüpfend an ein gewisses Wort hat meine Vorstellung selbständig auf eigene Hand gearbeitet und mir Worte und Sätze vorge spiegelt, die ich gelesen und verstanden zu haben glaube, von denen aber auf dem Papier nichts steht.

„Im vergangenen Winter hatte ich einen Traum. Ich stand am Rande eines rothblühenden Kleefeldes, in dem die Hummeln schwärmten, ein Junge neben mir machte sich das Vergnügen, mit einer Ruthe aufs Gerathewohl in die Blüten hineinzuschlagen. Ich sagte, „laß das sein, sonst werden die Hummeln wild und stechen,“ er aber suchte unbekümmert weiter herum. Und richtig schwärmten schon ein paar Hummeln aus, gegen uns. Da machte ich in der Angst eine Bewegung, von der ich erwachte; und sonderbar, das Summen lönte noch fort. Es kam aus dem Ofen im Nebenzimmer, der soeben in Brand gesetzt worden war, denn es war heller Morgen, und auch das Angstgefühl war noch vorhanden, es hatte seinen Sitz im Magen, dem die gestern spät genossene schwere Abendmahlzeit sich hinlänglich anzupassen noch nicht vermocht hatte.“

Ob eine Wahrnehmung schwach oder stark empfunden wird, ist nicht allein abhängig von ihrer äußeren Ursache, sondern vielmehr noch von der Beschaffenheit der percipirenden Nerven. Eine vom Munde aus bis in die Paukenhöhle vorgebrungene Gerstengraune erregt dort Reiz und Entzündung und wenn sie endlich das Trommelfell durchbricht, so nimmt der Patient einen Knall wahr, wie einen Kanonenschuß, während ein wirklicher Kanonenschuß, vor dem Ohre eines Tauben abgefeuert, von demselben, als Schall wenigstens, nicht wahrgenommen wird.

„Von R. . ., Inspecteur der Artillerie, ist während der Belagerung von Paris mit seinem Adjutanten zusammen in eifriger Arbeit begriffen, da fährt eine Granate durchs Dach und crepirt im Nebenzimmer: Von R. . ., der sehr schwerhörig ist, ruft, ohne von der Arbeit aufzusehen, mit lauter Stimme: „Herein!“ in der Meinung, es habe Jemand von außen an die Thüre geklopft.“

Neben der Schwerhörigkeit kommt hier bei der Entstehung der Illusion noch ein anderer Factor in Betracht, die Aufmerksamkeit, sie ist auf einen bestimmten Gegenstand concentrirt, das heißt, sie ist von den übrigen Gegenständen, wozu auch die Kanonade gehört, abgezogen.

Was ist die Aufmerksamkeit? Der Blick eines inneren Auges, welches auf die Ereignisse der Seele, die Wahrnehmungen, Vorstellungen und Willensimpulse gerichtet ist, der Schein eines inneren Lichtes, welches den Kreis des Bewußtseins erhellt, und außer seinem Bereich herrscht die Finsterniß des Unbewußten. Das sind Gleichnisse, mittelst deren wir uns Thatsachen, die an sich jenseits der Grenzen unserer Erkenntniß liegen, bildlich zur Anschauung bringen, kleine Modelle enormer Größen. Wir brauchen nicht in das innere Wesen dieser Größen und Thatsachen einzubringen, uns kümmert hier nicht, was sie an sich sind, sondern lediglich, was sie für uns sind. Es ist Thatsache, daß von den im Bereich des Geistes stattfindenden Ereignissen, von den Wahrnehmungen, Vorstellungen und Willensimpulsen, bei weitem nicht die Gesamtheit, sondern nur ein Theil, und zwar meist nur ein kleiner Theil im Lichtkreis des Bewußtseins sich befindet, und der Umfang dieses

Lichtkreises selbst unterliegt größeren Schwankungen je nach der Persönlichkeit des Subjectes und nach den Umständen, in denen sich dasselbe befindet. Während des traumlosen Schlafs ist das Bewußtsein zeitlich erloschen, bald nach dem Erwachen ist es in der Regel am hellsten. Bei Cäsar, welcher gleichzeitig einem Schreiber zu dictiren, eine Schrift zu lesen und einem Vorleser zu folgen vermochte, war sein Umfang größer, als bei jenem übereifrigen Boten, der, noch ehe er den Zweck seines Auftrages erfahren, sich schon auf und davon gemacht hatte und unterwegs war. Geometrisch messen läßt sich der Umfang des Bewußtseins, seiner Dehnbarkeit halber, nicht, aber oft genug werden wir im täglichen Leben seiner Grenzen durch Zufall inne, und weil sie für das Zustandekommen der Illusion von Wichtigkeit sind, müssen wir hier mit ihnen rechnen.

Es ist weiterhin Thatsache, daß die Erfüllung des Bewußtseins mit geistigen Factoren von gewisser Art, das heißt die intensive Hinlenkung der Aufmerksamkeit auf ein gewisses Gebiet, den Factoren von anderer Art den Eintritt in ihren Lichtkreis versperrt. Von Sokrates berichtet Plato, daß er bei Potidäa Tag und Nacht unempfindlich und unbeweglich, einzig nur seinen Vorstellungen hingegeben, auf einem Fleck gestanden habe; nach hunderten zählen die Berichte von Soldaten, die im Eifer der Schlacht ihre Verwundung nicht fühlten, und aus eigener Erfahrung kann ich anführen, daß ich beim Einbrechen durchs Eis von der Kälte des Wassers nichts wahrgenommen habe, einzig erfüllt von der Vorstellung des Ertrinkens und dem Bestreben, mich zu retten. Vorstufen von solch einseitigen Seelenzuständen sind gemeint, wenn man von „ganz Auge“, „ganz Ohr“ sein spricht; sie sind in Jedermanns Munde, und die Hinneigung zu ihnen findet sich in der allgemein üblichen Unterscheidung von Gefühlsmenschen, Verstandesmenschen und Willensmenschen angedeutet.

Wahrnehmungen, Vorstellungen und Willensimpulse, sie sind die Factoren der geistigen Thätigkeit und mithin hat auch das Bewußtsein keine anderen aufzuweisen. Nun denke man sich einen bis nahe an die Grenzen seiner Fassungskraft von ihnen erfüllten Geist und lasse einen neu hinzutretenden Sinnesindruck Eingang suchen, so wird von demselben nur soviel aufgenommen werden, wie dem noch ungebundenen Ueberrest der Fassungskraft entspricht, das Uebrige bleibt draußen, es ist, wie nicht vorhanden, und die Wahrnehmung ist relativ schwach. So nimmt in dem bekannten Gedichte von Gustav Schwab der über die Eisdecke des Bodensees daherkommende Reiter von der Rede der Magd nur den Anfang wahr, das „Herrgott, so rittest Du über den See“, und in seinem urplötzlich von den Schreckbildern des Ertrinkens überflutheten Geiste findet keine andere Wahrnehmung, die mildere Vorstellungen erwecken könnte, mehr Raum; er sinkt vom Pferde und stirbt. So findet in des alten Berrina Geist, der über dem Schicksal seiner Tochter brütend, taub und gefühllos gegen seine Umgebung ist, nur das seinem eigenen Vorstellungskreise nahe verwandte Wort Eingang: „Water, Deine

Bertha verzweifelt.“ — Bei engen Geistern wird diese Ausfüllung durch eine geringere Menge geistiger Factoren zu Wege gebracht, als bei umfassenderen. Den Zustand der größten Geistesenge, den Schlaf, haben wir kennen gelernt als das fruchtbarste Feld für die Illusion; je näher diesem Zustande das Bewußtsein momentan sich befindet, je höher der Grad von angeborener oder erworbener Geistesenge ist, desto günstiger sind im Allgemeinen die Bedingungen für den Eintritt der Illusion. Den beschränkten und voreingenommenen Geistern der Marpinger Bauern wird ein Stück abgeschälten Baumstammes ohne Weiteres zu einer Erscheinung der Mutter Gottes, dem defecten Geiste des Ritters von La Mancha werden die Windmühlen zu den Riesen seiner Romane und in den Geistesruinen des Irrenhauses kommt die Illusion als Personenverwechslung habituell am häufigsten und am grellsten zur Erscheinung.

Es hat nun von vorn herein den Anschein, als ob die drei Klassen der geistigen Factoren nicht alle in gleicher Weise geeignet seien, durch Ausfüllung des Bewußtseins der Wahrnehmung dermaßen den Weg zu versperren, daß nur ein winzig kleiner Theil von ihr, wie er zur Erzeugung der Illusion gefordert wurde, den Eingang findet; jener matt glänzende Edelstein, dessen Schimmer unter der Menge unechten Materials sich verliert. Daß der Wille, indem er wirkt, die Wahrnehmung verbunkeln kann, zeigt das Beispiel des Soldaten, der die Wunde nicht fühlt; daß die Vorstellung dazu im Stande ist, lehrt das Beispiel des Sokrates, sowie hundert Ereignisse aus dem täglichen Leben, so wenn Jemand eine Frage überhört, weil er an etwas anderes denkt. Aber wie verhält es sich mit der Wahrnehmung selbst? Kann eine Wahrnehmung der anderen den Weg soweit versperren, daß sie der Illusion das Thor öffnet? Dazu müßte sie zuerst den Umfang des Bewußtseins nahezu erfüllen, also relativ stark sein, und dann, um der geforderten schwachen Wahrnehmung, der Erzeugerin der Illusion den Eintritt zu gewähren, wiederum schwach sein, denn einem bekannten Gesetze der Psychologie zu Folge verbunkelt von zwei gleichzeitigen, ungleich starken Wahrnehmungen die Stärkere die Schwächere, bis zum völligen Auslöschen. Nimmt ein körperlicher Schmerz überhand, so vergeht dem Leidenden Hören und Sehen.

Und dennoch ist solches möglich, wosfern die einander widerstreitenden Wahrnehmungen nicht gleichzeitig in das Bewußtsein eintreten, sondern nach einander, kraft eines Gesetzes, welches, obwohl bisher erst in einer entlegenen Provinz des Nervensystems wissenschaftlich festgestellt, seine Wirksamkeit doch bis in das Centralorgan selbst, bis auf das Gehirn und seine Functionen allem Anschein nach erstreckt.

Wird ein motorischer Nerv in adäquater, das heißt dem Grade seiner Reizbarkeit entsprechender Weise gereizt, so antwortet sein Organ, der Muskel, indem er beim Eintritt des Reizes zuckt und beim Aufhören ebenfalls, während der Dauer desselben jedoch in Ruhe bleibt. So giebt es auch Wahrnehmungen, wie der Geruch einer Tabakatmosfera, oder die Be-

rührung der Kleider auf unserem Körper, deren wir uns in der Regel nur bewußt werden, wenn sie eintreten oder aufhören. Fremdkörper, die durch die Stimmrinne in die Luftröhre gerathen sind, pflegen nur, solange sie beweglich sind und die Stelle wechseln, dem Gefühl sich bemerklich zu machen, einmal festgeklemmt, jedoch nicht mehr. — Das Ohr und das Auge verhalten sich ebenso; der Müller erwacht aus dem Schlafe, wenn die Mühle plötzlich stillsteht, die nervöse Dame, wenn das Nachtlicht erlischt. Den Griechen Homers fehlte nach Lazar Geiger mit dem Namen für das Blau der Begriff desselben, weil sie unter einem ewig heiteren Himmel lebend, sich jenes als einer differenten Empfindung nicht bewußt wurden. Und solchen unbewußten, oder unbewußt gewordenen, andauernden Wahrnehmungen gegenüber können neu hinzutretende Wahrnehmungen, auch wenn sie an sich schwächer sind, als jene ursprünglich waren, wohl als Erzeuger der Illusion wirken.

Noch ein zweites Moment tritt, das Verhältniß zu Gunsten der Wahrnehmung modificirend, hinzu, das ist die Thatsache, daß das geistige Ereigniß, indem es unbewußt wird, einen Theil des Bewußtseins so zu sagen bindet, und so den Gesammtumfang desselben verengt. Als ich heute das Haus verließ, begleitete mich ein dumpfes Gefühl geistigen Anbehagens, mir war es, als hätte ich etwas vergessen; und jetzt beim Zurückkehren finde ich in der That, ich habe den Schreibtisch offen gelassen. — Eine Nachricht, die mich alterirt hat, verschwindet alsbald aus dem Bewußtsein, aber es drückt mich etwas, ohne daß ich in jedem Augenblick wüßte, was es ist, und hindert mich am freien Denken, bis gelegentlich die Vorstellung davon wieder klar vor die Seele tritt. Ein eisernes Bild des empfangenen Eindruckes bleibt, um einen Ausdruck Gottfried Kellers zu gebrauchen, im Geiste liegen und nimmt ihm die Freiheit. — Ein körperlicher Schmerz hört bei spannender Geistesarbeit auf, empfunden zu werden, aber er hemmt unbewußt die geistige Beweglichkeit. Und diese Absorption geht continuirlichen Eindrücken gegenüber oft bis zur größtmöglichen Verengerung des Bewußtseins. Das Rauschen eines Bachs, das Plätschern des Regens wirkt beruhigend, ja einschläfernd. Kinder, wenn sie sich wehe gethan haben, schlafen über dem Schmerz sofort ein. Goethe fühlt, wie beim continuirlichen Anblick des Mondes der Umkreis des Bewußtseins sich verengt:

„Mir ist es, denk' ich nur an Dich,
Als in den Mond zu sehn,
Ein sanfter Friede kommt auf mich,
Weiß nicht wie mir geschähn.“

Wie sehr die Wahrnehmung im Verein mit der Vorstellung das Bewußtsein zu erfüllen vermag, dafür giebt eine Stelle aus einem seiner Briefe an Zelter bereitetes Zeugniß, indem er von dem Eindruck spricht, den das Anhören Bach'scher Fugen auf ihn gemacht. „Ich sprach mir's aus, als wenn die ewige Harmonie sich mit sich selbst unterhielte. . . So bewegte sich's auch in meinem Innern und es war mir, als wenn ich weder Ohren, am

wenigsten Augen und weiter keine übrigen Sinne besäße noch brauchte.“

Nun tritt eine neue Wahrnehmung hinzu, ein Theil von ihr findet Eingang und löst die Illusion aus. Davon ist ein nach dem Leben gezeichnetes Beispiel aus Heine jene Scene im Pfarrhause. Die Mutter liest in der Bibel, die ältere Tochter gähnt und klagt, wie es so langweilig sei:

„Nur wenn sie einen begraben,
Da giebt es etwas zu sehn.“

Die Mutter, deren Geist erfüllt ist von der Wahrnehmung der Buchstaben auf dem Papier, der Vorstellung der Bilder und Begriffe, von denen die Buchstaben und Worte die Zeichen sind, und vielleicht noch von andern dunkleren Vorstellungen, unter denen obenau die frische Erinnerung an das Begräbniß des Pfarrers steht, faßt nur das Stichwort „begraben“ auf, und von der Illusion, der sie verfallen, giebt ihre Rede Zeugniß:

„Du irrst, es starben erst vier
Seit man Deinen Vater begraben
Neben der Kirchhofsthür.“

Die Wahrnehmung der gelesenen Buchstaben gehört zu denen, die am leichtesten während ihrer Dauer unbewußt werden. Wir fassen anscheinend unmittelbar den Sinn der gelesenen Worte auf.

Von eben dieser Seite her setzt der Hypnotismus seine Hebel an den Menscheng Geist an. Unter dem Einfluß einer continuirlichen Wahrnehmung, wie der Schimmer eines blanken Knopfes eine ist, oder ein andauernder Ton, verengert sich das Bewußtsein. Eine schwache Wahrnehmung tritt hinzu, ein leise gesprochenes Wort, eine vor den Augen des Hypnotisirten ausgeführte Bewegung; sie erweckt Vorstellungen, die unmittelbar zu Illusionen werden, und weiterhin, mittelbar zu Hallucinationen werden können, die in den Handlungen des Schlummernden sich ausdrücken. Denn da aus der einen, ursprünglich in seiner Seele geweckten Vorstellung mittelst der Verwandtschaft ihrer Elemente mit anderen im Gedächtniß aufgehäuften Bildern leicht, wie es im Traum geschieht, ganze Vorstellungsreihen sich entwickeln, deren Glieder alle die gleiche subjective Lebendigkeit besitzen, so wandelt sich hier die Illusion um in die Hallucination, ohne daß sich eine feste Grenze zwischen ihnen ziehen ließe. Demnach dürfen wir auch die anfangs statuirte praktische Unterscheidung zwischen ihnen im Princip nicht mehr ferner aufrecht erhalten. Jeder Veränderung auf geistigem Gebiet entspricht eine materielle Veränderung im Nervensystem, das ist heute ein unbezweifeltes Dogma der Psychophysik; und wenn die Hallucination scheinbar spontan, ohne Ursache auftritt, so liegt der Grund davon lediglich in unserer mangelhaften Erkenntniß, nicht aber in dem wirklichen Mangel der Ursache.

Scheinbar viel häufiger, als durch Acte der Wahrnehmung, kommt die Gelegenheitsursache der Illusion, die nahezu völlige Ausfüllung des Bewußtseins durch prolongirte Acte des Willens zu Stande; zu ihnen gehört die

andauernde Körperbewegung. „Wir marschirten in der Januarnacht gegen Orleans“, so erzählt Lieutenant B . . ., „litten Hunger und Durst und waren von den Strapazen erschöpft. Die Straße war von Regen durchweicht, die Nacht finster. Mit einem Male umgab mich strahlende Helle, ein erleuchtetes Schloß lag vor mir, aus dem Souterrain dufteten die Braten, aus den oberen Räumen erscholl Musik, galonirte Diener ließen die teppichbelegten Treppen hinan mit silbernen Schüsseln. Ich selbst war mitten unter den Tanzenden. Im nächsten Augenblick aber war Alles verschwunden, nur ein einsames Licht glänzte in der Ferne.“

Ohne Zweifel war es das Auftauchen des Lichtes, welches dem Müden einen Blick in das Sanaan seiner Wünsche zu thun gestattete.

Ein Seitenstück hierzu giebt der folgende Fall.

„Von Arco,“ erzählt Doctor M . . . „ging ich das Sarcatthal aufwärts, als an den See von Toblino, und trat sodann, nachdem ich mich durch einen Schoppen des feurigen Vino Santo gestärkt hatte, sofort wieder den Rückweg an. In der Entfernung hatte ich mich aber tüchtig verrechnet, denn es wurde Nacht, ehe ich Arco wieder erreichte. Wie ich so mechanisch vor mich hinging, da war es mir plötzlich, als ginge ich zu Hause in Halle, auf der Fühnerjagd, rechts von mir ging Amtmann B . . ., links Doctor F . . ., so deutlich, wie im lebhaften Traum. Dann aber kam ich zu mir selbst und hörte nun, dicht neben dem Wege lockte wirklich ein Rebhuhn.“

Hier tritt zwischen den beiden letztangeführten Fällen und meinem eigenen die größte Ähnlichkeit hervor. Das Gehen auf überreisten Straßen ermüdet sehr und zieht von den zunächst beteiligten Muskelgruppen aus den ganzen Organismus derart in Mitleidenschaft, daß es mit der körperlichen die geistige Energie nach und nach völlig conjunirt. Der Kreis des Bewußtseins wird immer enger, die Wahrnehmung erlischt fast gänzlich, man ist zu müde, um auf die Umgebung zu achten, die Erinnerung hält kein Bild mehr fest, man geht wie ein Träumender! Von Soldaten hört man sogar behaupten, sie hätten im Gliebe marschirend geschlafen, was jedenfalls für die denkbar größte Absorption des Bewußtseins durch den zum Marschiren erforderlichen Willensimpuls spricht.

In dritter Reihe endlich ist eine Ausfüllung des Bewußtseins durch Acte des Vorstellens möglich, und daß, wenn sie nahezu vollständig ist, eine neben ihr eintretende Wahrnehmung zur Illusion führt, wird durch zahlreiche Beispiele bestätigt. Doch indem wir diese Möglichkeit näher ins Auge fassen, ist zu bemerken, daß wir mit ihr in die zweite der im Anfange unserer Untersuchung hypothetisch aufgestellten Grundbedingungen für die Illusion eingetreten sind, nachdem wir die erste erschöpft haben.

Wir nannten die Illusion eine Mosaik, welche aus echten und unechten Steinen besteht, die echten liefert uns die Wahrnehmung, die unechten gehören der Vorstellung an; die Grundbedingung zu ihrem Zustandekommen ist das Verschwinden des Unterschiedes zwischen beiden Kategorien. Bisher haben wir die Bedingungen aufgesucht, unter welchen die Wahrnehmungen schwach,

oder figürlich ausgedrückt, die echten Steine matt werden, und kommen jetzt daran, die Bedingungen aufzusuchen, unter denen der Glanz der unechten Steine sich steigert, so daß sie den echten gleichkommen, oder eigentlich: die Bedingungen, unter denen die Vorstellung sich steigert, so daß sie die Lebendigkeit der Wahrnehmung erreicht. — Ist das überhaupt möglich? Sind nicht vielmehr die sinnliche Wahrnehmung und die Vorstellung zwei völlig von einander getrennte Ereignisse, die höchstens in der Dämmerung des getrüben Bewußtseins mit einander verwechselt werden können?

Lassen wir die Thatfachen reden; untersuchen wir die Bedingungen, die einer Steigerung der Vorstellung günstig sind, und sehen zu, wie weit sie uns führen.

Wir Alle haben Zeiten, in denen unsere Phantasie reger ist als gewöhnlich: die Kinder aber, bei denen sämtliche seelische Vorgänge stürmischer verlaufen, als im späteren Alter, sind habituelle Illusionäre. — Goethe sagt von sich:

„Ich hatte die Gabe, wenn ich die Augen schloß und mit niedergesenktem Haupte mir in der Mitte des Sehorgans eine Blume dachte, so verhartete sie nicht einen Augenblick in ihrer ersten Gestalt, sondern sie legte sich auseinander und aus ihrem Innern entfalteten sich wieder neue Blumen aus farbigen, auch wohl grünen Blättern; es waren keine natürlichen Blumen, sondern phantastische, jedoch regelmäßig, wie die Rosetten der Bildhauer. Es war unmöglich, die hervorquellende Schöpfung zu fixiren, hingegen dauerte sie so lange, als mir beliebte, ermattete nicht und verstärkte sich nicht. Dasselbe konnte ich hervorbringen, wenn ich mir den Zierrath einer buntgemalten Scheibe dachte, welcher dann ebenfalls aus der Mitte gegen die Peripherie sich immerfort veränderte, völlig wie die in unseren Tagen erst erfundenen Kaleidoskope.“

Auch wir in unseren Jahren erleben es, daß unser Lebenslicht zu Zeiten heller brennt und leuchtet, als sonst, und mit ihm die Vorstellung. Das ist dann der Fall, wenn wir eine freudige Nachricht empfangen, in anregender Gesellschaft uns befanden, einen tüchtigen Gang durch die frische Luft gemacht, eine Flasche guten Weines getrunken haben, und wenn dann nach dem verwirrenden Lärm des Tages

„in unserer engen Zelle
Die Lampe freundlich wieder brennt“.

Diese Zeit findet uns zur Illusion geneigt. — Vor mir hängt die Photographie eines Freundes; ich habe sie nie nach Wunsch ähnlich finden können, aber gestern Abend, wie ich von einem Gange in's Freie heimgekehrt das Bild betrachtete, mußte ich mir sagen, er ist's, wie er lebt und lebt. — Seine geht noch weiter:

„Ich stand in dunklen Träumen
Und starrte ihr Bildniß an,
Und das geliebte Bildniß
Heimlich zu leben begann.“

Unter Ausschluß der Mehrzahl der gewöhnlichen Wahrnehmungen und Willensimpulse bei völliger Ruhe und Stille concentrirt sich die geistige Energie in der Vorstellung und ergänzt die Züge des Bildes:

„Um ihre Lippen zog sich
Ein Lächeln wunderbar.“

Eine Steigerung der vorstellenden Geistessthätigkeit ist eine Theilerscheinung des durch narcotische Mittel hervorgerufenen Rausches in seinem ersten, dem Erregungsstadium, und sie geht oft bis zum Delirium. Der Wahn der Becher in Auerbachs Keller, die ihre Nasen für köstliche Trauben halten, und die Wirkung jenes Zaubertranks aus der Hergenküche wiederholt sich heute noch, auch ohne daß der Teufel in Person dabei zugegen wäre.

Dieselben Delirien werden durch die Gifte fieberhafter Krankheiten hervorgerufen. Sehr ähnlich wirken ferner die psychischen Gifte, unter ihnen steht obenan die Furcht, von deren illusionsfördernden Macht wir oben schon ein Beispiel kennen lernten. Wer mit ihr umzugehen versteht, der kann es erreichen, daß sogar verschiedene Personen gleichzeitig derselben Illusion unterliegen.

„Unser Dechant B . . . ist trotz seiner Siebenzig immer noch der amüsanteste Gesellschafter, den es giebt. Wir trafen ihn neulich im Bade B . . . , wo er nach dem Nachteffen, zur Zeit der Gespenstergeschichten, die Leute damit graulich machte, daß er behauptete, auch er könne umgehen. Er legte sogar einen Thaler auf den Tisch und machte sich anheischig, zum Besten der Armen, jedem aus der Gesellschaft, der einen Thaler dagegen setzte, Schlag Mitternacht zu erscheinen.“

„Natürlich großer Widerspruch, besonders von den Damen, und beinahe keine war, die nicht ihren Thaler setzte. Aber wie die Zeit vorrückte, mehrten sich doch die Bedenken, und ein Thaler nach dem andern wurde motivirt zurückgezogen. Nur drei Damen, die schon lange keine furchtsamen Kinder mehr waren, blieben standhaft bis an's Ende und gingen zu Bett.“

„Aber wie Hamlets Geist, so hatte auch der Dechant gewußt, daß in Schwachen die Einbildung am stärksten wirkt, und darauf seinen Plan gründet. Noch war der Zeiger ein gutes Stück von der Zwölf entfernt, da hörte man aus dem Zimmer der Einen lauten Hülfseruf. Es war natürlich nichts, an der Thüre hing ihr eigener Hut und Mantel, aber sie behauptete, wie sie die Augen einmal zufällig geöffnet, hätte im Mondschein der Dechant dort gestanden. — Die Weiden Andern waren weniger beherzt als die Erste, dafür aber vorsichtiger; sie beschloßen, die Nacht zusammen zuzubringen, in einem Bett. Daß aber war, der Hausordnung gemäß, nur eine Person zu tragen im Stande und brach unter der doppelten Last zusammen — und im selben Augenblicke sahen Beide den geistlichen Herrn.“

Die Vorstellung entnimmt und formt ihre Gegenstände aus dem Material der Erinnerung, deshalb sind starke Eindrücke, die sich dem Gedächtniß tief eingepägt haben, vorzüglich geeignet, als Illusionen wiederzukehren. So erzählt H . . . , ein Forstmann:

„Ich war ein junger Bursch, da ging ich zur Weihnachtszeit bei hellem Mondschein durch den Sundern (ein Wald bei Hildesheim). In einem Hohlwege sah ich einen Menschen vor mir stehn, der mich zu erwarten schien. Ich konnte nicht wissen, was er im Schilde führte; vielleicht lauerten hinter dem Busch seine Spießgesellen, und das machte mich einen Augenblick stutzig. Dann aber entschloß ich mich kurz und ging gerade auf ihn zu. Er rührte sich nicht, er stand auch nicht, sondern hing und war eine Leiche. — Ich bin gelaufen bis in's nächste Dorf, ohne mich umzusehn, bis ich wieder auf Menschen traf. — Jahre lang nachher, so oft ich die Stelle passirte, habe ich ihn wieder dort hängen sehen, wie mit leiblichen Augen.“ — Jetzt, nach zwanzig Jahren, sieht er ihn nicht mehr.

Was ein starker Eindruck mit einem Male zu Wege bringt, bewirkt auch ein schwächerer durch öftere Wiederkehr, denn der Tropfen höhlt den Stein.

Hierher gehört das Beispiel des Professors, der die Wartefrau nur zu oft an der gleichen Stelle hat sitzen sehen, sowie zum Theil das des Inspecteurs, bei dem die Vorstellung des klopfenden Fingers, durch lange Gewohnheit vorgebildet und befestigt, nur der Gelegenheit wartet, um als Illusion hervorzutreten. — Wie dieser Umstand, oft sehr gegen unsern Willen, in uns thätig ist, davon sind wir alle schon Zeugen gewesen. Als ich das erste Mal als Mediciner von der Anatomie zum Mittagessen kam, hatten die Fleischspeisen für mich einen unerträglichen Geruch. — Oder, ich komme Abends aus einer Gesellschaft, in der ein widerrwärtiges Organ Stunden lang das große Wort geführt hat, nach Hause und nehme vor dem Einschlafen noch ein Buch zur Hand. Aber, sowie durch das Lesen die vorstellende Thätigkeit des Gehirns eine neue Anregung erfährt, tritt auch der jüngst in das Gedächtniß aufgenommene Eindruck wiederum mit erneuter Stärke hervor, und an den Begriff der gelesenen Worte festet sich ihr Klangbild, im Tone eben jener Stimme, in unleidlicher Weise. Es ist das eine Vorstufe jener bei Geisteskranken so häufig wiederkehrenden Täuschung, daß sie meinen, nicht nur was sie lesen, sondern auch was sie denken, werde ihnen von Stimmen mitgesprochen.

Am nächsten Morgen bin ich jene unangenehme Mitempfindung los; die inzwischen verfllossene Zeit hat die Lebendigkeit der Erinnerung gedämpft, was sie von Rechts wegen immer thut. Also ist auch die Nähe der veranlassenden Wahrnehmung ein die Lebendigkeit der Vorstellung begünstigendes Moment. Denke ich heute an jenen Gang von Davos nach Tiefenlaster zurück, so kommen mir aus der langen Bilderreihe, die er an meiner Seele vorbeiführte, vier oder fünf Einzelne sofort in den Sinn: das weite, sonnenbeschienene Thal von Davos, die finstere Klust der Züge, eine einsame Sägemühle in tiefverschneitem Tannenwalde, eine Felswand, von der es mir purpurroth entgegenleuchtete, sie war — ein Wunder der Davoser Winter-sonne — bedeckt mit blühender *Erica carnea*. Endlich jener Punkt, wo die

Straße in großen Windungen zur Abula hinabsteigt; es ist dunkle Nacht, der Schnee knirscht unter den Tritten, am Himmel glänzen unzählige Sterne, einer mit ruhigem, besonders hell weißem Licht. Ringsum brausen in unbestimmten Tiefen die Gewässer; ein Klingelschlitten nähert sich im Trabe, romanische Laute schlagen an mein Ohr, ich setze mich, bis er vorüber ist, auf einen Stein am Wege und sehe hinab auf die Lichter von Tiefenlasten. — Dabei kommen mir noch andere Bilder von jener Wanderung in die Erinnerung: ein Flug Dompfaffen, der mir im Walde das Geleit gab, eine Reihe Schlitten, auf jedem ein Stücksaß Beklimmer, eine Wendung des Weges, um eine Schlucht herum, ein gefrorener Wasserfall — und so könnte ich noch lange fortfahren, die Elemente jener Bilderreihe zu ergänzen, ohne doch die Genauigkeit der Ausführung, wie sie mir beispielsweise einen Tag nach jenem Marsch spielend zu Gebot stand, auch nur annähernd zu erreichen.

Das Abblaffen der Erinnerung findet überall in derselben Weise statt, und so auch der Uebergang aus der Wahrnehmung in die Vorstellung. Am besten läßt es sich an kleinen, isolirten Objecten betrachten. Ich figire das vor mir liegende gelbe Buch einen Moment und schließe dann rasch die Augen, so sehe ich, das Bild des gelben Rechtecks verschwindet nicht plötzlich aus meinem Gesichtsfelde, sondern nach und nach, die Dunkelheit zieht sich von der Peripherie gegen das Centrum zusammen und von dem Worte „Leihbibliothek“, welches auf dem Deckel steht, verschwinden die Buchstaben L und k zuerst.

Hier hat sich unter meinen Augen die Wahrnehmung in die Vorstellung umgewandelt, ohne daß dabei eine bestimmte Grenze überschritten wäre; die Helligkeit des Bildes nahm ab, anfangs schnell, später langsamer, in der Peripherie des Gesichtskreises zuerst, in seinem Centrum, dem Ort der größten Sehschärfe, zuletzt, das war der ganze Vorgang. — Und so kommt man, indem man die Erinnerung an einen bestimmten Gegenstand aufwärts, dem Verlauf der Zeit entgegen verfolgt, unmittelbar wieder zu der Wahrnehmung selbst; es ist demnach von dieser Seite kein Grund vorhanden, daß eine Erinnerung, wenn alle Umstände zu ihrer Steigerung zusammentreffen, nicht selbst wieder, unter der Form der Illusion, der Wahrnehmung gleichkommen sollte.

An jenem Versuch ist noch ein Punkt der besonderen Beachtung werth. In meinem Bewußtsein dauert die Wahrnehmung des Buches noch fort, um erst allmählich zu erlöschen, nachdem der sinnliche Eindruck thatsächlich bereits durch Schließung der Augenlider unterbrochen wurde und aufgehört hat. Dasselbe ist mit einem plötzlich abgebrochenen Ton der Fall, einer Verührung, einem bestimmten Geruch. Wir nehmen sie noch eine gewisse Zeit lang wahr, auch nachdem ihre Ursache bereits aufgehört hat; unser Bewußtsein tritt in Widerspruch mit unsern Sinnen; die Vorgänge unseres Bewußtseins sind an die Zeit gebunden, wie die Functionen unserer Körpernerven, denn ihr Substrat, das Gehirn, besteht aus denselben nervösen Elementen, wie Jene.

Der Astronom muß, ehe er der Berechnung der Himmelskörper nahtritt, zuerst seinen persönlichen Fehler feststellen, das heißt, den Leitungswiderstand, den sein Nervensystem dem Gedanken bietet. — Sene Zeit hindurch nun, um welche das Bild des gelben Buches den Schluß der Augenlider überdauert, ist das Bild in mir selbst schon eine wirkliche Illusion. Folgt jetzt auf die erste Wahrnehmung eine zweite, ähnliche Wahrnehmung, so reiht sich Wahrnehmung an Illusion und Illusion an Wahrnehmung unmittelbar an, ohne daß das Bewußtsein einen Unterschied zwischen ihnen machte.

Auf dies Princip ist die Construction des Thaumatrops gegründet, eines Instruments, das sich vielfach als Spielzeug in den Händen der Kinder befindet, einer wirklichen Illusionsmaschine. Eine um ihre Axt rotirende Trommel besitzt nahe dem obern Rande in gleichen Abständen eine Anzahl spaltförmiger Oeffnungen, die während der Rotation dem Beschauer eine Reihe momentaner Einblicke in das Innere der Trommel gewährt. Der Reihenfolge der Oeffnungen entspricht auf der Innenwand der Trommel eine Reihenfolge von Bildern, die die verschiedenen Phasen eines in Bewegung befindlichen Körpers in ihrer natürlichen Ordnung darstellen, solche, wie sie ein Photograph erhält, wenn er durch Augenblicksbilder die verschiedenen Stellungen eines drehenden Rades, eines springenden Pferdes fixirt.

Ein jedes Bild bringt bei seinem Erscheinen einen Eindruck von gewisser Dauer hervor, an den sich, ehe er noch merklich abgeblaßt ist, schon der Eindruck des zweiten Bildes reiht, das in seinen Hauptzügen jenem gleich, nur in gewissen Theilen von ihm abweicht.

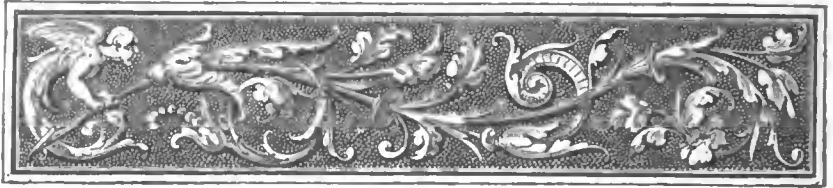
Dadurch entsteht eine Sinnestäuschung; der schnelle Wechsel der einander ähnlichen Objecte entgeht dem Bewußtsein, das Object behält scheinbar seinen Ort und wechselt die Form; das Pferd springt, der Bajazzo überschlägt sich, die Windmühle rührt die Flügel.

So machen wir aus der Illusion nach Willkür ein Ingrediens der Wahrnehmung. Die Natur aber war schon früher, ohne unsern Willen in derselben Weise in uns thätig, denn die Elemente, aus denen wir soeben unsern Illusionscomplex aufbauten, sind selbst schon Complexe, die in gleicher Weise construirt sind. Unsere Gesichtswahrnehmungen sind zusammengesetzt aus einzelnen Farbenwahrnehmungen, die Empfindung einer jeden Farbe wird auf der Netzhaut hervorgebracht durch eine Reihenfolge von Aetherwellen, jede Welle ist vorüber, wenn die nächste kommt, und doch ist der Eindruck den unser Bewußtsein von ihnen empfängt, ein continuirlicher.

Bei den Eindrücken des Ohres ist dasselbe der Fall, davon giebt Savarts Rad unsern Sinnen Zeugniß. — Ein gezahntes Rad, dessen Zähne in gleichen Abständen von einander seine Peripherie umstehen, wird in Drehung versetzt, während ein Stab über die Spitzen der Zähne hinschleift. Geschieht die Drehung des Rades ziemlich langsam, so erzeugt jeder Aufschlag des Stabes an einen Zahn ein Geräusch; nimmt die Geschwindigkeit zu, so

vereinigen sich die Geräusche zu einem Ton, dessen Höhe mit der Drehungsgeschwindigkeit des Rades wächst. — Nimmt man nun dem Rade, während die Geschwindigkeit auf einer gewissen Höhe angekommen dieselbe bleibt, nach und nach alle seine Zähne bis auf zwei nebeneinanderstehende, so behält auch der Ton dieselbe Höhe, verliert aber an Dauer, so daß, wenn die ursprüngliche Anzahl seiner Zähne beispielsweise tausend betrug, die Dauer des zuletzt erhaltenen elementaren Tones nur den fünfhundertsten Theil der ursprünglichen Dauer ausmacht. — Der ursprüngliche Ton besteht also aus fünfhundert elementaren Tönen, die wir einzeln zur Wahrnehmung bringen können, und von denen Jeder aus zwei elementaren Wahrnehmungen, nämlich Geräuschen, nebst ihren zwei nachfolgenden elementaren Illusionen besteht, die alle vier zusammen den elementaren Ton der zwei Zähne ergeben. In dem Totalton nimmt unser Ohr weder von den elementaren Geräuschen, noch von den elementaren Illusionen, mehr etwas wahr, aber wir wissen, auf Grund unserer Construction, daß die Einen wie die Anderen trotzdem darin vorhanden sind. Unsere Sinne sind stumpf, unser Bewußtsein faßt nur Complexe auf, aber wir wissen jetzt, daß in diesen Complexen die Illusion einen nie fehlenden nothwendigen Factor bildet. Sie trat uns im Laufe unserer Untersuchung zuerst als ein Phänomen entgegen von höchst fragwürdiger Gestalt, das unsere Aufmerksamkeit fesselte, scheinbar ein Fremdling aus einer anderen Welt. Wir folgten ihr durch die Höhen und Tiefen der Menschenseele und fanden sie überall wieder, dieselbe in der Nacht des Wahnsinns, wie im Lichte der Vernunft; bis wir sie zuletzt in dem innersten Kern unseres Bewußtseins aufgesucht und erkannt haben, als den Mörtel, der die Sandkörner unserer Wahrnehmung zu den Werkstücken des Bewußtseins und diese zu dem Hochbau unserer Erkenntniß verbindet. So erkennen wir nur, indem wir der Täuschung unterliegen, nur durch Irrthümer hindurch nähern wir uns der Wahrheit.

Er wußte nur halb, um was er bat, der nach Erkenntniß ringende Geist, mit den Worten: „Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit und in seiner Linken den einzigen immer regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatze, mich immer und ewig zu irren, verschlossen hielte und spräche zu mir: „Wähle!“ Ich fiel ihm mit Demuth in seine Linke und sagte: „Water gieb! die reine Wahrheit ist ja doch nur für Dich allein!“ — Denn seine Bitte war ihm schon gewährt, anders als er sie gedacht und doch weit über Denken und Erkennen!



Das altfranzösische Volkslied *).

Don

Karl Bartsch.

— Heidelberg. —



o reich die volksmäßige Epik des französischen Mittelalters durch die mit dem 11. Jahrhundert beginnenden und bis ins 14. hinabreichenden Chansons de geste vertreten ist, so arm erscheint neben ihr das lyrische Volkslied. Seit dem Ende des 12. Jahrhunderts entwickelt sich in Nordfrankreich unter dem Einfluß der früher gereiften Poesie der Troubadours die Blüthe der Kunstlyrik, die Poesie der Trouveres, die jener reicheren und farbenprächtigeren Blume des französischen Südens gegenüber uns nur wie ein matter Abglanz derselben bedünkt. Das Interesse des Adels, der bis dahin auch mit Liebe dem Gesange der Jongleurs gelauscht hatte, wenn sie in ihren Dichtungen die alten kältingischen Sagen darstellten, wandte sich nun von der nationalen Poesie mehr und mehr ab.

Wie viele Lieder von Rittern und Herren in den kunstreichsten Formen die uns erhaltenen Chansonniers auch überliefern, so befinden sich doch unter ihnen nur sehr wenige von volkstümlichem Charakter. Wir müssen daher für die älteste Zeit unser Material mühsam aus gelegentlichen Aufzeichnungen zusammentragen. Das Wenige, das uns aufbewahrt ist, läßt uns den Verlust des Uebrigen in hohem Grade bedauern, und wir würden gern einen Theil der Producte nordfranzösischer Kunstlyrik in den Kauf geben, wenn wir damit eine größere Anzahl jener echt volksmäßigen Lieder wieder erlangen könnten, die den Charakter des Volkes treuer und reiner als die kunstmäßigen abspiegeln.

*) Der nachfolgende Vortrag, im Januar 1881 im Museum zu Heidelberg gehalten, wurde der Anlaß zu einer Sammlung altfranzösischer Volkslieder in Uebersetzungen, die inzwischen unter dem Titel „Alte französische Volkslieder übersezt von Karl Bartsch, Heidelberg 1882“ erschienen ist.

Bei allen Völkern und in allen Literaturen ist die Lyrik aus der Schule des Epos hervorgegangen; nach Form und Inhalt kann sie nirgend diesen Ursprung verleugnen. Der Volksdichter liebt, auch wo er seine Empfindungen ausdrückt, dieselben zu objectiviren, sie einer von ihm redend oder handelnd eingeführten Person in den Mund zu legen. Seine eigene Individualität tritt in den Hintergrund, während der Kunstlyrik grade das eigen ist, daß sie uns den Einblick in das subjective Empfinden des Dichters gewährt.

In Deutschland hat ein günstiges Geschick uns die Lieder einiger ritterlicher Dichter des 12. Jahrhunderts bewahrt, die uns noch diese nahe Beziehung der Lyrik zur Epik erkennen lassen, Lieder von einfachstem volksmäßigstem Stile, die man daher als wirkliche Volkslieder hat ansehen wollen. Die Strophen des Rürenbergers und einige von Dietmar von Eist tragen noch ganz episches Gepräge; die in der Nibelungenstrophe abgefaßten Lieder des ersteren eröffnen uns einen kleinen Liebesroman, dem es an tiefer Leidenschaft nicht mangelt. Ihnen an die Seite stellen möchte ich die wenigen auf uns gekommenen altfranzösischen Volksromanzen etwa aus derselben Zeit. Auch sie stehen in Ton und Form noch ganz auf dem Boden des epischen Volksliedes; nur sind es kleinere, weniger umfangreiche Gedichte als die Chansons de geste, und ihr Inhalt, wiewohl rein erzählend, doch mit dem Inhalt der Lyrik dadurch auf's innigste sich berührend, daß die Liebe ihr stehendes Thema bildet. Nicht von Kämpfen zwischen Karl und seinen Gegnern, was den Hauptinhalt der altfranzösischen Volksepen abgiebt, sondern von Leid und Lust zweier liebenden Herzen singen sie. Es ist wohl am passendsten, diese Romanzen mit einem in den Duellen selbst vorkommenden Namen als Chansons d'histoire zu bezeichnen, wobei histoire nicht im strengen Sinne eines geschichtlichen Ereignisses zu nehmen. Vielleicht liegt mancher derselben ein Factum zu Grunde, das wir aber wegen der Unbestimmtheit und Allgemeinheit der Beziehungen nicht zu errathen vermögen; jedenfalls hat von dieser Grundlage aus das Lied sich in ganz selbständiger und freier Weise entwickelt.

Gemeinsam fast allen diesen Romanzen ist, daß in ihren Eingang die Gestalt eines liebenden Mädchens oder einer verheiratheten Frau gestellt wird: bald ist es Schön Irmenburg, bald Schön Aiglentine, bald die schöne Doette oder Schön Isabelle, Schön Yolante, Schön Amelot u. s. w. Aber schön ist nach altepischer Weise das stehende Epitheton der Frauengestalten dieser Romanzen.

Immer ist es eine Dame aus den ritterlichen und höchsten Kreisen des Lebens und der Gesellschaft, nicht selten eine Königs- oder Kaiserstochter. Die Beschäftigung oder Situation, in der sie auftritt, entspricht den Lebensgewohnheiten einer adeligen Dame jener Tage. Da sitzt Schön Irmenburg am Fenster des Thurmes und hat auf ihren Knien einen bunten Seidenstoff, an welchem sie arbeitet; ähnlich Schön Isabelle, die im stillen Zimmer auf

den Knien zwei Stoffe, den einen von Goldfäden, den andern von Seide, ausgebreitet hat. Schön Jolanthe näht ein Kleid von gutem Sammet, das sie ihrem Geliebten schicken will; Schön Nigentine arbeitet im Königsgemach, wo sie mit ihrer Mutter zusammensitzt, an einem Hemde. In einem andern Liebe sitzen Albe und ihre Mutter ebenfalls beisammen und sticken in einen Goldstoff Goldamseln hinein. Schön Amelot spinnt allein in ihrem Zimmer; Schön Aye sitzt zu den Füßen ihrer bösen Erzieherin und hält auf ihren Knien einen Seidenstoff aus England, an dem sie näht. Aber auch in anderer Situation als nähend und spinnend wird uns die Liebende dargestellt: Schön Doette sitzt am Fenster und liest in einem Buche. Und nicht selten giebt die Heldin träumend ihren Liebesgedanken sich hin: Schön Isabelle sitzt auf hohem Thurme und steckt ihr schönes blondes Haupt durch eine der Zinnen hinaus. Einmal wird eine Königstochter in einem Garten am Quelle sitzend eingeführt, die Hand an die Wange gelehnt und seufzend; Schön Doe sitzt im Freien unter dem Weißdorn, den Geliebten erwartend, der zu lange zögert, sie blickt zu dem blüthenbeladenen Baume auf und klagt, daß er nicht kommen will.

Nachdem uns so mit wenigen Pinselstrichen und doch plastisch abgerundet die Gestalt der Heldin gezeichnet ist, werden wir ebenso rasch in ihre Empfindungen hinein versetzt. Doette, die im Buche liest, behält nichts von dem Gelesenen, denn sie denkt nur an den Geliebten, der in ferne Länder turnieren gezogen ist. Der schönen Isabelle werden von Thränen die Spangen ihres Mantels naß, weil sie von ihren Freunden verlassen und fremden Leuten preisgegeben ist. Schön Jolante singt seufzend ein Liebeslied; das gleiche thut Schön Amelot, aber so laut und dabei sehnsüchtig den Namen des Geliebten nennend, daß die Mutter es hört. Schön Aye rinnen die heißen Thränen das Antlitz herab, denn sie wird geschlagen am Morgen und am Abend, weil sie einen Ritter in fernem Lande liebt. Schön Curial, die allein eingeschlossen sitzt, isst und trinkt nicht und nennt sich selber elend, wenn sie ihren geliebten Reinald nicht sprechen kann.

Die Mutter, die Verwandten spielen dann eine in das Schicksal der Liebenden eingreifende Rolle. Meist ist es die Mutter, die mit der Liebe nicht einverstanden ist. Schön Nigentine, die vor ihrer Mutter näht, thut es nicht so aufmerksam, wie sie sonst pflegte; sie vergiftet sich und sticht sich in den Finger, die Mutter bemerkt es und stellt sie wegen ihrer Liebe zur Rede. Auch Schön Jolante wird von ihrer Mutter deswegen getadelt. In einem uns nur fragmentarisch erhaltenen Liede beginnt die Mutter gleichfalls die Unterhaltung: „Tochter, lerne nähen und spinnen, aber die Liebe zu Doon mußt Du vergessen.“

Nach diesen beinahe typischen Eingängen entwickelt sich nun die Handlung, die überall von größter Einfachheit ist, aber nirgend des dichterischen Reizes entbehrt. Meist an's Tragische streifend, führt sie fast immer zu einem versöhnenden Ziele, der glücklichen Vereinigung der Liebenden.

Wir wollen diese kleinen Liebesromane etwas näher in's Auge fassen, weil sie für die Anschauungen und Sitten jener Zeit sehr charakteristisch sind.

Schön Solante, die ihrem Geliebten ein von ihr genähetes Kleid senden will, sieht, während sie einsam ihr Liebessehnen klagt, ihn in's Haus treten. Sie senkt das Haupt und vermag ihm nichts zu sagen. „Süße Herrin, ihr habt mich vergessen,“ beginnt er. Da horcht sie auf, lächelt ihm zu, breitet seufzend ihre Arme nach ihm aus und in innigem Umsfangen ruht die Liebende an seinem Herzen.

Drisolant sitzt auf hohem Söller und sehnt sich nach ihrem Freunde Helier, den Meider und Auspaffer fern von ihr halten. Sie klagt sich an, ihn vertrieben und ihrer Liebe entfremdet zu haben, jetzt empfangt sie dafür Vergeltung. Während sie noch klagt, kommt Helier geritten und hört ihre Klage mit frohem Herzen. Sie hebt ihr Antlitz empor, küßt und umarmt ihn und sagt: „Nun mögen die Meider reden, was sie wollen, Helier; wir aber wollen thun, was uns gefällt.“

Schön Aglentine muß der forschenden Mutter gestehen, daß sie dem tapfern Heinrich sich in Liebe hingegeben. Als nun die Mutter fragt: „Wird dich Heinrich auch zur Frau nehmen?“ da antwortet sie: „Ich weiß es nicht, Mutter, ich hab' ihn nie darum gefragt.“ „Nun,“ sagt die Mutter, „Schön Aglentine, so mache dich auf und sage Heinrich, ich lasse ihn fragen, ob er dich nehmen oder im Stiche lassen wird.“ Die Tochter geht gradenwegs zu Heinrichs Haus und fragt ihn, worauf er freudig zustimmend antwortet, seine Ritter aussitzen heißt und die Schöne mit in sein Land nimmt, wo er sie heirathet und zu einer reichen Gräfin macht.

Schön Amelot sehnt sich nach ihrem Freunde Garin, ihre Mutter vernimmt ihr Selbstgespräch: sie will keinen andern als ihn zum Gatten; wenn man ihr einen andern gebe, werde sie sich entweder selbst tödten oder thun, was die Liebe sie thun heiße. Sie fleht zu Gott, ihr den Geliebten zu geben. Da tritt die Mutter ein, setzt sich vor sie hin und bittet sie: „Tochter, nimm einen Gemahl, den Herzog Gerhard oder den Grafen Heinrich.“ „Mutter,“ versetzt die Tochter, „ich fürchte mich, einen Mann zu nehmen; es ist ein Handel, den die meisten bereuen, denn wenn er mich nicht liebt, und ich ihn nicht, so werde ich in Schmach und Schmerz an seiner Seite leben. Einen Mann nehmen, ist etwas bleibendes, nicht ein Ding, das man läßt, wenn es einen gereut; man muß ihn behalten, mag es einem nachher lieb oder leid sein!“ „Aber der Vater will es,“ sagt die Mutter. Da sinkt das Mädchen in Ohnmacht, die Mutter, von Mitleid ergriffen, küßt sie weinend und spricht ihr Trost ein: „Tochter, sei nur wieder froh, du liebst Garin, du sollst ihn zum Gatten haben.“ Und so werden die Liebenden verbunden, nachdem auch der Vater Lancelin seine Zustimmung gegeben.

In andern Romanzen ist die Liebende eine verheirathete Frau. Schön Isabelle, die Kaiserstochter, ist mit einem ihrer unwürdigen Manne vermählt und klagt darüber. Ihre Kammerfrau fragt sie: warum sie weine? und ob sie

überhaupt auf Liebe verzichten wolle. „Ja,“ sagt Isabelle, „wüßte ich einen hübschen Ritter, der wegen seiner Tapferkeit gepriesen wäre, den wollt' ich wohl lieben.“ „O, Herrin, ich weiß einen solchen Ritter, er wird euch lieben, verdrieße es, wen es mag.“

Die schöne Solante wird von ihrer Mutter gescholten. „Mutter, warum scheltet ihr mich? Ist es um Nähen oder um Spinnen, oder ist es, weil ich zu viel schlafe?“ „Nicht um Nähen oder um Spinnen, oder weil du zu viel schläfst, aber du sprichst zu viel mit dem Ritter, dem Grafen Mahi, das verdrießt deinen Gatten. Thue es nicht mehr, ich bitte dich darum.“ Und darauf erwidert die Tochter:

Und schwür' es auch der Gatte mein,
Er und all' die Verwandten sein,
Und macht' es ihm Verdruß und Pein,
Das Lieben laß' ich drum nicht sein.“

Die Königs-Tochter, die im Garten an der Quelle trauert, ruft sehnsüchtig ihren Geliebten Gui; ihr Vater hat sie mit einem Alten verheirathet, der sie in dies Haus eingeschlossen, aus dem sie Morgens und Abends nicht heraus darf. Der Gatte hört ihre Klage, tritt in den Garten, nimmt seinen Gürtel, schlägt sie damit und tritt sie mit Füßen. Dann aber thut es ihm leid, denn er war ihres Vaters Vasall gewesen. Als die Schöne sich erholt hat, bittet sie Gott, ihr noch vor Abend ihren Liebsten zu senden. Und Gott erhört sie, unter einem laubigen Baume tröstet sie ihr Trauter, wo manche Liebesthräne fließt.

Tragisch verläuft die Romanze von Schön Doette, die lesend am Fenster sitzt und deren Geliebter fern in fremden Lande turniert. Da sieht sie an der Treppe des Saales einen Knappen absitzen, sie eilt die Stufen hinab, und hofft gute Märe von ihm zu hören. „Wo ist mein Gatte, den ich so lange nicht gesehen?“ Vor Leid beginnt der Knappe zu weinen, Doette sinkt in Ohnmacht. Als sie wieder zu sich gekommen, fragt sie: „Wo ist mein Herr?“ „Frau, ich kann es euch nicht verhehlen, er ist todt, beim Turnier ward er getödtet!“ „Nun, so will ich ihm zu Liebe das Klostergewand anziehen, kein buntes Pelz wird je mehr meinen Leib bedecken. Eine solche Abtei will ich bauen, wenn Jemand dahin kommt, der die Liebestreue gebrochen, der soll keinen Eingang dort finden.“ Und sie baut ein Kloster, darein sie alle Männer und Frauen ziehen will, die um der Liebe willen Leid zu erdulden wissen.

Man sieht, es ist mit Ausnahme der letzten überall ein Grundthema: der Kampf zwischen der Neigung des Herzens und einer von den Verhältnissen aufgedrungenen Pflicht und Nothwendigkeit. Wenn wir uns vergewärtigen, auf wie conventiöner Grundlage in den ritterlichen und fürstlichen Kreisen des Mittelalters die Ehen geschlossen wurden, so wird diese typisch hindurchgehende Aufsehnung des Herzens gegen die Verhältnisse uns nicht befremden.

Von besonderem Reize sind zwei dieser Romanzen, die ich daher vollständig mitzutheilen mir erlaube. Sie weichen auch im Typus etwas von den andern ab und haben einen besonderen Grad von Alterthümlichkeit und vollsmäßiger Schlichtheit. Die erste benenne ich

Schön Irmenburg.

Die Zeit ist da der langen Tag' im Mai,
Vom Königshof die Franken kehren heim,
Reinald voran ritt in der ersten Reih'.
Am Haus von Irmenburg zieht er vorbei.
Nicht hebt er auf zu ihr die Augen sein.
Ach! Reinald, mein Lieb!

Schön Irmenburg hinab durch's Fenster sieht,
Ein bunter Pfedel liegt auf ihren Knie'n,
Sie sieht die Franken heim vom Hofe ziehn,
Vorn in der ersten Reih' Reinald, ihr Lieb:
Laut sprach sie da, so wie ihr Herz sie trieb.
Ach! Reinald, mein Lieb!

„Reinald, mein Lieb, erlebt hab' ich die Zeit,
Zogst Du an meines Vaters Thurm vorbei,
Sprach ich zu Dir nicht, war Dir's herzeleid.“
„Du thatest Unrecht, kaiserliche Maid,
Liebst einen Andern, und vergahest mein.“
Ach! Reinald, mein Lieb!

„Reinald, o Herr, freisprechen kann ich mich:
Mit hundert Jungfrau'n schwör' ich's sicherlich,
Mit dreißig Frauen, die begleiten mich:
Nie einen sonst als Dich je liebte ich.
Nimm meine Buße und laß küssen Dich!“
Ach! Reinald, mein Lieb!

Graf Reinald stieg die Stufen rasch hinau,
Blond war sein Haar und kraus und wohlgethan,
Die Schultern breit, die Hüften schlank, ein Mann,
Schön wie auf Erden keiner gleich ihm kam.
Schön Irmburg sah's und hob zu weinen an.
Ach! Reinald, mein Lieb!

Graf Reinald stieg zu ihrem Thurm hinauf:
Ein Ruhbett schön stand da, er saß darauf
Und neben ihm Schön Irmenburg, sein Traut.
Da war's mit Leid und allem Sehnen aus:
Von Neuem ging die Liebe ihnen auf.
Ach! Reinald, mein Lieb!

Das zweite Lied ist die Romanze von den zwei Schwestern.

Am Samstag Abend, wenn die Woche scheidet,
Gehn Hand in Hand zum Bad am Quell der Haide
Gaiett' und Ortour, die Schwestern beide.
Nachtwind weht und Zweige rauschen:
Süß ist's, Lieb' um Liebe tauschen.

Vom Ritterpiel kehrt Gerhard, der Geselle,
Gaiett' hat er gesehen an der Duelle,
Und sanft umschlungen hat sein Arm sie schnelle.
Nachtwind weht und Zweige rauschen:
Süß ist's, Lieb' um Liebe tauschen.

„Hast Du vom Wasser, Oriour, genommen,
Kehr' heim den Weg zur Stadt, den wir gekommen:
Bei Gerhard bleib' ich, der mein Herz gewonnen.“
Nachtwind weht und Zweige rauschen,
Süß ist's, Lieb' um Liebe tauschen.

Bleich und betrübt geht Oriour von hinnen,
Sie geht und weint und seufzt im Herzen drinnen,
Weil sie die Schwester nicht mit heim soll bringen.
Nachtwind weht und Zweige rauschen,
Süß ist's, Lieb' um Liebe tauschen.

„Ach, wär' ich nie,“ sprach Oriour, „geboren,
Im Thal hab' ich die Schwester mein verloren;
Gerhard entführt sie, der sie sich erkoren.“
Nachtwind weht und Zweige rauschen,
Süß ist's, Lieb' um Liebe tauschen.

Gaiett' und Gerhard lehren heim von dannen,
Bis sie in seines Landes Stadt gelangen:
Dort hat er als Gemahlin sie umfängen.
Nachtwind weht und Zweige rauschen,
Süß ist's, Lieb' um Liebe tauschen.

Eine formale Eigenthümlichkeit dieser Romanzen wird schon aus den beiden als Proben gegebenen erkennbar sein: es ist der durchgehende Refrain, der am Schluß jeder Strophe wiederholt wird. Derselbe steht fast immer in einer Beziehung zu dem Inhalt des Liedes. An den hier mitgetheilten brauche ich es nicht besonders hervorzuheben; der schöne Refrain namentlich der zweiten Romanze verleiht dem Ganzen etwas sehr Stimmungsvolles. Das Lied von Schön Doette, das einzige, das wirklich einen tragischen Zug hat, hat zum Refrain die Worte „Leid trag' ich darum“, wozu dann in den letzten Strophen, wo von der Klostergründung die Rede ist, eine zweite Zeile hinzukommt: „um Dich will Nonn' ich werden in Sanct Paulus Münster“. Wie hier der Refrain, der Hauptperson in den Mund gelegt, deren Empfindung ausdrückt, so in der Romanze von Schön Isabelle, wo er lautet:

Ach! Freunde mein,
Durch Weider muß ich fern der Heimath sein.

In der von Schön Solante, worin dieselbe von ihrer Mutter getadelt wird, heißt er: „Schöne Solante, ich table Dich,“ und nur die Schlußstrophe ändert dies in „Schöne Solante, wohl fromm' es Dir!“ In zwei andern, in welchen die Liebende ein sehnüchtiges Lied singt, enthält der Refrain den Grundton desselben, in dem von Schön Solante:

Wie klingt der Name Liebe hold:
Ach! daß ihr Leid ich fühlen sollt'!

In dem von Schön Amelot:

Garin zum Mann, o Gott, mir gieb,
Mein holdes Lieb,

und nachdem sie ihn bekommen, wird der Refrain der Schlußstrophe demgemäß geändert:

Schön Amelot nun hat sie ihn,
Ihr Lieb Garin.

Die Klage der Liebenden und ihr sehnsüchtiger Ruf bildet auch den Refrain in dem Liede von der unglücklich vermählten Königstochter, dessen erste Strophe ich hier wegen der anmuthigen, darin entworfenen Schilderung vollständig mittheilen will.

In einem Garten sitzt an Baches Rand,
Des Wasser klar und weiß der Uferand,
Das Königskind, die Wange stützt die Hand,
Den süßen Freund hat seuzend sie getaunt.

Und nun der Refrain:

Graf Gui, Geliebter Du!
Ach! Deine Liebe nimmt mir Freud' und Ruh'.

Das Lied von Oriolant beginnt:

In Thränen sitzt Oriolant
Und seuzt auf hohem Söllerrand,
Nach Helier sehrend hingewandt.
Ach Liebster, dich hält fern gebannt
Der Reider und Berleumder Hand.

Der Refrain lautet:

Wie langsam Freude kommt gegangen
Für den, der nach ihr trägt Verlangen.

Das Lied von Schön Aye, die einen Ritter in fremdem Lande liebt, hat einen dem entsprechenden Refrain:

Ach! Liebe du im fernen Land,
Du hältst mein Herz gefangen und gebannt.

In zwei andern werden im Refrain die Namen der Liebenden genannt. Beide sind leider nur als Fragmente überliefert, scheinen aber, nach diesen zu urtheilen, zu den anmuthigsten gehört zu haben. Das eine entwirft eine hübsche Schilderung des ritterlichen Lebens, in etwas eingehenderer Form, als sie sonst diesen Romanzen eigen ist.

Das schöne Osterfest kommt im April,
Es blüht der Wald, die Wiesen sind schon grün,
In ihren Ufern sanft die Wasser ziehn,
Die Vöglein singen früh und spät ihr Lied:
Nicht darf vergessen wer da hat ein Lieb,
Oft soll er kommen und oft gehn zu ihm.
Es lieben sich Aiglaine und Graf Gui.

Der Refrain dazu lautet:

Gui liebt Aiglone und Aiglone Gui.

Die zweite Strophe führt nun die Heldin ein.

Dort unterm Schloß — es heißt das Schloß Beaucler —
 Da geht es frühlich jezt beim Lanzen her.
 Zum Reihen kommen Mägdelein daher,
 Der Knappe trägt nach Ritterspiel Begehr,
 Die Ritter freu'n sich zuzuschau'n gar sehr,
 Die Edelfrau'n zur Kurzweil kommen her.
 Nicht stäumen will auch Schön Aiglone mehr:
 Schmutz angethan im Zindelkleide schwer,
 Das schleppt zwei Ellen durch die Wiese her.
 Gui liebt Aiglone und Aiglone Gui.

Von dem andern, Albe und Doon, sind ebenfalls nur die zwei ersten Strophen erhalten.

Mutter und Tochter bei der Arbeit sitz,
 Sie sticken Amseln schön in Gold, das blitz:
 Die Mutter sprach, es war ihr Herz verschmizt.
 Schön Albe trägt treu' Liebe zu Doon.

Lern' nähen du und spinnen, Töchterlein,
 Und Amseln sticken in das Gold hinein;
 Allein die Liebe zu Doon laß sein!
 Schön Albe trägt treu' Liebe zu Doon.

Ein drittes, ebenfalls nur Fragment, hat folgenden Anfang:

Schön Doe sitzt im Freien hie,
 Unter dem Weißdorn harret sie
 Auf ihren Freund, doch der kommt nie.

Und nun der Refrain:

Gott, gieb't's noch einen auf der Welt,
 Der Doon gleich als Mann und Held!
 Nur Doon ist's, der mir gefällt.

Hierauf redet sie den blühenden Weißdorn an:

Wie stehst Du reich und blühend hier,
 Mein Lieb wollt' treffen mich bei Dir,
 Ach! aber er kommt nicht zu mir.

Die Namen der Dichter sind uns nicht überliefert: wie beim echten Volksliede verschwindet die Persönlichkeit des Sängers vollständig. Nur ein einziger Name ist auf uns gekommen: Audefroi (der Name wäre deutsch Altfried) der Bastard. Seine Romanzen bewegen sich im Wesentlichen in dem Stile der etwas älteren volkstümlichen Lieder dieser Art: auch er führt Schön Isabelle, Schön Beatriz, Schön Idoine, Schön Emmelot, einmal auch die wohlgethane (bien faite) Argentine ein; auch bei ihm sind die einleitenden Schilderungen ganz ähnlich. Schön Idoine sitzt unter dem grünenden Olivenbaum in ihres Vaters Garten und klagt und seufzt um ihre

Liebe. Schön Beatriz sitzt in goldgeschmückter Kammer und spinnt weinend ihre Fäden. Schön Emmelot weint unter einem Busch auf der grünen Wiese nach Gui, sie hat einen bösen Mann, der sie schlägt und mißhandelt.

Auch hier sind die Motive die gleichen: unglücklich verheirathete Frauen, oder Mädchen, die gegen den Willen der Eltern lieben. Auch hier ist durchgängig der Refrain angewendet, der wie bei den echten Volksromanzen an den Inhalt des Liedes anknüpft. Da heißt es in dem einen, das von Gerhards und Isabellens Liebe singt: „Und Freud' erwartet Gerhard“, und am Schlusse, wo er an's Ziel seiner Wünsche gelangt ist: „Und nun hat Gerhard Freude.“ In einem zweiten lautet er:

Ach Gott! wen Liebesleid und Schmerz getroffen,
Der darf auf nahe Freude hoffen.

In einem dritten:

Mit Süßem ist gewürzt der Schmerz,
Den duldet ein treulichend Herz.

In einem vierten:

Hat eine Frau 'nen bösen Mann,
Der steht ein traurig Herz wohl an.

Man sieht also, Audefroi hat sich ganz an diesen Volksängern geschult und wir würden, wenn uns kein Dichtername überliefert wäre, vielleicht auch seine Lieder für wirkliche Volksromanzen zu halten geneigt sein. Allein bei aufmerksamer Beobachtung wird man doch gewisse Unterschiede im Stil wahrnehmen können. Zunächst, rein äußerlich betrachtet, sind seine Romanzen viel umfangreicher. Er wendet ferner den Alexandriner an, während jene älteren in der Form des zehnsilbigen Verses oder in den noch alterthümlicheren Tiraden aus achtsilbigen Versen gedichtet sind. Er läßt mitunter einen und denselben Reim durch alle Strophen hindurchgehen. Endlich ist die ganze Schilderung und Darstellungsweise schon eine kunstreichere, weniger einfache und naive; sie haben nicht das springende, abgerissene der echten Volkslieder, sondern sind fester gefügt und ausgearbeitet. Wir können sie daher nicht als wirkliche Producte vollsmäßiger Poesie betrachten, immerhin aber sind sie interessant für die innige Beziehung zwischen Kunst- und Volksdichtung, für die leisen Uebergänge, die von der einen zur anderen Art stattfinden.

Volkslieder von nicht epischem Charakter sind uns aus dem 12. und 13. Jahrhundert nur wenige erhalten. Auch die mehr lyrischen lieben es, an irgend ein episches Motiv anzuknüpfen. So treffen wir in einem ein auch im deutschen Volksliede mehrfach wiederkehrendes Motiv von drei Mädchen, die redend eingeführt werden. Hier sind es drei Schwestern. Das nur dreistrophige anmuthige Liedchen lautet:

An dem Meer drei Schwestern traut
Singen laut;
Die Brünette sang, die nette:

Nur ein braunes Lieb sei mein,
Braun bin ich selber,
Braun soll auch mein Liebster sein!

An dem Meer drei Schwestern traut
Singen laut;
Die jüngste drunter rufet munter
Nach Robin, daß es schallt:
Hast mich entführt aus grünem Wald,
Bring zurück mich bald!

An dem Meer drei Schwestern traut
Singen laut;
Die älteste sprach:
Wer lieben will ein Mägdlein,
Der sei ihm auch fein
Treu darnach!

Ein anderes ebenfalls beliebtes Motiv des Volksliedes aller Völker ist das Hineinziehen der Vögel, namentlich der Nachtigall. Solcher Lieder haben sich mehrere erhalten; in dem einen führt der Dichter sich selbst ein:

Zu dem Mai, wenn's überall
Grünt und blüht in Berg und Thal,
Hört' ich unterm Busch den Schall
Der vielgeliebten Nachtigall.

Tralala, wie gut
Das doch thut,
Wenn im Grün man schläft und ruht.

Bei dem süßen Gesange des Vögleins schläft er ein, und als er erwacht, tritt er die Nachtigall, ihm Erhörung von Seiten seiner Geliebten zu verschaffen. Hier greift also die Nachtigall unmittelbar in das Schicksal des Liebenden ein, sie ist nicht bloß Staffage in dem kleinen Landschaftsbilde.

Das andere Nachtigallenlied beginnt: „Wollt ihr, daß ich euch ein hübsches Liebeslied singe? Kein Bauer hat es gemacht, sondern ein Ritter unterm Schatten des Delbaums in den Armen seines Liebchens.“ Und nun wird die Geliebte reizvoll und phantastisch geschildert. Sie hat ein Hemdchen von Leinen und einen weißen Hermelinpelz und ein seidenes Untergewand, Strümpfe von Wasserlilien und Schuhe von Maienblüthen; einen Gürtel von Blättern mit goldenen Knöpfen, das Täschchen von Liebe, die herabhängenden Schnüre von Blumen. Sie reitet auf einem Maulthier, von Silber ist der Beschlag, der Sattel vergoldet, hinten auf der Kruppe waren drei Rosenstöcke gepflanzt, um ihr Schatten zu machen. So geht sie die Wiese hinab; Ritter begegnen ihr und grüßen sie schön. „Schöne, wo seid ihr geboren?“ „In dem weitgeriefenen Frankreich, bin von hoher Abkunft.“

Nachtigall die ist mein Vater,
Die da jünet auf den Zweigen
In dem tiefsten Busche.

Die Siren' ist meine Mutter,
Die da singt im salz'gen Meere.
An dem höchsten Ufer.

Schöne, ihr seid wohl geboren,
Habt ein hoch Geschlecht erkoren
Und ein stattlich Leben.
Wenn's doch Gott gefallen wollte,
Daß er zum Gemahl euch sollte
Meinem Herzen geben!

Wir stehen hier ganz auf dem Boden einer märchenhaften Poesie, die in ihrem Zaubergarten nach Wirklichkeit nicht fragt. Der springende Ton ist ganz der des echten Volksliedes.

Ein drittes, auch im deutschen Volksgefange beliebtes Motiv ist das von der Nonne, die wider ihren Willen in's Kloster gesteckt, darin ihr ganzes Leben vertrauern soll. Ein reizendes altfranzösisches Lied der Art ist auf uns gekommen, in einem eigenthümlichen Rhythmus, der aber gerade in volksthümlichen Liedern häufig wiederkehrt: ein Vers aus zwei Hälften von je fünf Silben. Der Dichter führt in der ersten Strophe sich ein. Es ist Mai, die Blumen blühen, er geht sie zu pflücken auf die Wiese. Da hört er eine süße Stimme neben einem grünen Busche in der Nähe einer Abtei. Nach dieser kurzen Einleitung kommt nun gleich die Klage der Nonne, beginnend mit dem jede Strophe beschließenden Refrain:

Süßes Liebesleid trag' ich tief im Herzen;
Der mich steckt in's Kloster, gebe Gott ihm Schmerzen.

Und dann fährt sie in gleichem Tone fort:

Wer mich Nonn' hieß werden, Unglück seinem Sterne!
Hora, Besper singen mag ich gar nicht gerne;
Nach dem freien Leben sehn' ich mich zur Ferne.
Ach! wie wär' es schön und voll Lust und Scherzen.
Süßes Liebesleid trag' ich tief im Herzen;
Der mich steckt' in's Kloster, gebe Gott ihm Schmerzen.

Sie beschließt, ihrem Geliebten zu entbieten, daß er sie aus der Abtei holen komme. „Dann wollen wir nach Paris gehen und ein frohes Leben führen, denn er ist hübsch und ich bin jung.“ Das Lied schließt demgemäß mit der Strophe:

Als ihr Trauter nun dieses Wort vernommen,
Ist in Freud' und Lust ihm das Herz entglommen,
An die Pfort' ist er der Abtei gekommen,
Führt sein holdes Lieb fort zu Lust und Scherzen.
Süßes Liebesleid trag' ich tief im Herzen;
Der mich steckt' in's Kloster, gebe Gott ihm Schmerzen!

Das Thema der unglücklich oder wider ihren Willen verheiratheten Frau, die in der Liebe eines Freundes Trost sucht, spielt auch hier eine Hauptrolle. Der Ton ist freilich hier ein viel leichtfertigerer als in den volksthümlichen Romanzen, in denen eine gewisse Tragik als Grundzug sich

bemerklich macht. Hier tritt vielmehr der lecke Troß der jungen Frau als charakteristisch hervor. Eines dieser Lieder will ich als Probe mittheilen; es hat den Refrain:

Warum schlägt mich denn mein Mann?
Ich Arme!

und besteht aus folgenden drei Strophen:

Ich that ihm doch keinen Tott,
Sprach zu ihm kein böses Wort,
Nur den Liebsten hielt ich dort
Im Arme!

Warum schlägt mich denn mein Mann?
Ich Arme!

Aber läßt er mich nicht ruhn,
Hemmt mein frohes Leben — nun!
Dann erst recht will ich's ihm thun
Zum Harme!

Warum schlägt mich denn mein Mann?
Ich Arme!

Was ich thue, das weiß ich;
So räch' ich am besten mich,
Komm, mein Liebster, daß ich dich
Umarme!

Warum schlägt mich denn mein Mann?
Ich Arme!

Von einem andern derartigen Liedchen scheint nur der Anfang erhalten zu sein; es hat den Refrain:

Ja! meinem Mann zum Troße will ich's sagen:
Mein süßes Lieb hält mich in seinem Arm!

Die einzige uns aufbewahrte Strophe lautet:

Ich sagi', als er die Eh' mir angetragen,
Schlug' er mich, oder süßlt' ich Mißbehagen,
Es brächt' ihm selbst am meisten Leid und Harm.

Ja! meinem Mann zum Troße will ich's sagen:
Mein süßes Lieb hält mich in seinem Arm.

Daß die Frau von ihrem Manne geschlagen wird, ist ein Zug, den wir schon in den epischen Volksliedern kennen gelernt haben. Und dort sind es ritterliche Verhältnisse, die geschildert werden sollen; wie viel mehr wird in den bürgerlichen Kreisen der Mann seiner Frau das „Er soll dein Herr sein“ eindringlich zu machen gewußt haben.

Heirath ungleichen Standes, ebenfalls ein altepisches Motiv, begegnet auch hier. So in folgendem, offenbar zur Verhöhnung eines bäuerlichen Ehemannes gedichteten Liede, mit dem Refrain:

Im Herzen trag' ich süßes Leid,
Wer wird mich davon heilen?

Das Lied selbst wird der Frau in den Mund gelegt und lautet:

Wenn auf den Markt der Bauer geht,
Auf Handel nicht der Sinn ihm steht;
Nur daß er seiner Frau nachspäht,
Daß sie entführe Keiner.

In Herzen trag' ich süßes Leid,
Wer wird mich davon heilen?

Ach! Bauer, tritt du nur beiseit,
Denn schon dein Athem macht mir Leid;
Ich weiß gewiß, bald kommt die Zeit,
Wo ich und du uns scheiden.

In Herzen trag' ich süßes Leid,
Wer mich wird davon heilen?

Du Bauer, glaubst wohl sicherlich,
Schönheit und Reichthum sei für Dich?
Der Strid für dich, mein Lieb für mich,
So laß uns Beide theilen.

In Herzen trag' ich süßes Leid,
Wer wird mich davon heilen?

Die uns erhaltenen volkstümlichen Lieder des 12. und 13. Jahrhunderts stellen nur einen kleinen Bruchtheil des Liederschazes dar, den das französische sang- und lebenslustige Volk jener Tage besessen hat. Eine Perspective auf die größere uns verloren gegangene Fülle eröffnen uns die zahlreichen Refrains, die wir von kunstmäßigen Dichtern in ihren Liedern verwendet finden. Schon eines der erwähnten Liedchen, das von den drei Schwestern, ist seinem Charakter nach nichts als eine Zusammenfügung von drei Liederrefrains, von denen je einer den Schwestern als Ausdruck ihrer Empfindungen in den Mund gelegt wird. Diese Refrains sind offenbar alle zu solchen volkstümlichen Liedern gehörig, deren Texte selbst uns verloren gegangen, während die Refrains durch die Verwendung bei andern Dichtern vor dem Untergange bewahrt geblieben sind.

Eine Dichtungsgattung ist es besonders, in der sie mit Vorliebe verwendet werden: die Pastourelle, die das Liebesverhältniß zwischen einem Ritter und einem Bauernmädchen oder einer Hirtin schildert. In den ritterlichen Kreisen entstanden und zur Kurzweil derselben gedichtet, haben die Pastourelles doch, eben weil der Stand, den sie schildern, in das eigentliche Volksleben hineingreift, etwas von volkstümlichem Charakter. Aber nicht in ihnen allein finden wir den Refrain des Volksliedes gebraucht, sondern auch im kunstmäßigen Liebesliede; ferner in erzählenden und spruchartigen Gedichten. So groß war die Lust am Singen, daß man in Gedichte, die gar nicht zum Gesange bestimmt waren, doch diese muntern Liederklänge einzumischen liebte. Und daß wir es hier mit Fragmenten wirklicher Volkslieder zu thun haben, ergibt sich aus einer bestimmten Thatsache. Derselbe Refrain wird von den verschiedensten Dichtern in ganz verschiedenen Gegenden und zu ganz verschiedenen Zeiten verwendet. Es giebt wohl 500 und mehr solcher Refrains. Da sie, wie wir an dem Beispiel der Volksromanzen

gesehen haben, sehr häufig den Grundton des ganzen Liedes angeben, so sind sie für die Beurtheilung des Charakters des altfranzösischen Volksliedes, auch wo die Texte selber verloren gegangen sind, von Wichtigkeit.

Darum sei es gestattet, eine kleine charakterisirende Auswahl zu liefern, um die in ihnen enthaltenen Motive darzulegen.

Schon an das junge Mädchenherz tönt lockend der Ruf zur Liebe in dem Refrain:

Ertrag' der Liebe süßes Leid,
Schon manche jüng're hat's ertragen.

Und an das gesammte weibliche Geschlecht:

Ihr Frauen, liebt, die Zeit entschwindet:
Nicht Lust kennt, wer nicht Lieb' empfindet.

Und so spricht denn das Herz gar bald sein Liebesbedürfniß aus:

Dem Herzen süß! ich's an,
Daß es ohne Liebe
Nicht lange leben kann.

Nur Liebe verleiht dem Leben Reiz:

Ja! was auch die Leute reden,
Ohne Liebe ist kein Leben.

Den Entschluß zu lieben, kann nichts wankend machen:

Was man sagen mag, ich liebe: das steht fest.

Kein Verbot und Gerede macht darin irre:

Wenn ihr die Liebe mir verwehrt,
Beim Himmel, deunoch lieb' ich ihn.

oder in folgenden:

Hier hat Liebe mich gefangen,
Süßes Lieb, und festgebannt,
Hier hat Liebe mich gefangen,
Wo ich halte meine Hand.

oder noch eines:

Bei meiner Seele,
Der Liebe Leid kenn' ich durch Dich;
Nun wüßst' ich gern, ob Lieb' um mich
Auch Dich wohl quäle?

endlich folgendes:

Ohn' Herz bin ich, das hat mein Liebchen,
Ohn' Herz bin ich, sie hat nun zwei.

In anderen Refrains spricht sich gleich einfach der Liebe Klage aus.
Da sagt die Liebende:

Daß ich mich betrogen seh'
Von dem Liebsten, thut mir weh.

Ein anderer lautet:

Schlafst Du, Liebe, denn?
Antwort doch mir gib!
Ich bin blond und schön,
Und hab' ach! kein Lieb!

Ähnlich klagt der Liebende:

Blondes Liebchen, klug und fein,
Lachend rothes Mündlein,
Dein Klug' hat mich verrathen.

oder ein anderes:

Ich kann nicht leben ohne Dich:
Wie kannst Du leben ohne mich?

Anderere reden von heimlicher Liebe:

Ihren Namen neun' ich nimmer,
Die ich lieben muß für immer.

Anderere von Scheiden und Meiden: auch Trennung und Entfernung schadet der Liebe nicht:

Ich bin, wie selten ich sie sah,
Den Augen fern, dem Herzen nah.

Aber daneben macht sich doch auch das leichte französische Blut geltend. Die Verlassene tröstet sich bald:

Hat mein Lieb mich preisgegeben,
Geht es doch nicht gleich an's Leben.

Das in den Volksromanzen so häufige Motiv unglücklicher Ehe begegnet auch hier oft genug. Das Mädchen fürchtet daher, einen Mann zu nehmen:

Will lieber Mädchen bleiben dann,
Als nehmen einen bösen Mannu.

oder:

Ein Blumenkranz ist lieber mir,
Als eine schlimme Ehe.

Die Verheirathete klagt, denn sie hat einen Mann, den sie nicht liebt.

Je mehr mein Mann aus Eifersucht mich schlägt,
Je mehr auf Liebe stehn mir die Gedanken.

Ein anderer:

Hat ein Weib 'nen bösen Mann,
Wer tadelt's dann,
Sucht sie zum Ersatz
Sich einen Schatz.

oder ähnlich:

Ich bin schlimm dran mit meinem Mann,
Drum schaff' ich einen Freund mir an.

Da ist es wohl begreiflich, wenn auch seinerseits der Ehemann klagt:

Wer da freit, ade! Fröhlichkeit!

oder:

Ach Gott, zu früh hab' ich gefreit,
Daß ich es that, war nicht gescheit.

Man wird unschwer die Charakterähnlichkeit dieser Refrains und der wenigen uns erhaltenen älteren Volkslieder erotischen Inhalts, und andererseits die Verschiedenheit beider von den alten Volksromanzen herausfühlen. Zwar die Motive bleiben im wesentlichen die gleichen. Allein so sehr auch in den Romanzen schrankenlose Leidenschaft maßgebend ist, so ist ihre Darstellung doch durchaus rein, keusch und naiv, frei von aller Frivolität, darum ernst, oft tragisch wirkend. In diesen Refrains waltet ein anderer Geist: es ist der einer bürgerlichen Gesellschaft, die durch die Berührung mit einem verfeinerten, innerlich frivolen Mitterleben sich selbst von Frivolität nicht mehr frei gehalten hat. Dennoch ist auch hier noch etwas kindlich unbefangenes,

daß uns mit der etwas bedenklichen Sinnenrichtung einigermaßen versöhnt. Der Zauber der leichten graziösen Formen, in welche diese Refrains gekleidet sind, und zu denen die nicht minder anmuthigen Melodien sich oft erhalten haben, schmeichelt sich in unser Ohr ein und läßt uns den Inhalt vergessen.

Zimmerhin sind diese Lieder und Liederfragmente für das leichtlebige, sinnlich erregbare Frankreich des Mittelalters sehr charakteristisch. Um sich die Verschiedenheit eines deutschen und französischen Volksliedes jener Zeiten klar zu machen, brauchen wir nur dasselbe Motiv zu nehmen: das von der Nonne. Ich habe das reizende altfranzösische Lied oben seinem Inhalte nach und ein paar Strophen in Uebersetzung mitgetheilt. Ich will als Pendant die erste Strophe eines altdeutschen Nonnenliedes geben:

O weh meiner jungen Tage,
 Meiner sehnsuchtsvollen Klage,
 Daß man mich will in ein Kloster zwingen;
 Wo ich ach! ja nimmer seh'
 Blumen, Laub und grünen Klee,
 Und nicht höre kleine Vöglein singen.
 Das ist ein' Noth, mein Freud' ist todt,
 Daß man mich will scheiden
 Von den lieben Freunden mein,
 So sterb' ich in dem Leide.

Auch in den folgenden Strophen gilt ihre Klage nur dem, daß sie kein Kränzlein mehr tragen und nicht mehr beim Tanze fröhlich mit springen soll. Doch will ich nicht verschweigen, daß es auch deutsche Nonnenlieder aus jüngerer Zeit gibt, die ihrem Stil nach sich mehr dem französischen nähern.

Wie in Deutschland die eigentliche Blüthezeit des Volksgefanges das letzte Jahrhundert des Mittelalters und das erste der Neuzeit ist, so ist es auch in Frankreich der Fall. Die Liedersammlungen des 16. und des angehenden 17. Jahrhunderts enthalten nicht wenige Lieder, die als echte Volkslieder zu bezeichnen sind: aus dem Nachlasse von M. Haupt ist eine reizende Sammlung veröffentlicht worden, die zum Theil aus solchen älteren Quellen, zum Theil aus Sammlungen noch heut gesungener Volkslieder entnommen sind. Dazu ist ganz neuerdings eine handschriftliche Quelle des 17. Jahrhunderts gekommen, welche gegen 30 ganz unbekannte Volkslieder jener Zeit enthält. Ich habe mit Rücksicht auf die Fülle des Stoffes mich auf die Lieder des 12. und 13. Jahrhunderts beschränkt, und will als Probe der jüngeren Zeit nur ein reizendes Liedchen geben, welches Trennung und Wiedervereinigung zweier Liebenden schildert:

Fern aus fremdem Land for den Liebsten ich,
 Meine Liebe haben wird er sicherlich;
 Wird er haben — nein! Denn er hat sie schon;
 Mancher hofft darauf, dem wird nie ihr Lohn.
 Seine Zeit verliert und es übt Verrath,
 Wer sich stellt, als ob er Lieb' im Herzen hat.

Fortgegangen ist mein getreues Lieb,
 Nahm mein Ringlein mit, als er von mir schied,
 Meinen Ring und mein silbern Rützelein,
 Und all' meine Liebe, die verschlossen drein.
 Seine Zeit verliert und es übt Verrath,
 Wer sich stellt, als ob er Lieb' im Herzen hat.

Wieder kommen ist mein getreues Lieb,
 Und mein Ringlein bracht' er wieder mit,
 Meinen Ring und mein silbern Rützelein,
 Und all' meine Liebe die verschlossen drein.
 Seine Zeit verliert und es übt Verrath,
 Wer sich stellt, als ob er Lieb' im Herzen hat.

Es wäre nicht schwer, allen den aus französischen Liedern entnommenen Zügen entsprechende aus deutschen Volksliedern gegenüberzustellen, wie ich es beispielsweise an dem Nonnenliede gezeigt habe. Auch im deutschen Volksliede des 15. und 16. Jahrhunderts finden wir dieselbe Schalkhaftigkeit, ja Ausgelassenheit wieder; dieselbe Raibetät, die sich nicht davor scheut, die Dinge bei ihrem Namen zu nennen und die frühen Gemüthern anstößig erscheinen mag. Die erstern Klänge, die im französischen Volksliede in der Minderheit sind, gegenüber den heiteren, haben im deutschen Volksliede eine ungleich größere Bedeutung. Der melancholische, oft tief traurige Grundton unserer Volksballaden (ich erinnere beispielsweise an das Lied von den zwei Königskindern) klingt nur selten aus den französischen heraus. Auch das Schwermüthige, Weiße unserer lyrischen Volkslieder mit seiner innigen treuherzigen Liebesempfindung ist nicht häufig in französischen zu treffen. Im Ganzen ist unser deutsches Volkslied doch wohl gemüthreicher. Der stille Zug zur Trauer, der Texten und Melodien unserer Lieder eigen ist, spricht inniger zum Herzen. Doch hat das französische Volkslied andere Reize, vor allen den einer grazioseren Form; und die Schalkhaftigkeit, auch wo sie die bedenklichsten Dinge streift, beleidigt doch nie, während in deutschen Liedern manchmal bei ähnlichen Stoffen und Gegenständen die Darstellung plump und gemein wird. Eigentlich frivol ist auch das französische Lied nicht, und das unterscheidet es seinem Grundcharakter nach durchaus von den Producten des Café-chantant, die unser Jahrhundert hervorgebracht hat. Der Athem gesunder Natur weht uns aus diesen lieblichen Blüten des Volksgeistes an, die, mit reinem, unbefangenen Sinn genossen, das Herz erfrischen und erfreuen. Sie schildern das Leben nicht idealisirt, sondern wie es ist und oft in derbem Realismus, der menschlichen Schwächen nicht schonend. Aber wie sie uns ein frohes Lächeln abgewinnen durch die plastische Wahrheit ihrer Gestalten und Gebilde, so klingt das Volkslied in gleicher Weise auch die tiefsten Saiten unseres Herzens an, wenn es hineingreift in die Menschenseele, und Glück und Leid, Lust und Schmerz des liebenden Herzens singt in stimmungsvollen Tönen, die ergreifender wirken als das schönste Lied des Kunstbildners, gleich dem kunstlosen Liede der Nachtigall, das in lauer Sommernacht mit seinen einfachen Klängen tief zum Herzen bringt und lange in unserer Seele nachzittert.



Johannes Brahms.

Von

H. Ehrlich.

— Berlin. —

Das Jahr 1853 war ein für die neuere Musikgeschichte höchst bedeutames. Im Herbst kam auf dem Karlsruher Musikfeste unter Liszts Leitung ein großer Theil von Wagners „Lohengrin“ zur Aufführung, vor einem verschiedensten Ständen und Parteien angehörenden Publikum, und von jener Zeit an ward die „Wagnerfrage“ aus den Musikerkreisen weit hinaus verbreitet in die anderen. Drei Monate vorher hatte ein 19jähriger Künstler den ersten Schritt in die Laufbahn gethan, auf welcher er zu sehr hohen und wohlverdienten Ehren gelangen sollte: Johannes Brahms. Ihm ist das schon von Goethe gepriesene Geschick zu Theil geworden, daß er seine Anlagen und Kräfte harmonisch, ohne Widerstand von außen, entwickeln konnte, daß Mensch und Künstler in ihm gleichen Schritt halten konnte; ihm ist diese Studie gewidmet.

Ausführliche Angaben der einzelnen Lebensereignisse sind für unseren Zweck weniger wichtig, wir behalten mehr die künstlerischen Wendepunkte im Auge. Doch um dem „Historischen“ zu genügen, sei hier bemerkt, daß Johannes Brahms am 7. Mai 1833 in Altona-Hamburg geboren ist, daß sein Vater Musiker war, daß der Knabe schon frühe bedeutendste Anlagen gezeigt hat und von tüchtigen Lehrern unterrichtet worden ist. Ohne die mindeste Gewähr für die Wahrheit der Behauptung zu übernehmen, wollen wir hier anführen, daß manche mit Hamburger Verhältnissen bekannte Personen uns erzählt haben, Brahms' Vater sei öfters sehr heftig gewesen, heitere Jugend habe der Knabe nicht verlebt, und die verdüsterte Stimmung in manchen Compositionen sei hieraus zu erklären.

Im Frühjahr 1853 kam ein ungarischer Geiger Reményi (wenn wir

nicht irren aus Amerika) nach Hamburg, lernte Brahms kennen; die Beiden zogen auf Kunstreisen aus, und kamen im Juni nach Göttingen. Dort war Joachim anwesend, der als Hospitant die Collegien von Waig und Ritter besuchte, um Geschichte und Logik kennen zu lernen. Mächtig ergriff ihn die Erscheinung des jungen Künstlers und er schrieb an einen anderen Künstler, mit dem er damals noch viel verkehrte: „Brahms ist ein ganz ausnahmstweises Compositionstalent und eine Natur, wie sie nur in der verborgensten Zurückgezogenheit sich in vollster Reine entwickeln konnte; rein wie Demant, weich wie Schnee“ u. s. w. Und wenige Tage später: „In seinem Spiele ist ganz das intensive Feuer, jene, ich möchte sagen, fatalistische Energie und Präcision des Rhythmus, welche den Künstler prophezeien, und seine Compositionen zeigen schon jetzt so viel fertig Bedeutendes, wie ich es bis jetzt noch bei keinem Kunstjünger seines Alters getroffen“ u. s. w. Damals hatte Brahms die Sonate op. 1, die Vieder op. 3, und das Scherzo op. 4 componirt, die beiden letztgenannten Jugendwerke gehören noch jetzt zu seinen bedeutendsten. Bezeichnend ist es, daß seine Manuscripte den Namen Johannes Kreisler junior trugen, in Erinnerung an G. T. A. Hoffmanns „Capellmeister Johannes Kreisler“ und Schumanns „Kreisleriana“. Unser Künstler kam mit Reményi nach Hannover, von Joachim empfohlen. Durch einen besonderen Zwischenfall ward die Weiterreise der Beiden, anstatt nach Mitteldeutschland, wie ursprünglich beabsichtigt, nach Weimar gelenkt, wo damals Liszt noch in voller Thätigkeit wirkte, als Haupt und maßgebender Leiter der musikalischen Fortschrittspartei. In Weimar fühlte sich Reményi so recht in seinem Elemente und gefiel auch sehr, Brahms dagegen mochte weniger behagliche Stimmung fühlen und erzeugen. Bald ging er wieder zu Joachim, und nach einiger Zeit zu Schumann, der in Düsseldorf als Musik-Director lebte. In dem herrlichen Meister, dessen edler Geist so bald von dem schrecklichen Loos der Unmachtung heimgesucht ward, flammten die schönsten Kunsthoffnungen auf, als er den Jüngling, dessen Erscheinung einen idealen Zauber übte, vor sich treten sah. Brahms war damals schwächlich, sein zartes, blaßes, von blonden Locken umrahmtes Gesicht zeigte einen so schwärmerischen, dabei doch gefunden, von aller Biedererei und von Einstudirtem fernen Ausdruck, daß Jeder, in dem Geistverständnis lebte, sich von ihm angezogen fühlen mußte. Wie Schumann von den Compositionen und dem Spiele des jungen Mannes bezaubert und begeistert war, dessen gab jener Artikel Zeugniß, den er nach „zehnjährigem Stillschweigen“ in der von ihm gegründeten, damals von Brendel geleiteten „Neuen Zeitschrift für Musik“ veröffentlichte mit dem Titel „Neue Bahnen“, und worin er Johannes Brahms als den von ihm Geahnten, sehnsüchtig Erwarteten bezeichnete, „der den höchsten Ausdruck der Zeit in idealer Weise auszusprechen berufen war, der uns die Meisterschaft nicht in stufenweiser Entfaltung brächte, sondern wie Minerva gleich vollkommen gepanzert aus dem Haupte Kronions spränge“.

Von der Wirkung jenes Artikels kann die neue Generation einen Begriff nicht bilden. Die seither eingetretenen Umwälzungen in allen Verhältnissen haben andere Anschauungsweisen erzeugt. Unsere schnelllebige Zeit fährt mit Dampf nicht bloß auf Eisenbahnen. Was heute gewirkt hat, in acht Tagen ist es überholt. Die Gemüther verlangen immer neue Aufregung. Nur in manchen Kunstregionen ist noch etwas Sinn geblieben für das Bleibende, für das in ewigem Wechsel ewig Unveränderliche — wir werden auf diesen Punkt noch zurückkommen.

Schumanns Artikel fand einen Wiederhall in ganz Deutschland; mit großer Spannung sah man in Leipzig dem Erscheinen von Brahms entgegen. Und Leipzig war damals noch die Stadt, deren Urtheil in musikalischen Dingen als das entscheidendste galt.

Im Jahre 1854, wenn wir nicht sehr irren zuerst in einem Gewandhaus-Concert, dann in einem Quartett-Abende von David und Genossen zeigte sich Brahms dem Leipziger Publikum. Sein ganzes Wesen gewann ihm sofort viele Sympathien; aber unbedingte künstlerische Anerkennung ward ihm vom Publikum nur nach dem Vortrage seines genialen Scherzo (op. 4), und in der Presse nur von den Organen der sogenannten Zukunftsmusiker. Zu diesen ward auch Brahms damals gerechnet; in einem Artikel von D. Sahn über Lohengrin (in den „Grenzboten“) ist Brahms neben Berlioz und Richard Wagner genannt, die der eble Mozart-Biograph bekanntlich leidenschaftlich bekämpfte. Nichtsdestoweniger erlangte das Auftreten Brahms' in Leipzig den großen Erfolg, daß mehrere bedeutende Verlegerfirmen seine Werke erwarben und veröffentlichten, daß also der Theil des deutschen musikalischen Publikums, welcher sich für den von Schumann so feurig gepriesenen jungen Künstler interessirte, nummehr dessen Compositionen kennen lernte. Nur Wenige waren damals so unbedingt für Brahms eingekommen wie Joachim, Schumann und einige Zukunftsmusiker; und wenn wir nicht sehr irren, war Dr. Schubring (Sohn) in Dessau, der unter dem Pseudonym „D A S“ für die „Allgem. Musikal. Zeitung“ schrieb, auch die neuen Ausgaben mancher Schumann'scher Werke besorgte, der Erste, der entschieden für Brahms eintrat. Nach dem Erscheinen der Magellonen-Lieder und des Deutschen Requiems trat auch der Verfasser dieser Studie in die Reihe der Bewunderer.

Mit dem Auftreten von Brahms in Leipzig waren sozu sagen dessen Lehrjahre beendet und es begannen die Wander- und Wandlungsjahre. Er reiste viel hin und her, verweilte eine Zeit lang in Detmold als fürstlicher Musikdirector, kam oft noch Köln, ging in die Schweiz zu seinen Freunden, dem Verleger Rieter-Wiedermann und dem Componisten Kirchner, und nahm 1862 dauernden Aufenthalt in Wien. 1863—64 dirigirte er die Singakademie daselbst, 1872—75 die philharmonischen Concerte; dann entschloß er sich, nurmehr seinen Arbeiten zu leben, ohne irgend welche anderen Neben Zwecke. Inzwischen jedoch unternahm er öfters Reisen (1868 war er mit Stockhausen zum ersten Male in Berlin); damals wie jetzt kehrte er nach

jedem Ausfluge schnell nach der alten Donaustadt zurück, wo er sich wohl sehr heimisch fühlt. Die Wiener betrachten ihn ja als einen der Ihren, und Eduard Hanslick, der Gründer der neuen Musikästhetik, Universitätsprofessor und einflußreichster Kritiker, war von jeher sein feurigster Vorkämpfer. Und wie Brahms vor einigen Jahren unwillkürlich Manches von der Wiener Musik in sich aufgenommen hatte, so auch sind in seinen norddeutschen Dialekt wienerische Tonfälle eingeschlichen. Er schafft immer rüstig fort und vorwärts, seine letzten Werke, *Mänie* (op 82), und das zweite Clavierconcert (op. 83) zeugen von voller Kraft im Ausfluge.

Wenn wir nun von der Bedeutung des Componisten für die Kunstgeschichte sprechen, müssen wir von einer Einzelprüfung seiner Werke absehen. Eine solche ist unserer Ueberzeugung nach nur in einem Musikfachblatte möglich und ersprießlich, mit Notenbeispielen, mit Angaben der Hauptmotive, mit genauer Beschreibung der Durchführungen, mit Vergleichen und mit Hinweisen auf die Formen, welche deren genaues Verständniß beim Leser voraussetzen. Wir wollen mit diesen Andeutungen keiner anderen Art der Besprechung abweisend gegenüber treten, sondern nur für uns feststellen, daß der ästhetischen und kunsthistorischen Seite der Erscheinung unser Hauptaugenmerk gewidmet ist.

Der Streit zwischen klassischen und romantischen Kunstgrundsätzen wird so lange dauern, als Kunstwerke erzeugt werden. Daß der Geist gewissen Form-Gesetzen gehorchen soll, die Idee nur in schöner Form erscheinen darf; daß nur dem Schönen ein wirkliches Recht innewohnt, das Häßliche nur als Gegensatz zur Geltung kommen darf; daß die Nichtbefolgung dieser Gesetze zur Zügellosigkeit der Phantasie, zur Auflösung der Form, zum Verderben der Kunst führen muß: das wird auf einer Seite immer und fest behauptet. Andererseits aber hört man ebenso fest und unwandelbar die Aussprüche verkünden: der Geist müsse sich frei bewegen in allen Regionen, alles Existirende in die Kunst aufnehmen; häßlich und schön sind relative Begriffe, die Formen conventionelle Zufälligkeiten, durch Gewohnheit sanctionirt; der wahre freie Geist giebt sich selbst die richtigen Regeln und Gesetze; ohne freien Flug der Phantasie sind große Kunstwerke nicht denkbar; das Wahre muß in der Kunst darzustellen sein, wie es im Leben gesagt wird; was durch Gewohnheit entsteht, muß durch andere Gewohnheiten ersetzt werden können; sonst muß jede wahre Empfindung unterdrückt werden, wenn deren Darstellung irgend welcher hergebrachten Form widerspricht. — In der Musik wird dieser Principienstreit noch viel heftiger und erbitterter geführt, weil der Gedanke und die Form nicht zu trennen sind. Der Grundsatz, daß die Musik an das Wort zu binden, sie ihm einigermaßen unterzuordnen sei, ist auf klassischer wie auf romantischer Seite ausgesprochen worden, von Gerwinus, dem die Instrumentalmusik als „Spielmusik“ galt, und von Richard Wagner, der für die Musik die Ausdrucksfähigkeit aller Gefühle beansprucht, wenn sie sich mit der Dichtkunst

vereinigt. Aber dagegen ist wieder vielfach behauptet worden, daß nur . . . die Instrumentalmusik reine Musik sei, weil nur hier die Tonkunst allein und durch sich selbst wirke, ohne jede Beihilfe einer andern, die eigentlich ebenso gut ein Hemmiß sein kann. Daß in den Wagner'schen Opern die musikalischen Grenzen weit überschritten sind, trotz aller „Unterordnung“, ist ebenso wenig zu leugnen, als daß diese kolossalen Erscheinungen mit ein paar klassischen Phrasen durchaus nicht aus der Kunstgeschichte herauszubringen sind. Was ist denn eigentlich klassisch in der Musik, was romantisch? Vielleicht könnte man sagen: die Romantik unterscheidet sich von den klassischen Werken dadurch, daß in diesen die Einbildungskraft und die Bildungskraft, die Erfindung und die Ausführung gleichen Schritt halten, während in größeren Werken der Romantik mehr Ideen als Styl, mehr glückliche Einfälle, als kräftige Durchführung der Gedanken, mehr ein Auf- und Abwogen der Empfindungen, als ein Festhalten der Stimmungen sich kundgiebt. Das könnte Alles noch viel schöner gesagt werden, als wir es vermögen, aber damit wird noch kein Ton erzeugt, nicht das kleinste Blümchen aus der Erde gelockt — wir wollen das kräftiger bezeichnende Sprichwort nicht anwenden.

Aus solchem Labyrinth der Redensarten kann uns nur die Hand der Erfahrung, das Studium der Meisterwerke, die Erkenntniß dessen, was in ihnen nachhaltig wirkt, führen. Und aus dieser Erkenntniß lassen sich die Kunstgesetze herleiten und einigermaßen feststellen. Allerdings wird noch bei jeder Kunstwirkung Etwas bleiben, das sich nicht herleiten und nicht feststellen läßt. Was unser Gemüth bewegt, was in die Seele bringt, warum es so und nicht anders wirkt, darüber vermag kein Psychologe Auskunft zu geben. Wir kennen alle Vorbedingungen des Lebens, aber das Wesen selbst bleibt ewig verborgen. Die Wirkung der Musik entsteht aus einem nicht zu analysirenden Gemische von Melodie, Harmonik, Rhythmus, Steigerungen der Gegensätze. Bald wirkt eine Reihe von Tönen sinnlich angenehm auf unser Ohr und fast willenlos überlassen wir uns dem Eindrucke dieser angenehmen Reihenfolge von Tönen, die wir Melodie nennen; bald sind es wieder Zusammenklänge mehrerer Töne, Accorde, Harmonieen, die unsern Geist erfüllen, ihm hohe Befriedigung bereiten; bald sind es wieder nur die eigenthümlichen Bewegungen der Tonfolgen, die Rhythmen, die ohne andere Mitwirkung einen besondern Zauber ausüben; dann sind es wieder Tonfärbungen, welche uns aufregen. Dann kommen thematische Durchführungen: derselbe musikalische Gedanke erscheint in den verschiedenartigsten Stärkegraden und Stimmungsverhältnissen und Formen, bald schwach oder stark, bald dur oder moll, bald oben oder unten, dann im Wechsel der Stimmen, bald ertönen gar mehrere Themata zu gleicher Zeit und wühlen all' unser Empfinden auf, wie in Beethoven'schen Symphonien. So finden wir denn, wie in der Musik eine Klasse von Urkräften walten, mannigfaltigster Art, aber alle rein musikalischer Natur ohne andere Beimischung. Und so finden wir dann die Analogieen, indem wir von erhabener, großartiger, leidenschaftlicher, beruhigender.

ausdrucksvoller, empfindungsreicher, lebhafter, trauriger, angenehmer, pitauter Musik sprechen und jeder Gattung ihr gebührendes Recht zukommen lassen. Diese Art der Beurtheilung ist allerdings die „eklektische“, die von vielen Moralisten verabscheut wird, am meisten von den Musikgelehrten, welche die Welt im Schlafrocke vom Fenster ihrer Studirstube aus beurtheilen, und von jenen Musikern, bei welchen die tugendhaften Absichten das Können ersetzen müssen. Wir aber bekennen uns offen zu dieser verhorrescirten Anschauung, eingedenk der Aussprüche einiger Leute, die etwas von der Sache verstanden haben und denen selbst die Hauptmoralisten hochkünstlerisches Wirken nicht bestreiten können: Lessing, Jean Paul, Goethe. Der Erste sagt: „Man hat keinen Geschmack, wenn man nur einen einseitigen hat, aber er ist oft desto parteiischer. Der wahre Geschmack ist der allgemeine, der sich über Schönheiten jeder Art verbreitet, aber von feiner mehr Vergnügen oder Entzücken erwartet, als sie gewähren kann.“ In Jean Pauls Vorschule der Aesthetik findet sich das vortreffliche Wort: „Aesthetische Eklektiker sind in dem Grade gute, in welchem philosophische schlecht sind.“ Und Goethe sprach den vollwichtigen Satz: „In New-York sind neunzig verschiedene christliche Confectionen, von welchen jede auf ihre Art Gott und den Herrn bekennt, ohne weiter an einander irre zu werden. — In jeder Forschung müssen wir es so weit bringen; denn was will das heißen, daß Jeder von Liberalität spricht und den Andern hindern will, in seiner Art zu denken und sich auszusprechen?“ — Und so gehen wir denn mit gutem eklektisch = ästhetischem Gewissen an die Beurtheilung der Geisteswerke Eines, der den höchsten Anforderungen wohl Genüge leistet.

Wir finden in Brahms jene „Kräfte“ in hohem Grade walten. Schon in den ersten Werken zeigt sich hervorragende Begabung für eigenthümliche und kräftige Rhythmit, für charakteristische harmonische Wendungen. Die ersten Sonaten, besonders das op. 5, das Scherzo op. 4, und die Ballade op. 10 geben reiches Zeugniß für diese Begabung, und obwohl nicht zu leugnen ist, daß diese ersten Compositionen in Schumann'scher Richtung schreiten, so können sie doch durchaus nicht als Nachahmung bezeichnet werden. Vielmehr ist die Selbstständigkeit der Form zu bewundern, die schon in op. 5 zu Tage tritt. Ebenso bekundete sich gleich in den ersten Liedern Brahms', op. 3 und 6, ein hochbedeutendes Talent für charakteristische Melodien, wie sie nur aus dem ungetriebnen Born der Erfindung hervorquellen.

Unmittelbar vor und in der ersten Zeit des Wiener Aufenthaltes wirkten im gährenden Geiste des Künstlers zwei entgegengesetzte Elemente, Wienerisch = Schubertisch = Gemüthliches und Norddeutsches = Grubelndes = Verdühtertes. Jene eigenthümlichen Wendungen der österreichischen Weisen, wie sie aus Schuberts Instrumentalwerke so oft wiederklingen, und aus ihm wieder zurückwirkten auf das ganze Wienerische Walzer = und Lieder = wejen, ließen auch Brahms nicht unberührt. In schönster Weise geklärt fanden sie sich in seinen vierhändigen Walzern und in den vierstimmigen

Liebesliedern, auch in manchen einzelnen Liedern. Merkwürdig erscheint es, wie schon im ersten ganz herrlichen Sextett (B-dur), op. 18, das entstanden vor der Wiener Zeit entstanden ist, der Schubert'sche Einfluß verkündet sich zeigt. Die so liebenswürdigen Pizzicato-Schlusstakte des ersten Satzes sind der veredelte Schubert-Ländler, das entzückende Thema des letzten Satzes ist ganz und dabei sehr vornehm Wienerisch. Als Brahms einige Zeit in der alten Kaiserstadt gelebt hatte, ward er auch von den ungarischen Weisen, deren bald tief düsteren, oder leidenschaftlich bewegten, oder ausgelassen lustigen Melodien, und so eigenthümlichen, nirgends anders wiederzufindenden Rhythmen angeregt. Sind diese doch in manchen Beethoven'schen und Schubert'schen Themen wiederzufinden; die Mittelsätze in den Finalen der Eroica und der siebenten Symphonie, das Schlussthema der F-moll-Sonate (fälschlich „*appassionata*“ genannt), eine Masse Themen in Schuberts Streichquartetten und Symphonien sind ganz ungarisch; warum sollte nicht Brahms auch den fleidsamen Dolman umhängen, den Kalpak aufsetzen, hohe Stiefel anziehen, mit den Sporen klirren, — in *alla Zingara*, in dem Liede „Sieh das edle Bildniß“ und im Finale seines prächtigen Violinconcertes? Die von ihm vierhändig gesetzten Ungarischen Tänze sind vortreffliche Uebersetzungen. Wenn nur die zahllosen Nachahmungen einmal ein Ende nähmen!

Das zweite Element, das Grübeln und die Düsterei, von der wir gesprochen, bekundet sich in manchen Instrumentalwerken durch Abspringen von einem Gedanken zum andern, bevor der erste organisch entwickelt war, durch Anwenden besonderer harmonischer Formationen und Wendungen, Verschiebung der Rhythmen, Unterbrechung des Taktmaßes, Synkopiren, Gefallen am Herben, Uuvermittelten und Verwirrung der Hauptthemen. Wir sagen Verwirrung, nicht Verworrenheit, diese ist ein Zeichen von Schwäche, jene ist mit Kraft im Uebermaß der Gedanken wohl vereinbar, wie bei Brahms. Wir können uns mit Einzelangaben nicht aufhalten, weil, wie schon einmal angedeutet, nur Notenbeispiele gründliche Darlegung bieten, — der Leser muß uns eben bonam fidem zuerkennen. Andererseits dürfen wir diese Eigenthümlichkeit des so hochbedeutenden Tondichters nicht verschweigen. So wie wir uns rühmten, zu den Ersten gehört zu haben, welche seinen Preis verkündeten, so wollen wir auch die Unabhängigkeit unseres Urtheils wahren und darauf hinweisen, daß wir jenes Grübeln immer als einen Uebergang zu Höherem bezeichnet haben. Und seine neuesten Compositionen haben uns ja vollkommen Recht gegeben!

Denjenigen aber, welche jedes Werk des Componisten aus der Periode 1874 bis 1880 durchaus als einen neuen Fortschritt betrachtet wissen wollen, möchten wir doch zu bedenken geben: Sind Beethovens Werke alle gleich hochstehend? Ist vielleicht „Die Schlacht bei Vittoria“, „der glorreiche Augenblick“, die „Fis-dur-Sonate“ mit den andern Werken vergleichbar? Sind nicht selbst von den letzten sechs Quartetten die in Es-dur und F-dur (abgesehen von dem wunderbaren Adagio und dem originellen Scherzo des letzteren)

weniger mächtig in Anlage und Ausführung als die in Cis-moll und A-moll? Oder will Jemand die letzte B-dur-Quartett-Fuge mit der in C-dur vergleichen? Und warum soll Brahms nicht auch Manches geschrieben haben, das schwächer ist, als das erste Sextett, als das herrliche Trio für Clavier, Horn und Violine, die prächtige Sonate für Clavier und Violine, das Violinconcert, die Tragische Ouverture, die kleine Serenade, das zweite Clavierconcert, als seine Variationen, Magellonen-Lieder, sein Deutsches Requiem, sein Triumphlied, Schicksalslied, seine Märie? Von diesen letztgenannten großen Chorwerken wollen wir sprechen, weil in ihnen des Künstlers Genialität, seine Formkraft und Eigenart am glänzendsten hervortritt. In ihnen wird auch der strengste Richter nichts von der Herbe, dem Gefuchten, Anempfundenen finden, das hier und da den Instrumentalwerken anhaftet. In jenen Werken hat Brahms Schumanns Prophezeiung erfüllt: er hat in der That „Neue Bahnen“ geschaffen.

Das Deutsche Requiem ist nach unserer Ueberzeugung die bedeutendste religiöse Musik, die seit der großen Missa Beethovens geschaffen worden ist, und nur Kiels zweites Requiem kann mit ihm genannt werden. Melodie, Harmonik und die ganze Durchführung erzeugen und festigen die Stimmung, welche der Text angiebt, in einem ungemeinen Maße. Selbst Mendelssohns Oratorien haben in uns diese Wirkung nicht erzeugt. Wenn auch im Elias der Chor „Und der Herr ging vorüber“, dem Höchsten aller Zeiten gleichzustellen ist, so läßt sich dagegen von manchen Arien behaupten, daß sie dem Vorwurfe des Textes nicht ganz entsprechen, der Eindruck des Ganzen ist kein durchaus einheitlicher, es bleibt Manches zurück, das wir nicht einzufügen vermögen in die religiöse Stimmung. Aber im Deutschen Requiem ist Nichts, das nicht zum Ganzen paßt; es ist ein Bau, bei dem die Prüfung der einzelnen Theile den Eindruck des Gesammten nur verstärkt. Die Melodie und deren Durchführung ist in manchen Nummern geradezu überwältigend, wie z. B. die Stelle: „Sieh ich sage Euch ein Geheimniß“, der Eintritt des Gefanges: „Denn alles Fleisch ist wie Gras“. Die Meisterschaft in der Behandlung der schwierigsten Form ist bewundernswerth, und nur Kiel (der nach unserer Ueberzeugung lange nicht genug gewürdigte) steht hier neben ihm. In der Harmonik aber und in den Tonfärbungen ist Alles Brahms' „Eigen“. Auch das Triumphlied für achttimmigen Chor giebt auf jeder Seite Zeugniß für die hohe Meisterschaft. Aber das Schicksalslied ist als ein geradezu einzig dastehendes Werk zu bezeichnen. Hier sind Stimmungen wiedergegeben, die bei erster Prüfung des Textes als der Musik fast unzugänglich erscheinen dürften. Das Preisen der „Himmlichen“, die „schicksalslos wie der schlafende Säugling athmen“, die Klage über das Geschick der leidenden Menschen, die „blindlings von einer Stunde zur anderen fallen, „wie Wasser von Klippe zu Klippe geworfen, jahrelang ins Ungewisse hinab“, sind weniger Stimmungen, als Betrachtungen, wie sie dem Dichter wohl gelingen, dem

Musiker wenig Anregung der Ton-Phantasie bieten*). Und wie hat Brahms diesen Text aufgefaßt und componirt! Wir können, unserem Grundsatz getreu, hier nicht eine Beschreibung von Tonschönheiten versuchen und nur sagen, daß in den ersten Strophen eine wahre Pracht ganz eigenthümlicher, stimmungsvoller Klangwirkungen sich entfaltet, und daß die Steigerung von den Worten: „Uns ist gegeben, auf keiner Stätte zu ruhen,“ bis dann immer wieder und wieder die Klage verhallend tönt, „Uns Ungewisse“, für uns zu den höchsten Schöpfungen der Tonkunst gehört. Auch die in neuester Zeit veröffentlichte „Ränie“ auf Schillers Worte, die wir nur nach dem Clavierauszuge kennen und noch nicht gehört haben, giebt Zeugniß, wie Brahms auf seinen „Neuen Bahnen“ immer weiter fortschreitet.

Überall ist er jetzt hochgeehrt, die Besten schaaren sich um ihn, verkünden seinen Ruhm; die Chorwerke sind so zu sagen geistiges Eigenthum der Nation geworden; den Instrumentalwerken hat der geniale Dirigent der Meininger Hofcapelle und Pianist Hans von Bülow weiteste Verbreitung erreicht, indem er an der Spitze seines Orchesters in vielen Städten „Brahms-Concerte“, vortreffliche Aufführungen, veranstaltete und zu gleicher Zeit auch die meisten Clavierwerke des Meisters zu Gehör brachte.

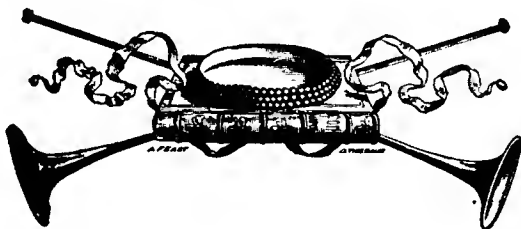
Sollen wir nun unsere Meinung über die kunsthistorische Bedeutung Brahms' aussprechen, so müssen wir etwas weit zurückgreifen, zuerst nach allgemeinen Lebens- und Kunstanschauungen. Uns erscheint nur der Fortschritt in der Kunst als der wahre, weil unwandelbare, immer thatsächlich vorhandene, hier erstreckt uns auch der kleinste, weil er sicher ist. Im Leben, d. h. in der Geschichte der Menschheit, dünkt uns auch der größte Fortschritt nicht der Opfer werth, die er gekostet. Was heute — 234 Jahre nach dem Westphälischen Frieden — Glaubensfreiheit, Duldung, Humanität genannt wird, erscheint uns als eine recht ärmliche Entschädigung für all den Jammer, für die Millionen Menschen, die vom Erdboden vertilgten Ortschaften, welche der Erreichung jenes „Fortschrittes“ geopfert werden mußten. Die Parteideigenschaften treten heute in dem „gebildeten Zeitalter“, nicht mit geringerer Gehässigkeit auf, als in dem dunkelsten, und nur die größere Verbreitung der materiellen Interessen verhindert die Ausführung der bösen Absichten, die bei dem Streite über ideelle Fragen oft genug hervorbrechen. Oder wollte irgend Jemand behaupten, daß die heutigen Streitschriften und Reden in Religion, Philosophie und Politik einen Fortschritt gegen frühere Zeiten bezugen, d. h. eine wohlwollendere Gesinnung von Mensch zu Menschen? Wie viel Nebenhebel, wie viel List und Gewalt müssen mitwirken, wenn überhaupt etwas Gutes zu Stande kommen soll! Wer will die Motive der Thaten erkennen und darlegen? Das ist unsere Anschauung.

Wie anders in der Kunst! Hier giebt es nichts Verstecktes, keine Neben-

*) Nur Schubert hat einen ähnlichen Stoff mit seinem Genie erfasst: Goethes Grenzen der Menschheit. Wir haben das Lied noch niemals singen hören!

ursache! In voller Herrlichkeit offenbart sich das Schöne, das Gute, es ist da um seiner selbst willen! der Abglanz der höchsten Ideen! Die Kunst ist Verkürzerin des Lebens, Versöhnerin mit der Tagesmisere, Erheberin! Was sie uns schenkt, wird immer schöner. Während alle andern Schöpfungen von den Nachkommen mißverstanden, mißbraucht, verzerrt, durch niedere Interessen herabgewürdigt werden, strahlt das Kunstwerk immer herrlicher, reiner, ein Zufluchtstempel vor dem Getreibe des Tages und dessen Motiven!

Jeder Künstler ist der Träger der Zeitideen, der hohen wie der niederen. Der Geist des großen Künstlers entwickelt diese Ideen zu großen Kunstwerken, die für die Nachwelt bleiben, der unbedeutendere schafft Tagesbedarf; tausend kleine, dem gewöhnlichen Auge verborgene Quellen rieseln durch das Geistesleben der Nation, sammeln sich im tiefen Bette zum Strome, während sie im flachen versanden, oder ein Flüsschen bilden, das in den großen fällt. Es ist bedeutsam, daß der allgemeine Sprachgebrauch kein besseres, bezeichnenderes Wort fand, als Zeitströmung. Im Kunstleben unserer Zeit herrschen zwei verschiedenartigste Strömungen vor: die Eine betrachtet das Leben selbst als den Hauptgegenstand der Darstellung, kommt über die Widersprüche, die es bietet, nicht hinaus, schwankt von der unmöglichen Askese, von der für die Kunst völlig unfruchtbaren Entsayung zur „Bejahung des Willens“, zur Entfesselung aller Leidenschaften, zur sogenannten „Wahrheit“ der Menschennatur, zum Aufgeben des Kampfes, weil er ja nicht zum sicheren Siege führt, zur Hoffnungslosigkeit, findet die Befreiung des Menschen in der Selbstvernichtung durch das verzehrende Feuer der Leidenschaft. Diese Zeitidee spiegelt sich in den Werken Wagners wieder, der sie mit seinem großmächtigen Genie zu erstaunlichen Kunstwerken verwandte — von den Nachahmungen wollen wir schweigen. Eine andere Strömung sucht aus dem nicht zu vermeidenden Widerspruch des Wollens und Handelns, der sittlichen Ideen und der täglichen Nothwendigkeiten, eine Zuflucht in der läuternden Kunst, in der zuversichtlichen Hoffnung, daß dieses Leben nicht Anfang und Ende alles Seins ist, und in dem Streben, dieser Hoffnung künstlerischen Ausdruck zu verleihen. Nur sehr Wenigen ist es vergönnt, solche Anschauungen rein zu bewahren und in ihren Werken kundzugeben. Der edle Hr. Kiel hat sich ganz auf den Boden des positiven Glaubens gestellt und rein kirchliche Meisterwerke geschaffen. Aber jenes ideale Sehnen, jenes Erheben über alles Irdische, jener unendliche, an keine bestimmte Form gebundene göttliche Glaube, jene Versöhnung mit dem Leben durch die Kunst fand ihren edelsten Vertreter in Johannes Brahms.





Die Verwälschung der deutschen Sprache.

Von

Johann Kelle.

— Prag. —

Die deutschen Stämme hatten in der Zeit, in der sie mit den Römern bekannt wurden, bereits einen gewissen, wenn auch nicht hohen Kulturzustand erreicht. Immer mehr aber wurde deutsche Sitte von der alles beherrschenden und durchbringenden römischen Kultur durchdrungen und verdrängt.

Auch die deutsche Sprache wich im Westen vor den römischen Volksmundarten zurück. Ob sie aber von denselben auch beeinflusst wurde, läßt sich höchstens vermuthen. Nachzuweisen dagegen ist, daß in dem fränkischen Reiche der Merovinger das Romanische und Deutsche gegenseitigen Einfluß ausübten.

Im romanischen Westen aber, sowie in dem damit social und politisch verbundenen deutschen Osten galt das Lateinische als Sprache des Staates wie der Kirche. Und aus dieser Kirchen- und Staatssprache wurden allmählich zugleich mit fremden Begriffen auch fremde Wörter in die deutsche Volkssprache eingeführt; z. B. schreiben (scribere), dichten (dictare), Schule (schola) Kloster (claustrum), Mönch (monachus) u. s. w. Sie wurden hiebei den deutschen Lautgesetzen unterworfen und durch Umformung deutschen Wörtern so ähnlich gemacht, daß sie wie deutsche Wörter klangen. „Armbrust“ hängt weder mit Arm noch mit Brust zusammen, wurde aber in dieser Umformung aus arcubalista scheinbar wieder verstanden. Wie kleinlich erscheint gegen solch energisches Walten des nichts Fremdes duldbenden Sprachgeistes das von patriotischem Verständniß zeugende Bemühen gelehrter Mönche, lateinische Kunstausdrücke, Namen des Mythos und der Sage deutsch nachzubilden. Es sind diese sachkundig geschaffenen Wörter aber auch ebensowenig in das deutsche Volk gedrungen, wie die Begriffe, die sie zu verdeutschen suchten.

Denn die auf heidnischer und christlicher Literatur beruhende Bildung des 10. und beginnenden 11. Jahrhunderts beschränkte sich auf die Geistlichkeit und den Hof, an dem indeß jene verständnißvolle und zielbewußte Liebe für die deutsche Sprache längst erloschen war, welche ihr einst Karl der Große entgegen gebracht hatte.

Unter Otto I. begann sogar bereits wieder durch Vermittelung seiner zweiten Gemahlin Adelheid von Burgund französische Gemohnheit in das Hofleben einzubringen, das unter Otto II. und Otto III., der erste der Gemahl, der zweite der Sohn der byzantinischen Prinzessin Theophano, lateinischen und griechischen Geist athmete. Die Salier förderten, wie es scheint, deutsche Literatur ebenso wenig wie die Ludolfinger. Aber es lasen wenigstens noch deren Frauen auch deutsche Bücher. Die Gemahlin des sächsischen Lothar dagegen interessirte sich nur mehr für französische Erzählungen, welche, dem Geist der Kreuzzüge nahestehend, den Blick auf den Orient lenkten und den Glaubenseifer verherrlichten. Auf Wunsch ihrer Tochter Gertrud ließ deren Gemahl Heinrich der Stolze, ein Sohn jenes Welf von Baiern, unter dessen Führung sich 1101 auf die Nachricht von der Eroberung Palästinas ein neues Kreuzheer in Bewegung gesetzt hatte, bereits um 1130 ein solches episches Gedicht von einem Geistlichen ins Deutsche übersetzen. Die Theilnahme für derartige Uebersetzungen steigerte und verallgemeinerte sich, als auf dem zweiten Kreuzzug — an dem ersten hatten sich nur wenige Deutsche theilgenommen — die deutsche Ritterchaft in ausgedehnterer Weise mit der französischen in persönliche Berührung kam. Jetzt lernten sie auch den französischen Liebesverkehr direct kennen. In der nachmaligen Königin von England Eleonore von Poitou, von welcher deutsche Spielleute noch im 13. Jahrhundert zu singen wußten, hatten sie sogar ein hervorragendes Beispiel desselben vor Augen. Staunend bewunderten die deutschen Ritter, die ob ihrer Ungeschicklichkeit in ritterlichen Dingen so manchen Tadel hinnehmen mußten, den Glanz des in der Zwischenzeit zu einem System ausgebildeten französischen Ritterthums. Begeistert nahmen sie Bezeichnungen herüber, welche in Frankreich geschaffen worden waren, denn zu Uebertragungen derselben hatten sie bei der Unmittelbarkeit und der frischen Freude, mit welcher sie bis dahin ungelante Einrichtungen einführten, weder Zeit noch Veranlassung. Auch war die Zahl der ausgenommenen französischen Wörter bis in die neunziger Jahre des 12. Jahrhunderts meist auf Kunstausdrücke des neu entstandenen Kampfwesens beschränkt. Am Anfang des 13. Jahrhunderts werden schon Begriffe der Jagd, der Schiffsahrt, des Handels, der Wohnung und Kleidung mit französischen Ausdrücken bezeichnet. Selbst da verschmähten deutsche Dichter in genialer Willkür und aus Vorliebe für das französische die fremden Worte nicht, wo ihnen deutsche zu Gebote standen. Ja sie legen ihren Helmen und Helmdinnen sogar vollständige französische Redensarten in den Mund.

So weit ist in kurzer Zeit die Verwälfchung der Schrift- und Umgangssprache der im Staat und in der Gesellschaft tonangebenden Kreise

gebieten, aus der einzelne fremde Wörter bald auch in die Sprache des Volkes vordrangen. Niemand enthielt sich dieser Sprachmengerei, zu der wesentlich beitrug, daß des deutschen Ritters Lyrik in französischer Schule großgewachsen und daß seine Epik vom Anfange an Uebersetzungskunst war. Das Empfangene selbstständig zu gestalten, ihm einen tieferen Sinn zu verleihen, ist nur etlichen hervorragenden Geistern gelungen. Aber auch für ihre mit Recht bewunderten Werke erkaltete allmählich die Begeisterung.

Einst hatten Kaiser und König gedichtet; jetzt klagen die Sänger offen über Mangel an Theilnahme und Unterstützung, die ihnen früher in so reichem Maße zu Theil geworden waren. Selbst die Reichsten konnten aber nicht mehr allen gehen, seit sich die Zahl der Dichter in demselben Grade vermehrte, in dem die Prosa sank, und die Aemeren mußten die Poeten abweisen, da sie um so anspruchsvoller wurden, je schlechter sie waren. So auch der äußeren sorgsamten Pflege, durch welche diese fremde Blume allein gedeihen konnte, beraubt, verklang die ritterliche Poesie im 14. Jahrhundert und mit ihr auch die gemeinsame Schrift- und Umgangssprache der höheren Gesellschaft, die sich unter günstigen äußeren Verhältnissen durch sie entwickelt hatte. Selbst die Liebhaber dieser wesentlich aristokratischen Dichtung starben in dem vorwiegend bürgerlichen 15. Jahrhundert aus. In derselben Zeit aber, in der die höfischen Epen untergingen, erstanden sie zu neuem Leben. In allgemein verständliche Prosa umgeschrieben und zugleich dem veränderten Geschmack angepaßt, errangen sie zunächst an den Höfen den früheren Beifall wieder. Und namentlich waren es abermals die zum Theil in der Fremde gebildeten Frauen, welche für diese aus Frankreich eingebürgerten Prosaauflösungen alter Rittergedichte sowie für Uebersetzungen französischer Ritterromane schwärmten und die alten Mären direct und indirect neuerdings verbreiteten. Eleonora von Oesterreich übersezte den französischen Roman „Pontus und Sidonia“, Mathilde von Oesterreich sammelte mit gleicher Vorliebe die alten dichterischen und die neuen prosaischen Romane; nicht minder interessirte sie sich für die italienische Literatur. Für Albrecht III. und seine Gemahlin Anna von Braunschweig wurden die Alexandergedichte in Prosa erzählt. Einer besonderen Beliebtheit erfreuten sich aber, wie einst im 13. Jahrhundert, die Erzählungen aus dem britischen Sagentreis. In zahlreichen Bearbeitungen liesen ferner außer fabelhaften Reisebeschreibungen die verwilderten Vasallensagen um, welche sich um Karl gruppirt hatten. Soll ich an das Volksbuch von den vier Haimonskindern erinnern? Das blühende Ritterthum hat bei seiner Liebe stets den Stand berücksichtigt, das gesunkene setzte sich bei seinen Neigungen über den Stand hinweg. Wer denkt nicht an die schöne Waderstochter Agnes Bernauer und den bairischen Herzog Albrecht III.? Und die Schilderung solcher Liebschaften und Ehen Unebenbürtiger wurde bald eine Lieblingslectüre nicht bloß des Adels, sondern auch des Volkes, welches überhaupt an dem Einführen von Personen niederer Herkunft in die Ritterromane lebhaftes Gefallen fand. Durch diese Lectüre

drangen aber neben italienischen namentlich wieder französische Wörter in solch ausgebehnter Weise in die deutsche Sprache, daß Niklas von Wyle um 1475 mit Recht über die immer mehr einreißende Verwälfchung Klage führen konnte. Gleichwohl finden sich auch bei ihm, der zuerst der Sprachmengerei gedenkt, nicht bloß alteingelebte Fremdwörter, ohne die schon keine deutsche Rede mehr möglich war, sondern auch neue. Es konnte sich eben damals auch in der Sprache Niemand mehr dem fremden Einfluß ganz entziehen. Allseitig und tiefgreifend waren die Umwandlungen, die gegen Ende des Mittelalters nicht bloß in der Gesinnung und Denkweise, sondern auch in den socialen Zuständen, in Handel und Gewerben, in Künsten und Wissenschaften zum Durchbruch kamen. Die Morgenröthe einer neuen, auf der klassischen Literatur aufgebauten Bildung, welche in Italien im 14. Jahrhundert begonnen hatte, warf bald auch nach Deutschland ihre wohlthätigen Strahlen. Von allen Seiten holte sich Deutschland, in vielen Beziehungen doch noch immer nur ein weit vorgeschrittener Schüler, seine Belehrung, insofern sie ihm durch die Kreuzung der Weltstraßen auf seinem Boden nicht entgegengebracht wurde. Mit den fremden Culturelementen, die massenhaft und überhastet mit einer gewissen Feindseligkeit gegen das Alte einströmten, drangen aber auch immer neue Wörter in die Sprache, ohne daß indeß durch diese Ueberfluthung der Lebensnerv derselben angegriffen wurde. In den meisten Fällen mußten die fremden Gäste sogar, wie Jahrhunderte früher, ein mehr oder minder deutsches Gewand anlegen. Nur die Betonung, freilich dasjenige, was der Sprache selbst als das Fremdartigste gilt, behielten sie jetzt im Nachtheil gegen früher meist bei. Ja man erstrebte sogar den fremden Klang.

Auch begann man noch im 15. Jahrhundert, was bis dahin unerhört gewesen, aus Eitelkeit und gelehrtem Dünkel einzelne lateinische Wörter in ihrer eigenthümlichen Flexion in die deutsche Rede einzuschieben. Namentlich die Tanzlei- und Geschäftssprache, die im 17. Jahrhundert ganze lateinische Sätze in die deutsche Rede einschob, liebte bereits Ausdrücke wie: in summa, in theoria, ad exequendum, in secunda instantia u. s. w. Selbst Luther, der die inzwischen neu entstandene Schriftsprache nicht bloß beherrschte, sondern auch bildete, wie gleichzeitig kein anderer, huldigte in seinen Briefen theilweise dieser Unsitte. In der Bibelübersetzung, die merkwürdig genug überhaupt kaum ein Viertelhundert längst eingebürgerter Fremdwörter ausweist, findet sie sich allerdings nicht. Aber das 16. Jahrhundert betrachtete Alles für mustergiltig, was sich bei diesem hervorragendsten Schriftsteller fand. Durch ihn wurde also eine Geschmacklosigkeit autorisirt, die mit dem römischen Recht in die Gerichtsstuben und mit der klassischen Bildung ins Leben gedrungen war.

Weit schlimmer aber noch war es, daß fortwährend eine Menge der productivsten Talente ihrer Muttersprache ganz oder wenigstens theilweise entfremdet wurden. Man denke an Nik. Frischlin. Im Lateinischen ein

bewährter Meister, im Deutschen ein unbeholfener Stümper. Wer erkennt in Ulrichs von Hutten begeistertster deutscher Schrift, in seiner Klage an alle Stände deutscher Nation, den weltberühmten Orator wieder? Zur Behandlung wissenschaftlicher Fragen erschien den deutschen Gelehrten, die selbst ihre Namen latinisirten, noch lieber gräcisirten, oder wenigstens mit einer lateinischen Endung schmückten (Grübelius, Schellenbaurius) die deutsche Sprache schlechterdings untauglich. Sie dazu tauglich zu machen, ist indeß keinem derselben eingefallen. „Statt die Wissenschaften in deutscher Sprache zu schreiben, bilden wir uns ein, sie sei nur zum gemeinen Leben nütze,“ sagt noch 1687 Thomasius. Noch weniger freilich konnte dieses mit lateinischen Ausdrücken überladene, durch unerhörte Constructions unverständliche Deutsch dazu dienen, in jenen hochpolitischen Zeiten die Gedanken zu verkehren, mit welchem sich Karl V. und seine Staatsmänner trugen. Wo es daher nur immer möglich war, verkehrten dieselben mit den deutschen Fürsten und ihren Organen in der so fein ausgebildeten französischen Sprache. Und in französischer Sprache schrieben bald auch die deutschen Fürsten an den kaiserlichen Hof, so schwer es manchem derselben anfangs auch geworden ist. Frankreich gegenüber bedienten sie sich aber gleichzeitig noch ausschließlich der deutschen Sprache. Und auch Franz I. wählte anfänglich nur solche Unterhändler, welche den deutschen Ständen in deutscher Sprache glauben machen konnten, daß er ihnen seinen Beistand gegen den Kaiser in der uneigennützigsten Absicht und zu keinem anderen Zwecke anbiete, als um die Freiheit der Reiches zu erhalten. Noch 1536 erbat er sich vom Rathe zu Solothurn einen „guten, ehrlichen Mann, damit er ihm die aus Deutschland einlaufenden Schriftstücke in das gemeine Deutsch überseze und dann schriftlich in's französische übertrage.“ Als aber der schmalcaldische Bund in Bedrängniß kam, da gaben protestantische deutsche Fürsten, die sich um katholische französische Hilfe umsahen, auch Frankreich gegenüber die deutsche Sprache auf. Landgraf Philipp von Hessen schrieb französisch an den ritterlichen König, der mit dem Kurfürsten Johann Friederich von Sachsen französisch correspondirte.

Schon hundert Jahre also vor Richelieu und Mazarin wurde das Französische und zwar zunächst ohne Frankreichs eigentliches Zut thun in Deutschland Staatsprache und dadurch bald auch Umgangssprache der höchsten Gesellschaft. Karl von Spanien, wie das Volk den deutschen Kaiser vorwiegend nannte, sagte einst, er rede spanisch mit Gott, italienisch mit den Frauen, französisch mit dem Manne, deutsch aber mit seinem Pferde. So verächtlich dachten nun allerdings die Reichsfürsten nicht von der deutschen Sprache, sie hielten dieselbe aber wenigstens für minder hoffähig wie die französische. Und durch diesen Schein drang letztere immer tiefer und weiter in die Kreise des Adels, der sich mit den Höfen als Eines fühlte. Immer häufiger schickte er seine Söhne nach Frankreich, damit sie „die elegante Jurisprudenz“ studirten und „galante Sitten“ nach Hause brächten. Man

merkte es aber auch Jedem an, ob er eine französische Hochschule besucht, oder unter den verwilderten trunk- und rauffüchtigen deutschen Studenten gelebt hatte. Es giebt überhaupt kaum eine Periode im deutschen Leben, in der sich so viel Genußsucht, solch' geistige und physische Rohheit im Leben selbst der höchsten Stände zusammengedrängt hätte, wie in den letzten Decennien des 16. und in dem ersten des 17. Jahrhunderts. Und wenn sich Jemand voll Entrüstung von dem wüsten heimathlichen Treiben abwendete, so lief er Gefahr, der noch viel schlimmeren Ausländerei zu verfallen, die den Deutschen als specielle Erbünde angeboren zu sein scheint.

Aber nicht bloß um zu studiren, auch als Parteigänger der Hugonotten zogen Tausende protestantischer Edelleute aus Hessen, aus der Pfalz nach Frankreich, wohin der französische Sold selbst die deutschen Landsknechte lockte. Abgesehen von etlichen deutschen Nebenarten des rohen Soldatenlebens, z. B. trinquer, trinquer garous, trinquer allus, schlaftroncq, bransquatter, frelore, daß die Franzosen beim Würfelspiel wohl oft genug gehört haben mögen, haben sie aber auch sprachlich wenig bleibende Spuren ihrer Anwesenheit jenseits der Vogesen und Ardennen zurückgelassen. Dagegen ist jeder derselben mit „verfeinerten galanten Sitten“ als Franzosensfreund und Calvinist zurückgekommen.

Der Calvinismus war ausländisch, daher galt er für vornehm. Ohne diesen Schein würde er wohl kaum so rasche Verbreitung an den Höfen gefunden haben, an denen man sich jetzt auch der französischen Bibeln statt der deutschen bediente und französische Hofprediger anstellte. Durch sie und französische Erzieher schwand theilweise die Anlust ganz, mit welcher fünfzig bis sechzig Jahre früher deutsche Fürsten das Französische im diplomatischen Verkehr angewendet hatten. Am Hofe Philipp's von Hessen, Friedrich III. Johann Kasimirs von der Pfalz, Christians von Anhalt schrieb und sprach man französisch nicht bloß besser als deutsch, sondern auch ohne alle äußere Nöthigung.

An den süddeutschen katholischen Höfen kam zu dem Französischen die Sprache Italiens, mit dem man durch Religion und Politik verbunden war. Sie hat aber, eine Liebhaberei einzelner Kreise, ebenso wenig erwähnenswerthen Einfluß auf die deutsche Schrift- und Umgangssprache ausgeübt, wie das Spanische, das man gleich dem ganzen spanischen Wesen seit dem Schmalkaldischen Kriege gründlich kennen und hassen lernte. Ja, man kann nicht einmal sagen, daß durch die angeedeuteten Verhältnisse die Zahl der französischen Wörter in derselben zunächst erheblich vermehrt worden wäre. Aber es steigerte sich durch dieselben, was noch nachtheiliger war, in den Hof- und Adelskreisen das Interesse für die französische Literatur in demselben Grade, in dem die Freude an der deutschen Literatur erkaltete, die nun auch, so hervorragend berufener Leser beraubt, immer tiefer sank. In schneidendem Gegensatze zur ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts hat die zweite, jedes idealen Gehaltes völlig entbehrend, Fischart ausgenommen, nicht ein Talent ersten Ranges

hervorgebracht. Und dadurch verdorrte auch die Blüthe wieder, welche die Schriftsprache am Anfange des Jahrhunderts angefeßt hatte, denn nur aus der Literatur kann sie Leben und Wachsthum gewinnen.

Deffen war sich bereits der Jüngling Dpiß in demselben Jahre bewußt geworden, in dem die nach italienischem Muster in Gegenwart dreier Herzöge von Sachsen, zweier Fürsten von Anhalt gegründete sogenannte fruchtbringende Gesellschaft als einen Hauptpunkt in ihrem Programm hinstellte: die Schriftsprache ohne Einmischung fremder Wörter zu schreiben. Kurz also vor der Zeit, in der all das Unglück über Deutschland hereinbrach, das es selbst verschuldet, — kaum ist einmal einem anderen Volke Schuld und Strafe so fürchtbar gerecht abgewogen worden — rafften sich Volk und Fürsten auf zum Kampfe gegen ihren eigentlichen Feind, gegen die Verwässerung. Und während verwilderte fremde Kriegsschaaren, die beide streitende Parteien nicht der Religion wegen zu Hilfe gerufen hatten, um Deutschlands Geschick kämpften und durch den Verkehr mit ihnen nicht blos fremde Sitte, sondern auch wieder namentlich französische Wörter massenhaft in die deutsche Sprache einströmten — wie die Offiziere während des von Frankreich begünstigten und benützten dreißigjährigen Krieges mit französischen, italienischen, spanischen Wörtern um sich warfen, läßt sich aus des Andreas Gryphius trefflichem Scherzspiel *Horribilicribrifax*, sowie aus des Moscherosch einschneidenden Satyren ahnen — haben Dpiß, Moscherosch, Schottel, Morhof, Gryphius, Logau, Neumark u. A. insofern sie nicht als Gelehrte für Gelehrte schrieben, namentlich in ihren Gedichten, bezüglich der Sprachreinheit wirklich alles geleistet, was ihnen als klassisch gebildeten Kindern ihrer Zeit möglich war. Und daß sie Kinder ihrer Zeit waren, beweist z. B. die Behauptung Dpißens, daß, „wenn die alten Deutschen von des Arminius Thaten zu singen pflegten, sie das vielleicht den Franzosen nachgemacht hätten“. Die Mitglieder der fruchtbringenden Gesellschaft haben ältere Verdeutschungen wieder eingeführt und statt der Fremdwörter neue deutsche Wörter geschaffen, die zum Theil jetzt allgemein gebraucht werden; z. B. Schriftsteller, Zeitwort, Eigenschaftswort, Nennwort u. A.

Sie aber insgesammt aus der Schrift- und Umgangssprache zu verdrängen, versuchte erst die 1643 gestiftete deutschgefinnte Genossenschaft, unter deren zahlreichen Mitgliedern sich auch hochadelige Frauen befanden, die jetzt gleichfalls von Neue und Scham über den Zustand ergriffen wurden, in dem sich nicht ohne ihre Schuld die deutsche Sprache befand. Indeß ihr Haupt Besen, der „Süd“ daraus erklärte, daß es in dieser Himmelsgegend „siedend heiß“ ist, und der meinte, daß „West“ seinen Namen daher habe, weil es jenen Theil der Welt bezeichnet, wo die Sonne „gewest“ ist, der Mann besaß die wissenschaftliche Eignung nicht, für fremde Wörter lebensfähige deutsche aus jenen Quellen zu schaffen, aus denen sie allein gewonnen werden können. Er hat auch, wie freilich schon vor ihm die fruchtbringende Gesellschaft (sie übersezte Mantel mit: Windsang, Kloster mit: Jungfern-

zwingen) ehemalige Fremdlinge, die aber längst vollständig deutsches Gepräge angenommen hatten, z. B. Tadel, Kloster, Fenster, Spiegel, Brief, Tafel, Natur u. A., verdeutschte und allgemein übliche Wörter wie: Ohr, Auge, Water, Nase u. A., die die deutsche Sprache mit anderen verwandten gemein hat, für fremde gehalten. Schon seine Zeit spottete daher über diesen unvergleichlichen wunderthätigen Retter, Beschirmer und Heiland der theueren hochdeutschen Helden Sprache, wie er bei den Seinen hieß und geheißt sein wollte. Sein Schüler Rist, der den Meister an Absonderlichkeiten noch übertraf, brachte den rührigen Mann, der nur durch seine wirklichen und ihm schon bei Lebzeiten unterschobenen Lächerlichkeiten unsterblich geworden ist, sogar in einer Pöffe auf die Hamburger Bühne.

So wurde ein anerkanntes Streben belohnt, das indeß seinen Zweck nicht erreichen konnte, auch wenn es sich dazu geeigneterer Mittel bedient hätte. Denn gerade in dem Jahre, in dem Besen austrat, begann Frankreich die Geister von Neuem und stärker als je zu bannen. Mit Bewunderung und Neid blickten auch die deutschen Fürsten auf den Hof Ludwig XIV., der durch den Rheinbund eine herrschende Stellung im deutschen Reiche erhalten hatte. Ueberall in Deutschland entstanden kleine Versailles mit französischen Namen, Lakaien, Kammerdienern, Gelehrten, Köchen, Gärtnern, Frisuren, Tanz-, Fecht- und Hofmeistern, Secretären, Musikern, die ihres Erfolges sicher, namentlich seit Aufhebung des Edictes von Nantes, in immer größerer Zahl über den Rhein wanderten, sofern man sich dieselben nicht kommen ließ. Die gesammte vornehme Welt gerieth allmählich in materielle und geistige Abhängigkeit von Frankreich, das freilich an geistiger und materieller Cultur alle anderen Länder weit überragte. Französische Erziehung wurde ein bestimmter Begriff; die Kenntniß der französischen Sprache galt allein schon als Bildung. „Wer nicht französisch kann, ist kein gerühmter Mann“, sagt Logau. Und um dieselbe zu erlangen, pilgerte trotz aller Abmahnungen einsichtsvoller Männer wie früher der Adel so nun auch die allmählich emporkwachsende gebildete Gesellschaft — früher gab es wohl einzelne gebildete Männer, aber keine gebildete Gesellschaft — in immer größerer Zahl „in die Bier der Städte, die Schule der Teufeligkeit, die Mutter der guten Sitten“, wie Opitz Paris, Deutschlands eigentliche Hauptstadt nannte. Und die Folgen, welche diese Bildungsreisen, die zur Erlangung höherer Stellen ebenso nothwendig waren, wie die Kenntniß der französischen Sprache, für die deutsche Sprache hatten, schildert ein Zeitgenosse mit den Worten: „Es ist leider nunmehr dahin gekommen, daß wann ein Teutscher etwa ein Viertel Jahr in Frankreich geguckt, oder nur einen Franzosen hören reden, daß ihme seine Muttersprache schon verleydet. Er will also baldem ein französische Zungen haben, und davor halten, es sey ihnen eine Schand, in Frankreich gewesen sein und nicht französische Brocken mit unter dem Teutschen außwerffen.“ — „Nach dem Münsterschen und Pyrenäischen Frieden“, sagt Leibnitz, „hat sowohl

die französische Macht als Sprache bei uns überhand genommen. Man hat Frankreich gleichsam zum Muster aller Zierlichkeit aufgeworfen und unsere junge Leute, auch wohl junge Herren selbst, so ihre Heimat nicht gekennet, und deswegen Alles bei den Franzosen bewundert, haben ihr Vaterland nicht nur bei den Fremden in Verachtung gesetzt, sondern auch selbst verachten helfen und einen Ekel der Deutschen Sprache und Sitten aus Ohnerfahrenheit angenommen, der auch an ihnen bei zunehmenden Jahren und Verstand bekenken blieben.“ Beseelt von dieser Verachtung der deutschen Sprache, Vergangenheit und Selbstgefühl verleugnend, haben sie nicht mehr bloß wie früher einzelne Wörter, sondern ganze französische Redensarten und Sätze mitten in die deutsche Rede eingeschoben. Als Valentin Andrea, einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit, in die fruchtbringende Gesellschaft aufgenommen wurde, da dankte er *de dato* 16. December 1646 „für die gnädige Acceptation“ in folgendem deutschen Briefe: „Ich habe *salva thesi* August. confessionis jeberzeit vitiliginem, altercationem und pugnacitatem abhorriret. Und hätte so gern mögen, *ut omnes gladii in vomeres excolendo agro domini et exseindendo infelici lolio eonversi fuerint*. Womit wir dan zu tuhn genug haben würden. — Das Wort Mühe ist in Mürbe sehr wohl verendert und reimet sich besser auf mich, *qui non tam fessus, quam frecidus et putris sum*. Das Symbolum *etsi a favente judicio profectum*, nehme ich jedoch *tamquam bonum omen* mit Unterthänigkeit gehorsam an. Ob mir ferner ansuchen von nöthen oder E. F. G. mich gnädigst vertreten wollen; dero pro conciliatore ich ohne das höchst obligiret haben E. F. G. mir ferner gnädigst anzudeuten und haben in eventum ich gleichwohl dieses wenige auf ratification aufgesetzt“. Wetteisernnd mit solcher seit dem 15. Jahrhundert allmählich erwachsenen Ungeheuerlichkeit der wissenschaftlichen und Canzleisprache, in der das Deutsche nur mehr dazu diente, die lateinischen Sätze zu verknüpfen, schrieb in den achtziger Jahren des 17. Jahrhunderts ein Gegner der fruchtbringenden Gesellschaft in der französisch-deutschen à la Mode-Sprache, welche die Bettelpoeten mit Vorliebe anwendeten und die Beamten im Dienste der Diplomatie immer mehr ausbreiteten: „Seine hohen Meriten, dadurch er mich à l'extrême ihm verobligiret, causiren mich demselben mit diesen Zeilen zu serviren. Mein Devoir hätte unlängsten mir adresse gegeben, solches zu effectuiren, aber aus manquement einiger occasion habe ich bis dato mein officium re ipsa nicht praestiren können. — Wir galanten und bei den Dames hoch meritirte Courtisanen wollen unser nobel dessein nicht locomoviren, und alles, was zu redresse und stabilirung unserer à la-modischen Sprache hochnöthig in consideration maintenirn und unsere beliebte intension usque ad aras defendiren.“ Auch die gebildeten Frauen liebten gleich den französischen Hauben und Wändern, Hüten und Mänteln bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts in Briefen und im Umgang dieses Rauberwälsch, von dem Neumark mit Recht sagte, „daß es ohne

einen Dolmetscher, der etlicher Sprachen mächtig ist, kein Mensch verstehen kann“.

Die Sprache des Volkes hat lange der Verwälschung Widerstand geleistet. Das Volkslied ist vor dem dreißigjährigen Kriege rein deutsch. Nach demselben ahmten aber auch die Städte den fürstlichen Kanzleistil nach und der einzelne Bürger besaß sich im Umgange so sehr der à la-modischen Sprache, daß er irgendwo zufällig erhaschte Fremdwörter immer wieder in seiner Rede anbrachte, auch wenn er gar nicht wußte, was sie bedeuten. Und man wird ihn deshalb nicht tabeln, wenn man bedenkt, daß Moscherosch sagt: „Wer seine Rede nicht so mit wälschen und lateinischen Wörtern zierte und schmückte, der sich des puren Teutschen gebraucht, wird für einen unverständigen Esel gescholten.“ Ja bald wollte selbst der Bauer zeigen, daß er etwas Fremdes gelernt habe. Er wußte, wie ein Zeitgenosse sagt, von Marschiren, Contribution und Mousquetten zu reden, ungeachtet ihm diese Wörter theuer genug zu stehen kamen.

Der Knecht Matthies spricht: bonä dies!
 Wenn er: gut morgen sagt und grüßt die Magd.
 Die wend den Kragen, thut ihm Dank sagen,
 Spricht: Deo gratias.

So furchtbar weit ist allmählich die Verwälschung der deutschen Sprache intensiv und extensiv gediehen, daß sich tiefer blickende Männer des traurigen Gedankens nicht mehr erwehren konnten, es werde die deutsche Sprache untergehen: „Auiho“, schreibt im Jahre 1697 Leibniz, „scheint es, daß bei uns uebel ärger worden und hat der Mißchmasch abscheulich überhand genommen, also daß der Prediger auf der Kanzel, der Sachwalter auf der Kanzlei, der Bürgermann im Schreiben und Reden mit erbärmlichem Französischen sein Teutsches verderbet; mithin es saß das Unsehen gewinnen will, wann man so fortfährt und nichts dagegen thut, es werde Teutsch in Teutschland selbst nicht weniger verlohren gehen als das Angelsächsische in Engelland.“

Nur wenige wissen noch, daß es vor kaum zwei Jahrhunderten dahin mit der deutschen Sprache gekommen war. Daß die von Leibniz befürchtete Mischung zwischen dem Deutschen und Französischen nicht zu Stande kam und sich, was kaum mehr möglich schien, die so unerhört entstellte Sprache wieder hob, verdanken wir namentlich dem völligen Niedergang französischer Macht und Sitte unter Ludwigs XIV. Urenkel, sowie dem Aufschwung, den die deutsche Literatur durch Polemik, Kritik und Theorie genommen hat. Nicht unwesentlich trug dazu auch der Umstand bei, daß Leibniz, der größte wissenschaftliche Geniuss des 17. Jahrhunderts, obwohl er wie alle Gelehrte seiner Zeit alles eigentliche Wissenschaftliche entweder lateinisch oder französisch schrieb*), die deutsche Sprache zum Ausdruck der höchsten wissenschaftlichen

*) Wie Leibniz in wissenschaftlichen Werken deutsch schrieb, zeigt nachstehende Probe: In philosophia habet unum medium quod est idem quod Cartesius et alii in arithmetica et geometria getan, in allen Scientiis zu

und intellectuellen Aufgaben fähig machte und somit leistete, was schon zu Driß Zeiten versucht worden war. Als Thomasius 1687 zuerst eine deutsche Vorlesung ankündigte, hielt er es noch für nothwendig, diesen absonderlichen Versuch unter Hinweis auf den Gebrauch bei den Franzosen ausführlich zu rechtfertigen. Wolf trug seine Philosophie vierzig Jahre später urmehr deutsch vor, und stellte sie sofort auch vorwiegend in deutscher Sprache dar. Wie lange sich indeß das Französische als Sprache der deutschen Wissenschaft erhielt, kann man z. B. daraus ersehen, daß die Abhandlungen der Berliner Akademie, welche bis 1714 in lateinischer Sprache erschienen, von der Zeit ihrer Wiederherstellung bis 1804 französisch geschrieben sind. Ja, ihr Curator, Minister Graf von Herzberg, der nicht unwesentlich dazu beigetragen hat, daß Friedrich II. sein Vorurtheil gegen die deutsche Sprache, die er nur wenig kannte und als rauh und barbarisch nicht sonderlich schätzte, in den letzten Jahren seines Lebens etwas aufgab, erklärte noch 1792 feierlich: „Noch immer wird diese (die Akademie) ihre Memoires in französischer Sprache herausgeben, welche der Vollkommenheiten zu viel hat und uns zu nützlich ist, als daß wir sie ausgeben könnten oder wollten“. Die französische Sprache habe in ganz Europa und am meisten in Deutschland so sehr die Oberhand gewonnen, „daß sie theils wegen der Zierlichkeit und des reizenden Vortrages französischer Schriftsteller, noch mehr aber des großen Einflusses wegen, den der französische Hof auf ganz Europa hatte und durch die Herrschaft der Mode, die sich die französische Nation zuzueignen mußte, die Hauptsprache aller Höfe und aller Societäten, bei Negotiationen, bei Staatsgeschäften und in Büchern wurde“.

Zugleich rieth er aber den deutschen Mitgliedern der Akademie „auf Vervollkommnung der deutschen Sprache hinzuarbeiten und sie namentlich von der großen Menge fremder Wörter zu reinigen und zu säubern, deren sie sich vorzugsweise in Wissenschaften und Künsten noch bedient, und sie mit guten deutschen, doch auch nicht zu gesuchten Ausdrücken zu bereichern.“ Die Sprachengerei, auf welche im 18. Jahrhundert Gottsched zuerst wieder die öffentliche Aufmerksamkeit gelenkt hatte, wurde nämlich namentlich in Zeitungen als etwas Vornehmes nicht bloß fortbetrieben, sondern nahm gerade in der Zeit neuen Aufschwung, in der unsere wieder national gewordenen Schriftsteller aus dem deutschen Sprachbaume immer neue lebenskräftige Triebe entsprossen ließen, in der einzelne Höfe Deutschlands die deutsche Sprache im diplomatischen Verkehr neuerdings zu gebrauchen anfangen — der preußische Hof hat im

Wege zu bringen per artem combinatoriam, welche Lullius und Kircherus zwar excolirt bei weitem aber in solcher deren intima nicht gesehen; dadurch alle Notiones composita in der ganzen Welt in wenig simplices, als deren Alphabet, reducirt und aus solches Alphabets Combination wiederum alle Dinge samt deren theorematibus und was von ihnen zu Inventiren möglich, ordinata Methodo, mit der Zeit zu finden ein Weg gebahnt wird. Welche Invention, dafern sie wiß Got zu Werke gerichtet, als Mater aller Inventionen von mir vor daß importanteste gehalten wird, ob sie gleich das Aussehn noch zur Zeit nicht haben mag.

bayerischen Erbfolgekrieg vorzügliche Proben geliefert — und die Fortschritte, welche die Deutschen in den Wissenschaften machten, die Nachbarn zwangen, die deutsche Sprache, was früher Niemandem eingefallen, zu lernen, und aus ihr zu übersetzen. Der für das Franzosenthum begeisterte Schwärmer C. F. Cramer, der z. B. 1774 schrieb: „Nicht daß sie nicht vestiges d'un grand poëte darin entdeckt; aber im Ganzen wards doch nach hiesiger Elle, centimetern, myriagrammen gemessen. Man fand es ein wenig éternel, la marche trop lente. Besonders effarouchirte der Plan. Es sei keine rechte Intrigue darin. Die Scenen entstünden so von selbst wie piéces rapportées“, hat der Sprachmengerei neue Bahnen gebrochen, der theilweise selbst jene Schriftsteller hulbigten, durch welche die deutsche Poesie in ihre ewigen Rechte wieder eingesetzt wurde.

„Herr Wieland“, sagt Lessing, „vergift seine Sprache in der Schweiz. Er muß sogar eine beträchtliche Anzahl Wörter vergessen haben. Alle Augenblicke läßt er seinen Leser über ein französisches Wort stolpern, der sich kaum besinnen kann, ob er einen jetzigen Schriftsteller oder einen aus dem galanten Zeitalter Chr. Weisens lese. Licenz, Education, Moderation, Aemulation, Dexterität und hundert andere solcher Worte, die nicht mehr sagen als die deutschen, erwecken auch dem einen Ekel, der nichts weniger als Purist ist“. Wie die französischen Wörter wieder in der Wissenschaft verwendet wurden, zeigt z. B. R. F. Vahrldts 1781 erschienene Uebersetzung des Tacitus. Der Mann, der selbst klagt, „daß unsere großen Herren zu wenig deutsch können und ihre Muttersprache zu wenig achten,“ schreibt: „Da der Offizier nach Soldatengebrauch den Rapport abstattete: die Ordre sei vollzogen, gab Tiberius zur Antwort, er habe die Ordre nicht gegeben.“ Von Corps, Bagage, Detachementz, Piquetz, Montur, Pardon, Rebellen, Cameraden, Tornister, Quartiermeister, Capitulationspunkten u. s. w. wimmelt es in dem damals allgemein bewunderten Buche.

Die Mitglieder der Berliner Akademie, welche sich nach dem Rathe des Grafen Herzberg zur Vervollkommnung der deutschen Sprache vereinigten, schrieben 1794 die Preisfrage aus: „Ist vollkommene Reinigkeit einer Sprache überhaupt und besonders der deutschen möglich und nothwendig?“ und in Folge derselben betraten einzelne Gelehrte abermals den dornenvollen Weg der Verdeutschung fremder Wörter. Allein sie vergaßen im Uebereifer, daß Wörter im allgemeinen nicht gemacht werden können, sondern entstehen müssen, und mißbrauchten ihre Befugnisse fast ebenso sehr wie die Puristen des 17. Jahrhunderts, deren Bedeutung darin liegt, daß sie das Fremde überhaupt abwehrten, Nicht mit Unrecht begrüßte daher Schiller 1797 in den Xenien das Haupt dieser Verdeutschter, Campe, mit den höhnnenden Worten:

„An des Eribanus Ufern umgeht mir die furchtbare Waschfrau,
Welche die Sprache des Teuts säubert mit Lauge und Sand.“

und

„Einnreich bist Du, die Sprache von fremden Wörtern zu säubern,
Nun, so sage doch Freund, wie man Bedant uns verdeutschet.“*)

In ähnlicher Weise urtheilten Klopstock, Jean Paul, Herder und Goethe, der meinte, „daß es eigentlich geistlose Menschen sind, welche auf Sprachreinigung mit zu großem Eifer dringen,“ äußerte sich noch heftiger über die „Sprachreiniger“, als sie nach den Jahren 1813—1815 chineßische Ab-sperrung verlangten:

„Gott Dank! daß uns so wohl geschah,
Der Tyrann sitzt auf Helena!
Doch ließ sich nur der eine bannen,
Wir haben jezo hundert Tyrannen:
Sie schmieden, uns gar unbequem,
Ein neues Continental-System.
Deutschland soll rein sich holiiren,
Einen Pest-Cordon um die Grenze führen,
Daß nicht einschleiche fort und fort
Kopf, Körper und Schwanz von fremdem Wort.“

Jedes Volk hat seine Eigenart und in Folge dessen auch seine eigenthümlichen Wörter. So wenig daher z. B. die Franzosen oder Engländer ein Wort besitzen, welches alles das enthält, was in unserm „gemüthlich“ liegt, so wenig können die Deutschen „frivol“ oder „Spleen“ durch ein Wort vollständig wiedergeben. Campe und Andere versuchten es dennoch. Sie übersetzten auch Kunstausdrücke, die, abgesehen von geringen Abweichungen der Aussprache und Biegung, fast in allen Bildungssprachen übereinstimmen, sowie solche Fremdwörter, die, wenn auch undeutsch in Betonung und Aussprache, längst im deutschen Sprachboden Wurzel geschlagen und durch Jahrhunderte langen Gebrauch volksüblich und volksverständlich geworden, dem Sprachschatz unwiderrüßlich einverleibt sind; z. B. Natur, Figur, Religion, klassisch, Luxus, Literatur, Dame, Person, naïv, Interesse, Genie, discret und zahllose andere. So sorgsam sie aber auch die einzelnen Merkmale, die in einem Worte liegen, zu einem Begriffe zusammenfassen, wer versteht ohne Rückübersetzung: Schulrecht statt: klassisch, Ausbundwert statt: klassisches Wert, Haarmachtstatt: Perrücke, Antlitzseite statt: Façade, Singetanz statt: Ballet? —

*) Campe gab auf das zweite Distichon folgende „Doppelverse“ zur Antwort:

„Gib, auf meine Gefahr, ihm Deinen eigenen Namen,
Trifft er nicht jegliche Art, Eine trifft er gewiß.“

Und zum ersten dichtete er nachstehende „Erläuterung“:

„Seid ihr rechtliche Männer, so habt ihr nichts zu befahren;
Diesen zeigt man nur, selbst sich zu waschen, den Duell.
Seid ihr aber von jenen, „die über und über beschlabbert
Bis an die Ohren mit Koth, liegen auf sankendem Heu“:
Dann vermeidet den Ort: denn solcher wartet die Lauge,
Wartet der reibende Sand, wartet der striegelnde Kamm.“

Bouboir verdeutschte Campe mit Maulgemach. Da hat es eine junge geistreiche sächsische Prinzessin doch noch besser verstanden, welche für Bouboir, sie wird wohl gewußt haben warum, Schmollkammerchen vorschlug. Uns scheinen solche Verdeutschungen lächerlich. Aber das Wort Staatsumwälzung statt: Revolution, das Campe 1804 in seinen Briefen aus Paris zum ersten Male schüchtern versuchte, wurde einst nicht minder verlacht. Und doch haben es kurz darauf Wieland, Engel, Herder, Goethe gebraucht und heute lebt es in aller Mund, als wenn es sich von jeher in der deutschen Sprache befunden hätte. Das vielfach getadelte Selbstigkeit statt: Egoismus brauchte Goethe in demselben Jahre, in dem es Campe gemacht hat. Campe selbst meinte, er habe kein gewagteres Wort gebildet, als das von Jean Paul lebhaft begrüßte: Zerrbild statt: Caricatur. Und doch hat es sich gleich zahllosen anderen Neubildungen, z. B. Gefallsucht, Flugschrift, Empfindelei, Bittsteller, Wortschwall, Bartgefühl, Volksthümlichkeit, Kirchenrecht, folgerecht, sentrecht, wagerecht u. s. w. siegreich neben den fremden behauptet, während andere, die er für gelungen hielt und die keinen Tadel fanden, z. B. entwidlen statt: civilisiren, Urgemisch statt: Chaos, Musterbegriff statt Ideal, Vernunftgaulker statt: Sophist, Wagesatz statt Hypothese, Einerleiheit statt Identität, Allwesenheit statt: Natur, Gewerksherr statt: Fabrikant, Gedankenmaut statt: Censur u. s. w. nie in Aufnahme kamen. Der Zufall entschied. Auch die Bedeutung und Verbreitung des Schriftstellers, der ein Fremdwort verdeutschte, hatte Einfluß. Denn nicht bloß die eigentlichen Puristen haben deutsche Wörter an Stelle der fremden geschaffen. Wieland bildete: Weltall, Thümmel: Gemeinplatz, Richter: Morgenkleid, Heine: Glückspitz, Zeune: Zierbold, Jahn: Volksthum. Goethe braucht im Wilhelm Meister: überspringend statt: alternirend, unterlegte Pferde statt: Relaispferde, Weiwesen statt: Acceffoire, Strengling statt: Rigorist.

Verdrängt aber wurden die fremden Wörter durch diese Neubildungen, abgesehen von ganz vereinzelten Fällen ebenso wenig, wie durch die harten Urtheile, welche in den Zeiten der Befreiungskriege Arndt, Jahn, Schlegel und Andere über die Sprachmengerei fällten. Es habe diese jedoch, aus dem Kreise des Gelehrten- und Literatenthums ins Leben hinaustretend, in den Zeiten der tiefsten nationalen Erniedrigung die Flamme der patriotischen Begeisterung ebenso wirksam entzündet, wie die herrlichen Reden an die deutsche Nation, in welchen der tapfere Philosoph Nichte das Schönste aussprach, was je über Vaterlandsliebe gesagt worden ist; wie die namhaften Worte, mit welchen Jean Paul das herausgeforderte Nationalgefühl gleich muthvoll und nachhaltig aufregte; wie die geharnischten Sonette, in welchen der begeistertste unter den Freiheitsdichtern, wie er selbst sagt, des deutschen Volkes Sieg und Schande geschrieben hat.

Und in dieser Begeisterung, welche so wesentlich dazu beigetragen hat, daß der große Schlachtenmeister in dem Völkerkampfe unterlag, und welche noch lange namentlich in der Jugend fortlebte, schrieb R. Müller 1813 zum

Westen der Lüßowschen Freischaaren „Kriegsberichte in deutschem Gewande“ und erneuerte so den seit dem 16. Jahrhundert wiederholt gemachten Versuch, die Fremdwörter wenigstens aus einem engbegrenzten Gebiet, aus der Kriegssprache, zu verdrängen, die echt deutsche Wörter in der Verkleidung zurückgenommen hatte, welche sie in Frankreich erhielten. Indes diese zum Theil allzu kühnen Wörter fanden ebenso wenig Eingang wie die überlegteren Verdeutschungsversuche, welche die seit den Befreiungskriegen für Reinheit der Sprache thätige „Berlinische Gesellschaft für deutsche Sprache“ am 2. September 1848 an die preußische Nationalversammlung, am 8. November 1848 an die deutsche Reichsversammlung und am 19. April 1849 an den König von Preußen einsandte, der im preußischen Heere den „Hauptmann“ an die Stelle des „Capitän“ gesetzt hatte.

Die fremden Wörter begannen überhaupt allmählich wieder mächtiger anzuwachsen. Selbst syntaktisch machte die Verwälschung der deutschen Sprache Fortschritte. Aus unverzeihlicher Nachlässigkeit oder bedauernswerther Unkenntniß der Muttersprache, wenn nicht etwa gar, um sich den Schein höherer Bildung zu geben, nahmen handwerksmäßige Uebersetzer französischer Romane, Theaterstücke, Zeitungartikel immer neue französische Wörter und Constructionen in die Schriftsprache auf, aus der sie dann wieder in die Umgangssprache der Gebildeten und selbst in die Volksmundarten vordrangen, die überhaupt wenig fremde Wörter gebrauchen. 1787 klagte Bürger, „daß ihm aus der ganzen Literaturgeschichte kein aufgeklärtes Volk bekannt sei, welches im Ganzen so schlecht mit seiner Sprache umgegangen wäre, welches so nachlässig, so unbekümmert um Richtigkeit und Schönheit, ja so lieblich geschrieben hätte, wie bisher unser deutsches Volk.“ Und sein harter Ausspruch paßt theilweise auch noch auf unser Jahrhundert. Oder glaubt man sich nicht in die Zeiten der größten Sprachengerei versetzt, wenn man in einer Zeitung laß: „Das Ministerium Perier consolidirte sein Regierungssystem nach den Principien der Contrerevolution. Die perfide Maxime der Nicht-Intervention ward mit allen Consequenzen adoptirt und vergebens protestirten die opponirenden Departements gegen die Vermögens-Aristokratie der Centralisation und die Corruption der Local-Administration.“ Der Satz enthält kein deutsches Haupt-, Eigenschafts- und Zeitwort. Wenn man sich in der wissenschaftlichen Sprache auch Sätze wie: „Hegel hat sogar strenger als andere Logiker die Disjunction- als die Opposition conträrer Urtheile von der nur in der Oberfläche der bloßen Diversität bleibenden divisen Disjunction unterschieden. Im concreten Falle somit den Theismus als Negation des Pantheismus, diesen als Negation des Theismus, folglich eine weder pantheistische noch theistische negative Identität zu setzen, stimmt vollkommen mit Hegels Logik und Methode überein,“ gefallen läßt, so kann man doch fragen, warum selbst unsere besten Schriftsteller in Werken, die nicht für ein ausschließlich gelehrtes Publikum berechnet sind, die allgemeine Verständlichkeit fortwährend durch neue fremde Wörter beeinträchtigen und

französische Constructionen gebrauchen. So französisch wie Fürst von Bückler-Muskau hat sich freilich zum Glück kein zweiter Schriftsteller in deutscher Sprache ausgedrückt.

Es wird kein Einsichtiger glauben, daß man, ganz abgesehen von Kunstausdrücken, sowie von den vollständig eingebürgerten, der deutschen Sprache einverleibten ehemals fremden Wörtern auch nur jene mit einem Male aus dem Sprachschätze streichen könne, welche im Bewußtsein des Volkes noch als etwas Fremdes empfunden werden. Kein Einsichtiger wird es für möglich oder auch nur für rätzlich halten, sie mit einem Male durch Verdeutschungen zu ersetzen. Womit sollten wir unsere Zimmer möbliren, wenn es keine Fauteuils, Canapees, Causeuses, Chaise-Longues, Sophas, Divans, Ottomanen, Secretaires, Consoles u. s. w. gäbe. Es bliebe uns nur Tisch, Stuhl und Bett, nur noch Kasten und Schrank. Es giebt ohne Logen, Parterre, Gallerie, Couliße, Costüme, Decoration, Couplet, Ballet, Debut, Repertoire, Regisseur, namentlich ohne Souffleur und Claque kein Theater. Die fremden Wörter herrschen von Premier bis zum Lakai, vom Chef bis zum Portier, vom Palais bis zur Barade.

Man muß dieses neu gesprochne zeitweilig sogar gehegte und gepflegte Unkraut, das allerdings das heimische Korn in freier Entfaltung und fröhlichem Wachsthum hemmt und hemmt, zunächst noch weiter dulden. Es wird aber von selbst allmählich in dem Grabe absterben, in dem unser nationales Selbstbewußtsein und der Stolz auf unsere Sprache immer mehr wächst und die Bekanntschaft mit den Mitteln zunimmt, welche unsere Sprache selbst zu ihrer Bereicherung bietet. Je deutscher Jemand fühlt und denkt, um so deutscher wird er auch sprechen und schreiben.

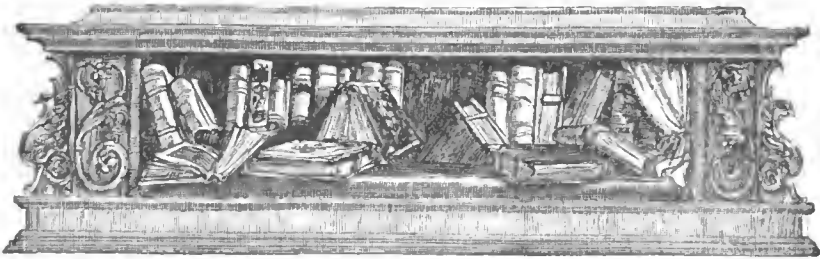
Die noch nothwendige Duldung der fremden Wörter, welche im Allgemeinen die Volkverständlichkeit beeinträchtigen, darf aber nimmer in Bevorzugung derselben ausarten. Wo völlig gleichbedeutende, klare deutsche Wörter zu Gebote stehen und keine Entlehnung des damit bezeichneten Begriffes stattfindet, sei das fremde Wort verbannt! Nicht das unabweißbare Bedürfniß das allein den Gebrauch fremder Wörter rechtfertigen kann, sondern lediglich die theilweise als Weltbürgerthum gepriesene Verachtung des Heimischen hat z. B. Neveu statt: Nefte, Nièce statt: Nichte, Eleve statt: Bögling, Deputirter statt: Abgeordneter, Metier statt: Handwerk, Supplik statt: Bittschrift, majorenn, statt: großjährig, Gardinen statt: Vorhänge und zahlreiche andere eingeschmuggelt. Zeigen wir, daß die Zeiten endlich unwiederbringlich vorüber sind, in denen ein einziges französisches Wort statt eines deutschen den ganzen Menschen auszierte, wie Gervinus spottend von der gebildeten Gesellschaft am Anfange des 18. Jahrhunderts sagte. Es liegt leider in der Entwicklung unserer Sprache, die ein getreues Abbild ist unseres so lange von Frankreich abhängigen gewesenen socialen und politischen Lebens, daß sich fremde Ausdrücke selbst als die geläufigeren und scheinbar bezeichnenderen mit roher Anmaßung aufdrängen. Aber wer auf den Namen eines deutschen Schriftstellers Anspruch

erheben will, soll das anstrengendste Nachdenken nicht scheuen, um für jeden Begriff den besten Ausdruck zu finden, den die so bildsame und ausgebildet deutsche Sprache bietet.

Leibnitz sagte, daß die deutsche Sprache es weniger nöthig hat als andere, fremde Wörter aufzunehmen. Auch Behörden, Regierungen, gesetzgebende Gewalten, welche zugleich für Einführung und Verbreitung neuer Ausdrücke so wirksame Mittel an der Hand haben, sollen sich stets ihrer Pflicht bewußt sein und für möglichste Reinhaltung der Muttersprache sorgen, wenn sie auch nicht so weit gehen dürfen, wie der Weimar'sche Landtag, der 1823 bei Strafe verbot, fernerhin: Advocat zu sagen.

Der Franzose hat nicht bloß für Schönheit, sondern auch für Reinheit der Sprache ein ausgebildetes Gefühl. Er weiß, daß die Sprache gleichsam die äußere Erscheinung des Geistes eines Volkes ist, und daß die Reinhaltung der Sprache nicht gleichgiltig ist für Reinhaltung der Eigenart eines Volkes, für sein Selbstbewußtsein und seine Unabhängigkeit. Mit peinlichster Sorgfalt wacht er, daß nichts Fremdartiges, was sein Ohr verlezt, in seinen Wortschatz eingeschleppt werde. Er kennt auch in der Sprache jene Fremdsucht nicht, die in Folge der langen socialen und politischen Abhängigkeit von Frankreich den Deutschen charakterisirt, der unter allen Völkern zur Bezeichnung der Werthlosigkeit, Geringsfügigkeit das ihn wenig ehrende Sprichwort besitzt: Es ist nicht weit her. Warum ahmen wir die Franzosen in Allem, nur nicht in diesem Punkte nach? Und ist auch unser Gefühl durch fortdauernde Gewöhnung so abgestumpft, daß uns die fremden Worte überhaupt nicht mehr beleidigen; haben wir auch das Verständniß von dem Werth und der Würde einer einheitlichen Sprache verloren: finden wir also darin keinen Grund, selbst die entbehrlichen fremden Worte zu meiden: — so möge sich doch wenigstens fortan Niemand mehr mit den fremden Worten, die uns eine eindringliche Mahnung an die Zeiten der tiefsten Schmach, an die Zeiten der Unterjochung deutschen Geistes sind, brüsten und so unbewußt auf Wiederkehr derselben hinarbeiten! Mit der Nation verfällt die Sprache derselben und mit der Sprache die Nation!





Die Geschwister.

Roman in vier Büchern von Karl Frenzel.

Von

Paul Lindau.

— Berlin. —

Unter den erzählenden Dichtungen Karl Frenzels stelle ich die neueste den vierbändigen Roman „Die Geschwister“, *) am höchsten. Ich nehme keinen Anstand, diesen Roman als einen der lesenswerthesten zu bezeichnen, die in jüngster Zeit in Deutschland erschienen sind. Die Geschichte ist gut erfunden, sie spielt unter lebenswahren Personen unserer Zeit, unseres Landes und unserer Gesellschaft; der Ton, der aus ihr uns entgegenklingt, ist unserem Ohre vertraut; und sie ist mit einem Geschicke aufgebaut und in einer Weise vorgetragen, die uns eine ernsthafte Freude und willkommene Anregung gewähren. Was uns Frenzel erzählt, geht in den Jahren 1872 und 1873 vor sich, in jener denkwürdigen Zeit nach dem Kriege, in der unser Vaterland wie von einem Taumel befallen war; in der Zeit, da die unheimliche Sucht nach plötzlichem und mühelosem Erwerbe wie eine verheerende Seuche um sich griff und mit ihrem Gifte auch gesunde Naturen ansteckte, da ein tollkühnes Unternehmen, das keinen Augenblick vor der nüchternen Prüfung Stand hielt, ein anderes wahnwitziges jagte; in jenen Tagen des leichtsinnigen Genießens und der Selbstverblendung, die sich selbst als die „Zeit des wirtschaftlichen Aufschwungs“ bezeichneten und die jetzt als die verächtliche „Gründerzeit“ in unserer Erinnerung einen schwarzen Strich haben. Gleichzeitig machen sich in denselben trüben Tagen die ersten Anzeichen der staatsfeindlichen Wühlereien jener Partei geltend, der die Erstarkung der protestantischen Macht ein Dorn im Auge ist, und die die Regierung veranlassen, aus der Abwehr zum Angriff überzugehen. Innerhalb der letzten Herrlichkeit der Gründerzeit und der ersten An-

*) Berlin 1882. Gebrüder Pactel.

fänge des Culturkampfes bewegen sich also die Gestalten der Frenzel'schen Dichtung und treten uns als an diesen die wichtigsten Interessen des Staates berührenden Fragen mehr oder minder Beteiligte entgegen.

Wie es aber zum Glück im wirklichen Leben harmlose Naturen giebt, die von dem Wellenschlage des Staatsschiffes nicht berührt werden, die sich ihres Zusammenhanges mit der großen Gemeinsamkeit des Staates überhaupt kaum bewußt werden und in dem engen Kreise ihrer eigenen Empfindungen — der alleinigen Ursache ihrer Handlungen — ihr Leben aufbrauchen, so auch in der Frenzel'schen Erzählung. Während die Einen fieberhaft nach dem Abendblatt greifen, um eine Erklärung des Ministers im Reichstage im Wortlaut zu lesen, oder aus den Börsenbepfechen von den Wiener Schlußcoursen Kenntniß zu erhalten, werden die Andern, die die Worte „Culturkampf“ und „Börsenkrach“ nur flüchtig vernommen und kein Verlangen danach haben, deren eigentliche Bedeutung zu erkunden, tiefbewegt, wenn ein flüchtiger Blick aus geliebtem Auge sie streift; und sie bleiben theilnahmslos allen solchen Fragen gegenüber, von denen man sagt, daß sie die Welt erschüttern.

Aus diesen beiden Elementen, aus Leuten, die in die weite Dessenlichkeit eingreifen und zu ihr in einem Abhängigkeitsverhältnisse stehen, und solchen, deren Regungen sich nur im Engen und Geheimen entzünden und dort auch verzehren, ist die Gesellschaft, in die uns der Dichter der „Geschwister“ führt, zusammengesetzt.

Gleich auf der ersten Seite giebt Frenzel seine Absicht zu erkennen, daß er uns keine zeitlose Geschichte aus Wolkenkuducksheim, sondern Begebenheiten aus unseren Tagen und unserem Leben erzählen will, die, wenn sie sich nicht zugetragen haben, sich doch zugetragen haben könnten. Er führt uns auf den Bahnhof einer mittleren Provinzialstadt in Schlesien, die er Friedberg nennt, in dem Augenblick, als der Kaiser von dem Hoch der Bevölkerung begrüßt, die Station verläßt.

Es ist da erst vor wenigen Tagen ein neuer Bahnhofsinpector angestellt worden, über den sich die um den Stammtisch in der Bahnhofsröstauration vereinigten achtbaren Bürger von Friedberg angelegentlich unterhalten. Er heißt Fritz von Barnim. Das eiserne Kreuz auf der Brust bezeugt, daß er als Offizier im letzten Feldzuge seine Schuldigkeit gethan hat. Obwohl er erst vor wenigen Tagen seine neue Stellung angetreten hat, ist er doch in der Gegend kein Unbekannter. Er steht zu dem vornehmsten Herrn, zu dem ultramontanen Fürsten Rhbnik, dessen Schloß vom Bahnhof aus zu sehen ist, sogar in naher verwandtschaftlicher Beziehung: seine verstorbene Schwester war die erste Gattin des Fürsten. Nach deren Ableben hat dieser eine zweite Ehe mit einer sehr schönen jungen Französin, Leonie, geschlossen. Nicht allein dadurch hat sich das Verhältniß zwischen Fritz von Barnim und dem Fürsten stark gelodert. Fritz ist ein flotter und leichtsinniger junger Mann gewesen; er hat Schulden gemacht, die der reiche Schwager zuerst

bezahlt hat. Fritz hat aber weiter gewirthschaftet, und die schwägerliche Unterstützung ist ausgeblieben. Da hat sich der junge Mann aufgerafft, ist als Kaufmann in die weite Welt gezogen und hat sich durch gute Wirthschaft in Asien so viel verdient, daß er seinen europäischen Verpflichtungen bis auf Heller und Pfennig hat genügen können. Dann ist er in die Heimat zurückgekehrt, hat, als der Krieg ausbrach, wieder Dienst genommen und nach Beendigung des Feldzuges die bescheidene, aber seinen Ansprüchen genügende Stellung eines Bahnhofsinstructors in Friedberg erhalten.

Wenn ihm auch die unmittelbare Nachbarschaft des Schwagers, dem er nun gänzlich entfremdet ist, und der eleganten Fürstin Leonie, die jetzt an der Stätte wohnt, wo seine Schwester früher gebot, — wenn ihm diese Nachbarschaft auch mißliche Empfindungen bereiten mag, so werden diese durch erhebliche Annehmlichkeiten, die Friedberg ihm bietet, doch reichlich aufgewogen. In Friedberg verbringen die Geschwister Tornow alljährlich mehrere Monate, Egon, als Leiter der Tornow'schen Fabrik, Magda als sorgende Schwester und wohlmeinende Pflegerin der Arbeiterfrauen und Kinder.

Magda ist kein junges Mädchen mehr; sie steht hart an der Grenze der gefährlichen Dreißig. Sie ist eine klare, schlicht vornehme Natur. Man begreift nicht recht, weshalb dieses anmuthige, eble und vermögende Mädchen ihren natürlichen Beruf, sich zu verheirathen, verfehlt hat. An Bewerbern hat es ihr doch gewiß nicht gefehlt, fehlt es ihr wahrscheinlich auch bis zu dieser Stunde nicht. Und wenn uns nicht alles täuscht, so ist jener eigenthümliche interessante junge Mann, Freiherr Edmund von Rodenschildt, der mit demselben Zuge wie Egon in Friedberg eingetroffen ist, gar nicht abgeneigt, sich Magdas dauernde Gunst zu erringen. Edmund von Rodenschildt hat in seinem ganzen Wesen und Gebaren etwas Undurchsichtiges; er erscheint vor uns zwar nicht mit der finstern Miene eines melodramatischen Verräthers, der den Dolch im Gewande birgt; aber wir trauen dem, einen eigenartigen Sakristeigeruch um sich verbreitenden und weltmännischen Baron, der als Erzieher in das fürstliche Haus der ultramontanen Nybnik eintritt, nicht viel Gutes zu.

Frenzel führt diese vier Gestalten, die unsre besondere Theilnahme erregen sollen: Magda und die drei jungen Männer, Fritz, Egon und Edmund, in geschickter Weise zu einem vertraulichen Geplauder zusammen und charakterisirt sie scharf in der Stellung, die ein jeder von ihnen zu den sogenannten „Tagesfragen“ einnimmt. Es ist natürlich, daß sich in dem Wohnzimmer des Fabrikbesizers zunächst die Unterhaltung um die Arbeiterfrage entspinnt. Der Fabrikant Egon Tornow ist der entschiedenste Gegner der Socialdemokratie, die für ihn lediglich eine roh und blind zerstörende Gewalt ist, und als deren wahre und schreckliche Verkörperung er eben nur die Pariser Commune betrachten kann. Der Aristokrat Fritz von Barnim ist ein strammer Anhänger der Monarchie, und die Menge ist ihm nicht sowohl ein schreckliches als ein widerwärtiges Ungeheuer. Baron Edmund kommt aus Rom. Er

blickt nicht mit der Geringschätzung des Offiziers auf die Masse herab; er sieht ihr auch nicht mit dem Bangen des Fabrikanten entgegen. Er glaubt in ihr vielmehr eine Gewalt zu erspüren, die unter Umständen recht nutzbar gemacht werden könne; und in ähnlicher Weise wie der frühere Bischof von Mainz, von Ketteler, verspricht auch er sich großen Gewinn davon, wenn man die Socialdemokratie mit den Ideen des orthodoxen Christenthums durchtränken könne. In diesem Gespräche macht sich, zunächst in leisen Andeutungen, dann aber immer schärfer, ein entschiedener Gegensatz zwischen Fritz und Edmund geltend. Die Beiden stoßen sich ab, und man fühlt, daß dieses Widerstreben nicht bloß durch die Verschiedenartigkeit ihrer Grundzüge und Auffassungen hervorgerufen wird: ein jeder der Beiden wittert in dem Andern so etwas wie einen gefährlichen Nebenbuhler. Wenn es auch mit keinem Worte ausgesprochen ist, so hat man doch das Bewußtsein, daß es sich für Beide eigentlich nur um Magda handelt. Diese Gegnerschaft ist mit sehr feinen Strichen gezeichnet. Es ist bisher eigentlich nichts vorgefallen, was die Beiden entzweien könnte; es ist noch nicht eine Andeutung gefallen, die auf ein vertrauliches feilisches Verhältniß zwischen Fritz und Magda und auf die Absicht Edmunds, sich um die Hand des reichen Mädchens zu bewerben, schließen ließe. Und doch spricht in dem eifrigen Hin und Wider der politischen und socialen Erörterungen ein Drittes mit, das unausgesprochen bleibt: in dem Gespräche über die öffentlichen Fragen summt im Geheimen ein dumpfes eifersüchtiges Grollen, das ein jeder vernimmt; auch Magda, die aufmerksame Zuhörerin.

In demselben Friedberg hat nun eine fahrende Kunstreitergesellschaft ihre Zelte aufgeschlagen, und in dieser Gesellschaft finden wir die Mignon, die nun einmal in dem deutschen Romane, wie es scheint, nicht fehlen darf. Sie heißt Uda — brauche ich zu sagen, daß sie rothe Haare hat, und daß ein „Hauch von Ursprünglichkeit“ sie umschwebt? Außer dieser Uda, der das Bagabundenleben widersteht, die die halsbrecherischen Kunststücke nicht mehr mitmachen will und bei der menschenfreundlichen Magda Obdach sucht und findet, fesselt uns in der Akrobatenbande noch besonders der Thierbändiger Willon, der Simson der Gesellschaft. Die vortrefflich gezeichnete Figur des kräftigen, etwas gewalthätigen, aber im Grunde des Herzens gutmüthigen Mannes weiß sofort eine freundliche Gesinnung in uns zu erwecken, und wenn uns das mit französischen Brocken versetzte Klauervölkisch, das er spricht, auch ein bißchen stört, wenn wir ihm auch eine andere Ausdrucksweise gewünscht hätten, als gerade dies mit Gallicismen durchmengte Deutsch und das mit Germanismen gemischte Französisch, so fesselt er uns doch; und wir vernehmen mit gespannter Aufmerksamkeit den wunderlichen Roman seines Lebens, den er seinem freundlichen Wirth, dem Bahnhofsinpector Fritz von Barnim, erzählt. Es ist eine kraus verwortene, etwas unwahrscheinliche Geschichte, aber sie ist spannend genug. Willon hat bessere Tage gekannt, er ist verheirathet gewesen, er hat ein Kind, aber dies Kind ist ihm entfremdet. Wenn er daran denkt, bricht er in drohende Worte

aus. Er haßt diese Person, die ihm das bitterste Leid zugefügt hat, wie Narciß die Pompadour. Ja, bisweilen nimmt seine Klage sogar denselben Tonfall an; man glaubt Rameaus Neffen zu hören, wenn Willou ausruft: „Ich habe vermuthlich noch eine Tochter! irgendwo in der Welt, in Sammetkleidern, mit Perlengehängen . . . schön und nichtsnutzig . . . Sie war eins der hübschesten Mädchen von Paris, meine Heloise, sie konnte singen und musciren, lachen und plaudern, daß es Jedem eine Herzensfreude war. So viel Anmuth und Unschuld, wo ist sie nun? Im Schmutz verloren — oder ehelos trotz allen Glanzes, und ich Narr suche sie immer noch!“

Simson sucht sie, der Leser der „Geschwister“ hat ihre Spur schon entdeckt. Welches Interesse könnte die schöne Fürstin Leonie daran haben, die Künstlerbande so schnell wie möglich aus Friedberg zu entfernen? Weßhalb läßt sie den geheimnißvollen Auftrag durch eine Vertrauensperson an den Besitzer des Circus ausrichten? Was hat eine Fürstin Rybnik mit fahrenden Kunstreitern zu schaffen? So seltsam es uns berührt, die beiden Personen: den mit wilden Bestien im Käfig „arbeitenden“ Simson und die vornehme Frau auf der höchsten Höhe der bevorzugten Gesellschaft, miteinander in Verbindung zu bringen, es steigt uns doch der Argwohn auf, daß diese glänzende Leonie Rybnik mit der verschollenen Heloise Willou identisch sein könnte, und dieser Argwohn befestigt sich immer mehr.

Mit den Kunstreitern zugleich verlassen auch wir die schlesische Provinzialstadt. Daß laute und bunte Treiben der Hauptstadt nimmt uns auf, und wir vergessen darüber einstweilen den starken Simson und sein Leid.

Die fürstlich Rybnik'sche Familie und in ihrem Gefolge der aristokratische Hauslehrer Edmund, sowie auch die Geschwister Tornow haben zum Herbst ihre Wohnsitz in Berlin genommen. Der Fürst hat sich an einem großen Eisenbahnunternehmen betheiliget, dessen Ausführung den Werth seines schlesischen Grundbesitzes beträchtlich steigern würde. Durch dieses große Geschäft kommt der Fürst auch in Berührung mit einem bedeutenden Finanzmanne, dessen Confection, selbst wenn er nicht Isaac Kronheim hieße, kaum zweifelhaft sein würde. Ja, es wäre vielleicht nicht einmal nöthig gewesen, Herrn Kronheim so stark jüdeln zu lassen, wie dies geschieht. Es soll nicht bestritten werden, daß es Commerzienräthe giebt, die wie der Commerzienrath Kronheim sagen: „Wie heißt! Soll mich Gott bewahren, zu verleumben einen jungen strebsamen Mann.“ Aber wenn das Realismus ist, so erscheint er mir etwas zu billig.

Dieser „junge strebsame Mann“, von dem Herr Kronheim spricht, ist Niemand anders als Baron Edmund von Rodenschildt, dessen Physiognomie von dem Augenblick an, da er die Hauptstadt betritt, wesentlich an Schärfe gewinnt. Der geschmeidige kirchlich-socialistisch angehauchte Aristokrat zeigt alsbald eine überraschende Gewandtheit auch in kaufmännischen Dingen, namentlich, wenn diese zu jener zweideutigen Art gehören, wie sie während der Grünberzeit im Schwange waren. Seine Brauchbarkeit wird denn auch

sehr bald von dem Geldmanne und dem mit ihm verbündeten Fürsten Rybnik erkannt; und Niemand versteht es so gut, einen Prospect mit verlockenden Wendungen aufzusetzen und den gewinnlüchtigen Börsenleuten die Pille, die sie schlucken sollen, mundgerecht zu machen wie Edmund. Auch in ihm erwacht, während er sich mit den wirklich vorhandenen und den eingeredeten Millionen zu beschäftigen hat, das heißhungrige Verlangen nach Gold. Und nun wird auch zu seiner Bezeichnung das Wort ausgesprochen, das uns schon immer auf der Zunge geschwebt hat: nun wird er schlechtweg ein „Streber, der nicht wählerisch in seinen Mitteln ist“ und „einen römisch geistlichen Dufft aushaucht“, genannt. Wir haben uns also nicht in ihm getäuscht, und das, was wir bei der ersten Begegnung mit ihm als Vermuthung hegten, wird nun zur Gewißheit: Edmund fahndet auf das reiche Mädchen, auf Magda. Während der Zeit seiner Bewerbung will er jedoch selbst möglich viel Geld verdienen, und es versteht sich, daß er mit geistvollen Sophismen vor seiner Umgebung und sich selbst die Berechtigung seiner Gewinnsucht nachweist. In den Beratungen des Gründungsausschusses führt er eine wichtige Stimme, und mit Beredsamkeit weist er auf die großen Vortheile hin, die der Allgemeinheit aus der neuen schlesischen Bahn erwachsen würden.

Es ist keine Bahn nach dem Monde, die Frenzel entwerfen läßt; es ist eine richtige Bahn durch Schlesien, die sich auf der Karte finden lässe. Bei dieser Achtung vor den wirklichen Verhältnissen, die ich dem Verfasser als Verdienst anrechne, befremdet es nun um so mehr, wenn da plötzlich Dinge zur Sprache kommen, die ganz und gar aus der Wirklichkeit herausfallen. In der Sitzung des Ausschusses werden namentlich die Schwierigkeiten besprochen, welche zur Erlangung der Genehmigung von Seiten der Regierung noch zu überwinden sind; und da heißt es denn, die Regierung wolle noch die Stimme eines Sachverständigen hören und habe beschlossen, zu dem Behufe den Bahnhofsinpector Fritz von Barnim nach Berlin zu berufen. Ich glaube, die vortragenden Rätthe des Herrn Maybach würden ein curioses Gesicht machen, wenn man ihnen zumuthete, sich von dem Bahnhofsinpector einer kleinen Provinzialstadt über eine entscheidende grundsätzliche Frage Belehrung zu holen. Da verräth sich in nicht allzu geschickter Weise lediglich das Bedürfniß des Romandichters, die Leute, die für ihn von Wichtigkeit sind, auf einen Fleck zusammenzuführen.

In Berlin machen wir nun einige neue wichtige Bekanntschaften. Da draußen vor dem Schönhauser Thor lebt in einem kleinen Häuschen Martha Lebrecht, die lange Jahre hindurch die treue Dienerin der verstorbenen Fürstin von Rybnik, der Schwester des Bahnhofsinpectors, und später Wirthschafterin im Tornow'schen Hause gewesen ist. Bei dieser hat Magda auch die frühere Kunstretierin Uda untergebracht, die sich in dem eintönigen und beschwerlichen Dasein einer sitzamen Arbeiterin so gut es eben gehen will, zurechtzufinden sucht. Bei der braven Frau Lebrecht wohnt noch als

Miethsmann der junge vergnügte Maler Gustav Kraus, der eben bekannt zu werden anfängt, seine ersten Bilder verkauft und sich für die frische Tochter des Herrn Kronheim, Clarissa, sehr lebhaft interessirt.

An einem Sonntagnachmittag macht sich Uda auf den Weg zu Magda. Die Schilderung dieser Wanderung aus der Vorstadt durch die Stadt bis zu dem vornehmen Westen gehört zu den sehr gelungenen Seiten des Romans. Die Stadt, die Beleuchtung, die Stunde, alles das ist vortrefflich zusammengestimmt und durchaus wahr. Und es ist richtig, daß sich unter dem Einfluß dieser Neußerlichkeiten Udas Gefühle aus dem Dunkel herausarbeiten. Die knospenden Empfindungen dieses wunderbaren Mädchens sind mit großer Anmuth geschildert. Uda vermißt sich, sich in den hochgestellten, reichen Egon Tornow, ihren Wohlthäter und Beschützer, zu verlieben, und die zwanglose Gemüthlichkeit, mit der der Herr die Dienerin behandelt, schneidet ihr in's Herz. Sie mag sich das Unmögliche selbst nicht gestehen, aber die Eifersucht bringt ihr das Verhängnißvolle ihrer Leidenschaft zur Anschauung. Uda ist eifersüchtig, — eifersüchtig auf die schöne Fürstin Rhybnik! Sie hat die strahlende Frau freilich nur flüchtig gesehen; aber ihr jungfräulicher Spürsinn sagt ihr, daß sie von dieser nichts Gutes zu gewärtigen habe.

Uda ahnt ganz richtig. Der junge Fabrikant bemüht sich wirklich sehr lebhaft um die Gunst der Fürstin. Es ist freilich keine tiefe Leidenschaft, die ihn dazu treibt, sondern vielmehr nur ein Gefühl der verzeihlichen jugendlichen Eitelkeit; das Wohlwollen der vornehmen Frau schmeichelt ihm, und sie, die Fürstin Rhybnik, findet den jungen Tornow so liebenswürdig und angenehm, wie er ja ist. Seine Huldigungen sind ihr aber auch noch aus anderen Gründen werthvoll. Die verschwenderische Frau hat etwas mehr ausgegeben, als sie ihrem Gatten, der gerade jetzt von Sorgen gedrückt erscheint, gestehen mag; und sie hält es für gestattet, die Hülfe eines edelmüthigen Freundes, der ihr den erbetenen kleinen Dienst mit tausend Freuden leistet, in Anspruch zu nehmen. Eine wahrhaft vornehme Frau würde freilich schwerlich auf diesen Ausweg gerathen; aber es erscheint mir ganz richtig, daß in diesem entscheidenden Falle durch die glänzenden Verhältnisse, in die Leonie gestellt ist, der angeborene Leichtsin in der Wahl der Mittel durchbricht. Es ist nicht die gefeierte Fürstin Rhybnik, es ist die Tochter Willons, die Egon Tornow um ein Darlehn angeht — das alte Wagabundenblut regt sich wieder.

Magda hat sich uns noch immer nicht genähert; wir bleiben in ehrerbietigem Abstände von diesem Mädchen entfernt. Wir fühlen, daß sie etwas mit sich herumschleppt, was sie schwer drückt; wir wissen nicht, was. Magda thut uns leid, und wir wissen nicht, warum. Es ist eine Eigenthümlichkeit Frenzels, daß er uns lange auf das erklärende Wort warten läßt. Was ist das für ein Geheimniß, das an Magdas Lebensfreuden nagt, das ihr den frohen Genuß an den Glücksgütern, mit denen sie gesegnet ist, vergällt und sie vereinsamt?

Nur Einer scheint um dieses Geheimniß ihres Lebens zu wissen, das ist ein gewisser Schling, ein Lump mit Bildung, der allerhand merkwürdige Geschäfte betreibt und in diesem Augenblick dem Maler Kraus Modell steht. Die Gestaltung dieses verbummelten Keks ist Frenzel meisterlich gelungen. Man sieht diese Mißbildung unsres modernen gesellschaftlichen Lebens, diese wunderfame Verschmelzung von Bildung und Verkommenheit, einen typischen Auswuchs unsrer Kultur, leibhaftig vor Augen. Betrachten wir ihn genauer, so erkennen wir auch eine starke Ähnlichkeit zwischen ihm und einem andern Individuum desselben Schlages, dem wir früher einmal irgendwo begegnet sind. Und nun hören wir seine Geschichte. Wir erfahren, daß er der Sohn eines armen Mannes, der Sohn des Portiers im Hause des reichen Wolf Tornow gewesen ist. (Seite 32, Band III.) „Eine Reihe modernster Charaktermasken hat er getragen; er war Volksredner, socialistischer Wahlagitator und stellvertretender Vorsitzender einer Volksbank gewesen, er hatte Hausverkäufe und Wechselgeschäfte vermittelt und sich einige Zeit nicht ohne Glück als Zeitungsreporter versucht.“ Und nun wissen wir auch, wo wir diesem Gerhard Schling schon begegnet sind: „Fils d'un portier, je remportais tous les prix . . . Tour à tour courtier d'annonces, sténographe, commis voyageur en librairie, secrétaire d'un député du centre, dont je faisais les discours, rédacteur en chef, vivant d'expédients, empruntant l'aumône, je suis arrivé à l'âge de quarante ans —“ es ist Giboyer in dem Augier'schen Drama „Les Effrontés“, der ganz dasselbe Leben durchlebt hat und ganz dieselben Gesinnungen hegt, wie Gerhard Schling in den „Geschwistern“. Die Uebereinstimmung zwischen den Beiden ist eine sehr große; und doch wird Frenzel selbst derselben wahrscheinlich nicht gewahr geworden sein. Das gehört vielmehr in das Kapitel der Reminiscenzen, über das ich in einem früheren Hefte dieser Zeitschrift eingehender gesprochen habe.

Noch eine sehr starke Reminiscenz oder eine merkwürdige geistige Begegnung ist in demselben Bande des Romans zu verzeichnen. Vor dem Schönhauser Thor, in dem kleinen Häuschen, wo Martha Lebrecht wohnt, hat Gustav Kraus zur Feier des Verkaufs seines ersten Bildes ein Künstlerfest veranstaltet, zu dem er auch den Baron Edmund geladen hat. Die alte Martha ist im Besiße einer handschriftlichen Aufzeichnung der verstorbenen Fürstin Hybnitz, die über das tragische Ende der unglücklichen Frau Aufschluß giebt. Martha hat die Schriftstücke, die sie sorgsam aufbewahrt hat, hervorgeholt, um sie endlich an diejenige Persönlichkeit gelangen zu lassen, für die sie bestimmt sind. Sie hat sich von dem lauten übermüthigen Feste der Künstlerjugend zurückgezogen. Da wird die Thür leise aufgemacht, Edmund tritt herein. Die alte Frau erschrickt; sie will schreien, sie ruft so laut um Hülfe gegen den Dieb, daß es vielleicht im Atelier gehört wird. Edmund hält ihr gewaltsam den Mund zu, — lange, zu lange, die alte Frau bricht leblos zusammen.

Diese graufige Scene, die Frenzel mit wahrer Kunst in ergreifender

Weise dargestellt hat, findet sich im Wesentlichen genau so in einer wenig bekannten aber meisterhaften Novelle eines im Verborgenen gebliebenen Schriftstellers, der sich Hildebrandt nannte. Die Novelle ist im Jahre 1869 oder 1870 im „Neuen Blatt“ unter dem Titel „Eine Testamentscommission“ erschienen. Wenn Frenzel dieselbe, was ich nicht nur für möglich, sondern sogar für wahrscheinlich halte, nicht gekannt hat, so wird ihn dieser Hinweis auf eine höchst sonderbare Begegnung auf schöpferischem Gebiete interessieren. Im Uebrigen ist diese Scene, die in der Frenzel'schen Darstellung kein Leser ohne fieberhafte Aufregung lesen wird, ganz und gar des Dichters unbestrittenes Eigenthum.

Ausgezeichnet ist auch die Beschreibung der ersten Stunden, die dem Morde und dem Diebstahl folgen; denn Edmund hat die Schriftstücke, in denen er eine Waffe zur Erringung Magda Toruows zu finden hofft, gestohlen. Edmund hat sich unbemerkt davon geschlichen. Den jungen Leuten, die in der Werkstatt die Bowle leeren, singen und lärmten, fällt es nachgerade auf, daß Frau Lebrecht so lange dem Feste fern bleibt. Ada will nachsehen, womit sich die Alte zu schaffen macht. Sie findet die Unglückliche erdroffelt auf dem Boden liegen. Entsetzt ruft sie die Andern herbei. Die Polizei wird benachrichtigt. Vom Mörder ist keine Spur zu entdecken. „Während Ada aus einer Fußbank sitzend in Thränen zerfließt, jeder Tröstung, die bald die Gärtnersfrau, bald Willon an sie richtet, unzugänglich, sich in der Seele anklagen, daß sie die gute Alte überhaupt allein gelassen, Egon und Gustav sich, leise den Schmerz verbeißend, unterreden, haben sich der Arzt, der Polizeileutnant und ein Constabler an den Tisch gesetzt, um das Protocoll über den Thatbestand und die Aussagen der Nächstbetheiligten aufzunehmen. Bei dem Licht derselben Lampe, die Alles gesehen, aber nicht reden kann. Die übrige, so lustige, so glücklich harmloje Gesellschaft hat sich mit stummem Gruß und Handdruck gegen Gustav entfernt.“ So schließt das zweite Kapitel des dritten Bandes, wohl das glänzendste Zeugniß, daß sich die dichterische Kraft Frenzels bisher ausgestellt hat.

Die Wirkung ist eine so starke, daß dadurch das nun Folgende naturgemäß beeinträchtigt werden muß. Frenzel selbst hat es empfunden, daß ihm eine Steigerung hier wohl schwerlich gelingen würde, und seine Klugheit hat ihm einen Ausweg angerathen. Er läßt den Faden seiner Handlung einstweilen fallen und giebt uns nun Kenntniß von den Aufzeichnungen der unglücklichen verstorbenen Fürstin Rhybnik. Ich will gern zugeben, daß diese Niederschrift dem klaren Verstande, dem edlen Herzen und der stilistischen Gewandtheit der Verstorbenen alle Ehre macht; aber ich kann nicht umhin, gleichzeitig zu bekennen, daß der Leser die Enttäuschung Edmunds, der in den geraubten Blättern Wissenswerthes über das, was ihm nahegeht, zu finden hofft und nun mit den Lebensschicksalen einer Person vertraut gemacht wird, die ihn kaum noch interessirt, ungefähr theilt. Es hat überhaupt sein Bedenkliches, heut zu Tage noch solche Tagebücher, welche ein Seelenleben

abspiegeln, für den Roman zu verwerthen. Die Form ist seit den Goethe'schen Mustern bis auf Auerbachs „Auf der Höhe“ allmählich etwas verbraucht.

Erst gegen den Schluß des dritten Bandes rückt Fritz von Barnim wieder in unsern Gesichtskreis, dem er als der eigentliche Held der Erzählung vielleicht etwas zu lange ferngeblieben ist. Beim Leichenbegängniß der unglücklichen Frau Lebrecht taucht er gelegentlich wieder auf. Er hätte für seine Bedeutung wohl mit größerer Wichtigkeit wieder eingeführt werden sollen. Das Kriegsministerium hat ihn berufen, um seine Ansicht über die Zweckmäßigkeit oder Unzweckmäßigkeit der Bahn zu hören; und der Offizier a. D. und jetzige Bahnhofsinpector erklärt sich aus strategischen Gründen gegen die Anlage. Auf die Unwahrscheinlichkeit dieses Verhältnisses habe ich schon hingewiesen.

Die Rückkehr Barnims und dessen Begegnung mit den Geschwistern Tornow bringt die in's Stocken gerathene Handlung nun in schnellen Fluß. Egon, der, von dem Gründungsfiieber mit ergriffen, das bescheidene Vaterhaus verlassen und einen modernen Prachtbau errichtet hat, dessen Einweihung durch ein großes Fest gefeiert wird, überwirft sich völlig mit Fritz, dem unbequemen Vertreter der Sittlichkeit und Nüchternheit, während Fritz und Magda unter Bedingungen, welche die gesellschaftlichen Rücksichten niederreißen und dem Durchbruch der Leidenschaft freien Lauf lassen, in endlich eingestandener Liebe aneinandergetrieben werden; aber nur auf einen Augenblick, dann wendet sich das schwermüthige und unglückliche Mädchen schauernd von dem Geliebten ab, wirft einen herzerreißenden Blick auf ihn und spricht das traurige Wort, das das Geheimniß ihres Lebens endlich löst: „Ich gehöre einem Andern an.“ Fritz geht, Magda bricht in Thränen zusammen; Ada tröstet sie. Dieser Schluß des dritten Bandes, ich hätte beinahe gesagt, dieser Actschluß ist freilich etwas melodramatisch, aber äußerst wirksam.

Die Offenbarung Magdas, daß ein jugendlicher Fehltritt die Blüten ihres Lebens zerdrückt hat, kommt uns völlig überraschend. Unsere Phantasie hat für das scheue, abgeschlossene, trübe Wesen des edlen und sympathischen Mädchens nach allen möglichen Erklärungen gesucht. Auf die richtige Spur sind wir nicht gerathen. Alles Erdenkliche hätten wir dem so correct erscheinenden Mädchen eher zugetraut als das, was sie wirklich gethan hat. Um das Maß ihres Unglücks voll zu machen, ist Derjenige, für den sie so viel gethan, daß ihr zu thun nun nichts mehr übrig bleibt, ein gewissen- und ehrloser Mensch, ein Schwindler und Fälscher, der mit Schimpf und Schande von ihrem Vater aus dem Hause gejagt worden ist und sich jetzt, Gott weiß, wo und unter welchen Bedingungen, in der Welt herumtreibt. Aber gerade nun meldet er sich wieder oder läßt seine bevorstehende Ankunft vielmehr durch Gerhard Schling melden.

Nicht bloß über Magdas Haupt, auch über dem ihres Bruders ballen

sich die Wolken zusammen. Der wahnsinnige Rausch verfliegt nach und nach, und die laßenzämmerliche Stimmung stellt sich ein. Es zieht ein beunruhigendes Wetter auf, das die Börsenmänner mit geheimem Schrecken erfüllt. Fürst Rybnik ist auf sein Friedberger Schloß zurückgekehrt. Das gescheiterte Eisenbahnunternehmen hat ihn hart an den Abgrund gedrängt; die furchtbaren Aufregungen haben seinen Geist zerrüttet. Die Jesuiten, deren Werkzeug er gewesen ist, wollen nun retten, was noch zu retten ist, und geben ihm einen ihrer Getreuen, einen gewissen Gotthold Demuth bei, der den Baron Edmund verdrängt und bald allmächtiger Herr im Hause ist. Frenzel glaubt offenbar an eine weit verzweigte Verschwörung der Jesuiten, an einen großen Geheimbund, der Diener besoldet, geheime Agenten unterhält und dergleichen. Es wäre gar wohlfeil, das als Ammeumärchen zu verspotten, vielleicht aber nicht ganz berechtigt. Da endlich entladet sich das drohende Gewitter mit dem furchtbaren Wiener Krach. Und fast gleichzeitig, im Mai des Jahres 1873, führt die Regierung den ersten Schlag gegen die auffällige Kirche. Fürst Rybnik bricht zusammen; sein Geist wird oft von finstern Wahnsinn umnachtet. Da erhält er noch obenein von unbekannter Hand jene Blätter, die seine erste Frau in den trostlosen Stunden ihres Alleinseins niedergeschrieben hat — eine fürchterliche, niederschmetternde Anklage gegen ihn, dessen grausame Lieblosigkeit das arme Weib in den Tod getrieben hat. Der Absender ist natürlich Edmund, der sich für die Schmach, die er im fürstlichen Hause durch seine rücksichtslose Beseitigung erlitten hat, grausam rächen will.

Hier kann ich Frenzel den Vorwurf, sich einer starken Unwahrscheinlichkeit schuldig gemacht zu haben, nicht ersparen. Man rächt sich doch nicht mit einer Waffe, die tödtlich auf den, der sie führt, zurückfallen muß. In einem Romane wie diesem, der dem Anspruche, ein Bild unseres Lebens zu sein, in hohem Maße genügt, sollte nichts erzählt werden, was nach gewöhnlicher Auffassung gegen alles Vernünftige und Natürliche verstößt. Edmund ist der Mörder der Frau Lebrecht, auf den die Polizei fahndet. Es ist nur ein einziger Gegenstand da, welcher den Zusammenhang zwischen ihm und dem Morde nachweisen könnte, und das sind eben jene Blätter der verstorbenen Fürstin. Sie sind werthlos für ihn. Das Nächstliegende, das einzig Mögliche ist, daß er diese Blätter, die auf die Spur führen können, sofort vernichtet — er bewahrt sie nicht nur, er giebt sie sogar aus den Händen, lediglich, um wegen einer erduldeten Unbill einem alters- und geisteschwachen Mann einen Schabernack zu spielen. Das erscheint mir in dieser Erzählung nicht zulässig.

Uebrigens erreicht Edmund seinen Zweck, daß er den halb verrückten Greis noch verrückter macht. Der Fürst bescheidet Friß von Barmim zu sich; er will ihm Kenntniß von den Klagen der verstorbenen Fürstin und von seiner eigenen Schuld geben; aber bevor ihm dies gelungen, nimmt Friß die traurigen Blätter und thut damit, was von rechtswegen Edmund hätte thun sollen: er wirft sie in's Feuer. Die ergreifende Scene aus dem „Roman d'un jeune homme pauvre“ erneuert sich.

Auf die geschickte Lösung der kunstvoll geschlungenen Fäden will ich nur noch mit einigen Worten hinweisen. Ich will dem Dichter nicht mehr nach-erzählen, wie der alte Fürst sein jämmerliches Leben beschließt; wie Edmund von fürchterlicher Angst, als Mörder entdeckt zu werden, gefoltert, mit einem neuen Verbrechen vom Schauplatz verschwindet, man weiß nicht, ob er untergeht oder nicht; wie durch den Tod des Verführers Magdas das einzige Hinderniß, das ihrer Vereinigung mit dem liebenden und geliebten Fritz von Barnim im Wege stand, weggeräumt wird, und wie auch Egon Tornow die treue Seele und hingebende Liebe Udas erkennt und mit ihr sich für das Leben verbindet; wie zu guterletzt die elegante Fürstin gut und logisch als Bettschwester endet, oder wie Frenzel sagt, „mit der Gottheit unbewußt Komödie spielt.“

Frenzels Roman ist nicht ohne Fehler, aber er besitzt glänzende Eigenschaften; es ist ein gut geschriebenes anregendes Buch, das Werk eines sorgsamem, ernsthaft arbeitenden Schriftstellers, das ohne Hast und mit künstlerischem Bedacht zu Ende geführt ist. In Ermangelung eines richtigen jungen Mädchens, wie es sein soll — von dem etwas conventionellen Bäckfisch, der Commerzienrathstochter Clarissa, ist nicht viel zu reden — besitzt die im Dämmerchein gehaltene Figur der Magda einen eigenartigen und wehmüthigen Reiz. Ihr Bruder tritt aus dem Gewöhnlichen nicht heraus. Er ist der junge anständige und gebildete Kaufmann mit vortrefflichen Eigenschaften und einigen Fehlern, wie sie den normalen jungen Leuten eben eigen sind. Viel bedeutender und tiefer angelegt ist Fritz von Barnim, von dem wir nur bedauern, daß er während der Hälfte der Erzählung zur Disposition gestellt wird. Eine eigenthümliche und kühne Idee ist es, den Helden der Erzählung zum Bahnhofsinpector gemacht zu haben. Behüte mich der Himmel, den Bahnhofsinpectoren Unverbindliches nachzusagen. Es sind höfliche, zuvorkommende, umsichtige, gebildete Leute, oft frühere Offiziere, die tapfer gefochten und sich das eiserne Kreuz geholt haben. Aber ein Bahnhofsinpector mit der rothen Mütze als poetischer Bahnhofsinpector — man muß sich erst daran gewöhnen. Sehr fein ausgeführt ist Edmund, dessen Niedergang durch das Streberthum vom charakterlosen Gesellschaftsmenschen zum Verbrecher in folgerichtiger Weise veranschaulicht wird. Uda ist das rothhaarige Naturkind, Gustav Kraus der junge Maler und Kronheim der Commerzienrath, wie sie im Buche stehen, — nicht mehr und nicht weniger. Recht lebenswürdig ist das Hausmütterchen Martha Lebrecht, eine Puttkitz'sche Figur, wie sie die Frieb darstellen würde; aber vielleicht würde sich die Frieb doch über die Rolle beklagen, weil sie nicht bedeutend genug ist. Unter den epischen Gestalten ist bei weitem die interessanteste die des verkommenen und gebildeten Schling, aber auch der urkräftige Simson und der jesuitische Demuth sind ganz vortrefflich gezeichnet.

Das Buch ist in gutem, reinem, leichtflüssigem und gebildetem Deutsch geschrieben. Mein Sprachgefühl ist nur ein einziges Mal verletzt worden,

und zwar durch die abscheuliche Neubildung „Jetztzeit“, — ein niederträchtiges Wort, das ein Schriftsteller wie Frenzel, der sich für die Schönheit unserer Sprache einen empfänglichen Sinn bewahrt hat, nicht anwenden sollte. Sonst läßt sich Frenzel wohl kaum eine sprachliche Sünde zu Schulden kommen, man könnte ihm vielmehr den Vorwurf machen, daß seine Personen bisweilen in gar zu glattem, akademisch gejeiltem Deutsch sich ausdrücken und zu wohl-gesetzte Neben halten. Man kann indessen von ihm sagen, was Frenzel selbst von Barnim sagt: „Er bemüht sich nicht, die Unterhaltung künstlich zu erhöhen, aber unter seiner Behandlung gewinnen alle die kleinen Fragen, Bemerkungen, Scherze und Anekdoten, wenn nicht an Inhalt, doch an Form; es sind Kiesel, die sein Geist gleichsam zu Diamanten schleift.“

Gebildet sind alle die Leute, mit denen wir in der Erzählung zusammen treffen. Namentlich wissen sie in der klassischen Dichtung sehr genau Bescheid. Was diese kleine Clarissa alles in ihrem Briefe anführt! Julia, Snyloß, Tubal, Uriel Acosta und ich weiß nicht, wen noch! Das junge Mädchen geht offenbar zu viel in's Schauspielhaus; und sie hat's doch eigentlich gar nicht nöthig, wie wir andern Leute, die darüber schreiben müssen. Auch die Künstler und Schriftsteller der Gegenwart, nicht der „Jetztzeit“, sind den Frenzel'schen Geschöpfen sehr gut bekannt. Auf Reinhold Begas wird handgreiflich hingewiesen, Ludwig Knaut und Gustav Richter, Paul Heyse und Ludwig Pietsch in der „Voss'schen Zeitung“, werden mit vollem Namen genannt. Ich weiß, daß gewisse Kritiker das als einen Fehler rügen, als eine ungeschickte Nachahmung des französischen Naturalismus, als photographische Wiedergabe, welche die freien Linien des von der schöpferischen Phantasie entworfenen Gemäldes stört. Ich besitze für diese Art von Kritik nicht das geringste Verständniß. Wenn ich in einem Buche, das in dem modernen Deutschland spielt, von einem berühmten Maler „Hans Frei“ lese, so stört mich das, weil ich von diesem berühmten Manne nie etwas gehört habe; wird mir Lenbach oder Gustav Richter genannt, so heimelt es mich an, und ich weiß Bescheid.

Merkwürdig, aber durchaus nicht unangenehm berührt es, wenn Frenzel wie er es häufig thut, bei der Schilderung plötzlich aus dem Imperfect in das erzählende Präsens verfällt; ich glaube nur, daß er diesen Kunstgriff etwas zu oft anwendet.

Frenzel hat seit seinem ersten Auftreten als erzählender Dichter stete Fortschritte gemacht, und sein neuester Roman, „die Geschwister“ ist, wie ich schon zum Beginn sagte, ohne Zweifel sein reifstes und gelungenstes Werk. Trotz der vier Bände, die zunächst erschrecken, erlahmt die Theilnahme des Lesers nicht einen Augenblick, und wenn wir an der letzten Seite der Dichtung angelangt sind, so scheiden wir von dem Buche mit Bedauern; Clarissa Kronheim würde nicht verfehlen, dieses Gefühl in den Worten wiederzugeben:

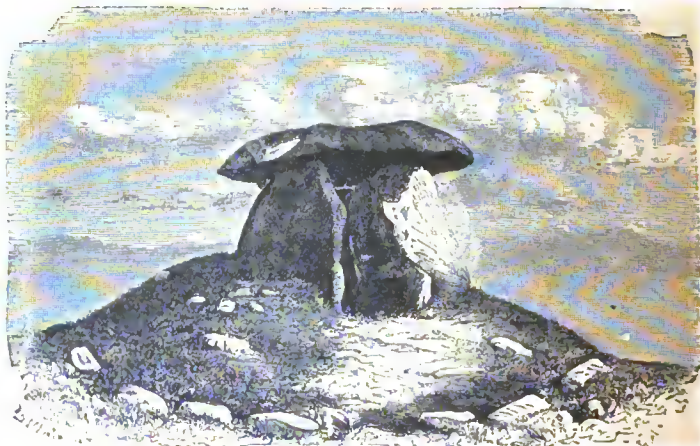
„Ich hätte gern nur immer fortgewacht!“



Illustrierte Bibliographie.

Ihrem schönen Prachtwerke Die Nordlandsfahrten, das nun in Bände abgeschlossen vorliegen wird, läßt die Verlagsbuchhandlung von Ferdinand Hirt und Sohn in Leipzig ein neues folgen, das, wie sich schon aus dem Titel schließen läßt, seinem Inhalte nach eine theilweise Ergänzung des ersten bildet.

Du Chailu's Im Lande der Mitternachtssonne behandelt in der That Land und Leute des nördlichen Scandinaviens. Schweden und Norwegen ist lange genug ein ziemlich stiller Erdwinkel geblieben, von dem Europa, nachdem die großen Völkerstürme des Nordens zu kläglichem Ende vorübergerauscht, wenig mehr zu vernehmen gewohnt war. Zur Zeit der Romantiker tönte zwar bisweilen ein Lied über



„Aus Du Chailus „Im Lande der Mitternachtssonne“. Verlag von Ferdinand Hirt & Sohn.

den Sund herüber, dem man gerne lauschte, aber das war auch ziemlich alles. Die dichterische Kraft des Liedes war weder reichlich noch außerordentlich, und die bildenden Künstler mußten den ungastlichen Boden der armen Heimath meiden, sich inmitten reicherer Völker niederlassen und gingen so dem Ruhme ihres Vaterlands verloren. Noch heute leben die meisten der bedeutendsten Maler und Bildhauer Scandinaviens im Auslande; und wie wir Deutschen beispieels halber gewohnt sind, einen Gude oder Helmquist den

Unseren zuzurechnen, so hat es überhaupt bei der Zerstreung, worin Jene leben, daran gefehlt, daß ihre Kunst eigentlich nationalen Stempel getragen hätte.

Und wie mit der Kunst, so war es auch mit dem Uebrigen. Schweden und Norwegen waren für den Ausländer eigentlich nur räumliche, ziemlich undeutliche Begriffe, über die man kaum etwas eigenthümliches von Werth anzugeben wußte.

Neuerdings — es ist kaum länger als ein Jahrzehnt her — ist das anders geworden. Es sei hier nicht daran erinnert, daß seitdem die skandinavische Literatur einen bemerkenswerthen Aufschwung genommen, den auch das deutsche Publikum mit dem gewohnten weltbürgerlichen Interesse verfolgt hat. Das Land selbst hat an Beachtung gewonnen. Der Deutsche strebt nun einmal in das Weite und glaubt seines Lebens erst recht froh werden zu können, wenn er die heimische Scholle möglichst fern hinter sich läßt. Da ist denn auch dem Norden die Verbesserung der Verkehrsmittel zu gute gekommen, und von den deutschen Commervögeln, die alljährlich die Grenzen überschreiten, haben sich ihm starke Hüfe zugewendet.

Den Ersten, die dorthin gelangten, bot ihr Reiseziel den Reiz des beinahe Neuentdeckten. Sie fanden stellenweise noch ziemlich urwüchsige Zustände vor. Wie der Zustuß wuchs, in demselben Maße nahm auch diese Eigenthümlichkeit ab; aber eben so wurde auch das Reisen bequemer, und der Vorzüge behielt das Land immer noch genug. Großartige Naturschönheiten, unzerstörbar durch die gedankenlose Reiserewuth, vereinigten sich hier zu seltenem Zusammenwirken. Ein Alpenland von erhabener Bildung, Binnengewässer in reichlichem Maße, und vor Allem als Rahmen, wie ihn sonst kaum ein Gebirgsland besitzt, die See. Dazu kommen Culturzustände, die sich allein schon unter dem Zwange des Klimas zu großer Eigenthümlichkeit hatten ausbilden müssen, und eine Bevölkerung, die sich nicht nur gefällig darstellt, sondern auch allein durch ihre Zusammensetzung merkwürdig erscheint. Jeder, der nach Scandinavien gekommen ist, hat so die angenehmsten und fruchtbarsten Erinnerungen mit heimgebracht.

So ist es denn nicht anders als natürlich, daß wir Deutschen für Alles, was den skandinavischen Norden angeht, eine lebhaftere Theilnahme empfinden. Und ein deutliches Zeichen dieses Umstandes ist es, daß unsere Litteratur sich gegenwärtig häufiger mit demselben beschäftigt. Freilich ist dieselbe immer noch nicht so reichlich, wie man eigentlich dem Gegenstande nach erwarten sollte; aber erfreuliche Anfänge sind doch schon gemacht worden.

Das vorliegende Buch ist ein Lehrwerk: eine Uebersetzung aus dem Englischen. Schicken wir gleich voraus, daß die Uebersetzung eine gute ist: die Sprache liest sich leicht und flüssig und scheint dem Urtexte fehlerlos nachgearbeitet zu sein. Als Verfasser der Uebersetzung nennt der Titel N. Helms. Du Chailu, der Verfasser des englischen Textes, ist als Reiseschriftsteller ja bekannt genug und rechtfertigt auch in diesem Buche die Erwartungen, die sein bloßer Name erweckt. Sein Werk ist die Frucht langjähriger Aufenthaltes in Schweden und Norwegen, das er kreuz und quer, Winters und Sommers durchstreift hat, und das er zu kennen scheint wie sonst kaum ein Ausländer. Er erzählt angenehm und schildert anschaulich, wie ein Mann, der seinen Stoff vollkommen beherrscht.

Die Anordnung desselben ist ziemlich einfach — ist sie doch durch die Sache selbst gegeben! Der vorliegende erste Halbband bringt zunächst die unumgänglichen Allgemeinheiten, die die Einleitung jeder derartigen Schrift bilden müssen. Darauf folgen ekr ansprechende Schilderungen über Gebiete, die vielfach bekannt sind: Stockholm und das südliche Schweden, und jenen König, dessen dichterische Neigungen bisweilen die Neugier Europas beschäftigt haben. Und dann wendet sich der Verfasser sofort nach dem Norden Schwedens, jener seltsamen Gegend, welche die Phantasie so angenehm beschäftigt, einer Gegend mit unendlich langen Nächten und eben so unendlich langen Tagen, welche die einen in die andern zu versetzen scheinen, während die Sonne am

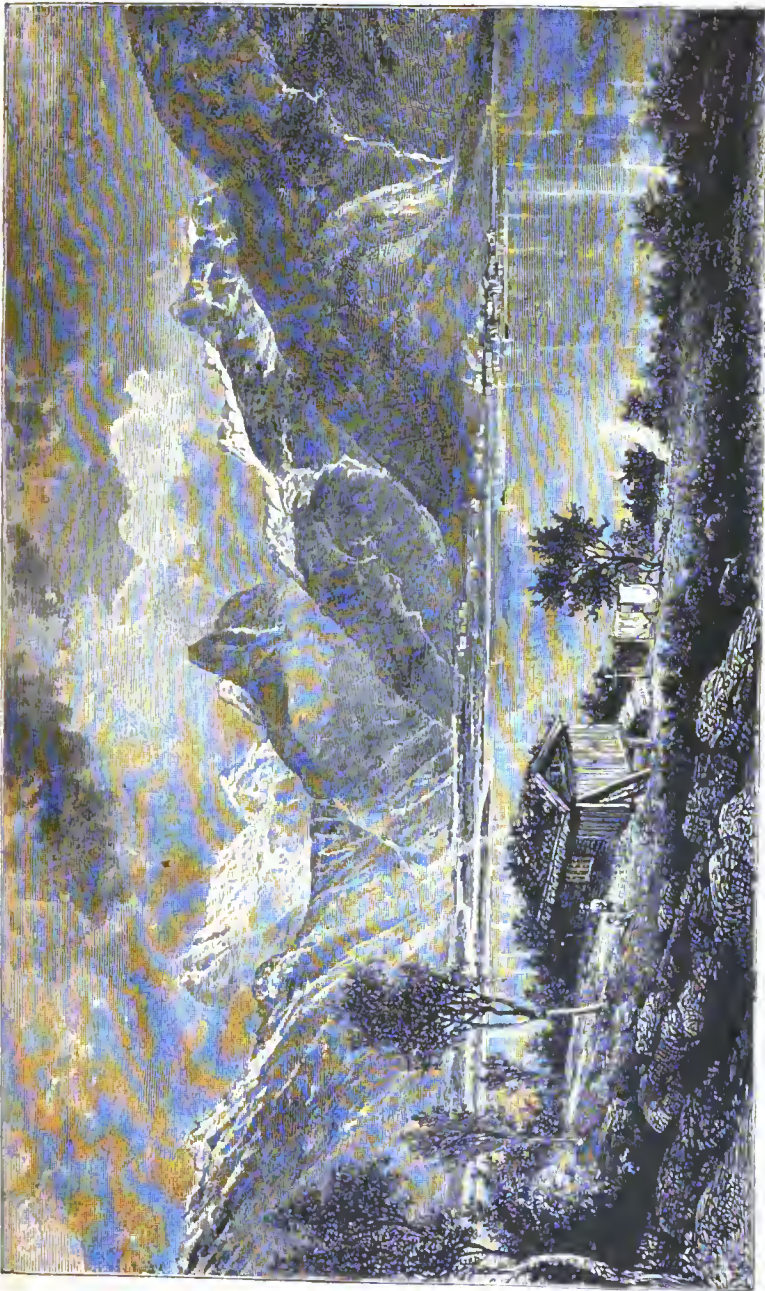
Wintermittag genau so am Horizonte hinschleicht wie in der Sommermitternacht. Es ist eigentlich nicht recht zu begreifen, welchen Reiz gerade diese Erscheinung auf die Fremden ausübt; denn sie muß doch auf den ihrer Ulgewohnten einen nerven-erregenden, beinahe peinigenden Eindruck machen, und man kann sich eigentlich kaum



Aus Du Chaillos „Im Lande der Mitternachtsonne“. Verlag von Ferdinand Hirt & Sohn.

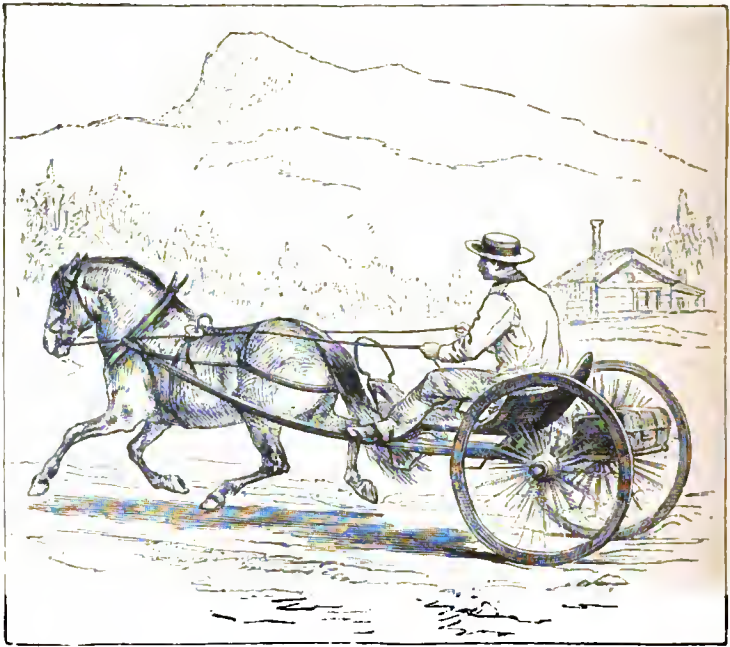
vorstellen, wie z. B. der tiefe Schlaf der Natur am lichten Tage anders wirken soll als ein scheinbar ganz unvernünftiges Ding.

Glücklicherweise bieten jene Gegenden auch noch sonst des Wissenswerthen genug. Die Landschaft erscheint schon durch ihre Einjamkeit großartig, und ihre Bewohner, als die einzigen Nomaden Europas, fesseln die Aufmerksamkeit in noch höherem Grade. Du Chaillo hat es sich nicht verdröessen lassen, ihr Leben mitzuleben, um ihr Wesen und ihre Daseinsbedingungen kennen zu lernen. Diese Capitel, die den Finnen und Lappländern gewidmet sind, gehören zu den interessantesten des Buchs.



Aus Du Chaillu's „Im Lande der Mitternachtsjonne“, Verlag von Ferdinand Hart & Sohn.

Vom Nordcap wendet der Reisende sich westwärts und verfolgt die Küste Scandinaviens auf der norwegischen Seite bis nach Bergen. Dieser alten Hanfsstadt ist wiederum ein eigener Abschnitt eingeräumt, und die Schilderung derselben, obgleich natürlich wenig mehr als eine Skizze, giebt ein lebhaftes Bild dieses sonderbaren Gemeinwesens, in dem so viel des Alten sich erhalten hat, welches sich nun mit dem neuen Wesen des ganz modernen Handelsplatzes stößt, daß man fortwährend zwischen den überraschendsten Gegensätzen wandelt. Du Chailou hebt sie als die kennzeichnenden Punkte sehr geschickt hervor; wie man ihm denn überhaupt das Zeugniß schuldig ist, daß er mit entschiedener Kunst schildert. Auch die kleinen persönlichen Erlebnisse weiß er dankbar zu verwerthen, so daß sie bald den Leser zerstreuen, wenn er müde zu



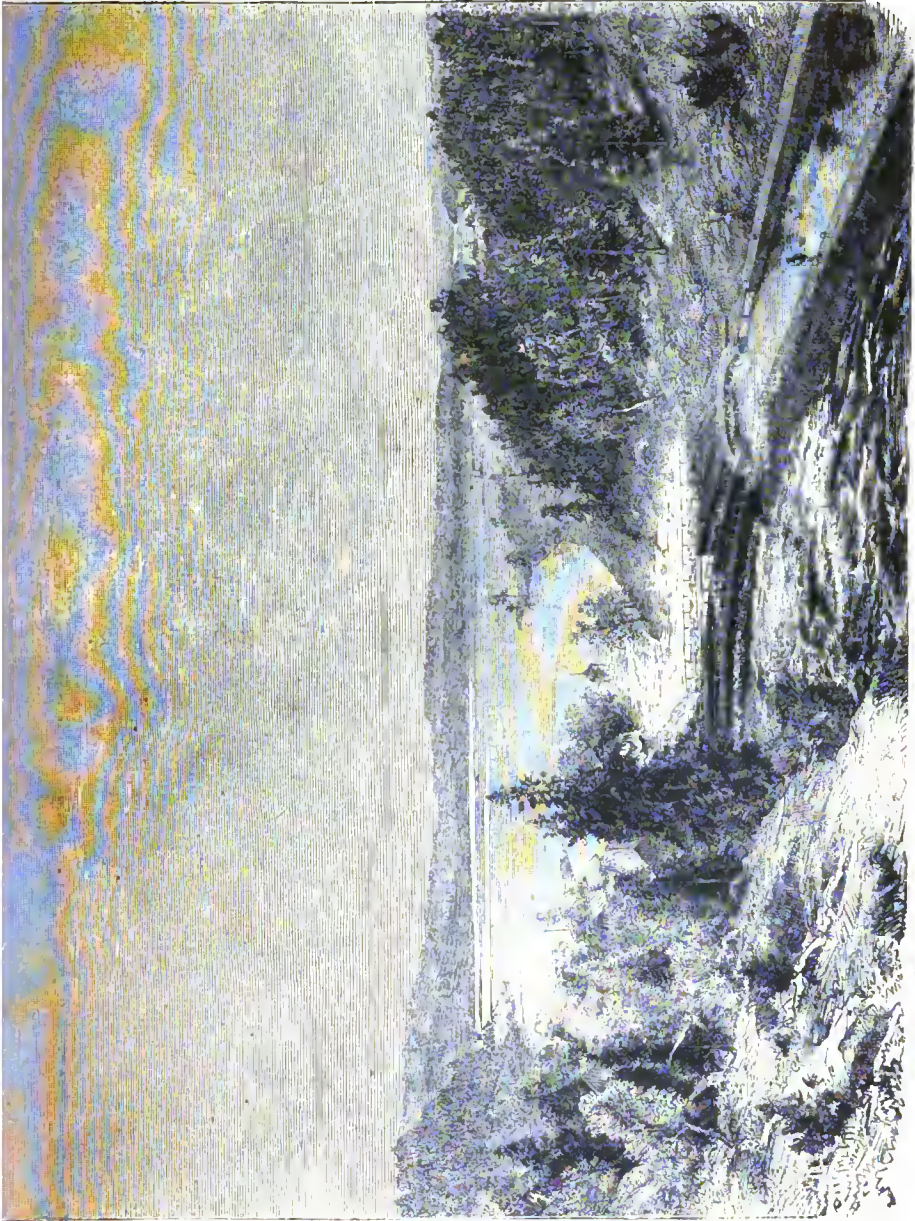
Aus Du Chailous „Im Lande der Mitternachtssonne“. Verlag von Ferdinand Hirt & Sohn in Leipzig.

werden beginnt, bald seine Aufmerksamkeit für den Gang der Darstellung schärfen. In diesem Punkte könnte mancher von dem Ausländer lernen.

Den Schluß dieses Bandes bildet eine Darstellung der Natur des Landes und die Geschichte derselben. Der Geologie ist eine sehr breite Darstellung gewidmet, dann folgen Capitel über die Eiszeit und über ihre Ueberreste, die Gletscher, über das Wandern der Gletscher und über die Fjorde, wozu sie münden. Alles das ist natürlich nicht so trocken behandelt, wie es in dieser dürftigen Aufzeichnung erscheint, sondern entsprechend dem Uebrigen auch für verwöhnten Geschmack mundgerecht gemacht.

So viel ist bis jetzt erschienen. Von dem, was noch aussteht, möchten wir gern eine kurze Andeutung geben, aber leider kann man sich aus dem Prospeete nicht ganz klar vernehmen. Der Verfasser hat die Wichtigkeit des Titels — wie ja auch schon der glückliche Gesamttitel beweist — von Grund aus begriffen, und so bietet denn das Inhaltsverzeichnis eine lange Reihe von Ueberschriften, von denen eine immer ver-

lockender klingt wie die andere, bei denen man aber nur in seltenen Fällen errathen kann, worauf sie eigentlich deuten. Nur so viel ist klar, daß der Rest der ersten



„Aus Du Chaffins „Im Lande der Militermachtsjonne“. Verlag von Ferdinand Hirt & Sohn in Leipzig.

Abtheilung sich ferner mit Norwegen zu beschäftigen scheint, um hierauf zu der Geschichte des Landes überzugehen. Und in der zweiten wird der Gang der Wanderung

vollends unklar; sie scheint sich nach dem Norden zurückzuwenden und dann in Schweden zu endigen. Jedenfalls befinden sich in diesem Theile die Schilderungen der schwedischen Wasserlandschaften, welche bekanntlich das bevorzugte Reiseziel der Nordlandsfahrer sind.

Das ganze Werk ist auf vierundzwanzig Lieferungen berechnet und wird nach seiner Vollendung vier recht ansehnliche Bände füllen. Das Format desselben ist nicht das gewöhnliche unhandliche, unbehagliche Quart der meisten Prachtwerke, sondern ein Hochoctav von mäßigem Umfange, welches den Gedanken wenigstens nicht vor vornherein ausschließt, daß man das Buch später auch wohl halten können. Das ist um so erfreulicher, als der Text wirklich gelesen zu werden verdient — wogegen ein Quartband, für den man erst einen ganzen Tisch abräumen muß, um ihn aufschlagen zu können, schon das Durchblättern zu einer beinahe mühsamen Arbeit macht. Die Ausstattung des Buches ist eine gute. Das Papier ist stark, der Druck groß, die Holzschnitte so zahlreich, wie gewöhnlich. Der Prospect verspricht ihrer etwa zweihundert, außerdem achtundvierzig Tonbilder, eine große Ansicht von Stockholm auf einem Doppelblatt und eine Karte. Diese ist bereits erschienen und ist entschieden zu loben. Auch der kleine Nebenumstand, daß die Verlags-handlung, um die Kosten eines zweiten Stiches zu ersparen, die englischen Namen der Urplatte beibehalten hat, hat ihren Werth nicht vermindert. Die Abweichungen gegen das Deutsche sind so gering, daß Mißverständnisse so gut wie unmöglich sind, und in den ungewohnten Eindruck, den die fremde Sprache macht, findet man sich rasch. Wir Deutschen haben ja gerade darin, leider Gottes! ein so unzerstörbares Aneignungsvermögen. Die Aus-führung der Illustrationen und Holzschnitte ist eine recht gute. Dieselben sind nicht gerade mit raffinirter Kunst geschnitten, indeß befriedigen sie durchaus jeden Anspruch und sind häufig schön. Die Illustrationen selbst sind offenbar zum großen Theile nach Photographieen gearbeitet und zeigen den Mangel — eine gewisse Starrheit — und den Vorzug dieser Methode — die unerschütterliche Treue — mit bekannter Deutlichkeit. Geschickt angewendet empfiehlt sich die Photographie für manche Fälle ganz entschieden: vor Allem die Volkstypen würde ein Maler vielleicht doch nicht mit der selbstlosen Unbefangenheit wiedergeben können, wie die Glasplatte, die wohl empfindet, aber nicht sieht. Außer diesen Photographieen befinden sich indeß auch Blätter in dem Buche, die nach dem Skizzenbuche eines Künstlers, und offenbar gar keines Schlechten gezeichnet sein müssen. Die Wiedergabe ist eine sehr bescheidene gewesen, die wohl beinahe Alles von dem ersten Einbrude, worunter die Skizzen entstanden, erhalten hat, und so tritt einem ziemlich frisch die Individualität eines Künstlers gegenüber, der scharf genug beobachtet, und welcher daher seinen Stoff häufig mit erfreulicher Ueberlegenheit behandelt. Diese leicht humoristischen Blätter sind ganz vorzüglich.

Abbé Galiani. L'abbé Galiani. Correspondance avec Madame d'Epinau, Madame Necker etc., avec une étude sur la vie et les œuvres de Galiani par Lucien Perey et Gaston Maugras. Paris, Calmann Lévy, 2 vols.

Es sind über hundert Jahre vergangen, seitdem die, jetzt veröffentlichten, Briefe geschrieben worden sind, große Staatsumwälzungen und Völkerkriege sind über Frankreich gezogen und haben, wie mit einer Pflugchar, das Terrain durchfurcht, außerdem die kleinen Blumen der Beredsamkeit und des Witzes emporgewachsen sind, welche in der Galiani'schen Correspondenz uns entgegenblühen.

Obgleich die Gesellschaft verschwunden ist, deren Interessen den Gegenstand dieses Briefwechsels ausmachen, so hat die jetzige Veröffentlichung desselben in seiner unverfälschten Form doch einen an Begeisterung streifenden Beifall Seitens der Kritik und des Publicums hervorgerufen, nicht nur in dem Geburtslande Galianis, Italien, sondern noch mehr in seinem Adoptivvaterlande, Frankreich. Die erste Auflage des Werkes

war in drei Wochen vergriffen, und in allen Kreisen der Pariser Gesellschaft war Galiani — etwa ebenso lange — Lieblingssthema der Conversation. Der Grund dieses Erfolges liegt wohl darin, daß den Franzosen — trotz der abforbirenden Politik — der Hang zur Conversation, die Freude an dem harmlosen Geplauder geblieben ist. *Causser c'est amuser autrui on s'amusant soi-même.* Ein solches harmloses Geplauder, das ganz absichtslos mitunter auch die höchsten Probleme der Menschheit in geistreicher Weise berührt, — ein solches Geplauder enthalten die Galiani'schen Briefe und die mitunter eingeschalteten Antworten der Adressaten in reichstem Maße. Daß auch hier und da ein frivoles Wort mit durchschlüpft, ist bei der damaligen Ungezwungenheit im geselligen Verkehre natürlich und choquirt nicht.

In einer vortrefflichen Einleitung wird der Leser mit den Lebensverhältnissen Galianis bekannt gemacht.

Galiani, kein geistlicher, sondern ein sehr weltlicher Abt, wurde 1723 in Neapel geboren, und verlebte den größten Theil seiner Jugend im Palaste und unter dem Schutze seines Onkels, des hochangesehenen Monsignore Celestin Galiani, Erzbischofs von Tarent und ersten Almosenier des Königs Carl's III. von Sicilien. Er widmete sich dem Studium der Rechts- und Cameralwissenschaften und veröffentlichte im ersten Jünglingsalter eine Abhandlung „über den Zustand des Münzwesens zur Zeit des trojanischen Krieges“, welche allgemeines Aufsehen erregte. Als er diese Schrift einer gelehrten Körperschaft, der *Academie dei Erculi*, überreichte, fügte er eine Abhandlung über die „platonische Liebe“ bei, — ein Beweis der Bieleitigkeit und Gewandtheit seines Geistes.

Seine ganze Kraft entfaltete dieser Geist erst, als 1759 Galiani, zum Hofschafftssecretär Neapels ernannt, nach Paris kam. Dort sehen wir ihn in kurzer Zeit in nächst, freundschaftliches Verhältnis zu den, in den Pariser Salons den Ton angehenden Personen — Madame d'Epinay, Madame Geoffrie, Madame de Necker, Diderot, Grimm, Holbach, dem Baron von Gleichen treten. Bald war der kleine Abt — er war von auffallend kleiner Statur — der Liebling der Pariser Gesellschaft. Seine Witze machten rasch die Runde, sobald sie seinem beredten Munde entflohen waren. Die Herzogin von Choiseul war so sehr von ihm eingenommen, daß sie, als einst von ihm die Rede war, ausrief: „En France, nous avoas de l'esprit en petite monnaie; en Italie, ils l'ont en lingot“. „Wenn Galiani eintritt,“ schreibt Diderot bei der Schilderung des Salons der Madame d'Epinay auf ihrem Landhause, der Chevrete, — „so kommt mit ihm Frohsinn, Phantasie, Geist, Murrheit, Scherz, überhaupt Alles, was uns die Mühen dieses Lebens vergessen läßt.“ — „Er ist unerschöpflich an witzigen Bemerkungen und Einfällen.“ — „Wenn Galianis beim Händler zu kaufen wären, so würde sich wohl Jeder ein Exemplar gern mit auß's Land hinausnehmen“ zc.

Die Mehrzahl der hier vorliegenden Briefe ist an Madame d'Epinay gerichtet. Der Ton, in dem sie geschrieben, ist ein so freier, und der Inhalt oft so privater Natur, daß in dem Leser der Verdacht großer Intimität zwischen den Correspondenten unwillkürlich aufsteigt. Die Herausgeber versichern uns aber, daß das Verhältnis ein rein freundschaftliches geblieben ist — im 18. Jahrhundert eine bemerkenswerthe Seltenheit, um so bemerkenswerther, als Madame d'Epinay unglücklich verheiratet war, an einen ausnehmend frivolen und leichtsinnigen Mann, von dem Diderot sagt, er habe zwei Millionen verguden, ohne ein vernünftiges Wort gesprochen und eine vernünftige That vollbracht zu haben.

Ueber alle Persönlichkeiten, welche in der Correspondenz vorkommen, findet der Leser am Fuße der betreffenden Seite sehr lehrreiche Anmerkungen, in denen nicht nur biographische Daten, sondern auch eine Charakteristik geliefert wird. An einigen Stellen finden sich höchst amüsante Anekdoten, welche den Betreffenden in das rechte Licht setzen, ausgenommen. Diese Anmerkungen, Beweis großen Fleißes und großer

Beflesenheit der Herausgeber, bilden gewissermaßen ein Galiani'sches Brief-Dictionnaire, in dem auch der erfahrenste Historiker Neues finden wird.)

Die gefelligen Bestrebungen, welche Paris — *ce grand café de l'Europe*, wie es Galiani nannte — darbot, hielten ihn von ernstern Beschäftigungen nicht ab.

Es ist ein Verdienst der jetzt vorliegenden vollständigen Sammlung seiner Privatbriefe, daß Galiani darin nicht nur als der geistreiche witzige *causeur*, als der galante Lebensmann erscheint, wie ihn die Tradition uns schildert, sondern daß wir ihn auch als einen hervorragenden Nationalökonom und als einen, mit ungewöhnlichem Scharfsinn begabten Staatsmann kennen und würdigen lernen.

Die Nationalökonomie war von seiner Jugend an sein Lieblingsstudium gewesen. Auf der oben erwähnten Abhandlung über das Münzwesen zur Zeit des Trojanischen Krieges war bald ein größeres Werk „über das Münzwesen“ (überhaupt) — gefolgt. Während seines Pariser Aushaltens schrieb Galiani seine berühmten „Gespräche über die Kornpreise“ (*Dialogues sur les blés*). (Wie verlautet, beabsichtigen die Herausgeber der Correspondenz einen Wiederabdruck der längst vergriffenen *Dialogues* zu veranlassen.) Er trat in diesen sehr pikanten, an Paradoxen reichen Abhandlungen der damals allgemein beliebten, von der Regierung protegirten Lehre der Ökonomen entgegen, indem er die Gefahren aufdeckte, welche die ungehinderte Kornausfuhr für Frankreich herbeiführen würde. Er verlangte kein Ausfuhrverbot, aber einen hohen Schutzoll. Für Frankreich war diese Frage eine überaus wichtige. Sie hatte zu verschiedenen Malen Volksaufstände zur Folge gehabt, indem die schwankende Haltung der Regierung, welche der Speculation Thür und Thor öffnete, nicht nur die Preise des Brotes, sondern auch die aller übrigen Lebensmittel von Zeit zu Zeit auf's Höchste hinaufgeschraubt hatte.

Die Schrift, in London anonym gedruckt, entzündete Voltaire so sehr, daß er ausrief: „Es scheinen sich Plato und Molière vereinigt zu haben, um dieses Werk zu verfassen.“

Die französische Regierung empfand die darin enthaltene Kritik ihrer Maßregeln sehr bitter und beauftragte den Abbe Morellet mit der Widerlegung der Galianischen Schrift. Nichts Amüsanters kann man lesen, als die Art und Weise, wie sich Galiani in seinen Briefen über diese Morellet'schen Widerlegungsversuche, welche auf's Kläglichste *fiasco* machten, lustig macht.

Galiani hatte, als seine „Gespräche“ erschienen, zu seinem Schmerze schon Paris verlassen, und war als Rath in dem obersten Handelsgerichte in Neapel eingetreten. Seine Abberufung war ein Opfer, welches er seinem Vaterlande brachte. Es ist hier nöthig, auf die diplomatische Thätigkeit Galianis etwas näher einzugehen. Als Botschafter Neapels fungirte, bei Galianis Ankunft in Paris, der Graf de Cantillana, ein „Castilianer, der in dem Detail der Etikette unterging und sich um die neapolitanischen Interessen keinen Deut kümmerte“. Seine Instruktionen empfing er viel mehr von seinen spanischen Kollegen in Paris, als von dem Ministerium in Neapel. Uebrigens war es der spanische Wille, der durch Carl III. von Spanien auch auf dem Throne Neapels entschied, welchen Carls Sohn Ferdinand *pro forma* einnahm.

Dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten Tanucci in Neapel lag es bei dieser Sachlage daran, in Paris neben seinem, dem spanischen Einflusse zu sehr sorgsamem Botschafter einen zuverlässigen Diplomaten zu haben, der auch für die Interessen Neapels ein Herz hätte. Zu diesem Posten hatte er Galiani auserwählt und ihm bei seiner Ernennung zur Pflicht gemacht, ihm direct, mit Umgehung des Botschafters, fortdauernd über alle wichtigen Vorkommnisse zu berichten. (Diese Correspondenz, meist politischer Natur, befindet sich ebenfalls im Besitze der Herausgeber, welche die Uebersetzung derselben aus dem Italienischen in's Französische betreiben und eine baldige Veröffentlichung derselben in Aussicht stellen.)

Während einer längeren Abwesenheit des Botschafters fungirte Galiani als selbst-

ständiger Geschäftsträger Neapels. In diese Zeit fielen die Unterhandlungen Frankreichs mit Spanien und Neapel wegen des Bourbonischen Familien-Pactes. Zanuei war diesem Vertrage durchaus abhold und es war ganz in seinem Sinne, daß auch Galiani bei geeigneter Gelegenheit sich dagegen aussprach. Als indessen Neapel endlich dem vereinigten Gewichte Frankreichs und Spaniens weichen mußte, verlangte und erreichte der Herzog von Choiseul, Frankreichs auswärtiger Minister, Galianis Abberufung. Der Schmerz, welchen Letzterer hierüber empfand, ist auf's Rührendste in seinem, an d'Alembert gerichteten Briefe (pag. XLVII) ausgedrückt.

In seine Heimath zurückgekehrt, wurde Galiani von dem Ministerium, für welches er sich in die Presse gestellt hatte, auf's Ehrenvollste behandelt. Sein Gehalt wurde doppelt so hoch normirt, wie der Posten sonst dotirt war, und auch im Uebrigen suchte die Regierung und der König Ferdinand selbst den berühmten Staatsmann zu ehren und für die erlittene Unbill zu entschädigen. Von der Zeit seiner Abberufung aus Paris, Frühling 1769, beginnen die interessantesten Briefe der Sammlung und gehen bis zum 18. October 1787.

Galianis Glanzperiode war sein Pariser Aufenthalt. Er kam in seinem Vaterlande noch zu hohen Ehren, vereinigte mannigfache Aemter, die sämmtlich gut salarirt waren, in seiner Person, war auch fortdauernd literarisch thätig, ein von ihm verfaßtes Libretto, „Der eingebildete Sokrates,“ wurde von Paesello in Musik gesetzt und auf allen Bühnen Italiens und der Hauptstädte des Auslandes mit Erfolg aufgeführt; aber zu einer rechten Heiterkeit scheint Galiani nicht mehr gekommen zu sein. Er behielt das Heimweh nach Paris bis zu seinem Lebensende, welches am 30. October 1787 eintrat. Er starb an der Wassersucht, die seine Kräfte bis auf's Aeußerste erschöpft hatte. Sein Grabmal, in der Coelestinerkirche zu Neapel ist noch heutigen Tages daselbst vorhanden, zur Seite desjenigen seines Dukels, des Erzbischofs Celestin.

Karl Hillebrand. Zeiten, Völker und Menschen. 6. Band. Auch unter dem Titel: Zeitgenossen und Zeitgenössisches. 8. 400 S. Berlin, 1882, R. Oppenheim.

Karl Hillebrand ist ein anerkannter Meister des Essays. Großartige Bildung, Originalität des Denkens und feines literarisches Formgefühl befähigen ihn vor einer Mehrzahl für die Gattung. Dabei kommt ihm noch im hohen Grade seine Vertrautheit mit dem Geiste der vier leitenden Naturvölker zu statten. Der vorliegende Band seiner Essays, denen wir bereits in Zeitschriften begegnet sind, giebt von Neuem Kunde von den Eigenthümlichkeiten seines Verfassers, von seinen Schwächen, zu denen wir in erster Linie eine nicht selten hervortretende absprechende Art von Allwissenheit zählen. Aber wo fehlte dem Lichte jemals der Schatten, und besonders bei solcher Lichtfülle! Als die werthvollsten Theile des Bandes betrachten wir die Abschnitte: „Sainte Beuve“ und „das belgische Experiment“. Im Uebrigen enthält er: „Gaiuzot im Privatleben“ — „Philarete Chasles“ — „Ernest Renan“ — „Graf Cireourt“ — „Eine ostindische Laufbahn“ — „Ein englischer Journalist (Gallenga)“ — „Antonio Panizzi“ — „Settembrinis' Denkwürdigkeiten“ — „Giuseppe Pasolini“ — „Deutsche Stimmungen und Verstimmungen“ — „Halbbildung und Gymnasialreform“. — Das sonst gutausgestattete Buch ist voll von Druckfehlern.

H. Ehrlich. Die Musik-Aesthetik in ihrer Entwicklung von Kant bis auf die Gegenwart. Ein Grundriß. 8. IV und 186 S. Leipzig, 1882, Leuckart.

Diesem neuen Werke unseres hochgeschätzten Mitarbeiters und Freundes möchten wir das ihm nach unserer Meinung gebührende warme Lob nicht deshalb vorenthalten, weil sein Verfasser zu unserer Monatschrift in regelmäßiger Beziehung steht. Das hieße ihm und unseren Lesern zu nahe treten. So möge hier ein Theil dessen eine Stätte finden, was der treffliche Musikkritiker der „F. R.“, Rieciuz, von Ehrlich's Buch zu sagen hat. „Es trägt dazu bei,“ heißt es, „die schon längst durch gute musikalische und kritische Thaten begründete Hochachtung für den Verfasser um ein

Beträchtliches zu mehrern. Wenn irgend einer der lebenden deutschen Tonkünstler berufen ist, entscheidende Urtheile über die philologischen Fragen in der Musik, über die jetzige Production und über die ausübenden Künstler zu fällen, so ist es Heinrich Ehrlich, der vermöge der Wendungen in seiner musikalischen Laufbahn aus der Praxis in die Theorie, die aus einem ausgezeichneten Virtuosen und achtenswerthen Componisten einen Musikgelehrten ersten Ranges sich bilden ließen, eine klarere Ueberschau über das wahre Wesen der Tonkunst und ihre Beziehungen zum geistigen Leben sich angeeignet, als viele andere berufene oder unberufene, großgeistige oder schwachbrüstige Leute, welche vom einseitigen Kathederstandpunkt eines ästhetisirenden Philosophen oder in wohlgemeinter, aber unklarer Gefühlsdemonstration an Fragen herantreten, welche sich nicht in Raisonnements aus der Studirstube allein lösen lassen, sondern welche nur auf dem tiefsten Untergrunde einer auf natürlicher Begabung begründeten werktätigen Kunstübung befriedigend beantwortet werden können. Das musikalische Publikum darf daher Heinrich Ehrlich danken, daß er in seiner „Musik-Aesthetik“ Klarheit darüber zu verbreiten wünscht, in welchem Verhältniß, in welcher intimen Verbindung die geistige, philosophische Arbeit zu der reinen Werktätigkeit der Musik seit jenen Zeiten steht, wo die erstere der letzteren als Förderungs- und Aufklärungsmittel sich beige-fellte. Die historische Entwicklung dieser Frage bietet eine Menge sich in ihrer Bedeutsamkeit immer höher steigender Phasen, vom Ende aber erst des vorigen Jahrhunderts an, wo die Romantiker in überschnenglicher Gefühlschwärmerei für ihre Zwecke das Wesen der Musik zu definiren versuchten, bis auf Richard Wagner herab. Alle diese Phasen der Entwicklung und die Werke der Philosophen, welche als Grenzsteine derselben gelten können, zieht der Verfasser in den Kreis seiner Beurtheilung. Eine hoch beschreibende Ausbeute gewährt das Capitel Schopenhauer und Wagner, in welchem besonders treffend der Ausspruch erscheint, daß die Wagner'sche und überhaupt die ganze neuere Musik eine logische Folge der Theorien des Philosophen des Pessimismus und in ihrer äußeren Erscheinung ganz conform mit dieser sei. Der Verfasser bringt für diese Ansicht geistvolle und schlagende Gründe auf, für deren genauere Wiedergabe hier der Raum fehlt, deren Nachlesen aber dringend angerathen wird. Wie in diesen und den früheren Auseinandersetzungen aus den angezogenen Schriften einzelne wichtige und bedeutungsvolle Sätze zur Kritik herausgehoben worden, so geschieht dies auch in den späteren Capiteln, wo die neueren Schriften über Musik der Reihe nach in ihren Hauptthesen zu ihrer Beurtheilung gelangen. Ehrlich hat für sichere Behauptungen und jeden wirkliche Klarheit verbreitenden Satz ein anerkennendes Wort und eine Empfehlung zur Aneignung, sogar auch warme Würdigung des wahren Verdienstes, wo dieses so bestimmt austritt, wie z. B. in Hanslick's Buche „Vom Musikalisch Schönen“. Ehrlich und Hanslick zeigen sich in den Hauptzügen als Geistesverwandte; sie tragen Beide (in ihrem einflussreichen Wirkungsfelde zur Bildung des Geschmacks und des Urtheils bei, Ehrlich aber hat sich durch seine historische Darlegung der fortschreitenden Musik-Aesthetik und durch die Kritik der literarischen Erscheinungen innerhalb derselben das jüngste und auch am höchsten anzuschlagende Verdienst erworben, sowohl durch den anregenden und belehrenden Inhalt seiner Schrift, als auch durch seine klare und elegante Darstellungsweise, welche diese subtilen und schwer faßlichen Fragen jedem gebildeten Leser zu leichtestem Verstehen unterbreitet.

Fünfundachtzig Jahre in Glaube, Kampf und Sieg. Ein Menschen- und Feldensbild unseres deutschen Kaisers von D. Meding. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsgesellschaft (vorm. Ed. Hallberger).

Diese Festschrift ist leider zu spät versendet worden, als daß wir sie noch rechtzeitig hätten zur Anzeige bringen können. Immerhin ist sie es werth, daß man ihrer auch nach dem eigentlichen Termin — Kaisers Geburtstag — gedenkt, denn sie besitzt

ein Interesse ganz eigener Art. Der Herausgeber hat von dem Kaiser die Erlaubniß erhalten, einen Theil der Aquarellen mit Darstellungen aus des Kaisers Leben, die dieser bekanntlich in ziemlich großer Zahl für sich hat malen lassen, zum ersten Male zu veröffentlichen. Es ist begreiflich, daß diese Illustrationen, deren künstlerischer Werth übrigens nicht ganz gleichmäßig ist, insofern einen besonderen Reiz ausüben müssen, als sie das Bild der Ereignisse in gleichsam amtlicher Darstellung geben. Die Wahl des malerischen Augenblicks, wie die der Einzelheiten beruht auf Angaben des hohen Bestellers, und man darf wohl annehmen, daß er durch die Erwerbung auch die Ausflührung der Aquarelle gebilligt hat. So erhalten dieselben etwas durchaus Persönliches, was sie über andere Bilder hinaushebt. Die Holzschnitte sind ganz vorzüglich, der Text, aus der Feder des bekannten Erzählers, ist würdig und ansprechend, das Ganze ist etwas Besseres als eine Gelegenheitschrift und verdient die weiteste Verbreitung. Es sei hier noch ausdrücklich hervorgehoben, daß die Verlags-handlung, die mit dem Buche wohl einen mehr patriotischen Zweck erfüllt, den Preis so niedrig ansetzt, daß er schwerlich die Herstellungskosten erheblich übersteigt. —ck.

Die Einsame von Hans Hopsen. Heinrich Minde, Dresden.

„Zwei Novellen in einer“ besagt der Untertitel und giebt damit eine Andeutung, wie ungewöhnlich die Anlage dieser Erzählung ist. Den breitesten Raum, nämlich beinahe zwei Drittel des Buches, nimmt die Jugendgeschichte der Helbin ein, um deren Gestalt in dem übrigen Theil sich Alles dreht. Und diese Jugendgeschichte tritt nicht in dem Gewande des landläufigen Berichtes auf, der irgend einem der Handelnden in den Mund gelegt wird, sondern sie löst sich äußerlich fast vollständig aus dem Rahmen. Das ist schließlich keine unerhörte Compositionsform, wenn schon eine selten mehr verwendete, und über ihre Berechtigung wird sich schwerlich streiten lassen. Immerhin ist nicht zu verkennen, daß sie dem Dichter Schwierigkeiten in den Weg legt; es ist nicht leicht, dem Ganzen doch die Einheit zu wahren. Wenn Hopsen dies im vorliegenden Falle ausgezeichnet gelungen ist, so dankt er dies vorwiegend der Unbefangtheit, womit er seinen Gestalten gegenübersteht; dieselbe läßt nirgends eine Ungleichmäßigkeit in der Darstellung aufkommen. Und sie ist es eigentlich auch, die seine Schöpfungen so anziehend macht. Denn im Grunde sind es alles recht gewöhnliche Menschenkinder, nur die Art, wie er sie sieht, ist eine besondere, und indem er den Leser zwingt, seinem Blicke zu folgen, erzielt er einen der schönsten Triumphe seiner Kunst. Seine Helbin ist sogar eigentlich ein bei aller leiblichen Schönheit recht häßliches Wesen, und doch kann man ihrer menschlichen Schwäche seine Theilnahme, ja noch etwas mehr nicht versagen. Es geht dem Leser mit ihr wie dem Justizrath — einer der ergößlichsten Rahmenfiguren, die Hopsen jemals erfunden. Man fühlt sich mächtig angezogen und kann doch eine starke Unterströmung von Echem nicht verleugnen. — Hopsen ist bekannt als ein unbarmherziger Realist, der für die Wahrheit seiner Schilderung Manches wagt, was Andere gern umschreiben. So hat er von jeher schon die Sprache behandelt, stets nach dem passenden Worte gesucht und lieber das Ungeöhnliche, ja Uebelklingende gewählt, als sich mit einer matten Umschreibung zufrieden gegeben. Und so hat er auch manchen Austritt herbeigeführt, der, aus dem Zusammenhange gerissen, fast widerwärtig wirkt, der aber im Ganzen charakteristisch erscheint. Auch in der Einsamen kommt eine solche Scene vor. Die Helbin ist im Augenblicke, der die Entscheidung über ihr Leben bringt, bis zur Sinnlosigkeit betrunken. Das sieht häßlich aus, und dieser Eindruck ist um so stärker, je verhängnisvoller die Scene in der Geschichte ist. Aber man erkennt bald, daß dieser Zug durchaus wahr und daß er notwendig ist, und so sieht man sich auch mit ihm bald ausgeöhnt. — Gleichzeitig sei erwähnt, daß Hopsens Geschichte des Majors (Berlin, Schneider u. Co.) gegenwärtig die dritte Auflage erreicht haben. Den Lesern dieser Blätter sind sie längst bekannt, in dem Gewande eines neuen, kleineren Formates, freigebig ausgestattet, stellen sie sich doppelt gefällig dar.

Weyers französischer Sprachführer. Conversations- und Wörterbuch für Reisende. Taschenformat. 512 S. Leipzig, Bibliographisches Institut. In Leder gebunden. M. 4.—

Ein überaus praktisches originelles und empfehlenswertes Buch! Dieser Sprachführer ist zunächst ein deutsch-französisches Taschenwörterbuch, welches sich von anderen Wörterbüchern dadurch unterscheidet, daß es nicht bloß die nackten Vocabeln giebt, sondern auch die nächstliegenden Wortverbindungen im Satz, noch mehr aber dadurch, daß es in zahlreichen Fällen auch Dinge und Verhältnisse behandelt, welche in natürlichem Zusammenhange mit dem Worte stehen, zu dessen Auffassung der Benutzer Anlaß haben wird. Der Sprachführer ist aber auch ein Conversationsbuch, daß sich wiederum von den bekannten Werken dieser Gattung dadurch unterscheidet, daß es die einzelnen Stoffgruppen nicht systematisch bringt, wobei die schnelle Findbarkeit unmöglich gemacht wird, sondern alphabetisch dem Wörterbuch einverleibt ist — eine sehr willkommene Neuerung. Die Ausdrucksweise ist den Raumverhältnissen entsprechend von der größten Knappheit: dadurch und durch vernünftige Abkürzungen und Verweisungen ist es möglich geworden, daß das Buch, ungeachtet seiner wirklich sehr zahlreichen und alle möglichen Verhältnisse berücksichtigenden Wort- und Satzverbindungen, einen den Gebrauch nicht erschwerenden Umfang hat. Der Druck ist klar, die ganze typographische Anordnung übersichtlich.

An die Redaction von „Nord und Süd“ zur Besprechung eingegangene Bücher.

- | | |
|---|--|
| Böhneke, H., Friedrich d. Grosse und sein Heer. Oldenburg 1882, Bültmann & Gerriets. | Naumann, Emil, Deutsche Tondichter von Seb. Bach bis auf die Gegenwart. Berlin, Rob. Oppenheim. |
| Chailu, Paul B. dn, Im Lande der Mitternachts-sonne. Lief. 8—10. Leipzig, Ferd. Hirt & Sohn. | Palmer, Albert, Komödiantenfahrt der Jugendzeit. Hamburg 1884, J. F. Richter. |
| Collection Spemann. Bd. 18—21. Stuttgart. W. Spemann. | Reich, Ed., Die Erblichkeit der Gebrechen des Leibes und der Seele. Lief. 1. Neuwied, Louis Heuser. |
| Enderes & Willkomm, Frühlingsblumen. Lief. 1. Leipzig 1882, G. Freytag. | Reissmann, Dr. Aug., Musikalisches Conversations-Lexikon. Lief. 1. Berlin 1882, Robert Oppenheim. |
| Erokmann-Chatrian, Ausgewählte Werke. Lief. 1. 2. Stuttgart, Rieger'sche Verlagsbuchhdlg. | — Handlexikon der Tonkunst. Zweite Lieferungs-Ausgabe. Lief. 1. Berlin 1882, Rob. Oppenheim. |
| Erlow, W., Erstlinge. Poetische Blätter. Dresden 1882, E. Pierson. | Rückert, Friedrich, Gesammelte poetische Werke. Lief. 14—17. Frankfurt a. M., J. D. Sauerlaenders Verlag. |
| Fay, Amy, Musikstudien in Deutschland. Berlin, Rob. Oppenheim. | Silberstein, Dr. M., Worte am Grabe Berthold Auerbachs. Breslau 1882, Preuss & Jünger. |
| Göttinger, Ernst, Reallexikon der deutschen Alterthümer. Leipzig, Waldemar Urban. | Stein, Armin, Cardinal Albrecht. Halle a. S., Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. |
| Goullon, H., Gesundheitspflege. Cöthen 1882, Paul Schettlers Verlag. | Stohberger, Max, Gestalten und Bilder aus dem Tiroler Volksleben. Stuttgart, Ad. Bonz & Co. |
| Herbst, Wilhelm, Encyclopädie der Neneren Geschichte. Lief. 10. 11. Gotha, F. A. Perthes. | Sutermeister, Prof. O., Schweizer-Dütsch. 1 Heft. Zürich, Orell, Füssli & Co. |
| Humboldt, Monatschrift für die gesammten Naturwissenschaften, herausgegeben von Dr. E. Krebs. Heft 3. Stuttgart, Ferd. Enke. | Welthrecht, Carl, Verirrte Leute. Stuttgart, Ad. Bonz & Co. |
| Klepert, Heinrich, Nene General-Karte von Unter-Italien. Berlin 1882, Dieterich Reimer. | Wedzka, Victor, Stürme im Frühling. Wien, Karl Konegen. |
| Leischnner, Hermann, Feldblumen. Leipzig 1882, Oswald Mutze. | |
| Lorok, Carl, B., Handbuch der Geschichte der Buchdruckerkunst. Leipzig, J. J. Weber. | |
| Milow, S., Gedichte. Stuttgart, Ad. Bonz & Co. | |
| Minor, Dr. J., Die Leich- und Lieder des Schenken Ulrich von Winterstetten. Wien 1882, Karl Konegen. | |

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterlagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.



Schutz-Marko

CARLSBADER Sprudel-Pastillen

enthalten
die wirksamsten Bestandtheile
der Carlsbader Mineralwässer
in $\frac{1}{4}$ und $\frac{1}{8}$ Schachteln.

Gegen Täuschung.

Jede Flasche ist mit
ohenstehender
Schutzmarke ver-
sehen und mit der
Firma:

**Carlsbader
Mineralwasser-
Versendung**
Löbel Schottlaender
Carlsbad.

Loses Salz
oder in anderer als
oben bezeichneter
Verpackung
vorkommende Salze
sind gefälscht
und
wird das Publikum
hiervor gewarnt.



Carlsbader Sprudel-Salz

in Glas-Flaschen
zu 500, 250 und 125 Gramm.

Gegen Täuschung.

Jede Flasche ist mit
ohenstehender
Schutzmarke ver-
sehen und mit der
Firma:

**Carlsbader
Mineralwasser-
Versendung**
Löbel Schottlaender
Carlsbad.

Loses Salz
oder in anderer als
oben bezeichneter
Verpackung
vorkommende Salze
sind gefälscht
und
wird das Publikum
hiervor gewarnt.

Carlsbader Sprudel-Seife

in Stücken zu 125 Gramm
unter Controle der Stadt hergestellt.

Die Carlsbader Mineralwässer und Quellen-Producte
sind zu beziehen durch die

Carlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottlaender, Carlsbad $\frac{1}{2}$ Böhmen

sowie durch alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Drognisten.

Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

Apollinaris

Natürlich

KOHLensaURES MINERAL-WASSER.

APOLLINARIS-BRUNNEN, AHRTHAL, RHEIN-PREUSSEN.

AUSZÜGE AUS DEUTSCHEN EMPFEHLUNGEN.

Gen.-Stabsarzt K. Univ.-Prof. Dr. von Nussbaum,
München.

*„Ein äusserst erquickendes und auch nützliches Getränk,
weshalb ich es bestens empfehlen kann.“*

Geh. Med.-Rath Prof. Dr. Virchow, Berlin.

*„Sein angenehmer Geschmack und sein hoher Gehalt an reiner
Kohlensäure zeichnen es vor den anderen ähnlichen zum Versandt
kommenden Mineral-Wässern vortheilhaft aus. 24. Dezember
1878.“*

Dr. Oscar Liebreich, Prof. der Heilmittellehre a. d.
Univ. Berlin.

*„Ein ausserordentlich angenehmes und schätzbares Tafel-
wasser, dessen chemischer Charakter es in hygienischer und
diätetischer Hinsicht ganz besonders empfiehlt und dessen guter
Geschmack bei längerem Gebrauch sich bewährt. 5. Januar
1879.“*

Geh. San.-Rath Dr. G. Varrentrapp, Frankfurt a. M.

*„Ein sehr angenehmes, erfrischendes, ebenso geru genossenes
als vorzüglich gut vertragenes Getränk, untermischt oder auch
mit Milch, Fruchtsäften, Wein, &c. 4. März 1879.“*

K. Univ.-Prof. Dr. M. J. Oertel, München.

*„Als erfrischendes Getränk rein oder mit Wein gemischt,
nimmt es unter den Mineralwässern sicherlich den ersten Rang
ein. 16. März 1879.“*

Geh. Med.-Rath Prof. Dr. F. W. Benecke, Marburg.

*„Eines der erfrischendsten Getränke und sein Gebrauch, inson-
derheit bei Schwäche der Magenverdauung, sehr empfehlenswerth.
23. März 1879.“*

Sanitäts-Rath Dr. G. Thilenius, Soden a. Taunus.

*„Ein zum diätetischen Gebrauch ganz vorzügliches Wasser,
das sich vor andern durch seinen erfrischenden und belebenden
Einfluss auszeichnet. 5. April 1879.“*

KÄUFLICH BEI ALLEN MINERALWASSER-HÄNDLERN, APOTHEKERN &c.

DIE APOLLINARIS-COMPANY (LIMITED).

Zweig-Comptoir: Remagen a. Rhein.

W. C. Willmann & Co.



Band 21. — Heft 63.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Juni 1882.

Wreslau.
S. Schottlaender.

Meissner & Co.

Juni 1882.

Inhalt.

	Seite
Ludwig Freiherr von Ompteda in Wiesbaden. Das holländische Haus. Eine Erzählung	293
Hermann Lohse †. Die Principien der Ethik	339
Rudolf Seydel in Leipzig. Rudolf Hermann Lohse	355
Wilhelm Jensen in Freiburg i/B. Ein Schatten. Gedicht	382
Paul Lindau in Berlin. Das neueste Werk des Naturalismus. Pot-Bouille von Emil Zola.	389
Bibliographie.	417
Hierzu ein Porträt von Rudolf Hermann Lohse. Radirung von Wilhelm Krauskopf in München.	

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.

— Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark. —

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

— Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd“ bezügliche Sendungen sind an die Redaction nach Berlin W., von der Heydstraße 1, ohne Angabe eines Personennamens zu richten. —

Beilagen zu diesem Hefte

von

Wilhelm Engelmann in Leipzig (Weber's Weltgeschichte),

Fr. Wils. Grunow in Leipzig (Kosenberg, Geschichte der modernen Kunst),

A. Hartleben's Verlag in Wien (Schweiger-Kerchenfeld, Die Adria).



An unsere Abonnenten!



Wir haben durch Neudruck die bisher fehlenden Hefte

der bereits erschienenen Bände von

„Nord und Süd“

ergänzt, und können daher dieselben entweder in complet broschirten oder fein gebundenen Bänden von uns nachbezogen werden. Preis pro Band (= 3 Hefte) broschirt 6 Mark, gebunden in feinstem Original-Einband mit reicher Goldpressung und Schwarzdruck 8 Mark.

Einzelne Hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der Vorrath reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.

Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle

Original-Einbanddecken

im Stil des jetzigen Hest-Umschlags mit schwarzer und Goldpressung aus englischer Leinwand und stehen solche zu Band XXI (April bis Juni 1882), wie auch zu den früheren Bänden I—XX stets zur Verfügung. — Der Preis ist nur 1 Mark 50 Pf. pro Decke. — Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern bereit, gegen Einsendung des Betrages (nebst 50 Pf. für Francatur) das Gewünschte zu expediren.

Breslau.

Die Verlagsbuchhandlung von S. Schottlaender.

(Bestellzettel umstehend.)

Bestellzettel.

Bei der Buchhandlung von

bestelle ich hierdurch

„Nord und Süd“

herausgegeben von Paul Lindau
(Verlag von S. Schottlaender in Breslau)

Expl. Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX.,
X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII.,
XVIII., XIX., XX., XXI.

elegant broschirt zum Preise von *M.* 6. —
pro Band (= 3 Hefte)

fein gebunden zum Preise von *M.* 8. —
pro Band

do. Hest 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18,
19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33,
34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48,
49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63
zum Preise von *M.* 2. — pro Hest

Einbanddecke zu Band XXI. (April bis
Juni 1882)

do. do. zu Band I., II., III., IV., V., VI., VII.,
VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI.,
XVII., XVIII., XIX., XX.

zum Preise von *M.* 1.50 pro Decke

Wohnung:

Rome

Nichtgewünschtes bitte zu durchstreichen.

Um gefl. recht deutliche Namens- und Wohnungsangabe wird ersucht.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

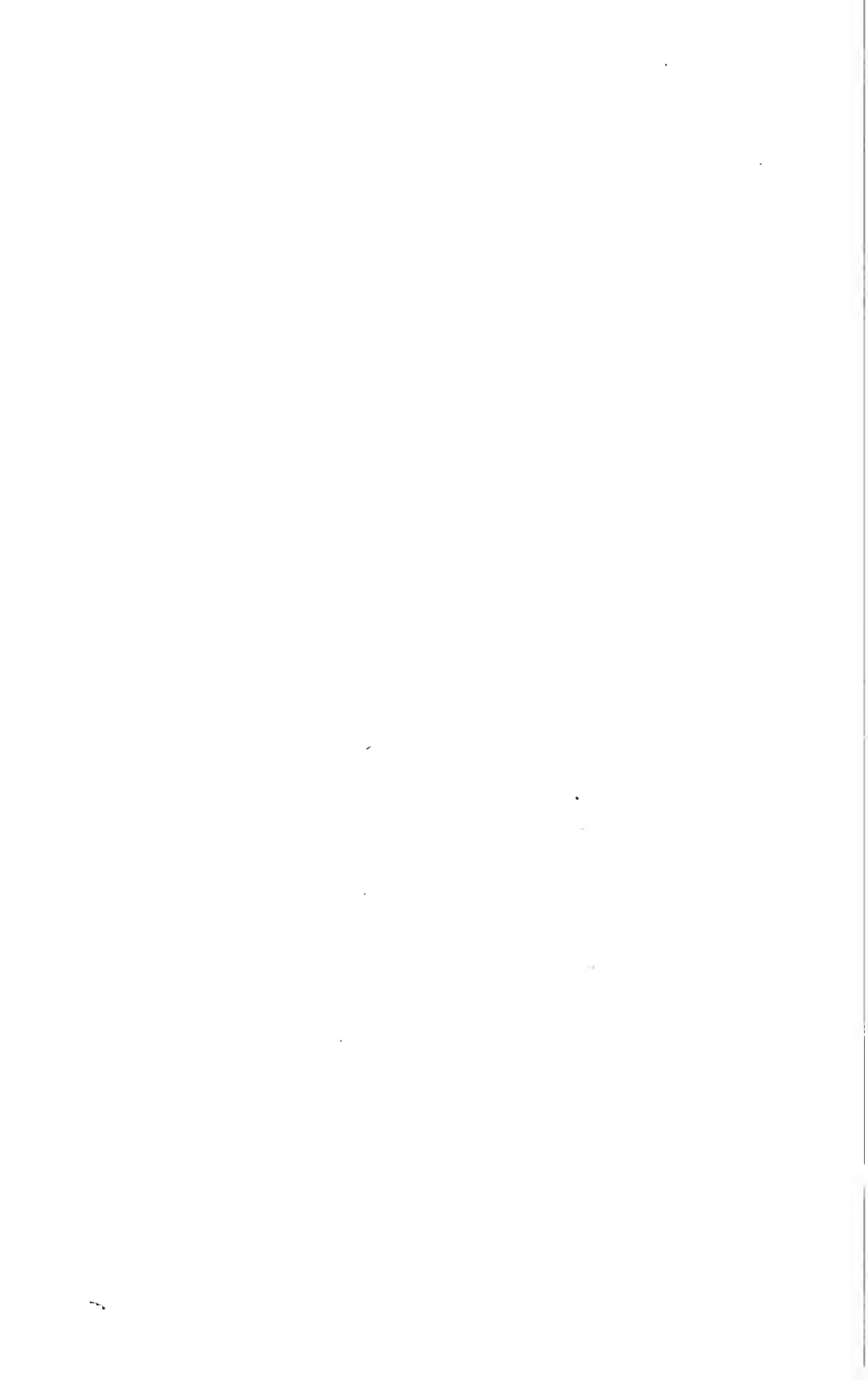
XXI. Band. — Juni 1882. — 63. Heft.

(Mit einem Portrait in Radizung: Rudolf Hermann Ege.)



Breglau.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.





Das holländische Haus.

Eine Erzählung

von

Ludwig Freiherrn von Ompteda.

— Wiesbaden. —

Ges ist eine merkwürdige alte Stadt, in der ich aufgewachsen bin. Wenn ich jetzt, nach so langen Jahren im lebendigen Sonnenschein des Rheingaus, im Wirbel unserer athemlos dahinstürmenden Gegenwart, an sie zurückdenke, so ist es mir stets, als ob jener ferne Schauplatz meiner fernsten Kindheit während meiner ganzen Jugendjahre regungslos, wie im kühlen bleichen Halbschatten einer permanenten Sonnenfinsterniß, schlafend dagelegen hätte. Die hohen uralten Thürme, die weiten gothischen Hallenkirchen aus rothen Backsteinen beugten sich schon seit Menschenaltern lebensmüde der Mutter Erde zu. Zwei von ihnen drohten den unmittelbaren Einsturz; sie verschwanden vor meinen Augen vom Boden und machten Raum für unsere Spielplätze. Die mächtigen, mit schattigen Lindengäugen bepflanzten Wälle lagerten noch, wie seit Jahrhunderten, rund um die innere Stadtmauer. Auf den stillen Straßen wuchs das Gras.

Neht still ging es auch in den alten Bürgerhäusern zu, die ihre vierstöckigen hohen Treppengiebel der verödeten Straße zuwandten und, in freiem hansischen Selbstgefühl ganz nach Bedürfniß und Neigung sich in den Bürgersteig hinaus hoben. Schon viele Geschlechtsfolgen ihrer Bewohner hindurch träumten sie in ungestörter Beschaulichkeit von den schönen vergangenen Zeiten, als sie noch mit den vielerlei kostbaren Waaren gefüllt waren, welche der schiffbare Fluß von der benachbarten großen See-Handelsstadt bis hierher in Lichterschiffen heraufführte. Immer reichlicher floß der leichte Gewinn aus dem „Stapelrechte“ in die Säcke der kaufmännischen Stadtherrn und der „Spebiteure“. Immer höher und weiter bauten sie ihre Wohn- und Waarenhäuser. Als aber der große Weltverkehr im Laufe der Jahr-

hundert andere Bahnen einschlug, da verödete auf dem bei Seite geschobenen Stapelplatze Haus und Säckel hilf- und hoffnungslos. Die Nachkommen verarmten und in die stolzen Patrizierhäuser nisteten sich moderne Miethsleute ein.

In einem solchen seltsamen alten ausgedienten patrizischen Kaufhause wohnten auch meine Eltern und mit wehmüthiger Freude erinnere ich mich noch jetzt der Lust und Freiheit, die jene weiten, halbdunklen verschränkten Räume uns Kindern an den Sonntag-Nachmittagen für den Tumult unserer Spiele gewährten.

Ähnlich wie unseres sahen alle die alten Patrizierhäuser der alten Hansestadt aus. Es herrschte unter ihnen ein fest eingewurzelter Familientypus. Einige Glieder der großen Sippe waren allerdings in den schlechten Zeiten noch tiefer herabgekommen als das unsrige. Es hatten sich sogar unwürdige kleine Kram- und Hölgergeschäfte, selbst Gebatter Schneider und Handschuhmacher darin niedergelassen. Andere waren von der modernen Bildung der Außenwelt auferweckt und belehrt worden. So uns gegenüber das Haus des Senators Herbing. Der ganze untere Stock trug dort weite glänzende Spiegelscheiben. Es war das erste Schnitt- und Modewaarengeschäft in der Stadt. Die Herbing's gehörten zu den alten Familien. Aber sie hatten der neuen Zeit Zugeständnisse gemacht. Sie waren nicht mehr unbefähigte Spebiteure, sondern verkauften Wolstoffe, Kattun und selbst Seide nach der Elle. Der Senator Wilhelm Herbing war weit hinaus in der Welt gewesen; sogar in Leipzig hatte er conditionirt. Dann kehrte er zurück, baute sein väterliches Haus gründlich um, und etablirte sich in dem alten Geschäfte auf neuem Fuße. Er war ein rühriger Mann und seines Vaters einziger Erbe, nachdem sein älterer Bruder Arnold, der als junger Bursch und Commis in Paris verdorben war und hernach zu Hause nicht mehr hatte gut thun wollen, enterbt und später in Amerika verschollen war — nun schon seit langen Jahren.

Gewährte uns Herbing's Haus, als einer der Mittelpunkte des städtischen Lebens, eine reiche Quelle der Unterhaltung, so betrachteten wir doch das daneben stehende Gebäude fast mit noch größerem Interesse. Es war himmelweit verschieden von seinem modernisirten Nachbar, im Aeußeren wie im Inneren. Es war auch verschieden von den übrigen Gebäuden der alten Stadt. Schon die Front des Hauses hatte etwas Fremdartiges. Der Giebel stieg nicht treppenartig auf, sondern verlief in mehreren großen gewundenen Schneden und Schnörkeln, zwischen denen Delphine und andere barocke Fabelthiere sowie zierliche steinerne Blumensträuße in riesigen Vasen prangten. In den Nischen und Fenstereinsassungen war Hausstein verwendet; die quadratischen Fenster hatten keine Flügel, sondern waren quer getheilt, so daß beim Oeffnen die untere Hälfte hinter die obere in die Höhe geschoben wurde. Doch auch dann war uns der Einblick in das Innere durch dicke weiße, weit herabhängende Mullvorhänge verwehrt. Das eigenthümliche Gebäude war

auch durch einen besonderen Namen ausgezeichnet. Es hieß das „holländische Haus“. Die Sage erzählt, daß einst ein reicher Patrizier der alten Stadt es in Amsterdam bestellt und zu Schiff habe an seine jetzige Stelle fahren lassen. Es sehe auch den reichen Häusern in Holland völlig gleich, hatten weit gereifte Menschen bezeugt. Da aber Niemand unserer näheren Bekanntschaft selbst an Ort und Stelle gewesen war, so blieb der ausländische Ursprung des holländischen Hauses in den unklaren Nebel einer denkwürdigen Legende gehüllt. Auch das Innere des Hauses sollte — so wurde erzählt — für jene Herkunft zeugen. Die Wände seien mit bunten Fliesen ausgekleidet, in den Zimmern ständen wunderbare blaue Porzellanöfen aus der berühmten Fabrik zu Delft. Auch befände sich darin ein Brunksaal, dessen Thüren, Wände und Decke in dunklem Holze kunstreich geschnitten seien. Nicht minder schön und wunderbar sei jenes Meisterwerk als die reichen Thüreinsassungen und Wandtäfelungen in der großen Gerichtsstube des alten Rathhauses, welche wir als Kinder einige Male hatten bewundern dürfen und wo uns der strenge Römer Brutus gezeigt wurde, der seine unbotmäßigen Söhne bereits mittelst der in viel späterer Zeit so berühmt gewordenen Guillotine hinrichten ließ.

Stellte sich nun das holländische Haus schon äußerlich unserer neugierigen Betrachtung als apart und fremdländisch dar, so erregten seine Bewohner nicht weniger unsere Wißbegierde und unseren Antheil. Um so mehr beschäftigte ihr geheimnißvolles Leben und Treiben unsere jugendliche Phantasie, als wir im Grunde keine irgend wie greifbaren Anhaltspunkte für unsere schwankenden und ausschweifenden Rhythmaßungen gewinnen konnten. Selbstverständlich mußten die Dienstboten uns mit zahlreichen, mehr oder weniger abenteuerlichen und gruseligen Anekdotten über die Bewohner des Hauses gegenüber zu unterhalten. Sobald wir jedoch diese aufregenden Neuigkeiten die Treppe hinauf trugen und Abends am Familientische austranken, verwies uns mein Vater ernsthaft unsere Neugierde und Leichtgläubigkeit. „Redet doch nicht solchen Unsinn, Jungens,“ schalt er uns, „und laßt Euch nichts aufbinden. Es sind sehr brave anständige Leute, die drüben wohnen. Ich weiß das von meinem Freunde, dem Polizeisenator. Die Dame ist eine sehr achtungswerthe, feingebildete, fromme und wohlthätige Frau. Sie erzieht ihre Töchterchen vorzüglich und sorgt wie eine barmherzige Samariterin für ihren armen kranken Bruder.“

Diese letztere Persönlichkeit, der fremde kranke Herr, concentrirte für einige Zeit das besondere Interesse unserer ganzen Straße. Niemand war ihm noch näher gekommen oder hatte gar ihn kennen gelernt und seine Stimme vernommen. Nur einzelne wenige Personen, unentbehrliche Handwerker, welchen der Zutritt im holländischen Hause gestattet war, hatten den stillen Mann von ferne gesehen. „Er leide wohl sehr an den Augen“ meinten sie, „denn er trage stets eine blaue Brille und wenn er sein verdunkeltes Zimmer verlasse, schütze er sich durch einen großen, weit über-

fallenden grünen Augenschirm. Er gehe sehr langsam und gebeugt wie unter großer Leibeschwäche, und man höre ihn häufig stark husten.“

Bei so spärlichen und unlauteren Erkenntnißquellen theilten sich naturgemäß die Meinungen der Brückenstraße über die Art des Leidens, das den Kranken an seine Zimmer sesselte. Die einen erklärten ihn für brustleidend, die anderen für halb erblindet. Noch andere schüttelten zu beiden Unterstellungen bedenklich weise das Haupt und zeigten nur bedeutsam mit dem Zeigefinger auf den Sitz ihrer eigenen Intelligenz, um zu verstehen zu geben, daß es wohl dort oben — nämlich bei dem unbekanntem und unsichtbaren Kranken — nicht ganz richtig sei.

Wie aber alle wichtigen Fragen, welche die großen und kleinen Kreise der Menschen erregen und beschäftigen, endlich sich selbst erschöpfen und aus Mangel an Nahrung absterben, um neuen nicht minder wichtigen Fragen Raum zu geben, so trat nach angemessener Frist auch das holländische Haus für uns in die Reihe der Alltäglichkeiten zurück und seine schöne und stattliche, aber blaß und stets in tiefes Schwarz gelleibete Herrin, Frau Regina Lambert, konnte nun, unbelästigt von neugierig nachstarrenden Blicken, am Arme ihrer heranwachsenden, jetzt etwa zehnjährigen Tochter aus ihrer stets verschlossenen Hausthür treten und langsam die Brückenstraße hinab dem schattigen Stadtwalde zuwandeln.

Die damaligen Honoratioren der alten Stadt waren zwar nicht gläubige Christen in dem jetzigen modernen Sinne, aber sie waren durchgängig gottesfürchtige Leute vom Schlage der alten untheologischen, handfesten Frömmigkeit, die täglich ihre Hauspostille oder die Stunden der Andacht lasen und Sonntags regelmäßig zur Kirche gingen. Es fiel daher auf, daß Frau Regina niemals mit ihrem Kinde auf dem Kirchsteige zu sehen war, wie es doch einer guten Mutter und ehrfamen Wittve wohl angestanden hätte. Bald jedoch erklärte sich auch dieser bestrebende Umstand. Es zeigte sich nämlich, daß die Herrin des holländischen Hauses gar nicht unserem Glauben angehörte, sondern eine römische Katholikin war. Denn sobald der jährliche Besuch des Geistlichen jener Kirche eintraf, welcher regelmäßig während der österlichen Zeit erschien, um die Seelsorge der wenigen Mitglieder seiner Heerde wahrzunehmen, die das Schicksal in unseren protestantischen Landesheil verfallen hatte, alsdann sahen wir die schöne fremde Dame schon Morgens früh ihr Haus verlassen. An Cäcilien's Arm schritt sie der verlassenen Kapelle zu, die im oberen Theil der Stadt einsam da stand als letzter Ueberrest eines ehemaligen Frauenklosters und von den fürsorglichen Vätern des Rathes diesem löblichen Zweck willig eingeräumt wurde. Regelmäßig sahen wir dann auch den fremden Geistlichen, begleitet von einem Knaben mit weißem Chorhemde, in das holländische Haus treten und darin längere Zeit verweilen, ohne Zweifel, um dem armen Kranken die Tröstungen seiner Religion zu spenden — soweit dieser wegen seines angeblich verdunkelten Geistes noch im Stande war, jener Wohlthaten mit Bewußtsein theilhaftig zu werden.

In geselligen Verkehr mit den angesehenen Einwohnern der Stadt, oder gar mit der eigentlichen „Gesellschaft“ war Frau Regina nicht getreten. Sie hatte diese Verbindungen auch nicht aufgesucht. So lebte die schöne Frau, deren Jugend, äußere Erscheinung und Glücksumstände sie wohl noch zur Theilnahme an den heiteren Lebensfreuden berufen hätten, still und einsam dahin, ganz versunken — wie es schien — in ihre Wittventrauer und die Pflege ihres armen kranken Bruders. Nur durch die Musik stand sie mit der Außenwelt in wenigstens indirecter Mittheilung. Denn sie war eine vollendete Meisterin auf dem Clavier, und da diese edle Kunst sich bekanntlich nicht betreiben läßt, ohne das Ohr der Nachbarn wirksam zu treffen, so hatten wir, namentlich wenn an warmen Sommerabenden die Fenster des holländischen Hauses geöffnet waren, den hohen Genuß, Frau Reginas wunderbares Spiel zu hören.

Regelmäßig blieb Frau Reginas Musik nicht an den Noten haften. Bald schwaum sie weiter, auf improvisirtem Strome hinaus in das Meer der Phantasia, folgend jeder Wendung ihres eingeborenen musikalischen Gedankenspiels. Selten war die Färbung ihrer Tontwellen sonnig glänzend, meistens bewegte sich ihr wechselndes Spiel in tiefem Schatten. Jetzt umflatterten einfache Figuren eine kleine Melodie, wie die Libelle eine weiße Teichrose, dann zog ein wehmüthiger Klagegesang durch die Saiten; plötzlich brach der Drang der Töne in einen wirren chromatischen Tumult wilder, schmerzlicher Modulationen aus, dann beruhigte wiederum ein ruhiges, sanftes Wiegen das erregte Ohr und endlich schollen alle diese verschiedenen Motive zu einem mächtigen Strome an, der mit majestätischer, ruhiger Breite in das offene, unendliche Meer der vollen Schlußaccorde mündete.

Da nun die schöne Frau auf diesem mystischen — heut zu Tage würden wir sagen — telephonischen Wege ein gutes Theil meiner jugendlichen Gefühle und Gedanken immer wieder von Neuem an sich fesselte, so war es wohl natürlich, daß ich Nichts unversucht ließ, um nach und nach auch über ihre persönlichen Verhältnisse, namentlich über das traurige Geschick, welches sie mit dem einsamen Kranken in unserer abgelegenen Landestheil verschlagen hatte, nähere Kunde zu erlangen.

Mein Vater war vor mehreren Jahren in die alte Stadt als Mitglied des neuen landesherrlichen Gerichtes versetzt worden, nachdem dort die Jahrhunderte alte städtische Gerichtsherrlichkeit, die selbst den Blutbann umfaßte, den gesteigerten Ansprüchen der Zeit an eine moderne lebendige Rechtspflege erlegen war. Er hatte die Criminaluntersuchungen zu führen und war durch die Nachbarschaft ihrer dienstlichen Jagdgebiete mit dem städtischen Polizeisenator befreundet worden. Durch diesen war ihm nun über die Bewohnerin des holländischen Hauses mancherlei Merkwürdiges und Rührendes kund gegeben. Augenscheinlich hatte jener pflichtgetreue Polizeibeamte sich die Mühe nicht verdrießen lassen, in der Heimath der interessanten Fremden selbständig Nachforschungen anzustellen. Er wußte daher über ihre Schicksale

vielleicht mehr als sie wohl selber voraussetzte und — wünschte. Diese väterlichen Mittheilungen nun fügten sich mir im Laufe der Zeit zu folgendem Gesamtbilde ineinander.

Frau Regina Lamberti stammte vom Rheine her, aus dem altberühmten Städtchen Jülich, welches ich auf meinem Stieler'schen Handatlas in der Nähe der Universitätsstadt Bonn ermittelte. Sie war die Tochter eines wohlhabenden Fabrikanten Namens Koopmanns gewesen, der jedoch später durch widrige Glücksumstände verarmt war. Noch vor dieser traurigen Wendung hatte sie geheirathet. Die Musik schien ihre Ehe vermittelt zu haben, denn sie selbst hatte sich zu einer hervorragenden Clavierpielerin ausgebildet gehabt und ihr Gatte, Roderich Lamberti, war ein vorzüglicher Sänger gewesen, dessen Ruf als bedeutender Concertvirtuose damals weit und breit erscholl. Er hatte auch auf der Bühne einige Erfolge errungen, zu denen sein hübsches gewandtes Aeußere und seine große, mehr schlanke und biegsame als kräftige Gestalt wohl nicht am wenigsten beitrugen. Dieses dramatische Feld aber hatte er verlassen, als er die Tochter des wohlhabenden Fabrikanten heimführte.

Nach kurzer Zeit jedoch brachen die Glücksumstände des alten Koopmanns zusammen und das junge Paar sah sich nun auf den Erwerb durch seine gemeinsame Kunstfertigkeit angewiesen. Sie zogen nach N., einer größeren benachbarten Stadt, hart am Rhein. Die junge Frau gab dort Clavierunterricht, während ihr Mann einen großen Theil des Jahres auf Concertreisen zubrachte. Diese wurden sogar rheinabwärts in die benachbarten westlichen Länder und stromauf bis nach Basel und Straßburg ausgehnt, so weit die deutsche Zunge klingt. So hatte sich in der neuen Heimath der jungen Frau deren zahlreiche Kundschaft bereits an die fortwährenden Abwesenheiten des Mannes gewöhnt, da Regina selbst ihre Strohwitwenenschaft als einen unabwehbaren Uebelstand mit leidlichem Gleichmuth ertrug, wenn sie auch das vagabondirende, lockere Leben ihres Mannes innerlich mit Besorgniß erfüllen mußte. Denn Roderich Lamberti war leider eine leichtsinnige Künstlernatur, die das rasch gewonnene Geld auch flott wieder drauf gehen ließ, in den Tag hinein lebte und selten nach wochenlanger Abwesenheit der Wirtschaftskasse der jungen Frau eine beträchtliche Ernte zuführte. So konnte diese bald den Aufwand der Haushaltung kaum mehr bestreiten und hatte bereits häufig nicht nur mit hochangelaufenen Rechnungen, sondern auch mit drängenden Wechselschulden ihres verschwenderischen Gatten zu kämpfen.

In diesem unerfreulichen Stande der Dinge waren einige Jahre hingegangen, da traf die arme Frau Regina, während einer Concertreise ihres Mannes, ein schwerer Schlag, dem alsbald ein noch härterer, nahezu vernichtender folgte.

Ihr einziger Bruder Joseph hatte nach der Auflösung des väterlichen Geschäftes eine Anstellung im königlichen Dienste gefunden und stand als

Postbeamter in derselben Stadt am Rheine, welche Regina bewohnte. Er war der schönen, stattlichen, reichbegabten Schwester recht unähnlich: klein, schwächlich und unansehnlich, sogar ein wenig verwaschen. Auch hervorragende geistige Gaben hatte ihm die ungütige Mutter Natur versagt, aber er galt als ein treuer, zuverlässiger, stiller Arbeiter und, was damals in unserem Vaterlande noch als seltene Ausnahme lobend erwähnt zu werden verdiente, er zeigte sich im Dienste am Schalter stets höflich und gefällig gegen das Publikum.

Um so größer war die allgemeine Theilnahme und Entrüstung, als eines Morgens eine Schreckenskunde die Stadt N. durchlief. In der vergangenen Nacht sei die Postkasse beraubt und der kleine Secretair Koopmanns, das „Josephe“, sei im Kampfe mit den Bösewichtern ein Opfer seiner Pflichttreue geworden. Man hatte ihn bewusstlos und in seinem Blute schwimmend neben der erbrochenen Kasse gefunden. Zwei schwere Kopfwunden ließen für sein Leben fürchten. Die erste Entdeckung des Verbrechens war der Aufmerksamkeit des Nachtwächters zu danken, der im Postbureau noch zu ungewöhnlich später Stunde Licht gewährte, die Hausthür, die zu den Geschäftsräumen führte, offenstehend fand, verwundert eintrat und dort mit Entsetzen den armen kleinen Postsecretair in seinem jaumer-vollen Zustande am Boden liegend wahrte. Als Frau Regina an der Unglücksstätte eintraf, war der Polizeichef des Ortes bereits mit der Untersuchung des Thatbestandes beschäftigt. Ein Arzt bemühte sich um das noch immer bewusstlose Opfer des schändlichen Verbrechens. Es schien, daß der oder die Räuber in der Ausführung ihres ruchlosen Anschlags gestört waren, sei es durch ein zufälliges Geräusch, sei es durch des kleinen Joseph heldenmüthigen Widerstand, denn nur wenig bares Geld war aus einer kleinen Tageskasse verschwunden, der große Behälter mit Werthsendungen erwies sich als unberührt.

Frau Regina saß einige Zeit neben dem Schmerzenslager ihres armen Bruders und suchte dem Arzte hilfreiche Hand zu leisten. Dann wurde sie zu dem Polizeichef in das anstoßende Zimmer gerufen. Der Beamte war ihr nicht unbekannt, da sie einer seiner Töchter Musikunterricht erteilte. Auch hatte sie wohl in ihren neuesten finanziellen Bedrängnissen den Rath des geschäftserfahrenen, väterlich gesinnten Mannes in Anspruch genommen, soweit sie sich ihm eröffnen konnte, ohne die leichtsinnige, gewissenlose Lebensweise ihres Vatters bloßzustellen.

Als sie eintrat, begegnete sie dem ernstesten forschenden bekümmerten Blicke des Directors, der, von Papieren und allerlei bereits zusammengegrafften Beweisstücken umgeben, schreibend am Tische saß.

„Frau Lambertini,“ begann er, „können Sie mir wohl genau angeben, wann Sie Ihren Bruder zuletzt gesehen haben?“

„Gewiß, Herr Director,“ antwortete sie unbefangen, „vor zwei Tagen hat er mich aufgesucht. Er traf mich nicht in meiner Wohnung an, sondern

erst, als er wieder heraustrat unten auf der Straße. Es war zwölf Uhr Mittags, ich lehrte gerade von der Unterrichtsstunde in Ihrem Hause zurück.“

Der Polizeichef schien einige Augenblicke nachzusinnen. Dann zog er einen Gegenstand aus seiner Brusttasche; es war ein weißes, ziemlich großes Schnupftuch.

„Kennen Sie vielleicht dieses Tuch?“ frug er dann, ihr dasselbe vorweisend.

Regina trat herzu. Sie besah das Tuch näher, prüfte dessen Ecken. Eine unheimliche Ueberraschung beschlich sie. Wie kam das Tuch hierher? Sie kannte es nur zu wohl. Wie kamen die frischen Blutsteden in dieses Tuch?!

Sie fand nicht gleich die Antwort und fuhr fort, dies Stück Leinwand in ihren Händen hin und her zu wenden, als ob sie immer noch nicht völlig schlüssig über die ihr vorgelegte Frage sei.

„Das Tuch wurde hier im Bureau gefunden,“ hob der Beamte mit ernster Betonung wieder an.

Regina glaubte nun zu wissen, welche Antwort sie geben müsse.

„Es ist — mein Tuch,“ sagte sie, ohne den Blick von dem Gegenstande in ihrer Hand aufzuschlagen und auf die verschlungenen Züge in einer der Eckenweisend. „Hier stehen die Anfangsbuchstaben meines Namens: R. L. — Regina Lambert. Jetzt erinnere ich mich,“ fuhr sie lebhafter fort, „ich habe das Schnupftuch vorgestern meinem Bruder auf der Straße geliehen, da er — plötzlich von Nasenbluten befallen wurde.“

Der Polizeidirector nahm das Tuch wieder an sich, breitete es auf dem Tische unter der Lampe aus, betrachtete aufmerksam die noch hellrothen und, wie es schien, noch nicht einmal völlig verhärteten Blutspuren in dem ziemlich derven Gewebe, faltete es dann wieder zusammen und sagte, Frau Reginen fest ansehend:

„Das Nasenbluten kann nicht sehr heftig gewesen sein. Das Tuch ist fast gar nicht benutzt, es ist noch glatt und trägt die frischen Bügelsalten.“

Die also Angeredete schwieg.

„Wie ist es nur zu erklären, daß dieses Tuch nicht bei Ihrem Bruder lag, sondern draußen an der Hausthür gefunden ist?“ frug der Beamte dann plötzlich.

„Er — wird es — dort haben fallen lassen,“ meinte Regina stockend.

„Wer?“ frug der Director ziemlich scharf.

„Mein Bruder!“ preßte die arme Frau mit zitternder Stimme hervor. Ein fürchterliches Licht flog beim Wechsel dieser kurzen Worte an ihrem Geiste vorüber. Es öffnete sich unter ihr wie ein Abgrund. Die Lampe begann zu tanzen. Ein kalter Schweiß trat auf ihre Stirne. Sie schwankte und stützte sich mit ihrer zitternden Linken auf den Tisch.

Der Beamte sah sie mitleidig an. Er winkte seinem Untergebenen, der dienstfertig einen Stuhl heranschob.

„Sie sind nicht wohl, Frau Lambert!“ sagte der Director alsdann mit etwas weicherer Stimme. „Die Aufregung und Sorge um ihren armen Bruder überwältigt Sie.“

„Es ist nichts,“ stöhnte die geängstigte junge Frau, „es wird vorübergehen. Die Luft ist so eingeschlossen und dumpfig hier. Erlauben Sie, daß ich einen Augenblick in's Freie gehe.“

„Thun Sie das, liebe Frau Lambert,“ bewilligte der Director theilnehmend, „wir können hernach fortfahren.“

Regina stand auf und wankte der Thür zu. Als sie den Drücker bereits in der Hand hatte, frug der Beamte:

„Ist Ihr Mann zu Hause? Könnten wir ihn nicht zu Ihrer Unterstützung rufen lassen?“

„Mein Mann ist abwesend,“ sagte die junge Frau, ihre letzte Kraft zusammenraffend, „er ist, glaube ich, noch in Straßburg. Wenigstens sollte er vorgestern dort in einem Concerte singen.“

Damit war sie vorläufig entlassen. Sie eilte durch die vordere Stube und sah dort, wie in einem Nebel, den Arzt, der immer noch mit dem leblosen Joseph beschäftigt war. Regina jedoch trat nicht wieder an das Lager ihres Bruders, sondern schritt durch die Thür in's Freie. Das volle Tageslicht strömte ihr bereits entgegen. Wie geblendet blieb sie auf der Schwelle stehen und lehnte den wirren Kopf gegen den Pfosten.

„O mein Gott! mein Gott!“ rief sie leise jammernd, „es kann ja nicht sein! es wäre zu fürchterlich!“

Ihr Gehirn wirbelte, sie glaubte niederzusinken. Aber die Stelle hier war gefährlich. Der schreckliche Mann dadrinnen hatte sie so sonderbar, traurig und drohend zugleich, angesehen — als ob er die geheimsten, eben aufsteigenden finsternen Gedanken ihres gequälten Herzens lesen könne.

Sie versuchte einige Schritte zu gehen und schwankte dem Hause entlang. Dort, an der anderen Seite, war sie wohl sicherer vor Beobachtung. Sie bog um die Ecke; der Boden war hier nicht gepflastert, der lehmige Weg durch den Regen der letzten Tage ausgeweicht. Sie schritt jedoch achtlos vorwärts, bis dahin wo die Mauer des benachbarten Gartens an das Gebäude stieß und das Weitergehen abschneitt. Erschöpft lehnte sie sich für einen Augenblick an die kalte Steinwand und bedeckte mit ihrer zitternden Hand die Augen. Die Ruhe, der Abschluß gegen die Eindrücke der fürchterlichen Außenwelt, that ihr wohl. Nach einigen Minuten fühlte sie die Kraft umzukehren. Sie öffnete die Augen wieder — sah auf den Weg — starrte näher auf das nasse Erdreich, — jetzt warf sie sich zurück gegen die Gartenmauer, als ob eine giftige Schlange unter ihren Füßen aufzischte!

Wieder sah sie auf die Stelle. Das schreckliche Ding war noch immer da! Es war also kein Blendwerk ihrer überreizten Phantasie gewesen — es war tageshelle, mitleidlose Wirklichkeit.

Vor sich sah sie in dem nassen zähen Lehm die Eindrücke eines langen auffallend schmalen männlichen Fußes in einem leichten, eleganten Stiefel. Sie wankte weiter. Dort war es wieder! — und wieder! — und immer wieder! — Es lief das Haus entlang — jetzt war es geschlichen auf den Beinen — bis zur Ecke. — Mit stierem Auge und angstvoll gegen das Herz gepreßten Händen folgte Regina völlig fassungslos diesen Spuren. Sie kannte den Fuß nur zu wohl — wie sie das blutbefleckte Tuch nur zu wohl kannte.

Mit einem schrillen, herzerreißenden Aufschrei stürzte die arme, verzweifelte Frau ohnmächtig zu Boden.

Sie war auf ihrem Schmerzensgange nicht unbelauscht geblieben. Auf den Wink des Directors folgte ihr der Untergebene, als sie das Haus verließ. Er sah Frau Lambertis um die Hausecke verschwinden und gewahrte bald darauf die eigenthümlichen, ängstlichen, wie suchenden Blicke, welche sie beim Rückwege auf den Boden heftete. In der Voraussetzung, daß die Dame dort einen werthvollen Gegenstand verloren, ließ er seine scharfen Augen ebenfalls über die Strecke gleiten und bemerkte alsbald die Fußstapfen. Seiner langen dienstlichen Erfahrung als Jäger und Spürer entging die eingreifende Bedeutung dieser Wahrnehmung nicht.

Er schaffte zunächst die bewußtlose Frau ins Haus, kehrte dann zurück und nahm eine genaue Zeichnung der schon an sich ungewöhnlichen und heute an dieser Stelle zweifellos höchst verdächtigen Fußspuren auf.

Nach kurzer Berathung mit dem Chef hob darauf der Beamte die junge, immer noch fast ohnmächtige Frau in einen Wagen und brachte sie nach Hause. Nachdem er sie der Obhut einer älteren Dienerin anvertraut hatte, trat er in Roderich Lambertis Zimmer. Seine Nachforschung in diesem Raume war erfolgreich. Er ließ den verschlossenen Schreibtisch des abwesenden Hausherrn vorläufig unberührt und prüfte zunächst die Schubladen des Möbels, welches die Wäsche enthielt. Nach wenigen Minuten zog er dort einen Stoß leinener Taschentücher hervor, genau von derselben Größe und vom gleichen Gewebe, wie das im Postbureau gefundene, und ebenfalls mit N. L. in derselben eigenthümlichen Verschlingung gezeichnet. Dann wandte sich der kundige Polizist dem Schuhwerke des ihm wohlbekanntesten Künstlers zu, welches in einem Winkel des anstoßenden Ankleidezimmers stand. Er maß und prüfte dasselbe genau, nickte dann zufrieden, wie ein Mann, der seine eignen scharfsinnigen Voraussetzungen bestätigt findet, und steckte ein Paar Lackstiefel sorgsam aufgerollt in seine umfangreiche Tasche.

Schon an demselben Nachmittag erhielt der Polizeidirector von N. die telegraphische Mittheilung, daß der Sänger Lambertis Straßburg bereits seit drei Tagen verlassen habe und von anderen Tagen wußte er, daß das angefangene Concert in Basel wegen Nichterscheinens des berühmten rheinischen Balladenvirtuosen ausgefallen sei. Da sich zudem noch herausstellte, daß gegen Lambertis verschiedene, mehrfach prolongirte und endlich protestirte

Wechsel liefen, so that jetzt das Criminal-Gericht einen Schritt, der sowohl in der Stadt N. selbst, als auch in den weiten Kreisen, die den beliebten Künstler und lustigen Gesellschafter bewunderten und schätzten, ungeheures Aufsehen und ungläubiges kopfschüttelndes Befremden erregte. Es wurde ein Steckbrief gegen den flüchtigen Roberich Lamberti erlassen, als der Beraubung der Postkasse zu N. und der tödtlichen Verwundung des königlichen Postsecretairs Joseph Koopmanns auf das Dringendste verdächtig.

Jedoch führte die gerichtliche Verfolgung des also schwer Angeklagten nicht zu seiner Entdeckung und Gestellung. Es ergab sich vielmehr im Laufe der Nachforschungen mit annähernder Gewißheit, daß der Verbrecher, wenn er ein solcher war, den Armen der weltlichen Gerechtigkeit unerreichbar geworden, daß er bereits vor einem höheren Richter stand. Nach wenigen Tagen wurde im Rhein, eine Strecke unterhalb N., ein umgeschlagener treibender Nachen entdeckt. In seiner Nähe fand man im Röhricht einen noch neuen schwarzen Männerhut. Dieser trug im Innern den Namen eines Straßburger Fabrikanten und die goldnen Lettern N. L. — Die Leiche selbst kam nicht ans Tageslicht.

Der Eifer der Behörden ließ jetzt um so mehr nach, als der Verlust der königlichen Kasse im Grunde nicht erheblich war und des armen Joseph Zustand sich täglich besserte. Frau Regina legte tiefe Wittwentrauer an, nahm den Bruder zu sich und widmete sich ausschließlich seiner Pflege. Sobald es dessen Zustand erlaubte, verließ die beklagenswerthe junge Wittwe die Stadt N., um anderswo ihren Schmerz wie ihre Scham zu verbergen. Sie wollte versuchen, in der Ferne unter weniger peinlichen Verhältnissen der Ausübung ihres Berufes nachzugehen, um dort für sich und ihr einziges, erst wenige Monate altes Kind das tägliche Brod ehrlich zu verdienen.

Später hörten die theilnehmenden Seelen in N., daß es Regina Lamberti in ihrer neuen Heimath leidlich wohl gehe, daß sie sogar eine ansehnliche Erbschaft gemacht habe und nun nicht mehr gezwungen sei, ihren Unterhalt durch die harte Arbeit der Musikstunden zu gewinnen. Dagegen sei der arme kleine Joseph Koopmanns nie wieder von seiner schweren Verwundung völlig genesen. Im Gegentheil, es habe sich bei ihm ein Gehirnleiden ausgebildet und er sei einer Heilanstalt übergeben worden.

Noch später kam die Nachricht, Frau Lamberti habe ihren Bruder, der nach und nach unheilbarem Blödsinne verfallen sei, wieder zu sich genommen und sei mit ihm in einen entfernten nördlichen Landestheil gezogen, wo sie in einer stillen Stadt sich angekauft habe. — —

Es mochten jetzt wohl schon zehn Jahre seit jener dunklen That verfloßen sein, die Regina Lamberti zur Wittve machte und aus ihrer heimatlichen Gegend vertrieb. Seit vier Jahren lebte sie nun mit ihrem kranken Bruder im Schatten des holländischen Hauses.

Ihre Ankunft war das letzte Ereigniß gewesen, das die Köpfe der Bewohner der alten Stadt in ungewohnte, zum Theil lästige Schwingungen verjekt hatte.

Da traf ein neuer Steinturf die stille Oberfläche des ruhigen spiegelglatten, etwas schwerflüssigen Sees, dem das schlummerhafte Dasein der alten Stadt wohl mit Fug verglichen werden durfte. Der Steinturf traf plötzlich und unermuthet mitten in die innersten, angesehensten Kreise des städtischen Lebens. Er schlug darin lebhaft und weit hinaus fortgepflanzte Wellen und versank erst wieder in unbekannte Tiefen, nachdem er eine eingreifende und dauernde Störung, wenigstens in unserer Straße und deren nächster Umgebung, hervorgerufen hatte.

In einem Vormittage im ersten Frühling entstieg dem Postwagen, der schmetternd vom Norden her über das berühmt fürchterliche Pflaster der alten Stadt herein rasselte, ein Mann von fremdländischem Aussehen. Er mochte hoch in den Vierzig sein, zeigte eine robuste, untersetzte Gestalt und schaute aus einem vollen, gerötheten, wettergebräunten Gesichte mit zwei harten, vortretenden, wasserblauen Augen kühl und sogar ziemlich dreist in die Welt hinaus. Die langen Wadenbärte, die sein Antlitz zu beiden Seiten einrahmten, eine dunkle gestrichte schirmlose Seemannsmütze, die der Fremde beim Aussteigen mit einem schwarzen breitrandigen Filzhute vertauschte, sowie die Stoffe und der Schnitt seiner keineswegs ärmlichen Kleidung gaben ihm ein ausländisches Ansehen, das zunächst auf unsere englischen und amerikanischen Bettlern jenseit des Canals und des Oceans hinwies.

Jedoch schien dem Reisenden der Schauplatz, auf welchem er jetzt, als er die Postkutsche verließ, seinen Fuß setzte, keineswegs unbekannt zu sein. Er lud, kurz angebunden, sein fest geschnürtes Felleisen einem das Postgebäude umlungern den Jungen auf die Schultern und ging dann, ohne nach der Ortsgelegenheit zu fragen, dem Träger seiner Habseligkeit mit Sicherheit durch das Gewirr der krummen kleinen Gassen voraus, bis er den Fluß erreichte. Hier betrat er die Brücke, die zu unserer Straße führte und ihr den Namen gab. Nachdem er das Wasser überschritten hatte, blieb er einen Augenblick wie unsicher stehen. Sein überraschter und fragender Blick ruhte jedoch nicht, wie man hätte voraussetzen dürfen, auf der fremdartigen, reichen Architektonik des holländischen Hauses, sondern er starrte bewundernd zu den großen Spiegelscheiben des Herbing'schen Schnittwaarengeschäftes hinüber und darauf an dem hohen, mit modernster hellröthlicher Oelfarbe sauber und heiter getünchten Giebelhause kopfschüttelnd empor. „Wilhelm Herbing“ las jetzt der Reisende die schwarzen Riesenschriftzeichen, die sich unter den Fenstern des ersten Stockes quer über das ganze Gebäude hinzogen. Hierdurch sicher gemacht stieg er die breiten Treppenstufen hinan und betrat das geräumige Verkauflocal. Hier jedoch achtete er der ihn hinter den breiten Tresen dienstfertig anblinzeln den, ellenbewaffneten Jünglinge durchaus nicht nach Gebühr, sondern schritt graden Weges auf eine Glasthür zu, über welcher das bedeutende Wort „Comptoir“ stand. Er trat ohne anzuklopfen in das Allerheiligste des Senators. Dieser

saß oder schwebte rittlings auf seinem Drehsessel über dem großen Hauptbuche und achtete des Eintretenden nicht sofort, bis ihn dieser ohne Umstände auf die Achsel klopfte und mit fester, kühler Stimme sagte:

„Gu'u Tag, Wilhelm! da bin ich.“

Der Kaufmann drehte sich um und sah in das ihm fremde Gesicht. Aber er hatte die, viele Jahre nicht gehörte Stimme bereits wieder erkannt. Er streckte die Hand aus, die der Fremde kräftig schüttelte und fragte diesen:

„Bist Du's wirklich, Arnold? So bist Du also doch da? Das freut mich. — Leg' ab und setz' Dich.“

Arnold Herbing folgte ohne jedes Zeichen gemüthlicher Erregung dem gasflichen Vorschlage seines Bruders. Er lehnte sich in die Ecke des alten, ihm noch wohlbekannten Ledersophas zurück, nahm die ihm angebotene Cigarre und sagte, den Bruder musternd:

„Es ist grade 25 Jahre her, daß ich fort bin. — Du hast Dich ganz leidlich conservirt, Wilhelm, während der Zeit. Ein bißchen dicker geworden, alter Junge. Gutes Geschäft, he? Freut mich. — Nun bleibe ich aber auch etwas bei Dir. Uebrigens in eignen Geschäften. Habe was auf dem Zuge hier. — Gute Cigarren, das. — Importirt? — Vor Allem aber möchte ich ein wenig frühstücken.“

Die, in so gleichmüthiger Weise wieder eingeleiteten Beziehungen der Gebrüder Herbing nahmen in den nächsten Tagen einen durchaus befriedigenden Fortgang.

Der Senator hatte gefürchtet, als ihm der verschollene und halb vergessene Bruder Arnold aus London seinen baldigen Besuch in Aussicht stellte, es würde sich nach so langer Pause wohl um einen erneuten finanziellen Anspruch à conto der väterlichen Erbschaft und seiner eignen brüderlichen Liebe handeln. Dieses zarte Thema wurde jedoch von dem Ankömmling keineswegs berührt. Der verlorene Sohn schien vielmehr wirklich durch völlig uneigennütige Heimathsgedühle in seines Vaters — jetzt Bruders — Haus zurückgeführt zu sein. Der weltweise Anglo-Amerikaner fand sich auch bald bei dem deutschen Bruder wie in der alten Stadt völlig wieder heimisch. Sein verbes, formloses Wesen erregte wohl das Befremden der Frau Senatorin, aber den Kindern gefiel der überseeische durchaus nicht steife und würdevolle, meistens joviale Onkel ausnehmend. Er erzählte wunderbare Mär von seinen Fahrten zu See und zu Lande, die dadurch nicht an Interesse verlor, daß es völlig unthunlich war, die Harmonie dieser Odyssee mit den thatsächlichen Lebensereignissen des weit gereisten Abenteurers zu controliren. Nebenbei erkundigte er sich angelegentlich nach allen Jugendfreunden und eilte, die noch vorhandenen aufzusuchen. Besonderes Interesse jedoch nahm er an den alten und noch im alten Bestande erhaltenen Häusern, an ihren bejahrten Bewohnern und ihrem Urväterhause. Er notirte sich sogar mit Sorgfalt diese Adressen

und kam dann endlich gegen den Bruder Senator mit dem eigentlichen Zwecke seiner Anwesenheit in der lange gemiedenen Geburtsstadt zu Tage.

Arnold Herbing hatte draußen in der Welt wie ein rollender Stein gelebt, der nirgends haften bleibt und kein Moos ansetzt. Er war zu Land und zur See gefahren und hatte drüben alle diejenigen Gewerbe versucht, um sich — wie man es ausdrückt — ehrlich durchzuschlagen, die jedem tüchtigen Manne in der neuen Welt offen stehen, sobald er gewisse philistenhafte Vorurtheile der alten abgestreift hat. Er war dort Kellner gewesen, Journalist, Kunstreiter, auch Offizier in einem Indianerfeldzuge, Sprachlehrer, Matrose auf einem afrikanischen Ebenholzschiffe, Schauspieler und Agent. Er verstand so ziemlich alle Seiten des praktischen Lebens und scheute — nach dem weisen Spruche: Alles verstehen heißt Alles verzehren — keinen oder doch kaum einen Weg, der ihn in dem Gedränge jener hastigen, rücksichtslosen Welt zum — guten und ungebundenen Leben führte. Seine bevorzugte Thätigkeit bewegte sich dort viele Jahre lang auf dem breiten, unsicher begränzten wirthschaftlichen Gebietstreifen, der sich zwischen strenger altbürgerlicher Ehrlichkeit und dem Strafgesetze in schwankenden Windungen und Biegungen hinschlängelt. Im Laufe der Zeit jedoch hatte sich in verschiedenen namhaften Städten des großen westlichen Continents, innerhalb gewisser geschäftsbefreundeter Kreise ein gewisser Vorrath von Uebelwollen und von Verstimmung gegen den smarten, rücksichtslosen Arnold angeammelt. Er war dadurch einerseits in unerfreuliche Beziehungen zu den Polizeigerichtshöfen, andererseits in unliebsame nahe Berührungen zu eiser- oder auch nur händelsüchtigen Bowie-Messern gebracht worden. Herbing hielt daher eine Lustveränderung für angezeigt und siedelte nach London über. Dort verwertete er seine vielseitigen Talente und Erfahrungen in einem Geschäftszweige, der ihm, neben ausreichender Unterhaltung und gesunder Ausregung ein verhältnißmäßig anständiges und sicheres Brot gewährte. Er wurde wiederum reisender Agent, und zwar für eines der in der Weltstadt thätigen „Vertraulichen Nachforschungsbureau's“, achtbare Institute, die, als Privatindustriellen, etwa nach dem Muster der aus den englischen Romanen satzsam bekannten Geheimpolizei-Station in Scotland-Yard arbeiten. Während jedoch das letztere berühmte Institut sich im Wesentlichen auf dem Gebiete des eigentlichen Verbrechens bewegt, schmiegte sich das Privatbureau mehr den seiner schattirten Unregelmäßigkeiten im Leben der höheren Stände an und bestrebt sich, unliebsame Verirrungen und Störungen in den Kreisen der respectablen Leute ohne öffentlichen Scandal auf gütlichem, vertraulichem Wege festzustellen und zu einer meistens klingenden Ausgleichung zu fördern. Zweifelhafte und heimliche Heirathen; entschwundenes Eheglück, das heißt: böswillig verlassene Frauen und Männer; verlorene Testamente und Tauschscine; Beobachtung gefährlicher Nebenbuhler; Wechsel, von leichtsinnigen Mutterföhnchen mit — fehlerhafter Orthographie begeben; — kurz das ganze schmerzliche Capitel der verschämten Familien-

geheimnisse bildet das Arbeits- und Erntefeld eines solchen vertrauenswürdigen Institutes.

Hiefür war nun Arnold Herbing der richtige Mann. Er kannte das Leben, erstreute sich starker Nerven und kräftiger Muskeln, war kaltblütig und besonnen, konnte einem gespannten Pistol ziemlich gleichmüthig in die Mündung sehen, und sprach drei Sprachen. So wußte er sich in die verschiedensten Rollen zu schiden und mit allerlei Leuten gewandt zu verkehren.

Zur Ausfüllung seiner müßigen Stunden jedoch, und weil es geeignet erschien, um dem brauchbaren Agenten ein anständiges Aushängeschild und leichten unverdächtigen Zutritt in achtbare Häuser und zu exklusiven vornehmen Kreisen zu verleihen, betrieb Arnold Herbing nebenbei das unterhaltende historisch=artistische Geschäft eines Kunst- und Althändlers. Er reiste für eines der ersten Häuser dieser „Branche“ in New=Bondstreet und verband so das Nützliche mit dem Angenehmen. Da er ein anschlägiger Kopf war, so hatte er bald die charakteristischen Grundtypen und Merkmale der verschiedenen Schulen und Perioden des europäischen Kunstgewerbes routinemäßig erfaßt. Er wußte nun mit der überwältigenden technischen Gewandtheit, welche diese Klasse nützlicher Reisender auszeichnet, über jeden Gegenstand, vom Trinkhorn des normännischen Barons bis zum goldgestickten Kirchenparamente aus der Tudorzeit und zum zarten Fächer der Königin Anna sachkundig zu schwätzen.

Es trat damals in England die Periode ein, wo nach langem Schummer die sogenannte Gothik wieder zu Ehren kam. Die Schlösser wurden restaurirt und von den steifen Ausgeburten des Popses und des ersten Kaiserreichs gesäubert. Sie sollten nun auch wiederum mittelalterlich möblirt und ausgestattet werden. Bald reichte der Vorrath im Lande selbst nicht mehr zu; das Geschäft sah sich daher auf dem Continente nach weiterer Waare um. Und da stieg vor dem thätigen und umsichtigen Agenten die alte langvergeffene Vaterstadt in neuem Glanze empor. Er gedachte, wie er als Knabe alle diese krausen vergoldeten Spiegel, diese eingelegten Truhen und emailirten Kästchen, diese geschmückten Spinden und geschmückten mächtigen schwarzen Kleiderschränke auf den Hausfluren und in den Kumpellammern seiner Vaterstadt im Stande tiefster Erniedrigung und Verkommenheit schon gekannt habe. Ein ganzes Zeughaus voll mittelalterlicher städtischer Rüstungen gab es dort, die niemand achtete und die des Kostes ausschließliche Deute waren, da auch die anspruchlosesten Diebe sie als werthlos verschmähten. Da ließen sich Schiffsladungen für ein Butterbrot zusammenkaufen. Flugs schrieb Arnold Herbing seine brüderlichen Ver söhnungsepistel an den Senator und — hier war er. Als er den Bruder Wilhelm in seine Projecte einweihte, machte dieser ein bedenkliches Gesicht.

„Die Speculation ist doch recht gewagt, mein Lieber“, meinte der bedächtige Schnittwaarenhändler. „Der Artikel mag augenblicklich gangbar

sein, aber er ist allzusehr der Mode unterworfen. Und dann giebt es gar keine festen Marktpreise dafür, mit denen man calculiren kann. Ich würde mir die Sache doch noch einmal reiflich überlegen.“

„Ueberlegen!“ erwiderte Arnold. „Es ist einmal überlegt, und das genügt. Ich will Dir was sagen, mein guter Wilhelm: ihr Kleinstädter und Kleinhändler hier wißt gar nicht was „Ueberlegen“ ist. Für Euch ist „Ueberlegen“: zuerst unentschlossen und prüfend am Rande des Grabens hin und her trippeln, und dann zuletzt — den Sprung doch nicht wagen.“

Auf dem Weltmarkte ist „Ueberlegen“ ein Rechenexempel. Darin giebt es Hauptfactoren und Nebenfactoren. Nehmen wir an: acht verschiedene Factoren und Erwägungen, also acht verschiedene Rücksichten und Zweifel lägen mir vor. Jetzt kommt es darauf an, zu wissen: wieviel Punkte jedes dieser „acht“ werth ist. Nr. 1 ist „dafür“ und 17 Punkte werth. Nr. 2 ist „dagegen“ und 9 Punkte werth. Das ist einfach zu durchschauen. Nun kommen die Erwägungen Nr. 3 bis 8; sie sind jede 4 bis 2 Punkte werth. Fallen diese zu Nr. 1: für, oder fallen sie zu Nr. 2 gegen? Das vorher zu bestimmen — ist unmöglich; es ist zu der Berechnung auch gar keine Zeit. Ich nehme daher an, es werden gleich viel Punkte „für“ und „gegen“ fallen und dann gehe ich sofort darauf los und packe den Stier bei den Hörnern an.“

Der Senator hörte dem Bruder kopfschüttelnd zu und vertiefte sich in die neuesten Lyoner Seidenberichte. —

Nebenher hatte der Agent allerdings noch einen andern wichtigen und geheimen Auftrag. Einem, mehr mit Schätzen als mit persönlicher Anziehungskraft begabten Herrn aus der Magnatenschaft der City war bereits vor etlichen Jahren seine Frau, die Tochter eines Geschäftsfreundes in Amsterdam verschwunden zugleich mit einem liebenswürdigen jungen Mann vom Comptoir ihres Vatters. Die Flüchtlinge hatten in der nördlichen Hafenstadt den deutschen Continent erreicht. Von dort aus jedoch war jede Spur verloren und man muthmaßte nur, daß sie ihr gefez- und sittenwidriges Glück irgendwo in dem weiten Gebiete ländlicher Einsamkeit versteckt hätten, welches der großen Elbstadt benachbart war. Dieses Räthsel wieder aufzufinden, gehörte mit zu Arnold Herbing's geheimer Mission.

Der Agent machte sich bald nach seiner Ankunft auf die Jagd nach den werthvollen Alterthümern. Jedoch ging er, als gewandter Geschäftsmann, nicht selbst auf die Suche. Das hätte ja die naiven Besitzer erleuchtet und die Preise sofort unmächtig gesteigert. In unglaublich kurzer Zeit hatte er einen wohlorganisirten Stab von brauchbaren Unteragenten zu Stande: kleine Althändler, stadtkundige Lohnbediente und andere coulante Männer. Diese spürten die verkannten Schätze auf, von denen Arnold sich bei seinen freundschaftlichen Besuchen hatte erzählen lassen und trieben ihrem Meister das Wild zu. Bei den Beratungen mit diesen umsichtigen Gehülfen kamen auch bald die verborgenen Herrlichkeiten des holländischen Hauses zur Sprache. Herbing war ganz Ohr.

Er erfuhr dabei gleichzeitig, was das mythenbildende Stadtgespräch von der jetzigen Besitzerin des merkwürdigen Hauses zu berichten mußte. Je unklarer darin die Vorgeschichte der schönen Frau sich zeichnete, desto lebhafter wünschte der geriebene Jäger, diese Hochwildfährte aufzunehmen. Allerdings war es eigenthümlich, daß der angebliche kranke Bruder der geheimnißvollen Fremden nie ans Tageslicht kam. Auch paßte die zehnjährige Tochter Cäcilie nicht in den Rahmen seines Falles. Aber das Alles konnte sehr wohl Verstellung sein, erdacht und durchgeführt, um die Verfolger zu täuschen. Mehrere Tage hindurch war jetzt Arnold sehr häuslich. Er brachte, seine kurze englische Holzpeife rauchend, viele gute Stunden auf der Terrasse vor den Spiegelscheiben des brüderlichen Geschäftes zu und bewachte von dort den Aus- und Eingang im Neben Hause.

Frau Regina aber war gerade zu jener Zeit unpäßlich und schöpfte nur für kurze Augenblicke frische Luft in dem kleinen Hausgärtchen, welches durch eine hohe Mauer dem Einblicke aus den Nachbarhäusern entzogen war.

Da die edle Zeit auf solche Weise nutzlos verlief und die Befrachtung des Schiffes mit den angekauften Schätzen bald beginnen sollte, so erfannt der anschlägige Agent einen andern Weg, um sich directen Eingang in die streng geschlossene Festung des Nachbarhauses zu verschaffen. Er schrieb einen sehr höflichen, jaßt devoten Brief an Frau Regina Lambertini, geb. Koopmanns, in welchem er sich als Bruder des Senators Herbing und als leidenschaftlicher Verehrer des alten vaterstädtischen Kunstgewerbes vorstellte. Obgleich er nun wohl wisse, daß es ihm kaum gelingen würde, seine Sammlung durch irgend ein Stück aus dem berühmten holländischen Hause zu bereichern, so wünsche er doch dringend, diese Schätze wenigstens einmal in Augenschein nehmen zu dürfen. Er bitte daher, Frau Lambertini wolle ihm gütigst eine Stunde bestimmen, wo er die Ehre haben könne, ihr seine Aufwartung zu machen u. s. w.“

Auf diese wohlgesetzte Epistel erfolgte umgehend die Antwort. Diese fiel jedoch recht unbefriedigend aus, denn sie enthielt nur eine kurze, bedauernde Ablehnung der zugebachten Ehre des Besuches, da Frau Lambertini zu unwohl sei, um jetzt oder in nächster Zukunft Fremde in ihrem Hause zu sehen. —

Als Arnold Herbing dieses Schreiben gelesen hatte, dessen Inhalt ihm im Grunde nicht völlig unerwartet war, klopfte er zunächst gelassen seine Holzpeife aus. Dann zog er seine umfangreiche Brieftasche hervor, öffnete eine geheime Abtheilung derselben und suchte darin unter vielen andern Documenten einen beschriebenen Papiersegen hervor, den er sorgfältig glatt gestrichen neben dem soeben erhaltenen Briefe ausbreitete. Er verglich dann die beiden Handschriften längere Zeit aufmerksam und genau. Er prüfte sie sachverständig, Zug um Zug, im auffallenden und im durchschimmernden Lichte. Aber die spitze, ausgeschriebene deutsche Handschrift hatte keinerlei Aehnlichkeit mit den kräftigen runden breiten englischen Schriftzügen.

„So geht's nicht!“ rief er endlich, beide Papiere unmutig von sich

schiebend, „ich muß den geheimnißvollen Vogel selbst sehen. Warum „duckt“ sie sich vor mir? Warum mir nicht ihren berühmten kassettirten Plafond zeigen? — An der Sache ist ein Haken, das steht fest. — Du glaubst, ich sei nun glücklich abgewehrt, schöne Unbekannte? Fehlgeschossen! Da kennst du Arnold Herbing nicht. Mir ist noch keine Thür verschlossen geblieben, die ich öffnen wollte. Geht's nicht mit dem rechten Schlüssel, so geht's — ohne ihn.“

Der verständige Detective stellte jetzt jeden eigenen Versuch zu directer Annäherung an die verborgenen Schätze des holländischen Hauses ein und berieth sich mit seinem vertrautesten Unteragenten.

Beide Gesellen suchten im heimlichen Rathe nach einem neuen Schlüssel, um das geheimnißvolle holländische Haus zu öffnen und kamen endlich auf einen erfolgreichen Anschlag.

Unter den Diensthöten der Frau Lamberti befand sich auch eine junge Hausmagd, die erst vor kürzerer Zeit angenommen und noch durch keine Waude gewohnter Pietät mit ihrer Herrschaft verbunden war. Dieses Mädchen gehörte zu den Bekannten des Gehülfen. Er bewog sie, durch Zufage eines reichlichen Geschenkes, daren zu willigen, daß sie dem fremden englischen Herrn zu einer frühen Morgenstunde die Hausthür öffne und ihm die Räume des ersten Stockes zeige. Das Unternehmen war an sich ziemlich ungefährlich; auch konnte ja kein großes Unrecht dabei sein — spiegelte sich die leichtsinnige und durch die versprochene Belohnung bethörte Dirne vor — dem Bruder des Herrn Senators die schönen Zimmer zu zeigen; denn die „Madam“ schlief oben im zweiten Stocke. Eine Störung war also nicht zu befürchten. —

Schon vor der verabredeten Stunde, gleich nach Sonnenaufgang, verließ Arnold das brüderliche Haus und wandte sich den nahen Stadtwällen behufs des gewohnten Morgen Spazierganges zu. Auf einem Umwege gelangte er dann wieder in die noch völlig einsame Brückenstraße und fand das Mädchen seiner bereits an der geöffneten Hausthür wartend. Arnold wußte die ängstliche Dirne mit einigen angemessenen kleinen galanten Scherzen zu beruhigen, dann schlichen beide hinauf in die Zimmer der Hausfrau. Bei Herbing jedoch trat in diesem Augenblicke der Sammler hinter den Spürer zurück. Er widmete den kunstreichen Möbeln und stattlichen Vasen, die die Zimmer schmückten, nur flüchtige Aufmerksamkeit. Vielmehr wandte er sich sofort einem großen Delbilde zu, welches — wie die Magd versicherte — die Madam mit vollster Aehnlichkeit darstellte trotz dem es augenscheinlich schon vor längeren Jahren gemalt war. Ein junges Mädchen von hoher schlanker Gestalt, in hellem Sommerkleide trat aus einem Rosengebüsch dem Beschauer in der Pracht ihrer vollen heiteren zwanzigjährigen Jugendfrische entgegen. Herbing näherte sich der Leinwand, nicht sowohl um das Kunstwerk genau zu bewundern, als um die am Fuße des Bildes hervortretende Unterschrift des Malers zu studiren. Es war der

auch ihm wohlbekannte Name eines berühmten Künstlers der rheinischen Schule. Darunter stand die Jahreszahl, und des Beschauers gutes Gedächtniß sagte ihm nach kurzer Berechnung, daß in jenem Zeitpunkte die von ihm gesuchte flüchtige Gattin des City-Magnaten noch ein Kind war, das sich den Grenzen der jungfräulichen Blüthe kaum genähert hatte.

Der schlaue Spürer hatte sich also dieses Mal dennoch geirrt. Es war eine ihm völlig fremde und gleichgiltige Familie, die das holländische Haus bewohnte. —

So konnte der Kunstkennner seinen Neigungen in diesen Räumen um so ungeförter nachgehen.

„Wo ist denn das Zimmer mit der schönen Holzdecke, mein liebes Kind,“ frug er seine Führerin, die verwundert die Gleichgiltigkeit bemerkt hatte, mit welcher der Fremde an all den alten Herrlichkeiten vorbeiging, deren Schonung und Reinigung ihr so manche unmuthige Stunde zu Wege brachte.

„Es liegt nach hinten hinaus,“ erwiederte sie, wieder ängstlich werdend. „Aber kommen Sie jetzt rasch, Herr Herbing, es wird spät. Ich wäre zeitlebens unglücklich, wenn man Sie hier fände.“

Das berühmte Zimmer war ein saalartiger Raum, der einen großen Theil des rückwärtigen Seitenflügels einnahm. Eine dunkle, in Felber abgetheilte und mit vorspringendem Nisalite gekrönte Täfelung lief rings um die Wände. Ueber ihr hing eine goldgedruckte Ledertapete. Die Decke war mit vertieften Kassetten bekleidet, aus deren Mitte traubensförmige Zapfen herabhingen. Schwere gewundene, kerzenreiche Messingleuchter sanden sich überall vertheilt, um der dunklen Wandbekleidung den ausreichenden festlichen Glanz zu verleihen. In zwei Winkeln gewahrte man hochauftrebende Vasen von blauer holländischer Fayence. Die einzelnen Kacheln schienen wechselnde, nicht ohne Kunst erfundene und ausgeführte Darstellungen von Jagd-, Tanz- und Liebescenen zu enthalten. Jedoch erlaubten die niedergelassenen Vorhänge der Fenster kein genaues Erkennen. Die seltenen Kunstwerke reizten Arnold Herbing's Schaubegierde in nicht gewöhnlichem Grade. Ohne viel zu fragen ging er daher an das Fenster und zog einen Vorhang zurück. Die Dirne, Entdeckung fürchtend, sprang dem Fremden ängstlich nach, um ihn zurück zu halten. Aber bereits strömte das helle Morgenlicht in den Saal. Herbing warf jetzt einen Blick hinaus und erkannte gegenüber die Wintergebäude seines väterlichen Hauses. Unmittelbar unter dem Fenster lag der kleine Hausgarten, dicht bestanden mit Bäumen und Büschen, deren junges Mailaub die Einsicht von oben noch nicht verwehrt. Am entgegengesetzten Ende des Gärtchens gewahrte er eine dichte Laube. In diesem Augenblicke trat aus derselben eine männliche Gestalt und schritt langsam den mittleren Gartenweg entlang dem Hause zu. Die Erscheinung der frühen Spaziergängers war ungewöhnlich. Eine hohe schmale, gebeugte Gestalt, in einen langen weiten bunten Schlafrock gehüllt. Das Gesicht wurde

durch einen breitkrämpigen niedrigen Hut beschattet, außerdem waren die Augen durch einen grünen, weit vortretenden Schirm geschützt. Den unteren Theil der hageren, blassen Züge verdeckte ein langer dunkelgrauer Bart.

Der Gang des Fremden hatte etwas eigenthümlich Unbehülfliches. Die Linke führte einen Krückstock, um eine ziemlich sichtbar hervortretende Schwäche des nachschleppenden linken Fußes zu unterstützen. Der rechte Arm war unbeschäftigt, hing jedoch nicht natürlich frei herab, sondern verharrte, wie gelenkfeis, in einer regelwidrigen gekrümmten Stellung.

Herbing starrte so lange und so unverwandt in den Garten hinab, daß das Mädchen ebenfalls herzutrat, um die Ursache dieser erneuten Abwendung des fremden Herrn von den Wundern des getäfelten Saales zu ergründen.

Sobald sie jedoch die unten wandelnde Gestalt bemerkte, riß sie ihren Begleiter heftig und rücksichtslos zurück und flüsterte ihm erregt zu:

„Um Gotteswillen! Weg doch vom Fenster! Sie werden ja gesehen! Den Vorhang herunter! Schnell! — Wollen Sie mich denn durchaus unglücklich machen?“

Herbing gehorchte zögernd. Aber er trat zurück. Er glaubte, bereits genug gesehen zu haben.

„Wer ist denn der Herr?“ frug er möglichst gleichgiltig.

„Es ist ja der Madame ihr Bruder,“ antwortete die Dirne. „Der Herr Postsecretär Koopmanns!“

„Darf er denn so ganz allein gehen?“ frug Arnold weiter. „Ich dachte, er sei blind und ein wenig —“ hier machte er die bekannte bedeutungsvolle Handbewegung, indem er mit dem Finger auf seine Stirn zeigte.

„Ach, Gott bewahre!“ erwiderte die Magd unmutig. „Er ist so vernünftig wie Sie und ich. Und mit den Augen ist es auch nicht so schlimm. Was er will, und besonders, wenn man ihm etwas nicht recht macht, so sieht er ganz gut! Er ist nur menschenscheu und kann nicht schlafen wegen seinem Husten. Da geht er denn früh Morgens und spät Abends hier spazieren, sobald das Wetter schön ist.“

Herbing sann einen Augenblick nach.

„Ach, der arme Herr Postsecretär,“ sagte er dann mitleidig. „Da will ich lieber rasch fortgehen, um ihn nicht zu stören. Hier — bitte — nehmen Sie, mein schönes Kind. Sie sehen: es war leicht verdient. — Doch müssen wir nicht fürchten, dem Herrn jetzt auf der Treppe zu begegnen?“ unterbrach er sich selbst im Gehen.!

„D nein,“ flüsterte das Mädchen, ihn forttreibend. „Er wohnt oben im dritten Stocke nach dem Hofe hinaus und benützt nur die Hintertreppe. Er kann es nicht leiden, Fremden zu begegnen.“

Ohne Gefahr betrat Arnold Herbing wieder die immer noch menschenleere Brückenstraße. Er wandte sich jedoch nicht dem brüderlichen Nachbarhause zu, sondern überschritt den Fluß und nahm seinen unterbrochenen Spaziergang über die Stadtwälle wieder auf.

Der stets gefasste und kühle Abenteurer, den seit langer Zeit nichts mehr verwundert hatte, befand sich nun doch einmal im Zustande einer maßlosen Ueberraschung.

War es denn möglich? Hatte er wirklich soeben eine altbekannte Figur wiedergesehen, die vor langen Jahren im Strudel der Weltstadt neben ihm aufgetaucht war, die dann manchen trüben Tag und manche wilde Nacht hindurch neben ihm, und von seiner stärkeren Hand gehalten, in den dunklen Höhlen des östlichen Londons einhergetrieben war und die vor etwa vier Jahren ebenso plötzlich und unfindbar wieder aus seinem Gesichtskreise verschwand.

Konnte dieser Einsiedler, der sich hier seit etwa derselben Zeit in der verschlafenen alten Stadt und in den verschwiegenen Mauern des holländischen Hauses verbarg, konnte dieser angeblühte, gemüthskranke Bruder derselbe Konrad sein, dem früher keine lustige Gesellschaft zu zahlreich und zu wild, keine Nacht bei schwerem Trunk zu lang war und der stets, als der Ausgelassenste unter all' den losen Weibern und wüsten Kumpanen, die übrigen Genossen durch seine Laune und noch mehr durch seinen glänzenden, wahrhaft künstlerischen Gesang mit sich fortriß?

Aber trotz aller annähernden Unmöglichkeit — jeder Zweifel war in diesem Falle eigentlich ausgeschlossen. Die besonderen Kennzeichen, die jener Kamerad früherer Jahre trug, wiederholen sich in dieser Zusammenstellung nicht zwei Mal.

Die hohe, schwächliche, damals noch geschmeidige und lebhaft biegsame Gestalt, der nachschleppende linke Fuß und vor Allem der so eigenthümlich gekrümmte, steife rechte Ellenbogen.

Wie lebhaft trat dem hartgesottenen Gesellen jetzt dieses Stück seiner Vergangenheit wieder vor die Erinnerung.

Es mochten etwa acht oder neun Jahre her sein. Tief in der Nacht war es bereits, da lehrte Arnold Herbing von einer seiner Spürhunds-Unternehmungen zurück und wanderte durstig eine lange einsame Straße in einem der verrufensten Quartiere nahe den London Docks entlang. Er blieb vor einem ihm wohlbekannten Trinkhause stehen, in dessen Fenstern er noch schwachen Lichtschimmer bemerkte. Die Thür zum „Bar-room“ war bereits geschlossen. Er klopfte jedoch nicht vergebens, stürzte hastig ein großes Glas Branntwein, schwach mit Wasser versetzt, hinunter und wollte gerade nach verrichteter Sache gestärkt weiter gehen — da kam es ihm so vor, als ob aus der Tiefe des Hauses ein absonderlicher, ängstlicher, halberstickter Ruf hervorquälle.

Er horchte. Jetzt drang ein schwacher Knall herüber, etwa wie ein entfernter Zerzerolschuß — jetzt noch einer! Die schläfrig-stumpfe Kellnerin schien oder wünschte nichts gehört zu haben. Nun ward die ängstliche Stimme wieder laut. Es war in der That ein Hilferuf, und zwar in deutscher Sprache. Herbing ergriff rasch ein Schürzeisen vom Ramin, eilte

auf die hintere Thür zu, schob die Kellnerin, die den Störenfried zurückhalten wollte, unsanft bei Seite und trat in das anstoßende Zimmer. Es war dunkel und leer. Hier aber erkannte er deutlich im nächsten Raum ein gewisses dumpfes, nur von halbersticktem Stöhnen begleitetes Poltern, mit welchem er nur zu wohl vertraut war. Da drinnen fand offenbar soeben ein verzweifelter Kampf statt und der unterliegende Theil, das ausersehene Opfer, war bereits geknebelt, um dann ohne störenden Lärm einen völlig stummen Mann aus ihm zu machen. Die zweite Thür erwies sich von innen verriegelt, jedoch fanden Arnold Herbing's unwiderstehliche Schultern keine ernste Schwierigkeit sie einzurennen. Der Raum, in den er jetzt trat, war schwach erhellt. Vermuthlich war ein Versuch gemacht, die Gasflamme auszudrehen, um das Opfer im Dunkeln leichter zu überwältigen. Herbing überseh die Lage mit einem einzigen Blicke.

In der Mitte des Raumes lag ein umgestürzter Esstisch mit Gläsern und Flaschen am Boden. Am Fenster lauerte ein verdächtiges, unsauberes Frauenzimmer, welches halb ängstlich, halb neugierig nach dem verzweifeltsten Kampfe hinüberstarrte, der im entgegengesetzten Winkel des Zimmers vor sich ging. Eine Gruppe von drei Männern rang dort ums Leben. Einer von ihnen lag bereits am Boden und suchte mit der letzten Kraft der Verzweiflung einen andern abzuschütteln, der sich bemühte, ihm die Hände zu halten und ihn dadurch wehrlos zu machen. Sein Genosse, der Dritte, strebte dem Unterliegenden ein Tuch um den Hals zu schlingen, was dieser mit dem Instincte der um ihr Dasein ringenden Creatur in verzweiflungsvollen Stößen abwehrte.

Herbing verband mit ungewöhnlicher Kraft und Gewandtheit eine hervorragende Neigung für Kaufhändel. Hier war ein brillanter Fall für erfolgreiche Einmischung. Rasch packte er den Dritten im Nacken und schleuderte ihn mit mächtigem Schwunge quer durch den Raum, über den umgestürzten Tisch hinaus, vor die Füße des entsetzten Weibes. Ehe der betäubte Mann sich dort erholen und zu neuem Angriffe bereiten konnte, war der Helfer in der Noth schon am Zweiten. Dieser leistete heftigeren Widerstand. Er wendete sich dem Angreifer zu und richtete die Mündung eines Doppelterzerols auf ihn. Aber ein mächtiger Schlag mit dem Schürzeisen schleuderte die Waffe weit fort, ein zweiter Schlag streckte den Mordbuben selbst besinnungslos nieder.

Inzwischen hatte sich der erste Spießgeselle wieder erholt. Er maß den unerwarteten Gegner mit gläsernen, blutunterlaufenen Augen und machte sich zum neuen Sprunge bereit. Der gewandtere Deutsche aber kam dem schwerfälligeren Engländer zuvor. Er stellte ihm rücklings ein Bein, über welches dieser, einem mächtigen Stoße vor die Brust nachgebend, zu Boden taumelte. Wie ein jagdtoller Saupacker kniete schon in demselben Augenblicke Arnold dem Kerl auf der Brust, riß ihm das lange, lockere schwarze Halstuch ab und knebelte ihm mit wunderbarem Handgriffe im Nu beide Arme

so fest zusammen, daß der Gegner, physisch und moralisch unterjocht, auf jeden weiteren Widerstand verzichtete.

Nun wandte der Sieger sich dem Unbekannten zu, dem er in der letzten Minute als rettender Engel erschienen war. Der Mann blutete stark und war fast ohnmächtig. Die versuchte Strangulirung schien nicht ohne bedenkliche Wirkung gewesen zu sein.

In diesem Augenblicke wurden draußen Stimmen laut und zwei Policemen betraten den Kampfplatz. Die Situation klärte sich nun rasch. Die Organe der öffentlichen Sicherheit erkannten in den beiden Kerlen zwei berühmte Falschspieler, denen sie schon länger auf der Fährte waren. Das Weib diente ihnen als Schlepper. Ihr Opfer lag noch immer regungslos und aus einer Armwunde schwer blutend am Boden. Die Polizisten leuchteten ihm in's Gesicht und meinten, es sei einer aus der ausländischen Musikantengesellschaft, die in den benachbarten großen Trinkhallen Concerte zu geben pflege. Man nenne ihn den deutschen „Balladensänger“. Eine Visitenkarte in seiner Brieftasche trug den Namen: „Konrad Stein“. Der Arzt der nächsten Polizeistation verband den Verwundeten. Es zeigte sich, daß der rechte Ellenbogen durch eine Pistolentugel von außen zertrümmert, und daß der linke Fuß, wahrscheinlich durch einen Sturz während des zweifelten Ringens, gebrochen war.

Konrad Stein lag zwei Monate im Hospitale und verließ dasselbe geheilt, aber als ein Krüppel. Herbing, der den von ihm geretteten Mann bereits halb vergessen hatte, konnte sich dem Danke des Genesenen nicht völlig entziehen. Hieraus entwickelte sich eine Bekanntschaft, die mehrere Jahre dauerte. Konrad Stein gewann sogar das sogenannte Wohlwollen seines Lebensretters so weit, daß dieser ihm gern bei seinen musikalischen Vorträgen zuhörte, und hinterher späte Trinkgelage mit ihm feierte, welche Herbing's eisernen Körper nicht weiter ansuchten, auf des anderen zarte und durch die schweren Wunden gründlich erschütterte Constitution jedoch wie Gift wirkten.

Einige Jahre hielt Konrad Stein sich noch mühselig in diesem regel- und ziellosen Leben hin. Dann verschwand er plötzlich für immer von dem Concertprogramm. Herbing hörte, sein Beckkumpan habe einen Blutsturz gehabt, und vegetire irgendwo in einem Hospitale. Damit aber verschwand dieser gute Freund nun auch von des vielbeschäftigten Agenten Tagesordnung — wie schon so mancher vor ihm. — Das mochten etwa fünf Jahre her sein. Und jetzt auf einmal, in der alten, norddeutschen Stadt, in dem versteckten Gärtchen des holländischen Hauses, tauchte jene verfuntene Erinnerung in dieser jämmerlichen und verhüllten Gestalt wieder auf!

Was wußte denn Arnold Herbing eigentlich über Konrad Stein, den Balladensänger? Der Name bot keinen Anhaltspunkt, denn in jenen geselligen und künstlerischen Kreisen Londons bildeten die angenommenen Namen nahezu die Regel. Fast eine jede darin auftauchende Persönlichkeit hatte sich mit

irgend einem Incognito, mit einem Schleier umgeben, der den Zusammenhang ihrer Gegenwart und Vergangenheit verhüllte. Nach seinem Dialecte war der Mann wohl Süddeutscher, er war auch römischer Katholik, das hatte sich gelegentlich aus seiner Kenntniß der Gebräuche jener Kirche ergeben. Da der Künstler zu den lebhaften sanguinischen Naturen gehörte, die der Alkohol schwachhaft macht, so hatte er sich in solchen vertraulichen späten Nachtstunden auch zu andeutenden Mittheilungen gegen seinen Lebensretter verleiten lassen. Daraus ging hervor, daß er wegen eines traurigen Familienconflicts die Heimath verlassen habe, daß er früher bessere Tage gesehen habe, daß er mit einem nahen Verwandten in ein Geldgeschäft verwickelt gewesen, daß hiebei ein Streit ausgebrochen sei, und daß er dabei das Unglück gehabt habe, diesen Verwandten — schwer gereizt war Stein gewesen und in der Nothwehr, versteht sich — tödtlich zu verwunden. Ob diese Begegnung ein Duell gewesen sei? erinnerte sich Arnold Herbing jetzt nicht mehr ganz klar. Ferner hatte ihm der Künstler mitgetheilt, daß man ihn seit langen Jahren in seiner Heimath für todt halte, und er inzwischen gelernt habe, das jetzige freie, sorglose Leben in der Weltstadt den engen heimathlichen Verhältnissen vorzuziehen. Daher lasse er „seine Leute“ lieber in dem Irrthume, daß er gestorben sei. Wer diese „Leute“ waren, darüber hatte Stein jede bestimmte Andeutung vermieden.

Dieses Schicksal des Balladensängers war damals Herbing, auf dem großartigen Hintergrunde seiner amerikanischen Erinnerungen ziemlich trivial und kleinlich erschienen, so daß er es nicht einmal der Mühe werth gehalten hatte, den Lücken und Dunkelheiten in seines Freundes Selbstbiographie weiter nachzufragen. So war es ihm auch jetzt kaum möglich, nachträglich zu sichten, was in Steins Erzählung Wahrheit und was Dichtung gewesen war. Anhaltspunkte für jetzige weitere nachforschende Thätigkeit lieferten diese Erinnerungen nicht. Wo auch jene süddeutsche Heimath lag, jedenfalls war dort über die alte Geschichte schon längst verjährendes Gras gewachsen. Konrad Stein konnte übrigens eben so wohl ein durchgegangener Rassist oder ein dem Zuchthause entsprungener Wechselfälcher gewesen sein, als ein Mann, dessen Hand mit Blut besleckt war. Psychologisch war sogar das Erstere das Wahrscheinlichere. Er glich mehr den schwachen Menschen, die mit der Feder, als den starken, die mit der Mordwaffe zu sündigen in Gefahr stehen.

Das Problem arbeitete mehrere Tage lang in Herbings anschlägigem Kopfe ohne jedoch eine befriedigende Lösung zu finden. Endlich sprach er, in verhüllter Weise, seinem ersten Handlanger im „Antiken-Geschäfte“ von der geheimnißvollen Persönlichkeit, die er im holländischen Hause so zufällig wahrgenommen. Wie könne man wohl über den Kranken einige Aufklärung erhalten? Vielleicht ließe sich alsdann durch ihn ein Weg zu den Schätzen der Frau Lamberti anbahnen.

Der Gehilfe spionirte einige Tage umher. Dann kam er mit folgendem Ergebnisse zurück.

In den Polizei-Archiven des Magistrates befanden sich ohne Zweifel Papiere, die bei der Ansiedelung der fremden Dame in der alten Stadt jener Behörde ausgeliefert und auch dort geschrieben seien.

„Wenn vielleicht Herr Herbing, durch die gütige Vermittelung des Herrn Senators, von diesen Papieren Einsicht — —“

„Wo denken Sie hin, guter Freund,“ unterbrach ihn sein bis dahin sehr aufmerksamer Zuhörer unwillig. „Das würde mein Bruder niemals thun. Der vergeht ja vor lauter ängstlicher Pflichttreue im Dienste der Stadt. Und jedenfalls bin ich nicht so grün, ihn so tief in meine Karten gucken zu lassen. Neben ist Silber, mein Lieber, und Schweigen ist Gold, aber Fragen ist — Blech. — Nein, nein. Denken Sie sich etwas Besseres aus. So etwas muß man selber zu Stande bringen.“

„Vielleicht,“ fuhr nun der Unterhändler, halb bedenklich, halb pfißig fort, „ließe sich noch ein anderes Mittelchen finden. Da ist nämlich ein Bekannter von mir in der Polizei angestellt. Der Mann hat sieben lebedige Kinder und es geht ihm schlecht. Er hat mich, seit Sie dem Rathe sein ganzes altes Waffenarsenal für hundert Pistolen abgenommen haben, schon mehrfach angelegen, Sie möchten ihm doch ebenfalls einige Alterthümer abkaufen. Ich wies ihn bisher stets ab, denn die Sachen taugen nichts. Es sind von denen, die Sie „Zopf“ nennen, oder gar nur von Bonapartes Zeiten her.“

„Versteht sich, kaufe ich sie ihm ab,“ rief der Kunsthändler entschlossen, „wenn er mich die Papiere sehen läßt. Wie heißt der Mann?“

„Rathsschreiber Postelmann.“

„Postelmann?“ wiederholte Arnold Herbing, in seinen Kindheits-erinnerungen stöbernd, „Christian Postelmann?“

„Allerdings.“

„Oho!“ rief er jetzt frohlockend. „Alter Schulkamerad von mir. War stets ein Dummkopf, der kein Exempel allein richtig herausbringen konnte. Wundert mich nicht, daß er in der ehrfamen Rathsschreibstube stecken geblieben ist. Morgen besuche ich ihn und seine Kunstschätze. Melden Sie mich an. Bringen Sie es ihm an den Verstand, daß ich jeden Preis zahle unter Bedingung der kleinen „Alteneinsicht“. Nur zehn Minuten — und keine Abschriften, versteht sich.“

Der Rathsschreiber fühlte in diesem kliplichen Falle ähnlich wie jener zerlumpte Apotheker von Mantua, als er vom liebestranken Romeo um das verbotene Gift gedrängt wurde. »Die Stadt ist nicht mein Freund gewesen, noch ihr Gesetz; die Stadt hat kein Gesetz, um mir ausreichend Brot zu schaffen. So breche ich der Stadt Gesetz. Meine Armuth, nicht mein Wille, willigt ein.« Solch einem Manne, wie Herrn Arnold Herbing, dem Bruder des Herrn Senators, der mit vollen Händen Gold für verrostete alte Scharteken austreute, dem war es wohl erlaubt einmal — neugierig zu sein. — Wem konnte es denn schaden?

Nach acht Tagen kannte Herbing den Inhalt der vertraulichen Correspondenz des Polizeisenators über Frau Lambertis frühere Schicksale. Er wußte nun ganz genau, wer der franke Bruder, wer sein alter Kumpan Konrad Stein war.

„Die Lamberti ist jetzt augenscheinlich eine wohlhabende Frau,“ murmelte er, als er sich aus dem Polizeibureau spät Abends nach Hause schlich. „Ich kann ihr also Nichts abkaufen. Aber verkaufen will ich ihr Etwas, und das soll sie mir theuer genug bezahlen. Ja, ja, mein guter Konrad Stein, ich will nicht umsonst dein Lebensretter gewesen sein, dem du hundertmal ewigen unbegrenzten Dank zugeschworen hast. Den alten Wechsel sollst du jetzt einlösen!“

„Hm! Hm!“ fuhr er selbstzufrieden fort, indem er die beliebte Polizeipolizei in Thätigkeit setzte, „die Welt ist doch noch lange nicht so schlecht, als die Pfaffen sie allsonntäglich beschreien. Eine edle That findet immer noch ihren Lohn.“

Es wurde nun Gegenstand sorgfältigster Erwägung für Arnold Herbing, auf welchem Wege er diesen, ihm von Rechtswegen gebührenden Lohn am raschesten und ohne übermäßigen Discout einziehen könne. Sollte er sich nochmals an Frau Regina wenden? Sollte er die Verhandlungen schriftlich eröffnen, eine halb verhüllte Drohung hinwerfen, seine volle Sachkenntniß durchschimmern lassen; damit die geängstigte Frau sich endlich zu mündlicher Erörterung herbeiließe? Diese Idee gefiel ihm eigentlich nicht. Der Umweg war ihm — in seinem Sinne — zu gefährlich. Er hatte zu oft in seiner ausgebreiteten Praxis den alten weisen Satz bestätigt gefunden: „nur nichts Schriftliches von sich geben!“ Geschriebenes Wort bleibt stehen. Es gleicht dem heimtückischen Diener des Zauberlehrlings. Zuerst gehorsam zuverlässig und wirksam. Hinterher aber legt das unscheinbarste Briefchen seinem Verfasser in dessen eignen Worten verborgene Schlingen, in denen er sich selber unversehens und rettungslos fängt. „Mit drei von ihm geschriebenen Worten“, hatte ihn zu Anfang seiner Lehrzeit im »Vertraulichen Nachforschungsbureau« ein alter Praktikus gewarnt, „mit drei unschuldigen Worten auf einem elenden Zettelchen kann man auch den unschuldigsten Menschen an den Galgen bringen. Denn was man aus dem Zettelchen nicht herauslesen kann, das liest man hinein“. Also davon nichts. — War überdem Frau Regina entschlossen, sich zu vertheidigen, so würde sie des Schreibers Andeutungen nicht verstehen wollen — sie würde ableugnen, daß sie irgend etwas zu verbergen habe, oder gar plötzlich mit allen Ihrigen verschwinden. Jedensfalls würde die Thür des holländischen Hauses dem zubringlichen Nachbar auch ferner verschlossen bleiben, bis vielleicht — der Polizeisenator sie öffnete. Dieser profaische Ausgang des Dramas paßte jedoch keineswegs in Arnold Herbing's glänzende Berechnungen.

Er mußte also Weg und Steg finden, um zu einem unerwarteten, persönlichen Wiedersehen und zu einer möglichst freundschaftlichen directen

Auseinanderetzung mit Conrad Stein zu gelangen. Er mußte an dessen Dankbarkeit appelliren und ihm klar machen, wie gut der rettende Engel sich der früheren nächtlichen Mittheilungen seines Schützlings noch erinnere und wie geschickt er jene Bruchstücke inzwischen zum übereinstimmenden Ganzen zusammengefügt habe.

Wer gewissenhaft und gründlich sucht — der findet. So hatte Herbing in den nächsten Tagen sein altes väterliches Haus bis in die entlegensten Winkel der obersten Speicherräume durchklettert; er hatte mit einem scharfen Feldstecher aus jeder Luke, unter jedem Gesichtswinkel, die höheren Theile der Rückseite des holländischen Hauses geduldig durchsorscht und er war nun nicht mehr zweifelhaft darüber, wo drüben des Kranken einsames Stübchen etwa verborgen sein müsse. Es lag im Rückgiebel des Haupthauses, nicht sehr entfernt von derjenigen Außenmauer, die an der Grenze des Senators stand. Beide Häuser trennte nur ein „Zwische“ von etwa sechs Fuß Breite. In beiden, zu dieser Zwische steil abfallenden Dächern waren zahlreiche vortretende Luken angebracht, nur durch hölzerne Flügeläden verschlossen. Die untersten Reihen dieser Luken befanden sich in beiden Häusern auf ziemlich gleicher Höhe und ihre Oeffnungen standen kaum zwölf Fuß von einander ab. Dieser Abstand war für einen gewandten und schwindelfreien alten Seemann leicht zu überbrücken. Der grade Weg erwies sich also auch in diesem Falle als der beste und der wenigst gefährliche. Es handelte sich nur darum, den Uebergang ungestört und unbeobachtet zu vollziehen. In des Senators Hause lebten viele Menschen. Nach alter guter bürgerlicher Sitte theilten alle zu dem großen Betriebe gehörigen Gehilfen das Dach und den Tisch des Hausherrn. Ihre Wohnungen lagen in den obersten Stockwerken. Ein so ungewöhnliches Unternehmen wie die seiltänzerische Ueberschreitung der Zwische würde daher schwerlich ganz unbemerkt bleiben. In diesem Punkte jedoch schienen die Umstände endlich einmal den kühnen und standhaften Agenten begünstigen zu wollen.

Es war für die alte Stadt mit dem schönen Monat Mai die Zeit ihrer größten Jahresfeier, des Schützenfestes, herbeigekommen, eine uralte ehrwürdige Institution, deren Gebräuche sich noch aus der Zeit der hansischen allgemeinen Wehrhaftigkeit jedes freien Bürgers erhalten hatten. Zu diesen Gebräuchen gehörte auch das „Greifen des Maigrewen“. Ursprünglich war es wohl eine heitere Art der Schatzung nicht wehrhafter angesehener Einwohner gewesen. Der erste Mann aus dieser achtbaren und meistens wohlhabenden Klasse, der am ersten Maimorgen durch das dem Schießgraben benachbarte Stadthor ging, ward dort von einer fröhlichen, im Hinterhalte gelagerten Rotte ‚gegriffen‘ und mußte sich durch ein erhebliches Lösegeld zum Besten des Tischtrunkes der achtbaren Schützengilde abfinden. Es entsprach nur dem billigen Sinne unserer Vorfäter, daß der also Gebüßte an diesem Sühnopfer theilnehmen durfte. Im Laufe der Zeiten überließ man das Finden des Maigrewen nicht mehr dem blinden Zufall. Das Opferlamm wurde vorher

im Rathe des Schützenkönigs ausersuchen, von der ihm zugedachten Ehre verständigt und veranlaßt, den verhängnißvollen Morgenspaziergang zu bestimmter Stunde nicht zu unterlassen. War er dann mit gutem Humor „gegriffen“, so nahm er während des ganzen Festes einen bevorzugten Ehrenplatz unmittelbar hinter dem Schützenkönige ein, und seine Befugnisse hielten etwa die Mitte zwischen denen eines Prinzen von Geblüt und eines fremden Botchafters. In der guten alten Zeit hatte der Maigrewe eines schiedsrichterlichen Amtes bei allen streitigen Trinkfragen über die ehrfame Schützengilde zu walten. Ob hieraus sein Titel als der „richterliche Graf des Mai“ herzuleiten, oder ob er nur der „im Mai gegriffene“ war, ist bis zum heutigen Tage unter den Culturhistorikern controvers geblieben.

Es fügte sich nun so, daß gerade in diesem Jahre der Herr Senator Herbing „gegriffen“ werden sollte, und es war vorauszusehen, daß alle jungen Leute des Geschäftes dieses für das Haus so hoch ehrenvolle Schauspiel nicht versäumen und daß daher am Frühmorgen jenes Tages das Haus in seinen oberen Stockwerken so ziemlich verlassen und verödet sein würde.

Alles traf glücklich ein, wie Arnold Herbing vorhergesehen und combinirt hatte. Es war sieben Uhr Morgens und er fand sich als alleiniger Herr der weiten oberen Geschosse. Ungefäuml ging er an's Werk. Eine feste Feuerleiter hatte er bereits auf einem der Speicher aufgefunden und geprüft. Mit einem langen Sparren stieß er zunächst die Läden der gegenüber liegenden Luke des holländischen Hauses auf; dann schob er die Leiter hinüber und bald schwebte der waghalsige Mann rittlings über der wohl funfzig Fuß tiefen engen Zwische. Furchtlos und ohne die leiseste Anwandlung von Schwindel sah er sich rings um und genoß die seltene Aussicht. In kürzester Frist war er drüben und zog die Leiter nach sich.

„Ohne Zweifel bin ich der erste von den Herbing's, der auf diesem „nicht gewöhnlichen Wege“ im Nachbarhause Besuch abstattet,“ murmelte er selbstzufrieden, indem er die Leiter nach sich zog.

Er befand sich in einer unverschlossenen leeren und wüsten Bodenkammer. Aus dieser gelangte er auf einen Gang und an mehreren ähnlichen Gelassen vorüber an die Treppe. Er lauschte, alles war still. Vorsichtig schlich er die Stufen hinab und stand im dritten Stocke. — Wo war der liebe alte Freund? Herbing wünschte nicht, außer ihm jemand im holländischen Hause zu belästigen. — Jetzt hörte er hinter einer entfernten Thür einen trockenen hohlen Husten. — Dort war also Konrad Stein. Herbing ging ohne Zögern dem Tone nach, öffnete eine Thür und stand vor derselben Figur, die er an jenem Morgen im Garten des holländischen Hauses beobachtet hatte. Sie saß jetzt zusammengekrümmt in einem großen Lehnstuhl; Augenschirm und Brille waren abgelegt; die Stirn war in die magere Linke gestützt; der lange ergrauende Bart floß wild über die Brust herab.

Ein Bild der Gebrochenheit und Erschöpfung! Der Besucher jedoch

war den Eindrücken, welche seine Theilnahme oder gar sein Mitleid hätten erwecken können, in diesem Augenblicke noch weniger zugänglich als sonst. Seine Brust hob ein Gefühl des Erfolges, des Triumphes, — ein Gefühl, wie es vielleicht den anschleichenden Tiger beseelen mag in dem Augenblicke, wo er sich sprungbereit auf seine sichere Beute stürzen wird.

„Gu'n Morgen, Konrad Stein!“ ertönte jetzt plötzlich die joviale Stimme.

Der Mann im Lehnstuhl fuhr in die Höhe, starrte die fremde, völlig unerwartete Erscheinung an, wie um sich von ihrer realen Existenz zu vergewissern. Dann raffte er seine ganze Energie zusammen, erhob sich und fragte mit heiserer Stimme:

„Wer sind Sie? Was wollen Sie hier?“ Darauf erst schien er den Fremden zu erkennen, denn er fuhr fort:

„Bist du es wirklich, Herbing? Wie kommst du hierher?“

Arnold Herbing hatte den Kranken unverwandt fest angeblickt, ohne sich selbst von der Stelle zu bewegen. In demselben nüchternen Ton guter Laune, in welchem er sich so unversehens eingeführt hatte, erwiderte er auf die verschiedenen Fragen:

„Ich hoffe, du kennst mich noch, Konrad! — mich deinen Lebensretter und du willst mich nicht verleugnen. Oder bist du stolz geworden, seit du hier in dem warmen Neste sitzt und willst von deinem früheren Freunde nichts mehr wissen?“

Stein schien den bitteren Hohn dieser Frage nicht sofort zu fühlen. Er war vollständig fassungslos. Zu seiner grenzenlosen Verwirrung zog er sich unwillkürlich hinter die hergebrachten äußeren Formen des geselligen Verkehrs zurück und sagte, als ob Herbing's Besuch völlig in der alltäglichen Ordnung wäre:

„Bitte, setz dich doch. Wie geht es dir?“

Der Agent folgte dieser höflichen Aufforderung, rückte indessen seinen Stuhl so, daß er dem Fenster den Rücken zuekehrte, während das volle Licht auf seines Wirthes Gestalt fiel.

„Du fragst, wie es mir geht?“ nahm er jetzt das Wort. „Schlecht geht es mir. Die Zeiten sind hart und seit du mich verließest, habe ich in meinem Geschäfte kein Glück mehr gehabt. Ich kehrte deshalb in meine Vaterstadt zurück. Hier erfuhr ich, daß wir Nachbarn sind und so —“

„Wie erfuhrst du das?“ unterbrach ihn jetzt Stein erregt.

„Nun, wie man so etwas erfährt,“ antwortete Herbing, gleichmüthig die Erklärung ablehnend. „Aber ich freue mich zu hören, daß du jetzt in glänzenden Verhältnissen bist, und da dachte ich, es würde dich ebenfalls freuen, deinem alten Lebensretter deine Dankbarkeit erweisen zu können.“

„In glänzenden Verhältnissen?“ wiederholte der Andere. „Bitte komm' zur Sache. Ich weiß, du bist nicht hier, um dich nach meiner werthen Gesundheit zu erkundigen. Was verlangst du von mir?“

„Verlangen!“ rief jetzt Herbing, im Tone spöttischer Entrüstung. „O, nicht das geringste. Ich erinnere mich nur, wie oft du mir geschworen hast, deine Dankbarkeit sei ewig und unbegrenzt. Und da ich jetzt in arger Verlegenheit bin —“

„Du willst Geld haben,“ schnitt Konrad Stein ungeduldig die umständliche Einleitung ab. „Ich habe keines. Ich bin noch immer ein Bettler, wie damals. Aus Barmherzigkeit werde ich hier gefuttert.“

„Konrad,“ sagte jetzt Herbing, „lieber Junge, laß das Gefunkler. Vergiß nicht, ich bin ein alter Detective. Ich weiß, daß du hier im eignen Hause sehr comfortabel lebst. Seit Wochen bereits „liegst du mir am Herzen — liegst mir im Sinn“ — wie du immer so rührend sangst.“

Der Kranke wand sich in peinlicher, nervöser Erregung in seinem Stuhle. Ein heftiger Hustenanschall trat bei ihm ein und unterbrach Herbing's weitere Auseinandersetzung für kurze Zeit.

Dann fuhr der Agent fort.

„Ich bedaure zu sehen, daß ich dir lästig bin, alter Freund, und will es deswegen kurz machen. Auch andere Leute hier im Hause werden wünschen, daß ich baldigst wieder scheide und werden gern dafür ein Opfer bringen. Namentlich Deine Frau — Roderich Lambert!“

Die Wirkung dieser letzten, völlig unerwarteten Worte waren niederschmetternd für den Unglücklichen im Lehnstuhle. Ein Abgrund öffnete sich vor ihm. Was er seit Jahren gesüchelt, vorhergesehen und schließlich, in der Stille seiner jetzigen Verborgenheit, beinahe wieder vergessen hatte: die Entdeckung seines wahren Namens, jetzt war sie da! Was wußte der Mann weiter? Hatte er auch die alte That im entfernten Lande ausgespürt? Oder argwöhnte er nur irgend etwas Unbestimmtes und wollte schreien? Lambert mußte nicht mehr, was er vor Jahren im Rausche dem Bechunzwane ausgeplaudert haben mochte. — Konnte hartnäckiges Zeugnen den Feind noch irre machen? Oder war der elende Flüchtling schon in dem Netze gefangen, das ihm der mitteleidlose schlaue Jäger gestellt hatte?

Ein heftiges Zittern ergriff den Kranken; er versuchte unwillkürlich sich zu erheben, um dem fürchterlichen Menschen dort zu entfliehen. Aber seine Kräfte versagten. Er fiel wieder in sich zusammen, verhüllte sein Gesicht mit der gesunden Hand und verstummte.

Dem Agenten wurde die Zeit lang. Der Blickstrahl, den er so geduldig und kunstvoll geschmiedet hatte, schien nicht gezündet zu haben. Sein Opfer vor ihm war nur gelähmt, anstatt zu handeln.

„Nun,“ sagte er, „wenn der gewisse Name Dir fatal klingt, so brauche ich ihn ja nicht zu wiederholen. — Hör' mich an! — Laß jetzt die alberne Sentimentalität. Laß Vergangenes vergangen sein. Machen wir das Geschäft glatt ab. Ich hätte dich gar nicht bemüht und alles in Freundschaft mit deiner Frau abgemacht. Aber Weiber sind oft so eigensinnig und störrisch. Sie nehmen keine Vernunft an, wenn's ihnen nicht grade

in den Arm paßt. Frau Lamberti verschloß mir hartnädig die Hausthür, da mußte ich denn über das Dach zu dir kommen.“

„Was verlangst du?“ höhnte Lamberti.

„Zehntausend Thaler,“ antwortete Herbing. „Ich dachte, das wäre für eine reiche Frau keine übermäßige Erkenntlichkeit gegen einen Menschen, der ihrem theuren Gatten das Leben gerettet hat.“

„Wollte Gott, du hättest es nicht gethan!“ antwortete der elende Mann.

„Sind wir einig?“ frug Herbing.

„Ich besitze nicht zehntausend Pfennige,“ erwiderte Lamberti kurz. „Und meine Frau soll meines miserablen Daseins wegen nicht ausgeplündert werden.“

„Ausplündern?“ entgegnete Herbing vorwurfsvoll. „Welch' häßliches Wort. Das klingt ja gerade, als wenn ich eine Kasse plündern wollte — etwa eine Postkaffe! Roderich Lamberti!“

Nun war kein Zweifel mehr. — Herbing wußte Alles. Keine Gnade, kein Entrinnen mehr! — —

Wie oft hatte sich der arme Sünder die sen Moment vorgestellt. Wie tausendmal hatte er alle verschiedenen Möglichkeiten erwogen, unter denen die Katastrophe eintreten könne. Aber eines war stets das Ende seiner quälenden Betrachtungen, der Ausgang seiner Hirnspinnste und Aengste gewesen: er wollte diesen Augenblick der Entdeckung, wo die alte Schuld unerbittlich ihre Sühne forderte, nicht überleben. Er wollte nicht, nach so langen Jahren des halb begrabenen Vegetirens im Dunkeln, des Scheintodes, noch hinterher die Schmach der peinlichen Untersuchung und der entehrenden Strafe über sich ergehen lassen. Er wollte nicht seinem armen Kinde, das sich selbst für eine vaterlose Waise hielt, und von der Welt dafür gehalten wurde — dem einzigen Wesen, an das noch sein elendes Herz sich klammerte — er wollte nicht seiner geliebten kleinen Cäcilie das Brandmal aufdrücken: Tochter des Buchhändlers Lamberti. Er hatte, seit er ein schwerkranker Mann war, vorausgesetzt, er werde wohl noch vorher und in der Verborgenheit sterben, unter falschem Namen, wie er unter falschem Namen, unter der Maske einer fremden Existenz, gelebt hatte. Wenn aber nicht — wenn die Erlösung nicht rechtzeitig kam — —

„Lamberti!“ begann jetzt Herbing wieder. Ein drängendes Grollen drohte in seiner Stimme. „Ich gehe in den allernächsten Tagen fort. Von dir hängt es ab, ob ich von hier zu Schiff direct nach London zurückkehren soll, oder zu Lande, den Rhein hinab. Und Gott verb— mich, wenn ich dann nicht in der Stadt N. dem Herrn Untersuchungsrichter einen Besuch abstatte!“

„Du sollst es haben,“ unterbrach ihn jetzt Lamberti mit zitternder, heijerer Stimme. Eine ungeheuerer Wuth gegen den kalten, herzlosen Henker, gegen seinen unmenßlichen Peiniger, bemächtigte sich des elenden Mannes

und goß für einen Augenblick neue, fieberhafte Kraft in seine Adern. „Du sollst deinen Lohn haben, Schurke,“ murmelte er leise, indem er aufstand und seinem rückwärts stehenden Schreibtische zuschritt. Er schloß einen Auszug auf, suchte und nahm dann die gefundenen Gegenstände heraus.

Jetztkehrte er sich plötzlich um. Seine Linke erhob sich gegen Herbing. Er hielt ihm ein gespanntes Pistol entgegen. Ein zweites hing in des Schützen lahmer rechter Hand.

„Du hast es gewollt, Gallunke!“ rief er mit schriller Stimme, auf seinen Gegner zuschreitend. „So nimm deinen Lohn! Du sollst wenigstens mit mir zur Hölle fahren.“

Der Schuß entlud sich, die Kugel jedoch fuhr weitab über Arnold Herbing's Kopfe unschädlich durch das Fenster, dessen Scheiben in Splintern klirrend herabfielen. Im letzten Augenblicke hatte eine dritte Hand des Schützen Arm kräftig in die Höhe geschneilt. Neben ihrem Gatten stand Frau Regina.

„Moderich!“ rief sie angstvoll stehend, „bist du von Sinnen. Um Gotteswillen, kein zweiter Mord! Es ist genug an dem armen Joseph.“

Sie entwand seiner Rechten die noch geladene zweite Waffe, aber des Kranken künstliche Spannung war bereits zu Ende. Er taumelte rückwärts und wäre zu Boden gefallen, wenn nicht seine Gattin ihn aufgefangen und sanft in den Stuhl niedergelassen hätte.

„Charitas!“ rief sie gleichzeitig nach der jetzt offenstehenden Tapetenthür zu, durch die sie eingetreten war. „Charitas!“

Eine alte Dienerin in strengem klosterhaftem Schwarz mit weißem Häubchen erschien eilig in der Thür, lief zu dem Kranken und machte sich ängstlich besorgt um ihn zu schaffen.

Lamberti brach in einen neuen heftigen Hustenanfall aus; die Wärterin drückte ihm einen Schwamm auf den Mund und rief nach Tüchern. Als Frau Regina diese brachte, quoll ein Blutstrom aus des Leidenden zuckendem Munde.

Arnold Herbing war bei allen diesen aufregenden und mit blüthartiger Schnelle verlaufenden Vorfällen ein nicht theilnahmloser aber unthätiger Zuschauer gewesen. Lambertis unvermutheter Angriff hatte ihn völlig überrascht. Als er sich der Situation bewußt wurde und instinctmäßig auch nach seinem Terzerol griff, das den alten amerikanischen Abenteuerer nie verließ — als er die sichere Waffe auf seinen Gegner anschlug — da war die Gefahr bereits vorüber und nach einigen Augenblicken lag der Angreifer völlig ungefährlich und wehrlos in den Armen der beiden Frauen.

Aber dennoch fühlte sich Herbing durch das Schauspiel vor ihm mächtig ergriffen, ergriffen vor allem durch die überwältigende, hoheitsvolle Erscheinung der Frau, die sich so ruhig und kaltblütig zwischen die Mündungen der Pistolen stellte, als gälte es, ein gleichgültiges Einschreiten gegen irgend eine vorübergehende Laune des Kranken. Wenn es überhaupt noch etwas

zu der Welt gab, was Arnold Herbing imponirte, so war es kaltblütige Entschlossenheit in der Gefahr.

Gleichzeitig aber drang in diesem Augenblicke noch eine andere Erkenntniß wie ein Blitzstrahl in seine verhärtete Seele, eine Erkenntniß, die ihm bis dahin auf den kalten rauhen Pfaden, die ihn durch das Leben geführt hatten, noch niemals erschlossen worden war: er erkannte den Duldernuth und die heldenmüthige Aufopferung einer edlen Frau für einen Unwürdigen und Elenden, an den sie sich durch unzerreißbare Bande der Pflicht gefesselt fühlte, den sie vor der Welt und vor ihrem eigenen Kinde — und vor sich selbst — verläugnen mußte.

Jedoch fand Herbing jetzt nicht die Muße, diesen ihm fremdartigen Betrachtungen weiter nachzuhängen, denn Frau Regina wandte sich zu ihm:

„Sie sehen, mein Herr, daß hier nicht der Ort für weitere Verhandlungen ist; der Kranke bedarf vor allem der Ruhe.“

Arnold Herbing wurde unsicher. Er fühlte, daß er die Lage nicht mehr beherrsche. Diese Frau hatte ihm das Heft des Schwertes aus der Hand gewunden.

Verlegen stotterte er: „Ich will lieber jetzt fortgehen, Frau Lambert, und stehe Ihnen wieder zu Diensten, sobald Sie wünschen.“

„Ist nicht nöthig,“ erwiderte die Dame. „Es bedarf keiner langen Verhandlungen mehr. Ich habe Ihnen nur noch wenige Worte zu sagen; folgen Sie mir in das Nebenzimmer.“

Herbing gehorchte. Er hatte jedenfalls nicht das Gefühl, daß er den Kampfplatz als Sieger verlassen werde, mochte das Geschäft auch nach seinem Wunsche zum Abschlusse kommen. Diese Frau kämpfte mit einer Waffe, die weder brutaler Muth war, noch welterfahrene Geriebenheit. Es war eine Waffe, der ihn sein kampfreiches Leben überhaupt niemals gegenübergestellt hatte.

Als sie im Nebenzimmer standen, die schöne, edle, blasse Frau vor ihm, so ruhig und grade, so fest und kalt wie eine Marmorstatue — und der derbe, harte, robuste Mann vor ihr, mit zaghafter Befangenheit wie ein Diener, welcher der Befehle seiner ungnädigen Königin demüthig gewärtig ist — da wünschte Arnold Herbing unwillkürlich und wider alle vernünftige Erwägung, in einem tief verborgenen Winkel desjenigen Muskels, der bei ihm kaum jemals eine andere Function ausgeübt hatte, als die einer wohlorganisirten Blutpumpe, — da wünschte er: „ich wollte, ich wäre drüben geblieben!“ Und dann wunderte er sich sofort selber über seine kindische Schwäche.

„Ich bedaure wirklich —“ begann er im Tone der Entschuldigung und Theilnahme.

„Das mag wohl sein,“ unterbrach ihn Frau Regina mit kalter Stimme. „Uebrigens habe ich alles gehört. Die alte Charitas hatte mich bei Zeiten gerufen und ich horchte an der Tapetenthür. — Sie finden das vielleicht

nicht sehr ladylike nach ihren strengen englischen Anstandsbegriffen," setzte sie mit eifrigem Hohne hinzu; — sie wußte nur zu gut, welches Stück England dieser Mensch als Gefährte ihres unglücklichen Mannes durchlebt hatte. — „Aber meines Vatters eigenthümliche Lage macht mir seine stete Beobachtung zur Pflicht.“

„Sie traten allerdings nicht zu früh zwischen uns,“ stimmte Arnold mit einer ungeschickten Verbeugung ein, in der sich Dankbarkeit für die zeitig abgelenkte Pistolentugel ausdrücken sollte.

„Schon gut, mein Herr,“ erwiderte sie abweisend. „Das Geld sollen Sie haben — wenn Sie mir sichere Garantien für Ihr künftiges Schweigen bieten können. Ich besitze die Summe nicht, aber ich hoffe sie in acht bis zehn Tagen zu schaffen. Ich muß deshalb eine Reise machen. Sobald mein Mann wieder leidlich wohl ist, soll das geschehen. So lange werden Sie sich hoffentlich gedulden können.“ —

Herbing wollte antworten, aber die Zunge versagte ihm. Er drückte daher sein völliges Einverständnis nur durch eine zweite tiefe, stumme Verbeugung aus.

„Sie werden also von mir hören,“ schloß Frau Regina die Verhandlung und wandte sich wieder der Thür zu. „Dort ist der Ausgang,“ bemerkte sie, als Herbing ungeschlüssig stehen blieb und wies, schon halb über die Schulter, auf eine entgegengesetzte Thür.

Arnold Herbing schlich hinaus. Dort erst erinnerte er sich, auf welchem ungewöhnlichem Wege er das holländische Haus betreten hatte und daß dort oben auch sein Rückweg liege. Er suchte nach der Treppe, die er vorhin leichten Herzens herabgestiegen; sie war nicht sogleich zu finden. Als er dann den Fuß auf die steilen Stufen setzen wollte, versagten zum ersten Male in seinem Leben seine stahlfesten Glieder den Dienst. Erschöpft lehnte er am untersten Pfosten, zog sein Schnupftuch und wuschte sich von seiner perlenden Stirn den kalten Schweiß. So stand er einige Minuten da, rathlos und fassungslos. Dann öffnete sich leise die Thür aus Lambert's Wohnzimmer, in das er heute früh so frisch und frei eingetreten war. Herbing fuhr zusammen. Sollte die gewaltige Frau nochmals vor ihn treten wollen um ihn nochmals niederzuschmettern?

Es war die alte Charitas. Sie trat heraus, winkte dem Fremden, führte ihn schweigend die Hintertreppe in den Garten hinab und entließ ihn ebenso lautlos durch ein Pförtchen in der rückwärtigen Mauer. —

Wenige Tage nach der Wahl des neuen Maigrewen verließ Frau Regina das holländische Haus und nahm ihren Platz in der geräumigen Postkutsche ein, die sie nach langer nächtlicher Fahrt auf fürchterlich gepflasterter Heerstraße in die Hauptstadt brachte. Von dort eilte sie mit der neu eröffneten Eisenbahn dem Rhein zu.

Schon seit Jahren war sie gewohnt gewesen, einsam und schweigsam unter fremden Menschen zu wandeln und ausschließlich in der Welt ihrer eigenen

Gedanken und Erinnerungen zu leben. Während sie jetzt den langen Weg zur alten Heimath zurücklegte, stiegen diese Erinnerungen mit besonderer Lebhaftigkeit wieder vor ihr empor. Ihre heitere, künstlerisch angeregte Jugend im warmen Schatten des wohlhabenden elterlichen Hauses, der kurze Rausch ihrer unerfahrenen Liebe zu dem schönen, glänzenden und bestechenden Sänger; ihr Kampf mit dem Widerstande der Eltern gegen die Vereinigung mit dem unverlässlichen Manne. Und wie bald trat die Enttäuschung ein! Der Mann, auf den sie ihr Lebensglück gebaut hatte, war eine Schmetterlingsnatur. Unbeständig, gaukelnd, an jeder Blüthe nuschelnd, unfähig, den stetigen graden besonnenen Weg der Pflicht zu gehen. Ein enges Gehirnchen, in dem der Begriff: Du mußt! keinen Raum gefunden hatte. Ein sogenannter „Blender“. In äußerer Liebenswürdigkeit schillernd, nicht ohne natürliche geistige Begabung, namentlich mit allerlei gefährlichen, sogenannten kleinen Talenten ausgestattet, aber ohne jede Tiefe, ohne jede Fähigkeit zum Ausreifen. Er war kein positiv schlechter Mensch — Roderich Lamberti — aber ein sittlich durchaus unzureichendes Wesen, dem jede gebundene Marschroute ein Gräucl erschien. Nicht den mindesten angeborenen Respekt empfand dieser Mensch vor der Wahrheit. Wahrheit und Lüge unterschieden sich vor dieser auf Triebhand gebauten Seele nur dadurch, daß in dem einen Falle die eine, im andern die andere zweckentsprechender erschien. Und rasch gewann, von diesem Standpunkte der Zweckmäßigkeit, die Lüge mehr und mehr die Oberhand. — Roderich Lamberti war eine sogenannte Künstlernatur, aber nur eine — unechte. Es fehlte ihm der Ernst des Strebens; die leidenschaftliche, ausschließliche und selbstlose Hingabe an seine Kunst; die Sammlung für jede gründliche Leistung. Die glückliche Naturanlage sollte alles decken, was der versagende Fleiß als Blöße zurückließ. So blieb der Kreis seiner Productionen untergeordnet und beschränkt! Balladensänger. Er mußte seine Thätigkeit auf immer entlegenerer Schauplätze ausdehnen, denn er wurde dem Publikum rasch alltäglich. So war er bald ein künstlerischer Vagabund und als — Wankelsänger hatte er geendigt. Lamberti war auch eine sogenannte gesellige Natur, ein lustiger Kamerad, eine Bierde jeder Liedertafel und jedes Kneiptisches. Schon früh gelangte er dahin, nicht mehr allein sein zu können. Die ruhige, geordnete Häuslichkeit, die ernstere geistige Nahrung, die seine junge Frau ihm bot, mundete ihm ebenso wenig. Bald traten die jüneren Vorwürfe über die zunehmenden heimlichen Verletzungen von Pflicht und Treue zwischen ihm und seiner Gattin. Er mied nun sein eigenes Haus. Regina konnte und wollte ihm bald auf seinen concertirenden Streifzügen nicht mehr folgen. Sie erkannte in diesem Treiben rasch ein wüßtes Element des Schmutzes, welches ihre reinliche Seele anwiderte und entrüstete. Nun zog Lamberti allein umher, sammelte welke Lorbeern ein, verthat den Ertrag seiner leichten Arbeit in schlechter Gesellschaft, die seinem Durste nach billiger Bewunderung fröhnte. Selten brachte er von seiner Ernte etwas Erleckliches

heim in die häusliche Kasse. Statt der Sparsfennige für kommende schlechte Zeiten wuchsen die Schulden. Ein Kneipbruder, ein verkommener Kaufmann — herrlicher Quartett-Tenor ohne Schule — lehrte ihm die Kunst des Wechselschreibens. Ein anderer, ein überall aus der Arbeit entlassener Mechaniker, zeigte ihm den praktischen Handgriff, um das Kassensureau seiner Frau zu öffnen, während sie den rechten Schlüssel bei sich trug.

Allmählig versank Lambertini auf diesen Irrwegen tiefer und tiefer in den Sumpf der alltäglichen Gemeinheit. Bald schlug denn auch, mit unerbittlicher logischer Nothwendigkeit, die Stunde in welcher der Lump zum Verbrecher wurde. Mit jenem Schlosserkünstler brach er in das Postbureau ein, dessen ungenügende Bewachung der andere ausgekundschafte hatte. Alles war vorbereitet. Eines der großen Rheinflöße sollte die flüchtenden Verbrecher aufnehmen und bis jenseit der Grenze sicher verbergen. Als die beiden Genossen jedoch, verkleidet und mit geschwärzten Gesichtern, in das Gemach eintraten, fanden sie, auf einer Matratze am Boden gelagert, einen unerwarteten und unwillkommenen Schläfer. Eine besonders beträchtliche Geldsendung, die Abends vorher ausgegeben war, hatte diese ungewöhnliche Vorsicht gerathen erscheinen lassen. Der Schläfer erwachte, es war der kleine Joseph, Lambertini's Schwager. Die Diebe hofften, das schwache Männchen einzuschüchtern und geknebelt, übrigens aber unverfehrt, zurücklassen zu können. Aber in dem elenden Körper des kleinen Budeligen lebte eine starke Pflichttreue. Sein Widerstand war entschlossen und nachhaltig. Endlich erkannte er den verummten Schwager. Es blieb nun nichts anderes übrig als den Krüppel, der sich wie eine wilde Katze an die Einbrecher klammerte, unschädlich zu machen. Lambertini widerstrebt dieser harten Nothwendigkeit nicht. Der Andere verfecht dem armen Joseph einige feste Schläge auf den Kopf und beide Genossen ließen den Blutenden besinnungslos am Boden liegend zurück. Ihre Beute war nur gering, denn ein nahender Nachtwächter störte das mühsame und zeitraubende Erbrechen des widerstrebenden eisernen Kastens, in dem die größeren Werthsendungen verwahrt wurden. Die Räuber entkamen, erreichten das Floß, stießen den umgestürzten Kahn in den Strom hinaus, warfen ihre Kopfbedeckung in das Röhricht, wie von Ertrunkenen, und erreichten die Grenze. Von dort flüchteten sie weiter über den Ocean. Hier trennten sie sich. Der Verführer ging in den fernem Westen und verscholl. Lambertini concertirte im gebildeteren Osten. Später kam er nach London, wo ihn das wüste, zügellose Leben nach wenigen Jahren vollends aufrieb. Auf dem Krankenbette gedachte er seiner Frau und gab ihr ein Lebenszeichen. Er bat um ihre Verzeihung und um Wiedervereinigung.

Regina hatte inzwischen den niemals wieder zu voller Klarheit erwachten kleinen Joseph einer Heilanstalt übergeben. Der Armste war nun nach und nach in völlige geistige Lähmung versallen. Der überraschende Brief ihres todtgeglaubten und trotz seiner Unwürdigkeit tief betrauernten Gatten verfechte

die junge Frau in die äußerste Erregung. Sie erkannte es sofort als ihre unabweißliche Pflicht, dem Kranken zur Seite zu stehen. Ihre äußeren Verhältnisse hatten sich seit einigen Jahren günstig gewendet. Der Sorge ums tägliche Brot und der Sklaverei des Erwerbes war sie enthoben. Eine vermögende kinderlose Schwester ihrer Mutter hatte sich der unglücklichen Niichte erinnert. Sie setzte die kleine Cäcilie zur Erbin ein, überwies die Erbschaft der Verwaltung eines Vormundes und hinterließ Reginen außer unerheblichem Capital nur den lebenslänglichen Nießbrauch. Die strenge Ehrbarkeit der alten Dame hatte die schwere Verfehlung der Niichte gegen die elterliche Autorität und den bürgerlichen Familienstolz niemals verwinden können.

Regina eilte nach London und traf ihren Gatten verlassen, niedergebroschen, halb sterbend. Sobald er reisefähig war, brachte sie ihn in ein milderes Klima an der südlichen Seeküste. Auf der Rückreise nach Deutschland traf sie mit einem Kaufmann aus der großen norddeutschen Welthandelsstadt zusammen, der ihr von der alten Stadt, der Heimath seiner Familie und von seinem dortigen holländischen Waterhause erzählte.

Sie suchte bereits im Geiste nach einem sicheren, verborgenem, ihrer Heimath entfernten Zufluchtsorte. Die alte Stadt war von England aus ohne beschwerliche Landreise zu erreichen. Frau Regina nahm jetzt ihren Bruder aus der Heilanstalt zurück, mit einer Bescheinigung des Vorstandes: „daß es keinem Bedenken unterliege, den unheilbaren, aber unschädlichen Kranken der schweesterlichen Privatpflege zu überlassen.“ Dann übergab sie den kleinen Joseph einem andern Arzte in einem entfernten Landestheile, wo dem armen vegetirenden Wesen die liebevollste Behandlung gesichert war. Dort fand er nach kurzer Zeit ein sanftes Ende.

Au seine Stelle trat nun Roderich Lamberti und zog als der Postsecretair a. D. Joseph Koopmanns, mit Frau und Kind in die alte Stadt und in das holländische Haus ein.

Die Zurückgezogenheit von aller Welt und der Ausschluß jedes neugierig spähenden Auges, Sicherheiten, die der flüchtige Verbrecher vor Allem suchte, ergaben sich in der neuen Niederlassung beinahe von selbst. Es bedurfte nur geringer verkleidender Nachhilfen um die Verkrüppelung entstellte äußere Erscheinung des verwüsteten alternden Mannes völlig unkenntlich zu machen.

Frau Regina hatte aus wohlterwogenen Gründen verlangt, daß Lamberti seinem Kinde stets nur der Onkel Joseph sein dürfe, und der Water hatte, seiner eigenen Verborgenheit halber, hierin, wie anfangs in Alles gewilligt.

Es war ein schweres Kreuz, welches die arme Dulderin Regina damals auf sich genommen hatte. Die Schmetterlingsnatur ihres Mannes hatte in der Wüste und in der Irre all das Wischen scheinenden Farbestaub völlig abgestreift, mit welchem er früher gaulend prunkte und durch den auch das lebhafteste, phantasievolle junge Mädchen getäuscht und gefangen worden war.

Von dem heiteren lebenslustigen, anscheinend gutmüthigen Leichtsinne der ihn sonst planlos auf jedem Windhauche hin und her getragen hatte, war nur eine elende, schale, widerliche Nichtigkeit zurückgeblieben. Die grundfahrlöse kleinliche Selbstsucht, welche die eigentliche Basis seiner ärmlichen Natur bildete, war durch das Leiden nicht geläutert, nur bloßgelegt. Er jammerte über sein Unglück, er verwünschte sein Dasein. Dennoch klammerte er sich ängstlich an seine erbärmliche Existenz und zitterte vor jeder Störung. Er quälte seine heldenmüthige Gattin mit nichtigen kleinen Beschwerden, Anforderungen und Eifersüchteleien. Zerfallen mit sich selbst, entlud er diesen innern Zwiespalt in übler Laune auf seine Umgebung. Auch seine Liebe zu dem Kinde machte ihn unglücklich, denn er verlangte in gedankenlosem Egoismus dessen stete Gesellschaft, welche die Mutter verweigern mußte. Sich selbst hielt er jetzt für ein Opfer der Verführung. Jener Genosse seines Verbrechens erschien ihm nun als der allein Schuldige. Einen Märtyrer der harten, ungerechten und blinden Justiz nannte er sich. Zu verblendet war er und innerlich zu todt, um dem Heroismus seiner unglücklichen Frau, ihrer heldenhaften Pflichttreue gegen den ungeliebten, entfremdeten und im Grunde verachteten Mann das schuldige demüthige und unterwürfige Dankgefühl zu zollen.

Vier Jahre hatte bereits Regina Lamberti diese Fesseln getragen, seit vier Jahren opferte sie sich einer marternden Pflichterfüllung, die ihr täglich einen neuen innern Kampf kostete.

Nicht weil ihr Gatte vor dem Gesetze ein Verbrecher war. Sein Verschulden bei jenem traurigen Ueberfalle war mehr ein schwächlicher, sträflicher Leichtsinne gewesen, als bössartiger Vorfaß. Auch erschien ihr jene einzelne Verirrung durch das nachfolgende lange Leiden ausreichend gesühnt.

Nein, ihr Kampf war wider den inneren Ekel, den ihr die Unreinheit und Nichtigkeit des, einstmals von ihr geliebten, jetzt schon seit langen Jahren so völlig von ihr geschiedenen Mannes erregte.

Dazu trat der bittere Selbstwurm über ihr eigenes, durch thörichten jugendlichen Eigenwillen verfehltes und vergälltes Leben.

Damals hatte sie ihre ganze Kraft gegen den widerstrebenden elterlichen Willen eingesetzt, um zur Vereinigung mit der hübschen, hohlen, singenden und schäfernden Maske zu gelangen.

Jetzt erkannte sie die Tiefe der Wahrheit: „Wenn Gott züchtigen will, dem erfüllt er seine Wünsche“.

Reginas eigene geistige und körperliche Energie hätte indessen die ihr auferlegte Last wohl nicht mit so viel äußerem Gleichmuth so lange Zeit hindurch getragen, wären ihr nicht zwei mächtige Stützen verliehen gewesen, die ihr bis dahin nie versagt hatten.

Ihre alte kindliche Frömmigkeit führte sie, nach dem schönen weiblichen Glauben ihrer Kirche, täglich in andächtigen Gebeten zu den Füßen der heiligen Jungfrau, der schmerzhaften Mutter Gottes, der Helferin und Für-

sprecherin aller Mühseligen und Beladenen. Hier fand sie in andachtsvoller Hingabe immer neuen Trost und frische Kraft.

Und im Wechsel mit dieser gläubigen Versenkung in jene unverständenen, aber lebensvollen Tiefen trug die Musik, so oft die getreue Priesterin diese Heilige anrief, Regina auf goldenen Schwingen in die reinen lichten Höhen empor, wo sie ungetrübten freien Gedankenverkehr mit sich selber pflegen konnte.

Denn Frau Regina gehörte, am Clavier, zu den wirklichen Poeten, von denen das Wort gilt:

„Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt,
Gab mir ein Gott: zu sagen, was ich leide.“

Regina Lamberti verweilte zwei Tage bei dem Vormunde ihres Kindes als hochwillkommener Gast. Aber ihre geheimen Unterredungen mit dem gewissenhaften Geschäftsmann hatten nicht den Erfolg, dessen die arme Frau bedurfte. Still und gedrückt trat sie die Rückreise an, ernstlich bekümmert wegen der Erfüllung der gewichtigen Zusage, die sie in jener angstvollen Stunde, unter dem Drucke der Furcht vor Enthüllung ihres beschämenden Geheimnisses, dem fremden Manne in echt weiblichem Vertrauen auf ihre gute Sache gegeben hatte.

Arnold Herbing erwartete Frau Lambertis Rückkehr nicht mit völlig ungetrübtem Gleichmuth. Neugierlich zwar hatte er sich ganz seiner kunsthändlerischen Thätigkeit gewidmet gehabt. Seine reiche Ernte aus den Häusern der alten Stadt war jetzt verpackt, und wurde auf leichte Flußschiffe verladen, welche diese Schätze dem benachbarten Welthafen zuführen sollten. Er selbst war ebenfalls dort gewesen, um die mannigfachen Vorkehrungen und Verabredungen zu treffen, die mit einer so wichtigen Expedition verknüpft sind. Danu kam er wieder zurück und ging geschäftig ab und zu. Stundenlang stand er am Hafen, ordnete an und war uermüdetlich, seine ungelerten und langsamen Arbeitsleute in praktischen amerikaischen Handgriffen für die Befrachtung der Fahrzeuge anzuweisen. Trotzdem aber all diese verschiedenen Besorgungen wohl ausgereicht hätten, die volle Kraft und das gesammte Nachdenken eines Mannes in Anspruch zu nehmen, war Arnold Herbing eigentlich im Innern doch nur mit halber Seele bei der Sache.

Eine neue, ihm bis dahin völlig fremde Reihe von Gedankenbildern war in ihm aufgestiegen und wollte sich nicht mehr von ihrem im Sturme eroberten Plage verdrängen lassen. Die Hauptfigur in dieser unbequemen Bilderreihe war die Nachbarin, die Herrin des holländischen Hauses. Zuerst wußte Herbing sich kaum Rechenschaft darüber zu geben, was dieser lästige Gast, der stets von neuem ungerufen bei ihm eintrat und ihn immer nur über die Schulter ansah, was diese fremde Dame mit der verächtlichen Miene und der eifigen Stimme bei ihm zu suchen habe.

Endlich fand er es heraus. Arnold Herbing begriff, daß er eine neue Lebenserfahrung gemacht hatte. Seit langer Zeit zum ersten Male hatte er

im Kampfe des Lebens wieder einen Gegner gefunden, der ihm gewachsen war — nein, dessen Ueberlegenheit er anerkennen mußte. Weswegen opferte sich diese noch junge, schöne, königliche Frau für den miserablen Burschen, der sie so niedrig verrathen hatte und schon so viele Jahre für sie todt gewesen war? Weswegen stützte und hielt sie ihn mit Einsetzung ihrer eignen ganzen Existenz? Weswegen hütete sie ihn, wie ein eigenwilliges mißrathenes Kind vor jedem weiterem Schritte vom Wege? Weswegen hatte sie sich so nichtachtend und unbefangen zwischen die streitenden Männer und auf die sich kreuzenden Bahnen ihrer Pistolentugeln gestellt, als ob sie hieb- und schußfest war? Wenn Frau Lamberti ihren Mann nicht im Londoner Hospital oder in den Londoner Straßen verderben lassen wollte, — gut und schön. Weshalb aber setzte sie ihm dann nicht eine Pension aus, unter der Bedingung — auch ferner todt für sie zu bleiben, wie er schon seit zehn Jahren sie zur Wittwe gemacht hatte?

Arnold Herbing hatte an jenem Morgen das Gefühl gehabt, daß seine schöne Gegnerin mit einer Waffe kämpfte, deren Anwendung ihm in seiner bisherigen Lebenspraxis noch nicht vorgekommen war. Diese Waffe hatte er inzwischen näher studirt. Er wußte nun, sie hieß: Uneigennütziges, hohes Pflichtgefühl — völlige Selbstentfagung — heroischer Duldermuth.

Es gab also doch wirklich noch Menschen, die freiwillig gegen ihr eignes Interesse handelten, selbst wenn es galt, eine schwere Pflicht zu erfüllen, Menschen mit weichen Herzen und zugleich stahlharten muthigen Nerven, Menschen denen es nicht selbstverständlich war, den am Boden liegenden Schwächeren als Fußschemel zu benutzen und als praktische Geschäftsleute aus jeder ihnen gebotenen Verkettung der Umstände, aus jeder heiklen Lage des Nächsten durch Klugheit und Berechnung soviel Unnehmlichkeiten und Bortheile zu ziehen und so wenig eigne Last und Beschwerden zu übernehmen, als es mit dem Herkommen des Lebensmarktes und dem bürgerlichen oder — Strafgesetze vereinbar war.

Die Sache erschien dem klugen Agenten wirklich sehr absonderlich, kaum begreiflich. Wie kam eine so praktische, energische Frau zu dieser unpraktischen Führung ihres eigenen Lebensganges? Er konnte es lange, lange nicht verstehen.

Unmerklich aber, während er diesem ihm fremdartigen und seltsamen Widerspruche nachgrübelte, erklangen gewisse wunderbare, weit entfernte, längst verstummte Töne, ganz leise in dem harten Maime, Töne aus der Kinderstube — Töne aus der Ruabenzeit. Das Geräusch des Weltmarktes hatte diese Töne viele Jahre hindurch verschlungen gehabt. Jetzt aber stimmten sie sich, wie von selber, in seiner Seele wieder zusammen, als wollten sie sein, nun schon viele Jahre schlafendes inneres Ich wieder erwecken. Es waren weiche, reine, einfache Töne, wie sie nur im Vaterhause, nur aus dem Muttermunde erklingen.

Was es das wunderbare Clavierpiel der Nachbarin, das in Arnold Herbing irgend eine verborgene Saite so seltsam mittönen ließ?

Nein, es waren keine musikalische Erinnerungen. Er wußte es jetzt,

woher sie kamen. Sie standen im Zusammenhange mit dem dicken schwarzen Buche, welches ihm die selige Mutter vor dreißig Jahren zu seiner Einsegnung geschenkt hatte. Bei seiner Flucht aus dem väterlichen Hause hatte er das Buch achtlos zurückgelassen. Aber es hatte, wie ein treuer Wächter, die ganze lange Zeit über in Arnolds Heimath auf ihn gewartet, und jetzt hatte er es eines Tages unter seinen alten vergessenen Habseligkeiten wieder gefunden.

Jawohl! Jawohl! Jetzt wußte er's ganz genau — jene Töne, sie waren Erinnerungen an eine alte, uralte Predigt, die in dem dicken schwarzen Buche irgendwo stehen mußte.

Derartige unklare und lückenhafte Erinnerungen können sehr lästig und peinigend sein. Wir wälzen sie dann so lange widerwillig im Kopfe umher, bis zuletzt das ungetreue Gedächtniß sich unserer Reu erbarmt, irgend ein lange verschlossenes Fach öffnet und uns endlich Ruhe verschafft vor den Gedanken, die uns so unablässig verfolgten.

Aber Arnold Herbing's Gedächtniß mußte zu diesem verschlossenen Fache während seiner langen Pilgerschaft in der Wüste wohl den Schlüssel verloren haben, oder das Schloß war in der scharfen feuchten Seeluft hoffnungslos verrostet.

Er nahm sein altes Besitztum wieder an sich. Er las darin mit Verwunderung seinen eigenen Namen, von der Hand der seligen Mutter eingeschrieben. Dann begann er in den grauen, enggedruckten Blättern zu suchen. Wo sollte er nun auf den unendlich vielen Seiten jene wenigen Worte finden? Ein hoffnungsloses Unternehmen. — Er las hin und her. Unmuthig schlug er endlich das Buch zu. Aber die Wortbruchstücke tanzten ihm vor den Augen und ließen ihm keine Ruhe.

Er begann von Neuem hin und her, rückwärts und vorwärts zu blättern. Häufig hielt er sich beim Suchen auf, denn er las hie und da ein Stück, das er nicht verstand und dann las er wieder ein anderes Stück, das er jetzt viel besser verstand, als vor dreißig Jahren. Er hatte gar nicht mehr gewußt, daß so viel brauchbare praktische Lebensklugheit in dem dicken schwarzen Buche stand.

Nun aber hatte er es endlich dennoch gefunden, was er so lange und so geduldig gesucht hatte.

Richtig. Es stand in einer alten, sehr einfachen und gar nicht langen Predigt. Und die Worte hießen:

„Selig sind die Sanftmüthigen. Selig sind, die da Leid tragen. — Selig seid ihr, die ihr hier weinet. Selig seid ihr, so euch die Menschen hassen und absondern. Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen.“

Arnold Herbing saß lange, in Nachdenken verloren, über seinem alten Kinderbuche. Die Holzpfeife war längst erloschen.

„Sonderbar,“ murmelte er endlich, „das muß sie auch einmal gelesen

haben, die Frau Regina, denn, Gott verb— mich, sie arbeitet ja ganz genau nach dem alten Recept.“

„Aber unterkriegen soll sie mich doch nicht,“ schloß er sein erbauliches Selbstgespräch mit einer zweiten energischen Bekräftigung und schlug für das Mal sein altes getreues Buch und die alte einfache langvergeffene, nun wiedergefundene Predigt von der Selbstüberwindung bedachtsam und entschlossen zu. —

Eine Woche war bereits verlaufen, da erklang wieder das wunderbare Clavierspiel aus den Fenstern des holländischen Hauses die Brückenstraße entlang und selbigen Abends erhielt auch Arnold Herbing ein Briefchen, das ihn einlud, Frau Lamberti am nächsten Nachmittage aufzusuchen. Es war ihm lieb, daß die Sache jetzt zum Schlusse kommen sollte, denn seine Abreise drängte, wenn er gleichzeitig mit seinen Schätzen am Londoner Customhouse eintreffen wollte. Er mußte also jetzt bestimmt wissen, welchen Weg er zu gehen hatte. Die Entscheidung darüber lag ja in den Händen seiner Gegnerin. Ihm selbst erschien jedoch die kürzere Seereise, direct aus dem großen benachbarten Welthafen, täglich zusagender als der lange Landweg rheinabwärts und der lästige Aufenthalt in der unbekanntn Stadt N.

Diese Neigung und Abneigung verstärkte sich, je mehr er die jüngst eingetretenen Umstände erwog, wemgleich sich diese Umstände gar nicht so genau in feste Zahlenverhältnisse gruppiren lassen wollten, als es ihm sonst bei seinen geschäftlichen Erwägungen zur geläufigen Regel geworden war. Es drängte sich jetzt stets, seit die alte Predigt wieder zu ihm gesprochen hatte, ein neuer irrationaler, unbestimmbarer Factor in die Berechnung, der sich auch durch keinerlei calculatorische Combination wieder eliminiren lassen wollte.

Zur bestimmten Stunde stand Arnold Herbing in Frau Reginas Zimmer. Es war leer. So hatte er Zeit, nochmals das Portrait des schönen, frischen, jungen Mädchens im Rosengebüsche mit Andacht zu betrachten. Er war eine realistische Natur und ein Stück Kunstkennner. Dadurch war sein Auge gewöhnt worden, scharf und kritisch zu sehen. — Auch heute schüttelte er bald bedenklich das weisse Haupt vor dem Bilde, trat näher herzu und untersuchte genau den blumenreichen Hintergrund des Gemäldes:

„Sonderbar,“ sagte er, „der Maler hat ja ganz und gar die Dornen vergessen, als er die junge Regina Koopmanns in den Rosenbusch setzte.“

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür und die Herrin des holländischen Hauses trat ein. Ihre Aehnlichkeit mit dem Portrait war noch unverkennbar, aber sie glich ihrem Jugendbilde etwa so, wie ein dunpfer grauer regenschwerer Sommerabend an einen längst vergangenen heiteren sonnigen Frühlingsmorgen in derselben Landschaft erinnert.

Sie winkte dem Besuche sich zu setzen und begann:

„Ich habe gethan, was in meinen Kräften stand, um mein Versprechen zu erfüllen und Sie zufrieden zu stellen, mein Herr. Leider ist es mir nicht so vollständig gelungen als ich wünschte. Sie halten mich vermuth-

lich für eine reiche Frau, die unabhängig über ihre Mittel verfügen kann. Ich bin das nicht. Das Vermögen, von dem wir leben, gehört meinem Kinde. Ich habe nur den Nießbrauch. Der Vormund, den ich um die nöthige Summe anging, mußte sie mir verweigern, zumal ich ihm den eigentlichen Zweck, für den ich das Geld gebrauchte, nicht enthüllen konnte. Auch vorschußweise, gegen jährliche Abzüge, wollte er mir das Geld nicht geben, denn er würde — behauptete er — eine solche Gefälligkeit der Obervormundschaft gegenüber nicht rechtfertigen können. Mein einziger Besitz ist dieses Haus. Ich kaufte es mit meinem eigenen kleinen Capitale. Ich bot es dem Vormunde als Hypothek. Auch das lehnte er ab. Die Hälfte des Kaufgeldes ist noch darauf eingetragen. Nachhypotheken, zumal in einem anderen Staate, erklärte der Justizrath, gewähren keine pupillarische Sicherheit. — So stehe ich denn für heute mit leeren Händen vor Ihnen, mein Herr," setzte Frau Regina in sorgenvollem Tone hinzu.

Arnold Herbing schwieg, der weiteren Vorschläge seiner Gegnerin gewärtig.

"Bei Ihnen jedoch, mein Herr," fuhr sie fort, "kommen hoffentlich solche ängstliche Erwägungen nicht in Betracht. Sie sind ja Kaufmann — nicht Jurist. Ich bitte also, wählen Sie: soll ich Ihnen die zehntausend Thaler in zehn jährlichen Raten abzahlen — oder soll ich Ihnen eine Schuldburkunde ausstellen nebst einer Hypothek auf mein Haus. Das Capital ihrerseits unkündbar, versteht sich, bis Cäcilie volljährig ist?"

Der ruhige geschäftsmäßige Ton, in dem Frau Lamberti redete, war Arnold Herbing äußerst unbehaglich. Er fühlte darin wieder dieselbe unnahbare Hoheit, die ihm neulich schon so lästig geworden war.

Aber es gab doch vielleicht noch ein Mittel, um die schöne stolze Feindin aus ihrer eifigen Verschanzung zu treiben und ihr in diesem harten Kampfe ein wenig warm zu machen.

"Madame", begann er, "ich finde, der Herr Vormund, von dem Sie eben sprachen, ist ein sehr einsichtiger und vorsichtiger Geschäftsmann. — Ein solcher aber bin auch ich. — Was Sie mir da anbieten, ist auch für mich viel zu unsicher und zu umständlich. Das sind übermäßig lange Wechsel, die sich sehr schlecht begeben lassen. Und wie denken Sie sich die weitere Abwicklung unseres Geschäftes? Ich sitze in London — Sie hier. Die Zahlungen werden demnächst unregelmäßig, ich beauftrage meinen Bruder, sie einzuziehen. Das stört schon die guten nachbarlichen Beziehungen, auf die er besonderen Werth legt. Schließlich kommen die Advocaten dazwischen und es fliegen sogar Executionsmandate in Ihr Haus. Das Alles macht dann Aufsehen und Standal in diesem alten Plätzchen — —"

"O mein Herr!" unterbrach hier Frau Regina den Redner, "wie können Sie glauben, daß ich jemals unpünktlich in der Erfüllung meiner Verpflichtung sein werde. Lieber würde ich ja hungern als —"

"Na, na", warf der erfahrene Geschäftsmann kühl ein, "lassen wir das gut sein, verehrte Frau Lamberti. An ihrem redlichen Willen zweifle ich

nicht im mindesten. Ich weiß ja, welch eine muthige und entschlossene Dame Sie sind. Aber: „versprechen ist ehrlich — halten beschwerlich“.

„Sie lehnen also meine Vorschläge ab?“ frug Regina, den Gegner ängstlich ansehend.

„Ja!“

„Und Sie wollen nun? — O mein Gott!“ rief sie, indem sie angstvoll und wie bittend die Hände faltete.

„Ich will“, erklärte Arnold Herbing, „und es ist mein letztes Wort: — ich will entweder: baar Geld oder — gar nichts!“

„Ach mein unglücklicher Mann!“ schluchzte die geängstigte Frau verzweifelt. „Er ist verloren! Wir sind alle verloren“.

Sie sank in ihren Stuhl zurück und verhißte ihre ausbrechenden Thränen mit ihrem Tuche.

„O, haben Sie Mitleid mit uns, mein Herr!“ schluchzte sie, „Mitleid mit mir und meinem armen Kinde!“

Arnold Herbing betrachtete die rührende Gestalt mit einem stolzen Lächeln. Aber es war kein böses, hartes Lächeln.

„Siehst du nun wohl, du hohe Dame,“ murmelte er befriedigt, daß ich Dir doch über bin?“

„Madame,“ nahm er darauf das Wort, „ich vernuthe, Sie haben mir nichts mehr zu sagen. Hören Sie nun mich nur noch einige Augenblicke gedulbig an, damit ich Sie baldigt von meiner lästigen Gegenwart befreien kann. Als ich neulich zu Konrad Stein oder — Roderich Lamberti kam, da glaubte ich, einen wohlhabenden Mann vor mir zu haben, der im Ueberflusse lebte, und — und deshalb — nun — die Speculation war vielleicht etwas gewagt und mein Bruder zum Beispiel hätte sie wohl nicht gemacht, — aber — da appellirte ich ein wenig — vielleicht ein wenig energisch — an seine Erkenntlichkeit. Ich dachte, so ein kleiner Aberlaß zu Gunsten eines Mannes, der ihm das Leben gerettet hat, könne meinem alten Freunde, den ich hier in der Wollse sitzend wieder fand, nicht so gar viel ausmachen.“

Frau Regina war eine schweigsame Zuhörerin geworden und Arnold Herbing fühlte wohl, daß es ihm keineswegs gelang, die Reinheit und Regelmäßigkeit seiner Motive vor ihr vollständig zu rechtfertigen. Er sah jetzt aber auch sehr wohl ein, daß diese Rechtfertigung an sich unausführbar war. Indessen — wie in aller Welt hatte er denn damals, gegenüber seinem alten Kumpane, dasjenige zweifellos für ein erlaubtes Geschäft halten können, was ihm jetzt, dieser Frau gegenüber, ebenso zweifellos in dem keineswegs empfehlenden Lichte einer ziemlich unehrenhaften — Erpressung erschien? Und in dieser Verlegenheit um eine stichhaltige Entschuldigung begann er wieder mit einem gewissen Eifer:

„Denn das Leben habe ich ihm wirklich gerettet, und mit eigenem Risiko. Ich versichere Sie, Madame, als ich dazu kam, war der Mann keinen Sixpence mehr werth. Und jetzt wirft er es mir noch gar vor, daß ich

ihn herausgehauen habe. Nun, Sie wissen ja, mit welcher Münze er mich heimzahlen wollte.“

„Ich entschuldige meinen Mann durchaus nicht wegen dieser gewalthätigen —“

„O bitte! — Kleinigkeit, — es . . . es hat gar nichts auf sich,“ nahm Arnold wieder gemüthlich das Wort, froh sich endlich nicht mehr allein reden zu hören. „Das ist ja nun abgemacht. Ich nehme ihm das auch weiter gar nicht übel. In Amerika sind wir an derartige bleierne Argumente gewöhnt. Da es aber nicht das erste Mal in meinem Leben war und da ich ein alter Schütze bin, so kann ich Sie versichern: Höhe und Richtung waren durchaus tadellos. Und ich wäre vermuthlich jetzt ein stiller Mann — ohne Sie, Madame.“

Regina machte eine Bewegung, als ob sie diese Anerkennung ablehnen wollte.

„Nun,“ fuhr Arnold mit aufrichtiger Bescheidenheit fort, „ich weiß ja, daß Sie damals nicht aus Bärtlichkeit für mich in die Schußlinie sprangen. Aber ich, Madame — ich bin — wenn auch kein sentimentales und vielleicht auch kein sehr edelmüthiges Gemüth — jedenfalls doch ein solider und accurater Geschäftsmann, der darauf hält, seine Wechsel prompt einzulösen. Sie haben mir jetzt ebenfalls mein Leben, dessen ich noch durchaus nicht überdrüssig bin, auf netto zehn Jahre verlängert. Das ist immer 10,000 Thaler werth. Ich schlage Ihnen daher vor: wir rechnen jetzt gegen einander ab und — sind quitt — ohne schriftliche Schlußnote.“

Er erhob sich und suchte nach seinem Hute, der ihm im Eifer der Rede entfallen war, auf dem Boden umher.

Als er wieder zu Frau Regina ausblickte, waren ihre Züge enthüllt. In ihren großen, seuchten, fragenden Augen spiegelte sich ungläubiges Erstauen, im Kampfe mit einer aufsteigenden übermächtigen Freude.

„Verstehe ich Sie recht, Herr Herbing?“ frug sie mit zitternder Stimme. „Sie wollten —“

„Ich will — morgen abreisen, Madame,“ fuhr er, wie bestätigend, fort. „Dann werden unsere Lebenswege sich wohl so bald nicht wieder kreuzen. Es wäre mir daher eine große Freude, wenn Sie zum Abschiede, und zum Zeichen, daß Sie mich nun nicht mehr für einen gänzlich gesüßlosen und schlechten Kerl halten — mir freiwillig — die Hand schütteln wollten.“

„Hier ist sie!“ rief Frau Regina lebhaft, zu ihm tretend, und ihm freundlich ihre Rechte bietend, die er ehrerbietig erfaßte: „Sie sind ein ganzer Mann!“

Die Thür hatte sich während der letzten Worte rasch geöffnet. Die alte Charitas erschien eifertig auf der Schwelle. Als sie die unerwartete friedfertige Gruppe der beiden versöhnten Gegner erblickte, blieb sie überrascht stehen. Dann klopfte sie noch einmal vernehmlich an die Füllung, um sich bemerklich zu machen.

Frau Regina wandte sich um. „Was ist?“ rief sie, als sie das verstörte Gesicht der alten treuen Wärterin erblickte; „Charitas, was willst Du?“

„Ach, Madame,“ sagte diese mit unterdrückter Erregung in ihrer Stimme, „bitte, kommen Sie doch einmal herauf. Der Herr schläft immer noch, schon seit heute Mittag; und jetzt, — ich weiß gar nicht —“

„Ich komme!“ rief Frau Regina. „Verzeihen Sie einen Augenblick, Herr Herbing; ich bin gleich wieder hier. — Ist es denn etwas Besonderes, Charitas?“

„Nun, er war ja die letzten Tage immer so schwach — und schlief so viel — und wollte nicht recht essen — und —“

„Ich weiß, ich weiß,“ rief die Frau mit gesteigerter Ungebuld.

„Und eben, während des Schlafens, wurde der Athem immer kürzer und leiser und schwächer, und zuletzt, da hörte ich gar nichts mehr, und als ich nachsah, da — glaube ich — stand der Athem — still.“

Frau Regina eilte hinaus, gefolgt von der Alten.

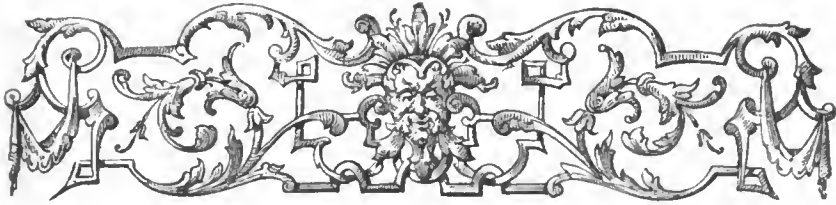
Arnold blieb noch einige Augenblicke in der Mitte des Zimmers stehen, an derselben Stelle, wo die schöne Frau ihm die Hand zum Zeichen ihrer Versöhnung gereicht hatte.

Dann warf er einen letzten Blick auf das prächtige Abbild über dem Sopha, nach den jugendlichen Rosen ohne Dornen, und — ging still hinaus.

An der Treppe hörte er von oben her einen schrillen, erschütternden Ton. Er klang wie das plötzlich und gewaltsam ausbrechende Jammern einer durch einen neuen, unbekanntem, tiefen Schmerz überraschten, schluchzenden Kinderstimme.

Leise stieg Arnold Herbing die Stufen hinan. Die Thür des ihm bekannten Zimmers stand offen. Zögernd trat er ein; der Raum war leer. Aus dem nächsten Zimmer drang es herein wie leises, verzweifeltstes Weinen. Unwillkürlich folgte er der Stimme. Als er die Schwelle betrat, über die ihn damals Frau Regina zu ihrer ersten Unterredung geführt hatte, — da sah er Moberich Lambertis elende Gestalt auf dem Ruhebette lang ausgestreckt und ganz ruhig daliegen. Seine Augen waren geschlossen und auf seinen bleichen gefurchten Bügen ruhte es wie ein heller Schein, wie eine stille Verkürung. Die Abendsonne erfüllte das Zimmer mit ihren letzten, irdlichen Strahlen und beleuchtete die Gruppe, die um das Lager kniete. Regina und die alte Charitas waren in stilles, aufathmendes Gebet für die Seele Ruhe des ruhelosen, endlich erlösten Mannes versunken. Cäcilien's kindliche Gestalt lag gebrochen in schneidendem Weh, über dem geliebten Todten hingegossen. Unter heißen Thränen küßte sie inbrünstig die kalte Hand des Geschiedenen, den sie erst jetzt — nachdem sein letzter Athemzug entflohen war — und, wie sie in der ersten Heftigkeit des Abschiedschmerzes währte: zu spät — durch der Mutter Mund als den Vater kennen gelernt hatte. —

Leise, wie er gekommen, trat Arnold Herbing wieder von der Schwelle des Sterbezimmers zurück. Stumm und ohne Abschied verließ er das holländische Haus.



Die Principien der Ethik.

Von

Hermann Lotze. †.

Über die Gesinnungen, die unser Handeln beherrschen sollen, und über die Pflichten, die allgemein der Mensch dem Menschen schuldig ist, besteht unter civilisirten Nationen, in der Theorie wenigstens, erfreuliche Uebereinstimmung, und die praktische Philosophie findet wenig Veranlassung, hierüber die Welt zu belehren; sie würde nur ermüden durch Wiederholung dessen, dem die allgemeine Anerkennung längst gewiß ist, und sie würde nicht Glauben finden für das, wodurch sie diesem öffentlichen Gewissen widerspräche. Ueber die Quellen dagegen, aus denen die sittlichen Vorschriften fließen, durch die wir uns verpflichtet fühlen, und über den höchsten Grundsatz, dem sie unterzuordnen sind, dauert die Verschiedenheit der Meinungen fort; die Gegenwart unterscheidet sich herein von der Vorzeit nur durch einige neue abenteuerliche Einfälle, welche sie der Naturforschung entlehnt und auf den Boden der Ethik überträgt. So lange die Uebereinstimmung dauern wird, die ich oben erwähnte, und so weit sie verbreitet ist, wird dieser Streit der Meinungen allerdings ein vorwiegend theoretisches Interesse haben; wo jedoch Conflict zwischen anerkannten Pflichten eintreten, oder wo dem Ganzen der Gesellschaft eine Organisation gegeben werden soll, die man ihrer Bestimmung für entsprechend hält, da wird man doch finden, daß die Frage nach den letzten Principien der Ethik nicht bloß ein Uebungsgegenstand für akademische Disputationen ist; ihre verschiedenen Beantwortungen verbreiten nicht nur über die Contouren der Dinge, welche man richtig zu sehen fortführe, besondere Beleuchtungen, die man jedem Einzelnen, als seine individuelle Art der Auffassung, gönnen könnte; sie verwirren auch die Formen der Dinge selbst und ihre Beziehungen, über welche Einstimmigkeit herrschen

muß unter allen, für welche sie den Schauplatz eines gemeinamen Lebens bilden.

Für die erneuerte Betrachtung eines so oft behandelten Gegenstandes kann ich einige wohlwollende Aufmerksamkeit nur durch die Kürze zu verdienen hoffen, mit der ich der wesentlichsten Gesichtspunkte zu gedenken und ihnen einige Gedanken beizufügen suche, die mir in dem Streite der Meinungen bisher nicht genügend berücksichtigt zu sein scheinen.

Ich beginne mit dem Gegenätze zweier Ansichten, welcher die Ethik ebenso schädigt, wie er lange Zeit die theoretische Philosophie geschädigt hat. Von angeborenen Ideen sprach die eine, welche, als Principien aller Wahrheiten, nur noch eine Anwendung auf die mannigfachen Data der Beobachtung bedürften, um überall richtige Erkenntniß zu erzeugen; von der Erfahrung sprach die andere, als der einzigen Quelle, aus welcher der Geist, an sich ein leeres unbeschriebenes Blatt, alle Kenntniß des Wirklichen zugleich mit den Gesetzen seiner Beurtheilung schöpfe. Dem entsprechend fand auch die verbindlichen Gebote der Sittlichkeit die eine Ansicht in der Natur des Geistes selbst begründet und verlangte nur noch, aus der Beobachtung der Welt die Verhältnisse kennen zu lernen, welche dieser an sich selbst feststehenden Gesetzgebung unterzuordnen seien; die andere ließ wiederum nur durch die Erfahrung des Lebens den Geist belehrt werden sowohl darüber, daß es überhaupt etwas gibt, was er mit dem Namen einer Pflicht zu bezeichnen Ursache hat, als darüber, worin die Handlungen bestehen, die ihm diesen Eindruck der Pflichtmäßigkeit machen. Indem ich mit voller Entschiedenheit die erste dieser Ansichten vertrate, habe ich sie vor allem gegen die mißverständlichen Einwürfe zu vertheidigen, durch die man so oft sie als an sich undenkbar nachzuweisen gesucht hat.

Als man von eingebornen Wahrheiten sprach, auf denen unsere theoretische Erkenntniß betuhe, hat man eine Ueberzeugung ausgesprochen, die stets besser war, als dieser unpassende Ausdruck. Nicht das meinte man, daß so abstracte Wahrheiten, wie die, daß alles sich selbst gleich sei, oder daß jede Veränderung einer bedingenden Ursache bedürfe — daß also diese Wahrheiten vom Beginn des Lebens und vor aller Erfahrung dem Bewußtsein unaufhörlich als deutliche Vorstellungen gegenüber ständen; nur dies meinte man: so sei der Geist geartet, daß dann, wenn mannigfaltige Eindrücke auf ihn einwirkten, er aus seiner eignen Natur diese Reaction nothwendig entfalten werde, jeden Inhalt eines solchen Eindruckes als sich selbst gleich zu behandeln und zu jeder Veränderung des Beobachteten eine bedingende Ursache hinzuzufuchen. Verschiedene Punkte dieses Satzes muß ich nach einander erörtern. Nicht ohne Absicht sprach ich zuerst davon, wie der Geist seine Eindrücke behandle und welche Ergänzung er zu ihnen suchen werde; denn in der That: als eine Handlung, welche instinctiv, noch ohne Bewußtsein ihrer Gründe, ausgeführt wird, tritt diese Reaction des Geistes zuerst auf: nicht in dem Augenblicke des ersten Eindruckes springt, völlig fertig, die bewußte

Vorstellung des Identitätsprincips in dem Geiste hervor, nicht in dem Augenblicke der ersten beobachteten Veränderung der allgemeine Grundsatz, welcher überall eine Ursache vorauszusetzen befiehlt. Erst dann, wenn vielfach nach diesen Grundsätzen gehandelt worden ist, kann eine spätere Reflexion, welche sich auf diese verschiedenen Thaten vergleichend zurückwendet, in ihnen auch die Regel entdecken, nach welcher bisher verfahren worden ist; dann erst wird das, was früher nur die nothwendige Handlungsweise des Geistes war, zu einem bewußten Grundsatz, den er von nun an als solchen befolgt. Locke verschwendete daher fruchtlos seine Mühe, als er die Lehre von den eingebornen Ideen durch den Nachweis zu widerlegen suchte, daß weder in der Seele des Kindes noch in der des Wilden ein Bewußtsein des Satzes der Identität oder einer jener elementaren mathematischen Wahrheiten sich vorfinde, die man einer ursprünglichen Anschauung zuschrieb. Gewiß unterhält sich das Kind nicht mit der stillen Repetition des Satzes, $a = a$, aber eben so gewiß hält es süß nicht zugleich für nicht süß, sondern macht praktisch einen Unterschied zwischen beiden; gewiß wird der Indianer zugeben, er habe niemals den Satz gedacht, daß zwei Seiten eines Dreiecks zusammen länger sind, als die dritte; aber ebenso gewiß überredet uns Locke nicht, daß jemals der gewandte Indianer praktisch sich anders benehmen wird, als es unter Kenntniß dieses Satzes geschehen müßte; er wird niemals einen unnützen Haken schlagen, wenn ihm der Weg durch die Diagonale freisteht. Man war daher nicht im Unrecht, wenn man solche Ideen, welche praktisch in uns wirksam sind, ohne doch Gegenstände unseres Bewußtseins zu bilden, als latent im Geiste bezeichnete; die Entgegnung aber, was nicht im Bewußtsein sei, sei auch im Geiste nicht, war in jedem Falle unhaltbar. Denn auch dann, wenn wir alle diese Ideen der Erfahrung verdankt hätten, würden wir doch zugestehen müssen, daß sie nicht fortwährend einen Inhalt des Bewußtseins bilden; sie würden auch dann lange Zeit nur latent uns angehören und erst in dem Augenblicke in unserem Bewußtsein auftreten, wenn sich ein Gegenstand ihrer möglichen Anwendung zeigt.

Aber es ist richtig, daß wir bisher nur die Zulässigkeit unserer Ansicht neben ihrer Gegnerin, noch nicht ihren Vorrang vor dieser bewiesen haben. Um diesen zweiten Punkt zu erörtern, versehen wir uns auf den Kampfplatz, auf welchem wir unsere Gegnerin finden. Eine Ansicht, welche sich selbst keinerlei eingeborene Wahrheit zutraut, worauf könnte sie sich stützen, eben um diese Behauptung aufzustellen, als auf die Erfahrung, die einzige Quelle aller Erkenntniß? Nun ist es ganz unmöglich, der wirklichen ersten Entstehung unserer Gedankenwelt beobachtend zuzusehn; wer sie dennoch beschreibt, täuscht sich und uns willkürlich oder unwillkürlich: er sagt immer bloß, wie er, nach Maßgabe der Beurtheilung der Dinge, die er sich im Leben angewöhnt hat, sich diese erste Entstehung seiner Gedankenwelt nachträglich einbilden kann. Alles kommt daher darauf an, welche Beispiele des Geschehens uns die Erfahrung so allgemein vorführt, daß wir

berechtigt wären, nach ihrer Analogie auch jene unbeobachtbare Entwicklung des Erkennens zu beurtheilen. Wo zeigt nun die Beobachtung jemals irgend ein Etwas, das, bloße Receptivität, Eindrücke von außen lediglich aufnimmt, ohne durch seine eigene Natur sie und ihre Folgen mit zu bestimmen? Sehen wir nicht vielmehr ganz allgemein, daß jede Ursache verschiedene Wirkungen erzeugt nach Verschiedenheit der Dinge, auf welche sie trifft? daß derselbe Stoß, der den einen Körper fortschleudert, einen andern nur in tönende Schwingungen versetzt, einen dritten zerbricht und einen vierten mit heftiger Explosion in Atome zerstäubt? daß also überall die Gestalt des Erfolges, den eine thätige Ursache hat, zum großen, ja wohl zum größten, Theile von der Natur und der Rückwirkung des Objectes abhängt, welches nur der leidende Theil schien? Und dieses Verhalten, welches uns die Erfahrung überall vor Augen stellt, müssen wir es nicht auch voraussetzen, um nur die Gleichnisse zu begreifen, durch welche man jene bloße Receptivität des Geistes verständlichen will? Könnte ein Blatt Papier sich beschreiben lassen, wenn nicht seine Festigkeit und die eigenthümliche physische Beschaffenheit seiner kleinsten Fasern es möglich machte, einestheils die Schreibflüssigkeit einzusaugen, andertheils sie festzuhalten an dem Punkten, auf welche sie traf, und zu verhüten, daß sie sich nicht auf alle Theile gleichmäßig verbreitet? Und das Wachs, in welchem die Alten sich die Eindrücke conservirt dachten, konnte es sie aufnehmen und festhalten ohne diese ganz eigenthümliche unelastische Verschiebbarkeit seiner Theilchen, die leicht eine neue Lagerung annehmen, aber aus ihr nicht zurückstreben in die vorige? Ganz gewiß, so weit Erfahrung reicht, bestätigt sie uns nur diesen Satz, daß Receptivität nicht Mangel an eigner Natur, sondern vielmehr eine Folge charakteristischer Eigenthümlichkeit ist, und daß ein Eindruck nirgends in der Welt einfach empfangen werden kann, sondern zu dem, was er ist, allemal durch die mitwirkende Reaction des Wesens wird, auf das er ausgeübt wird. Einen Grund gab es daher gar nicht, die Entstehung aller unserer Erkenntniß aus den Eindrücken der Erfahrung, gegenüber der Lehre von den eingeborenen Ideen, zu bevorzugen; im Gegentheil, wer so dachte, mußte sich sagen, daß er ganz gegen alle Analogien der Erfahrung verstieß. Begnügen wir uns hiermit. Es würde zu weitläufig für unsern Zweck, sonst aber nicht unmöglich sein, zu zeigen, daß diese Ansicht, auf welche wir uns hier durch das Zeugniß der Erfahrung führen ließen, auch an sich wahr und unvermeidlich ist; ich lasse ebenso, als zu fremdartig für unsere gegenwärtige Absicht, dahingestellt, welche Elemente unserer Erkenntniß dieser eingeborenen Reaction unseres Geistes gegen Eindrücke von außen gehören, und welches Zutrauen zu ihrer Wahrheit wir hegen dürfen; es reicht jetzt hin, an die völlige Unzulässigkeit jeder Vorstellung von einer bloßen Passivität des erkennenden Geistes erinnert zu haben; die Vorliebe wenigstens wird erschüttert sein, mit der man auch auf dem Gebiete der Ethik die Leerheit des Gemüthes verherrlicht und seine sittlichen Ueberzeugungen ohne Unterschied aus der Erfahrung entstehen läßt.

Einen dritten Punkt erwähne ich noch im Vorübergehen. Man wird mir einwerfen, auch nach meiner Ansicht verdanke der Geist den Besitz seiner höchsten Grundsätze doch nur der Erfahrung, einer inneren freilich, nicht der, welche die äußeren Sinne gewähren. Diese Bemerkung ist ebenso richtig als vollkommen unfruchtbar. Wenn wir die einfachsten Wahrheiten nicht als angeborne Gegenstände unsers Bewußtseins betrachten, sondern zugeben, daß erst nach ihrer Anwendung die Reflexion sie als unbewußt besorgte Principien gewahr wird, so ist ohne Zweifel dieses Gewahrwerden eine neue Erfahrung für den Geist, in welchem es stattfindet; es war daher eine seltsame Uebertreibung, wenn eine Philosophie, die mit Worten mehr als mit Gedanken arbeitete, den Namen der Erfahrung ängstlich genug scheute, um eine so einfache Thatsache zu läugnen. Aber hierin liegt gar nicht das Interesse, welches wir verfechten, sondern nur das Interesse einer Ansicht, die wir so oft zu bekämpfen versucht haben, der Ansicht nämlich, welche den Werth und die Würde jedes geistigen Besitzes nicht nach dem, was er selbst ist und bedeutet, sondern nach der Art seiner Entstehung in uns abschätzt. Solche Ursprungszeugnisse bedeuten uns Nichts. Nicht die Wahrheit wollen wir dadurch wahrer machen, daß wir sie als unserem Geiste eingeboren ansehen; denn in der That, durch diese Behauptung würden wir sie ja nur einem Zweifel aussetzen, den man oft genug, aus eben diesem Grunde, ausgesprochen hat, dem Zweifel nämlich, ob eine Art der Auffassung, die aus der Natur unseres Geistes entspringt, Gültigkeit in Bezug auf die Dinge besitze, die nicht unser Geist sind. Alles kommt uns nur darauf an, als was jedesmal dasjenige erfahren wird, dessen wir uns 'allerdings immer nur auf diesem Wege einer inneren Erfahrung bemächtigen. Und hier behaupte ich: in dem Augenblicke, in welchem wir zum ersten Male uns des Satzes der Identität, a sei gleich a , bewußt werden, in demselben Augenblicke wird er von uns als eine ewige, allgemein und nothwendig gültige Wahrheit erfahren; wir warten mit der Anerkennung seiner Wahrheit nicht so lange, bis eine große Anzahl specieller Beobachtungen ihn bestätigt hat, sondern alle künftigen Beobachtungen beurtheilen und corrigiren wir nach ihm und halten für irrig jede, die ihm zu widersprechen scheint. Wie es geschieht, daß uns diese unmittelbare Gewißheit zu Theil wird, die schon auf Veranlassung einer einzigen Erfahrung sich in uns wie eine Offenbarung erhebt, wissen wir nicht, aber wir wissen, daß aus keiner Summirung vieler Erfahrungen mittelbar die Erkenntniß einer Wahrheit so entspringen kann, wie eine oft gehörte Meinung es behauptet. Denn selbst wenn wir das Geständniß hinzusetzten, nur höchste Wahrscheinlichkeit, nicht Gewißheit und Nothwendigkeit, könne diese auf Erfahrung gegründete Erkenntniß erreichen, so würden wir doch immer die Grundsätze für unmittelbar gewiß ansehen müssen, durch deren Anwendung wir die größere oder geringere Wahrscheinlichkeit eines in Frage gestellten Verhaltens zu bestimmen glauben.

Ich lasse viele Punkte unerörtert, an die ich hier gestreift habe; nicht

um ihrer selbst willen habe ich dieser Fragen der theoretischen Philosophie gedacht, sondern um einen Gedanken zu erläutern, den ich auf die Grundlegung der Ethik anzuwenden wünschte, diesen Gedanken: daß freilich nur Erfahrungen das Bewußtsein auch der allgemeinsten Wahrheiten in uns verwirklichen, die uns als höchste Grundsätze alles Erkennens dienen, daß aber der Inhalt dieser Wahrheiten und die Ueberzeugung von ihrer Gewißheit dennoch unabhängig von den Erfahrungen ist, die ihr Bewußtwerden in uns veranlassen. Denn nur nach Analogie dieses Gedankens können wir die Ansicht interpretiren, welche auch unser sittliches Verhalten auf angeborene ethische Ideen gründen zu müssen glaubt. Es versteht sich von selbst und bedarf in der That kaum eines Wortes, daß Niemand sich die vielfachen speciellen Gebote, die unsere Handlungen in den verschiedenen Lagen des Lebens beherrschen sollen, als eine Kenntniß vorstellt, die von jeher Gegenstand unsers Bewußtseins gewesen wäre; nur dies kann man meinen: so sei die Natur des Geistes geartet, daß dann, wenn die Umstände des Lebens ihn zum Handeln auffordern, zuerst, als eine Reaction seines Wesens, eine Art seines Handelns erfolgt, dann aber, wenn die Reflexion auf die geschehenen Thaten zurückblickt, das Bewußtsein sich der Regeln bemächtigt, nach denen bisher unbewußt dies Handeln verfahren ist. Wenn wir nichts weiter hinzufügten, so würden wir dies also bereits zugestanden haben: sittliche Gebote, die sich auf bestimmte Situationen beziehen, in welche das Leben uns bringt, können in unserem Bewußtsein sich nicht eher zeigen, bis durch Erfahrung die Kenntniß eben dieser Situationen entstanden ist, welche ihre Anwendung verlangen. Aber dieser Gedanke ist unvollständig und bedarf einer Ergänzung. Denn nicht darauf allein kommt es ja an, daß nach der Wirksamkeit der Triebe, die unbewußt in uns thätig sind, sich nur nachträglich ein theoretisches Wissen um ihre Gewohnheiten bilde; vielmehr ebenso wie in unserer Erkenntniß die unmittelbare Gewißheit unbedingter Richtigkeit oder Falschheit die einfachsten Gedanken begleitet, ebenso muß die unmittelbare Gewißheit der Läßlichkeit oder Verwerflichkeit sich an die Vorstellungen der allgemeinen Handlungsweisen anschließen, welche unsere innere Erfahrung uns als die thatsächlich befolgten Regeln unsers Verhaltens kennen gelehrt hätte. Von hier erst beginnt unser Interesse an dem Streite der Meinungen, von denen die eine dieses Erwachen eines unbedingten Urtheils der Billigung und Mißbilligung als Reaction der eingebornen Natur unsers Geistes betrachtet, die andere sowohl die Entstehung dieses Urtheils als den Inhalt, welchen es ausdrückt, nur als Ergebnis der Erfahrungen ansieht, die auf uns einwirken. Ich versuche zuerst, der ersten dieser beiden Ansichten die Gestalt zu geben, in welcher ich glaube sie vertreten zu dürfen.

Unser wahres und wesentliches Bedürfnis bei der Grundlegung der praktischen Philosophie kann eigentlich nur darin liegen, nachzuweisen, daß die höchsten Grundsätze, welche unser ganzes sittliches Verhalten verpflichten sollen, völlig unabhängig von dem Belieben des Einzelnen sind, und nicht

veränderlich mit der Veränderlichkeit der äußeren Umstände, unter denen wir zu handeln veranlaßt werden. Man befriedigt dieses wahre Bedürfniß nicht auf die passendste Weise dadurch, daß man einseitig die psychologische Frage nach der Entstehung jener Grundsätze in uns hervorhebt, und dann, um die Abhängigkeit derselben von den veränderlichen Umständen der Außenwelt zu verhüten, diese Frage durch die Behauptung angeborener sittlicher Ideen beantwortet. Ich habe früher bemerkt, daß die ähnliche Annahme theoretischer Grundsätze der Erkenntniß, die der Natur des menschlichen Geistes angeboren seien, die Triftigkeit dieser Erkenntniß in Bezug auf Dinge außer dem Geiste nicht zu begründen, sondern eher zweifelhaft zu machen diene; moralische Ideen, die auf gleiche Weise in der Natur unseres Geistes, ihm ursprünglich eingeboren, haften, würden uns durch diese ihre psychologische Begründung ebenso wenig von ihrer unbedingten Heiligkeit überzeugen; sie würden den Zweifel übrig lassen, ob nicht das, was uns gut und löblich schiene, für höhere Geister ebenso Gegenstand des Bedauerns und der Mißbilligung sein dürfte, wie für uns die Wildheit und Grausamkeit der Thiere, zu der diese auch die angeborene Natur ihrer Gattung treibt. Ich wiederhole: nicht darauf kommt alles an, ob und wie irgend ein Inhalt unsers geistigen Lebens in uns entstanden ist, vielmehr bestimmt sich der Werth desselben immer nur nach dem, was er ist, nachdem er da ist, und seine Wahrheit nach dem Grade der unmittelbaren Gewißheit, mit welcher er sich uns ankündigt. Es ist richtig, daß wir auch über diese Gewißheit uns täuschen können, und in der That sind wir auch im theoretischen Erkennen solchen Irrthümern ausgesetzt; allein, wenn es auch noch einzelne Hilfsmittel gibt, um die falsche Evidenz eines einzelnen Satzes durch die wahre Evidenz eines richtigen zu verbessern, so bleibt es doch dabei: dafür, daß wir nicht beständig irren und daß nicht Alles doch ganz anders ist, als es unserem besonnensten Denken nothwendig scheinen muß, dafür gibt es keine wissenschaftliche Bürgschaft mehr, keine außer der selbst schon moralischen Gewißheit, daß Sinn und Verstand in der Welt ist, und daß, wenn wir nicht Alles wissen, doch dasjenige, was sich uns mit dem Bewußtsein seiner Nothwendigkeit aufdrängt, wirklich ein Theil der Wahrheit ist und ein echter Bestandtheil der großen Ordnung, in der wir eingeschlossen sind. Was wir daher hauptsächlich sagen wollen, wenn wir die moralischen Ideen angeboren nennen, das ist wirklich nur dies, daß sie von unbedingter verpflichtender Heiligkeit sind; die psychologische Wendung aber, die wir unserem Gedanken geben, ist nur ein Corollar dieser grundlegenden Ueberzeugung, nicht ein Fundament, auf dem diese ruhen könnten. Denn freilich theoretisch werden wir nun fortfahren: wahr kann einem erkennenden Geiste ein Satz nur dann scheinen, wenn er zusammenstimmt mit den Gewohnheiten des Denkens, die diesem Geiste seine eigene Natur nothwendig macht; Gegenstand unbedingter Billigung nur das, was eben er selbst billigen muß, weil seine Natur diese ist und keine andere; niemals wird daher von außen

her dem Geiste etwas als wahr oder gut aufgebrängt werden können, was er nicht selbst, in Folge seiner eigenen Natur, so findet; er wird daher sich irren und das Wahre sowohl wie das Gute verfehlen, sobald unvollständige Uebersicht oder Leidenschaft ihm den Thatbestand verfälschen, über den er richten soll; wo aber sein Urtheil das Richtige trifft, wird es immer nur der Ausdruck seiner eigenen Natur sein, die jetzt durch die vollständige Vorlegung des Thatbestandes zur Aeußerung angeregt wird. Denken wir uns also, daß ein göttliches Wesen dem Menschen die wahre Erkenntniß der Dinge und die richtige Würdigung des Guten und Bösen habe mittheilen wollen, so würde es ihm dieses Geschenk doch in keiner anderen Weise haben machen können, als so, daß es in seine Natur die Fähigkeit und die Nüthigung legte, unter den Anregungen von außen aus sich selbst und in Folge eben dieser seiner Natur die Vorstellungen hervorzubringen, welche, als Erkenntniß oder sittliche Beurtheilung, wirklich von den Gegenständen gelten, durch die sie in ihm veranlaßt wurden. Wir können daher fortfahren, sowohl von angeborenen sittlichen Ideen zu reden als zuzugeben, daß ihr Bewußtsein in uns durch Erfahrung verwirklicht wird; wie von den theoretischen Ideen, so wiederholen wir auch von ihnen: nicht daß sie überhaupt erfahren werden, ist so sehr wichtig, sondern als was sie erfahren werden; und hierüber bleiben wir bei der Meinung, welche die Lehre von den angeborenen Ideen mehr vertreten wollte als wirklich vertrat, bei der Behauptung nämlich, daß Inhalt und Gültigkeit der moralischen Ideen unabhängig von der Erfahrung ist, die zu ihrer Entwicklung im Bewußtsein die Veranlassung gibt. Hiermit aber nähere ich mich scheinbar gewichtigen Einwürfen, deren Prüfung wir versuchen wollen.

Von einer sittlichen Gesetzgebung, welche man der Natur des menschlichen Geistes angeboren denkt, glaubt man vermuthen zu müssen, daß sie mit gleichem Inhalt und gleicher Evidenz in jedem einzelnen Individuum der menschlichen Gattung sich wiederholen müsse. Ethnographie und Geschichte haben stets die zahlreichsten Widerlegungen dieser Annahme darzubieten geschienen. Die unermessliche Verschiedenheit nationaler Sitten und wechselnder Zeitströmungen dürfte indessen eine andere Folgerung zulassen. Nur allgemeine Formen der Gesinnung könnten wir durch eine angeborne Gesetzgebung des Gewissens bestimmt denken, nicht die besonderen Gestalten des Handelns, welche ihre Befolgung in dem Zusammenhang der Lebensumstände herbeiführt. Die Gegenstände selbst, auf welche unsere Triebe sich richten können, und die Veranlassungen, welche sie zu unserer Thätigkeit geben, kann nur die Erfahrung uns kennen lehren und unsere Sitten werden verschieden ausfallen, je nachdem die Bedingungen, unter denen wir leben, zur Ausführung der verschiedenen Gebote einer sittlichen Gesetzgebung gleichmäßige oder einseitige, ärmliche oder reichere Aufforderungen enthalten. Noch viel mehr aber wird eine umfassende und nachdenkliche Lebenserfahrung nothwendig sein, um den verhältnißmäßigen Werth richtig zu schätzen, den für den ganzen Zusammen-

hang einer sittlichen Lebensführung die einzelnen Thätigkeiten besitzen, zu deren Ausübung wir durch den Drang der Umstände angeleitet werden. Warum gibt es unter uns noch Rechtsstreitigkeiten? Doch nur, weil auch uns unklar ist, wie ein völlig bekannter und zugestanderener Rechtsatz seine wahre und ihm zukommende Anwendung auf mannigfach verwickelte gegebene Umstände finden kann. Selbst dann mithin, wenn wir wirklich dem menschlichen Geiste eine sittliche Gesetzgebung in dem Sinne angeboren dächten, in welchem überhaupt diese Annahme zulässig ist, würden wir es nicht wunderbar finden, daß verschiedene Völker, unter verschiedenen Lebensbedingungen, in der Ausbildung der Sitten sehr von einander abweichen oder sich gänzlich in der Wahl der Mittel vergreifen, durch welche sie der inneren Stimme, die sie treibt, Genüge zu thun glauben; den zarten Nerven, die ein friedliches Leben in glücklichem Klima ausgebildet hat, wird die Bethätigung der Gerechtigkeit in anderem Verhalten zu liegen scheinen, als den hartgewöhnten Temperamenten, die unter beständigen Gefahren auferzogen ebenso wenig Gewicht auf den eigenen Schmerz legen, als auf den, den sie andern zufügen. So sehr daher manche Sitte der Uncultur unser Gefühl empören mag, so sind wir doch nicht berechtigt, aus ihr auf die Abwesenheit jedes moralischen Gefühles zu schließen; wer weiß, welche uns unklare Gedankenverbindung dahin geführt hat, gerade in dem, was uns abtödt, die Verwirklichung eines sittlichen Gebotes zu suchen. Selbst jene Wilden, die ihre alternden Väter tödten, vielleicht führen sie nur verwegen und unverzagt aus, was sich in uns nur als Bedauern beim Anblick unheilbarer Leiden regt. Und wissen wir nicht, wie oft im Laufe der Geschichte der Fanatismus von sittlichen Principien aus, die wir alle verehren, und im Namen derselben durch Gedankenverwirrungen ähnlicher Art zu gleichen Greueln fortgerissen worden ist?

Man kann uns diese Bemerkungen zugeben, aber man thut es vielleicht mit dem Gefühle ihrer Unfruchtbarkeit. Mag immerhin, wird man sagen, in keinem menschlichen Geiste der göttliche Funke ganz fehlen, aus dem die Wärme eines sittlichen Lebens entstehen soll, worin besteht doch dann der Werth und die Wahrheit eines Keimes, der so wenig eigene Entwicklungskraft besitzt, daß äußere Umstände ihm die widersprechendsten Gestalten geben können? und welchen Anspruch auf größere Verbindlichkeit können nun, der Uncultur gegenüber, die sittlichen Grundsätze machen, welche die praktische Philosophie sich anschickt aufzustellen, und die doch einer großen Anzahl der Menschen, die sie verpflichten sollen, durchaus unbekannt geblieben sind? Läßt uns diese thatsächliche Verschiedenheit der Sitten die Hoffnung übrig, das endgiltig zu entscheiden, was sie unentschieden läßt, und ein Ideal des sittlichen Lebens zu verzeichnen, dem der vielfach mißgeleitete Trieb des Gewissens sich nähern sollte? Diese Fragen berühren ein schweres Räthsel der Geschichte, das wir nicht lösen können, und enthalten einen Irrthum, der sich berichtigen läßt.

Welche Bedeutung es in dem Sinne einer vernünftigen Weltordnung haben mag, daß von dem menschlichen Geschlecht, welches sich zur Erfüllung einer Aufgabe berufen glaubt, so große Theile durch die Ungunst des Schicksals gezwungen werden, weit hinter diesem Ziele zurückzubleiben oder ganz von dem richtigen Wege abzurinnen, ja selbst weder der Aufgabe sich bewußt zu werden, noch das Glück zu ahnen, das ihre Auflösung gewähren würde, — theoretisch ist jede Bemühung fruchtlos, über diese große und beängstigende Thatsache Aufschluß zu finden. Um so mehr aber, scheint es mir, findet die praktische Philosophie hierin eine Ermunterung zu ihrem Bemühen, das zu ändern, dessen thatsächliches Bestehen sie als unbegreiflich ansehen muß. Daß aber auch diese ihre Bemühung scheitern müsse, scheint mir die unrichtige Folgerung, die wir zu bekämpfen haben: die selbständige Wahrheit und die verpflichtende Majestät der sittlichen Gebote verliert nichts durch die Unfähigkeit, welche so viele, denen sie eingeboren sind, von ihrer klaren Erkenntniß und dem Bewußtsein aller ihrer richtigen Folgen abhält. Innerhalb seines geistigen Besizes selbst hat der Mensch Entdeckungen zu machen, deren Werth nicht darum verschwindet, weil nur der eine sie macht, der andere nicht; zahllose Wahrheiten stehen für uns fest, obwohl die Einsicht in sie nicht allen möglich ist, und doch sind diese Wahrheiten nur im Innern des Geistes durch seine eigene Thätigkeit gewonnen. Wir bezweifeln die Tristigkeit der Mathematik nicht; die Operationen der Gedankenverbindung, welche zur Einsicht in ihre Lehren nöthig sind, finden wir, einzeln genommen, in der Seele jedes Einzelnen möglich und in der That ausgeübt; aber von den elementaren Wahrheiten, die allen klar sind, führt ein Weg, den nur wenige verfolgen können, zu einem Gebäude von Theoremen, deren Wahrheit durch keine äußere Erfahrung mehr bestätigt wird, und deren Sinn sogar keiner symbolischen Versinnlichung durch die gewöhnlichen Mittel unserer Anschauung zugänglich ist. Die große Menge lebt in völliger Unkenntniß dieses wunderbaren geistigen Besizes, der doch nur durch eine völlig einheimische Entwicklung des Keimes von Erkenntniß hervorgegangen ist, dessen auch sie sich, ohne Ahnung dieser seiner Fruchtbarkeit, erfreut; sollen wir nun die zahlreichen und verschiedenartigen Irrthümer, in welche eben diese Unkenntniß sie in der Beurtheilung der Dinge verführt, als Beweis dafür ansehen, daß niemals die menschliche Wissenschaft eine feste Wahrheit durch sich selbst begründen könne? Sie hat es im Gegentheil gethan und überzeugt uns dadurch, daß allerdings der Irrthum einer Berichtigung durch dieselben geistigen Thätigkeiten fähig ist, deren durch Unachtsamkeit oder mangelhafte Vorlagen übelgeleitete Ausübung ihn hervorgerufen hat. Ich hege nicht die vermessene Hoffnung, daß mit derselben siegenden Evidenz und Sicherheit, mit welcher die Mathematik uns überzeugt, auch die praktische Philosophie im Stande sein werde, das unzweifelhafte Ideal des sittlichen Lebens im Gegensatz zu allen Verirrungen, deren wir gedachten, und doch als einheimische Folge derselben Triebe darzustellen,

deren Mißleitung zu jenen führte; immerhin dürfen wir erwarten und sehen es durch den Verlauf der Geschichte bestätigt, daß dem Nachdenken eine heilsame Verengung der Grenzen gelingen wird, innerhalb deren die Verschiedenheiten des sittlichen Urtheils fortbauern werden.

Näme es also hauptsächlich darauf an, das psychologische Dogma von den eingeborenen sittlichen Ideen aufrecht zu halten, so würden wir nicht glauben, durch die erwähnten Einwürfe daran gehindert zu sein; allein unser wesentliches Interesse war auf die Anerkennung des Daseins einer unbedingt verpflichtenden Gesetzgebung gerichtet, und hierauf allein ist in dem Streite zurückzukommen, den wir gegen die erfahrungsmäßige Begründung aller ethischen Lehren zu führen haben. Ein reichliches Zugeständniß haben wir dem Empirismus bereits gemacht und ich wiederhole es in dieser Form: die Erfahrung allein kann lehren, welches Handeln nützlich ist, um den sittlichen Geboten die richtige Verwirklichung zu sichern. Aber in dieser Form wird unser Zugeständniß nicht willkommen sein; die Bedeutung des Zweckes eben leugnet der Empirismus, zu dem wir seine Aufklärungen nur als Mittel benutzen möchten. Wir hatten uns nicht allzu spröde gegen die Aufforderung gezeigt, durch Erfahrung uns von unseren sittlichen Pflichten unterrichten zu lassen; nur darauf kam es uns an, als was uns die Erfahrung das zeigte, was sie uns zeigte; konnte sie in dem Augenblicke, in welchem sie uns den Weg zu einem bestimmten Handeln wies, uns zugleich die unmittelbare Gewißheit mittheilen, es sei eine Pflicht, diesen Weg zu gehen, so würden wir wenig bekümmert um die Herkunft dieser uns zu Theil gewordenen Ueberzeugung gewesen sein. Ich würde nicht streiten gegen eine Ansicht, die dies behauptete, und lasse dahingestellt, ob die Behauptung durchführbar wäre; selbstverständlich ist unsere Gegnerin nur die Lehre, welche die Vorstellung einer unbedingten Verpflichtung, deren Vorkommen in unserem Geiste sie nicht bestreiten kann, für eine psychologische Täuschung erklärt, und die eigene Würde, welche uns die sittlichen Gebote zu haben scheinen, als Erinnerung an die Brauchbarkeit deutet, die sie, als durchschnittliche Maximen unseres Handelns befolgt, erfahrungsmäßig zur Beförderung unseres Wohlseins gehabt haben. Nicht alles läßt sich auf einmal sagen; ich muß mir daher vorbehalten, auf die enge Verbindung, die zwischen dem Begriffe der Lust und den ethischen Principien allerdings obwaltet, später ausführlich einzugehen. Wenn ich einstweilen mit vollem Ernst die gewöhnliche Meinung diesem Versuche der Aufklärung gegenüber vertrete, so weiß ich sehr wohl, daß in einem Streite über den Werth oder Unwerth, welchen wir einer Thatsache beilegen, keine Entscheidung durch einen theoretischen Beweis möglich ist. Wer unmittelbar die Würde und eigne Majestät einer sittlichen Idee nicht fühlt, den kann natürlich kein Beweis belehren, daß er sie eigentlich fühlen müßte; umgekehrt wer die Entstehung dieses Gefühls aus irgend welchen psychologischen Vorgängen nachwies, würde mich nicht überzeugen, daß es irthümlich und eitel sein müßte, weil

es so entstanden wäre; die Ueberzeugung, bei der wir bleiben, wird hier immer nur auf einer Wahl beruhen, deren Wichtigkeit sich theoretisch nicht erhärten läßt; wir begnügen uns billig, wenn wir der Kraft der Gründe nicht zu erliegen brauchen, welche der Gegner für seine Ansicht anführt, und wenn wir im Stande sind, sie auch durch die unsrige zu begreifen und für sie zu benutzen.

Nun bin ich zwar nicht ganz überzeugt, daß die empirische Ansicht alle Thatfachen, welche sie vorfindet, leicht mit ihrer Theorie in Uebereinstimmung bringen würde; sie mag immerhin auch die Liebe, die wir völlig uninteressirt denken, nur um der Nützlichkeit willen schätzen, eine förderliche Gegenliebe hervorzurufen; aber ich weiß nicht, wie Thaten der Aufopferung zu begreifen sind. Beruhen alle Handlungen auf dem Berechnen ihrer Nützlichkeit für den, der sie ausübt, wie kann diese Theorie Jemand bewegen, sein Leben für andere zu opfern? Entweder seine Handlung ist thöricht und man müßte wünschen, daß sie unterbliebe, oder wenn auch diese Ansicht, wie ich hoffe, sie dennoch bewundert, so gibt sie eben damit zu, daß es noch einen andern, jedem Eigennuß fremden Werth des menschlichen Handelns gibt. Nur dies dürfte man nicht entgegnen, daß auch der Empirismus als Vorschriften unseres Verhaltens nicht diejenigen, die unserm persönlichen Nutzen, sondern nur diejenigen Maximen betrachte, die dem allgemeinen Besten dienen; denn in seinem eigenen Sinne wäre die Rücksichtnahme des Einzelnen auf das Wohl des Allgemeinen doch selbst nur durch Erwartung irgend einer willkommenen Gegenleistung begreiflich. Mit dieser Interpretation nun werden die Thaten der Aufopferung sinnlos, wenn wir sie aber fallen lassen, kehren wir zur Anerkennung sittlicher Ideale von ganz anderem Ursprunge zurück.

Aber ich verlasse diesen Einwurf, der durch einen anderen allgemeineren absorbiert wird. Wenn die Ansicht, die ich bestritte, nicht ganz als willkürlicher Einsall auftreten will, wird sie im Einzelnen den Nachweis versuchen, daß wirklich in den anerkannten sittlichen Geboten die Grundlagen für die Verwirklichung des allgemeinen Wohles der Menschheit gegeben sind. Aber wenn dieser Nachweis mangellos gelänge, wie folgte daraus der Schluß, welchen man zu begründen sucht? Denn ebenso, wie man es gefunden hätte, müßte ja Alles auch dann sich verhalten, wenn unsere Voraussetzung von der unmittelbaren und unbedingten Verbindlichkeit der sittlichen Ideen richtig ist. Als ein blindes Gebot würde doch Niemand die eingeborne sittliche Gesetzgebung vorstellen, unerbittlich und unbedingte etwas verlangend, was in dem vernünftigen Plane der Welt keinen Sinn hätte in dem Plane, dem wir zutrauen, daß er auch jedes Gut der Ordnung und jedes Glück mit umfassen werde, zu dessen Genuß die Welt der Geister befähigt ist. Auf dieser Gesetzgebung, wenn wir sie als das Erste denken, wird ganz gewiß als Zweites auch dieses Kennzeichen der Heilsamkeit ruhen; nichts aber nöthigt uns, von dem empirisch wahrgenommenen Charakter der Nützlichkeit auszugehen, und als Zweites nicht sowohl die wirkliche Verbind-

lichkeit dieser Gebote abzuleiten, als vielmehr nur zu zeigen, wie der illusorische Gedanke einer solchen sich in uns entwickelt. Ich fühle, daß dieser Satz das Ansehen eines Wortspiels hat, das unter verschiedenen Ausdrucksformen vergeblich zweierlei in Gegensatz zu bringen sucht, was im Grunde auf Eins hinausläuft; ich werde zeigen, daß an diesem Vorwurf etwas ist und daß doch nicht Alles ganz so ist, wie er meint.

Es ist unmöglich nachzuweisen, daß die sittlichen Vorschriften, die wir alle übereinstimmend anerkennen, in jedem Einzelfalle ihrer Befolgung das Wohl desjenigen verbürgen, der sie ausführt; man hat sich stets begnügen müssen, sie, von diesem empirischen Standpunkt aus, als Maximen zu empfehlen, deren Innehaltung in der allgemeinen Ungewißheit aller menschlichen Dinge durchschnittlich die günstigsten Erfolge verspreche. Aber Durchschnittsregeln verläßt man mit Zug in dem Augenblicke, in welchem man von der Ungewißheit frei zu sein glaubt, welche sie zu befolgen anrieth; in zahllosen Fällen, gleichviel ob dann mit Recht oder Unrecht, wird daher der Einzelne glauben, diese Leitfäden verschmähen zu dürfen, und außer dem schlimmen Erfolge, der ihn selbst belehrt, wird es dann keinen Grund geben, der einen Andern berechtigte, das Verlassen des allgemeinen Weges zu tadeln. Mit der Sicherheit des allgemeinen Wohles würde diese Willkür unverträglich sein; worauf aber könnte diese Lehre die Zumuthung gründen, die kurze Ergreifung des eignen Wohles dem allgemeinen Besten dann aufzuopfern, wenn man versichert wäre, aus der Verletzung desselben keinen Rückschlag zu erfahren? Gewiß kann eine Theorie nicht richtig sein, die zwar das allgemeine Wohl begünstigen möchte, aber doch in ihrem Princip keinen Grund zum Tadel der Bestrebungen besitzt, die ihm entgegen sind; je mehr sie, einem natürlichen guten Gefühle folgend, diese Theilnahme für das Heil des Ganzen bewahrt, um so mehr ist sie zur Anerkennung einer sittlichen Gesetzgebung genöthigt, die jedem Einzelnen mit völlig unbedingter Verbindlichkeit gegenüber steht. An ihre Befolgung mag sich dann secundär für ihn die Hoffnung seines eignen Wohles, nicht aber soll sich ihre Befolgung secundär an den Nachweis ihrer Nützlichkeit knüpfen, ein Nachweis, der auch dann, wenn er vollständig erbracht wäre, dennoch seiner Natur nach niemals die Wahl willkürlicher Wege ausschließen würde, mit denen das allgemeine Wohl nicht verträglich ist. Und endlich: wenn nur die Erfahrung ihrer Nützlichkeit die sittlichen Gebote empfehlen soll, so kann doch nicht die kurze Erfahrung des Einzelnen, sondern nur die Tradition, welche die angeammelten Erfahrungen früherer Geschlechter vereinigt, die Quelle der empirischen Weisheit sein, der wir folgen sollen. Aber als bloße Mittheilung dessen, was andere vor uns aus ihrer Erfahrung geschöpft zu haben glauben, würde selbst diese Tradition keine wirksame Macht über uns ausüben; wenn nicht die Macht der Erziehung einen psychologischen Vorgang herbeiführte, durch den ihr Inhalt für uns den Schein einer unabänderlich bestimmten Nothwendigkeit annimmt, so würde sie uns immer Lust und Recht zu dem Ver-

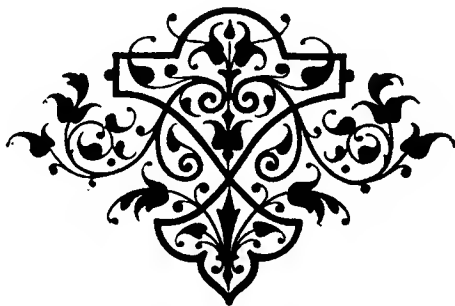
suche lassen, ob nicht unsere eigene Erfahrung uns andere bessere und angenehmere Regeln unsers Verhaltens empfehlen werde. Warum also sträuben wir uns so sehr gegen den Gedanken, eine sittliche Gesetzgebung von unbedingter Geltung sei uns wirklich auferlegt, da wir doch zuletzt die Illusion, es sei so, herbeiwünschen müssen, um nur unsere Behauptung, es sei nicht so, mit unsern eignen Wünschen in Uebereinstimmung zu bringen?

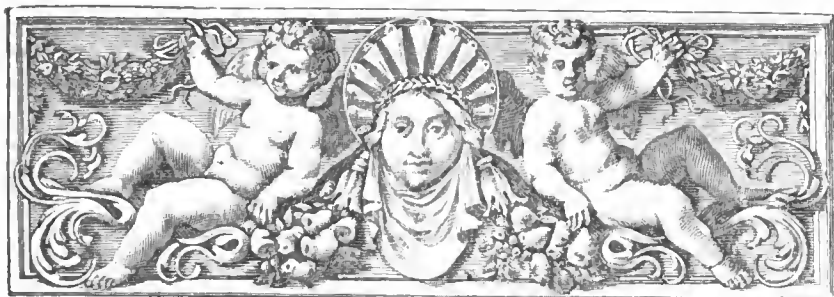
Insoweit war es nicht ein bloßes Wortspiel, dem ich mich oben überließ; was aber den Schein eines solchen veranlaßte, und worin dennoch der bleibende Unterschied der Ansichten besteht, die wir hier vergleichen, füge ich jetzt hinzu. Geben wir die unbedingte Gültigkeit einer sittlichen Gesetzgebung zu, so werden wir doch durch diesen bloß formalen Charakter ihrer thatsächlichen Unbedingtheit nicht befriedigt sein; was in unseren Gedanken und in unserem Leben das Unbedingte und Höchste sein soll, muß auch durch unbedingten und höchsten Werth seines Inhalts diese Anerkennung verdienen. Nun habe ich mir vorbehalten, genauer die Verbindung zu untersuchen, die zwischen dem Streben nach Lust und den Geboten der Sittlichkeit bestehen mag; für den Augenblick aber darf ich mich der Anschauung anhängen, welche das religiöse Bewußtsein entwickelt hat, indem es nur in einer ewigen Seligkeit das letzte Ziel aller Weltführung sieht, das Ziel, zu dessen Verwirklichung alles ist wie es ist und jede Geselligkeit der Welt bezieht, was sie bezieht. Handelte es sich nun darum, in einer umfassenden theoretischen Weltbetrachtung die Stelle zu bestimmen, welche die moralische Gesetzgebung einnimmt, so würden wir auch sie als einen Theil dieser allgemeinen Ordnung betrachten dürfen, nicht als ein Factum, das da ist weil es da ist, sondern als eine Gesamtheit von Geboten, welche eine höchste Macht als Bedingungen der Verwirklichung ihrer Absicht sanctionirt hat. Da, an dieser Stelle unseres Gedankenlaufs, wäre der Versuch berechtigt, wenn er menschlich ausführbar wäre, auch die sittlichen Gebote, die uns als herkunftslose Nothwendigkeit gegenüberreten, durch den Nachweis ihrer Zusammengehörigkeit mit dem Sinne des Weltplanes zu rechtfertigen. Aber eben hierin besteht das große Mißverständniß, das ich bekämpfe, in der Verwechslung dessen, was wir in dem Zusammenhange einer theoretischen Weltbetrachtung über die sittliche Gesetzgebung denken können, mit dem, was sie uns als Princip der praktischen Philosophie gelten muß. Wir, die endlichen Wesen, kennen den Weltplan nicht, den wir glauben, und wenn wir zur unvollkommenen Bezeichnung seines Zieles die Vorstellung der Seligkeit wagen, so ahnen wir doch weder den vollen Umfang und die Gestalt aller der Güter, die er einschließen mag, noch sind wir im Stande, denkend aus diesem Begriffe die Gesetze abzuleiten, durch deren Befolgung jedes Handeln sich der Verwirklichung jenes Zieles zu widmen hätte. Was für Gott die begreifliche Consequenz seiner höchsten Absicht sein könnte, das muß für uns eine unableitbare, unserm Geiste eingegebene Gewißheit sein, keiner Rechtfertigung bedürftig, sondern der Quell und Maßstab der Rechtfertigung für alle Handlungen, durch die wir, inner-

halb des irdischen Lebens, einen Theil unserer ewigen Bestimmung zu erfüllen suchen. Dies freilich kann ich nur für diejenigen sagen, die mit mir von dieser ewigen Bestimmung überzeugt sind; ich bezweifle nicht, daß auch die Ansicht, welche in allen moralischen Ideen nur Durchschnittsmaximen empirisch erworbener Klugheit sieht, die irdischen Angelegenheiten leidlich besorgen würde. Haben wir doch selbst ihr zugestanden, daß freilich nur die Erfahrung uns belehrt, welche Handlungen nützlich sind, um die ethischen Ideale zu verwirklichen; dies Gebiet äußerer Handlungen wird sich daher mit Hülfe des empirischen Kennzeichens ihrer durchschnittlichen Nützlichkeith hinlänglich beherrschen lassen, auch wenn man dessen nicht gedenkt, dessen Kennzeichen es ist. Eins nur wird fehlen; in einer Auffassung des Lebens, die nur den äußeren Erfolg zur Nichtsnur ihrer Vorschriften nimmt, wird die Güte der Gesinnung keine Heimath finden; man wird nicht nöthig haben, sie, die an sich wirkungslose, zu verbannen; aber man würde sie so lange nur als einen sonderbaren Luxus betrachten, bis man lernte, eben in ihr selbst einen wesentlichen Theil des Guten zu sehen, das man unter dem vieldeutigen Namen des Wohlsinns außer sich sucht. Und damit würde man, auf einem Umwege, zu der Anerkennung des Principis zurückkehren, von dem wir ausgehen.

Ich schließe diese einleitende Betrachtung mit der Consequenz, welche sie mir für die Behandlung der praktischen Philosophie ergibt. Alle theoretische Speculation haben wir uns beginnend gedacht von einfachen, der Natur unseres Geistes eingeborenen Wahrheiten, zu deren Anwendung der Geist durch den Eindruck der Beobachtungen geweckt wird; keine Erkenntniß des Wirklichen entstand ohne die Erfahrungen, welche jenen Grundsätzen den Inhalt ihrer Beurtheilung lieferten; umgekehrt konnte nie die Erfahrung allein die höchsten Grundsätze erzeugen, nach denen sie beurtheilt zu werden verlangt. Die praktische Philosophie bietet eine vollständige Analogie. Eine sittliche Beurtheilung unserer Handlungen kann nur von dem Bewußtsein unbedingt verpflichtender Ideale ausgehen, deren Verwirklichung uns obliegt unter allen Umständen, welche uns zum Handeln auffordern; aber ebenso werden diese Ideale das, was sie gebieten, doch nur in den bestimmten Gestalten verwirklichen, welche die durch Erfahrung erkennbaren Verhältnisse der Wirklichkeit möglich machen. Wir geben zu, daß die Betrachtung der sittlichen Ideen an sich selbst nicht zur Entwicklung einer so reichen Wissenschaft führt, wie die einheimische Fortbildung eines Theiles der angeborenen theoretischen Wahrheit sie in der Mathematik erzeugt hat; deswegen mag es räthlich sein, nicht zu lange in der Ueberlegung der allgemeinen sittlichen Grundsätze zu verweilen, sondern zu den Gestalten ihrer Verwirklichung zu eilen; aber wie wenig Umfang auch dieser grundlegende Theil der praktischen Philosophie beanspruchen mag, so wird er doch nie fehlen können, ohne daß auch allen Entwicklungen im Einzelnen das Fundament fehlte, auf dem sie ruhen können. Suchen aber werden wir diese letzten Grundsätze da, wo wir

die entsprechenden unseres Wissens suchten: in unserem eigenen Geiste, in der völlig unmittelbaren Evidenz, mit welcher unser Gewissen, befragt in Bezug auf die einfachsten Formen unserer möglichen Handlungen, sein unwiderrufliches Urtheil der Billigung oder Mißbilligung ausspricht. Anstatt dieses Anfangs geben wir keinen andern zu; keine angebliche Ausdeutung des Weltplans, aus der, als wenn sie uns möglich wäre, die verbindlichen Gebote unseres Verhaltens sich ableiten ließen, noch weniger jene ganz widerwärtige und einfältige Gewohnheit, die jetzt mit so großem Aplomb sich spreizt, in die unterhaltenden Einzelheiten der Naturgeschichte hinabzusteigen und aus einer aufsteigenden Entwicklungstendenz der Thierwelt, die man erkaunt zu haben sich einbildet, den Gipfel zu construiren, den consequent das Verhalten der Menschheit bilden müßte. Wenn wir in unserem eigenen Gewissen die unwiderrufliche Richtschnur unseres sittlichen Urtheils nicht finden könnten: von den Bestien würden wir sie gewiß nicht erhalten; denn was uns auch ihre Beobachtung lehren könnte, daß die Entwicklungsreihe, die wir an ihnen zu finden glauben, aufwärts zu dem Vollkommenen und nicht abwärts zu dem Schlechten geht, können wir doch nur wissen, weil uns vorher vollkommen klar ist, was wir als das bessere und was als das schlechtere Ende dieser Scala ansehen müssen.





Rudolf Hermann Lotze.

Von

Rudolf Seydel.

— Leipzig. —

Das Bündniß zwischen Naturwissenschaft und Philosophie, vor dessen verfrühtem Abschlusse ein bekanntes Distichon Schillers die Zeitgenossen warnte, ist etwa seit einem Jahrzehnt zu fruchtbarerem Wiederaufnahme auf beiden Seiten als genügend vorbereitet erschienen. Die kühnen Versuche fast vergessener älterer Denker, durch Speculationen aus reiner Vernunft die Lücken des menschlichen Erfahrungsbereichs zu füllen, gelten jetzt allgemein für resultatlos und erwecken nirgend mehr die Racheiferung. Niemand zweifelt mehr daran, daß vor Allem aus den Thatfachen die Gesetze zu gewinnen, nicht nach zuvor ersonnenen Gesetzen die Thatfachen zusammensuzusuchen und zurechtzurücken seien. Die Philosophen werden mit Vorliebe durch Aufweis reichen Naturwissens um die Beachtung der Mitlebenden; selbst zu den nebelreichen Höhen abstrusester phantastischer Anschauung wollte Eduard von Hartmann nur auf den Wegen „inductiv-naturwissenschaftlicher Methode“ emporgeklommen sein. Die Naturwissenschaft ihrerseits konnte an der Frage, was der körperliche Stoff selbst sei, dessen Bewegungen sie auf gesetzliche Formeln brachte, und was der Raum und die Zeit sei, in welchen diese Bewegungen stattzufinden scheinen, nicht länger vorübergehen. Diese Fragen wurden zum Gorgohaupt für alle materialistischen Neigungen; denn sie führten zu dem nicht mehr zu versagenden Eingeständniß, daß die sinnlichen Vorstellungen, die uns den Körperbegriff zusammensetzen, nicht selbst Körper oder Bewegungen der Stoffe sind, daß zwischen den Stoffen und Stoffbewegungen einer- und jenen Vorstellungen andrerseits jede überleitende Brücke fehlt, daß die Kette der Causalitäten unerbittlich reißt, wenn sie herüber oder hinüber über diese Kluft gespannt werden soll.

Die Führer gewöhnten sich an die Kantische Entfagung und öffneten sich zugleich damit den Blick in das Land des Kantischen Glaubens, der das Reich des wahren, wesenhaften Seins in dem Reiche der Ideale des Gemüths und des sittlichen Willens ergreifen hieß.

Im rechten Verständnisse der Zeit hatte die Universität Berlin schon nach Leopold von Henning's Tode für die vacante philosophische Professur einen naturwissenschaftlich gebildeten Meister der höheren Speculation gesucht; ihr Blick konnte in erster Reihe nur auf Hermann Lohse fallen, der zu Göttingen, wohin er von Leipzig schon 1844 berufen war, in der vollen Blüthe einer großen, tief anregenden und befruchtenden Wirkksamkeit stand. Pietätvolle Rücksicht gegen seine hannöversiche Regierung hielt den Gerufenen zurück. Als man ihn aber im vorvergangenen Winter zum Nachfolger von Harms auserwählte, der inzwischen den ihm zugedacht gewesenen Lehrstuhl eingenommen, da konnte er, obwohl schon leidend, dem nicht mehr widerstehen, was jetzt nicht mehr Verufung von auswärts, sondern die ehrenvollste Ver- setzung innerhalb desselben Staates war. Die nur begonnene Thätigkeit an dem Centralpunkte deutschen nationalen Lebens endete am 1. Juli v. J. ein allzu früher Tod, der den erst vierundsechzig Jahre Zählenden mitten aus der Vollendung einer abschließenden Darstellung seiner Lehren hinwegnahm.

Wohl Manchem, der mit Antheil den Geschehnissen der deutschen Philosophie in den letzten Jahrzehnten gefolgt ist, wird dieses betrübende Ereigniß wenigstens für einen Moment die bittere Frage auf die Lippen gedrängt haben: wer lebt noch? Wahrlich, wenn auch wir in einem gewissen Sinne so fragen müssen, so soll die Lebenden dies nicht kränken. Der Verfasser dieses ist aus natürlicher Neigung, wie aus Grundsatz, jedem wirksamen Geiste mit Aneupfindung und dankbarer Würdigung nachzugehen bereit und von Hochachtung erfüllt für die zahlreichen älteren und jüngeren arbeitenden Kräfte, die heute nicht minder, als es in früheren Tagen geschah, ja mit vielfältig genauerem und mühsamerem Fleiße, das schwere, endlose Werk der Belagerung der alten Burg Wahrheit fortsetzen. Die Frage: „Wer lebt noch?“ hat uns nicht den Sinn einer Aufforderung, den Werth der Gestorbenen gegen den der gegenwärtig Wirkenden abzuwägen, unter stiller Vermuthung eines für die letzteren unrühmlichen Ausschlags. Sie bedeutet uns vielmehr: Haben wir wirklich, nun zweifelloser, unrettbarer als zuvor, eine gewisse Geistesart und Schaffensweise, die wir unserer Nation gern länger erhalten sähen, nur noch als die charakteristische Daseinsform einer hinter uns liegenden Geschichtsperiode zu betrachten?

Welches diese Geistesart und Schaffensweise sei, haben wir nach einer Seite hin, von der sie besonders deutlich in die Augen fällt und zu öffentlichem Bewußtsein gekommen ist, durch den Hinweis auf das Bündniß zwischen Naturwissenschaft und Philosophie erläutert. Allein es handelt sich dabei in Wahrheit um ein viel tieferes und umfassenderes Bündniß, welches denn auch in jenem Streben unserer Zeit, für eine naturwissenschaftlich fun-

dirte Philosophie und eine philosophisch erhöhte Naturwissenschaft zu sorgen, oft wohl unbewußt, der im Innersten gemeinte Gegenstand des Bedürfnisses war. Und die Weise, in welcher Lotze's Lehre und Wirksamkeit diesem Streben entgegenkam, führt uns nicht minder über die vereinzelt Wirkung einer verbindenden Verknüpfung naturwissenschaftlicher Resultate und Methoden mit philosophischen hinaus und hinab zu einer tiefer liegenden und weit allgemeiner wirkenden Tendenz, der nur unter anderm auch jene Wirkung verdankt wurde.

Schiller's Mahnruf:

Freundschaft sei zwischen euch! Noch kommt das Bündniß zu frühe;
Wenn ihr im Suchen euch trennt, wird erst die Wahrheit erkannt —

galt nicht den Naturforschern, weil sie die Natur, und den Philosophen, weil sie irgend etwas Anderes, sondern er galt Weiden, weil sie die Natur zum Gegenstande ihres Wahrheitsstrebens erwählten; es ward ihnen empfohlen, darin zwar fortzufahren, aber auf den getrennten Wegen, wie sie diesen Wissenschaftsarten zunächst eignen. Um eine frühzeitige, eine versüßte Vertauschung und Verknüpfung dieser Wege hatte es sich gehandelt; wir treffen also den Sinn der gemeinten Trennung und Verbindung, wenn wir diesen verschiedenen Wegen Namen geben. Nennen wir sie vorläufig die Wege der kritischen Empirie auf der einen, der productiven Gedankenbildung auf der andern Seite. Alle bewußte, grundsätzliche Empirie oder Erfahrungsmethode ist zugleich kritisch; denn sie wehrt sich gegen die Einmischung von subjectiven Gedankenproducten, welche nicht einen Anspruch auf unbedingte Wahrheit, also auf eine zugleich objective Geltung, zu erweisen vermögen, und indem sie die objective Geltung aller Aussagen an der Thatsächlichkeit ihres Inhaltes ausschließlicly messen will, gilt ihr der Inhalt überhaupt jedes bloßen Gedankenproductes als solchen für subjectiv, für ihrer Kritik verfallen, für ausgeschlossen aus dem Reiche der Wissenschaft. „Nur in der Erfahrung ist Wahrheit“ war umgekehrt auch das Wort der Vernunftkritik Kants. Wenn dagegen die productive Gedankenbildung, die Speculation, sich nicht an dem Erfahrenen genügen ließ, wenn sie auch nicht auf das Abstrahiren allgemeiner Gesetze aus dem Erfahrungstoffs sich beschränken wollte, woher nahm sie ihren Inhalt? Sie hat zwar zu allen Zeiten sich reblische Mühe gegeben, ihren Inhalt als nothwendige Consequenz allgemeiner Vernunftgesetze darzustellen, wie sie auch der Empiriker anerkennt und als entscheidende Instanzen benutzt; aber niemals gelang es, einem solchen Vernunftbeweise die zwingende Gewalt zu verleihen, die jedem mathematischen Lehrsatze und jeder leeren logischen Formel sogleich bei ihrer Entdeckung unbestreitbar bewohnt und für alle Zeiten mitgegeben ist; und auch der gelungenste Beweis dieser Art würde niemals die Quelle sein, aus der die Speculation ihre Aussage ursprünglich schöpfte, sondern nur ein nachträglich ergriffenes Mittel, um dem vorher producirten und irgendwie sonst dem Denker sich empfehlenden Inhalte festere und allgemein überzeugende Stützen zu verleihen. Die Frage, woher dieser

Inhalt stamme und von Haus aus seine Kraft empfangen, ist also durch den Hinweis auf seine angebliche oder auch erweisbare Denknöthwendigkeit nicht zu beantworten. Letztere bleibt das ersehnte Strebenziel des Denkers, um deswillen er den peinlichsten Anstrengungen sich unterziehen mag; sein Ausgangspunkt war sie nicht. Dann aber haben wir diesen Ausgangspunkt überhaupt nicht im Bereiche der eigentlichen Wissenschaft zu suchen, nicht in den Quellen objectiver Gewißheit, welche mit den beiden hier abgewiesenen, Erfahrung und Denknöthwendigkeit, erschöpft sind. Was bleibt übrig? Wir antworten kurz: die Liebe, der Glaube, ein idealer Drang, wie immer wir ihn nennen mögen, der den Einzelnen aus innerster eigener Seele heraus, gern im Bunde mit Gleichgestimmten und mit großen historischen Gemeinschaften Gleichgestimmter der Gegenwart und Vergangenheit, an einen Gedanktenbestiß seines Geistes bindet. Er möchte nicht leben, er würde sich verarmt, erniedrigt, entwürdigt fühlen, er würde die gleiche Armuth und Herabdrückung für die gesammte Menschheit, ja für die ganze Welt als unabwendbar beklagen, wenn jener Inhalt nicht wahr wäre. So bemüht er sich, diesen Inhalt zugleich, so weit möglich, durch Erfahrung und Vermunft zu decken, auf alle Fälle Sicherheit zu geben, daß er mit diesen beiden nicht streitet, im Uebrigen aber die ganze Fülle seines erregten Herzens und seines durch jenen Glauben erhobenen, geweihten Geistes dem verkündenden Worte einzugießen, durch das er die Zeitgenossen und Nachlebenden zu vollem Miterleben und Mitlieben seiner inneren Idealwelt fortzureißen hofft. Da sind wir am tiefsten Punkte der widerstreitenden Tendenzen angekommen, deren Trennung oder Verschmelzung dort in Rede war: sie heißen nicht Naturforschung und Philosophie, nicht kritische Empirie und productiv Gedanktenbildung; sie heißen Wissenschaft und Idealglaube!

Wenn unsere Zeit das Bündniß zu erneuern suchte zwischen Naturforschung und Philosophie, so war der innerste Drang, der sie dabei leitete, in Wahrheit das Bedürfniß, dem Idealglauben wieder im Gesamtgebäude der Wissenschaft selbst eine heimische, berechtigte Stellung zu sichern, von der aus ihm die Ergebnisse kritischer Empirie nicht nur zur Stütze seiner selbst, sondern auch zur Durchbringung mit seinem eigenen Geiste zugänglich werden möchten. Aus der Berührung und Vermählung beider sollte Das hervorgehen, was die Einzelnen und die Zeit als Wahrheit zu erfüllen, zu beleben, zu beglücken, und zu weltgeschichtlich werthvollen, wie auch im Kleinen würdigen und fruchtbaren Thaten zu begeistern hätte, wäre es auch nicht überall das Ergebniß exacter Ermittlungen. Im gleichen Sinne hat Locke Wissenschaft und Idealglauben mit einander zu verbinden, für einander fruchtbar zu machen getrachtet. Im gleichen Sinne würde es uns leicht werden, den Beweis zu führen, daß der sorgende Zweifel an Würdigkeiten für die Fortarbeit in Locke's Tendenzen in unsern Tagen nur allzu berechtigt ist.

Unter großem Weisalle hat vor nicht langer Zeit der geistvolle, viel zu früh geschiedene Albert Lange den Gegensatz zwischen Wissenschaft und Idealglaube ähnlich wie wir soeben geschildert. Aber indem er die Wissen-

schaft und mit ihr die Befriedigung des Wahrheitsbedürfnisses ausschließlich an die kritische Empirie verwies, dagegen den Idealglauben an die — Poesie ausantwortete, hat er mehr wohl, als er selbst gewollt, zur Befestigung der Trennung beigetragen und Mißtrauen gegen Bündnißbestrebungen erweckt, wie wir sie soeben kennzeichneten, und wie Lotze sie vertrat. Gerade dies ist der Kern und eigentliche Werth jenes Bündnisses, das wir für unser nationales, wie für alles höhere Menschenleben als gänzlich unmißbar schätzen, — gerade dies, daß nicht nur Poesie, sondern auch Wahrheit auf den Wegen des Idealglaubens gesucht werden und zu finden erwartet werden soll. Daher die nie rastende Bemühung, die Uebereinstimmung des zunächst im Gemüthe ergriffenen Inhalts mit den Früchten exacter Forschung und mit den Gesetzen des Denkens zu sichern! Daher die strenge philosophische Denkarbeit, die, soweit es gelingen will, jenen Inhalt zugleich als den der Vernunft darzuthun, ihn als unbedürftig der persönlichen Neigung zu seiner Annahme, als logisch in sich verkettet, solidarisch Glied an Glied fesselnd, der reinen, unerbittlichen Wissenschaft einzuverleiben sucht! Es ist unsre Absicht, im Folgenden mit wenigen starken Conturen ein Bild der Lehre Lotzes zu zeichnen, um eine Beurtheilung der bestimmten Stelle vorzubereiten, bis zu welcher durch ihn der Entwicklungsproceß des modernen Geistes im Sinne der bezeichneten Tendenz gefördert worden ist, und um die Nothwendigkeit des Fortarbeitens in gleicher Tendenz, wo möglich, zu allgemeinerer Ueberzeugung zu erheben.

Darüber konnte kein Zweifel sein: die Erneuerung des Zusammengehens der empirischen Wissenschaften mit der philosophischen Speculation mußte den ersteren die Stellung sichern, die sie vor jeder neuen Störung ihrer Kreise, Verrückung ihrer methodischen Marschrouten, Verhinderung der nur durch ihre Art des Suchens möglichen Entdeckungen unbestreitbarer Thatsachen für immer behütete. Die philosophischen Ansprüche, welche der Empirie diese vorsichtige Strenge in der Wahrung ihrer Rechte aufnöthigten, wurden in den dreißiger Jahren des Jahrhunderts, als Lotze die Universität bezog, zwar noch auf vielen Kathedern Deutschlands, mit festem Glauben an die durch Hegel erreichte letzte Vollendung der Philosophie, festgehalten und vertheidigt; denn es war die Zeit, in welcher geistesmächtige und einflußreiche Schüler des großen Denkers, ein Gans, ein Marheineke, auf anderen Gebieten Rosenkranz, Gottho u. A., sich um das Werk der Gesamtausgabe der Schriften und Vorlesungen des Meisters sammelten, hierdurch erst weiteren Kreisen das Verständniß und die Wirkungskraft jenes wunderbaren Gedankendomes erschließend, und es war die Zeit, in welcher Preußens Cultusminister von Altenstein die Hegel'sche Lehre zur Staatsphilosophie erhoben hatte. Allein sogar in Preußen selbst war der tiefgehende Einfluß Schleiermachers neben dem Hegels gleichzeitig einhergegangen und hatte auch in Männern von philosophischem Beruf Keime eingebracht, aus denen

bald Thaten energischer Gegenwehr gegen die Alleinherrschaft des „Begriffs“ und der „dialektischen Selbstbewegung“ zu dauerndem Erfolge aufbrechen sollten. Wir nennen nur Trendelenburg, von dem uns persönlich bekannt ist, wie tiefe Sympathien ihn in der Zeit seines philosophischen Werdens an Schleiermacher fesselten. Letzterer kannte die a priori construirende Vernunftthätigkeit nur als nebenhergehenden, systematisch ordnenden Abschluß, der niemals völlig gelingt, und ohne die ihm zur Seite selbständig, nach eigener Art arbeitenden Erfahrungswissenschaften ohne Gegenstand und ohne Direction wäre. Auch Trendelenburg bewahrte der denkenden Reflexion ihren besonderen Werth und Inhalt; aber er ward der Erneuerer des Aristoteles nicht blos in dieser logischen und teleologischen Richtung, sondern ebenso sehr in der unbefangenen Empfänglichkeit für das Gegebene. In den „Logischen Untersuchungen“ von 1841 trug er das Gebäude der Hegel'schen Dialektik bis auf die Grundmauern ab, und in Berlin, man darf wohl sagen in Preußen, folgte alsbald der Dynastie Hegel die Dynastie Trendelenburg. Aber noch ganz anders mußten und konnten die durch das Hegelthum zurückgedrängt gewesenen Richtungen in dieser Uebergangszeit ihr Haupt da erheben, wo von einer Herrschaft der Hegel'schen Lehre überhaupt Nichts zu spüren gewesen war. Dies galt nicht am wenigsten von Leipzig, derjenigen Universität, an welcher Locke, dessen Heimath die sächsische Oberlausitz war (er ist 1817 in Baugen geboren), seine Studienjahre zu verleben hatte. Hier ist im Wesentlichen die empirisch gegründete, realistische Philosophie der nachhegelschen Periode unmittelbar auf Kant gefolgt; denn die ganze Zwischenzeit ist hier durch den Namen des Kantianers Krug beherrscht. Die Wirksamkeit dieses einflußreichen Mannes ging ihrem Ende entgegen, als Locke studirte; dagegen war Leipzig zum hauptsächlichsten Sitze der Schule Herbart's geworden, jenes Denkers, der zum ersten Male wieder seit Kants Tagen die Philosophie nicht nur durch Empirie zu ergänzen, sondern sie selbst auf die Basis der Erfahrung zu stellen, unter das leitende Banner der naturwissenschaftlichen Vorstellung zurückzurufen bemüht gewesen war, — wenn auch die kritische Reinigung der so gewonnenen Begriffe von inneren Widersprüchen ihm für die eigentliche Arbeit des Philosophen galt. Neben der Lehrthätigkeit der Herbartianer bereitete sich in des Physikers Fechner energischer Richtung gegen die Naturphilosophie und gegen alle dialektischen Scheinkünste dessen eigne, der Locke'schen so ähnliche, streng physikalisch unterbaute philosophische Naturansicht vor; und der ebenso idealgläubige als exacte Anatom und Physiolog C. F. Weber zeigte, wie man nicht blos durch schellingische Willkür-Constructions, sondern weit besser durch Beobachtung, Experiment und eindringenden Verstand den materialistischen Plumpheiten entging. Endlich wirkte als Philosoph — auf einen kleinen Kreis von mächtigstem Einfluß — Ch. F. Weiße, Hegel anfangs stark zugeneigt, doch sehr bald überzeugt, daß die reine Vernunft nur allgemeine Gesetze über Möglichkeit und Unmöglichkeit liefere, gleich den mathematischen, während das wirkliche Dasein,

daß diese leeren Rahmen ausfüllt, nur als Thatfache hingenommen werden kann. Wir werden später Anlaß erhalten, Weißes Bedeutung für Lotze nach einer ganz andern Seite hin noch höher anzuschlagen; von der hier zunächst erwähnten waren seine Tendenzen denen der zuvor genannten Männer verwandt.

So rief es denn in der Leipziger Studienzeit aus Aller Munde: Zurück zur Erfahrung! Für die Medicin freilich, welche sein erwähltes Fach war, hätte Lotze dieser Mahnung nicht bedurft. Aber frühzeitig hatte ihn sein tief angelegter Geist vor die letzten Mäthsel des Daseins gestellt, und hoher sittlicher und ästhetischer Ideale bedürftig hatte sein Gemüth gern den Drakeln der Philosophie des reinen Geistes gelauscht, auch wenn sein unerbittlich zergliedernder Verstand und seine empirische Wahrhaftigkeit sich gegen die Annahme des Inhalts sträubten. Ein Gedicht „Hegel“, das in einer von Lotze 1840 herausgegebenen Sammlung seiner poetischen Versuche sich findet, zeugt von begeisterter jugendlicher Hingabe an den dunkeln Weisen, die es unter der Fiction unmittelbarer Hörschaft lebendiger, dichterischer auszusprechen sucht:

„Fern entführte dein schwellender Klang die Seelen der Hörer;
In die unsterbliche Nacht schwebten, so schien es, wir hin.
Aber ambrosisch ward sie sogleich, da droben empfing uns
Ein lautschallender Chor sel'ger Gestalten des Lichts.“

Ober hätte der noch nicht 15 jährige Gymnasiast — Hegel starb 1831 —, dessen seltene Frühreise und Geistesgewandtheit allerdings auch sonst bezeugt ist, bei Gelegenheit einen Besuch im Auditorium gewagt?

Jedenfalls war dem Philosophen und Idealisten in ihm der Erfahrungsruf nicht minder nöthig, als Anderen, nur daß das medicinische Studium, eigene Neigung und Anlage, kritisches Bedürfniß, in diesem Falle dem Rufe mächtig unterstützend entgegenkamen. Ganz ähnlich war Fehners Stellung, dessen Leben und Denken in jedem Betracht zu dem Lotzes die überraschendsten Parallelen bietet. „Ja, gestehe ich es,“ sagt der sarkastische, oft vernichtend witzige Bekämpfer der Ideen Schellings und Hegels*), „fast schlägt mir das Gewissen, wenn ich mich erinnere, was ich selbst jenen Männern verdanke, wie ich, der ich so weit von Schelling abgefallen und nur diesen Abfall hier zur Geltung bringe, doch ursprünglich mit meiner ganzen Philosophie von seinem Stamm gefallen; wie ich die beste Frucht von einem freilich weit abgehobenen Zweige Hegels gepflückt!“ Von Lotze aber besitzen wir folgendes Bekenntniß**): „Eine lebhafteste Neigung zu Poesie und Kunst war das Erste, was mich zur Philosophie trieb. Daß dieser Gang mich nicht zuerst zu Herbart's System führte, werden mir seine Anhänger vielleicht, und doch auch diese kaum, zum Vorwurf machen; — — in der That zog es mich

*) Fehner, Ueber die physik. und philos. Atomlehre, 1855. Vorrede.

***) Lotze, Streitschriften, 1857, S. 6.

mehr zu dem großen Kreise jener Ansichten, die durch Fichte, Schelling und Hegel sich mehr zu einer charakteristischen Art der Bildung überhaupt, als zu einem geschlossenen Lehrsystem entwickelt hatten.“ Konnten günstiger die Elemente zusammentreffen, um zu einer Philosophie zu verschmelzen, die den Beruf hatte, auf dem Boden strenger empirischer Wissenschaft, in voller Würdigung ihrer Methoden und Ergebnisse, doch den vollen Werth der Geistesideale auch für die wissenschaftliche Auffassung des Daseins zu retten? —

Die Garantien für sichere reale Grundlagen schienen sogar anfangs manchem philosophischen Genossen bei dem medicinischen Collegen das erforderliche Maß zu überschreiten. In beiden Facultäten zugleich seit 1839 in Leipzig habilitirt, ließ Lohse rasch einer „Metaphysik“ (1841) das Buch „Allgemeine Pathologie und Therapie als mechanische Naturwissenschaften“ (1842) folgen; neben diesem hatte er für das in demselben Jahre seinen Lauf beginnende Handwörterbuch der Physiologie von Rudolph Wagner den einleitenden Artikel „Leben; Lebenskraft“ bearbeitet*). Wenn das bedeutende medicinische Werk, dem er die außerordentliche Professur verdankte, das Ansehen des Mediciners unter den Männern des Fachs rücksichtlich seiner Kennerchaft und des specialistischen Fleißes über jeden Zweifel erhob, so schien zugleich die energische principielle Bekämpfung der „Lebenskraft“ und die Forderung, die Lebenserscheinungen mechanisch zu erklären, den Philosophen als einen Mann zu legitimiren, mit dem sich auch von materialistischer Seite reden ließe. Wirklich knüpfte sich die nun seit Jahrzehnten ganz allgemeine Rede, der Begriff „Lebenskraft“ sei für alle Zeiten abgethan, zumeist an jenen Artikel des Handwörterbuches, der mit diesem Reste Schelling'scher Naturphilosophie völlig ausräumt.

Der schnell verbreitete und so leicht verständliche Ruhm, Lohse habe die mechanische Auffassung der Lebensvorgänge philosophisch gesichert, ist vielleicht Ursache gewesen, daß seine „Metaphysik“ und die bald folgende „Logik“ (1843) weit weniger Beachtung fanden. Sogar nachdem die „Allgemeine Physiologie des körperlichen Lebens“ (1851) und die „Medicinische Psychologie oder Physiologie der Seele“ (1852) sich unzweideutig und eingehend über das bleibende Recht der teleologischen Betrachtung und über die Geistigkeit alles Daseins, selbst des scheinbar bloß körperlichen, erklärt hatten, waren noch Mißverständnisse möglich, wie sie Lohses überaus fein gewürzter, vornehmer und siegreicher Streitschrift gegen J. H. Fichte (1857) den Anlaß gaben. Unmittelbar vor dieser hatte das Erscheinen des ersten umfassenden Hauptwerkes begonnen, des dreibändigen „Mikrokosmos, Ideen zur Naturgeschichte und Geschichte der Menschheit“, dessen erster und zweiter Band (1856, 1858 in erster, 1876, 1878 in dritter Auflage) die letzte ausführliche Darstellung der physiologisch-psychologischen Lehren des Autors und seiner Auffassung des materiellen und geistigen Seins enthalten. Endlich brachten die neuen Bearbeitungen der „Logik“ (1874) und der „Meta-

*) Auch der Artikel „Instinct“ in derselben Sammlung ist von Lohse.

physik" (1879) in der unvollendet gebliebenen Gesamtdarstellung des „Systems der Philosophie“ die umfassendsten Aufschlüsse über die Grundgedanken, welche auch hinter Kozes weitgehendsten Zugeständnissen an die körperlichen Lebensbedingungen und an den Mechanismus des Geschehens jederzeit verborgen lagen. Nach Allem sind die Forderungen, welche der Mediciner an den Philosophen zu stellen hatte, nicht viel weiter gespannt, als sie heute wohl Jeder willig eingeht, dagegen die Zumuthungen an die das Sinnliche hinter sich lassende Abstraction und an die idealistische Würdigung des Daseins nicht unter dem kühnsten philosophischen Höhenfluge zurückgeblieben.

Zu den durchgreifendsten Eigenheiten der Untersuchungs- und Darstellungsweise Kozes gehört eine Anwendung des Grundsatzes der Theilung der Arbeit, wie sie sonst zwischen ganzen wissenschaftlichen Gebieten und zwischen verschiedenen Bearbeitern eines Gesamtgegenstandes zu geschehen pflegt, auf seine eigenen einzelnen Unternehmungen. Und zwar nicht nur die Gegenstände hält er fern, welche nicht unmittelbar mit dem zunächst vorgenommenen zusammengehören, sondern auch die Probleme, die zwar den gleichen Gegenstand betreffen, aber nicht in der zunächst gewählten Fragestellung unmittelbar selbst liegen, und ebenso die Methoden, welche nicht der Beantwortung eben dieser Fragestellung, sondern nur der Lösung jener ferngehaltenen Probleme dienen würden. Sogar der bestimmte praktische Zweck seiner Schriften hat Einfluß auf derartige Selbstbeschränkungen: er unterläßt, wenn er für Physiker oder Mediciner schreibt, oder wenn ihm daran liegt, die Rechte mechanischer, rein physikalischer Erklärungen zu verteidigen, eine breitere und schärfere Erwähnung Dessen, was dem Naturwissenschaftler gewöhnlichen Schlags oder dem medicinischen Schüler nur Mißtrauen und Verwunderung, ja Zweifel an jeder Competenz des Autors für naturwissenschaftliche Fragen einflößen würde. So spricht er von Stoff und Materie, vom Raum, den sie erfüllen, von Kräften, durch welche die Stoffatome gegenseitig aufeinander wirken, von keinem physikalischen Mechanismus, welchem dieses Geschehen unbedingt und ausschließlich zu gehorchen habe, so lange es sich nur um Zurückführung von Phänomenen eben dieses so vorgestellten Bereichs auf die gesetzmäßigen Gewohnheiten handelt, welche innerhalb desselben herrschen, und läßt die höheren Probleme gänzlich zur Seite, oder verräth nur in kurzen Andeutungen ihre Kenntniß, die Probleme, die sich darauf richten, was denn nun Materie und Raum sei, ob es überhaupt Derartiges gebe, ob Kräfte und Gesetze jenes „Mechanismus“ nicht in Wahrheit vielmehr Wirkungsweisen einer geistigen, zwecksetzenden ethischen Ursache seien u. s. w. Er unterscheidet für diesem Sinne Ergebnisse verschiedener Ordnungen, gleichsam verschiedener Stockwerke eines auf breiter Grundlage sichergestellter, reichlicher Naturkenntnisse sich erhebenden Aufbaues, und behält sich vor, die „Ergebnisse erster Ordnung“ und so auch die der folgenden, soweit sie noch Probleme stellen, „zum Gegenstand einer höher freigeubenden

Forschung zu machen,“ durch welche mancher vorläufig zugelassene Begriff der früheren Gänge modificirt oder ganz aufgehoben werden muß*). „So grotesk auch immer die von ihr (der Physik) gewählten Grundbegriffe sein möchten: wenn sie damit nur zum Ziele käme, würden wir sie uns können gefallen lassen; ja, ich muß gestehen, daß ich mir sogar ein gewisses humoristisches Vergnügen davon versprechen würde, zu sehen, wie die Physik mit logisch nicht ganz rein gewaschenen Tazeln und etwas plump zugreifend die Aene der Erkenntniß aus den stacheligen Hülsen der Thatsachen quetschte, während die Philosophie mit einer in sich ganz widerspruchslosen Grazie ihrer Bewegungen leider gerade an diesen Hülsen einen kränkenden Widerstand fände.“

Solcher grazöser Denkbewegung verdankte der Begriff der „Lebenskraft,“ von dem es die biologischen Untersuchungen vorerst zu befreien galt, seine Entstehung, jedenfalls sein Ansehen. Aus der Allgemeinheit solcher Begriffe hat noch niemals ein Weg wieder herabgeführt bis zur wirklichen Erklärung der einzelnen Thatsachen, und doch waren diese Begriffe allein um solcher Erklärung willen erfunden worden! Loze wendet wiederholt all seine Beredtsamkeit auf, um einzuschärfen, daß eine bloße Angabe des Zweckes oder der Ideen, um deren Realisirung es sich handelt, die Frage nach der Ursache, durch welche diese Realisirung gelingt, nicht verüberflüssigen kann. Auch der Begriff der Lebenskraft enthält nur solche Angabe des Zweckes. Der Zweck ist „eine legislative Gewalt, welcher sich die Massen der Natur niemals fügen, wenn sie nicht durch das Mittel der Ursachen, welche die executive Gewalt bilden, von Anfang an gezwungen und in einen bestimmten Ablauf hineingedrängt würden.“ Anstatt nach den Ursachen, den Mitteln jeder Zweckerfüllung zu suchen, hat die ältere Physiologie in jener lediglich zweckbestimmenden Richtung „Trieb und Kräfte in Menge angenommen, die successiv immer unbrauchbarer zur weiteren Erklärung der Erscheinungen werden, je dürftiger die Abstractionen und je bunter und gefeßloser die veränderlichen Leistungen sind, die sie bewerkstelligen sollen.“ Dahin gehören außer der „Lebenskraft“ Ausdrücke wie „Bildungstrieb“ und „Selbsterhaltungstrieb“, sowie die lediglich zur Classificirung der Erscheinungen dienlichen Namen der bekannten Trias „Sensibilität, Irritabilität, Reproduction“.

Dazu kam die völlige Vernachlässigung des „Satzes der vielen Ursachen,“ nach welchem es niemals eine einzige Ursache einer Wirkung geben kann. Das Ursachengesetz drückt die Nothwendigkeit aus, mit welcher das Zusammen treten zweier Ereignisse, die wir wie die Prämissen eines Schlußes betrachten dürfen, ein drittes zur Folge hat. Das unmittelbare Folgen aus einer einzigen Prämisse wäre kein verursachendes Wirken; denn so „könnte es kein Hinderniß mehr geben, um dessenwillen die Folge zu entstehen zögerte, und

*) Mikrokosmos I, 303 (wir citiren immer die zweite Auflage). Streitschriften 19 f. 23 f.

so würde unverweilt Alles zu einer ruhenden Eigenschaft zusammensinken.“ Eine wirkfame Lebenskraft nun findet ihre zweite Prämisse, mit der sie sich zu einer gemeinsam zu erzeugenden Folge verbinden könnte, nur in gewissen körperlichen Elementen und deren Kräften, als dem Reiche der Mittel, durch die allein die verlangten Zwecke realisirbar sind. Alle diese Elemente und Kräfte aber „haben vorher, noch ehe sie in Berührung mit dem Einflusse jener organischen Tendenz kommen, ihre feste Natur und Gesetze ihres Wirkens.“ Entweder wirkt die organische Tendenz einfach durch diese Gesetze, also einfach durch den bekannten physikalischen Mechanismus, oder sie findet an letzterm einen Widerstand; in diesem Falle kann der Widerstand „nicht einfach wegsallen, weil jene es will, sondern er muß überwunden werden.“ Wie soll dies anders geschehen, als durch eine Kraftwirkung, welche diesem Widerstande, der einmal feststehenden Natur und Wirkungsweise des körperlichen Stoffes, homogen ist? „Worin also auch das Lebensprincip bestehen mag: um etwas zu vermögen über die Stoffe, mit denen es operiren soll, muß es in jedem Augenblicke sich in diejenige physische Kraft verwandeln, die nach allgemeinem mechanischen Rechte nothwendig und hinreichend ist, um durch ihre Art, Größe und Richtung unter den gegebenen Umständen den erlangten Effect zu erzwingen.“ Man kann demnach zum Behuf einer bestimmten einzelnen Erklärung im Gebiete des leiblichen Lebens „das sonstige Wesen dieses Principis ganz eliminiren und seinem Begriffe den einer physischen Kraft als gleichgeltend substituiren“ *).

So gewinnen wir denn eine vorläufig selbstgenügsam sich in ihre Schranken einschließende Wissenschaft jener „ersten Ordnung“ oder jenes ersten Stodwerks, eine Wissenschaft des auch im Gebiete der Lebenserscheinungen unleugbar vorhandenen physikalischen Mechanismus; aber deutlich genug erkennen wir namentlich aus den zuletzt angeführten Worten, wie durchaus nicht Ergebnissen „höherer Ordnung“ der Weg dadurch versperrt sein soll, wie vielmehr einer Betrachtung, welche nöthigen würde, ein Lebensprincip anzusetzen, das mehr wäre als bloße physische Kraft, der geeignete Faden zur Anknüpfung ihrer weiteren Annahmen vorsorglich zurechtgelegt ist. An welcher Stelle des Wesenreiches diese Nöthigung zu einem volleren, geistigeren Begriffe des verursachenden Principis zuerst nachweislich werde, ob schon in der Pflanze, oder erst im Thier, oder vielleicht schon im Krystall, darüber können unter den Anhängern der gleichen principiellen Auffassung die Meinungen ebenso leicht differiren, wie darüber, in welchem Entwicklungsstadium wiederum des Einzelnebens, ob schon bei der Keimbildung, oder im Wachsthum und organischen Gestaltungsproceß, oder erst bei Handlungen des voll entwickelten Individuums, dieser Punkt gekommen sei. Nicht minder ist innerhalb des Forscher- und Schriftstellerlebens des einzelnen Mannes ein Schwanken in der Beantwortung solcher Fragen, für und gegen welche so leicht neue Gesichtspunkte

*) Artikel „Leben; Lebenskraft“ XV. XXII f. XIII f. Streitschriften 60 f.

punkte, Thatfachen, Ueberlegungen sich erheben können, vielmehr natürlich als verwunderlich, oder gar tadelnswerth; ja Schwankungen sind hier stärkere Zeugnisse der Gewissenhaftigkeit, als ein unerschütterliches Beharren. Auch in Lokes Schriften fehlt es nicht an einzelnen derartigen Discrepanzen. Der fünfundschwanzigjährige medicinische Docent ist ein viel entschiedenerer Gegner der bekannten Stahl'schen Lehre, daß die Seele sich ihren Körper baue, als der Philosoph, der sich fünfzehn Jahre später an J. H. Fichte mißt, wenn auch gleichzeitig im „Mikrokosmos“ der vorsichtige Skeptiker es angemessen findet, die entgegenstehenden Bedenken scharf zu beleuchten*). Der Artikel „Lebenskraft“ verräth noch nichts von einer Beseelung der Pflanzen; die „medicinische Psychologie,“ vielleicht unter dem Einflusse von Fechners „Nanna“, läßt zu, daß die Pflanze im Innern der Melodie ihrer eignen Entwicklung lausche, in einem unabänderlichen Traumzustande ihre Vegetation vergeistige, das Gleichgewicht und die Aufeinanderbeziehung ihrer Theile mit Genuß empfinde**). Zwar Impulse aus ihrem Innern hervorzuenden, durch welche, wie durch einen Willen, ihre Körpertheile bewegt würden, vermag diese Pflanzenseele noch nicht; dies ist der Seele des Thieres aufzubehalten; aber doch, wenn die Pflanze sich als Ganzes in der Harmonie ihrer Theile genießen soll, muß ihr eine Seeleneinheit, eine herrschende Monas, wie Leibniz es nannte, zuerkannt sein, zu der sich das Zellengebäude des Leibes als die Summe der dienenden Glieder verhält. Das so gedachte Verhältniß von Leib und Seele ist es, wodurch diese Gedanken und Auffassungen sich über die Sphäre des physischen Mechanismus erheben. Das „Lebensprincip“, welches dort nur so weit in Betracht kam, als es sich in physische Kräfte verwandeln konnte und mußte, um seinen physischen Mitteln gewachsen zu sein, giebt sich hier zuletzt als ein Wille zu erkennen, der jene physischen Wirkungen ausübt, um seine Zwecke zu erreichen. Dies ist erst der volle Begriff der Seele, der sie nicht nur wie ein genießendes Bewußtsein empfangend den körperlichen Entfaltungen gegenüberstellt, sondern zur Zwecke wollenden und soweit möglich durchsetzenden, wirkenden Ursache erhebt. Darum treten die zur Pflanzenseele neigenden Einräumungen wieder zurück, wo dieser engere Begriff der Seele streng festgehalten ist. Eine teleologische Causalität, ja eine verständige Ueberlegung und willkürliche Wahl der Zwecke und Mittel, gilt dann als der bestimmende Charakter des Seelischen, den wir dann allerdings ausschließlich im Thier- und Menschenleben sicher vertreten finden. Wie aber fängt es eine solche Seele an, im physischen Geschehen die Mittel ihrer selbstgewählten Zwecke zu gewinnen? Auch hier wird der Begriff des Mechanismus nicht verlassen; aber wir hören jetzt genauer, was schon immer dieses Begriffes Inhalt in Wahrheit sein sollte. Nicht etwa nur

*) Man vergl. „Lebenskraft“ XXVIII f. mit „Streitschriften“ 65. 72 und „Mikrokosmos“ I, 322 ff.

**) „Lebenskraft“ XXXVI. „Medicinische Psychologie“ 142 f.

Druck, Stoß, Anziehung, blinde bewegende Kraft, unter mathematische Gesetze gebannt. Mechanismus ist überhaupt mit Causalität völlig Eins, möge nun die Ursache durch Zwecktriebe oder ohne solche wirken: „nur darin besteht der Geist der mechanischen Auffassung, zu erkennen, daß zwei Prozesse α und α factisch durch einen innern Zusammenhang, dessen Natur dahingestellt bleiben kann, auf allgemeine Weise mit einander verbunden sind; daß überall, wo α vorkommt, auch α ihm nachfolgt; daß überall, wo diese Folge nicht eintreten soll, wenn ihre Ursache da ist, es eine bestimmte Ursache der Verhinderung geben muß“ u. s. w. Die mechanische Auffassung „läßt es ganz unbestimmt, ob die Prozesse, welche sie betrachtet, blinde Wirklichkeiten eines Stoffes, oder bewußte Thätigkeiten einer Seele, oder unbewußt vernünftige oder auch bewußt unvernünftige Phantasien eines Genius sind.“ So durfte denn jetzt von einem psychisch=physischen Mechanismus die Rede sein, während wir auf der niedersten Sprosse dieser aufsteigenden Betrachtungen nur einen physischen kannten. Die Seele selbst tritt jetzt, zweckvoll wirksam, wollend und bewegend, in der Reihe der verursachenden Elemente auf, durch deren Aufeinanderbeziehung wir dem Gesetze „der vielen Ursachen“ genügen. Zwar bleibt es dabei, daß Gedanken oder Ideen für sich nicht die mindeste massenbewegende oder überhaupt bewirkende Kraft besitzen, denn „so stehen sie als Abstracte dem Concreten hilflos gegenüber; sie können aber solche Kraft insofern erlangen, als sie bestimmte Zustände, Modificationen oder Bewegungen eines Wirklichen, eines Substantiellen, nämlich der Seele, sind.“ Und „wohl kann die Seele, indem sie eine Reihenfolge solcher inneren Zustände in sich erzeugt, die der allgemeine Naturlauf zu Anfangspunkten von Bewegungen gemacht hat, auch eine Reihenfolge der letzteren in einer Ordnung und zweckmäßigen Gruppierung hervorrufen, für welche an sich die Einrichtung des Organismus keinen hinlänglichen Grund enthält“*). Auf diesem Gipfel angelangt, läßt sich der unbefangene Denker nicht um die Ferne des Horizontes betrügen, der sich jetzt vor seinen Blicken aufthut. Belehrend für unsere heutigen Geisterseher ebenso wie für ihre Gegner, gesteht schon der jugendliche Bestreiter der Lebenskraft, nicht einzusehen, warum man eine Wirkung des Willens oder der Seele weit über ihren Leib hinaus für wunderbarer oder unmöglicher halten sollte, als die Wirkungen auf die nächstliegende Nervenleitung. „Allerdings scheinen alle constanten und beglaubigten Erfahrungen gegen eine solche Ausdehnung ihrer Wirksamkeit zu sprechen, allein wer sich wirklich über diese etwas peinlichen Begriffszusammenhänge klar ist, wird doch zugeben müssen, daß hier ein für künftige Erfahrungen noch offener Ort ist.“ Wir wissen nicht, ob Lotze die in dieser Richtung in jüngster Zeit hervorgetretenen Erfahrungen als an diesem offenen Orte liegende anerkannt hat; aber daß er zu ihrer Erklärung nimmermehr der Geisterhilfe

*) Mikrokosmos I, 321 f. Streitkräften 94 f. Lebenskraft XL f. Vergl. auch „Metaphysik“, wir meinen stets die von 1879, 429 ff. 440 ff.

bedurft hätte, zeigen uns diese Worte ebenso deutlich, wie die vortreffliche Kritik der „vierten Raumbimension“ in seiner „Metaphysik“ von 1879 das moderne Raumgespenst des Gespensterraums gelassen hinwegbläst*).

Eine teleologische Causalität der wollenden Seele noch mechanisch zu nennen, nur deshalb weil sie eine gesetzmäßig wirkende Causalität ist und bleibt, ist ein unräthlicher, mißverständlicher Wortgebrauch. Loge kann ihn nur dadurch decken, daß er an populäre ähnliche Erweiterungen, wie in den Worten „Mechanismus der Staatsverwaltung“ oder „mechanisches Handeln“, erinnert**). Auch Causalität, Teleologie, Wollen, Handeln wären indessen, wie wir bald sehen werden, für die wahre Meinung unseres Philosophen nur vorläufig zugelassene, anbequemte Begriffe. Ein weiterer Aufstieg über- rascht uns zunächst mit dem völligen Aufgehen alles Körperlichen in Seele und Geist.

Die dem Naturforscher zum Verständniß der körperlichen Erscheinungen unentbehrlichen Atome verwandeln sich für den Philosophen, der doch ihrer naturwissenschaftlichen Vortheile sich nicht berauben will, in raumlose Punkte, Ansaumlungs- und Ausstrahlungs-herde von Kraftwirkungen, Kraftcentra, Monaden. Die Monadenlehre Leibnizens ist in diesem Betrachte laut eignem Bekenntniß auf Loge von entscheidendem Einfluß gewesen; mit Unrecht wollte man, ehe er selbst in den „Streitschriften“ gegen J. H. Fichte hierüber seine Erklärungen abgab, seine Lehre nach dieser Seite hin als einen Absenker der Philosophie Herbarts betrachten, dessen Hochschätzung, wie er uns dort gesteht, in ihm erst einer unbefieglichen Antipathie abge- kämpft werden mußte. „Was Herbart eigenthümlich war, seine einfachen Wesen, seine Materienconstruction, seine Raumvorstellungen und so vieles damit Zusammenhängende“, wußte er sich nicht anzueignen. Herbarts einfache Wesen oder „Realen“ sollten den Begriff der Einfachheit in strengster logischer Reinheit verwirklichen, nicht nur unausgedehnt, insofern seelenartig, sondern auch von sich aus ohne jede innere Mannichfaltigkeit; ein Wechsel, eine Mannichfaltigkeit ihrer Zustände, kam nur widerrechtlich, nach Herbarts Logik im Grunde unmöglicher Weise, durch die störenden Einwirkungen von Außen, gegen die sie sich zu wehren hatten, in sie hinein. Umgekehrt sind Loges Monaden, seine philosophischen Atome, realen Beziehungspunkte, gleich den Leibnizischen in sich unendlicher Mannichfaltigkeit fähige Seeleneinheiten, für welche der Einfluß von Außen nach dem Leibnizischen Satz „die Monade hat keine Fenster“ geradezu in Abrede gestellt wird. Viel eher kamen daher die Atome Loges mit denen Fehners zusammen, von dessen „Atomenlehre“ (1855) er sagen konnte, daß sie für die Zukunft jeden Beweis und jede Empfehlung der atomistischen Ansicht vom körperlichen Dasein

*) S. 249 ff.

**) Streitschriften 76.

überflüssig gemacht habe*). Indessen sind in Fehners Weltansicht wieder allenthalben von einem Centrum zum anderen die von Leibniz vermißten Fenster und Bahnen der Wechselwirkung weit geöffnet. Lassen wir jedoch das Problem der Wechselwirkung noch beiseite, und übersehen wir für jetzt nur das Bild des ruhenden Wesenbestandes der Erfahrungswelt in den neu gewonnenen Ausdruck. An die Stelle der unorganischen Körpermassen, welche der physikalische Mechanismus verband, treten jetzt Massen ungezählter ausdehnungsloser, punctueller Erscheinungsquellen, denen wir sonach innere Zustände nur in gleichem Sinne zuzuthellen vermögen, wie unsrer eignen Seele, sofern wir deren ganze reiche Innenwelt auf einen Wesenspunkt, den wir mit „Ich“ benennen, auftragen müssen. Räumliche, ausgedehnte Complexe könnten diese Monaden nur dadurch bilden, daß ihre punctuellen Orte leere Distanzen zwischen sich haben. Erhebt sich bei den in dem früheren Sinne „beseelten“ Wesen, also bei den Thieren, vielleicht auch den Pflanzen, durch Hinzutreten einer herrschenden, zwecksetzenden Monas der physische Mechanismus zu einem psychisch-physischen, so erkennen wir jetzt, daß in diesem, wie in jenem immer nur Seelen mit Seelen verbunden sind. Ja, diese Seelen nimmt Lotze am liebsten überall, auch im niedrigsten, werthlosesten Dinge der Natur oder in dem „Reiche der Sachen“ unseres mannichfaltigsten Gebrauchs, als empfindende an, als Träger von Lust- und wohl auch Unlustgefühlen, die ihre wechselnden Zustände begleiten. „Jeder Druck und jede Spannung, welche die Materie erleidet, die Ruhe des sicheren Gleichgewichts, wie die Trennung früherer Zusammenhänge, Alles dies geschieht nicht nur, sondern ist geschehend zugleich der Gegenstand irgend eines Genusses; jedes einzelne Wesen, mit abgestuften Wechselwirkungen in das Ganze der Welt verflochten, ist, wie einer der größten Geister unseres Volkes es nannte (Leibniz), ein Spiegel des Universum, den Zusammenhang des Weltalls von seinem Orte aus empfindend und die besondere Ansicht abbildend, welche er diesem Orte und diesem Standpunkte gewährt.“ Eine Aufstufung des inneren Reichthums und Werths in dem Gesamtreiche dieser empfindenden Punkte, von denen, welche das rein physische Dasein tragen und in sich genießen, bis zu den menschlichen Geistern hinauf, in welchen die den Organismus in höchster Instanz regierende Monas das klare Bewußtsein ihrer Einheit mit der umfassendsten Fülle inneren Lebens verbindet, tritt hinzu, um die Verwandtschaft mit Leibnizens Lehre zu vermehren. Die Begründung der Ansicht aber ist selbstständig; sie führt bis zu den letzten Fragen der Metaphysik. Der „Begriff eines Seienden, aber nicht sich selbst Besitzenden und Genießenden“ erscheint Lotze als mit inneren Widersprüchen behaftet; „vergeblich würden wir versuchen, das Was dieses Wesens durch irgend eine einfache und übersinnliche Qualität bezeichnet zu denken.“ Sollte aber, wie die gewöhnliche Vorstellung will, diese Qualität tochter Dinge in ihrer

*) Metaphysik, S. 366.

Raumersfüllung, Größe und Gestalt, in ihrer Ausdehnung, bestehen, so müßten wir uns erinnern, daß zu dieser Eigenschaft vor Allem das Subject fehlte: was ist denn ausgedehnt? Und weiter würden wir entdecken, daß doch in jedem einzelnen, an sich unausgedehnten Punkte des ausgedehnten Körpers eben derselbe Stoff, eben dieselben Kräfte wohnen, also allenthalben in unterscheidbaren, von einander entfernten, aber aufeinander beziehbaren ausdehnungslosen Punkten zuletzt jenes Subject seinen Sitz hat, für das man das Prädicat der Ausdehnung so unerläßlich und charakteristisch fand*).

Niemals sind Locke's Scharfsinn und Gewandtheit bewundernswürdiger, als wenn er durch Ueberlegungen, die so Vielen grüblerisch und sophistisch erscheinen, die Rede der Alltagsgewohnheit und scheinbar aufklärender leerer Worte von dem gähnenden Abgrunde ungelöster Probleme wegzieht, und mit eleganter, anmuthiger Beredtsamkeit den sich sträubenden gemeinen Verstand von der Nothwendigkeit der gewagtesten Aushilfen zu überzeugen versteht. Ist ihm gelungen, durch diese Kunst alle Materie in empfindende Seelen zu verwandeln, die sich [gegenseitig in Distanzen halten und nur dadurch den Schein der Ausdehnung hervorbringen, so dürfen wir nun auch erwarten, daß er das Problematische dieser immer noch vorläufigen Lösung klar erkennen, unerbittlich aufdecken, und zu seiner Aufhellung den begonnenen Weg der Vergeistigung alles Daseins bei wachsenden Schwierigkeiten mit steigender Kühnheit fortsetzen werde. Es sind die Probleme des Raumes und der Wechselwirkung zwischen den Dingen, die sich jetzt vor Allem ausdrängen und die noch weiter abdrängen von der gewöhnlichen Vorstellung und von den früher gewonnenen „Ergebnissen erster Ordnung“.

Beinahe einzig steht Locke unter den nachantischen Philosophen in der Entschiedenheit da, mit welcher er die Unwirklichkeit des Raums vertheidigt. Sahen wir ihn im Uebrigen zu den Gedanken der vorantischen Zeit, namentlich zu denen Leibnizens zurücklenken, so erscheint er hier als treuer Nachfolger Kants. Doch aber kommt Locke nicht auf den Wegen Kants zu dieser, theilweisen Uebereinstimmung mit dem großen Erneuerer der Philosophie, vielmehr immer noch auf den Wegen Leibnizens oder Herbarts. Für Kant handelte es sich überall zuerst um den Ursprung der Formen, in welchen wir anschauen und denken, erst im Gefolge hiervon um deren Werth für die Erkenntniß der Dinge. Die Form der Räumlichkeit, ebenso die der Zeit, ist ihm verdächtig, sobald ihm deutlich geworden, daß sie ihren Ursprung nicht im Gegebenen, nicht in den Objecten hat, sondern zu den Fangarmen gehört, mit welchen das erkennende Subject sich der Erscheinungen zu bemächtigen sucht. Locke versenkt sich hier, wie immer, in das objective Dasein selbst, wie die zu prüfende Vorstellungsweise es ausspricht, und seine Prüfung gilt der innern Widerspruchslosigkeit, der objectiven Vollziehbarkeit dieser Vorstellungsweise. Er durchschaut vollkommen die oft bemerkte

*) Mikrokosmos I, 400—410. Metaphysik, S. 475 f.

Schwäche des kantischen Verfahrens, welche nöthigte, auf Kants Fundamenten anders fortzubauen, als von ihm gewollt war: Kants Untersuchungen über das Verhältniß zwischen Subjectivem und Objectivem setzen bereits bestimmte, als Erkenntnisse verwerthete Gedanken voraus über existirende Subjecte und Objecte, greifen also dem Probleme vor, das sie stellen, und sie müssen es. Darum ist diese Problemstellung überhaupt fallen zu lassen. Jede Untersuchung, auch die über die objective Geltung unserer logischen Grundsätze und Grundbegriffe selbst, muß sich dieser Grundlagen bereits als vollgiltiger Münze für den Erwerb richtiger Erkenntnisse bedienen. „Es muß klar sein, daß keine sensualistische oder empirische Theorie der Entstehung unseres Denkens und Wissens dahin kommen kann, den Satz der Identität oder des ausgeschlossenen Dritten zu beweisen oder zu widerlegen; sie bedarf beider zu jedem Schritt ihrer Folgerungen; sie kann ebenso wenig die Geltung des Causalgesetzes erst begründen oder hinwegräumen wollen, denn jeder Versuch, seine Anwendung auf Association und Reproduction der Vorstellungen zurückzuführen, setzt in anderer Form es selbst als giltig voraus“. Dasselbe gilt von dem Verfahren Kants*). Es bleibt daher nichts übrig, als den Wahrheitswerth unserer Anschauungsformen mit Hilfe jener allenthalben vorauszusetzenden logischen Gesetze abzuschätzen, d. h. ihre Existirbarkeit an ihrer Denkbarkeit zu prüfen. Kann ein Raum, wie wir ihn vorstellen, wirklich existiren? Das ist die Frage. Auch Kant geht beiläufig auf diese Bahnen über, um die Unrealität des Raumes direct zu beweisen; Lotze kennt keinen andern Weg als diesen. Ihm ist der Raum eine subjective, unwahre Form unseres Vorstellens, durch die wir gewisse verborgene, innere, qualitative Verschiedenheiten und Beziehungen der existirenden Monaden gleichsam in die Sprache eines anschaulichen äußeren Verhältnisses übersetzen: ähnlich, wie wir höhere Töne von tieferen durch dieses Bild einer oberen und niederen Lage anschauen, während in Wahrheit der hohe Ton weder irgendwo „oben“, noch der tiefe irgendwo „unten“ liegt oder vorgeht. Diese Ansicht begründet sich hier aber nicht auf die sogenannte Apriorität der Raumanschauung, die ohnehin nichts Besonderes ist, weil aller Inhalt des Bewußtseins aus dem Innern seines Trägers aufsteigt; sie begründet sich vielmehr auf die Rathlosigkeit, bei der wir enden, wenn wir ausdenken sollen, was ein seiender Raum eigentlich wäre, und was es heiße, daß Dinge ihn erfüllen. In einem wirklich vorhandenen Raume, einer ausgedehnten Leere, müßte jeder Punkt dem andern an sich völlig gleichen, und doch nur darin würde das Sein eines jeden dieser Punkte bestehen, sich „von jedem andern zu unterscheiden und sich zu jedem, jedem zu sich, eine unveränderliche Stellung anzuweisen.“ Eine thätige Wechselbeziehung leerer Punkte! Und was können wir hinter dem Sein der Dinge in solchem Raume verstehen? Es wäre eine Beziehung der Dinge zum Leeren, zum Nichts, das von dieser Be-

*) Logik von 1874, S. 524 f. 543 f. der 2. Aufl. (1880).

ziehung nichts zu erleiden vermag, wie auch das Ding in sich selbst nichts davon erleidet, daß es in dieser Beziehung steht, vielmehr beide befinden sich in diesem Verhältnisse gerade so, als wenn es nicht stattfände. Es ist ein Hauptsatz der Lehre Lokes, daß Beziehungen nur zwischen wirklichen Wesen, und auch zwischen diesen nur für den Betrachter, in Wahrheit nicht anders als im Innern der Dinge selbst realisiert sind. Dieß er nun dieses Innere wechselnde Zustände und Gestaltungen durchlaufen, so erklärt sich zugleich, warum er die sehr verwandten Bedenken zurückdrängte, welche, wie dem Raume, der Zeit als der Form solchen inneren Wechsels selbst entgegenstehen. So sorgsam er auch hier diesen Bedenken nachgeht, er entzieht sich ihrem Gewicht und endet mit dem Festhalten der Realität eines zeitlichen, aber unräumlichen Daseinsprocesses*).

Wenn nun aber Alles, was geschieht, nur im Innern der Dinge geschieht, wie soll dann eine verursachende Thätigkeit gedacht werden, die von einem solchen Innern auf ein anderes überspringt? — wie gibt es dann überhaupt Wirkung, Causalität, Thätigkeit? — Verhältnisse, deren thatsächliche Wahrheit die bisherigen Betrachtungen noch ebenso unangetastet ließen, wie die vorherigen die Wahrheit des Raumes, der Körperlichkeit u. s. w. Mit diesen Fragen ist dem Realismus der gewöhnlichen Vorstellungen die Art an die Wurzel gelegt: es ist das Problem der Wechselwirkung, worin sie sich zu einem gordischen Knoten zusammenschlingen. Man darf dieses Problem als den eigentlichen Mutterchoß des Eigenthümlichen der Loke'schen Philosophie ansehen, ähnlich, wie aus ihm das Eigenste der Leibniz'schen geboren ist; Loke und Leibniz sind auch hier wieder Geschwister mit deutlich übereinstimmendem Familienzug, und Niemand hat seit Leibniz mit gleicher Schärfe und gleicher Unerforschtheit wie Loke die Verlegenheiten offenbar gemacht, in welche das Problem der Wechselwirkung uns hineinwirft. Zwei von einander gesonderte, zunächst einander fremde Dinge wirken auf einander, was soll das heißen? Geht von dem einen Etwas ab und schlüpft in das andere hinein? Aber wo ist und was macht dieses Etwas, während es noch unterwegs ist, und worin besteht es überhaupt inzwischen, in diesem Mittelzustande, in welchem es weder Zustand des einen, noch Zustand des anderen Dinges wäre? Und gesetzt auch, es hätte ein wirklicher Abfluß und Einfluß von einem zum anderen stattfinden können, was würde es helfen? Wiederholte sich dann nicht die Frage mit unveränderter Rathlosigkeit, wie das eingedrungene fremde Element wirken solle auf die Zustände seines neuen Wohnsitzes? Offenbar nützt eine bloße Ortsveränderung nichts zur Herstellung der Wechselwirkung, also auch nichts die Annäherung, nichts die Berührung, nichts das „theilweise Zusammensein“ der Herbart'schen Lehre. Darum kann von dem höheren Standorte der Einsichten Lokes aus das gewöhnliche Sträuben gegen „Wirkungen in die Ferne“ so wenig mehr bedeuten. Sind

*) Metaphysik 211 f. 219 ff. Mikrokosmos III, 497 f. — Die Zeit: Metaphysik 268 ff.

doch Wirkungen in die nächste Nähe nicht weniger problematisch. Unser Philosoph, dessen Fertigkeit in den abstractesten Ueberlegungen sich hier bis zu einem spielenden Uebermuth steigert, überzeugt Jeden, der nur hören will, daß es eigentlich nur Wirkungen in die Ferne geben könnte, das Udenkbarste und Unmöglichste dagegen Wirkungen in unmittelbarer Berührung wären; denn in der Berührung sind das Wirkende und das Leidende völlig in Eins zusammengefallen, ein Geben und Empfangen, eine von Einem zum Andern übergehende Causalität, giebt es nicht mehr. Allein in Wahrheit giebt es dieselbe überhaupt nicht, kann sie nicht geben; denn es giebt nicht Zustände zwischen den Dingen, Uebergangszustände, die an Nichts haften, es giebt lediglich Zustände innerhalb der Dinge. Was wir Aufeinanderwirken nennen, ist also nichts Anderes, als ein Folgen eines Zustandes in dem einen Dinge auf einen Zustand in dem andern Dinge, und wir haben uns nur zu fragen, wie es komme, daß in dem ganzen Bereiche unserer Erfahrung und unseres Denkens diese Abfolgen einer gesetzlichen Nothwendigkeit, Uebereinstimmung, zusammenfassenden Einheit unterliegen, die es uns Menschen z. B. ermöglicht, des Erfolges im Voraus gewiß zu sein, den unser Willensentschluß in bestimmten motorischen Nervenbögen, von da in bestimmten Muskelgruppen, endlich in der Außenwelt haben werde*).

Nach können wir nun der Culmination unseres Aufstiegs zueilen. Die zahllosen seelischen Einzelwesen, empfindende Beziehungspunkte, in welche wir alle die als scheinbare Einheiten sich darstellenden Seinscomplexe zerfallen sehen, sind ohne Wirkung auf einander; sie leben einsam in ihr Inneres eingeschlossen. „Die Monaden haben keine Fenster,“ sagte Leibnitz, „durch die Etwas hineinsteigen könnte.“ Aber allenthalben, in dem ganzen, endlosen Universum dieser Wesen, verknüpfen durchherrschende Gesetze der Abfolge die Zustände des einen mit Zuständen des anderen; so entsteht der Schein ihrer Wechselwirkung. Unter solchen Gesetzen stehend, sind die Zustände der Wesen auch nicht ihre eigenen Thaten, sondern, wenn wir so sagen dürften, Thaten jener Gesetze, Wirkungen dieser Gesetze. Allein so dürfen wir nicht sagen. „Geben wir endlich diese sonderbaren Vorstellungen auf, welche das Gesetz wie ein Ding behandeln, das wirken und leiden kann.“ Das Gesetz ist nur die von uns herausgerackante Formel für eine thatsächliche, regelmäßige Wirksamkeit; Wirksamkeit aber fordert ein wirkendes Wesen, von dem sie ausgeht. Das allgemeine, Alles beherrschende, die Abfolge der Zustände in allen Wesen der Welt normirende Gesetz ist also die Formel für die Wirksamkeit Eines Wesens, welches für alle jene zahllosen Einzelwesen der Urheber ihrer Zustände ist: Gottes, des Unendlichen. Das unendliche Urwesen allein wirkt; die endlichen, in ihm enthaltenen Wesen wirken nicht, sondern scheinen nur zu wirken, während sie die Schauplätze der Wirksamkeit jenes Eines sind, das ihnen sogar in ihrem Innern die Scheinvorstellung

*) Vgl. namentlich „Metaphysik“ S. 110 ff. 356 ff.

anzaubert, als wirkten sie selbst. Doch was sagen wir? Existiren dann überhaupt noch diese Einzelwesen, wenn sie nicht eigne Herde von Thätigkeiten sind? Loge hat sich seine letzte Consequenz keineswegs verhehlt. Ist Wechselwirkung unmöglich zwischen den Dingen, so ist sie auch unmöglich zwischen Gott und den Dingen; sind die Zustände der Dinge überall Gottes- thaten, was bleibt dann überhaupt noch am Dinge, das sein eigen genannt werden könnte? Unser Philosoph führt in immer neuen Wendungen einen beharrlichen Kampf gegen den Begriff dunkler „Dinge an sich“, die noch hinter ihren Zuständen als Träger derselben verborgen lägen. Also — existirt in Wahrheit nur Gott, und alles Dasein ist sein Dasein, alles Leben ist sein Leben. Aus Gottes Wirken sind die sich selbst empfindenden oder auch sich selbst wissenden Beziehungspunkte, die wir bisher wie selbstständige Wesen ansahen, in der Weise hervorgegangen, daß sie sich als selbstständige Wesen vorkommen, aber sie sind es nicht. „Dingheit“ ist nichts anderes als „die Wirklichkeitsform eines Inhalts, dessen Verhalten uns den Anschein einer in ihm gegenwärtigen Substanz gewährt“. Die Gesetzmäßigkeit und Consequenz jenes Wirkens bringt es mit sich, daß nicht willkürlich und zusammenhanglos die Gottheit in jedem Punkte und jedem Momente sich bethätigt: vielmehr ist die eine Wirkung, der eine Zustand, einmal hervorgetreten, nothwendig die Ursache, daß auch der andere, sei es in dem gleichen oder in einem anderen Wesen, hervortrete, aber nicht die bewirkende, sondern nur die Gelegenheitsursache, in welcher für die allein wirkende göttliche Macht gleichsam nur das Signal für die Art ihres ferneren Eingreifens gegeben wurde. So gelangen wir von der Leibniz'schen Basis hinweg an der Hand eines gewissen „Occasionalismus“ zu der Alleinheitslehre Spinozas*).

Aber der Gott, der hier Eins und Alles ist, ist nicht der Gott Spinozas. —

Aus den starren Klüften eintönigen mechanischen Zusammenhangs der Stoffe traten wir heraus an das Tageslicht einer Welt lebendigen, empfindungsvollen, persönlichen Einzelbaseins; je mehr wir aus diesen frohen Thälern und von den so belebten sanft ansteigenden Berglehnen weiter emporkommen zu den Gipfelpunkten, traten die einzelnen Dinge und Wesen wieder in die Schatten der dunkeln Tiefe zurück; große, mächtige Einheit des Daseins umfing uns, bis endlich das himmlische Licht uns ganz zu sich emporzog, der geblendete Blick das irdische Dasein fast zu sehen verlernte, und Gott allein, der in dem himmlischen Lichte sich offenbarte, uns alle Räume des Seins zu erfüllen schien. Soweit hat uns der untersuchende Verstand geleitet, der uns Schritt auf Schritt bis zu dieser Höhe hinan abnötigte, mit scharfsinnigen Gründen uns überredend, daß nur von diesem Gipfel aus der Blick alles Niedere beherrschen und in seiner wahren Beschaffenheit erfassen werde. Jetzt

*) Vgl. hierzu namentlich „Metaphysik“ 123 f. 601 f. 135 ff. 83 ff. und „Kosmos“ III. 555 f.

überläßt uns dieser strenge Führer unserm eigenen Schauen und Fühlen. Was der Gott sei, der in jenem Lichte wohnt, was der Inhalt seines Willens, seines Wirkens, das lehrt uns nicht mehr irgend eine logische Erörterung. Ja, das Verlangen eines solchen Erweises „würde zu dem Widerspruche führen, Gott von einem Höheren abhängig zu denken, welches den zwingenden Grund seines Daseins enthielte.“ Gott heißt Gott, weil er unabhängig ist; wir dürfen ihn also nur hinnehmen, wie er ist, wie er sich giebt, und dürfen ihn nur ansehen als eine frei wirkende Willensmacht, deren Sein und Thun nicht aus darüber herrschenden Gesetzen der Dennothwendigkeit construirt werden kann. „Nur das Wirkliche ist, und bringt durch sein Sein den Schein einer ihm vorangehenden Nothwendigkeit hervor, ähnlich wie der lebendige Leib in sich das Gerippe bildet, um das er herumgewachsen scheint.“ So ist Gott nur wirklich, keine Nothwendigkeit steht hinter ihm, und so ist auch sein Wirken nicht notwendige Folge eines nothwendigen Grundes, aus dem wir es denkend abzuleiten vermöchten; wir können es nur vorfinden, wie es ist, anschauen, verehren, lieben. Wie aber, wenn auch die Gottesthaten, die wir erleben und aus der Erinnerung der Zeiten schöpfen, uns nicht über den Sinn der Schöpfung, über das Herz der Gottheit, zu belehren im Stande sind? Ohne Verständniß stehen wir vor der Welterschaffung, vor der Menschengeschichte: wehevolle Geschehnisse, Bosheit und Wahn, erfolgloses Zerbrechen des edelsten Willens an dem Felsen unwandelbarer menschlicher Thorheit und Niedrigkeit, wehren der so oft versuchten Theodicee und ermutigen den pessimistischen Bruch mit dem Glauben*).

Und dennoch giebt es noch einen Weg, Gottes Innere uns aufzuschließen. Es ist kein Weg eigentlicher Wissenschaft mehr, aber stellt der Wissenschaft die Aufgabe, das Gefundene als denkbar, als wahrscheinlich, als zusammenstimmend mit dem wissenschaftlich anderwärts Erkannten ebenso dem Verstande zu empfehlen, wie es sich von vornherein dem Gemüthe, dem inneren Schauen empfiehlt. Es ist der Weg jenes Idealglaubens, von dem unsere Einleitung gesprochen.

Nun erst erfüllt sich uns das dort Verheißene. Die philosophischen Ermittlungen, die wir jetzt verlassen, haben nur den Raum geschaffen für einen Inhalt der Ueberzeugung, dessen Quelle nicht mehr das Denken selbst, sondern ein persönliches inneres Erleben ist, in dem uns das Höchste, Werthvollste, Größeste ausgeht, das wir kennen und verehren. Wir können Gott nicht für geringer halten, als dieses Größeste, also glauben wir, daß er dieses Größeste sei. Und wir können nicht glauben, daß just das Größte von allem Denkbarern nicht wäre; also glauben wir, daß es ist. Dieser Glaube ist kein Wissen. Wir können nicht „aus irgend einer allgemeinen Wahrheit das Recht beweisen, mit dem wir dem Werthvollen jenen Anspruch auf Wirklichkeit beilegen; auch die Gewißheit dieses Anspruches gehört viel-

*) Mikrokosmos III, 551 f. 604 f. Metaphysik 172.

mehr zu den inneren Erlebnissen, auf welche, als auf den gegebenen Gegenstand ihrer Arbeit, die vermittelnde, folgernde, begrenzende Thätigkeit unseres Erkennens sich nachher bezieht.*)

Wir werden hier an die Selbstbekenntnisse erinnern, welche den jugendlichen Mediciner erfüllter zeigten von Idealen der Poesie und Kunst, als von Versuchen verstandesmäßiger Welterklärung. Aber das Schöne, das er in diesen Idealen genoß, war ihm zugleich das Gute, das seinen Willen begeisterte und sein Herz ergriff, und in beidem offenbarte sich ihm das Eine Göttliche, das in der Gestalt des ethischen Ideals uns zu Zielen des Handelns hintreibt, in der Gestalt des ästhetischen uns diese Ziele zum Genuße bietet, ohne daß der innerste Gehalt in den beiden Formen irgend verschieden wäre. Diese Grundüberzeugung, dieses persönliche Erlebnis, worin ihm der innerste Kern seiner Individualität und seines Berufs aufging, fand Lohe in den Lehren eines Mannes wieder, dessen Einfluß durch diese Uebereinstimmung und durch die Geistesgewalt, mit der er sich äußerte, in seinen akademischen Jahren ihm nach eigenem Geständniß der entscheidendste geworden ist. Es war der schon genannte Christian Hermann Weiße. „Wenn ich irgend — heißt es in der Fortsetzung jener früher citirten Bekenntnisse — eine entscheidende und mir in ihren Erfolgen stets lieb gebliebene Einwirkung erwähnen soll, die mir zu Theil geworden ist, so ist es der Unterricht meines vortrefflichen Fremdes und Lehrers Weiße, dem ich, wie wenig auch meine spätere Thätigkeit dieses Verhältniß hervortreten lassen mag, nicht nur der Anregungen auf weiteren Gebieten gar viele, sondern auch den positiveren Gewinn verdanke, über einen engeren Kreis von Gedanken so belehrt und in ihm befestigt worden zu sein, daß ich diesen wieder aufzugeben weder eine Veranlassung außer mir, noch einen Trieb in mir gefühlt habe.“ Wer es weiß, wie gering im Uebrigen das Gemeinsame beider Denker ist, kann nicht zweifeln, daß jener enge, aber kernbildende Gedankenkreis, dessen Lohe hier erwähnt, religiösen Inhalts ist. Es ist der Glaube an die geistige Persönlichkeit Gottes als an die vollendete Verwirklichung der Ideale, welche unser Gefühl, unsere Phantasie, unsere Liebe als Ideale des vollendeten Schönen und Guten uns offenbart. Weiße, dessen hervorragende Stellung in der Geschichte jüngster Philosophie weit weniger allgemein gekannt ist als die Fehners und Loges, unbestritten der beiden letzten Großen in der nachhegelschen Zeit, war im religiösen Gebiete, dem Centrum alles Lebens und Denkens, der Lehrer Weider, auf den sie sich dankbar berufen. Für Fehner vor Allem in der Würdigung der Person Jesu und in der Auffassung des ursprünglichen Christenthums**).

Das „System der Philosophie“, dessen vollständige Darstellung nach dem Erscheinen der ersten zwei Theile (Logik, Metaphysik) leider durch den

*) Mikrokosmos III, 556 ff.

***) Lohe, Streitschriften, S. 6. Fehner, Bendavesta, 2. Theil, 1851, S. 43.

Tod des Verfassers vereitelt ist, sollte die Fragen der Ethik, Aesthetik und Religionsphilosophie, als nahe zusammenhängender, eng durch das im Gemüthserlebniß wurzelnde Glaubensprincip mit einander verbundener Zweige, zur Behandlung bringen. Nach einer aus der Familie stammenden Nachricht*) dürfen wir auch nicht auf hinterlassene Aufzeichnungen hoffen. Für diese Seite des Lotze'schen Gedankenkreises stehen uns nur die Ausführungen des zweiten und namentlich des dritten Theiles des „Mikrokosmos“ (der dritte 1872 in 1., 1880 in 3. Aufl.), daneben die weisevoll geschriebenen Jugendabhandlungen „Ueber den Begriff der Schönheit“ (Göttinger Studien 1845, 2. Abtheil.) und „Ueber die Bedingungen der Kunstschönheit“ (daf. 1847, 1. Abth), endlich die „Geschichte der Aesthetik in Deutschland“ (1868) zu Gebote, welche Lotze für die große, vom König Max II. von Bayern hervorgerufene „Geschichte der Wissenschaften in Deutschland“ schrieb. Wie sich seine Anschauungen des Idealen mit den Erfahrungen und wissenschaftlichen Auffassungen des Weltlaufs zusammenschließen, wird uns im Besonderen noch durch die auf Herder zurückgreifenden Grundzüge einer Philosophie der Geschichte deutlich, welche der dritte Band des „Mikrokosmos“ enthält, und in welchen die große schriftstellerische Kunst und die Classicität des deutschen Ausdrucks, worin Lotze beinahe alle deutschen Philosophen überragt, nach unserem Urtheil ihren Gipfel erreicht hat. Hätten wir die Absicht der Analyse der einzelnen Werke und der Besprechung einzelner Ansichten und Geistesblicke gehabt, welche darin die interessantesten und werthvollsten Gebiete menschlichen Schaffens treffen, wir hätten überreichen Stoff. Das Ziel, das wir uns setzten, weist uns auf das Allgemeine und auf die großen Zusammenhänge zurück, worin jener Idealglaube, der hier als ein neuer Gedankenquell aufbricht, die Gottes- und Weltanschauung zum Ganzen abrundet.

Wie auch immer in jeder seiner Offenbarungen zugleich in das Gewand ästhetischer Befeligung gekleidet, hat dieser Glaube seine letzte Wurzel im sittlichen Gewissen, im ethischen Sollen, und wir dürfen darum gar wohl von ethischen Postulaten sprechen, die hier, wie bei Kant, in die Lücken des Wissens treten. „In dem, was sein soll, den Grund dessen zu suchen, was ist“ — dies ist für Lotze das ganze Leben hindurch der innerste Kern seiner Denkerarbeit gewesen. Nur widerstand ihm die Einschränkung dieses Seinsollenden auf den Begriff einer nur auf Handeln und immer wieder Handeln drängenden Moralität. Für ihn „gehörte die ruhige Seligkeit des Schönen, die Heiligkeit der affect- und thatlosen Stimmung, selbst die innere Consequenz des Wahren mit dem Frieden seiner harmonischen Uebereinstimmung, zu wesentlich mit zu dem Kreise jener seinsollenden Idealwelt,“ als daß er nicht vielmehr „die ganze Hast des Handelns nur für das realisirende Mittel jenes höheren Zweckes hätte ansehen sollen.“

*) Sommer, Dem Andenken H. Lotzes, in: „Im neuen Reich“ 1881, Nr. 36.

Was ist denn überhaupt Ziel, Zweck, höchster Werth? Haben diese Worte noch einen Sinn, wenn abgesehen werden soll von empfindenden Seelen, die des Werthes sich zu freuen, das erreichte Ziel mit Lust zu genießen vermögen? Dem unbesangenen Gemüthe sind die Irrungen eines Rigorismus fremd, der nur Moral will, damit Moral sei. „Andern Wohlzuthum und die Summe der Lust zu vermehren, deren die Welt sich erfreut, ist die einzige Aufgabe, in deren Erfüllung jenem Gemüthe alle seine sittlichen Pflichten zusammenlaufen.“ Wenn es „in seinem Gewissen sich Gesetze des Handelns vorgezeichnet sieht, deren Zusammenhang mit dem Ziel der höchsten Lust es nicht unmittelbar vor Augen sieht, so zweifelt es doch nie daran, daß dieser Zusammenhang stattfindet und daß alle Härte der Gesetze in der Welt nicht um ihrer selbst willen da ist, — irgendwo muß das Herstellen äußerlicher Thatbestände und alle Gesetzmäßigkeit seines Verlaufes in ein inneres Geschehen der Lust und des endlichen Genusses einmünden.“ So ist denn „das Gut an sich — die genossene Seligkeit; die Güter, die wir so nennen, sind Mittel zu diesem Gut, aber nicht selbst das Gut, ehe sie in ihren Genuß verwandelt sind; gut aber ist nur die lebendige Liebe, welche die Seligkeit Anderer will.“ Nähert sich auf diesem Wege die Ethik dem Reiche des Schönen, indem das Ideal des Schönen Eins sein muß mit dem ewigen Quella vollendeter Lust, so lenkt uns umgekehrt jede tiefere Erforschung des Grundes ästhetischen Wohlgefallens wieder zu den ethischen Wurzeln idealen Glaubens und Strebens zurück. Diese gegenseitige Befruchtung und Belebung des ästhetischen Ideals durch das ethische und des ethischen durch jenes, die Verknüpfung beider im Ideale des Göttlichen, war jenes Element im Gottesglauben Weißes, das vor Allem in Vorges Anschauung und Lehre unvergessen nachwirkte, und um deswillen er Weißes Aesthetik für „den vollkommensten Abschluß der Bestrebungen“ erklärte, die „auf diesem Gebiete der philosophische Idealismus unserer Zeit entfaltet hat“*).

So beschaffen ist die Grundlage für die Glaubenspostulate Vorges im Unterschiede von der in Kants „praktischer Vernunft“ gegebenen; wir können sagen, die Einseitigkeit Kants hat sich hier mit der des Schleiermacherschen Gefühlsprincips verschmolzen und ausgeglichen. Der Inhalt der Postulate ist aber kaum verändert. Wenn in der unendlichen Liebe unser Gemüth das Höchste ergreift, was ihm faßbar ist, und wenn es fordert, daß das Höchste existire, — so existirt ein Gott der unendlichen Liebe, und so haben wir die Welt als die Summe der Thaten solcher Liebe zu betrachten. Dieser Gott ist persönlicher Geist; denn „der Sehnsucht des Gemüthes, das Höchste, was ihm zu ahnen gestattet ist, als Wirklichkeit zu fassen, kann keine andere Gestalt seines Daseins, als die der Persönlichkeit genügen, oder nur in Frage kommen.“ Dieser Gott ist ferner frei, und ähnliche Frei-

*) In der Reihenfolge dieses Absatzes vgl. Metaphysik von 1879, Schluß. Streit-
schriften, 54. Mikrokosmos II, 314 ff. III, 608. Gesch. der Aesthetik, 211.

heit unseres Willens ist nicht minder Bedürfniß unseres sittlichen Gemüthes. Derselbe Denker, welcher durch seine Vertheidigung herrschender mechanischer Gesetze berühmt ist, bekennet sich zu der „stillen Hoffnung“, es werde doch noch gelingen, im Wechsel der Angriffspunkte, die den Gesetzen im Laufe der Begebenheiten gewährt werden, neu eingeführte zu finden, die ihren Folgen vorher nicht bestimmte Richtungen geben.“ Eine Freiheit jener monadischen Weltwesen, die in Wahrheit nicht sind, sondern in welchen Gott allein ist und handelt, ist im gewöhnlichen Sinne hier allerdings ausgeschlossen; aber eben jenen Gottesthaten in uns behält Lotze die Freiheit völlig neuer Anfänge vor, die nicht mit früheren Actionen in causalem Verbande stehen. Er sträubt sich gegen eine ewige, starre Nothwendigkeit, nach der das All abläuft, eingeständig, daß „dieses Widerstreben mehr auf einer Stimmung als auf theoretischen Gründen beruht, solchen wenigstens, die auf dem eigenen Boden der Metaphysik heimisch wären.“ daß es also in der ethischen Glaubensbasis seine Wurzeln hat *). Wir sahen schon, daß ihm Gottes Freiheit so absolut gilt, um sogar die Abhängigkeit von ewigen, an sich selbst wahren und nothwendigen Gesetzen zu leugnen, die Gott nicht selbst sich gegeben hätte, nicht einmal die Gesetze der Mathematik und Logik ausgenommen, — ein Differenzpunkt mit Weiße, auf den Lotzes Schriften mit Vorliebe in breiterer Vertheidigung zurückkommen **). Endlich fehlt auch das dritte Kantische Postulat, das der Unsterblichkeit nicht. „Nicht um unseres Glückes willen verlangen wir unser Glück; sondern weil der Sinn der Welt sich in Widersinn verkehren würde, weisen wir den Gedanken zurück, daß in's Endlose die Arbeit vergehender Geschlechter nur denen zu Gut komme, die ihnen folgen, für sie selbst aber unwiederbringlich verloren gehe; — sich selbst möge Jeder, um die Reinheit seiner Gesinnung zu bewahren, von dem Glück dieser beständigen Erhaltung ausschließen; aber er wird nicht vermeiden können, sie für Andere zu verlangen, wenn nicht die Welt selbst mit dem ganzen Aufgebot ihrer geschichtlichen Entwicklung als ein unverständlicher und vergeblicher Lärm erscheinen soll.“ Aber „aus dem Bereiche der Metaphysik scheidet die Frage nach der Unsterblichkeit der Seele aus“; ihr antwortet allein der Glaube, daß Gottes Liebe eine Welt will, welche Sinn hat, der Glaube, daß — um es noch einmal zu sagen — der Grund dessen, was ist, allein in Dem zu suchen ist, was sein soll ***).

Der Verfasser dieses Berichtes ist kein unbedingter Anhänger der Lotzeschen Philosophie. Auch seinerseits aus Weiße's Schule hervorgegangen, hat er doch an einer andern Stelle der Lehre des Meisters seinen Stand-

*) Persönlichkeit und Liebe: Mikrokosmos III, 559 bis Ende. Freiheit: Metaphysik, 129. 457.

**) Streitschriften, 56f. Mikrokosmos III, 578 ff. 594f. Metaphysik, 165—179 und öfter.

***) Mikrokosmos III, 50f. Metaphysik, 487. 604.

ort gewählt. Die Anerkennung jener Vernunftnothwendigkeit, mit der das logisch Selbstverständliche ein solches war, ist und bleibt, ohne jede Dazwischenkunft göttlichen Willens und trotz ihrer, scheint ihm unerlässlich; er kann sich nicht einreden, daß die Winkelsumme das planen Dreiecks nur in Folge eines abänderlichen göttlichen Rathschlusses zwei Rechte betrage. Auch die Idee des Guten möchte er in derselben Vernunftunbedingtheit begründet sehen und auf diese Weise den göttlichen Liebewillen als nothwendige Selbstverwirklichung das Unendlichen erweisen. Andre Bedenken beziehen sich auf die empfindenden Punkte, woraus auch die rohesten Objecte unseres täglichen Gebrauches, Schmerz und Lust unter unserer Hantierung erlebend, bestehen sollen. Endlich hat Løge selbst das Problem des Bösen zu besserer Lösung der Zukunft überlassen zu müssen erklärt: wir halten diese für unmöglich, so lange auch die thörichten und übelwollenden Gedanken und Triebregungen der geschaffenen Wesen für eigne Actionen des allein existirenden Gottes der Liebe zu gelten hätten. In Schellings späteren Lehren scheinen uns benutzbare Elemente zu liegen, durch welche aus dem Wesen des Absoluten selbst eine Verselbständigung eigenwilliger und sogar widergöttlicher Lebensmittelpunkte ableitbar wird. Wir hoffen auf demselben Wege zugleich die persönliche Selbständigkeit der im Innern gottgeinteten Wesen zu erreichen, die wir nicht spinozistisch mit Gott in Ein Sein zusammenziehen, sondern theistisch mit ihm zu Einem Reiche verbinden möchten.

Doch unsere Zeit hat nun endlich gelernt, nicht im gleichen Lehrbekenntniß die wesentliche Uebereinstimmung der Geister und nicht in einem annehmbaren Lehrsatze den wesentlichen Grund sympathischer Verehrung zu sehen. Die Philosophie vor Allem, übermenschlichen Zielen folgend, kann immer nur im Streben, im Schaffen, im Erarbeiten des Besten unter dem Möglichen, ihren Werth und ihr Verdienst suchen. Es giebt zwei Klassen von Philosophen, deren Eigenheiten sich nur selten in einem Geiste verknüpfen finden; wir möchten sie nennen: Bergliederer und Seher, letzteres Wort im Sinne dessen, was das Alterthum unter Prophetie verstand. Dankende Hochachtung sollen wir dem ernststen Fleiße des Bergliederers, der allenthalben das Gewisse vom Ungewissen streng abzuscheiden und in dem Gewissen die größte Klarheit und Vollständigkeit zu gewinnen für seine einzige Aufgabe hält. Aber wir können der Nation nicht Glück wünschen, deren „Seher“ im Aussterben sind, oder die im Begriff ist, ihnen jedes Gehör zu verweigern und sie dadurch verstummen zu machen. Løge hat noch einmal versucht, die Arbeit des Bergliederers mit dem Aufschwunge des Sehers zu vereinigen, und ihm ist es noch einmal gelungen, die Zeitgenossen zur Beachtung seines Wortes zu nöthigen. Noch einmal hat er die ganze Fülle poetischen Gefühls, die ganze Macht ethischen Glaubens und religiösen Bedürfnisses, mit hereinengenommen in die stillen Räume seiner streuere Arbeit, und das Sichere, das er beweisen konnte, zugleich mit Dem, was unser Herz uns festzuhalten nöthigt, in Einem Gauzen umfassender Gottes- und Weltanschauung dargeboten. Darum ist auch seine Sprache nicht die des Gelehrten, sondern die

des schöpferischen Genius. Durch die Allseitigkeit der Fühlfäden und Kenntnisse, durch die Unbeschränktheit des Gesichtskreises, durch die Fülle und Feinheit des Ausdrucks, durch die Reinheit und den Reichthum seines deutschen Sprachschazes, durch die poesieverwandte, klangreiche, sinnlich-malende Darstellung, reiht er als Schriftsteller seine Werke den Prosaschriften unserer großen Dichter und Historiker an. Sucht er zugleich den Inhalt seiner Schauungen dem kritischen Verstande zu empfehlen und mit den Ergebnissen exacter Forschung in Einklang zu erweisen, so erfüllt er durch Alles dies ein Verlangen der zum Idealen erhobenen Menschenseele, das niemals in unserer Nation schweigen kann, es sei denn, sie sänke wirklich, wie ihr Manche prophezeien, unter das Niveau ihrer geschichtlichen Bestimmung und ihrer gottgegebenen Anlagen. Dieses Verlangen werden die „Bergliederer“ niemals befriedigen. Sie fordern Bescheidung, Enthaltensamkeit dem gegenüber, was wir nicht wissen können. Damit aber würde das Leben des Menschengeistes und Menschenwillens auf eine Enge angewiesen, die er um so weniger erträgt, je mächtigere Antriebe in ihm pulsiren und je reichere Talente in ihm wohnen. Man will das Ideale dem Dichter und der Kunst überlassen. Ganz anders lehrt uns die Geschichte! Poesie und Kunst schöpfen ihre Begeisterung und Kraft aus Ueberzeugungen, aus einem Idealglauben, mit dessen Schwächung, kritischer Zerfetzung und Verdächtigung auch ihr Feuer zusammensinkt und ihr Licht verbleicht. Poetischer und künstlerischer Idealismus nehmen in gleichen Schritten ab mit einer idealen, seherischen Philosophie. Nicht weniger, als die Kunst, bedarf die Staatsleitung idealer Ueberzeugungen, soll sie nicht von Fall zu Fall und von Einfall zu Einfall im Grunde nur den materiellen Interessen und dem particulären Ehrgeiz Frohndienste thun. Im Niedergange des positiven Idealglaubens liegt deshalb einerseits der Pessimismus nahe, der Selbstgenuß der Verzweiflung, anderseits der verzweifelte Autoritätsglaube, der Ultramontanismus, wenn nicht die Verzichtung auf jeden idealen Lebensinhalt, der Materialismus. Wie mächtig dieses Kleeblatt in unserer Zeit geworden, ist bekannt. Wir sind überzeugt, daß uns nur eine Philosophie davon befreien kann, welche das wenige Wißbare durch den reichen Inhalt eines begeisternden idealen Glaubens zu ergänzen bemüht ist.





Ein Schatten.

Von

Wilhelm Jensen.

— Freiburg i/B. —

Abend wird's; vom sumpfigen Ufer
An des Tsad-Sees salbem Spiegel
Flatternd seinen Rosenfttig
Hebt gen Westen der Flamingo.

Hoch in Lüften noch erschaut er,
Wie das heiße Aug' des Tages
Seine glühend rothen Wimpern
Auf den Sand der Wüste drückt.

Wie der Hahn den Morgen kündigt,
Wenn noch Dunkel trüb herabhängt,
So vom Rand des Bahr-el-Arab
Tönt das Nachtgebrüll des Löwen.

Mit dem Mahnruf eines Wächters
Heischt zur Ruhe seine Stimme
Alles Leben in Dar fur,
In dem Reich des Uba Kuri.

Der da ist der „Herr und Sultan“
Ueber Allem, was da athmet,
Der die Luft für jede Brust ist
Und das Licht für alle Augen.

Er gewährt in seiner Allmacht,
Daß der Tag sich jetzt beendet,
Daß die Gluth des Himmels auslischt,
Daß der Schlaf sich auf das Lid legt.

Ueberall in seinem Reiche
Auf den rundgehockten Lehmbau,
Drin sein schwarzes Volk sich kauert,
Fällt der Dattelpalme Schatten.

Niederwachsend aus der Höhe
Gleich den Schwingen eines Geiers,
Auf die Hauptstadt El Fascher
Fällt der Marra-Berge Schatten.

Schatten hüllen rings Dar fur,
Grabesruhe, Todeschweigen,
Denn im Reich des Uba Kuri
Mit dem Licht erlischt das Leben.

Mit dem Licht beginnt das Leben
In dem Reich des Uba Kuri;
In der Hauptstadt El Fascher
Hebt vom Lager sich die Sonne.

Von den Kuppeln der Moscheen
Hallt der Ruf der Koranwächter:
Groß ist Allah! Und Gesegnet
Sei von ihm der Uba Kuri!

In den Höfen des Palastes
Tönt der Ruf der Haremswächter:
Auf vom Lotterpfühl, ihr Weiber!
Schmücket euch für den Uba Kuri

Draußen in den Gassen drängt sich
Bunt erwachendes Gewimmel,
Herren, Slaven und Eunuchen,
Und die Kastameele wiehern.

Durra, Datteln und Bananen,
Weißen Turban, seidnen Kastan,
Elephantenzahn und Säbel
Breitet im Bazar der Händler.

Auf dem Umbos dröhnt der Hammer,
Vor den Thüren schnurrt der Webstuhl,
Und die Menge staunt umher,
Wie die rothe Vurnuswolfe

Sich zu leuchtendem Gewirf
Ihrer hurtigen Fäden einschlägt
für die Schönen von Dar fur;
Roth auf schwarzer Haut steht prächtig.

Aber nun beginnt ein Raunen
Und ein Blicken und ein Denten,
Und mit scheuer Ehrfurcht starren
Alle schwarzgefernten Augen.

Denn hernieder durch die Gasse
Ragend wandelt mit dem Litam,
Mit dem weißen Antlitzkleier,
Eine stolze Hochgestalt.

Nur die Augen schauen schweigsam
Ans des Angefichtes Hülle,
Die der höchsten Allmacht Zeichen,
Das Gewiß des Uba Kuri.

Wie in Nebel sich die Sonne
Hüllen muß, daß Menschenaugen
Ihren Strahlenglanz ertragen,
So die Stirn des Uba Kuri.

Zwei nur im Reich Dar fur
Decken mit dem weißen Litam
Allen Sterblichen ihr Antlitz,
Nur der Sultan und — sein Schatten.

Nur der Uba Kuri selber
Und sein Schatten, der Kamene,
Der nach ihm im Reich Dar fur
Aller Würdenträger Höchster.

Wie den Uba Kuri selber,
So umschließen ihn Trabanten;
Wo er naht, zur Erde werfen
Sich die Großen von Dar fur.

Und die Lider niedersenkend,
Mit der Hand den Boden reibend.
Langes Leben sehen sie
für den Schatten Uba Kuri's.

Und er murmelt leisen Laut nur;
Seinem Winke folgend, einzig
Geben Antwort die Trabanten:
Kuri dong — Dich grüßt der Sultan!

Ihm gehört mit Leib und Leben
Alles, was ihm unterthan ist;
Leib und Leben hat verwirkt,
Wer des Sultans Schatten ärgert.

Leisen Laut nur murmelt er;
Ihre krummen Säbel zückend,
Reden einzig die Trabanten:
Kuri gom — Dich löpft der Sultan!

Allah herrschet in Dar fur,
Und es drohet Todesstrafe
Jedem, der zu dem entthronten
Alten Heidengotte betet.

Zu dem Heidengotte Kalge;
Wessen Hand zu ihm sich aufrecht,
Ueber den mit Grabesdunkel
fällt der Schatten Uba Kuri's.

für den Uba Kuri selber
Prangt in Hoheit der Kamene,
Unabsehbar, unantastbar,
Denn er ist sein eigner Schatten.

Also durch gekrümmte Rücken
In den Gassen El fasher's,
Dem Propheten selbst vergleichbar,
Geht der Schatten Uba Kuris.

Aber heut', wie morgenhell
Sich die Marra-Berge säumen,
Durch die Hauptstadt El fasher
Wogt ein buntes festgepränge.

Cymbeln klingeln, Pauken dröhnen.
Laute Luſt durchlacht die Lüfte,
Und die Schönen von Dar für
Nahn in rothen Prachtgewändern.

Wie verfohlte Scheiterenden
Einer Feuersbrunst entragen,
Stechen aus dem Saum des Scharlachs
Schwarze Häſſe, ſchwarze Waden.

Doch im ſchwarzen Augenſterne
Blickt ein zuckend Gluthgefunkel,
Daß die Kohle rothes Blut birgt,
Daß nicht Alles kalt, was ſchwarz iſt.

Lauter brauſt es vom Palaſt nun,
Klingt und blinkt es, ſchellt und ſchimmert,
Seidne Quasten, Silberglöckchen,
Perlenſchnüre, Beckenklirren.

Hoch auf goldbeſtickten Sätteln
Ihrer ſchlanken Berberhengſte,
Mit den weißen Zähnen blißend,
Nahn die Großen von Dar für.

Ueber ihren Sammetkaſtan
Ringelt ſich ein blaues Stahlhemd,
Silberſchiene deckt den Urm,
Glockenhelm das ſchwarze Krauſhaar.

In das Goldgeleucht des Morgens
Funkeln Damascenerklingen,
Klirrend hängt vom Sattelknauf
Des erſchlagenen Feindes Streitart.

Alſo ziehen die Baſinga,
Die vom Stamme des erlauchten
Herrſcherblutes; unter ihnen
Ragt das Oberhaupt der Schmiede.

Der den Stahl zum Schwerte hämmert
Und zum Feuerrohr ihn ſchweißt,
Ihm gebührt der gleiche Vorrang
Mit den königlichen Vettern.

Prangend folgen ihm die höchſten
Würdenträger von Dar für,
Die Palaſt- und Staatsbeamten
Mit dem Abbild ihrer Pflichten.

Der die große Pauke hütet,
Der den Bart des Sultans abſcheert,
Der den Stuhl des Sultans abſtäubt,
Und zuletzt der „Herr der fliegen“.

Weiter nun im Feſteszuge,
Gleich dem Mond am Tageshimmel,
Nebelrinnend, eingehüllt
Von opalenen Gewändern,

folgt die „Ubo“, die den höchſten
Namen Sonnenmutter trägt,
Weil die Sonne von Dar für
Ihr geweihter Leib getragen.

Seitwärts von der Sultansmutter
Reitet ſtolz der Sultansſchweftern
Höchſtbegnadete, die Ja
Baſi oder „große Frau“.

Alle Weiber von Dar für
Küſſen ihr die ſchwarze Zehe;
Wie ein Bild von Ebenholz
Sitzt ſie auf der weißen Stute.

Hinter ihr in gelber Seide
Wandelt feiſt der Abu Dali,
Wackelnd preiſt ſein wohlgenährter
Wanſt die Wohlthat der Entmannung.

Der Verſchnittnen Oberſter,
Hütet er das heilige Feuer;
Saurer fällt im Harem ihm
Manch' lebendiger Flamme Dämpfung.

Und nun raffeln Buckelſchilde,
Steingefüllte Kürbiſklaſchen,
Trommeln dröhnen, Pauken donnern,
Antilopenhörner ſchmettern.

Ernſthaf mit den Köpfen nickend,
Ueberſirrt von rothen Büſcheln
Ueberklirrt von Silberglöckchen,
Schreiten hundert Staatsfameele.

Hundert Slavinnen mit rothem
Kendengürtel, rothem Ocker
In den Haaren, auf den ſchwarzen
Brüſten Bernſtein und Korallen.

Springen, kreisen, tanzen, hupfen;
Wie zum Sprung gekauert, fleischen
Pardelköpfe das Gebiß;
Weiße Straußenfedern fluthen

Um den Riesenpurpurschirm,
Dessen goldne Croddelfransen
Wie ein Vorhang niederpendeln
Um das Haupt des Uba Kuri.

Doch sein Angesicht bedarf
Nicht des Vorhangs, noch des Kitams;
Blind ist jeder Blick Dar furs,
Wo das Abbild Allahs wandelt.

Durch die schauernd scheue Menge
Wandelt stumm das Abbild Allahs,
Einzig die Trabanten reden:
Kuri dong — euch grüßt der Sultan!

Einzig hinter ihm den Festzug
Schließt des Uba Kuri Schatten,
Gleich an Schleier, gleich an Größe,
Wie der Schatten folgt dem Körper.

Nur in Einem gleicht er nicht ihm:
Daß die Augen seinen Anblick
Dulden können und sich baden
In dem Mondlicht seiner Hoheit.

Daß gelöst vom Bann des Schweigens,
Jauchzend alle Lippen rufen:
Langes Leben, Glück und Heil
Sei dem Schatten Uba Kuris!

Daß sich neidend die Gedanken
Bis zu seiner Stirn erheben,
Dem ob allen Sterblichen
Glück'erhab'nen von Dar fur.

Also stiebt der lange Zug
Nach dem heiligen Berge Nameh,
Einem goldnen Strome gleich,
Der Rubin und Perlen fortrollt.

Nur die schwarzen Köpfe tauchen
Mit den weißen Zahngebissen
Aus der Glitzerfluth, wie schnuppernd
Schwarzgeschuppte Crocodile.

An dem heiligen Berge Nameh
Harr'n die alten Königsgräber,
Daß der Uba Kuri ihren
Schatten frommes Opfer darbringt.

Ihrem großen Ungedenken,
Ihren ungezählten Siegen;
Dankesopfer auch zugleich
Für den neuen Segen Allahs.

Der des Wadi Azum leeres,
Ausgedörrtes Bette füllte,
Der den Bahr-el-Gasal schwellte,
Strohen ließ den Bahr-el-Atab.

Daß sie überfluthend, rieselnd
Durch den dürrn Boden rinnen,
Durra reisend und Bananen,
Dattelpalmen, Cocospalmen.

Nach der Väter frommem Brauche
Ehmals opferte zum Dank
Festlich hier der Uba Kuri
Eine unberührte Jungfrau.

Wenn des rothen Blutes Dämpfe
Auf zum großen Gotte stiegen,
Wandte sich sein Wolkenantlig
Gnädig wieder auf Dar fur.

Doch vom Himmelsthron gestürzt,
Liegt entmarkt der alte Kalge,
Kaum an Kraft noch mißt er sich
Mit dem schwächsten der Eunuchen.

Und anstatt des Mädchenblutes,
Wie sein Vettergott Jehova,
Nimmt vorlieb in Gnaden Allah
Mit dem Herzblut einer Siege.

Weiter, als auf eine weiße
Siege, schwarz am Aug' umrändert,
Kann sich die Genügsamkeit
Allahs freilich nicht erstrecken.

Eine solche fordert er
Unabweisbar; auf dem Wurf
Einer wohlgeschickten Siege
Ruht die Wohlfahrt von Dar fur.

Herrlich ist sie heut' gerathen,
Und sie wandelt, ihres Werthes
Sich bewußt, in sicherer Demuth;
Mit dem letzten Hauch der Lungen

Meckert sie ein Dankgebet
für die unverdiente Gnade,
Deren Allah über Wünschen
Und Begreifen sie gewürdigt.

Und mit priesterlichem Stof
Allerhöchst und eigenhändig
Caucht den Dolch der Uba Kuri
In das Herz der frommen Siege.

Tausend Jubelstimmen brausen,
Tausend Straußenfedern flattern,
Witternd drein vom Saum der Wüste
Schüttert Dankgebrüll des Löwen.

Aber nun von der Verehrung
Des alleinigen wahren Gottes,
Hurtiger eilend, kehrt der festzug
Heim zu weltlicher Verrichtung.

Auf dem regenfrischen Ager
Vor der Hauptstadt El Fascher
Steht errichtet eine Zelbstadt
Und gerüstet drin ein Festmahl.

Alle Großen von Dar Fur,
Alle wichtigen Staatsbeamten
Und Eunuchen, sie bewirthe't
Festlich heut der Uba Kuri.

Auserlesene Getränke,
Ausgefuchte Speisen füllen
Alle Zelte; hungernd zuschau'n
Kings darf das gemeine Volk.

Doch die auserforensten
Aller Leckerbissen decken,
Wechselnd Gold- und Silberschüsseln,
Dicht den Tisch des Uba Kuri

Straußenhirn, Giraffenzungen,
frische Crocodileneier,
Das Gefrös von Antilopen,
Eingebeizt mit Sudanpfeffer.

Im Gezelt des Uba Kuri
An der Königstafel einzig
Sitzt als Gast noch der Kamene,
Denn er ist des Sultans Schatten.

Ihn beneiden alle Prinzen,
Selig als den Glücklichen
Aller Staubgebornen preisen
Draußen ihn die schwarzen Fasser.

In dem ganzen Reich Dar Fur
Ist nur Einer, den sein Schicksal
Nicht mit Weid füllt — nur Er selber —
Denn es frißt der Uba Kuri.

Vor ihm von den Schüsseln schwindet
Aller Inhalt, wie das Fleisch
Eines todten Dromedares
Unter Geierschnäbeln schwindet.

Jeder Bissen, den er schluckt,
Stoßt im Halse seinem Schatten,
Schnürt die Luft ihm in der Brust,
Würgt erstickend ihm die Kehle.

Ach, es frißt der Uba Kuri
Und er schlürft dazu nicht minder
Aus der breitgebauchten Schale
Den gegohrenen Palmensaft.

Dick und röthlich in den schwarzen
Schläfen strohen ihm die Adern,
So wie Einem, den ein Hirnschlag
Jählings hinzukollern droht.

Und es klammert unter'm Tische
Seine Finger der Kamene,
Und er betet zähneklappernd,
Allah — Allah — mach' ihn satt!

Aber Allah hört ihn nicht, —
Weiter frißt der Uba Kuri,
Weiter leert in großen Zügen
Er den Bauch der Cocoschale.

Seine Augen wachsen stier
Aus der Stirn, die bläulich anschwillt,
Und es krümmt wie Messerschniden
Das Gedärm des armen Schatten.

Kalter Schweiß umgießt die Stirn ihm,
Und nach Innen, frostgeschüttelt,
Wimmern blutlos seine Lippen:
Kalge — Kalge — großer Gott!

Einen ungeschorenen Widder,
Selb wie Ocker, und dazu
Meine allerschönste Slavin,
Meine jüngste, meine liebste,

Beide will ich heut' Dir schlachten,
Wenn Du ihn nur leben lässest,
Vor dem Hirnschlag ihn behütest,
Lieber Kalge, großer Gott! —

Einen frevelschweren Rückfall
Zu den falschen Heidengöttern
Kündet zwar dies Stoßgebet;
Doch man sagt, daß ähnlich es

Sich in übergroßen Nöthen
Auch an anderen Orten zuträgt,
Und zu hart darob verdammen
Darf man nicht den armen Schatten.

Denn im Reich des Aba Kuri
Mit der Sonne lüsch der Schatten,
Und dem Herrn und Sultan folgt
Zu den Schatten der Kamene.

Diese wundersame Märe
Von dem Gürtelland des Erdballs
Trug zum Norden uns herauf
Eine Nachtigal des Südens.

Und der Inhalt ihres Liedes,
Im Beginn erschien er uns
Eine schwarze Parodie
Weißer Abendlandesänge.

Wir erkannten gar genau,
Von der schwarzen Haut entkleidet,
Manchen weißen Aba Kuri,
Jja Basi, Abu Dali.

Hochgeborene Basinga,
Auch der großen Panke Hüter,
Auch die wichtigen Staatsennuchen,
Und den Hofbarbier des Sultans.

Wir erkannten auch des Festzugs
Hochgeschürzte Tängerinnen,
Die des Sultans Augenweide;
Auch das Volk, das hungernd zuschaut.

Allah kannten wir nicht minder
Und der weiß und schwarzen Ziege
Frommes Meckern auf der Schlachtbank —
Ja sogar den alten Kalge.

Fremd verblieb von Allem nur
Uns des Aba Kuri Schatten,
Der wie eines Gottes Abbild
Durch die niedre Menge schreitet.

Der gar rasch aus seinem Hochmuth
Wimmernd sich zu Boden krümmt,
Wenn der Bürge seines Lebens
Ihn mit Todesangst bedroht.

Und bedünken wollt' es uns,
Weiter als auf weiße Narrheit,
Tiefer ziele noch der Pfeil
Dieser schwarzen Spottsatire.

Ach, uns schwant, ein schlimmes Gleichniß
Brütet die Aequatorsonne:
Jener Schatten, der Kamene
Ist die arme Menschenseele.

Die in Götterhöheit wandelt,
Manchmal auch sich bläht und brüstet,
Wenn der Leib, ihr Aba Kuri,
Selber ein gesunder Gott ist.

Aber wenn ihr Herr und Sultan,
Ihres Prunks Antäusboden,
Hippokratisch bösen Zug weist —
Ach, dann stöhnt die arme Seele.

Weint und wimmert, bittet, bettelt
Bei dem Himmel und der Hölle,
Denn sie fühlt mit jähem Schreck,
Daß sie wahrhaft nur ein Schatten

Daß ihr ganzer Hoheitsstolz,
Ihre Götterwürde nichts ist,
Als ein Spiegelglanz der kurzen
Leiblichkeit des Aba Kuri.

Und sie weiß, sie muß ihm folgen
 In die dunkle Nacht des Nichtseins,
 Eingehüllt vom schwarzen Litam
 Ewigen Schlafes, ewiger Blindheit.

In das warme Licht der Sonne
 Wird sie nimmer wiederkehren
 Aus dem Moder Uba Kuri's —
 Arme Seele, armer Schatten.

Wer in Wirklichkeit dich kennt,
 Preist dich nicht vor Allen glücklich;
 Ach, am Wenigsten beneidet
 Er die Loose deines Schicksals

Unter allen Creaturen,
 Sei es Allahs, sei's Jehova's,
 Sei's des großen Gottes Kalge —
 Armer Schatten, arme Seele!





Das neueste Werk des Naturalismus.

Pot-Bouille von Emil Zola.

Von

Paul Lindau.

— Berlin. —

I.

„Tous bourgeois, et d'une moralité!“

E. Zola. *Pot-Bouille*.

Einige Zahlen, die auf der ersten Seite des neuen Romans von Emil Zola verzeichnet stehen, mögen die Besprechung desselben einleiten. „L'Assommoir“ ist bis jetzt in 97,000, „Nana“ in 116,000 Exemplaren verkauft, von Pot-Bouille*) sind am ersten Tage des Erscheinens 21,000 Exemplare abgesetzt worden. Das sind Zahlen, denen die Beweisraft nicht abzuspochen ist. Es fragt sich nur, was sie beweisen?

Sie beweisen, daß die Werke von Emil Zola unter allen geistigen Schöpfungen der Gegenwart auf die Leser unserer Tage die stärkste Anziehungskraft ausüben, daß keiner unter den zeitgenössischen Schriftstellern auch nur annähernd eines so massenhaften Zuspruchs sich zu erfreuen hat. Das ist eine Thatsache, die eben so wenig bestritten werden kann, wie sie unterschätzt werden darf. Sie darf aber auch nicht überschätzt werden. Im ersten Augenblick sieht es so aus, als habe hier der Erfolg bereits entschieden, als habe die Kritik demnach keine andere Aufgabe, als diese Thatsache von wahrhaft erdrückendem Schwergewicht anzuerkennen und dann zu verstummen. Untersucht man sie indessen näher, vergegenwärtigt man sich ungefähr übereinstimmende Fälle in einer Vergangenheit, mit der unsere Gegenwart die Fühlung noch nicht verloren hat, so stellt sich die Sache doch anders.

Es ist noch nicht so lange her, daß Heun-Clauren im buchhändlerischen Sinne der erfolgreichste der deutschen Erzähler war; und wenn der Verleger

*) Paris, Charpentier. 1882.

von „Mimili“, wie der von „Nana“, die Zahl der verkauften Exemplare prunkend auf die Titelseite gesetzt hätte, so würde er Cotta, den Verleger der „Wahlverwandtschaften“, sicherlich beschämt haben. Nicht ohne Absicht erinnere ich an Claren, weil erhebliche Bestandtheile der uns heut zu Tage unbegreiflichen Erfolge, die dieser leichte, schlüpfrige und langweilige Erzähler errungen hat, genau dieselben sind, die das Aufsehen der Zola'schen Werke bedingen. Nur haben wir Fortschritte gemacht. Das, was Claren schüchtern andeutete, sagt Zola mit dem derbsten Worte frei heraus; und wenn Claren die Liebreize unter durchsichtiger Gewandung errathen ließ, so reißt Zola seinen Gestalten jede Gewandung völlig ab und zeigt sie nackt, womöglich in einer häßlichen Nacktheit. Ist das Verfahren aber auch ein anderes geworden, so sind Absicht und Wirkung doch dieselben geblieben; und die Gassenwirthe von heute betreiben dasselbe schändliche und schädliche Handwerk wie die von ehedem: „Sie fühlen selbst, daß ihr Gebräu sich nicht halten werde, daß es den Ruf von Wein auf die Dauer nicht behalten könne, wenn es nicht auch berausche; deshalb nehmen sie Tollkirschen und all dergleichen, was den Leuten die Sinne schwindeln macht, oder um die Sache anders auszudrücken: sie bauen ihre Dichtung auf Sinnlichkeit.“

Es ist nicht erst der französische Naturalismus unserer Tage, der die Beschuldigung, daß die von ihm zunächst mit Vorliebe und endlich ausschließlich gewählten Stoffe und deren Bearbeitung gegen den guten Geschmack und gegen die guten Sitten verstoßen, in der siegesfröhlichen Stimmung des Erfolges mit der Behauptung zurückzuweisen sucht: daß er es als eine Hauptaufgabe der Kunst erkenne, der Natur getreues Bild zu geben, daß sein Dichten und Trachten lediglich der Natur und der Wahrheit diene. Ganz dasselbe sagten schon Claren und seine Verehrer. Was aber erwiderten die Gegner, die schließlich das Feld behauptet haben, und deren glänzendem Siege es allein zuzuschreiben ist, daß die Nachwelt an das Vorhandensein und den stüchtigen Glanz jenes traurigen Gefellen überhaupt noch die Erinnerung bewahrt? Sie sagten: „Die Natur ist nicht nur nachgeahmt, sondern förmlich copirt und getreulich abgeschrieben, aber leider ist es nur die Natur, wie man sie mittelst einer Camera obscura abzeichnen kann, der warme Odem Gottes, der Geist, der in der Natur lebt, ist weggeblieben, weil man nur das Costüm der Natur copirte.“ Die beiden angeführten Sätze sind der „Controverspredigt über S. Claren“ entlehnt, „gehalten vor dem deutschen Publikum in der Herbstmesse 1827“ von Wilhelm Hauff.

Die Grundsätze, auf welche diese meisterhafte polemische Schrift gebaut ist, die Gesichtspunkte, von denen sie ausgeht, und das Ziel, zu dem sie gelangt, haben auch heute noch, und insbesondere für Emil Zola, ihre volle Geltung. Es fällt mir nicht ein, Claren und Zola auf dieselbe schriftstellerische Stufe zu stellen. Ich unterscheide sehr wohl zwischen einem Manne, der richtig beobachtet, tief blickt, kräftig schildert, in der Composition

ein wahrer Meister ist, und einem oberflächlichen Schwärmer ohne Gestaltungs- kraft und künstlerische Eigenart. Aber der ungewöhnliche Erfolg, mit dem Zola sich brüstet, kommt sicherlich nicht bloß, kommt nicht einmal hauptsächlich auf Rechnung des Schriftstellers; und gerade die Zahlen, die er anführt, beweisen das. Diejenigen seiner Romane, die wie „La fortune des Rougon“, „La conquête de Plassans“, „Son Excellence Eugène Rougon“ sanftere Saiten anschlagen und nicht von Widerwärtigkeiten strohen, sind um volle hunderttausend Exemplare im Absatze hinter „Nana“ zurückgeblieben! Zola selbst würde es sich verbitten, wenn man aus seinen Zahlen den Schluß ziehen wollte, daß diese Romane um das Verhältniß des Absatzes zwischen den einen und dem andern unbedeutender seien als „Nana“.

Die Freude am Gemeinen, am Widerwärtigen kommt, wenn man nach einer Erklärung für den ungewöhnlichen Erfolg forscht, gar sehr in Betracht. Aber auch diese, in Verbindung mit der schriftstellerischen Begabung Zolas, vermag die ungeheure Verbreitung dieser Schriften noch nicht genügend zu erklären. Nach Abzug der Fähigkeit des Schriftstellers und des vererbten Geschmacks des Lesers bleibt immer noch ein starker Rest übrig. Es muß noch etwas Anderes vorhanden sein, das diesen häßlichen Büchern die Schwingen giebt, die sie in das Haus eines jeden lesenden Franzosen tragen und sie über die gesammte Culturwelt verbreiten; und das ist, wenn ich nicht irre, sie sind völkerypsychologisch bezeichnend.

Romane wie „l'Assommoir“, „Nana“ und „Pot-Bouille“ sind in England und Deutschland unmöglich. Wir wollen uns gewiß keiner pharisäischen Ueberhebung schuldig machen. Ein Schriftsteller wie Zola würde sicherlich auch bei uns viel Abföuliches erspähen und in eine künstlerische Form zu zwingen vermögen; aber er würde seine Freude am Traurigen anderweitig befriedigen müssen. Auf den Gedanken, daß die Lüderlichkeit in den breitesten Verhältnissen das allmächtige nationale Gebot ist, daß von ihr Alles ausgeht und Alles auf sie zurückzuführen ist, hat Zola nur in seiner Heimat gerathen können. Dadurch indessen, daß diese Schriften nicht bloß für den Verfasser bezeichnend sind, daß sie vielmehr eine weitergreifende Bedeutung haben und in einem gewissen Sinne als charakteristisch für Land und Leute aufzufassen sind, erlegen sie der Kritik die Nothwendigkeit auf, sich eingehender mit ihnen zu beschäftigen, als es ihr selbst wünschenswerth wäre. Die Erkenntniß der Nothwendigkeit aber überwindet die Regung des Widerwillens. Die Anatomie ist kein reinliches Geschäft.

II.

Der neueste Roman führt den wunderlichen Titel: „Pot-Bouille“. Weber Littre, noch Bescherelle, weder das Wörterbuch der Akademie, noch das Wörterbuch des Argot, noch endlich Sachs-Willatte geben über dieses Wort Auskunft. Auch die Franzosen selbst, und sogar diejenigen, die in Bezug auf die neu entstandenen Redensarten in den Kaffeehäusern, Schänken und

Kasernen als Autorität gelten können, haben auf meine Bitte um Aufklärung keine bestimmte Antwort geben können. Sie besitzen zwar für das stimmungsvolle Wort ein gewisses Verständniß, aber sie sind nicht im Stande, es scharf zu erläutern. „Pot-Bouillasse“ heißt im Kasernenfranzösisch eine eheliche oder uneheliche Verbindung. „Pot-Bouille“ wird ungefähr soviel bedeuten wie: „Pot-au-feu“ im übertragenen Sinne des Wortes. Der „Pot“ gilt eben in der Volkssprache als Symbol für den bürgerlichen Haushalt, für die Wirtschaft. In der niedrigsten Schicht der französischen Bevölkerung ist die Lebensart gang und gäbe: „Tout est bien qui sert à faire bouillir le pot“: „Es ist Alles erlaubt, was Augen auf die Suppe bringt.“ Der Ausdruck: „C'est bien pot-au-feu,“ der mit einer leichten Beimischung von Verächtlichkeit soviel bedeutet wie: „C'est bien bourgeois“, ist sehr verbreitet. „Faire pot-bouille“ bedeutet: gemeinsame Küche, gemeinsame Wirtschaft machen, aus demselben Topfe speisen, was im Französischen des XVIII. Jahrhunderts „vivre à pot et à rot“ hieß; und „faire pot-bouille avec quelqu'un“ heißt also bildlich: mit Jemandem gemeinsamen Haushalt machen, sich mit ihm zusammethun. Auch im Deutschen haben wir für das Wort dieselbe Anwendung. In Westphalen und am Niederrhein sagt man sprüchwörtlich: „Ein Gott, ein Pott.“ In diesem Sinne kommt „pot-bouille“ bei Balzac vor. Es heißt da: „Tu ferais pot-bouille avec une actrice qui te rendrait heureux“. Bei Zola scheint der Titel „Pot-Bouille“ ebenfalls als ungefähr gleichbedeutend mit „pot-au-feu“ gebraucht worden zu sein, nur noch mit einem Stich in's Verkommene. Demnach würde der Titel ungefähr soviel bedeuten wie, „schmutzige, lüderliche Wirtschaft in der Bürgerklasse“. Und in der That: wie „l'Assommoir“ die Verkommenheit des Arbeiterstandes, „Mana“ die Verkommenheit der guten Gesellschaft und den Verfallsproceß in der Aristokratie schildert, so sucht Zola in „Pot-Bouille“ die Halt-, Gesinnungs- und Sittenlosigkeit der Pariser Bourgeoisie zu veranschaulichen.

Die Mitte, in die wir hier geführt werden, ist nicht sehr reizvoll. Der Held ist Handlungsbdiener in einem Schnittwaarengeschäft. Ein unerfreulicher Duft von Seidenstoffen, Leinwand, Rosamentier-, Colonialwaaren und Strohverpackung strömt aus dem Ganzen auf. Freilich ist auch die Kunst durch einen mittelmäßigen Architekten und die akademische Bildung sogar in allen vier Facultäten vertreten: durch einen Arzt, einen Geistlichen, einen Richter und einen Schriftsteller, von dem ich voraussetze, daß er ein Philosoph sein soll; aber diese sind nicht im Stande, den Ton des Ganzen zu heben. Es sind kleine und kleinliche Interessen, welche die Gestalten in Bewegung setzen, und zwar nur innerhalb des engen Kreises, den sie von ihrem Gesichtspunkt aus beherrschen, und dessen Peripherie durch geistige Beschränktheit oder starre Selbstliebe gezogen wird. Es ist nichts in dieser ganzen Gesellschaft, was wahrhaft erfreulich wäre, nichts, was sie über die Alltäglichkeit erhebe, nichts, was einer vornehmen, weitherzigen Regung entspränge.

Aus einigen gelegentlichen Andeutungen, wie z. B. der folgenden: daß „Das Leben Jesu“ von Renan soeben erschienen und Rouher an die Stelle von Villault getreten sei, ersehen wir, daß die Handlung im Jahre 1863 spielt. Ort der Handlung natürlich: Paris, und zwar das häßliche, überfüllte Viertel im Centrum, die rue Choiseul.

Da wohnen in einer jener bekannten Miethskasernen „mit Gas- und Wasserleitung“, die in den Miethsanzeigen als „hochherrschaftlich“ bezeichnet werden und deren billiger und trügerischer Luxus jedes gebildete Auge beleidigt, die meisten der handelnden Personen unter einem Dache beisammen. Wir lernen dieselben zugleich mit dem jüngsten Sprossen jener „Familie aus dem zweiten Kaiserreiche“ kennen, deren Naturgeschichte Zola schreiben will, — mit Octave Mouret, der aus der Provinz frisch angekommen ist. Es sind „lauter durchaus anständige Menschen“, die in dem Hause wohnen, wie der Architekt Campardon, der Octave in seine neue Wohnung führt und ihn über die Hausbewohner unterrichtet, mit einem gewissen Selbstgefühl ausruft: „La maison est tout à fait bien. El habitée rien que par des gens comme il faut.“

Das Haus gehört einem körperlich und geistig herabgekommenen Notar, Namens Babre, der sich angeblich damit beschäftigt, eine unfruchtbare statistische Arbeit zu leisten. Babre gilt als ein wohlhabender Mann, das Haus als wenig belastet, und er verfügt noch über ein beträchtliches Baarvermögen, das auf etwa eine halbe Million Franken geschätzt wird. Babre hat zwei Söhne und eine Tochter. Der älteste, August, leidet an beständiger Migraine; er ist zur Zeit, da die Handlung beginnt, noch unvermählt. Er ist Chef des Seidengeschäftes, dessen Läden im Erdgeschoß liegen. Der zweite Sohn, Theophil, ein geistig unglaublich beschränkter und körperlich ebenfalls hinsälliger Mensch, der von chronischem Husten und Schnupfen gequält wird, ist mit Valerie verheirathet, der Mutter eines in der Ehe geborenen Kindes, dessen Vater aber der verschnupfte Theophil nicht ist.

Babres Tochter, Clotilde, ist mit einem gewissen Dubeyrier, der die hohe Stellung eines Rathes am Appellhofe bekleidet, vermählt. Die eheliche Freude wird durch einen unangenehmen Hautausschlag Dubeyriers, der Clotildens Abscheu hervorruft, getrübt. Ihr Kind ist Gymnasiast und lebt als Alunne außer dem Hause.

Außer der Babre'schen Sippe wohnen in dem Hause noch: der schon genannte Architekt Campardon mit seiner Frau, die seit dreizehn Jahren, seit der Geburt ihrer Tochter Angele, leidend ist und die Chaiselongue fast niemals verläßt; ferner eine kleine Wittwe, Madame Juzeur, im vierten Stock der Kassirer Joffrand mit seiner Frau und dreien seiner Kinder, den beiden unverheiratheten, aber heirathsfähigen und heirathsbedürftigen Töchtern Hortense und Bertha und dem geistesgestörten Saturnin — der älteste Sohn, Leon, lebt außer dem Hause — die Familie Pichon: der Mann, Jules, ein kleiner Commis, die Frau eine einfältige junge Person, Mutter eines kleinen

Mädchens, und endlich Octave Mouret, der Held — „lauter anständige Leute,“ wie Campardon sagt.

Sehen wir sie uns darauffhin etwas näher an, und beginnen wir gleich mit dem Helden.

Es ist ein hübscher junger Mensch, mäßig gebildet, ein gewandter Verkäufer. Der sanfte Aufschlag seiner dunkelgoldgelben Augen, der einschmeichelnd weiche Ton seiner Stimme sind unwiderstehlich. Er hat in der Provinz ein Geschäft gemacht, bei dem ein Nutzen von fünftausend Franken auf ihn entfallen ist, und mit diesem Vermögen in der Tasche kommt er nach Paris, um Paris zu erobern. In dem Mode- und Schnittwaarengeschäft, das eine schöne und umsichtige, ganz dem Geschäft lebende Frau, Madame Hébouin, mit männlicher Festigkeit leitet, findet er schon am Tage seiner Ankunft eine Stelle. Er verliebt sich, wie es ganz richtig ist, gleich am ersten Tage in die Frau Principalin. Er nimmt auch die erste Gelegenheit wahr, um seinen Gefühlen den deutlichsten Ausdruck zu geben. Ehe sich dieser schickliche Anlaß indessen bietet, nimmt er mit dem fürlieb, was ihm der Zufall just in den Weg wirft. Er hat ermittelt, daß die Ehe zwischen Theophil und Valerie keine glückliche ist, und daß die Frau sich schon mancherlei hat zu Schulden kommen lassen. Von demselben Augenblick an wird sie natürlich für ihn sehr interessant. Als die Weiden zufällig einmal allein sind, schließt er sie in seine Arme, stößt aber auf unerwarteten Widerstand. Er will auf sein Zimmer gehen, und da steht die Thür zur Richon'schen Wohnung offen. Die thörichte kleine Frau hat sich ganz in die Lectüre eines Romanes von George Sand vertieft, und sie ist nun nach Bolas Ansicht natürlich zu jeder Schandthat bereit. Hier ist Octave in der That glücklicher. Die Scene, die doch eigentlich genügend wäre, um das Leben eines jungen Weibes zu zerstören, spielt sich ohne Vorbereitungen, rein zufällig ab und hinterläßt nicht einmal bei den beiden Betheiligten irgend eine seelische Nachwirkung. Als ihm die Geschichte langweilig wird, führt Octave die junge Frau mit ihrem nichtshnenden Mann, der natürlich sein lieber Freund ist, zu einem Restaurant, setzt ihnen ein gutes Mahl vor, giebt ihnen viel zu trinken und überläßt sie dann als Stifter des ehelichen Glückes ihrer weinseligen Stimmung. Nebenbei versucht er auch noch sein Heil bei den andern Damen im Hause, bei Frau Clotilde Duveyrier, einer ausgesprochenen Musiknärriu, die in ihm einen Tenor entdeckt zu haben glaubt, die aber eben nur für den Tenoristen Interesse hat — sie begreift den Romeo nur in der italienischen Oper — bei der kleinen Wittve Juzeur, einer merkwürdig complicirten Sünderin, die auch den Fuß in Unehren nicht wehrt, aber, weil sie den Becher nicht bis zur Nagelprobe leert, ihre Mächtlichkeit behauptet, um endlich nach diesen erotischen Ferienausflügen auf das eigentliche Ziel seiner Wanderung: auf die Principalin, Madame Hébouin, zurückzukommen. Auch hier vermag seine Unwiderstehlichkeit. Madame Hébouin entwindet sich ohne Erbitterung und ohne Aufregung

seiner stürmischen Umarmung; sie ist nur ein wenig überrascht und findet, daß Liebeleien in einem Hause wie dem ihrigen den ruhigen und geregelten Geschäftsgang stören. Sie ist ganz betroffen, als Octave darauf den Bekräftigten und Gedemüthigten spielt und der schönen Herrin den Dienst auftragt. Octave tritt nun in das Seidengeschäft von August Babre. Da hat sich in der Zwischenzeit eine große Veränderung zugetragen. August hat sich verheirathet, oder besser gesagt, ist verheirathet worden; er ist von der Frau des Kassirers Zofferand richtig eingefangen und der rechtmäßige Gatte der jüngsten Tochter, Bertha, geworden.

Die Familie Zofferand bildet in dem unerquicklichen Gemälde eine Hauptgruppe. Der alte Kassirer ist der einzige anständige und sympathische Charakter des Romans. Seit langen Jahren leistet er seinem Hause, einem Krystallgeschäft, gewissenhafte und treue Dienste. Er hat sich zu einer verhältnißmäßig nicht schlechten Stellung herausgearbeitet, aber sein Einkommen reicht nicht hin, um den Bedürfnissen der Seinigen zu genügen. Seine Frau ist ein wahrer Satan, ein rohes, gefühlloses Geschöpf ohne Verständnis für die edle Uneigennützigkeit ihres unglücklichen Mannes, der, wenn er nach den langen Dienststunden im Geschäft zererschlagen nach Hause kommt, noch die Nachtstunden zu Hilfe nimmt, um für einen Buchhändler Kreuzbänder auszuschreiben und einige Groschen damit zu verdienen; sie ist ein wahrer Hausdrache, ewig keisend und nur von dem einen Gedanken beherrscht, die Mädchen unter die Haube zu bringen. Der unglückliche Mann hört von diesem Weibe nie ein herzliches Wort, immer nur die kränkendsten, bittersten Vorwürfe darüber, daß er nicht genug verdient, daß er die Seinigen darben läßt, daß er sich gewissenlos verheirathet hat. Und diese peinlichen Auseinandersetzungen, die schon den Unbetheiligten schamroth machen, finden statt in Gegenwart der Kinder, der beiden reifen Mädchen, die die Zwanzig überschritten haben und erschrecklich erfahren sind. Wie die Bluthunde auf Menschen, so werden diese Mädchen auf die Männer dressirt und mit denselben Mitteln: mit Prügel.

Im zweiten Capitel des Romans sind wir Zeugen eines solchen Auftritts. Madame Zofferand kommt mit ihren Töchtern von einer Soirée nach Hause. Die Damen sind im Ballcostüm, der Vater sitzt bei seiner kleinen Lampe und schreibt Kreuzbänder aus. Die Mutter wettet und schimpft. Auch aus der jüngsten für Bertha geplanten Partie ist nichts geworden! Der junge Mann, auf den man gefahndet hatte, hat sich abgewandt, denn Bertha hat es sich nicht gefallen lassen wollen, daß er sie in einer dunkeln Ecke heimlich abküsste. Sie hat ihn zurückgewiesen. Frau Zofferand findet es unglaublich albern, daß Bertha sich diesem kleinen Scherze widersetzt hat; und ehe das arme Mädchen es sich versehen, hat sie eine der zahlreichen Ohrfeigen weg, die ihrer Mutter sehr locker sitzen.

Bertha's ältere Schwester, Hortense, ist so gut wie verlobt. Ihr Bräutigam ist ein gewisser Verbier, ein junger Advocat, der uns immer

nur den Rücken zeigt, der ab und zu in der Erzählung unbemerkt auftaucht und ebenso unbemerkt wieder verschwindet. Der öffentlichen Verlobung und Vermählung mit Hortense steht ein kleines Hinderniß im Wege: Verdier lebt seit einer Reihe von Jahren in einem halb ehelichen Verhältniß mit einem Mädchen, das er von der Gasse aufgelesen hat. Hortense weiß das sehr wohl und bespricht mit schaudernerregender Ruhe die sinnigste Art und Weise, wie ein Bruch dieses Verhältnisses herbeigeführt werden könne, um ihn frei zu machen.

Da Frau Jofferaud auf diese Weise die beiden Mädchen noch immer auf dem Halse hat und das dringende Bedürfniß fühlt, wenigstens eine Loß zu werden, wirkt sie ihr Auge wohlgefällig auf den unglücklichen August Babre, den Besitzer des Seidengeschäftes, — den armen Menschen, der unausgesetzt an einem einseitigen Kopfschmerz leidet und sein Leiden in den verzerrten Gesichtszügen und dem kleinen Auge auch äußerlich zur Schau trägt. Bertha wird angewiesen, gegen Herrn August entgegenkommend zu sein. Das Mädchen, in dem sich niemals etwas, das einem Ideale auch nur entfernt ähnlich sähe, geregt hat, gehorcht ohne Widerrede und nimmt den Einen so gut wie irgend einen Andern. Der Gimpel August geht in's Netz. Es werden die zur Bestreitung der Hochzeit erforderlichen Gelder aufgetrieben. Bertha, die über ihren halb idioten Bruder Saturnin eine fast unbedingte Herrschaft ausübt, übernimmt es, diesem, der wegen der besorglichen Fortschritte seiner Krankheit in eine Anstalt hat gebracht werden müssen, eine Unterschrift abzuladen, durch welche Saturnin auf ein kleines Erbtheil, das ihm zugefallen ist, zu Gunsten seiner Schwester verzichtet. Am Tage der Trauung schlägt das Herz des jungen Mädchens nicht um einen Pulsschlag mehr. In der Kirche ist sie zerstreut, und es interessiert sie nur, ob eine Scene, die ihr angekündigt ist, — es handelt sich wieder um Ohrfeigen, die diesmal Theophil Babre Octave, in dem er einen Geliebten seiner Gattin erblickt zu haben glaubt, verabsolgen will — ob sich diese Scene wirklich ereignen wird oder nicht; und als der Priester die übliche Frage an sie richtet, ob sie ihrem Gatten Treue bewahren will, nach dem Gebote Gottes, entsteht eine Pause. Bertha weiß gar nicht, daß man zu ihr spricht; sie wartet auf die Prügel; und erst durch das Schweigen der Verlegenheit wird sie zur Besinnung gebracht und antwortet schnell: „Ja doch, ja!“

Eben so weisevoll ist die Hochzeitsfeier in der Familie, bei der sich der brave Onkel Bachelor seiner Gewohnheit gemäß, dermaßen betrinkt, daß er seines unflätigen Gebarens wegen beinahe an die Luft gesetzt werden muß. Dieser Onkel Bachelor ist einer der nettesten der ganzen Gesellschaft. Seit zehn Jahren ist er nicht nüchtern geworden — buchstäblich zu nehmen! Ehe noch der Rausch vom Tage vorher ausgeschlafen ist, wird schon die Trunkenheit des jungen Tages daraufgesetzt. Er verdient in seinem Geschäft ziemlich viel; er giebt für sein Essen und Trinken Unsummen aus, es kommt

ihm auch nicht darauf an, junge Leute zu bewirthen. In allem Uebrigen aber ist er schmußig geizig, und es ist kein Pfennig aus ihm herauszuziehen. Er hat in einer leichtsinnigen Anwendung seiner Mächte Bertha eine Wittigst versprochen; sobald aber davon die Rede ist, stellt er sich noch betrunkenener, als er in Wahrheit schon ist, und thut, als ob er durchaus nicht verstehe, was man sagen wolle. Er legt nur die Hand auf's Herz und stammelt mit schwerer Zunge, daß man der Familie ein jedes Opfer bringen müsse. Nebenbei unterhält der alte widerwärtige Sünder, der auch äußerlich Ekel erregt, ein unerfahrenes junges Ding aus der Provinz, eine Stickerin, die nicht weiß, was sie thut. Sie wird ihm übrigens später weggeschnappt von seinem eigenen Nefen, mit dem sich das junge Mädchen, Fifi geheißten, in derselben Einfalt des Herzens und in demselben Unterstande vergangen hat, die ihrem Verhältniß mit dem Onkel zu Grunde liegen. Der Onkel ist erst sehr entrüstet, dann gibt er ihr eine Ausstattung von fünfzigtausend Franken und verheirathet sie mit seinem Nefen, ohne daß die Verhältnisse im Uebrigen darum eine Veränderung erlitten.

Bertha hat sich also keinen holden Täuschungen über das Glück, das ihr in der Ehe mit August bevorsteht, hingegeben. Die Erziehung, die ihr Frau Zofferand hat angebeihen lassen, trägt ihre Früchte. Ihr Mann ist in ihren Augen eben nichts anderes als der Kassirer. Er hat dafür zu sorgen, daß sie ihre Toilettenbedürfnisse bestreiten und ihren kleinen Liebhabereien nachgehen kann. Das Geld ist der alleinige Kitt dieser Ehe, und sie bröckelt auseinander, als das Geld nicht mehr ausreichend befunden wird. Bertha wird knapp gehalten, und sie hat verhältnißmäßig ziemlich kostspielige Reigungen. Einer unbezahlten Rechnung wegen, bricht der erste häusliche Krieg aus, und der neu angestellte Commis Octave tröstet die junge Frau. Da er weiß, daß kleine Geschenke die Freundschaft erhalten, beginnt er seinen Angriffsplan damit, daß er Bertha einige Kleinigkeiten, nach denen ihr Herz sich sehnt, heimlich verehrt. Immer des leidigen Geldes wegen erneuern sich die gehässigen Ausstritte in der jungen Ehe, und immer weiß Octave durch irgend eine Aufmerksamkeit, die der jungen Frau Freude macht, die unglückliche Gattin zu beschwichtigen. Nach einem besonders heftigen Ausstritte mit dem Gatten wird Bertha, die von sittlichen Grundsätzen nie in ihrem Leben etwas vernommen hat, Octaves Geliebte, und schließlich fordert sie von diesem, was sie zunächst mit gelindem Widerstreben anzunehmen sich entschlossen hatte. Nun übertragen sich die Zänkereien wegen des Geldes von dem legitimen auf das illegitime Verhältniß. Während einer dieser empörenden Auseinandersetzungen, bei denen uns, den nothgedrungenen Zeugen, eine unüberwindliche Uebelleit aufstößt, werden die Weiden von dem Gatten, den man verweist glaubt, überrascht, funter Umständen, welche jeden Zweifel an der Strafbarkeit des Verhältnisses ausschließen. In einem unbeschreiblichen Zustande muß Bertha mitten in der Nacht in dem dunkeln Hause umherirren, bis sie schließlich bei der gutmüthigen Marie Pichon

Unterschlupf findet. Am andern Morgen kehrt die entlarvte Sünderin zu den Ihrigen zurück. Daß sie nun wieder von ihrer Mutter geohrfeigt wird, sei nur nebenher erwähnt.

August faßt im ersten Augenblick, als er von dem Schlage sich einigermaßen erholt hat, den Entschluß, die Sache chevaleresk zu behandeln und als Ehrenhandel auszutragen. Er sucht geeignete Zeugen und verfällt zunächst auf seinen Schwager, den angesehenen Beamten, den Appellationsgerichtsrath Dubeyrier.

Dubeyrier ist mit seinen Anverwandten völlig zerfallen. Der alte Babre ist gestorben, und bei seinem Tode hat sich zur Bestürzung der Erben herausgestellt, daß der alte Spitzbube unter dem Vorwand seiner statistischen Arbeit, die ihn ausschließlich in Anspruch zu nehmen schien, in unfinnigster Weise an der Börse gespielt und sein ganzes Vermögen verloren hat. Von dem gesammten Baarvermögen sind noch einige hundert Franken da, und das Haus ist mit Hypotheken stark belastet. Nachdem sich die Erben von ihrem Schrecken erholt und dem leichtsinnigen Vater alle erdenklichen Verwünschungen in's Grab nachgerufen haben, macht Dubeyrier den Vorschlag, das Haus zu verkaufen. Die Miterben gehen auf den vernünftigen Vorschlag des rechtskundigen Mannes ein. Durch ein schwindelhaftes Verfahren gelingt es Dubeyrier, das Haus um einen Spottpreis an sich zu bringen, die Andern bekommen keinen Pfennig und haben das Nachsehen. Zwischen Dubeyrier und den beiden Andern, August und Theophile Babre, ist in Folge dessen Todfeindschaft ausgebrochen. In der fürchterlichen Stimmung aber, in der August sich nach der Entdeckung seiner Schande befindet, denkt er an nichts anderes als daran, daß in seiner guten Sache Dubeyrier ihm wirklichen Beistand leisten könne und leisten müsse. Dubeyrier ist aber nicht leicht zu finden. Seit langer Zeit lebt er in inniger Gemeinschaft mit einem völlig sittenlosen, elenden Frauenzimmer, das ihn viel Geld kostet und ihn niederträchtig behandelt. Da findet ihn auch August, der inzwischen den Onkel Bachelard und andere Freunde ausgesucht hat, und Onkel Bachelard macht den Vorschlag, bei einem gemeinsamen Essen die Sache vernünftig zu besprechen. Bachelard betrinkt sich natürlich wieder. Von dem Zweikampf ist gar nicht mehr die Rede. Das Essen dauert sehr lange, und schließlich erklärt August, der zuerst nach Blut gelechzt hatte, daß er es als eine ausreichende Genußthuung betrachte, wenn Octave ausziehe. Das geschieht denn auch.

Octave tritt nun in das Geschäft der Madame Hébovin wieder ein, das jetzt allein auf den Schultern dieser energischen und hübschen Frau ruht. Ihr Mann hat das Zeitliche gesegnet. Frau Hébovin erkennt mit der kühlen, sanften Klarheit ihres Wesens, daß ein solches Geschäft eines Mannes bedarf, und da sie Octave als tüchtigen Kaufmann hat schätzen lernen, heirathet sie ihn im Namen des Geschäftes. Die Tugend Octaves wird also belohnt.

Nach einiger Zeit entschließt sich August, dem von seinen Verwandten

arg zugefetzt wird, Bertha wieder in Gnaden aufzunehmen; und Madame Clotilde Dubeyrier, die nicht vergessen hat, daß Octave eine Tenorstimme besitzt und die mit der früheren Madame Hébouin, jetzigen Frau Octave Mouret, seit langen Jahren freundschaftlich verbunden ist, nimmt keinen Anstand, ihren Salon dem jungen Ehepaare zu öffnen; sie findet es unerhört, daß ihr Bruder August sich darüber wundert, wie man ihm zumuthen könne, mit seiner Frau in derselben Gesellschaft zu verweilen, in der Octave, der abgefäzte Liebhaber dieser Frau, als glücklicher Gatte der früheren Frau Hébouin mit Auszeichnung behandelt wird. Aber schließlich findet sich auch August darein. Octave lächelt spöttisch, als er beobachtet, wie Bertha mit seinem Nachfolger, einem hübschen jungen Commis, verkehrt. Er erinnert sich ganz genau, daß dieselben Blicke dereinst auf ihn gefallen sind, daß er gerade so ausgesehen hat und von August gerade so behandelt ist, wie dieser junge Mann, der nicht bloß im Seidengeschäft sein Nachfolger zu sein scheint.

Octave hat also sein Ziel erreicht. Er ist als Ehegemaal einer klugen, freilich etwas älteren Frau an die Spitze eines großen Geschäftes getreten; August lebt in seiner unerquidlichen Ehe mit Bertha weiter, in die der Hausfreund, der junge Commis, einige Abwechslung bringt; Valerie fährt fort, ihrem manches ahnenden, aber nichts wissenden Gatten die unerlaubtesten Streiche zu spielen. Dubeyrier, der sich anfangs aus Scham über sein lasterhaftes Leben den Tod hatte geben wollen, sich aber nur den Mund schief geschossen hat, wird von Clotilden, die ihn mit äußerster Geringschätzung behandelt, und deren ganzes Seelenleben sich in ihrer Liebe für die Musik verbraucht, schweigsam geduldet und steigt im öffentlichen Ansehen mehr und mehr; es ist für ihn das Offizierkreuz der Ehrenlegion beantragt, und er wird bald den Präsidentensessel besteigen. Die verwittwete Frau Jofferand sucht noch immer vergeblich Hortense an den Mann zu bringen, während diese ruhig auf den Augenblick wartet, da Verdier sich von seiner Geliebten losmachen werde. Campardon, der mit seiner Cousine Gasparine seit langen Jahren in einem unerlaubten Verhältniß gelebt, hat es endlich dahin gebracht, daß diese in seine Familie ausgenommen worden ist; er pflegt mit ihr in wahrhaft rührender Weise die hübsche kranke Rosa, seine Frau. Sein Ehrgeiz ist befriedigt; er ist Ritter der Ehrenlegion geworden. Und so löst sich denn Alles in Wohlgefallen auf.

„Eine defecte, aber recht ehrbare Gesellschaft,“ sagt Marcif, „lauter anständige Leute,“ sagt Campardon, „Cochon et compagnie,“ sagt das philosophische Dienstmädchen als Schlußwort des Romans. „Weiber, von denen die einen durch eine Puppenerziehung sittlich verunstaltet, andere in ihren Gefühlen und Leidenschaften durch eine erbliche Nervenkrankheit verderbt werden, und die alle auf schmutzige, thörichte Weise fallen, ohne Lust und ohne Vergnügen; verächtliche Gesellen, die hinter der Heuchelei der guten Haltung ihr Dasein in unwürdiger Weise verlottern und verzetteln“, sagt Zola, der traurige Glöckner von Paris, der in diesem Roman das

Armensünderglöckchen der Bourgeoise läutet, „die Zersetzung und der Einsturz dieser Klasse, deren angefaulte Stützen selbst zusammenbrechen.“

III.

Wir kennen nun ungefähr die Handlung und die daran beteiligten Personen, wir haben das schmutziggraue Bild vor Augen, das keinen Blick bietet — keinen!

Besinnen wir uns recht. Ist denn in dieser ganzen Gesellschaft, die an uns vorübergezogen ist, auch nicht ein Mann, auch nicht ein Weib von wahrhaft vornehmer Gesinnung? Wenn wir von den im Hintergrund stehenden sympathischeren Gestalten des unglücklichen Passivens Joffrand, des Abbé Mauduit, der es mit der Seelsorge ernst nimmt und sich nichts zu schulden kommen läßt, wenn er auch in der leichten Auffassung dessen, was nicht leicht zu nehmen ist, bis über die Grenzen der christlichen Duldsamkeit hinausgeht, und des demokratischen Doctors Juillerat — wenn wir von diesen Gestalten absehen, ist unter denen, die im Vordergrund verweilen, und die unsere Blicke vor Allem auf sich lenken, auch nicht ein Ehrenmann im einfachsten Sinne des Wortes, nicht eine einzige anständige Frau?

Die Kritik thut wohl daran, wenn sie, ehe sie ein schonungsloses Urtheil fällt, sich der rührenden biblischen Geschichte erinnert, da Abraham mit dem Herrn um die Rettung Sodoms handelte. Auf Abrahams Fürbitte wollte der Herr die Stadt nicht verderben, wenn sich nur zehn Gerechte darin finden ließen. Wäre in dieser Gesellschaft nur ein einziger Gerechter, man würde sie gelten lassen können.

Aber da sind doch einige Frauen, die sich sittlich, wenn man das Wort in der üblichen beschränkten Bedeutung auffaßt, nichts vergeben, z. B. Madame Sébouin? — Sie widersteht allerdings der Versuchung. Wir brauchen indessen bloß zu hören, wie sie sich in dem entscheidenden Augenblicke benimmt, um den Grad ihrer Sittlichkeit zu ermessen. Erstaunt wehrt sie den jugendlichen Liebhaber ab, schlägt das Hauptbuch wieder auf und sagt, während sie darin blättert: „Ich habe Sie für geschaidter gehalten als die Andern, Herr Octave! Sie betrüben mich wahrhaftig, denn ich hatte mich auf Sie verlassen. Aber bei allen diesen jungen Leuten gehen die Sinne mit dem Verstande durch. In einem Hause, wie dem unsrigen, muß Alles in bester Ordnung sein, und Sie verlangen Allerlei, was uns vom Morgen bis zum Abend nur stören würde. Ich bin hier kein Weib, dazu habe ich zu viel zu thun. Sie sind doch klug genug, wie haben Sie nicht begreifen können, daß ich so etwas nicht thun werde? Erstens, weil es dumm ist, zweitens, weil es keinen Zweck hat, und drittens, weil ich, Gott sei Dank, nicht die geringste Lust dazu verspüre.“ Wie spricht da aus jedem Worte die sittlich eutrustete Frau, die man in ihrer Ehre zu kränken sucht! Drei Gründe führt die edle Dame an: aber unter diesen befindet sich nicht der vielleicht berechtigte Einwurf, daß die an sie gestellte Zumuthung eigentlich

unmoralisch ist, daß es sich sozusagen um einen Ehebruch handelt. — Das ist wohl kein Grund.

Auch über Frau Clotilde Dubeyrier ist, wie es im Polizeikiste heißt, „Nachtheiliges an amtlicher Stelle nicht bekannt“. Die Frau hat in der Ehe mit dem widerwärtigen Dubeyrier, der ein schandbares Leben führt und dabei beständig die ewigen Grundsätze der Sittlichkeit und die Heiligkeit des reinen Ideals auf den Lippen hat, gegen das männliche Geschlecht einen tiefen Widerwillen eingesogen. Sie lebt nur noch ihrer Kunst, der Musik. Und wie sind ihre Handlungen? Ihr Mann macht, wie schon erwähnt, in dem Augenblicke des gerechtfertigten Lebensüberdrußes den Versuch, sich zu tödten. Wer Zola kennt, wird nicht erstaunt sein über den Ort, den sich der Appellationsgerichtsrath Dubeyrier für den tragischen Abschluß seines Lebens aussucht. Clotilde hört einen Knall, sie öffnet die Thür, sie sieht den Unglücklichen, der sich in den Mund geschossen hat, in einem furchtbaren Zustande, mit halb zerfetzter Kinnlade. „Was treiben Sie denn da?“ rief Clotilde außer sich aus. „Bringen Sie sich doch draußen um!“ Sie war enttäuscht. Dieses Schauspiel brachte sie, anstatt sie weich zu stimmen, in die äußerste Wuth. Sie stieß ihn, sie hob ihn ohne irgendwelche Vorsicht auf und wollte ihn hinaus schleppen, damit man ihn da nicht fände. Weiter fehlte nichts! Das wäre das Höchste!“ — So wörtlich Zola. Und die Frau, die sich so benimmt, ist die anständigste! Nun schließt man auf die Andern! Und diese selbe Clotilde empfängt in ihrem Salon gleichzeitig ihren Bruder und den Mann, den ihr Bruder bei einer strafbaren Zusammenkunft mit seiner Frau überrascht hat, und sie ist nicht bloß verwundert, sie ist geradezu empört darüber, daß August sich darüber beschwert. Das sind die Besten!

Frau Rosa Campardon kommt nicht in Betracht, da sie aus Gesundheitsrücksichten der ganzen Handlung von ihrer Chaiselongue aus folgen muß.

Nun kommen die Andern.

Madame Juzeur, die auf halbem Wege oder eigentlich kurz vor dem Ziele stehen bleibt, Valerie, die gewohnheitsmäßig im Ehebruch lebt, Madame Dambreville, eine betagte Dame, die mit Leon Zoffereand, der ihr Sohn sein könnte, in innigsten Beziehungen steht, Gasparine, die Geliebte ihres Veters Campardon, Marie Pichon, die ohne Gewissensbisse fällt, man möchte sagen, fast ohne Schuld: „aus Gutmüthigkeit, Furcht und Dummheit,“ um Zolas Worte zu gebrauchen, eine sittliche Aderwandte der kleinen Fifi, der Geliebten des alten Bachelard, die aus Mangel an Erziehung sittlich verwaahrloßt ist. Den Gegensatz zu dieser bildet Clarissa Bocquet, die Geliebte Dubeyrier's, berechnend und unsittlich aus Verusf. Dann die Damen Zoffereand, zunächst die gnädige Frau, die ihren Kindern die vorzügliche Erziehung gegeben hat. Sie duldet nicht bloß den Umgang Leons mit Madame Dambreville, sie fördert ihn und macht ihrem Sohn bittere Vorwürfe, als er sich zurückziehen will. Sie bringt ihren Mann ins Grab, sie ohrfeigt

ihre Tochter, weil diese einem Unverschämten nicht gestattet, sie um die Hüfte zu fassen; sie unterhält sich mit ihrer anderen Tochter eingehend über die geeignetsten Bedingungen, unter denen sich Verdier von seiner Geliebten und deren Kind losmachen könne, um ihr Schwiegersohn zu werden. Ein wahrer Abgrund von Verworfenheit, diese brave Frau Jofferand! Die Töchter arten nach der Mutter: Hortense, die den gefesselten Advocaten befreien will, um ihn zu heirathen, ist grob gegen ihre Eltern — ein widerwärtiges Frauenzimmer. Ein kleines Zwiegespräch zwischen ihr und ihrer Mutter gibt einen guten Maßstab für die Sittlichkeit der Weiden (Seite 412):

„Du willst ihn also immer noch heirathen?“ fragte die Mutter.

„Weßhalb denn nicht?“ antwortete Hortense. „Ich habe schon die Dummheit begangen, zu lange zu warten. Aber das Kind wird sterben, Es ist ein Mädchen, es ist ganz strophulös.“

Es handelt sich um die natürliche Tochter ihres Bräutigams!

Bertha kennen wir bereits aus der Handlung. Sie hintergeht ihren Mann, als sie noch kein halbes Jahr mit ihm verheirathet ist, und sie nimmt sich den Tod ihres Vaters, den sie durch ihren Leichtsinns mitverschuldet hat, so zu Herzen, daß sie gleich darauf wieder ein anderes Verhältniß anknüpft.

Von weiblichen Wesen sind außer den genannten noch im „Pot-Bouille“ das dreizehnjährige Kind von Campardon, Angele, die von dem Kammermädchen in die Geheimnisse der Pariser Sittlichkeit eingeweiht wird, und die Dienstmädchen im Hause, die sammt und sonders lächerliche Frauenzimmer sind, von der dicken schmutzigen Adele im vierten Stock, die im Hause selbst niederkommt, bis auf die fünfzehnjährige Louise, die Madame Jazeur aus der Anstalt für verwahrloste Kinder genommen hat, und die durch's Schlüsselloch sieht, wenn sich die andern Mädchen zu Bett legen — Das sind die Weiber!

Nun die Männer. Da treten uns zunächst der Trunkenbold Bachelard und der Heuchler Duvenrier entgegen, die beide Geliebte außer dem Hause unterhalten, Campardon, der sich die Sache bequemer macht und die Geliebte in seine Wohnung einführt, Octave, der es für seine Lebensaufgabe hält, jedes Weib, mit dem er in Berührung kommt, zu Fall zu bringen, wenn es irgend geht, was ihm auch oft genug gelingt und ihn im Uebrigen nicht verhindert, mit den unglücklichen Gatten zusammen zu speisen oder aus deren Kasse sich das Gehalt zahlen zu lassen. Verdier, der seit Jahren in wilder Ehe lebt, Trublot, der sich mit größtem Erfolg um die Gunst aller Dienstmädchen bemüht; Gueulin, Bachelards Nefte, der sich aus Scheu vor finanziellen Auseinandersetzungen gewöhnlich vorsichtig zurückhält, indessen doch vom braven Onkel mit Tifi zusammen abgefaßt wird, der darauf Tifi heirathet, vom Onkel eine anständige Aussteuer erhält und den Onkel zum Hausfreunde behält. Die drei Gatten August und Theophil Babre und Jules Pichon, sind vor allem Esel, nebenbei auch Lumpe — bis auf

Bichon, der nur Esel ist. Wie sich August dem Geliebten seiner Frau, Octave, gegenüber verhält, wissen wir bereits. Theophil, der ein compromittirendes Schreiben an seine Frau auffängt, ruft entrüstet aus: „Diese Person täuscht mich! Thäte sie es wenigstens des Geldes wegen! — aber sie hat nichts davon.“ Was soll man zu dieser Gesellschaft sagen? — Das philosophische Dienstmädchen hat nur zu recht: Cochon et compagnie!

IV.

Bei der Schilderung dieser Charaktere haben die Verhältnisse, in welchen die handelnden Personen zu einander stehen, schon berührt werden müssen. Betrachtet man dieselben in ihrer Gesamtheit, so ist man über die verletzende und nicht eine einzige erfreuliche Ausnahme duldbende Rohheit so erstaunt, wie man davon angewidert wird.

In den Zola'schen Dichtungen wird der Verkehr des Menschen zum Menschen niemals durch irgend eine edlere Regung bestimmt. Es giebt keine Liebe, keine Freundschaft, keine herzliche Fürsorge für die Kinder, keine Ehrfurcht vor dem Alter; nirgends verspürt man den Hauch eines reblichen Gefühls, einer starken Leidenschaft, niemals wird ein Funke reiner Begeisterung entflammt, niemals eine hochherzige Entrüstung erweckt. Verlogenheit, Verworfenheit, niedrige Gelüste, Selbstsucht, mit einem Worte: lebiglich das Gemeine, aus dem der Mensch gemacht ist, sind die Hebel, welche das große Näderwerk der bürgerlichen Gesellschaft bei Zola in Schwung bringen und in Bewegung erhalten.

In dem Hause, in welchem die meisten Vorgänge sich zutragen, wohnen, wie wir nun wissen, sechs Ehepaare; in fünf von diesen sechs Ehen ist der Ehebruch der normale Zustand, und die sechste, die Joffrand'sche, kommt wegen des Alters der Eheleute nicht mehr in Betracht. Aber selbst wenn man diese gelten lassen wollte, so bliebe immer noch ein erklecklicher Procentsatz, etwa dreiundachtzig Procent, und was das Schlimmste ist: bei nicht einem dieser Ehebrüche wirkt irgend eines der Motive mit, die wenigstens die Dichtung als mildernde Umstände gelten läßt. Es ist nichts von Liebe da, nicht einmal eine leidenschaftliche Verirrung.

Campardon führt die Cousine in sein Haus aus Bequemlichkeitsgründen, der Appellationsgerichtsrath Dubeyrier begründet sich außer dem Hause ein zweites Heim mit der rohen und sittenlosen Clarisse aus unüberwindlicher Sinneneigung zum gewerbsmäßigen Laster; Valerie hintergeht Theophil gewohnheitsmäßig, Marie Bichon ihren Jules aus Unverstand, Bertha ihren August aus Geldgier und Bußsucht.

Alle Welt im Hause weiß, wer der Vater von Valerians Kind ist, alle Welt weiß, daß Campardon unter den Augen seiner Frau mit seiner Cousine strafbare Beziehungen unterhält, man nennt sie beständig die „andere Frau Campardon“; es ist bekannt, daß der wüste Trunkenbold Bachelard seine Geliebte mit seinem leiblichen Neffen verheirathet hat — das stört die

Gemüthlichkeit in keiner Weise und vermindert ebensowenig das Ansehen der betheiligten Personen. Ja, als August in der Einfältigkeit seiner Seele sich darüber beklagt, daß man ihm den schlechten Streich gespielt habe, ihn und seine Frau mit dem Manne zusammen einzuladen, den er in unleidlicher Intimität mit seiner Frau überrascht hat, wird er von seiner Schwester Clotilde, seiner Schwiegermutter, Frau Jofferand, und allen Anderen abgetrumpft, und man fragt ihn, ob er verrückt geworden sei.

Eine Stunde nach dem ersten verhängnißvollen Alleinsein zwischen Bertha und Octave, daß Bertha aus der Liste der anständigen Frauen definitiv gestrichen hat, ist die Familie behaglich bei Tisch vereinigt. Der getäuschte Ehemann, August, dankt Octave herzlich für die Bemühungen, um eine verführerische Stimmung bei seiner Frau wiederherzustellen. Octave nimmt diese Dankagung ganz unbesungen entgegen und verkehrt nach wie vor mit dem Manne in freundschaftlichster Weise. Nun wird auch der Mann von der Frau gut behandelt, und während unter dem Tische Octaves Fuß sich auf den Berthas gesetzt hat, um, wie Zola sagt, „die Besitzergreifung zu constatiren,“ verspricht die junge Frau mit lächelndem Munde ihrem Ehegemahl eine hübsche Tasse zu malen! Octave ist überhaupt nicht der Mann, der sich einer jeden Kleinigkeit wegen mit einem guten Freunde überwürfe. Auch mit Jules Pichou unterhält er die besten Beziehungen, nachdem er schon Mariens bester Freund geworden ist; und als ihm die kleine Frau langweilig wird, giebt er ihnen Beiden zu essen und zu trinken und sagt, nachdem er sich von ihnen lächelnd verabschiedet und ihnen durch die Thür „Gute Nacht!“ zugerufen hat: „Der Spaß hat mich fünfzig Franken gekostet, aber das war ich ihnen schuldig; denn schließlich habe ich ja doch nur einen Wunsch: daß ihr Mann sie recht glücklich macht, die nette kleine Frau!“

Wenn wir für die Möglichkeit dieser Verhältnisse eine Erklärung suchen wollen, so müssen wir nothgedrungen zur Erziehung der Kinder zurückgreifen. Es muß Zola nachgesagt werden, daß er consequent gewesen ist: Kinder, denen eine solche Erziehung zu Theil wird, wie sie Zola in „Pot-Bouille“ schildert, müssen nothwendigerweise in der Reife Männer und Weiber werden, wie wir sie hier sehen. Es überläuft einen eine Gänsehaut, wenn man liest, wie z. B. in der Familie Campardon die dreizehnjährige Tochter Angele von einem Dienstmädchen den ersten Unterricht in der Verworfenheit erhält, wie zwischen dem Kinde und dem Dienstmädchen das Verhältniß des Vaters zur Cousine besprochen wird; wie Bertha, nachdem sie von ihrem Gemahl überrascht worden ist, trotzig ihrer Mutter entgegentritt und ihr zuruft: „Weshalb hast Du mich gezwungen, einen Mann zu nehmen, den ich nicht mag?“ Und sie fuhr fort, sie erzählte die ganze Geschichte ihrer Verheirathung in kurzen abgerissenen Sätzen: Die drei Winter der Männerjagd, die Erfolglosigkeit der Unerbietungen ihres Körpers und dann das, was die Mütter ihre Töchter lehren, die keine Mitgift haben: den Cursus züchtiger und gestatteter Prostitution, die Berührung beim Tanz, die ver-

stohlenen Händedrücke hinter der Thür, die Schamlosigkeiten der Unschuld, die auf die sinnlichen Gelüste der Gimpel speculiren; von dem Manne, der eines Abends eingefangen wird u. c.“ Die Antwort, die Frau Zofferand darauf ertheilt, ist eine Ohrfeige, die so stark ist, daß Bertha mit dem Kopf auf das Wachsstück des Tisches schlägt; und als Hortense eingreift, und Frau Zofferand auch auf diese mit drohender Geberde zugeht, erhebt sich die ältere Tochter, sieht ihrer Mutter trotzig in die Augen und sagt: „Ah, Du weißt, ich gehöre nicht zu denen, die man ohrfeigt!“

Man kann sich nichts Scheußlicheres denken als diese Familienscenen. Sind diese Schilderungen denn wahr und wahrhaftig ein Abbild der Wirklichkeit? Werden in den Familien, die sich zu den gebildeten Kreisen rechnen dürfen, wirklich die jungen Mädchen und jungen Frauen bei jedem Anlaß geprügelt? Ist es richtig, daß sich die Eltern in rohester Weise beschimpfen und die wüsthsten Beschuldigungen sich gegenseitig an den Kopf schleudern, und ist jedes Schamgefühl in ihnen so gänzlich erstickt, daß sie nicht einmal mehr die Nothwendigkeit fühlen, die Kinder aus dem Zimmer zu führen, wenn die Eltern sich erniedrigen?

„Herr Gott!“ ruft Frau Zofferand aus, als sie mit ihren Töchtern von einer Gesellschaft im Regen heimkehrt und darüber schimpft, daß ihr Mann nicht genug verdiene, um einen Wagen zu nehmen, „Den würde ich wahrhaftig nicht zum zweiten Mal heirathen!“

Und als diese edle Frau mit dem unglücklichen Manne allein ist, der wie jede Nacht, bei dem Schein seiner kleinen Lampe Kreuzbänder ausfüllt, da sagt sie ihm in der brutalsten Weise, daß er sie „beschummelt“ habe (filouté); aber das sei nicht zu verwundern, sein Vater sei ja schon ein Betrüger gewesen. In der Nothwehr antwortet der arme Zofferand, sie möge doch von Familienangelegenheiten schweigen. Ihr Vater habe ihn um die versprochene Mitgift betrogen, ihre Schwester habe ihn bestohlen, und darauf entgegnet Frau Zofferand, von seiner Schwester sei auch nicht viel Gutes zu sagen, sie sei mit einem Offizier durchgebrannt u. c.

So verkehren Mann und Frau, Eltern und Kinder, Freunde mit Freunden; mit einem Worte, die Verwahrlosung ist das oberste, das alleinige Gesetz.

In richtigem Verhältniß zu all diesem Unerquicklichen und Unsaubern steht die Rolle, die Zola dem Gelde in seinem Roman anweist. Alles dreht sich um's Geld, und jedes Mittel ist recht, um es zu erwerben: „tout est bien qui sert à faire bouillir le pot.“ Um die Hochzeitskosten zu bestreiten, beschwindelt Bertha ihren blödsinnigen Bruder Saturnin um dreitausend Franken. In dem heimlichen Verkehr zwischen Bertha und Octave tritt eine gewisse Pause ein, die zum Theil durch äußere Verhältnisse, zum Theil auch durch ein gewisses geistiges Unbehagen Berthas herbeigeführt wird. Octave knüpft dadurch wieder an, daß er gewisse Anbeutungen macht, wie Bertha auf feinem Zimmer einen Shawl von Chantilly, den sie zu besitzen den Wunsch

ausgesprochen hatte, finden werde. Octave aber ist der Spaß doch einigermaßen zu theuer, wie er sich nach einiger Ueberlegung sagt, und er kauft einen billigeren. Als Bertha nun wirklich kommt und das Geschenk betrachtet, ist sie entriistet. „Der kostet ja höchstens hundert Franken, während der andere dreihundert gelostet hätte,“ sagt die zartfühlende junge Frau; und als sich darüber ein Streit entspinnt, ruft sie: „Sagen Sie doch lieber gleich heraus, daß ich Sie des Geldes wegen liebe!“

Das Geld bildet den einzigen Unterhaltungsstoff in der Familie Joffrand. Wegen seiner ungenügenden Einnahmen wird der arme Kassirer zu Tode gemartert; des Geldes wegen hintergeht Bertha ihren Mann; und des Geldes wegen bricht der große Familienkrieg unter den Erben des alten Babre aus.

Es ist schon erwähnt, daß der Appellationsgerichtsrath Duveyrier sich seine höhere Bildung, seine praktische Lebenserfahrung und seine Kenntniß der Geseze zu Nutzen macht, um sämmtliche Miterben zu beschwindeln und die Hinterlassenschaft allein einzustecken. Ja, das Geld besitzt in den Augen dieser gottvergessenen Gesellschaft eine so völlig reinigende Gewalt, daß der Ehemann, der die Beweise erlangt, wie seine Frau ihn hintergangen hat, in der unglaublichen Naivetät seiner niedrigen Gesinnung ausruft: „Wäre es wenigstens des Geldes wegen geschehen, so würde ich es begreifen!“ (Seite 195.)

Das ist die Handlung, das sind die Personen, das sind die Beziehungen, in denen sie zu einander stehen, das die Gesinnungen, die Triebfedern ihrer Thaten! Es ist nicht bloß Abscheu und Widerwillen, die uns beschleichen, wenn wir in dieser Gesellschaft verkehren, wir empfinden ein wirkliches physisches Unbehagen; es wird uns unwohl, und es überkommt uns ein tiefer Groll gegen den Dichter, der uns diese Gesellschaft anthut.

V.

Betrachten wir dagegen die technische Fertigkeit des Schriftstellers, prüfen wir, wie alles das gemacht ist, wie der Stoff zerlegt, gegliedert und dann zusammengefügt, wie der Vortrag gehalten ist, so kommen wir zu einem andern, günstigeren Ergebnisse.

Gleich in der Exposition bewährt Emil Zola seine bekannte Geschicklichkeit. Während wir unter Camyardons Führung die vier Treppen des Hauses hinauffleigen, lernen wir auf den ersten fünf Seiten des Romans die wichtigsten handelnden Personen in einigen ihrer bezeichnendsten Züge mühelos und genau kennen. Das Ganze ist mit großer Uebersichtlichkeit und Klarheit bis zum Schlusse geordnet, nirgends stört eine Verworrenheit, jede Gruppe tritt uns mit anschaulicher Schärfe entgegen und zeigt deutlich ihren Zusammenhang mit dem Ganzen. Es ist alles an die rechte Stelle gesetzt und richtig beleuchtet. Der Vortrag ist niemals schleppend und niemals überhastet, er hat das richtige Tempo der guten, klaren Erzählung.

Trotz aller dieser Vorzüge ist die Composition nicht ganz fehlerfrei.

Bisweilen gefällt sich Zola in einer nicht bloß überflüssigen, sondern auch unrichtigen Detailmalerei, die nicht einmal den Vorzug der geschickten Malche besitzt. Was mache ich mir daraus, zu erfahren, wie die Speisefarte lautet, die Bachelard zu Ehren seiner Gäste zusammenstellt? Zola schreibt sie getreulich nieder, acht Druckzeilen ohne ein verbindendes Wort, nichts als Schüsseln, wie sie in jedem Kochbuche zu finden sind. Und damit nicht zufrieden, giebt er auch noch das genaue Verzeichniß der Weine, die bei dieser Gelegenheit getrunken werden, wiederum fünf Druckzeilen. Was soll das bedeuten? Wenn man mir sagt, daß das Mahl ausgezeichnet ist, die seltensten Bekereien bietet, und daß die besten Weine fließen, so genügt mir das vollkommen. Die Zola'schen Helden erheben überhaupt sehr häufig wie die des alten Homer „die Hände zum lecker bereiteten Mahle.“

Als ein Compositionsfehler ist ebenfalls, ganz abgesehen von allem andern, die abscheuliche That im letzten Capitel zu rügen: die Schilderung der Geburt eines Kindes, dessen Mutter ganz uninteressant und dessen Schicksal uns ebenfalls gleichgültig ist; wenn es einem Laien ein besonderes Vergnügen macht, bei einem Arzte und bei einer Hebamme ein Privatissimum über Geburtshülfe zu hören, so ist das noch kein genügender Grund, den Lesern sein ausgearbeitetes Collegheft vorzulegen. Es ist häßlich, und was jetzt, da wir lediglich von der Technik des Romans sprechen, für uns hauptsächlich in Betracht kommt, es ist durchaus überflüssig.

Diese Schilderungen bis in die geringfügigsten Kleinigkeiten hinein wirken um so befremdlicher, als Zola in „Pot-Bouille“ über den Zeitraum von einigen Monaten, während deren sich die wichtigsten Dinge zutragen müssen, einfach hinwegspringt.

Zwischen dem sechszehnten Capitel, das an demselben Tage schließt, an dem Vertha von ihrem Mann im Verkehr mit Octave überrascht wird, und dem folgenden, das mit der Ankündigung der bevorstehenden Vermählung von Octave mit Madame Hédouin beginnt, liegt ein ungeschriebener Roman. Wenn man nur Speisezetteln mittheilt, so verlange ich auch, daß man in der Schilderung der wichtigsten psychologischen Vorgänge einigermaßen vollständig sei. So wirkt das Ganze wie ein Gemälde, das in seinem größeren Theile mit derselben Sorgfalt durchgeführt ist, in einzelnen Kleinigkeiten eine überflüssige Spielerei in der Sauberkeit und Genauigkeit der Ausführung aufweist, und in dem an einem der sichtbarsten Punkte ein Stück Leinwand gänzlich unbe-malt geblieben ist.

Dagegen ist auf einigen Seiten die eingehende Schilderung wahrhaft bedeutend. Ich rechne dazu den Tod des alten Joffrand und namentlich die Nachtszene: das fast gänzlich entkleidete Weib, das in einem dunkeln Hause bald auf der Hintertreppe, bald auf der herrschaftlichen wie eine Wahnsinnige auf- und niederläuft, während ihr Mann und ihr Geliebter oben in einer kleinen Dachstube miteinander ringen. Da zeigt sich in der Schilderung und Durchführung das Talent Zolas in alter Kraft. Wenn

man alles das gelten läßt, was dichterisch keine Geltung haben soll: die Rohheit des Vorgangs, die Widerwärtigkeit der daran betheiligten Personen, die zu unschöner Derbheit künstlich gequälte Eigenthümlichkeit des Vortrags, so wird man diesen ausregenden und überaus anschaulichen Seiten das Lob einer ungewöhnlichen Macht, und dem Verfasser die Gabe, den Leser zu packen und an der Schilderung mit zu betheiligen, wenn auch widerwillig, zugestehen. Man hat das Gefühl, als höre man einen Sänger, der ein schlüpfriges Aneignelied mit brüllender Stimme jöhlt, aber mit einer Stimme, die, wenn sie nicht überschrieen wäre, sicherlich mächtigen Wohlklang und edles Metall besitzen würde. Man ist erstaunt, wie ein Künstler, der einen so reinen Ansat, eine so gute Schule und vortreffliche Fertigkeiten sein eigen nennt, so wüßtes und geschmacklozes Zeug zu seinem Vortrage wählt. Weßhalb singt der Mann gerade solche Lieder, und weßhalb schreit er so? Unwillkürlich denkt man an den Ausspruch Hauuffs über Claren: „daß er so gemein schreibt, wie er gemein und unedel zu denken scheint.“

Dem auch die Sprache leistet bei Zola im Allgemeinen auf Alles willig Verzicht, was irgendwie an Adel und Vornehmheit erinnern könnte. Sie soll gerade so vernachlässigt, gerade so verbummelt und knotig sein, wie die Umgangssprache in den Kreisen, die er schildert; und wenn für denselben Begriff zwei sich völlig deckende Ausdrücke gefunden werden können, von denen der eine wohlklingend und gebildet, der andere häßlich und roh ist, so entscheidet sich Zola ohne Zweifel für den letzteren.

Sein Architekt sagt nicht: „Ich mache mir nichts daraus,“ er sagt: „Ich blase auf den ganzen Krempel“; und anstatt zu sagen: „Du hast von Deiner Mutter die unleidliche Unverträglichkeit geerbt,“ sagt Zola: „laisse ta maman, qui t'a fichu un bien sale caractère.“ Das ist allerdings deutlich, und auf Deutlichkeit legt Zola den größten Werth. Seine Geschöpfe nehmen daher auch keinen Anstand, ihre Gefinnungen in unzweideutiger Weise zu äußern. Sie behandeln sich gegenseitig als „voleur“, „sale canaille“, „cochons“. Dazu kommen noch in der Schilderung die verwegenste Anleihen bei dem Pariser Rothwälsch; da finden wir Wörter wie „micmac“, „zizanie“, „bagou“, „larbin dégomme“, trimer.“

Ganz ebenso ist Zola bemüht, in seinen Bildern und Gleichnissen immer das Abstoßendste zu wählen, wenn es nur einigermaßen anschaulich ist. Die Schulter der Frau Jofferaud, die aus dem ausgehöhlten Wallklee hervorsehen, vergleicht er mit den „glänzenden Schenkeln der Stute,“ was nicht einmal anschaulich ist, denn die „cavale“ kann alle möglichen Farben besitzen. Um ein gewisses Blond zu bezeichnen, findet er kein geschmackvolleres Bild als „schmutziger Hans.“ August, der an Migraine leidet, sieht bei ihm aus wie ein „kranker Hammel.“

Was deutlich ist und richtig, das ist auch schön, behauptet ja der Naturalismus. Deshalb müssen wir auch in der Mädchenkammer das schmutzige Seifenwasser sehen, auf dem noch die Haare schwimmen, und

deshalb wird auch ganz genau beschrieben, wie der Dufel riecht, „ein Gemisch von Absynth, Tabak und Moschus,“ wie er sich bei der Hochzeit benimmt, und in welchem Zustand sich sein Mund mit dem falschen Gebiß befindet. Das ist richtig, das ist unglaublich deutlich erzählt, es ist also schön.

Aber unser Naturalist läßt sich doch einige starke Inconsequenzen zu Schulden kommen. Wenn er z. B. auf seine Speisekarte Tafen von Schwarzwälder Bären setzt, so stimmt das nicht ganz genau. Die braven Leute im Schwarzwalde kennen die Bären auch nur aus der Menagerie, gerade wie die Pariser. Und wenn Zola einmal den Versuch macht, sich über die gewollte Niedrigkeit seines Vortrages zu erheben und einen höheren, edleren Ton anzuschlagen, so zeigt sich, wie ihn die beständige Uebung des Gemeinen untauglich zum Gebrauch des Bornehmen gemacht hat. Seine Ausdrücke sind dann nicht mehr gewählt und gesunden, seine Wendungen sind dann nur gesucht. Er wendet dann ganz wunderliche Prädicate an, die nicht bloß nicht naturalistisch, sondern die unwahr, anspruchsvoll und verworren sind. Als Octave die Treppe hinabsteigt, tönt aus den geschlossenen Thüren der verschiedenen Stockwerke Claviergeklimper hervor. Da schreibt Zola: „Aus der Andacht der Thüren drangen fern und weihewoll die verschiedenen Weisen.“ Das würde Madame de Rambouillet kaum anders gesagt haben. Ich weiß auch nicht, was ich mir unter einer „eifersüchtigen Stirn“ vorstellen soll.

An zwei oder drei Stellen des Romans — öfter freilich nicht, — verhöhnt Zola auch gegen einen seiner künstlerischen Grundsätze: die Reinheit der Stimmung jedesmal durch einen Zusatz von Unsauberkeit zu besteden. Als Clotilde und ihr Mann am Sterbebette des alten Babre Nachtwache halten, fällt kein häßliches Wort. Da heißt es einfach und schön: „Bei dem Greise, dessen Nöckeln das Zimmer durchschauerte, blieben sie und ihr Mann allein.“ Das ist so schlicht, so simpel, daß ein solcher Satz wir in keiner andern Erzählung auffallen würde. Es ist charakteristisch für Zola, daß sich der Leser darüber wundert, wenn er einmal das ohne Gehässigkeit und gemeine Zuthat niedergeschrieben findet, was er gesagt haben will, daß eine reine Stimmung ohne Mißklang auslautet.

Auch die einfache Schilderung des sterbenden alten Zofferand wirkt wohlthuend und ergreifend. „Herr Zofferand starb, ohne Aufhebens zu machen. Seine Anständigkeit erstickte ihn. Nutzlos war er dahergegangen, und er ging davon als braver Mensch, der der häßlichen Dinge des Lebens überdrüssig geworden ist, erdroffelt von der ruhigen Sorglosigkeit der einzigen Wesen, die er geliebt hatte. Um acht Uhr stammelte er den Namen Saturnins, drehte sich der Wand zu und erlosch.“

Viel höher vermag sich Zola allerdings nicht zu versteigen; und wenn er, wie am Schlusse des siebzehnten Capitels, ernsthaft, würdig, weihewoll werden will, wenn er beabsichtigt, uns einen Blick in die Seele eines mit seinem Gotte lebenden Priesters werfen zu lassen, den das müßte Treiben in der Gesellschaft, in der er lebt, mit Schauern und Verzweiflung erfüllt,

und der verlangend die Hände nach dem Rettungsanker des Glaubens ausstreckt, dann wird er pathetisch im unerfreulichen Sinne des Wortes und erinnert an einen Sonntagsnachmittagsprediger, der nicht glaubt, was er spricht.

Das ist der Fluch dieser naturalistischen Dichtung! Dadurch, daß sie geflissentlich die Berührung mit allem, was schön und erfreulich im Leben ist, meidet, daß sie sich nur darin gefällt, die verborgensten Häßlichkeiten hervorzufuchen und schadenfroh das Gemeine bloßzulegen, hat sie mit den edleren Gesinnungen auch den edleren Ausdruck verloren. Wir brauchen sie nicht zu beklagen, denn sie entbehrt dadurch nichts. Sie hat eben nur Freude am Unerquicklichen, Abscheulichen: Zänkereien zwischen Eltern, Prügeleien in der Familie, Skandal in der Kirche, Beimischung des Lächerlichen zum Tragischen, damit die Tragik nicht wohlthätig wirke — das ist es, was ihr Vergnügen macht! Wir kennen den Ort, den Dubeyrier wählt, um sich zu erschließen. Das ist bezeichnend! Alles, was irgendwie den Verdacht erwecken könnte, einer edleren Regung zu entspringen, ist entweder erlogen oder lächerlich, das Glänzende muß geschwärzt und das Erhabene in den Staub gezogen werden. Wenn Theophil seinem unglücklichen Bruder August sein Beileid über die Zerrüttung der Ehe ausspricht, so muß Theophil natürlich an starkem Husten und Schnupfen leiden, und die Augen müssen ihm thranen. Ueberhaupt ist es gut, da wir einmal die seelischen Uebel kennen, daß wir auch mit den körperlichen Gebrechen vertraut bleiben. Wenn Theophil auf der Bildfläche erscheint, so müssen wir an seinen Husten und Schnupfen erinnert werden, gerade wie an die falschen Zähne des Onkels und den Hautausschlag des Appellationsgerichtsrathes, an die Migraine Augusts, an die Frauenkrankheit Rosas und an den Ibiotismus Saturains.

Auch nicht ein Streiflicht fällt auf diesen seelischen und körperlichen Jammer. Niemals nimmt der Scherz die freundliche Gestalt des Humors an; entweder sielt er sich auf der Bierbank, wo unanständige Geschichten erzählt werden, oder er kleidet sich in das Gewand der herzlosen Ironie, oder er erhebt sich auf den Richterstuhl einer unerbittlichen, unnachsichtigen bitterbösen Satire. Wie jenes herrliche goldene Lachen aus vollem Munde, das mitlachen macht, immer nur ein schadenfrohes Grinsen des Unbetheiligten, das alle Freudigkeit um sich erstarren läßt.

Marie Pichon, die Octave eben aus der Umarmung entlassen hat, holt Campardons Tochter zum Spaziergange ab, Frau Campardon rühmt die Sittlichkeit der kleinen Frau, der man getrost ein junges Mädchen überlassen könne. „Ja,“ stimmt Campardon ein, indem er auf Octaves Schultern schlägt, „die gute Erziehung in der Familie, das ist die Hauptsache!“

„Ich führe Sie zu Dubeyriers Maitresse,“ sagt einer der Gäste zu Octave, und in demselben Augenblick erhebt Dubeyrier die Stimme und spricht salbungsvoll: „Trachten wir vor allem danach, die Ehe zu sittlichen!“

Campardons Tochter erhält durch das Dienstmädchen ihre ersten

Weisungen in der Unsitlichkeit, während Campardon mit der Cousine zusammen ist; da schreibt Zola: „Es schlug Mitternacht, tiefe Stille senkte sich herab, und die kuschle Nacht warf ihren Schatten auf die Anständigkeit der Familie.“

Campardon sitzt bei Tisch, seine Frau auf der einen, seine Geliebte auf der andern Seite, da sagt er mit tiefer Ueberzeugung zu Octave: „Ja, mein Lieber, man mag sagen, was man wolle: die Familie, darauf läuft schließlich doch Alles hinaus!“

Eine unglückliche Arbeiterin, die eine kleine Dachkammer nach dem Hofe hinaus bewohnt, wird vor die Thür gesetzt, der Portier, der auf die Ehre des Hauses hält, will nicht, daß sie in diesem Hause Mutter werde. „In einem Hause, das sich respectirt,“ ruft der würdige Mann, „dürfen keine Frauenzimmer wohnen, namentlich keine Frauenzimmer, die arbeiten!“

Das ist der Humor der naturalistischen Literatur: herb, bitter und abstoßend, wie alles andere. Aber Zola glaubt, oder thut so, als ob er glaube, daß diese grausame Schilderung des Häßlichen, Unsitlichen und Unerquicklichen das Einzigsittliche sei. Er macht im Laufe seiner Erzählung ab und zu kleine Andeutungen literarischer Art, die für jeden, der lesen kann, einer besondern Auslegung kaum bedürfen. Er unterläßt es gewiß nicht, und wenn er die Gelegenheit bei den Haaren herbeiziehen sollte, der romantischen Schule und George Sand einige Seitenhiebe zu versetzen, Balzac als den Johannes und sich als den Heiland des wahren Glaubens zu preisen. Bei verschiedenen Anlässen bekommt die „Revue de deux Mondes“ kleine Bosheiten zu hören; denn die „Revue“ hat sich noch immer nicht dazu bequemen wollen, den Naturalismus als das letzte Wort, welches die Dichtung unjener Tage zu sprechen hat, anzuerkennen, sich allen Zweifels zu entladen und in gläubiger Andacht vor dem Altare Zolas niederzuknien. Clotilde liest also die „Revue“, während sie Fingerübungen auf dem Clavier macht. Wahrhaft komisch ist die verbissene Wuth auf George Sand. Marie Pichon ist eine anständige Frau; da will das Unglück, daß sie einen Roman von George Sand liest, da schlagen ihre Pulse schneller, das Blut steigt ihr zu Kopf, und nun ist sie zu Allem bereit. In diesem günstigen Augenblicke trifft sie mit Octave zusammen, und das weiße Kleid liegt im Staube. „Das hat mit ihrem Romane die George Sand gethan.“

Der Haß gegen die romantische Schule drückt sich noch besonders in der Schilderung des Appellationsgerichtsraths Dubeyrier aus, der in der Verehrung der Romantiker aufgewachsen ist und sich noch in seinen reifen Jahren in seinen Ausdrücken und den Gesinnungen, die er zur Schau trägt, die Eigenthümlichkeiten dieser Schule bewahrt hat. Dubeyrier hat, wie Zola sagt, um jeden Zweifel daran, was er mit dieser Person hat sagen wollen, zu heben, „das beständige Bedürfniß, seine sinnlichen Gelüste mit der kleinen blauen Blume zu schmücken. . . Es nagte an seinem Herzen, daß die Poesie dahin sei; und daß er die kleine blaue Blume nicht pflücken könne.“ Die

blaue Blume der Romantik! Dieser Romantiker ist natürlich ein elender Lump, ein Heuchler der verwerflichsten Art, sittenlos, geldgierig, ein Mensch mit einem Worte, wie er nicht mehr möglich wäre, wenn der Naturalismus allein das Feld behauptete.

Balzac dagegen, er ist das Wahre! So wahr, daß ihn die verkommene Gesellschaft gar nicht lesen kann. „Er ist zu traurig!“ Und der nach ihm gekommen: Emil Zola, der ist der Wahrste! Er selbst führt sich als handelnde Person in seinen Roman ein, allerdings gar bescheiden, wie es wohl die Maler großer historischer Gemälde gethan haben, die ihr Porträt im Hintergrunde angebracht und sich in die bescheidene Kleidung eines Dieners gehüllt haben. In dem Hause, in dem dieser gräuliche Mischmasch moralischer und physischer Krüppel sich zusammengethan hat, wohnt im zweiten Stock ein Herr mit seiner Frau, der ganz außer dem Zusammenhang der übrigen Gesellschaft steht. Die übrigen Miether, die Eines Geistes Kind sind, verachten diesen Sonderling, und der Portier zieht höhnisch die Schultern in die Höhe, wenn von dem „Herrn im zweiten Stock“ die Rede ist. Wer ist dieser wunderliche Heilige unter all diesen Schächern? Nicht einmal wird er redend eingeführt, nicht einmal in eine der Handlungen hineingezogen. Wir erfahren es ganz am Schluß: Der Mann soll verhaftet werden, weil er einen „schmutzigen Roman“ geschrieben hat. „Ja,“ sagt der Portier, „die Leute im zweiten Stock haben ganz Recht, wenn sie sich verstecken und mit keinem der übrigen Miether umgehen. Nun wissen wir auch, was sie da oben zusammenbrauen, wenn sie sich so häuslich stellen! Und so Etwas hält Wagen und Pferde, und diese Schmiererei wird mit Gold aufgewogen!“ Wer wollte da nicht den sittenreinen Naturalisten erkennen — den einzigen, der viel leiden muß in dieser Welt voller Sünde und Thorheit? —

VI.

Ein jeder neue Roman von Emil Zola befestigt in uns die tiefe Ueberzeugung, daß dieser Naturalismus durch und durch falsch ist, falsch in seinem Ausgangspunkte, falsch in seiner Richtung, falsch in seinem Ziele.

Das Verhältniß zwischen Wahrheit und Dichtung wird von diesen Naturalisten nur in dem allerbeschränktesten Sinne erfaßt. Es kann niemals die Aufgabe der Kunst sein, daß ihre Werke uns nur den Auswurf entlocken sollen: „Ja, das ist wahr, es gibt solche Schufte! Ja, der menschliche Jammer, die Verkommenheit sind so groß, wie sie hier geschildert werden.“ Dann wäre eine Gerichtszeitung, eine jede Criminalverhandlung, die unerwartete Gemeinheiten, welche im Verborgenen schlummern, an die Deffentlichkeit bringt, ein Kunstwerk besonderer Art. Es gibt nichts Wahreres als den sogenannten „Luftmörder“ in Bochum, als Dumollard und Traupmann. Es ist eine lächerliche Beschränkung des Dichters, wenn man ihn mit dem alten Gemeinplatz zu beirren sucht: „nur das Wahre ist schön“; da fehlt der Nachsatz: „in der Dichtung soll aber nur das Schöne

wahr sein!" Sonst ist's doch wahrlich nicht der Mühe werth, zu schaffen. Gewiß ist auch das Häßliche der schönen künstlerischen Durchbildung und Gestaltung fähig; aber daß nur das Häßliche in der Kunst berechtigt sei, das ist ein so sinnloses Paradox, daß man staunen muß, wie ein geistvoller Mensch die Redheit haben kann, diesen Widersinn mit seinem Namen und seinen Werken zu vertreten.

Sollen die Statuen des Hermes und der Venus zertrümmert, soll nur noch der lüsterne Faun und der verkrüppelte Sklave aus dem Stein gehauen werden? Sollen von der Leinwand nicht mehr der Charakterkopf eines bedeutenden Mannes, das lachende Antlitz eines schönen Weibes, eines lieblichen Kindes uns entgegenblicken? Sollen wir nur widrige Fragen, Ausfälsche und Verfaulte sehen? Soll aus der Musik nur noch in müßigen Mißklängen das Geplär der Gassen und das Gestampfe der Maschinen an unser Ohr dringen? Sollen wir darauf angewiesen sein, in den Werken der Dichter nur mit verklumptem und verkommenem Gesindel, mit schmutzigen Kerlen und feilen Dirnen zu verkehren? —

Zola hat eine wahre Scheu vor Angenehmem und Wohlthuemem. Es steht ihm wahrlich übel an, über George Sand zu spötteln. Das Gefühl des Schönen und Edlen, das selbst durch die Verirrung der Leidenschaft siegreich durchbrechen kann — es ist ihm fremd. Er macht sich darüber lustig, weil er es nicht kennt oder nicht kennen will. Seine Veredtsamkeit, die ganz erstaunlich ist, sobald es sich um Gemeinheiten handelt, versagt, sobald er von anständigeren Dingen und Gefühlen sprechen muß. Dann stottert er und stockt wie in einer Zwangslage. Man hört es förmlich aus den Seiten heraus, wie er unwillig einen lästigen Druck erduldet, er stöhnt, als habe er eine schwere Arbeit zu verrichten. Dagegen wird ihm die Zunge leicht und freudig, wenn es sich darum handelt, etwas recht Widerwärtiges in widerwärtiger Form zu sagen. Ich unterschätze die materielle Arbeit, die dazu erforderlich ist, in keiner Weise. Es ist gewiß eben so schwierig, für einen rohen Begriff einen müßigen und häßlichen Ausdruck zu finden, wie einen wohlgebildeten und erfreulichen. Und wie es um den Ausdruck bestellt ist, so ist es auch um die Gesinnungen bestellt, um die Beweggründe zu der Handlung, um die Handlung selbst.

Zola ist eben der Ueberzeugung oder — ich muß diese Einschränkung immer wieder anbringen — behauptet der Ueberzeugung zu sein, daß nur das Scheußliche wahr ist; und da, wo sich das Weihevollte gewissermaßen aufdrängt, muß es schleunig entweicht werden. „Rien n'est sacré pour un sapeur“, heißt ein französisches Lied. Für diesen Dichter, der es zu seiner Aufgabe gestellt hat, die Mine unter die Gesellschaft zu legen, giebt es nichts, was heilig wäre, weder die Kirche während der Verheirathung, noch das Muttergottesbild, das zu einem lächerlichen Scherze benutzt wird, noch der Tod und dessen grausige Vorboten.

Das Mädchen stürzt betroffen in das Zimmer Notisbens; man hat

einen dumpfen Schlag gehört. „Der Herr! der Herr!“ ruft sie entsetzt. Da liegt der alte Babre, vom Schläge gerührt. Das genügt nicht! Das Antlitz des Sterbenden muß noch besudelt werden. Er schlägt mit einem Auge auf's Tintenfaß, und „die kleinen schwarzen Tropfen laufen an der Wange herab bis zum Mundwinkel“. Man muß sich lange besinnen, ehe man dergleichen findet! Bei dem Anblicke eines Sterbenden könnte einen ja einmal etwas von dem geheimnißvoll edlen Schauer beschleichen, den die Weihe des Todes um sich verbreitet — das soll nicht sein. Entweihung ist die große Aufgabe. „Malheureux! l'agonie de notre pauvre père ne t'est pas même sacrée!“ Das Wort, das Clotilde ihrem Bruder sagt, man möchte es dem Verfasser von „Pot-Bouille“ zurufen.

Soweit ist es gekommen, daß wir uns nach „Nana“ sehnen! Es war doch wenigstens ein hübsches Weib, und sie hatte doch wenigstens einmal in ihrem Leben, als an die Brust dieses traurigen Stadtkindes auf dem Lande der heilige Odem der Natur schlug, so etwas wie ein unschuldig reines Gefühl. Da lag doch silberner Mondschein licht und herrlich über den schlummernden Bäumen, da erzitterte doch einmal der würzige Hauch der unentweiheten Natur, da wehte doch einmal frische Luft! Aber hier?

Nichts als Jammergestalten, nicht eine einzige, die nur interessant wäre, Strolche und Lumpe der gewöhnlichsten Art! Niedrigkeit der Gesinnung, Schachern und Freilichen, Bestreben des gegenseitigen Uebervortheilens, Lächerlichkeit ohne Leidenschaft, Vergehen und Verbrechen ohne Sinn und Verstand! Ein beliebiger Knote, der ein wahrheitsgetreues Tagebuch führt und des Ausdrucks mächtig ist, dem das Gefühl, daß gewisse Dinge besser ungesagt bleiben oder, wenn sie durchaus gesagt werden müssen, wenigstens eine gesellschaftsfähige Hülle verlangen, gänzlich unbekannt ist, könnte uns denselben Genuß bereiten, den uns Zola mit dem „Pot-Bouille“ gewährt.

Es ist eben ein großer Irrthum, wenn die Dichter des Naturalismus glauben, die Enthüllung der menschlichen Niedrigkeit und Verkommenheit sei schon deshalb interessant, weil diese Niedrigkeit und diese Verkommenheit thatsächlich vorhanden sein mügen. Das Nackte ist ja allerdings auch vorhanden, es ist ja auch vollkommen wahr; aber das verhindert doch nicht, daß sich Zola wenn er mit Menschen verkehrt, Kleider anzieht, die über das Bedürfnis des Schutzes gegen die Witterung hinausgehen.

An keinem wird ein gutes Haar gelassen. Wir haben diese Galerie von Männern und Weibern betrachtet! Bedenken denn die Autoren nicht, daß auch sie Mütter, Frauen und Schwestern haben, um wenigstens einige Ausnahmen gelten zu lassen, wenn sie die Sittenlosigkeit der Weiber als die Regel aufstellen? Und es ist ja gar nicht wahr, was uns da gesagt wird. Die Pariser Bourgeoisie hat sicherlich ihre Fehler und ihre Laster, aber so schlimm wie Zola sie schildert, ist sie sicherlich nicht! Schlimm ist nur, daß Zola keinen Sinn für das Tüchtige und Ehrenhafte hat. Und die Franzosen mügen sich bei ihm bedanken. Wenn sie diesen Propheten ehren,

so stehen sie auf einer Erhabenheit des Standpunktes, an die keine andere Nation heranreicht, denn kein Schriftsteller thut so viel dazu, die Achtung vor seinem Lande zu vernichten und die Vorurtheile gegen dasselbe zu schärfen, wie gerade Zola.

Freilich ist der Erfolg, wie er sich durch Zahlen ausdrückt, ganz gewaltig; aber es sollte mich doch sehr wundern, wenn er dauerhaft wäre. Es ist kaum noch möglich, diese Lectüre für Erwachsene zu bewältigen. Es konnte nicht fehlen, daß ein großes Talent im Dienste des Verwerflichen Aller Blicke auf sich ziehen, daß Zola heftige Gegner und leidenschaftliche Vertheidiger finden würde. Aber nun kennt man das leidige Lied, und die beständigen Variationen werden obenein mit der Zeit noch langweilig. „Pot-Bouille“ steht auch als rein schriftstellerisches Werk gegen „l'Assommoir“ und „Nana“ sehr erheblich zurück. Es ist matter und müder — Zola hat seinen Köcher geleert und den Strang seines Bogens verbraucht. Erst gegen das Ende des Romans rafft er sich zu den stärkeren Leistungen auf, die die Kritik, wenn sie die Verwerflichkeit seiner Dichtungen tadelt, noch immer zu einer respectvollen Behandlung des Schriftstellers nöthigen.

VII.

Zolas Weltanschauung ist immer trüber und trüber geworden.

„Wieviel Jammer!“ ruft der Priester aus, und der Arzt entgegnet: „Es ist das Leben.“

Es ist das Leben nach der Auffassung eines Schwarzsehers wie Zola, nicht das Leben, wie es das reine Gemüth des Dichters erfäßt. Dieser läßt seinen Helden ausrufen: „O Königin, das Leben ist doch schön!“

Das Geheimniß dieser ganzen naturalistischen Dichtung Zolas wird durch eine grausame Offenheit enthüllt. Es ist ein überwundener Standpunkt, daß das Leben im Sinne des Dichters interessant ist, wo man's packt; der Dichter Zola stellt das Programm auf: wenn man sich wohl befindet, ist es nicht mehr interessant! Seite 467: „quand on se porte si bien, ce n'est plus intéressant.“ Da haben wir den leitenden Grundsatz des naturalistischen Katechismus! Gesundheit ist langweilig, wir wollen interessant sein, und deshalb befallen wir uns nur mit dem Krankhaften. Es ist zu verwundern, daß ein so kluger Mann wie Zola in dieser unvorsichtigen Weise die Geheimnisse seiner Schule hat ausplaudern können.

Befindet er sich etwa auch von Zeit zu Zeit in der Stimmung seines Abbé Mauduit? Beschleicht auch ihn mitunter der Zweifel, ob er ein guter Priester, ein getreuer Diener am Worte sei, und ob er mit dem Pfunde, das ihm gegeben, so wuchere, daß er die schließliche Abrechnung nicht zu fürchten hat? Wenn er in der Welt eben nur den Sieg der Dummheit und des Lasters sieht, wenn er überzeugt ist, daß alle sittlichen Stützen unserer Ordnung zusammenbrechen, dann wäre es begreiflich, daß er wie sein Priester ohnmächtig hinsinkt und nicht mehr die Kraft verspürt, sich durch diesen

menschlischen Jammer hindurchzuarbeiten. Und wenn er dann in dem Glauben, daß die Wahrheit todt und der Himmel leer ist, verlangend ausblickt, dann wird auch für ihn, wie für den Abbe Mauduit, der Heiland „nur eine leblose bleiche Gypsfigur ohne einen Blutstropfen“ sein.

Mit Ekel und Widerwillen schlägt man das Buch zu, zugleich mit tiefem Bedauern, daß ein begabter Dichter der Verfasser ist, der in seinem Selbstbewußtsein keine andere Meinung anerkennt, als die seinige, der den Anspruch darauf erhebt und die Kraft zu besitzen glaubt, die ethischen und ästhetischen Anschauungen einer ganzen Culturepoche nach seinem Willen umzugestalten. Verdrossen und erbittert gegen sich und seine Umgebung legt man das Buch aus der Hand, um es nie wieder aufzunehmen. Denn man hat genau die Empfindung, die das Kammermädchen Bija ausdrückt: Man wird von der unanständigen Gefinnung dieser Gesellschaft angesteckt. „Ma parole; on y devient mallonnéte malgré soi.“





Illustrierte Bibliographie.

Conversationslexicon. 13. illustrierte Auflage. Leipzig. F. A. Brodhaus.

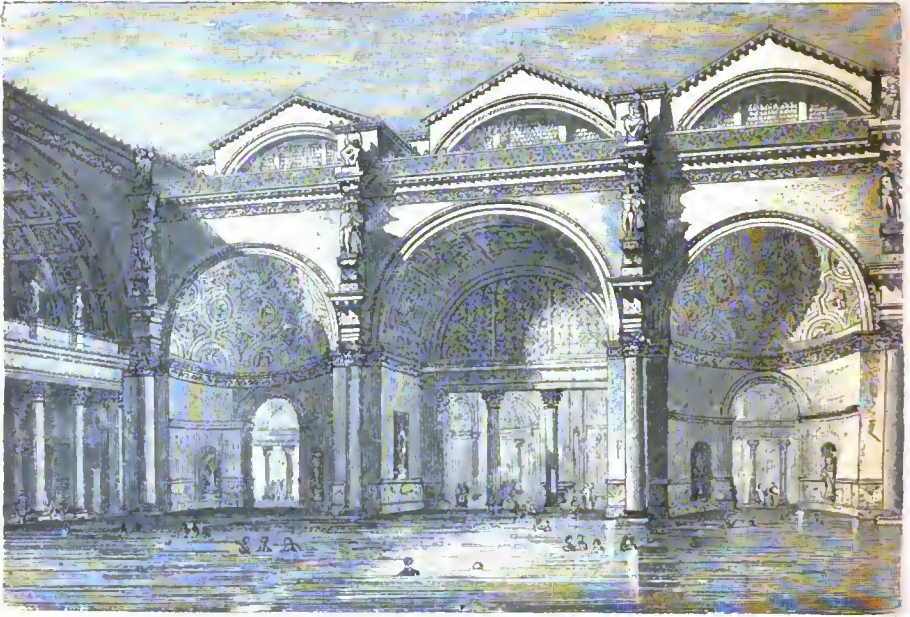
Wir sind in der beneidenswerthen Lage, zwei Conversationslexica zu besitzen, welche sich durch ihre verschiedenen Vorzüge die Palme streitig machen, ohne daß man entschieden eines davon für den Sieger erklären könnte. Bei dem Ankaufe eines solchen Handbuches entschied man sich aus irgend einer Liebhaberei oder aus einem kleinen Grunde für den Meyer oder für den Brodhaus; aber Niemand hätte



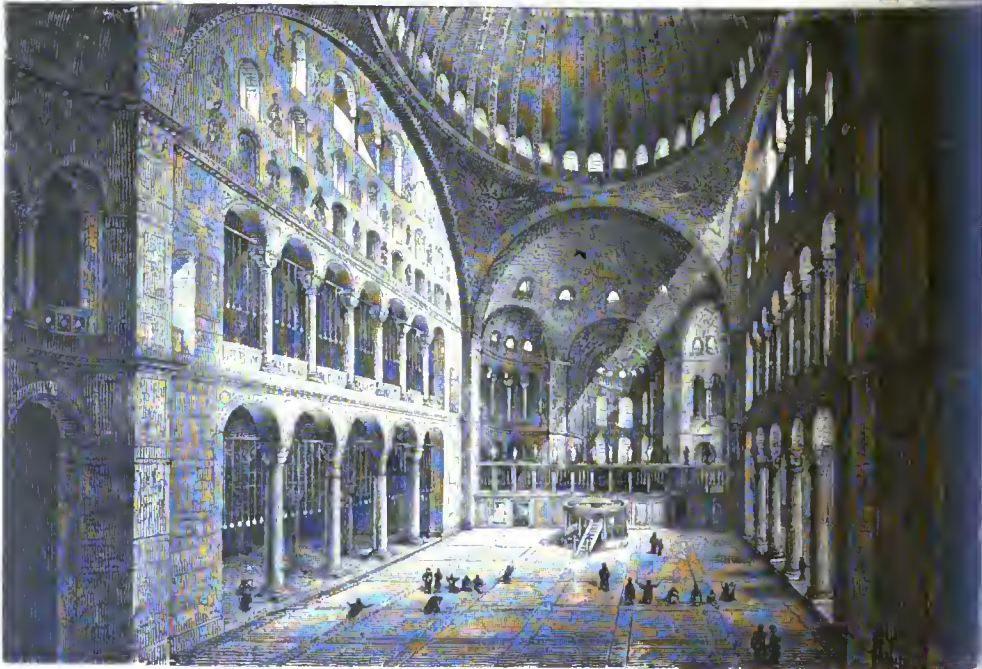
Aus F. A. Brodhaus' „Conversationslexicon“.

zu sagen gewagt, daß er das Nichtgewählte für schlechter hielte; die Meisten hätten gewiß am Liebsten beide zugleich gekauft.

Der Brodhaus ist das ältere von den beiden Büchern; er hat schon ein beinahe ehroürdiges Alter, denn seine Anfänge fallen mit denen unseres Jahrhunderts zusammen. Seine Entstehungsgeschichte ist eine ziemlich merkwürdige, ein kennzeichnendes Stück aus einer elenden Zeit. In der vorzüglichen Lebensgeschichte von F. A. Brodhaus, dem Stifter des Geschäftes, findet man die vollständigen, urkundlich belegten Nachrichten darüber, mit wie viel kleinen Schwierigkeiten, mit wie viel Bosheit



Aus J. A. Brodhans' „Conversationslexicon“.



Aus J. A. Brodhans' „Conversationslexicon“.

und Mißgunst und Unverstand ein Mann damals zu kämpfen hatte, wenn er einen guten Einfall großartig ausführen wollte.

In der That trat das Brockhaus'sche Conversationslexicon von vorherlein als Sieger auf. Wer einmal die erste Auflage gesehen hat, der weiß, daß sie sich immer



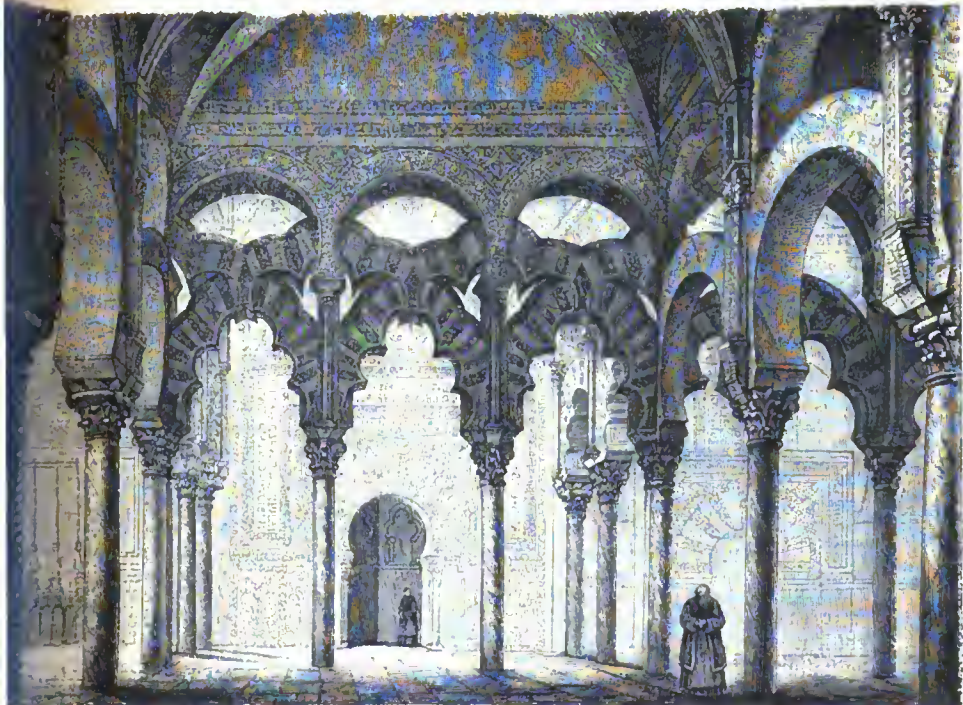
Bewohner von Tigre (Abessinien).



Köner von der Goldküste.

Aus f. N. Brockhaus' „Conversationslexicon“.

noch etwas altwäuerisch zwar, aber sehr stattlich darstellt, und daß man sie auch ganz gut brauchen kann. In den siebenzig Jahren, die seitdem verfloßen sind, ist es zu einem



„Innere Ansicht der Moschee zu Cordoba.

Aus f. N. Brockhaus' „Conversationslexicon.“

Hausbuche geworden, ist sein Name schon in's Sprichwort gekommen, und hat es sich mannhast gegen jeden Wettbewerb behauptet.



Der Münster zu Freiburg i. Br.
Aus J. A. Brockhaus' „Conversationslexicon.“

In den letzten Jahren allerdings hatte das Meyersche ihm ein wenig den Rang abzulaufen begonnen. Der Druck war gefälliger, vor Allem die Ausstattung mit Karten und Abbildungen (die im Brockhaus fehlten) reicher. Die Verleger haben demnach eingesehen, daß sie in dieser Neuzerlichkeit ihr Werk einer durchgreifenden Veränderung unterziehen müßten, und sie haben bei dieser dreizehnten Auflage danach gehandelt. Nachdem gegenwärtig der erste Band derselben abgeschlossen ist, kann man sich ungefähr ein Urtheil darüber bilden, und dieses fällt auf das Günstigste aus. Daß der Text theilweise sehr bedeutend umgearbeitet worden ist, versteht sich von selbst, und daß bei der Redaction desselben Gelehrte ersten Ranges thätig gewesen sind, versteht sich desgleichen, und daß das Werk gut ausgefallen ist, braucht wohl nicht erst versichert zu werden. Es seien nur noch einige Worte über die Ausstattung gesagt. Für den Text sind jetzt ebenso wie bei Meyer gebrochene Spalten gewählt worden. Man ist das nun einmal bei Wörterbüchern so gewöhnt und freut sich des Zugeständnisses so, daß man gern die Verkleinerung des Druckes mit in den Kauf nimmt. Außerdem sind dem Buche Karten und Holzschnittillustrationen (von denen wir einige Proben geben) beigelegt worden. Beides entspricht allen Anforderungen, die man nur stellen mag. Hoffentlich schließt sich nun Brockhaus dem Vor-

gange des bibliographischen Instituts (wo Meyer's Legion erscheint) auch darin an, daß er einen Schlüssel (der wirklich sehr brauchbar ist) und Jahressupplemente veröffentlicht. Etwas dergleichen besaß er schon früher in „Unserer Zeit“ vor der Umgestaltung dieser Zeitschrift. Jedenfalls ist es eine sehr wünschenswerthe Zugabe, denn ohne sie veraltet solch ein Buch, das ein immerhin ziemlich kostbares Ding ist, doch gar zu schnell.

—ck.

Adolf Menzels Illustrationen zu den Werken Friedrichs des Großen. In Holz geschnitten von D. Vogel, N. Vogel, Fr. Unzelmann und H. Müller. 200 Blätter, mit Text von Ludwig Pietzsch. Berlin 1882. R. Wagner's Verlagsbuchhandlung. 4 Bände.

Das vorliegende Werk ist eine sogenannte Liebhaberausgabe: es sind überhaupt nur dreihundert Exemplare davon abgezogen worden. Der große Erfolg, den es sofort gefunden — binnen kürzester Frist waren 200 Exemplare verkauft — spricht nicht nur für den Werth der Veröffentlichung, sondern auch dafür, daß dieselbe einem lange gehegten und allgemein empfundenen Wunsche entgegenkam.

Jener Wunsch hat in der That bestanden. Man wußte, daß diese Menzel'schen Illustrationen das Schönste waren, was unter dem geistreichen Stifte des damals jugendlichen Meisters hervorgegangen, und das Vollkommenste, was der neuere Holzschnitt hervorgebracht hatte. Und die wenigen Blätter daraus, die sich hier und da in die Mappen eines Kunstfreundes verirrt hatten — Preisstücke seltenster Art — bewiesen denen, die sie gesehen, daß jenes Urtheil keineswegs übertrieben hatte. Die Sammlung selbst aber war eigentlich unerreichbar, denn sie bildete einen Bestandtheil der Prachtausgabe von den Werken Friedrichs des Großen, die Friedrich Wilhelm IV. veranstaltet hatte.

Diese Prachtausgabe war selbst nur in einer sehr beschränkten Anzahl von Exemplaren abgezogen worden, welche überhaupt nicht auf den Büchermarkt gekommen sind. Sie wurden an die großen öffentlichen Büchereien abgegeben, oder an Männer von ganz besonderer Auszeichnung verschenkt: unter Anderem — und das ist wohl ziemlich der letzte Fall eines solchen Geschenkes gewesen — erhielt Thiers kurz nach dem Frankfurter Frieden diese beneidenswerthe Gabe.

Wer gern Büchereien besucht, der hat diese in Maroquin gebundenen Quartanten gewiß oft genug gesehen: meist sehen sie neben anderen Prunkstücken an bevorzugtem Platze — mehr zum Augentrost als zur Benutzung bestimmt, denn sie werden nicht verliehen und nur für Kenner im Lesezimmer ausgelegt. Der Text dieser Ausgabe ist seitdem allen folgenden zu Grunde gelegt worden. Der bekannte Friedrich-Kenner Preuß hatte die Bearbeitung desselben, mit der dem Namen nach die Berliner Akademie betraut worden war, übernommen. Der großen Sorgfalt, womit diese Aufgabe durchgeführt worden war, entsprach die äußere Ausstattung. Von dem Einband ist schon geredet; Druck und Papier, durch die damalige Geheime Ober Hof-Buchdruckerei von Decker geliefert, waren das Schönste, was zu jener Zeit geleistet werden konnte, und werden noch heute kaum übertroffen worden sein. Außerdem waren zum Schmuck des Werkes große Bildnisse bestimmt, deren Zeichnung und Stich in die bewährtesten Hände gelegt wurden.

Daß der königliche Herausgeber sich damit nicht begnügte, sondern auch dem Holzschnitt eine wenn auch bescheidene Hilfsleistung bei dem großen Werke zugewiesen, das ist ein Ruhm für seinen feinen Kunstsinne, den der Umstand nicht schmälern wird, daß er sich schwerlich über die Bedeutung dessen, was er damit gethan, klar gewesen ist. Man muß ja den Vorgängen schon fernher stehen, um sie recht zu würdigen. Heute wissen wir wohl, was jener zu besagen hatte.

Der Holzschnitt war damals eine ganz junge Kunstübung. Was die großen Meister des 16. Jahrhunderts geleistet hatten, das hatte schon vor dem großen Kriege der verwildernde Geschmack zu übersehen angefangen und hatte sich ganz dem Metallstiche zugewandt. Von der Illustration und der Herstellung großer Blätter beinahe völlig ausgeschlossen, fristete jener ein kümmerliches Dasein, dem er eigentlich erst im Anfange dieses Jahrhunderts entzogen worden ist, als gleichzeitig die Sammellust sich den alten Holzschnitten zuzuwenden begann, und nach und nach einige Holzschnitzer sich an das Licht der allgemeinen Aufmerksamkeit durcharbeiteten, welche Kraft und Willen besaßen, Besseres zu leisten als die Bignetten auf Tabaksbüthen, die schließlich fast allein noch ihrer Kunst Aufgaben gestellt hatten.

Zimmerlin war die Entwicklung eine ziemlich langsame. Sie lag fast noch in den Windeln, als Adolf Menzel bekannt zu werden anfing. Der Geschichtsschreiber Kugler war einer der Ersten, dem er in die Augen fiel, derjenige jedenfalls, dessen Hilfe seine Volkstümlichkeit die erste und zugleich mächtigste Förderung verbanke. Er schrieb für ihn seine „Geschichte Friedrichs des Großen“, die im Jahre 1840 herauskam. Es ist nicht grade das Muster einer Lebensgeschichte, ein etwas trockenes, sandiges Buch, dessen Inhalt schwerlich viel dazu beigetragen hat, dem Volke seinen Helden nahe zu rücken. Wenn es trotzdem einen nachhaltigen, noch heute fortwirkenden Erfolg gehabt hat, so dankte es diesen den Zeichnungen Menzels. Es ist wohl überflüssig, dieselben zu charakterisiren: Jedermann kennt sie. Sie sind das Beste, was wir über jenen Gegenstand besitzen, sind das unübertroffene Abbild jener denkwürdigen Regierungszeit, haben vor Allem das Urbild Friedrichs geschaffen, welches im Volke lebt und seitdem jeder neuen Darstellung zu Grunde gelegt wird. Für die damaligen Bewunderer kam aber noch ein Gesichtspunkt in Betracht, den wir heute nur noch nachempfinden können. Diese Illustrationen gaben eine ganz neue Anschauung von der Leistungsfähigkeit des Holzschnitts. Wenn bisher kein neuerer Künstler so für die Holzschnneider zu zeichnen vermocht hatte, so hatte auch kein Holzschnneider es so gut verstanden, die Absichten des Zeichners wiederzugeben, wie die beiden Vogelz, Ungelmann und Müller.

Das Buch ist ein Markstein in der Geschichte des Holzschnitts. Den zweiten bezeichnet die Berufung der genannten fünf Künstler zur Theilnahme an Friedrich Wilhelms IV. Prachtausgabe. Es war das erste Mal, und es war eine hohe Auszeichnung, daß man den so lange mißachteten Holzschnitt wieder zur Ausschmückung eines so kostbar angelegten Werkes zuließ.

Im Spätsommer 1843 erhielt Menzel den königlichen Auftrag. Er sollte zu dem dreißigbändigen Werke 200 Schlußstücke zeichnen, die unter die einzelnen Schriften gesetzt werden sollten. Sechs Jahre hatte er auf die Ausführung verwandt: um Weihnachten 1849 war dieselbe erledigt. Es war nichts Kleines; rein äußerliche Dinge erschwerten seine Thätigkeit. Er durfte den Raum von 12 Centimetern im Quadrat nicht überschreiten, und dieses Maß erlegte natürlich auch der Wahl seiner Darstellungen eine gewisse Beschränkung auf.

Ueberblickt man heute diese Blätter im Zusammenhang, die bisher in den Schriften Friedrichs des Großen zerstreut gewesen, so hat man das Gefühl rückhaltlosster Bewunderung; ja man sagt sich, daß man dem Meister, so hoch man ihn immer geschätzt haben mag, bisher nicht entfernt gerecht geworden ist. Hier ist nicht nur das höchste Können: hier ist einer der geistreichsten Künstler des Jahrhunderts, ein feinsinniger Mensch voll anziehendster Liebenswürdigkeit.

Friedrichs Schriften zu illustriren, war, auch abgesehen von den vorhin erwähnten Schwierigkeiten, nicht leicht. Welche Aufgabe es gewesen, das erkennt man erst hier, in der meisterhaften Lösung. Friedrich der Große war das echte Kind seines Jahrhunderts, das es überhaupt liebte, alle Erscheinungen unter allgemeine Gesichtspunkte zu bringen. Er selbst nannte sich nicht umsonst den Philosophen. Gemäß dem herrschenden Geschmade hatte seine Schreibweise von vorn herein wenig Sinnliches Anschauliches, und dieselbe Abwendung davon zum Philosophischen hin zeigt auch die Wahl seiner Stoffe. Briefe, Schriften geschichtlichen, kriegswissenschaftlichen oder moralisirenden Inhalts, Gedichte, auf die der mit Vorliebe angewandte Ausdruck „Ode“ vorzüglich paßt, wenn man sich darunter etwas Schuttmäßiges denkt, das sind die Werke, worunter Menzel gleichsam das zusammenfassende Schlußwort setzen sollte. Denn mit wenigen Ausnahmen bot keines von ihnen ein Ereigniß, einen Gedanken, eine Wendung — irgend ein bestimmtes Ding, dessen Bild der Künstler nur hätte festzuhalten brauchen. Suchen mußte man den malerischen Punkt.

Erwägt man das, so begreift man, daß Menzel kaum weniger Geist brauchte, als einft dem königlichen Schriftsteller zur Verfügung gestanden hatte. Bei der Betrachtung

seiner Zeichnungen ist die Beobachtung, wie Menzel immer den malerischen Punkt gefunden, eine der genußreichsten Beschäftigungen. Ermöglicht wird sie allerdings allein durch den Text, für den man gar nicht genug Anerkennung haben kann. Dem Verfasser desselben, Ludwig Pic t s ch, blieb allerdings immer der letzte Ausweg, sich an den Künstler zu wenden und ihn zu fragen, wie er zu seinem Bilde gekommen sei und was er sich dabei gedacht habe. Immerhin wird er Friedrichs Werke kaum weniger gewissenhaft haben durchstudiren müssen als jener. Und die Frucht dieser Mühe? Fünf bis zehn, höchstens fünfzehn Zeilen Text zu jedem Blatte: eine kurze Beschreibung, wenn möglich die Textworte, worauf das Bild fußt, sonst nur eine ganz gebrängte Andeutung des Gedankenganges, den Menzel eingeschlagen. Nirgends drängt sich der Erklärer vor. Das ist eine Bescheidenheit, die den Leser doppelt dankbar für die untrügliche Zuverlässigkeit seines Textes stimmt. In dem Werke, worin wirklich Alles vollkommen und untadelig ist, hat auch der Führer Vollkommenes und Untadeliges geleistet. Das, was der Text giebt, ist nur das Nothwendige, ist aber auch ziemlich unbedingt nothwendig. Denn wer von uns kennt denn auch nur die Hauptschriften Friedrichs genauer? An ihm ist sein Französeln haften geblieben wie ein Fluch — nicht das mindeste Tragische an seinem Bilde! Hoffen wir, daß diese Ausgabe mancher auch zu dem Schriftsteller zurückleitet.

Wir sind meist gewohnt, Menzel als den großen Realisten zu betrachten, bei dessen Bildern man sich wohl etwas denken kann, von denen aber Niemand zu behaupten vermag, daß sie einen bestimmten Gedanken ausdrücken sollen. Hier nun wird man überrascht von der Fülle malerisch an den Tag gelegter Gedanken, genug, um eine ganze Schule von Programmmalern ihr Lebelang glücklich zu machen. Man erkennt, daß das, was wir bei ihm Realismus nennen, die freiwillige Zurückhaltung eines Mannes ist, der die Leistungsfähigkeit und Grenzen jedes Kunstgebietes erkannt hat. Menzel weiß eben, daß man viel mehr sagen kann, wenn man auf dem Boden eines Gedankenkreises steht, in den der Beschauer schon hereingetreten ist, daß dem Illustrator in diesem Sinne die Grenzen seines Ausdrucksvermögens sehr viel weiter gesteckt sind, als irgent einem andern bildenden Künstler.

Das gilt für den Fall, daß Menzel völlig in Friedrichs Kreise bleibt. Häufig genug aber nimmt er zu dem Stoffe, den dieser behandelt, seine ganz eigene Stellung. So sind die meisten seiner humoristisch gehaltenen Blätter entstanden. Allerdings nicht jenes, welches das Hochzeitgedicht an Lentulus schließt: die Putten, die als Schweizerhuben verkleidet, den Sprecher mit dem Carmen voran, das riesige Käserad anschleppen — eine ganz prächtige Gruppe — entsprechen dem Inhalte des Gedichts an den Schweizer Lentulus, dem sein Gönner den heimathlichen Lederbissen als Hochzeitgabe schickt. Auch nicht die Illustration zum Palladion — jenem ziemlich frostigen Heldengebicht auf die komischen Fährnisse „meines diden Balori“ — übertriebene Nachahmungen alter Kupferstiche billiger Herkunft, deren gamaschige Wichtigthuerei jedensfalls belustigender ist, als die Verse des großen Königs. Auch der über dem Munitionsmagen hängende Vorhang mit der assyrischen Adlerjagd — die Jäger tragen die Züge Maria Theresias, Ludwigs XV. und der Pompadour — entspricht noch ziemlich der Satire Friedrichs, die das Bild illustriert. Häufig tritt aber der Illustrator vor und spricht zum Schluß eine humoristische Glosse: so wenn er unter den Lustspielen, die während des Kriegs verfaßt worden sind, den Feldherrn darstellt, der sich den Soccus anknallt, während die Muse laut lachend unter dem Baume sitzt und ihm zusieht. Oder wenn er unter die „Cavallerieinstruction“ das Bild zweier studirender Lieutenants setzt: eines Strebers, der fleißig studirt, und eines andern, dem die ermüdete Natur den Gehorsam geweigert hat und der von besseren Gefilden frieblich träumt. Oder wenn er unter den „Elementen der Castrametrie“ darstellt, wie ein harmloser Maler, der das Lager ausnehmen will, von einem schnauzbärtigen Husaren so grob fortgewiesen wird, daß er aus Angst vor der erhobenen Pistole Hut und Malkasten und Alles verliert. Ja er tritt dem Schriftsteller geradezu gegenüber oder spricht wenigstens aus, was dieser

schwerlich zugestehen mag. Unter die schwungvolle Ode an die „göttliche Emilie“ — Frau von Châtelet, die Geliebte Voltaires, der man den Hof machen mußte, wenn man den Ausbund des Jahrhunderts gewinnen wollte — zeichnet er eine Eule, die wohlgefällig den dicken Weihrauch einathmet —: die ebenso eitle als gelehrte Frau würde sich über das Wischen schwerlich sehr gefreut haben.

Er scheut sich auch nicht, den König zu verbessern. Nennt dieser Newton und Locke als die Fürsten der Wissenschaft, so setzt er neben ihr Bild das Keplers und des Kopernikus. Und über den Schandpfahl, an den Friedrich den Machediavell geschlagen, hängt er den Lorbeerkranz und setzt seine Jahreszahl 1840 darunter.

Anderer Blätter wieder geben dem zartesten Empfinden den poetischen Ausdruck. Da ist ein Briefwechsel zwischen Vater und Sohn: meist dürre Worte, viel ist darin von „langen Perlen“ und Landwirthschaft und Geld die Rede. Das Bild dazu zeigt den Kronprinzen als Gärtnerburschen, der den strengen Vater in einer Baumschule umherführt. Als Porträts sind die beiden Gestalten höchst charakteristisch: aber diese Situation zu finden, dazu gehörte der Patriot und der feinsinnige Mensch, der zwischen den Zeilen liest. Wehlich zeichnet er unter dem Briefwechsel mit der Mutter, der fast nur halbamtliche Siegesberichte enthält, eine Victoria, die der alten, an den Stuhl gefesselten Frau die Palme bringt. Sehr schön sind auch die Schlußstücke zu den drei Theilen der Correspondenz mit Voltaire. Der erste geht bis 1740: hier beugt der Franzose sich vor dem Strahlenglanze des aufgehenden Gestirns zur Erde. Der andre, der mit dem unglücklichen Ausgange des Berliner Besuchs schließt, zeigt jenen unter der Gestalt eines alten Juden, der sich zu der fern ausgebreiteten Stadt zurückwendet, sie zu verfluchen. Die Freundschaft hat damit kein Ende, es folgt ein Nachkomme, den erst Voltaires Tod abschließt: wir sehen die Leiche auf dem Schaubette, von Lorbeern bedeckt, auf dem hageren Todengesichte noch immer die Spuren jenes Geistes, der es schön gemacht, und jenes böse Lächeln, das dem warmen Herzen des großen Todten so viel Unrecht that. D'Alembert, den der König wohl am Liebsten gehabt, weil er nie vertraut mit ihm verkehrt hatte, ist als junger Heros dargestellt, der, riesig auf der Weltkugel stehend, den Python bezwingt, an dessen Brüsten Schlangen saugen, und als Diogenes, vor dessen Tonne Alexander lauschend sitzt.

Die Allegorie nimmt überhaupt, wie es ja in der Natur der behandelten Schriften liegt, unter den Darstellungsarten ein weites Feld ein. Selten beruht sie in bloßen Attributen, die dann freilich immer in der geistreichsten Weise erfunden sind, wie Preußens Compas, der Entwurf über den Fürstentum u. s. w. An christlicher Allegorie findet man wenig; dieselbe scheint überhaupt zu arm, zu unbillig zu sein, um außer in Andachtschriften rechte Verwendung finden zu können. Nur der Spruch: „Und er soll Dir den Kopf zertreten“ etc. hat zu einer glücklichen Verwerthung Anlaß gegeben. Das Bild der drei Fanatiker, des Lutheraners, des Calvinisten und des Katholiken, die grimmig der verschlossenen Pforte den Rücken lehren, über deren Oberschwelle das Licht der Erkenntniß herausbricht — das kann man doch schwerlich mehr als eine christliche Allegorie gelten lassen. Dagegen zeigt Menzel, daß er Schulen und Akademien mit Nutzen durchlaufen, in der Benutzung antiker Anschauungen. Da findet man beinahe den ganzen Schatz beisammen: Heracles und Iolaos, welche die Hydra bekämpfen, Asklepios im Ringen mit der todbringenden Atropos, Mars, der den Janustempel öffnet, Sisyphus (er steht unter der „Ode an die Preußen“ und soll ihre angenehme Daseinsausgabe symbolisiren) u. s. w. Höchst eigenthümlich, aber dem Geiste des Roccoo nicht widersprechend und auch mit unseren Anschauungen wohl vereinbar, ist die Mischung allegorischer Figuren mit modernen. Die Illustration, die ja stets im Zusammenhange mit dem Texte bleibt und von vorn herein so empfangen worden ist, braucht sich das nicht zu versagen. Ein hübsches Blatt der Art stellt Friedrich dar, wie er mit der einen Hand seines Vaters krankem Diener nach dem Pulse faßt, mit der andern die Todesgöttin vom Lager wegzudrängen sucht. Noch ausgeprägter und überaus ausdrucksvoll tritt diese Mischung in dem Schlußstücke zu einer der historischen Schriften

auf: unter den Fittigen der Nacht, die auf die Augen des Feindes Schlummerkäse auspreßt, eilt ein preußischer Grenadier über die Leiber der Oesterreicher hinweg, deren einer, schon hinter ihm, sich drohend aufrichtet und wenigstens nachträglich nach dem Schwerte greift.

Eine lange Reihe von Bildnissen enthält das Werk. Es ist eine Art Orbis pictus des XVIII. Jahrhunderts. Fürsten und Fürstinnen in langer Reihe, Feldherren und Staatsmänner, Gelehrte und Dichter: man findet ihrer viele und vermißt kaum einen, dessen Angesicht man gern sehen möchte. Und es sind historische Porträts. Jeder einzelne ist gewissermaßen handelnd dargestellt: Peter III, wie er eben den Thron bestiegen und nun seinem Helben die Friedenshand entgegenstreckt, Karl VII. schlaff und verrottet, die Pompadour am Schreibtisch, beschäftigt mit den berüchtigten Briefen an Maria Theresia u. s. w. Eines dieser Bildnisse ist übrigens in einer Lebensgröße merkwürdig: Im vorigen Jahre bewunderte man es allgemeiner als einen ganz neuen Einfall Reinhold Weges', daß er den Mantel so um sein Mottke-Bildniß schlug, daß dessen Falten den Ansaß der Hüfte verdeckten. Menzel zeichnet eine prächtige Büste der Katharina, bei welcher der Mantel genau so behandelt ist. Auch eine Huldigung sei erwähnt, die unser Künstler einem Abgeschiedenen darbringt: unter den Briefwechsel mit Moritz von Sachsen hat er eine Skizze von Pigalles großartigem Denkmale im Straßburger Münster gesetzt.

Um diese Bildnisse nun schlingen sich die anmuthigsten Rahmen und Cartouchen, in ihren Zierrathen voll von sinnreichen Anspielungen, daß der Betrachter gar nicht müde wird. Menzel ist hier ganz in die Anschauung des Noeoe eingedrungen, jenes merkwürdigen Zeitalters, dessen Haarbeutel leicht und gefällig wie Psycheflügel auf den Schultern schwebt. Auch die Umgebung seiner Gestalten, die geschwungenen Linien des Hausraths, die lichten Räume, die geblähten Draperien — Alles zeigt die Anschauung jenes Jahrhunderts. Derselbe Mann, der den Geist des unrigen erfasst und ausgedrückt hat wie kein Anderer, findet sich mit Leichtigkeit auch in jene Formen. Bei den Soldatenbildern zeigt sich dieser historische Geist natürlich am auffälligsten. Menzel, dem wir ja die Uniformtypen von Friedrichs des Großen Heer verdanken, weiß selbstverständlich, wie jeder Gamaschknopf sitzt, und welche Falten die gefüllte Patronentasche in den Waffenrock preßt. Da ist nichts Gequältes; Alles ist wie spielend hingeworfen.

Und ebenso steht es mit den Darstellungsgegenständen an sich. Dieses Formengedächtniß ist unerchöpflich und untrüglich. Jede Bewegung ist mit einer Sicherheit gefaßt, der gegenüber ein Zweifel gar nicht aufkommt. Ob das bloß ein nackter Arm ist, der mit einigen Lorbeerblättern das blutige Schwert abwischt, oder eine verbundene Hand, die steif und vorsichtig in den vorgehaltenen Panzerhandschuh fährt — eine Bewegung, die man doch nicht alle Tage in der Küche sehen kann — das ist ganz gleichgiltig. Es sind Blätter darunter, die den Eindruck einer ganz erstaunlichen Naturwahrheit machen. Da ist ein Soldat, der sich lange mit einem überlangen Reisigbündel krumm geschleppt, und der es nun erleichtert neben dem Feuer — nicht hinwirft, sondern einfach fallen läßt; da ist ein anderer, der sich den Rock auszieht, und dem es dabei augenscheinlich gar nicht schnell genug von der Hand gehen kann; ein Dicker, der sich gähmend räfelt und die Arme mit den geballten Fäusten streckt. Oder stürmende Grenadiere, im Satz über einen Graben springend, stolpernd, fallend, sich wieder aufrassend, sechs Bewegungen durcheinander, jeder scharf im kurzen Augenblicke aufgefaßt.

Ueberall findet man in den Zeichnungen diese Wahrheit und diese großartige Einfachheit. Menzel bietet keine erdrückenden Mittel auf: das hat er nicht nötig. Aber er verfällt auch nirgends der Gelehrtheit. Ueberall begnügt er sich mit dem Ausdruck der Natur. Und was er damit erreicht! Da wird ein Pferd vorbeigeführt und dreht den Kopf nach einem Invaliden, der am Brückenrande sitzt. Kann man sich etwas Einfacheres denken? Aber man muß sehen, was Menzel daraus gemacht

hat. — Fast alle dieser Illustrationen sind Bilder an sich, die auch losgelöst vom Texte als abgeschlossene Kunstwerke erscheinen. Meistens sind es Genrebilder, die sich so anspruchslos geben, so ohne Suchen nach dem gebräuchlichen Wiß, daß man sie nicht beschreiben kann. Was ist an zwei Kabetten zu sehen, von denen der eine studirt, der andere gelangweilt in den grauen Tag hinausstarrt? Ueber so einen Stoff muß erst ein Menzel kommen. Man hat diesen Bildern gegenüber die Empfindung, daß hier köstliche Reichthümer achtlos, ungezählt hingeschleudert werden, weil sich ihr glücklicher Besitzer ihrer Unersehöpflichkeit sicher bewußt ist. Er braucht seine Phantasie nicht zu quälen: die Bilder strömen ihm fortwährend von Neuem zu.

Man kann hier auch Studien zu dem angenehmen Gemeinplafe: „Menzel sieht nur das Häßliche“ — machen. Das ist gewiß nicht wahr. Ihm geht nur der Ausdruck über die Schönheit der äußeren Form. Der oben erwähnte Eisyphus ist freilich keine Gestalt, die in Jugend prangt, dafür ist sein Stammen gegen die zermalmende Schwere des zurückrollenden Steines um so glaubhafter dargestellt. Hier ist die Schönheit eine innerliche und sie ist sicher schätzenswerther als die flache Gefälligkeit. Daß Menzel auch schöne Dinge, nicht nur geistig, sondern auch körperlich schöne Dinge sieht, dafür findet man hier zehn Belege statt eines.

Jenes Streben nach unbedingter Wahrheit hat übrigens Menzel, dessen Realismus, wie schon oben gesagt, nicht eben Plattheit bedeutet, nicht verhindert, bisweilen auch ein wenig phantastisch zu sein. So findet sich auf einem Bilde ein Theil nicht für die Anschauung des Betrachters, sondern aus der einer der Figuren heraus dargestellt. Es ist die Illustration zu einem Gedichte, das Ermahnungen vor Ausschweifungen enthält. Sehr übernünftig und noch unsicher auf den Füßen klammert sich der angepredigte Künzling an einen Tisch, auf dem vom gestrigen Male noch Gläser stehen. Seine Sinne täuschen ihn, er sieht die Gläser tanzen, und so hat sie Menzel auch gezeichnet. Der ganze Austritt ist etwas stark humoristisches und es ist sicher, daß man in dieser Auffassung ein solches Wagniß am allerleichtesten verträgt. Busch und Oberländer, die doch gewiß Künstler sind, haben Aehnliches oft gezeichnet: was bei Menzel nur auffällt, das ist der Gegensatz dieses Zuges zu der sorgfältigen und nirgends übertriebenen Darstellung in den übrigen Theilen des Bildes. Jener sticht aus diesen wirklich hervor wie ein Betrunkener aus einer Gesellschaft nüchternen Menschen.

Man kann leider nicht alles Einzelne erwähnen, was man über diese Zeichnungen gern noch vorbringen möchte; denn man kann über sie doch nicht wieder ein ganzes Buch schreiben. So seien zum Schluß nur noch einige Worte über die Thätigkeit der Holzschnneider hinzugefügt. Menzel selbst hat darüber geäußert, diese Holzschnitte seien das Höchste, was der Facsimileschnitt überhaupt zu leisten vermöchte. Das ist ein sehr großes Wort. Daß es aber heute noch Geltung hat, daß in der That bisher nichts hervorgebracht worden ist, trotz den Fortschritten, welche diese Kunstübung sonst seitdem gemacht, was jene überträfe, das ist wohl das Ehrendste, was man überhaupt darüber sagen kann. Diese Holzschnitte machen in der That den wunderbaren Eindruck, als wären sie unmittelbar unter der Hand des Künstlers hervorgegangen. Von dem Zwischengliede, das zwischen diesem und dem Beschauer vermittelt, der Thätigkeit des Holzschnidders erhält man zunächst eigentlich gar keinen Eindruck. In den Einzelheiten sowohl wie im Ganzen, im Strich wie im Allgemeindruck empfindet man sofort und unvermindert das künstlerische Wesen des geistigen Urhebers. Ein solcher Erfolg läßt sich natürlich nur erreichen, wenn man das Handwerksmäßige vollkommen beherrscht. Das ist hier entschieden der Fall. Die Holzschnitte sind nicht geziert und geleckt, aber sie sind so fein und dabei so kräftig im Strich, daß man bei der Aehnlichkeit in der Empfindung des Zeichners sich häufig an die großen Stecher des vergangenen Jahrhunderts gemahnt

führt. Es mag sehr schwer gewesen sein, das zu erreichen und einen Meister wie Menzel zufrieden zu stellen!

Meist ist die Ausführung eine sehr einfache, mit wenigen feinen Strichen, die eigentlich nur den Umriss geben. Aber darauf beschränken sie sich keineswegs. Der Hintergrund wird so verächtet, und solche Dichter werden ausgespart, daß das Hell-dunkel und eine ergreifende, völlig farbige Wirkung herausgearbeitet wird. Der Geist Heinrichs IV. bei Voltaire ist ein Beispiel davon, und vor Allem jenes herrliche Blatt, das unter einer Schrift Friedrichs über deutsche Zustände steht: Germania, ein nacktes, heldisches Weib sitzt auf Gebirgesspitze, tief dunkel ballt sich hinter ihr Gewitter zusammen, und ein Flammenstrahl, der ihren Körper grell beleuchtet, fährt daraus hervor und schreibt das Menetekel 1806 an die Wolkenwand. —

Ueber den Text ist schon gesprochen worden. Die Ausstattung, welche die schon durch ihre früheren verdienstvollen Unternehmungen (Hildebrandts Aquarelle etc.) rühmlich bekannte Verlags-handlung von Rud. Wagner dem Werke gegeben hat, ist eine gediegene, ihre Pracht besteht in der kostbaren Einfachheit. Jeder Schnitt ist auf ein Quartblatt abgezogen, dem ein Textblatt auf Blütenpapier vorgellebt ist. Der Druck ist in der Reichsdruderei ausgeführt worden und ist untadelig. Bei den Holzschnitten versteht sich das von selbst: aber auch der Text ist mit den schönsten Antiqua-Lettern auf das Sorgfältigste gesetzt und enthält keinen Druckfehler. Das Titelblatt hat Menzel gezeichnet: ein flügeltragender Putte, der sich ängstlich zwischen den Stäben eines Zirkels durchwindet. Und dieser trägt ein menschliches Gesicht, höhnisch grinsend mit dem Spruche: XII Centimètres. Hic — hic salta! Auch die Einbanddecke rührt von Menzel her. Der Grund stellte die Terrasse von Sanssouci dar, links steht eine schwarze Büste mit dem scharfen Profil des großen Königs, unter ihr zieht sich ein Gerant von Palmen und Lorbeerzweigen hin, auf denen Flöte und Feder, Degen und Fernrohr gebettet sind.

Deutschland ist nicht das Land der Liebhaberausgaben. Es fehlt hier an der Ueberslieferung, und fast jeder bisherige Versuch, Derartiges zu schaffen, ist läglich gescheitert. Bei uns herrscht noch viel zu viel die rohe Freude an der Masse. Wenn Jemand sich wirklich eine Bibliothek anlegt, dann liebt er nicht das einzelne Buch, sondern freut sich über die große Auswahl, und wenn er für ein prächtiges Werk ein ordentlich Stück Geld ausgiebt, dann will er auch etwas dafür haben: einen goldstrotzenden Folioband, die wie ein Arm und schwer wie ein Koffer und voll von einigen hundert Illustrationen. Die Deutschen sind gewiß schnell zusammengezählet, welche die feinere Bücherfreude kennen und in ein eigentlich persönliches, wärmeres Verhältniß zu ihrem Besitze treten. In Büchern kennt der Deutsche nicht das Glück, etwas zu besitzen, was nicht Jeder haben kann — nicht weil es sehr kostbar, sondern weil es selten ist. Die Meisten kennen im besten Falle nur als läglichen Ersatz dafür den Meid am Besitze der Anderen. Wir sind vielleicht ein durchschnittlich sehr gelehrtes Volk, aber im Vergleich zu anderen Völkern ist unsere Bildung doch noch viel zu jung und unser ganzes Leben noch zu arm, um solche Verfeinerungen zu kennen.

Nun bleibt nur noch ein Wunsch. Diese Ausgabe ist wunderschön und sie kann gar nicht freudig genug begrüßt werden. Aber die Menzel'schen Blätter dürfen nicht ein halb ungekannter Besitz in den Händen weniger, in den Dingen dieser Welt Besor-zugter bleiben. Sie müssen dem ganzen Volke gehören. Von den ursprünglichen Stöcken, die sich in Verwahrung unseres Museums befinden, hat man nicht mehr Abzüge nehmen können, ohne daß sie gelitten hätten. Jedenfalls ist dies der Grund für die Kleinheit der Auflage. Es wäre jundenkbar, daß die Genehmigung versagt werden sollte, diese köstlichen Blätter auf mittelbarem Wege zu vervielfältigen, zumal die moderne Technik die Möglichkeit dazu bietet. Für Niemand anders als für die Verlags-handlung, worin die Liebhaberausgabe erschienen ist, liegt die Veranlassung so nahe, nun auch eine Volksausgabe zu veröffentlichen, die, äußerlich natürlich anspruchs-

lofer ausgestattet, auch für den Mittelstand zugänglich ist. Sie müßte sich doch für einen Preis herstellen lassen, welcher den der landläufigen Prachtwerke nicht überstiege; dann erst würde dem großen Künstler und auch dem großen Könige ihr volles Recht geschehen sein. —ck

Uto mit dem Luchlein. Ein Bild aus Kaiser Rothbarts Tagen von Alexander Spitz. Mainz. Druck und Verlag von Victor von Zabern. 1878.

Unzählige Lieder sind vom Kaiser Barbarossa gesungen worden; die Heldensage, das Märchen, das Schauspiel wurden dazu verwendet, Flüge seines Heldenlebens zu verherrlichen und weit hinaus ins deutsche Land drang die Sage von ihm und seinen ruhmreichen Thaten. Und als nun gar das junge Deutschland sich seiner bemächtigte, den alten ritterlichen Kaiser zur Agitation für deutsche Einigkeit verwerten wollte, da spielten der Kyffhäuser, die Raben, der Zwerg, des Kaisers durch den Stein gemachener Bart eine große Rolle in der Poesie.

Als das neue deutsche Reich erstand, als der herrliche jugendfrische Kaiser seine ruhmvollen Schlachten schlug, da hätte man denken sollen, daß dem erlösten Barbarossa das ganze Volk entgegenjubeln und ein neuer Lieberfrühling sich über den Kyffhäuser verbreiten würde. Doch Alles blieb still und erst einem Solbaten, der im neuen schönen Frieden still und gewissenhaft seiner Arbeit nachging, war es vergönnt, in einem wundervollen Liede „aus Kaiser Rothbarts Tagen“ die Geschichte des großen Hohenstaufen zu singen und in den alten Lorbeerkranz in sinnig zarter Weise manch frisches Blatt zu flechten.

1878 erschien das Buch und jetzt erst, Dank liebevollen Freunden, die fest darauf bestanden, daß der alternde, moderner Poesie fremd gewordene Mann seine Abneigung gegen dieselbe bezwingen sollte, begann ich den starken Band zu lesen und labte mich von Herzen am schönen, kunstvollen Aufbau des Ganzen, dem vollen Vorn der Dichtkunst, aus dem das Werk entsprungen, dem Gedankenreichtum, der edlen frommen Sitte, welche das Buch vom Anfang bis zu Ende durchweht. Wie konnte aber, fragte ich mich, nachdem ich das Gedicht ein zweites Mal beendet, dasselbe nicht allein mir, das war kein Wunder, aber der literarischen Welt so völlig unbekannt bleiben? Mußte es nicht mit seiner, der deutschen Natur so zusagenden Romantik natürlichster, edelster Art sich Bahn brechen auf dem dornenreichen und doch soviel betretenen Pfade schriftstellerischer Thätigkeit? Und doch ist das Räthsel so leicht gelöst. Der Verfasser, seinem ersten Berufe seit Jahren hier lebend, hat wohl wenig sich den literarischen Mittelpunkten genähert. Er hat nicht in den Salons vorgelesen, nicht, um ein mildes Wort zu brauchen, in unbedeutenden Journalen Artikel oder Erzählungen geschrieben, er hat die Neclame ebenso wie sein Verleger verschmäht und geduldig gewartet, daß die Sonne durch die Wolken bräche.

Ich kenne den Verfasser nicht, mich treibt nicht Beruf und Pflicht, die Lanze für ihn einzulegen — ich kämpfe für ihn, weil das Buch schön und gut ist und hat es sich erst Bahn gebrochen, so wird es die Eintagsfliegen überleben, so wie der Adler den Zaunkönig.

Uto ist der Enkel des unglücklichen Pfalzgrafen Stahelck, der, nachdem er Weib und Kinder in verhängnißvollen Zufällen verloren hat und vom Kaiser überdies mit entehrender Strafe belegt worden ist, sich als Einsiedel in einem Walde am Rheine verborgen hält. Im Walde trifft Uto mit Agnes, der Tochter des Ritters Walbert, zusammen; in ihrem Beschein erwirgt er einen Vären, wird von ihr verbunden und auf Walberts Schloß geführt. Dieser nimmt sich nach des Pfalzgrafen Tode des verlassenen Knaben an und läßt ihm eine ritterliche Erziehung zu Theil werden. Mit anderen Jünglingen, unter denen sich auch Gilge, sein eifersüchtiger Nebenbuhler um Agnes' Liebe, befindet, zieht Uto nach Mainz zu des Rothbart vielbesungenem Maifeste, zeichnet sich besonders aus, wird zum Ritter geschlagen und schließt sich der Fahrt nach Italien zur Hochzeit König Heinrichs — des späteren Kaisers, an. Das

Belager wird in Mailand mit Glanz begangen, mit Ritterspielen gefeiert, doch klingen durch die Freude Mißlänge zwischen Deutschen und Welschen.

Berrath ist geschäftig, der Papst und die feindlichen Städte haben gerüstet und ziehen gegen das zu jener Zeit treue Mailand heran. Des Kaisers Sohn führt das Heer, Graf Diez die Vorhut, Ito trägt das Reichsbanner, so überraschen sie Cremonas Schaaren und schlagen sie nach schwerem wechselndem Kampf, indeß die Feinde die Stadt erreichen und, unterstützt von den heimgebliebenen Bürgern, sich aufs Neue auf die Deutschen stürzen. Die Dunkelheit macht dem Kampf ein Ende, aber eine Schaar von 300 Männern schleicht sich, nachdem Priester sie dem Tode geweiht, heran, überfällt die Schlafenden, bis Diezens Heldenstimme die Müden erweckt und blutige Rache an den Cremonensern genommen wird. Der Sturm am andern Tage endet mit der Unterwerfung und Bestrafung Cremonas, der in rascher Folge die Unterwerfung Italiens, Roms- und die Heimkehr folgen. Dem alten Diez, fällt Ito's verändertes Gebahren auf, er muß beichten und schnell in rascher That bietet Diez, der greise Held, seinem Liebling an, für ihn um die Braut zu werben. Froh werden sie auf Rheinstein aufgenommen, wo Gilgen kurz vorher von Agnes mit einem Antrag abgewiesen worden ist, und gern wird die Werbung angenommen. Nach einigen glücklichen, in junger Liebe Lust verlebten Tagen reiten die Helden heim zum Rothbart, der in Frankfurt Hof hält und gern dem Helden die Braut gewährt. Als Gabe giebt er ihm:

„Geh' auf und ab und suche am gottgeliebten Rhein,
Und wo Du Dir willst bauen, die Burg, die Furt sei Dein.“

Des Kaisers Werkleute sollen ihm die Burg errichten und so weit das Auge reicht, soll alles Ito's als freies Königslehn sein.

Die Fürstin sendet ihm reiche Gaben für die Braut und stolz lehrt Ito mit seinen Freunden, als Alles bereit, nach Rheinstein zurück, wo die Vermählung in Lust und Pracht gefeiert wird. Die Burg „der Falkenstein“ wurde auf eines Berges Spitze, umgeben von grünem Walde, den Weinbergen, zu Füßen den brausenden Rhein, zu bauen begonnen und liebend gesteht schön Agnes dem Gatten, daß die alten Falken nicht auf der Burg allein haufen würden. Doch das Glück der jungen Liebe erfuhr bald eine Störung. Saladin hat Jerusalem erobert, die heiligen Orte waren in der Ungläubigen Gewalt und ein Sturm der Begeisterung braust durchs ganze deutsche Land, dem sich der Rothbart willig fügt und das heilige Werk mit klugem Rath beginnt. Schmer fällt Ito der Abschied von der theuren Frau, dem ersten Sohn, der neuen Heimath, der eben vollendeten und bezogenen Falkenburg. Jahre sollten vergehen, schweres Leidsal der Held erfahren, ehe ihm Gott die Heimkehr gewährt. Die Kreuzfahrt durch Ungarn, Bulgarien und Griechenland ist reich an Kämpfen und Abenteuern aller Art. Unter Anderen rettet Ito seinem alten Nebenbuhler Gilgen Freiheit und Leben — was diesen freilich nicht verhindert, heimtückische Pläne zu sinnen. In Kleinasien stößt das Heer auf unsägliche Mühsal, die schlimmer ist als der Kampf mit den Ungläubigen. Einmal sendet der Kaiser Ito dann mit hundert Kriegern, welche sich in Hinterhalt legen sollen, auf die Paßhöhe einer Felsklucht. Von dort soll Ito das Land und den Heranzug der Turkmannen beobachten, sie ruhig durchlassen, nur von ihrer Annäherung das Lager benachrichtigen, aber dann ihnen den Rückzug verlegen. Johann, der Wegweiser des Heeres, und Gilgen wollen ihn begleiten und der Kaiser gewährt es. Nachdem die Ritter ihren Posten bezogen, steigt Ito zu der bezeichneten Stelle hinauf, um dort Wache zu halten. Der Morgen kommt heran, ein Rosenstrauch lenkt Ito's Sinne zur Heimath, stimmt ihn milde, bis Gilgen, der sich unbenemerkt genacht, die Blumen mit dem Schwert abhaut, Ito mit bitterm Worte reizt und dann auf geheimnißvollen Mitt ins Land hinein reitet. Johannes, der unbeachtet dabei gestanden, reicht Ito mit mildem, aber vor Gilgen warnendem Wort die Rose hin, da nahen sich zwei Männer, ihre Saumrosse mit Weinschläuchen beladen. Sie geben sich für Griechen aus; der Wegweiser warnt, aber nachdem sie auf Ito's Geheiß

den ersten Becher freudig geleert, folgt er ihrem Beispiel, dem der Freund aber nicht folgt, da seines Ordens Regel den Wein verbietet. Die Griechen, von ihm nach dem Lager geleitet, erquiden mit edlem Trunk die Wächter am Engpaß; dann kehrt Johannes zu Ito zurück und findet ihn zu seinem Entsetzen in todtenähnlichem Schlaf. Schnell entschlossen, schleppt er ihn in eine nahe Höhle, verbirgt ihn und wappnet sich mit Helm, Schild, Schwert und dem Tüchlein des Schlummernden, einem Andenken an Agnes, giebt dem Lager den Alarmruf und wartet der Feinde, an deren Spitze Gilgen erscheint, sich auf den so wild Geächten stürzt, ihn niederschlägt, seinen Dolch ins Herz stößt und entflieht. Der Alarmruf hat die Schaaren zur Eile angetrieben. Sie stürzen sich auf den Feind, treiben ihn endlich zurück. Von dem Schlachtlärm erwacht Ito mit schwerem Kopf und wandert zum Paß zur Quelle, die ihm Labung schafft. — Umschauend erblickt er einen Erschlagenen in seinem Helm und Schild, löst den Panzer und sieht dicht bei einem Frauengürtel im Herzen des todtten Johanniters Gilgens ihm wohlbekannten Dolch. Als der Kaiser seinen Tod in den Wellen gefunden, wird Ito der ehrenvolle wie traurige Auftrag, zu Schiffe zu steigen und dem Kaisersohne Heinrich das Schwert zu bringen, das der Rothbart nun nicht mehr schwingen soll: das sichtbare Zeichen für das große Erbe, das ihn nun zufällt. Von dem klagenden Hofe reißt Ito sich los und eilt ungeduldig in die Heimath. Aber er soll sich der langentbehrten Gattin noch nicht erfreuen: es erwartet ihn böse Kunde. Gilgen ist vor Ito nach Deutschland zurückgekehrt, hat Agnes entführt und hält sie gefangen. Ito muß sich der List bedienen, um auf des Feindes Burg zu gelangen.

Damit schließt das Gedicht, dessen reiche Episoden sich natürlich der Wiedergabe entziehen. Ich habe bei der ganzen Wanderung durch dasselbe der Versuchung widerstanden, besonders schöne Stellen in längerer Ausdehnung auszuführen, denn ich wollte mir doch etwas Raum für die Besprechung aufbewahren. Nun zum Schluß gelangt, muß ich gestehen, daß mir Nichts zu erwähnen scheint, als das eine, aufrichtig gemeinte Wort zu dem Leser: Dies mit Wohlwollen und ist Dein Herz nicht gegen Parfen- und Schwörterklang unempfindlich, hat Dein Auge Sinn für Schönheiten des romantischen Landes, Dein Ohr Verständniß für den süßen Zauber der Sprache, so lies und Du wirst es mir Dank wissen.

Auf gute historische Forschungen gegründet, durch einen reichen Sagenschatz der Rheinlande und persönliche genaue Kenntniß derselben unterstützt, hat der Verfasser natürlich von seinem Recht der Erfindung und Ausschmückung Gebrauch gemacht. Was Ito anbetrifft, ist des Dichters Werk, aber Alles Erfundenes und Erdachtes ist, wie ich bereits im Anfang bemerkte, so logisch und natürlich aneinander gereiht, daß die vielverzweigte Handlung sich klar vor dem Leser abspielt. Ob ab und an einige Härten im Verse, die übrigens leicht zu beseitigen gewesen wären, vielleicht auch an meiner falschen Scandirung gelegen haben, vorkommen, weiß ich kaum noch. Die Sprache ist zart, blühend, oft zu gewaltigem Schwunge sich erhebend, und reich an sinnigen, edeln, großen Gedanken. Das ganze Buch ist durchweht von Liebe zu Gott, zum deutschen Vaterland, zu Allem, was wahr und schön ist, und von Herzen bebauere ich den, in dessen Innern Nichts für dasselbe spricht. Möge es Jedem erheben und erfreuen, wir es mich erhoben und erfreut hat. Das ist ein treu gefühlter Wunsch, welchen ich dem Lieb von Ito mit dem Tüchlein auf den Weg mitgebe. v. B.

Meyers Reisebücher. Der Orient. Haupttrouten durch Egypten, Palästina, Syrien, Türkei, Griechenland. 2. Band: Syrien, Palästina, Griechenland und Türkei. Kl. 8. XII und 623 S. Mit 8 Karten, 20 Plänen und Grundrissen. Leipzig, 1882, Bibliographisches Institut. Geb. M. 12.50.

Die Zahl der ausgezeichneten und reich bewährten Meyer'schen Reisebücher enthält durch diesen neuen Band eine ebenso erwünschte wie gelungene Vermehrung. Noch weit mehr als der erste Band dieses Werkes, welches durch die Darstellung der Reise eine Lücke in unserer Reise-literatur füllte, hilft der hier vorliegende zweite Band

einem reichlich vorhandenen Mangel ab; denn es fehlte bisher thatsächlich an einem Reisehandbuch in deutscher Sprache, welches Griechenland und die Türkei nebst den nach Athen und Konstantinopel führenden Routen in einer den heutigen Ansprüchen der Touristen genügenden Weise behandelt. Der Plan der Redaction, „denjenigen Reisenden, welche weniger studiren und lesen, aber desto mehr schauen wollen“, ein literarisches Hilfsmittel zu schaffen und in diesem Reisehandbuch „nur die Hauptsehenswürdigkeit des Orients vorzuführen“ ist auch in diesem zweiten Bande mit lobenswerther Umsicht und Konsequenz festgehalten. Nur insofern ist über den Rahmen des ursprünglichen Programms hinausgegangen, als Olympia, Troja und Pergamon mit aufgenommen sind — und das ist nur mit Dank zu billigen. Die Abfassung eines Orientführers gehört zu den schwierigsten Aufgaben der einschlägigen Literatur; sie ist — so weit es unter den gegenwärtigen Verhältnissen überhaupt möglich — hier in mustergiltiger Weise gelöst. Die Ausstattung des Bandes entspricht seinem inneren Werthe.

Wörterbuch der Hauptschwierigkeiten der deutschen Sprache. Von Daniel Sanders. 13. Aufl. Berlin, Langenscheidtsche Verlagshandlung.

Ueber die erste Auflage dieses Buches hat der Herausgeber dieser Blätter die Bemerkung gemacht: „Die Hauptschwierigkeit bei Sanders Hauptschwierigkeiten ist, die Lösung einer Schwierigkeit darin zu finden.“ Das Register des Buches war nämlich durchaus unzureichend. Obwohl indeß jene Bemerkung durchaus zutreffend war, haben die Hauptschwierigkeiten einen so raschen Erfolg gefunden, wie er selten vorkommt. Seit 1880 sind dreizehn Auflagen erschienen. Selbst wenn man dabei anschlägt, daß sie einem wirklichen Mangel abgeholfen, muß man sich überzeugen, daß ein solcher Anklag sich nur durch gediegene Vorzüge erwerben läßt. Und zu ihnen gesellt sich nun auch der eines ausführlichen, wirklich brauchbaren Registers. Jetzt ist man wirklich im Stande, mit diesem Buche in der Hand, jeden Augenblick dem ersten auftretenden sprachlichen Bedenken abzuhelfen. —ck.

Die Nassauische Simultanvolkschule. Von C. G. Firnbacher. 1. Band. Wiesbaden, C. G. Kunze's Nachfolger.

Das Werk ist so fleißig gearbeitet und so groß angelegt, daß man kaum sagen kann, es komme einem Bedürfnisse des Tages entgegen, denn in seiner Entstehung reicht es viele, lange Jahre zurück. Aber wohl darf man sagen, daß es heute, wo die Simultananschule ein Gegenstand erbitterten Hin- und Herzerrens geworden, wie einst der Leichnam des Patroklus, daß dieses Buch ein ganz besonderes Interesse hat. Es redet nicht von den Zeitereignissen, aber man findet darin manche Glosse über jene. — Die Nassauische Simultanvolkschule ist nämlich etwas sehr Merkwürdiges — eine Merkwürdigkeit allerdings, von der sich wohl nur Wenige träumen lassen. Sie besteht schon seit dem Anfange dieses Jahrhunderts, und Nassau ist also das einzige Land, an dem man die Folgen der confessionlosen Schulbildung beobachten kann. Es scheint nicht, daß sich seine Bewohner durch auffallende Gottlosigkeit auszeichnen, wohl aber befinden sie sich dabei äußerst zufrieden. In dem kleinen Ländchen, das aus Duzenden noch kleinerer Länderecken zusammengesetzt worden war, fanden sich die grellsten Confessionsmischungen, die man sich denken konnte. Es war damit nicht anders fertig zu werden, die auseinanderstrebenden Elemente waren nicht anders zusammenzuhalten, als in der confessionlosen Schule. Die Geschichte ihrer Entstehung schildert nun der vorliegende Band, und in ihren Rückblicken wird diese zugleich zu einer allgemeinen Geschichte des Schulwesens in den betreffenden Gebietsstheilen unter den früheren Herrscherhäusern. Das ist eine ganz außerordentlich interessante Monographie. Der Verfasser war dafür um so besser befähigt, als er Jahrzehnte lang in der nassauischen Unterrichtsverwaltung gearbeitet hat. Die folgende Abtheilung giebt eine Uebersicht über die einschlägigen Gesetze und auch Darstellung der damit erzielten Erfolge ist in einem zweiten Bande versprochen, dessen Erscheinen hoffentlich bald bevorsteht. —ck.

Moris Brosch, Geschichte des Kirchenstaates. 2. Band. Die Jahre 1700—1870. 8. XII. und 469 S. Gotha, 1882, F. A. Perthes. Band 1 und 2. M. 16.80.

Gelegentlich des Erscheinens der ersten Hälfte des Werkes ist seiner Vortrefflichkeit an dieser Stelle eingehend gedacht worden. Es bildet eine willkommene Ergänzung zu Ronkes bahnbrechender und glänzender Darstellung. Schon der Großmeister der deutschen Geschichtsschreibung hat mit Nachdruck darauf hingewiesen, wie der spanische Erbfolgekrieg im Eingange des 18. Jahrhunderts die politische Ohnmacht des Papstes an den Tag brachte. An diesem Punkte und in diesen thatsächlichen Verhältnissen setzt der zweite Band der vorliegenden Schrift ein und führt die Geschichte des Kirchenstaates dann durch bis zur Gegenwart. Natürlich fehlt hierbei ebensowenig eine allgemeine Charakteristik der Päpste jener Epoche, noch die Rücksicht auf die Culturbewegung Italiens in dieser von den Humanitätsideen bewegten und beherrschten Zeit. Ist es auch nicht eine der unmittelbaren Aufgaben der großen Heren-*Mert-Giebrecht'schen* Sammlung, zu welcher unsere Schrift gehört, neues urkundliches Material zu verwenden, so fehlt dasselbe doch keineswegs. Namentlich ist es das venetianische Archiv, das der Verfasser mit Fleiß und Umsicht für seinen Zweck ausgebeutet hat. Auch durch diese eingehende historische Darstellung wird der thatsächliche Beweis von der Unhaltbarkeit jener staatlichen Monstrosität des Kirchenstaates evident geliefert. Er erreicht sein Ende fast gleichzeitig mit der beginnenden geistlichen Anstraffung des Papstthums, die in der Dogmatisirung der eigenen Unfehlbarkeit gipfelt. Gerade in unseren Tagen gewinnt der Gegenstand dieses Werkes, auch wenn es ohne schielende Seitenblicke auf die Gegenwart, deren Interessen und Sorgen auftritt, an Bedeutung, ja an Spannung.

Das Räthsel der Frauenseele. Drei Novellen von Albert Lindner. Berlin, Richard Panow.

Der Verfasser ist auch auf diesem Gebiet kein Neuling mehr. Auch hier zeigt sich der vollwichtige Dichter, dem sich manches Räthsel löst. Die Darstellung ist geschickt und gefällig — die Stoffe, wenn auch nicht neu, erscheinen doch sehr anziehend. Er hat drei klassische Typen in moderne Situationen gerückt: eine — allerdings überempfindliche Lucretia, eine Adelhild (Gäh) und eine Donna Diana — aus Hinterpommern. Besonders die beiden ersten Figuren zeigen viel Originalität, wenn auch keine gesunde. Das Buch bildet eine unterhaltende Lectüre von der guten Art —
—ek.

Die Kunst des Bauchredens von Ernst Schulz. Erfurt, Fr. Bartholomäus.

Das Buch, dem wir schon aus gewissem äußerlichen Grunde Sympathie entgegengebracht, welches dieselbe aber auch durch seine inneren Vorzüge ohnehin erobert haben würde. Ueber das eigentliche Technische daran, den theoretischen Theil, steht uns zwar das Urtheil nicht zu, und es sei daher nur berichtet, daß Andere, sachkundige Leute es sehr loben. Aber die ganze Darstellung, besonders die Schilderung berühmter Bauchredner ist so hübsch, so munter und mit so flotten Humor geschrieben, daß man sich unterhalten und gesejelt fühlt, auch wenn man nicht die Absicht hat, die edle Kunst des Bauchredens selber zu erlernen oder sich auch nur eine Vorstellung von den Hilfsmitteln derselben zu bilden (was übrigens gar nicht so uninteressant ist). Der Verfasser des Buches ist der bekannte „Mimiker“ Ernst Schulz, zu dessen Talenten außer jener staunenswerthen Wandlungsfähigkeit der Züge als stilles auch die Kunst gehört, die er hier lehrt. Das Büchlein ist sehr hübsch ausgestattet — ein sehr erfreulicher Anblick für den, der sich erinnert, wie dürftig noch vor wenigen Jahren dergleichen Literatur sich präsentirte. Erkennen wir diesen Fortschritt mit gebührendem Danke an.

C. F. Pohl. Joseph Haydn. 2. Band resp. Band I. 2. Abtheilung. 8. VIII mit 384 S. mit 14 S. Notenbeilagen (thematisches Verzeichniß) und einem Portrait Haydns in photographischem Lichtdruck. 8. Leipzig, 1882, Breitkopf u. Härtel.

Nach einer Pause von sieben Jahren folgt dieser zweite Band des bedeutenden Werkes dem ersten. Mit der Genugthuung darüber, daß die Fortsetzung überhaupt erschienen ist, wird man dem Wunsche Ausdruck geben müssen, der dritte, abschließende Band möge nicht gleichfalls sieben Jahre auf sich warten lassen. Um die Musikgeschichte und insbesondere um Joseph Haydn hat sich Herr Pohl mit seiner Arbeit ein bleibendes Verdienst erworben. Gleich der classischen Arbeit Otto Jahns über Mozart, gleich dem Werke Chrysanders über Händel und Spittas über Johann Sebastian Bach ist das Buch Pohls eine Encyclopädie all' dessen, was über Joseph Haydn zu sagen und vorläufig noch zu erfahren ist. Sorgsamstes Quellenstudium, philologische Treue in der Prüfung und Verwerthung des verwendeten Materials, sicheres musikalisches Verständniß, überhaupt hingebungsvolle Liebe zu seiner Aufgabe zeichnen das Werk aus und gestatten die gleichzeitige Nennung mit dem Mozartbuche Jahns, der den Verfasser auch zu seiner Arbeit veranlaßt hat. Leider ließt diese sich nicht so gut, wie die des Meisters; neben anderen Umständen trägt daran wohl die Thatfache Schuld, daß die äußeren Lebensverhältnisse Haydns nicht so bewegt waren, wie die des Jüngers, dessen unvergleichliche Briefe allein hinreichen, um seiner Biographie einen ganz eigenartigen Reiz zu verleihen. Im Ganzen dürfen wir sagen, ist unser Buch eine sehr werthvolle Leistung nicht nur für den Musiker, sondern auch auf dem Gebiete der Culturgeschichte; der erste wird an der Gesamtheit sich erfreuen, an dem „Musikalischen Theil“ mit seinen Analysen, an dem „Thematischen Verzeichniß“, der Freund der Culturgeschichte an dem Zeitbilde und seinen scharf umrissenen Gestalten. Nochmals: Wäge der Schluß nicht lange auf sich warten lassen.

Meyers Taschenlexika. Bibliographisches Institut, Leipzig.

In diesen Blättern ist auf die zweckmäßige Sammlung des bibliographischen Instituts schon aufmerksam gemacht worden. Mittlerweile schreitet dieselbe rüstig vorwärts, so daß man vielleicht hoffen darf, sie noch in diesem Jahre abgeschlossen zu sehen. Letztlich sind drei neue Bände erschienen. Das Militärlexikon von J. Castner (mit Abbildungen) behandelt Heerwesen und Marine aller Länder — die Deutschlands selbstverständlich am ausführlichsten — und enthält außer allem, was zur Beschreibung über die Gegenwart erforderlich ist, auch hinlänglich eingehende Darstellungen über die Vergangenheit des Kriegswesens. Fr. Embachers Lexikon der Reisen und Entdeckungen entspricht wohl gleichfalls einem Bedürfnisse, denn, wie man täglich wahrnehmen kann, ist das Interesse für diesen Stoff lebhaft wie nur je. Es enthält einen alphabetisch geordneten biographischen Theil und eine topographisch geordnete Uebersicht der Forschungsgebiete. Sehr werthvoll ist das bibliographische Material. Das Lexikon der allgemeinen Literatur von G. Vornhal ist insofern von besonderem Werthe, als es, abgesehen von Scherrs vortrefflicher Literaturgeschichte, an einem handlichen Buche über die fremden Literaturen fehlt. Allgemeine Uebersicht und Erläuterungen der Poetik sind aufgenommen. Ein zweiter Band, worin Adolf Stern die deutsche Literatur speciell behandeln soll, steht noch aus. Endlich sei noch das Lexikon der Geschichte des Alterthums und der alten Geographie von Heinrich Peter erwähnt. Wir brauchen heutzutage die Kenntniß des Alterthums ebenso nöthig wie unsere Väter; leider stellt unsere zersplitterte Bildung zu verschiedenartige Anforderungen, als daß wir in jenem ebenso zu Hause sein könnten wie diese; der kleine, inhaltsreiche Band ist eine willkommene Hilfe für das gemarterte Gedächtniß. —ck.

An die Redaction von „Nord und Süd“ zur Besprechung eingegangene Bücher.

- Anhäuser, W.**, Gedichte. Trier 1882. Fr. Lintz'sche Buchhlg.
- Bonstatt-Wahlberg**, Aus den Vorkämpfen des Kadetten-Corps und der Haupt-Kadettenanstalt zu Lichtenfelde. Hannover 1882. Helwing'sche Verlagsbuchhlg.
- Das Deutchthum in Ungarn.** Berlin 1882. H. Th. Mrose.
- Dwacklage.** Wir Emsland-Geschichten. Leipzig 1882. Wilhelm Friedrich.
- Göttinger**, Reallexicon der deutschen Alterthümer Heft 10. Leipzig. Woldemar Urhan.
- Guttman, Dr. jur. S.**, Friedrich II. König von Preussen. II. (als Staatsmann) nach seinen Schriften. Berlin 1882. H. R. Mecklenburg.
- Gutzelt, Hans**, Worin besteht unsere Unsterblichkeit? Berlin 1881. H. Th. Mrose.
— Von der Kirche zur Natur. 1. Lief. Berlin 1881. H. Th. Mrose.
- Hohenzollern, Die**, und das deutsche Vaterland. Lief. 17—21. München. Fr. Bruckmann's Verlag.
- Hübner's** Statistische Tafel aller Länder der Erde. 31. Aufl. Frankfurt a/M. 1882. Wilhelm Rommel.
- Jodl**, Geschichte der Ethik in der neueren Philosophie. I. Band. Stuttgart 1882. J. G. Cotta'sche Buchhlg.
- Kell, Richard** und Robert, Goethe, Weimar und Jena im Jahre 1806. Nach Goethe's Privatacten. Leipzig 1882. Edwin Schloemp.
- Köhler, Dr. Jos.**, Aus dem Lande der Kunst. Würzburg 1882. Stabel'sche Buchhlg.
- Kretschmer, Albert** und **Rehrbach, Dr. Carl**, Die Trachten der Völker. 2. Aufl. 25. Lieferung. Leipzig. J. C. Bach's Verlag.
- Lippert, Julius**, Christenthum, Volksglanbe und Volksbrauch. Berlin 1882. Theodor Hofmann.
- Mäurer, German**, Der neue Eulenspiegel. Paris 1882. Wilhelm Mauritius.
- Möllere** und seine Bhhne, her. von Dr. Heinrich Schweitzer. IV. Heft. Wiesbaden, März 1882. Selbstverlag.
- Naan, A. August**, Von stiller Insel. Lieder und Gedichte. Leipzig 1882. Wilhelm Friedrich.
- Plöschmann, Dr. Richard**, Geschichte der Kunst im Alterthum, 1. Lief. Aegypten, mit einem Vorwort von Georg Ebers. Leipzig 1882. F. A. Brockhans.
- Portig**, Die Sixtinische Madonna von Raphael und die Camposanto-Cartons von P. von Cornelius. Leipzig 1882. Julius Drescher's Verlag.
- Roseggors P. K.**, Ausgewählte Schriften. Lief. 51—60. Wien, Pest, Leipzig. A. Hartleben's Vorlag.
- Rosenberg, Adolf**, Geschichte der modernen Kunst. Lief. I. Leipzig 1882. Fr. Wilhelm Grunow.
- Sammlung Musikalischer Vorträge.** Nr. 37/38. Leipzig 1882. Breitkopf & Härtel.
— No. 39. Leipzig 1882. Breitkopf & Härtel.
- Schwebl, Oskar**, Culturhistorische Bilder aus der Deutschen Reichshauptstadt. Berlin 1882. Abenheim'sche Verlagbuchhandlung.
- Seydel, Rudolf**, das Evangelium von Jesu in seinen Verhältnissen zu Bnddha-Sage und Bnddha-Lehre. Leipzig 1882. Breitkopf & Härtel.
- Teutsch, Traugott**, Schwarzburg. Historische Erzählung aus dem Sachsenlande. Lief. 1—14. Kronstadt 1882. Heinrich Dressnandt.
- Wartenburg, Karl**, Catilina's Söhne. Roman. Leipzig 1882. Alfred Krüger.
- Wegener, Dr. Richard**, Aufsätze zur Litteratur. Berlin 1882. Erich Walkroth.

Von Herrn Joh. Brahms erhielt ich eine directe freundliche Mittheilung, daß die Angaben über seinen Vater: „derselbe sei öfters sehr heftig gewesen, heitere Jugend habe der Knabe nicht erlebt“, irrig seien; daß es ihn „schmerzt, seinen guten Vater“ so geschildert zu sehn; daß er mit ihm immer im besten Einvernehmen gelebt habe, daß dieser noch in den letzten Lebensjahren „mit jugendlicher Lust“ mit ihm „in Oesterreich, am Rhein und in der Schweiz herumspaziert“ sei, und daß er „heute ruhig und heiter zurückdenken kann an die theuren Eltern“.

Ich habe jene Angabe von Personen, „die mit Hamburger Verhältnissen bekannt“ sein wollen, ausdrücklich „ohne die mindeste Gewähr für die Wahrheit der Behauptung“ wiedergegeben, und kann daher die Berichtigung des Herrn Brahms mit um so größerer Freude hier verkünden.

H. Ehrlich.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterjagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Apollinaris

Natürlich

KOHLensaURES MINERAL-WASSER.

APOLLINARIS-BRUNNEN, AHRTHAL, RHEIN-PREUSSEN.

AUSZÜGE AUS DEUTSCHEN EMPFEHLUNGEN.

Gen.-Stabsarzt K. Univ.-Prof. Dr. von Nussbaum, München.

„Ein äusserst erquickendes und auch nützliches Getränk, wesshalb ich es bestens empfehlen kann.“

Geh. Med.-Rath Prof. Dr. Virchow, Berlin.

„Sein angenehmer Geschmack und sein hoher Gehalt an reiner Kohlensäure zeichnen es vor den anderen ähnlichen zum Versauct kommenden Mineral-Wässern vortheilhaft aus. 24. Dezember 1878.“

Dr. Oscar Liebreich, Prof. der Heilmittellehre a. d. Univ. Berlin.

„Ein ausserordentlich angenehmes und schätzbares Tafelwasser, dessen chemischer Charakter es in hygiänischer und diätetischer Hinsicht ganz besonders empfiehlt und dessen guter Geschmack bei längerem Gebrauch sich bewährt. 5. Januar 1879.“

Geh. San.-Rath Dr. G. Varrentrapp, Frankfurt a. M.

„Ein sehr angenehmes, erfrischendes, ebenso gern genossenes als vorzüglich gut vertragenes Getränk, unvernüschet oder auch mit Milch, Fruchtsäften, Wein, &c. 4. März 1879.“

K. Univ.-Prof. Dr. M. J. Oertel, München.

„Als erfrischendes Getränk rein oder mit Wein gemischt, nimmt es unter den Mineralwässern sicherlich den ersten Rang ein. 16. März 1879.“

Geh. Med.-Rath Prof. Dr. F. W. Benecke, Marburg.

„Eins der erfrischendsten Getränke und sein Gebrauch, insensderheit bei Schwäche der Magenverdauung, sehr empfehlenswerth. 23. März 1879.“

Sanitäts-Rath Dr. G. Thilenius, Soden a. Taunus.

„Ein zum diätetischen Gebrauch ganz vorzügliches Wasser, das sich vor anderen durch seinen erfrischenden und belebenden Einfluss auszeichnet. 5. April 1879.“

KÄUFLICH BEI ALLEN MINERALWASSER-HÄNDLERN, APOTHEKERN &c.

DIE APOLLINARIS-COMPANY (LIMITED)

Zweig-Comptoir: Remagen a. Rhein.

Das Versand-Geschäft

VON

Mey & Edlich, Plagwitz-Leipzig

Hollieferanten Sr. Maj.  des Königs von Sachsen

versendet nachstehende Waarengattungen direct nur an Consumenten, selbst vom kleinsten Quantum an in bester Qualität zu den billigsten Preisen nach allen Ländern Europas.

Es liegt im Interesse eines Jeden, welcher Bedarf in einem oder dem anderen angebotenen Artikel hat, sich den illustrierten Preis-Courant von dem Versand-Geschäft Mey & Edlich, Plagwitz-Leipzig, kommen zu lassen, welcher auf frankirtes Verlangen gratis und franco an Jedermann gesandt wird.



Specialitäten

des



Versand-Geschäfts MEY & EDLICH, Plagwitz-Leipzig:

Mey's Stoffkragen, Manschetten und Vorhemdchen für Herren, Damen und Kinder. Stoffrüschen.

Rüschen in Battist, Tüll, Mnl, Gaze etc. für Damen.

Schwarzseidene Cravatten für Herren und Knaben.

Welsse Battist- und Atlas-Cravatten für Herren. Bante Satin-Cravatten.

Schwarzseidene Blindeshlipse.

Manschettenknöpfe mit Elnöhre fuss und Feder. Kragen- und Vorhemdchenknöpfe.

Leinene Handtücher, leinene Wischtücher, Hausleinen und Prima geklärt Creas-Leinen im Stück und per Meter.

Rohr leinene Taschentücher für Damen, Herren und Kinder.

Leinene Oberhemden-Einsätze. ren- und Knaben-Oberhemden. themden für Herren.

Fransenhemden.

Leinene Kragen und Manschetten für Damen, Herren und Kinder.

Shirtings, Chiffons und Hemdentuch.

Baumwollene Strumpfwaaeren für Frauen, Herren und Kinder.

Wollene Strumpfwaaeren, Gamaschen, Hosen und Jacken.

Gesundheits-Jacken für Damen und Herren.

Parfüms, Toilette-Seifen, Pomaden, Haaröle und Zahnpasta.

Stearinkerzen.

Japanischer und Chinesischer Thee. Chocoladen; Mey's Cacao pulverisirt. Kaffee-Ersatz.

Biscuits und Waffeln.

Cigarren.

Alle Aufträge von 20 Mark an werden portofrei geliefert

und zwar innerhalb Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Schweiz, Belgien, Holland und Dänemark.

Briefmarken aller europäischen Länder werden in Zahlung genommen.

Illustrierte Preis-Courante werden auf Verlangen gratis und franco versandt.

Das Versand-Geschäft MEY & EDLICH, Plagwitz-Leipzig garantirt und verschickt nur beste Waare zu den billigsten Preisen. Nicht gefallende Waaren werden bereitwilligst zurückgenommen und umgetauscht.

Briefe, Anfragen und Aufträge sind zu richten an das
Versand-Geschäft MEY & EDLICH, Plagwitz-Leipzig,
Detailgeschäft, 9 Neumarkt LEIPZIG.

Inhalt des 2[^]. Bandes.

April — Mai — Juni.

1.882.

Aarl Bartsch in Heidelberg.

Das altfranzöfische Volkslied 224

L)aul Boerner in Berlin.

Rudolf Virchow bis zur Berufung nach Würzburg i.«5

Mit dem Porträt Rudolf Virchow». Radierung von Witt., Rohr in Königsberg i. pr.

Anton Theobald Brück in Bsnabriick.

Das Alter ^Zl,

h. Ehrlich in Berlin.

Johannes Brahms 2^2

Mit dem Porträt Johannes Brahms. Radierung von Milk., Rohr in Königsberg >. pr.

Wilhelm Jensen in Freiburg i. B.

Ein Schatten. Gedicht ZS2

Johann Aelle in Prag.

Die Verwischung der deutschen Sprache 2S2

ZN. Lazarus in Berlin.

Carnaval. Line psychologische Studie ?5

Paul Lindau in Berlin.

Toggenburg. Novelle 1

Die Geschwister. Roman in vier Büchern von Carl Frenze! 2S9

Das neueste Werk des Naturalismus. ?ot-Louille von «Emil Zola.. ZS?

Hermann Lotze ^.

Die Prinzipien der Ethik

Arthur Milchhöfer in Berlin.

Heinrich Schliemann und seine Werke SS Ludwig Freiherr von Ompteda in Wiesbaden.

Das holländische Kaus. «Line Erzählung 2?5

Johannes Scherr in Zürich.

Deutschland vor hundert Jahre» 55

Aarl Theodor Schultz in Danzig.

Gesüht. Novelle 15?

Rudolf Seydel in Leipzig.

Rudolf Hermann Lotze 225

Mit dem Porträt Rudolf Hermann Lotze, Radierung von W. «Rausloxf in München.

L. Siegfried in Bonn.

Illusionen. Eine psychologische Studie 2«t

Bibliographie 2s«. ^,7

j?aul Lindau in Berlin.

Toggenburg. Novelle I.

Johannes Scherr in Zürich.

Deutschland vor hundert Jahre»

Arthur Milchhöfer in Berlin.

Heinrich Schliemann und seine Werke 63

!N. Lazarus in Berlin.

Larnaval. Eine psychologische Studie 92

Paul Boerner in Berlin.

Rudolf virchorv bis zur Berufung nach Würzburg ^05

Anton Theobald Brück in Osnabrück.

Das Alter I.ZI.

Bibliographie.

Hierzu ein Porträt von Rudolf virchom. Raoirung von will,. Rohr in Königsberg i. pr.

^tvrd und Süd" ericheint am Anfang jede» Manais in yeften mit je ei»« Kunstbeilage.

— preis pro Duartal (Z Hefte) s Mark,

Alle Buchhandlungen und postanfalten nehme» jederzeit Bestellungen an.

Nord und Süd.

Eine deutsche Nonatsschri

herausgegeben

von

Paul Lindau.

XXI. Band. — April 1,882. — 6!.. Heft.

>NUt einem ponrail in Radimng: Rudolxb virchom.)

Toggenburg.

Novelle

von

Paul Lindau.

— Berlin. —

Am die zehnte Morgenstunde war Gustav Wöhringen in übelster Laune erwacht. Die verdrießliche Stimmung hatte ihn auch nicht verlassen, während er sich sehr langsam angekleidet hatte. Mit schwerem und wüstem Kopf hatte er sich an den Frühstückstisch gesetzt und ohne rechten Appetit seinen Thee getrunken. Er war wieder einmal, wie in den letzten Monaten fast ohne Ausnahme, zwischen drei und vier Uhr zu Bett gegangen; er hatte wieder einmal im Club gespielt und diesmal besonders unglücklich. Er hatte eine verhältnißmäßig sehr starke Summe verloren, deren sofortige Zahlung ihn in augenblickliche Verlegenheit brachte. Es war ihm peinlich, deshalb an seinen Bankier, der früher sein Vormund gewesen war, zu schreiben; und obgleich er keinem Menschen über seine Ausgaben Rechenschaft schuldete, sann er doch über eine Nothlüge nach, um seine Forderung zu rechtfertigen.

Alles das ging ihm durch den Kopf. Er war mit sich und der ganzen Welt zerfallen. Er hatte schon oft in ähnlichen Stimmungen den guten Vorsatz gefaßt, seinem zwecklosen Leben eine andere Richtung zu geben; aber niemals war es ihm ernsthafter gewesen als in dieser unbehaglichen Stunde, da er mit übergeschlagenen Beinen am Frühstückstische saß und nervös mit hastigen Fingen: die Enden seines starken strohblonden Schnurrbarts zu kühnen Spitzen drehend, zum Fenster hinausstarrte. Er suchte zu seinen Gunsten alle möglichen mildernden Umstände geltend zu machen.

Da er seine Mutter schon als Kind verloren hatte, war er in einer vornehmen Erziehungsanstalt in Thüringen bis zur Universität herangebildet worden. Im Alter von zweiundzwanzig Jahren, als er im fünften Semester war, hatte er das Unglück, seinen Vater zu verlieren. Er hatte keinen Bruder und keine Schwester, und mit den entfernteren Verwandten verkehrte er fast gar nicht. So war er als junger Mensch allein und im Besitz eines ziemlich 'großen Vermögens. Der unglückliche Zufall hatte ihn mit jungen Leuten zusammengeführt, die sich in einer ähnlichen Lage befanden. Er war in das Clubleben Hineingerathen; er stand auf gutem Fuße mit den Damen der kleinen Theater und vom Circus. In der guten Gesellschaft, zu der er durch seine Familie, durch seine Bildung und seine Unabhängigkeit gehörte, langweilte er sich; und wenn er es sich recht überlegte, so langweilte er sich eigentlich auch am Spieltisch des Clubs und bei den lärmenden Abendessen in den kleinen Cabinets. Seit Monaten stand er jeden Morgen mit der neuen Sorge auf, wie er den kommenden Tag todtschlagen solle. Und wenn er Abends nach Hause fuhr, mußte er sich jedes Mal wieder sagen, daß auch dieser Tag ein verlorener gewesen sei. Diesem freudeleeren Dahinsiechen ohne Erregung, ohne Hoffnung und ohne Enttäuschung — dem mußte ein Ende gemacht werden.

Gustav warf die Cigarre mit einem leisen Seufzer bei Seite und nahm eine der Zeitungen. Er las den ersten Satz in dem Romanfeuilleton: „Verhängnißvoll hatte Ada in sein Leben eingegriffen ...“ Weiter kam er nicht. Er legte das Blatt halb ärgerlich, halb lächelnd aus der Hand und sagte sich, daß die Romanschreiber nur Lug und Trug ersinnen, daß es in Wahrheit gar keine Adas gibt, die verhängnißvoll in ein Leben eingreifen.

Der heutige Tag, der 9. März des Jahres 1881 — das war sein fester Entschluß — sollte nicht vorübergehen, ohne ihm irgend etwas Ungewöhnliches zu bringen, irgend etwas, das seine Theilnahme herausfordern, das ihn lebhafter in Anspruch nehmen würde als das thörichte Einerlei seines gewöhnlichen Lebens. Wie zum Tröste sagte er vor sich hin: „Und wo ihr's packt, da ist's interessant.“ Er steckte eine neue Cigarre an und überlegte sich, wie er's anfangen solle, um irgend etwas zu erleben. Als erste Bedingung, um zum erstrebten Ziele zu gelangen, erkannte er, daß er nichts von dem thun dürfe, was er nunmehr feit Jahren tagtäglich gethan hatte. Er nahm sich also vor, heute den Club, die Theater, den Circus und alle Orte, wo er seine Bekannten zu finden Aussicht hatte, zu meiden. Den tollsten Plänen, wie sie eben nur eine durch Langeweile eingeschlummerte Phantasie nach gewaltsamer Aufrüttlung aushecken kann, sann er ernsthaft nach. Wie wür's, wenn er sich eines unglücklichen Kindes, das ihm irgendwo in den Weg laufen würde, annähme und eine Seele rettete? Oder wenn er dem ersten hübschen Mädchen, das ihm auf der Straße begegnen würde, folgte und sich Mühe gäbe, sich ernsthaft in dasselbe zu verlieben? Oder wenn er sich in einer ganz entlegenen und verruchten Gegend der Stadt eine möblirte Wohnung miethete oder auf einen beliebigen Bahnhof ginge und der ersten besten hübschen Person, die irgendwohin führe, folgte?

Inzwischen traf er wirklich alle Veranstaltungen wie zu einer kleinen Reise. Er erledigte einige Briefe, die längst der Beantwortung harrten, er brachte die Sache mit seinem Bankier in Ordnung, er überzählte seine Baarschaft, die immer noch ausreichte, um ihm zu gestatten, eine Vergnügungsreise von drei bis vier Wochen zu unternehmen; er machte sich bedächtigt zum Ausgehen bereit und sagte seinem Diener, es wäre möglich, daß er einige Tage nicht nach Hause komme. Fritz war ein wohlgeschulter Diener und wunderte sich über nichts, was sein Herr that oder unterließ.

Es war gegen zwei Uhr Nachmittags, als Gustav auf die Behrenstraße trat. Einen Augenblick blieb er unschlüssig vor der Hausthür stehen, ob er rechts nach der Hedwigskirche oder links nach der Wilhelmstraße abbiegen solle. Ein schmutziger Dienstmann tappte schwerfällig an ihm vorüber; Gustav beschloß, ihm zu folgen. So gelangte er durch den Durchgang der kleinen Mauerstraße unter die Linden. Vor den dort angebrachten Schaukasten der Photographen blieb er stehen und besah die ausgehängten Bilder. Es waren meistens mehr oder weniger bekannte Künstlerinnen in interessanten Stellungen, und die weniger bekannten kannte er am besten. Eines dieser Bilder erregte durch seine Verneinung alles Komödiantenhaften sein besonderes Wohlgefallen. Es war das Bildniß eines sehr jungen, bildhübschen Mädchens mit auffallend großen Augen, die unter langen, sanftgeschwungenen Wimpern mil dem entzückenden Ausdruck eines verwunderten Kindes in die Welt schauten, mit einer etwas niedrigen Stirn, einer edelgeschnittenen Nase, einem reizenden frischen Munde. Das volle, schlichte blonde Haar war in einen einfachen Knoten geschlungen. Der ganze Zauber der Jungfräulichkeit, die holde Anmuth der ersten Jugend waren über das liebliche Gesicht ausgegossen.

„Da hätten wir ja eigentlich schon, was wir brauchten,“ sagte sich Gustav. „Ich brauchte nur zu dem Photographen zu gehen, auszukundschaften, wer das reizende Mädchen ist, brauchte die Unbekannte nur aufzufinden, mich in sie zu verliebe«, von ihr geliebt zu werden, und Alles wäre in schönster Ordnung. Aber ich kenne mich! Ich weiß im Voraus, daß da wieder die Schlange unter dem Stein lauert. Fünf zu eins wette ich, daß mit dieser Unbekannten irgend etwas nicht stimmt. Entweder stößt sie mit der Zunge an, oder sie hat schlechte Zähne, oder sie ist unerlaubt langweilig — nein, langweilig kann sie nicht fein; dazu ist sie zu hübsch! Aber sie wird jedenfalls schon verlobt oder verheirathet fein, wenn ich sie finde. Das Original der Photographie bleibt mir übrigens für alle Fälle; vielleicht finden wir doch noch etwas Besseres.“

Er ging durch das Brandenburger Thor und schlenderte langsam an den Bäumen hin durch die Lennöstraße die Thiergartenstraße entlang. Der sonnigwarme Tag hatte den Thiergarten mit Spaziergängern stark bevölkert. Gustav musterte sie alle; es begegneten ihm manche junge Frauen und Mädchen, die ihm wohlgefielen, aber er wurde offenbar sehr wenig beachtet. Er wunderte sich zunächst darüber, und es verdroß ihn sogar ein wenig, daß seine lebhaften und herausfordernden Blicke keiner besonderen Theilnahme begegneten. Nach einiger Zeit machte er sich indessen klar, daß die jungen Mädchen, die ihm zufällig entgegenkamen, von seinen Absichten doch keine Kenntniß haben und also auch nicht wissen konnten, wie er an einem sogenannten Wendepunkte seines Daseins angekommen zu sein glaubte, und daß jene daher vollberechtigt waren, ihn gerade so viel und gerade so wenig zu beachten wie gestern und an den Tagen vorher. Seinen hochfliegenden Plänen folgte sehr schnell die völlige Entmuthigung; und er war noch nicht zehn Minuten ini Thiergarten, als er sich im Geheimen schon die Frage vorlegte, ob es nicht am gescheidtesten sei, wenn er ruhig in den Club zurückkehre und den heutigen Tag gerade so verbringe wie alle andern. Aber er hatte doch ein gewisses Gefühl der Schani vor sich selbst und wollte die Flinte nicht gleich in's Korn werfen. Er sah nach der Uhr. Es fehlten noch wenige Minuten an Drei, es war also auf alle Fälle auch noch viel zu früh zum Essen, er wußte, daß er um diese Stunde keinen seiner Bekannten antreffen würde.

Gustav war langsam bis zur Höhe der Negentenstraße die Thiergartenstraße hinaufgegangen. Au dem schmalen Wasserarm, welcher die Luisen» insel umstießt, ist da ein dreieckiger Raum freigelegt, in den drei Seitenalleen münden, und dort sind auch einige Ruhebänke angebracht. Er setzte sich auf die erste Bank, die dem Hauptspazierwege am nächsten ist, und zeichnete, ohne sich etwas Besonderes dabei zu denken, Figuren in den Sand. Durch die Bäume und Sträucher, die eben das erste Grün ansetzten, leuchtete der weiße Marmor des Denkmals der Königin Luise. Einige Schritte von ihm quälte sich eine englische Gouvernante mit einem ungezogenen modisch ausgeputzten krausköpfigen Jungen ab, der durchaus in den Thiergarten gehe« wollte, während seine Begleiterin darauf bestand, ihn auf die Promenade zu führen. Spaziergänger, einzeln und in Gruppen, kamen an ihm vorüber, ohne irgend etwas Auffälliges zu zeigen und ohne ihn zu beachten. Auch nicht Einer unter diesen entsprach nur annähernd seiner Forderung, ihn durch Außergewöhnliches zu reizen. Er hatte schon mehrmals den Entschluß gefaßt, wieder aufzustehen und weiterzufchlendern, aber die Trägheit, die ihn meisterte, vereitelte sein Vorhaben.

So mochte er wohl eine halbe Stunde langsam abgethan haben, als er Plötzlich aus seiner Theilnahmlosigkeit auferüttelt wurde. Von der Thiergartenseite her kam in ungewöhnlich schnellem Schritt ein Herr daher, der spähend in die verschiedenen Seitenalleen ausblickte, die kleine Lichtung in der Nähe des Wassers umging, dann die Thiergartenstraße rechts und links aufmerksam hinauf und hinab musterte und endlich entschlossen auf ihn zuschritt. Mit einem eigenthümlich befangenen Lächeln lüftete er den Hut und fragte mit kurzem, vom schnellen Gange noch behindertem Athem:

„Entschuldigen Sie, mein Herr, eine Frage: sind Sie schon lange hier!“

„Seit einer halben Stunde.“

„Wissen Sie das genau? — Ich bitte um Verzeihung, wenn ich mich darnach erkundige, es liegt mir viel daran.“

«Ganz genau. Ich habe nach der Uhr gesehen, als ich mich hier niedergelassen habe; es fehlten einige Minuten an drei Uhr.“

Das Gesicht des Fremden leuchtete auf. Mit derselben Befangenheit und mit derselben Höflichkeit fuhr er fort:

»Ist Ihnen hier irgend etwas aufgefallen — ich meine, haben Sie irgend Jemand bemerkt — etwa eine Dame . . . vielleicht sind es auch zwei Damen gewesen?“ —

„Es sind verschiedene Damen hier vorübergegangen.“

„Diejenige, die ich meine, müßte Ihnen aufgefallen sein: über mittelgroß, sehr schlank, mit lichtblondem Haar und großen schönen dunkelblauen Augen.“

Gustav dachte bei dieser Beschreibung unwillkürlich an die Photographie, die er vor Kurzem aufmerksam betrachtet hatte, und lächelte.

„Nein.“ antwortete er, „die Dame, die Sie beschreiben, ist nicht hier gewesen.“

Der Fremde griff wieder an den Hut und sagte, indem er sich höflich verbeugte:

„Dann danke ich Ihnen, und ich bitte noch einmal um Vergebung, daß ich Sie mit meinen Fragen behelligt habe.“

Er wandte sich kurz ab, warf noch einen Blick auf die Thiergartenstraße, umschritt noch einmal die kleine Lichtung und nach einer abermaligen Musterung der Seitenalleen setzte er sich endlich auf dieselbe Bank, auf der Wöhringen Platz genommen hatte, aber an das andere Ende, nachdem er zuvor mit seinem großen rothseidenen Taschentuch den Sitz und die Lehne bedächtigt abgeklopft hatte.

Gustav betrachtete den Fremden mit Aufmerksamkeit. Derselbe hatte durch die Gutmüthigkeit seines Ausdrucks, die Bescheidenheit seiner Sprache und die Tadellosigkeit seiner Haltung einen sympathischen Eindruck auf ihn gemacht. Der Fremde mochte etwa in der Mitte der Fünfziger stehen. Seine Gesichtsfarbe war zwar gut, aber er sah doch sehr zart, beinahe schwächlich aus. Der lange Vollbart spielte schon stark ins Graue hinüber. Der Herr war außerordentlich gepflegt und sauber, namentlich war das Haupthaar mit einer gewissen Koketterie geordnet und an den Schläfen zu Locken kunstvoll gewirbelt. Unter den ziemlich starken Brauen hatte das gutmüthigste und harmloseste Auge Gustav angeblickt. Bedeutend war der Mann gewiß nicht. Der hervorstechende Zug des regelmäßigen und ziemlich gewöhnlichen Gesichtes war eben die Gutmüthigkeit. Auch seine Kleidung bekundete die peinliche Sorgfalt, die er auf sein Aeußeres zu legen schien. An dem etwas altmodisch geschnittenen Ueberrock, der militärisch bis oben zugeknöpft war, war nicht ein Stäubchen zu sehen. Der Hut, der gleichfalls, nach der stark geschweiften Krempe zu schließen, einem ziemlich alten Jahrgange angehören mußte, war auf das gewissenhafteste gebürstet. Trotz des trockenen, schönen, warmen Wetters trug er Galoschen und einen Regenschirm. Gustav hätte den Herrn ein dutzendmal im Laufe eines Tages begegnen können, ohne daß er ihn bemerkt hätte. Heute aber, da er auf der Suche nach Außergewöhnlichem war, wollte er sich durchaus einreden, daß sein harmloser Nachbar etwas Eigenthümliches besitzen müsse.

„Auf wen wartet der Mann?“ fragte er sich. „Wer ist die Blondine mit den großen Augen? Seine Tochter? — Ein Vater, der auf seine Tochter wartet, sieht anders aus. Seine Braut?“

Mit ungläubigem Lächeln gab er sich selbst die Antwort auf diese Frage. Aber seine Neugier war nun einmal gereizt, und er verspürte nicht geringe Lust, mit den Fremden eine Unterhaltung anzuknüpfen, welche ihm über das, was er zu erfahren wünschte, vielleicht Auskunft geben würde. Er schwankte indessen; denn er hatte das Gefühl, daß die Lösung dessen, was ihm jetzt räthselhaft erschien, vermuthlich der allergewöhnlichsten Art sein würde, und daß er nur eine abermalige Enttäuschung zu gewärtigen hätte. Aber gleichviel, er wollte es darauf ankommen lassen. Er besann sich einige Augenblicke, wie er das Gespräch einleiten solle, und es fiel ihm, wie in solchen Fällen immer, nichts Gescheitdes ein.

„Sie scheinen auch auf Jemand zu warten?“ sagte er, während er sich zu dem Herrn hinüberwandte; und nachdem er auf diese Frage keine Antwort erhalten hatte, fuhr er nach einer kurzen Pause fort:

„Ich warte auch. Und wie merkwürdig! — Sie warten auf eine blonde Dame, ich auf eine brünette.“

Der Fremde verzog keine Miene. Gustav ließ sich jedoch nicht entmuthigen. Nach einigen Augenblicken fuhr er wiederum fort:

„Ich bin etwas ungeduldiger Natur, und das Warten langweilt mich sehr. Wenn Sie nichts dagegen haben, wollen wir ein wenig miteinander plaudern, das wird uns Beiden die Zeit vertreiben helfen.“

Der Fremde erröthete flüchtig wie ein schüchternes Kind. Er lächelte mit dem Ausdruck großer Verlegenheit und sagte stockend:

„Entschuldigen Sie, wenn ich unhöflich erscheine und auf Ihr freundliches Anerbieten nicht eingehe. Ich muß aufpassen, und das Sprechen zerstreut mich. Also nehmen Sie es nicht für ungut, wenn ich schweige und auf Ihre Fragen nicht mehr antworte. Ich bitte Sie nochmals höflich um Vergebung.“

„Bitte, bitte,“ sagte Gustav, der nun an der Persönlichkeit seines Nachbarn wirkliche Theilnahme zu fühlen begann.

Das war ja offenbar kein gewöhnlicher Mensch! Dahinter mußte doch etwas stecken! Ein Mann, der um vier Uhr Nachmittags im Thiergarten aufpassen muß und nicht sprechen will, damit er seine Aufmerksamkeit nicht zersplittert, — da war ja jenes Geheimnißvolle, auf das er fahndete und das es zu erforschen galt. Die Lösung dieses Räthsels konnte voraussichtlich einen gelangweilten Müßiggänger wie ihn wenigstens einige Stunden, vielleicht gar einige Tage beschäftigen. Es war für Gustav eine beschlossene Sache: so leichten Kaufs sollte der Fremde nicht davonkommen. Es mußte festgestellt werden, wer der Mann ist, was er treibt, wie es um die Blondine steht, die er hier erwartet, mit einem Worte, der ganze geheimnißvolle Roman mußte entschleiert werden! . . . Freilich, wenn er sich die Sache recht überlegte, zu einem interessanten Romanhelden war dieser schlichte Mann mit dem unbedeutenden Gesicht, dem glänzenden Hute, dem hochzugeknöpften Ueberzieher, den Galoschen und dem Regenschirm recht wenig geeignet! Aber weshalb sollte der Schein, der so oft trügt, nicht auch mit ihm sein trügerisches Spiel treiben? Wer konnte wissen, wie unergründlich tief dieses stille Wasser war? Gustav entwarf einen großartigen und um so phantastischeren Schlachtplan, als es ihm an jeder sachlichen Unterlage mangelte. Während er mitten in seinen kühnen Entwürfen stak und den Fremden, der sich ab und zu erhob und seinen Rundgang um den dreieckigen Platz angetreten hatte, nicht aus den Augen ließ, wurde er plötzlich von einem Bekannten angedet.

„Was treibst Du denn hier?“ fragte ihn ein eleganter junger Mann. Es war Edgar von Köhler, derselbe, an den Gustav in der vergangenen Nacht eine erhebliche Summe verloren hatte. Gustav war nicht sehr erbaut von der Begegnung und antwortete ziemlich kurz:

„Ich fange Grillen.“

Edgar, der auf den Fußspitzen vor ihm wippte und mit seinem Stückchen an die Beinkleider klatschte, machte irgend eine Bemerkung, die sich auf den gestrigen Abend bezog; aber Gustav war gar nicht zum Spaß aufgelegt. Er hatte sich in der stillen Betrachtung des Fremden. — wie er erst jetzt, da er gestört worden war, bemerkte, — eigentlich sehr gut unterhalten; und es war ihm nun unangenehm, daß er auf einmal wieder an den Club, an sein gewöhnliches Leben erinnert wurde. Er lehnte Edgars Aufforderung, ihn zu begleiten, energisch ab.

„Hast Du ein Rendezvous?“ fragte Edgar.

„Vielleicht.“

„Dann hast Du wenigstens gute Gesellschaft,“ fuhr Edgar fort, auf den Fremden deutend, der gerade an dein Wasserarm bei der Luiscninsel auf« und niederging.

„Wieso?“ fragte Gustav.

„Nun, es ist doch das bekannte Standquartier des edlen Daniel Toggenburg.“

„Daniel Toggenburg?“

„Solltest Du der einzige Berliner sein, der das merkwürdigste Original des Thiergartens nicht kennt? — Da geht er, der Mann mit dem eigenthümlichen Hüftenrock und dem grauen Barte.“

„Nun, was ist mit dem?“

„Ich weiß es nicht. Die Leute nennen ihn Daniel Toggenburg, wahrscheinlich weil er immer wartet. Ich weiß nur, daß man ihn unfehlbar an jedem Tage, ob Regen, ob Sonnenschein, bei Wind und Wetter zur selben Stunde, zwischen drei und halb fünf Uhr, hier an derselben Stelle findet. Und so faß er viele Tage,!“

Sasz viel Jahre lang,

Harrend ohne Schmerz und Klage . . .“

„Ich bin oft genug hier entlang gekommen, mir ist er nie aufgefallen.“ „Wem sollte der Mann auffallen? Ich habe ihn auch erst bemerkt, nachdem man mich auf ihn aufmerksam gemacht hatte.“ „Was will denn der Mann hier?“

„Keine Ahnung! Ich habe auch schon Diesen und Jenen gefragt, aber Niemand hat mir Auskunft geben können, Er gehört eben zum Thiergarten.dabei beruhigt man sich. Der Mann wird an Congestionen leiden; wahrscheinlich hat ihn der Arzt regelmäßige Spaziergänge verschrieben . . . Kommst Du mit?“

„Nein. Ich habe hier noch zu thun.“

„Man sieht Dich doch zum Essen im Club?“

„Vielleicht, vielleicht auch nicht.“

„Auf Wiedersehen.“

„Auf Wiedersehen.“

Edgar hatte eine bekannte Dame und deren hübsche Tochter erblickt und versuchte mit beschleunigten Schritten dieselben einzuholen. Gustav blickte ihm fast geringschätzig nach. Wie schal und unwürdig erschien ihm das Treiben eines Edgar von Köbler, der einer jeden Schürze nachlief! Wie viel vornehmer und ernsthafter dünkte ihn seine Beschäftigung, nachdem er nun sein Ziel erkannt und seinem Leben einen Inhalt zu geben beschlossen hatte? Hier galt es eine Menschenseele ergründen, nicht mehr und nicht weniger.

Oder vielleicht doch etwas weniger?

Der Zweifel regte sich bescheiden in Gustavs Gemüth. Am Ende war es doch nur flüchtige Laune und kindische Neugier? — Aber nein, Gustav wollte sich die Reinheit seines Vorhabens nicht trüben und das, was vielleicht edel werden konnte, nicht von unlauteren Kleinlichkeiten anfechten lassen. Hier war ein ruhiger, offenbar anständiger Mann, der etwas ganz Ungewöhnliches that; vielleicht konnte dein Manne geholfen werden — und weshalb hätte er nicht der Helfer werden können?

Um halb fünf Uhr hatte der Fremde nach der Uhr gesehen und sich ruhig, nachdem er Gustav wie zum Abschiede noch begrüßt hatte, durch den Thiergarten entfernt. Gustav folgte ihm in einiger Entfernung. Der Fremde hatte sich noch einige Male umgesehen, aber Gustav, der den Blicken Daniels auszuweichen gesucht hatte, nicht bemerkt. Daniel ging durch den Thiergarten, bog dann in die Dorotheenstraße ein und setzte nun bis zur Spree seinen Weg fort. Er ging über die Insel bei dem Museum vorbei, über die kleine Cavalierbrücke bis zum Neuen Markt. Gustav hatte ihn scharf im Auge behalten.

Auf einmal aber war Daniel wie in einer Versenkung verschwunden. Obgleich Gustav geborener Berliner war, kannte er die Gegend, in die ihn Daniel gelockt hatte, so gut wie gar nicht. Die Physiognomie der Stadt erschien ihm gänzlich verändert. Vielleicht war er schon einmal auf dem Neuen Markt gewesen, vielleicht auch nicht. Aber wo war Daniel geblieben? War er hier in ein Haus eingetreten? — War er weiter gegangen?

Gustav stand vor einem ganz schmalen Durchgange, der eher an eine venetianische Gasse als an eine Straße des breitgebauten Berlin erinnerte. Auf's Gerathewohl durchschritt er dieselbe und sah nun vor sich eine merkwürdige Kirche, die er gewiß noch nie gesehen hatte. Und richtig, nun bemerkte er, wie Daniel da in der Ecke des Platzes auf der obersten der drei steinernen Stufen, die zur Thür des gelben Hauses hinaufführten, stand, seinen Drucker zog und das Haus öffnete.

Mit aufrichtiger Ueberraschung und Befriedigung blickte Gustav um sich. Es war ihm, als habe er eine Entdeckung gemacht. Er konnte es nicht fassen, daß man einen solchen Fleck mitten in dem modernen Berlin finden könne. Inmitten des geräuschvollen Treibens der geschäftigen Großstadt dieser friedliche Ruhepunkt wie eine große Pause in den rauschenden Mißtönen unsres hastigen Daseins. Das Alles stimmte so richtig zu einander! Hier mußte der Sonderling wohnen, dem Gustav gefolgt war — da in dem gelbgetünchten, säubern alten Eckhause, in dessen kleinen runden Fensterscheiben das röthliche Sonnenlicht glitzerte. Von diesem Fenster aus

mußte er hinabblicken auf den schmalen Steg vor ihm, und hinüberblicken auf den alterthümlichen, von der Zeit ganz geschwärtzen Bau der schönen Marienkirche. Wie feierlich und friedlich erhob sich dieses ehrwürdige Gebäude aus der Mitte der unansehnlichen stillen alten Häuser, die sich von drei Seiten her hart an die Kirche herandrängten und bis zu deren Mauern nur einen ganz schmalen Weg freiließen. Da wucherte das Gras aus den Fugen zwischen den schlecht behauenen Pflastersteinen hervor. Hier stockte aller Verkehr. Jahre mochten vergehen, bis sich ein müßiger Spaziergänger von ungefähr hierher verirrte. Nur von den spärlichen Bewohnern der wenigen Häuser, die überhaupt einen Zugang zu dem Kirchhofe hatten, wurde dieser Platz betreten. Die meisten dieser Häuser waren Hintergebäude der zu den anliegenden Straßen gehörenden Baulichkeiten.

Es war ganz unheimlich still. Alle Fenster waren geschlossen. Nur gedämpft drang das Geräusch von den in den belebten Nachbarstraßen dahinrollenden Lastwagen und Droschken bis hierher. Unwillkürlich trat Gustav ganz behutsam auf, als fürchte er, Jemand aus dem Schlafe zu wecken, während er langsam an der Kirche entlang ging. Dann blieb er vor einem grob zurechtgehauenen Steinkreuz am Eingange der Kirche stehen. Er betrachtete dasselbe, das darauf hindeutete, daß es hier etwas zu gedenken gab. Hier mußte sich in grauer Vergangenheit etwas Sonderbares zugetragen haben, vielleicht etwas Schreckliches, das durch das Zeichen der christlichen Barmherzigkeit hatte gesühnt werden sollen. Gustav besaß keine Veranlagung zu sentimentaln Regungen, aber es kam doch etwas Seltsames über ihn, wie ein Schauer aus fernem finstern Tagen. Mit einem beinahe andächtigen Gefühl stand er vor dem ernstn dunkeln Gotteshanse. Er betrachtete die schönen alten Schmiedearbeiten, die, nach ihren edel geschwungenen Linien zu schließen, aus dem Anfange des sechszehnten Jahrhunderts herrühren mochten. Dann blickte er wieder auf die alten reizlosen Häuser, die hier eine so harmonisch abgestimmte Umgebung bildeten. Es regte sich noch immer kein Zeichen des Lebens, und dabei war der Tag doch so licht und die Sonne so freundlich. Um so unheimlicher wirkte dieser stille Platz. Ihm war zu Muthe, als habe hier ein geheimnißvolles gewaltsames Naturereignis; alles Lebende ertödtet, als sei Alles ausgestorben, oder durch eine unerklärliche Gewalt verzaubert. Er empfand eine ganz seltsame Beklommenheit, die ihm doch wiederum sehr reizvoll erschien. Wie befreit athmete er auf, als er von der andern Seite des Platzes her fröhliche, helle Kinderstimmen vernahm. Er umschritt die Kirche. Nach der einen Seite hin waren die Häuser scheu zurückgewichen und hatten einen größeren Platz freigelassen, auf dem sich eine Schaar kleiner Jungen und Mädchen hcrumtummelte. Sie blickten erstaunt zu dem fremden Herrn auf, der ihnen eine ungewöhnliche Erscheinung war. Auf einen Augenblick verstummte das helle Lachen, aber nur auf einen Augenblick; das Spiel wurde unbekümmert nm den Zuschauer sogleich wieder aufgenommen.

Eine kleine Weile hatte Gustav dem Treiben der Kinder zugeschaut, als er bemerkte, wie aus dem Hause, in dem Daniel verschwunden war, ein Dienstmädchen trat, das einen Korb am Arme trug. Das Mädchen ging, ein Liedchen trällernd, an ihm vorüber nnd war verschwunden, ehe er seinen Vorsatz, es anzusprechen, hatte ausführen können. Er sagte sich aber sehr richtig, daß es jedenfalls wiederkommen müsse, und da er schon einige Stunden mit Warten zugebracht hatte, so machte es ihm nichts, daß er etwas versäumte; wußte er doch, daß er's nachholen konnte. Und richtig, nach einer kleinen Viertelstunde sah er das Mädchen durch die Gasse wieder auf den Marickkirchhof zurückkommen. Jetzt ging er entschlossenen Schrittes auf sie zu. Es war ein dralles, hübsches junges Mädchen mit rothen Backen und rothgearbeiteten, starken Händen. Im Verkehr mit Dienstboten hatte Gustav eine gewisse Technik erlangt. Während er Daumen und Zeigefinger mit einer Gcberde, die jeder dienstbare Geist versteht, in die rechte Westentasche steckte, sagte er:

„Einen Augenblick, schönes Kind! Sie können mir eine Auskunft geben. Wie heißt der Herr, der in dem Hause da wohnt — ich meine den Herrn, der immer im Thiergarten spazieren geht?“

„Ach so, Sie meinen Herrn Daniel Möllmann?“

„Jawohl, ich meine Herrn Daniel Möllmann.“

Er drückte dem Mädchen, das sich ein wenig, aber nicht zu viel sträubte, einen Thaler in die Hand.

„Und was treibt Herr Daniel Möllmann? Hat er ein Geschäft?“

„Nein, das glaube ich nicht.“

„Also Sie sind nicht in dessen Diensten?“

»Ich diene eine Treppe höher.“

„Erzählen Sie mir doch etwas von diesem Herrn Daniel Möllmann. Was macht er denn den ganzen Tag?“

„Ach, von dem ist nicht viel zu erzählen! Es ist ein wunderlicher Herr. Er sagt nie ein Wort. Er hat eine alte Aufwartefrau, die ihm auch kocht und die auch kein Wort spricht. Die Leute sagen, daß er ein ganzes Zimmer voll alter Töpfe und Krüge hat; er ist ein Sammler, sagen die Leute.“

„Mehr ist nicht von ihm zu sagen?“

„Ich weiß wirklich nicht mehr. Er geht jeden Mittag aus und kommt immer um dieselbe Zeit nach Hause, so um ein Viertel auf sechs Uhr, sonst sieht und hört man nichts von ihm.“

„Also er sammelt alte Krüge, das ist das Einzige, was Sie von ihm wissen?“

„Ja, so sagen die Leute im Hause. Ich habe noch keine gesehen, aber ich bin erst feit einem halben Jahr hier im Dienst.“ „So! dann danke ich Ihnen.“

Das Mädchen nickte freundlich und trat in das Haus, in dem Daniel Möllmann wohnte. —

„Wie lange so ein Tag währt, wenn man nur die Stunden nützlich und ausgiebig vcrwerthet," sagte sich Gustav, als er sich mit einer gewissen Ueberwindung von der Stelle abwandte, die ihm so schnell durch ihre Eigenthümlichkeit lieb geworden war. Die alte heisere Glocke der Marienkirche schlug gerade halb sechs, als er durch die schmale Gasse in die Bischofsstraße einbog und sich der Friedrichsstadt zuwendete, die er bisher in particularistischer Ueberhebung als das eigentliche und alleinige Berlin betrachtet hatte. Es war ungefähr dieselbe Zeit, zu der er gewöhnlich seine mit behaglichem Luxus eingerichtete Junggesellenwohnung verließ, um auf einem kleinen Umwege den Club zu erreichen. Sonst hatte er bis zu dieser Stunde noch gar nichts Vernünftiges gethan; er hatte die Vermischten Nachrichten und den Localklatfch in den Zeitungen gelesen, den Tanz oder Gassenhauer aus der neusten Operette, auf dem Clwier geklimpert, in irgend einem Roman geblättert — das war Alles. Wie viel voller, wie viel ereignißreicher erschien ihm der heutige Tag! Wie fruchtbringend versprachen die letzten Stunden für die nächste Zukunft zu werden, und was hatte er nicht schon alles erfahren und festgestellt!

Was hatte er nicht alles erfahren!

Gustav wiederholte für sich diesen Satz, und er mußte lächeln. Es war doch eigentlich nicht viel. Er war mit einem unansehnlichen Manne im Thiergarten zusammengetroffen; er wußte nun, daß dieser zu den regelmäßigen Besuchern desselben gehöre, daß er in einem entlegenen Winkel der Hauptstadt wohne, Daniel Möllmann heiße und, wenn das hübsche Dienstmädchen ihn richtig unterrichtet hatte, alte Krüge sammele. Es war in der That nicht sehr erheblich; aber er war nicht anspruchsvoll und mit der Ausbeute des Tages durchaus zufrieden. Er glaubte sich nun nach gethaner Arbeit die wohlverdiente Zerstreung gönnen zu dürfen und ging gerade wie alle andern Tage in den Club, dann in das Theater, um nach der Vorstellung in den Club zurückzukehren und mit dem so beliebten Baccarat den jungen Tag zu begrüßen.

Seit langen Jahren zum ersten Mal erwachte Gustav mit einem bestimmten Programm. Wie am vorhergehenden Tage machte er sich wieder auf den Weg nach dem Thiergarten, blieb wiederum vor dem Schaukasten des Photographen stehen, betrachtete die Bilder der anspruchsvollen Künstlerinnen und des blonden Mädchens niit den großen Augen und freute sich, als er seinen Freund Daniel an der bestimmten Stelle antraf. Nachdem sie sich gegenseitig artig begrüßt hatten, ging Gustav über den Fahrdamm und trat in die Conditorei an der Ecke der Bendlerstraße. Als er sich hier umsah, hatte er eine ähnliche Empfindung wie gestern, da sich ihm die Geheimnisse des Marienkirchhofes enthüllt hatten. Er machte sich Vorwürfe darüber, daß er seine Vaterstadt bisher so ungenügend gekannt habe. Auch hier stand er einem Widerspruch gegenüber, der ihn reizte: mitten in der vornehmsten, reichsten Gegend der Hauptstadt, in herausfordernder Nachbarschaft mit den Prachtbauten, die redlicher Gewinn und mühelos erworbener Reichthum errichtet hatten — hier, an einem der besuchtesten und schönsten Punkte der Residenz, wo jeder Fußbreit Grund und Boden mit Gold bezahlt wird, stand das alte einstöckige, bis zur Dürftigkeit anspruchslose Haus mit seinem kleinen, winkligen, ungemüthlichen Laden, einer Conditorei allerprimitivster Art, die kaum in der bescheidensten Kreisstadt auf der Höhe der localen Anforderungen stehen würde.

Er trat in den kleinen, unter dem stolzen Namen „Rauchzimmer" abgetrennten Raum, und da Frau Maukel, die Inhaberin der Conditorei, gerade einen Kunden mit Kaffeekekuchen zu versehen hatte, so blieb er einige Zeit allein. Er sah sich in dem schmalen und Niedern Stübchen, das jeden Anspruch auf Eleganz und Comfort verschmähte, prüfend um. Den meisten Spatz hatte er an den Bildern, die übrigens den einzigen Zimmerschmuck ausmachten: da hingn die Porträts des Kaisers und des Kronprinzen in elendem Oelfarbendruck mit billigen Fnbrikrahmen, und zwei colorirte Genrebilder, offenbar Gratisprämien zu einem Colportagcroman; es waren Scenen häuslichen Glücks zu Wasser und zu Lande: ein eleganter Vater mit goldener Uhrkette, der seine Frau mit blonden Locken und einer großen Broche an sich drückt und zu deren Füßen ein blondes Mädchen mit einem großen Hunde spielt, und ein junges Paar im Nachen, das sich zärtlich umschlungen hält, während ein rosiger Bootsmann mit blauer Jacke, auf deren breitem Umschlag ein goldener Anker erglänzt, und mit roth- und weißgestreiften Beinkleidern den Kahn treibt. Gustav bestellte bei Frau Maukel irgend einen Liqueur und ließ sich mit der Dame in eine Unterhaltung ein, natürlich über Daniel. Die erwartete Bereicherung seiner Kenntnisse wurde ihm leider nicht zu Theil. Frau Mmlel wußte über Daniel nichts weiter, als daß er seit langen Jahren unfehlbar zu derselben Stunde an der Luiseninsel anzutreffen sei, und fügte nur hinzu, daß sich früher die Nachbarn über die seltsame Erscheinung beunruhigt und sogar einen Criminalbeamten ersucht hätten, den Mann zu überwachen. Die Nachbarn wären indessen beruhigt worden, als ihnen der amtliche Bescheid zu Theil geworden sei, daß der Herr durchaus nichts Arges im Schilde führe, und ein ganz harmloser Sonderling sei, dessen regelmäßiges Erscheinen an derselben Stelle und zu derselbe» Zeit wahrscheinlich leine andere Ursache habe, als die Gewohnheit.

„Wir sehen ihn jetzt gar nicht mehr," schloß Frau Mauel ihren Bericht; „er gehört zum Thiergarten wie die Bänke und Bäume.“

Der Wunsch Gustavs, Daniel mit irgend einem romantischen Schimmer zu umgeben, flüchtete vor der nüchternen Prosa dieser Auskunft immer weiter in das Reich des Unerfüllbaren. Nach fünf Minuten verließ Gustav die Conditorei und wendete sich wieder der Stadt zu. Daniel machte wie gestern die Runde. Offenbar hatte Gustav den Fall, daß ihm Frau Mauel zu einer Annäherung an Daniel nicht verhelfen tonne, vorhergesehen; denn er ging entschlossen seines Weges, wie ein Mann, der weiß, wohin er will. Er nahm denselben Weg, den ihn gestern Daniel gefühlt hatte. Er hatte in der Straße am Zeughause, in der Nahe der kleinen Brücke, am Fenster eines Hauses allerhand Antiquitäten, namentlich alte Thonwaren stehen sehen, und dieses Haus war sein Ziel. Er fand es ohne Mühe und trat in die dunklen, mit wurmzernagtem Gerumpel, wie auch mit kostbaren Erbstücken der Vergangenheit vollgepfropften Verkaufsräume ein.

„Ich wünsche einen sehr schönen alten Krug zu laufen," sagte er dem Verkäufer.

Da Gustav in Bezug auf die Zeit, das Land, die Größe und Form leine besonderen Wünsche hatte, sondern als die einzige verlangte Eigenschaft eben nur die Seltenheit und Schönheit hervorhob, so sagte ihm der Händler:

„Ich habe hier ein ungewöhnlich schönes Exemplar eines Apostelkruges.“

„Ein Apostelkrug?“ wiederholte Gustav, der gar nicht wußte, um was es sich handelte. Weshalb sollte er keinen Apostelkrug nehmen?

„Ich muß Sie aber darauf aufmerksam machen," fuhr der Verkäufer fort, „daß er nicht ganz billig ist. Wie Sie sehen, ist er vollkommen gut erhalten, ganz scharf in der Modellirng und so schön im Brande, wie man es selten findet.“

„Was kostet denn der Spaß?“ fragte Gustav, der das gereichte Stück mit angenommener Kennermiene betrachtet hatte.

Als der Verkäufer den Preis nannte, ließ Gustav den Krug vor Ueberraschung beinahe aus der Hand fallen. Er überstieg seine Veranschlagung etwa um das Zehnfache. Mehrere hundert Marl für dieses alte thörichte Ding! Er glaubte, der Händler wolle sich lustig über ihn machen.

„Ich habe auch viel billigere," fügte dieser hinzu, „hier zum Beispiel den! Aber wenn Sie sich auf die Sache verstehen, werden Sie auf den ersten Blick bemerken, daß zwischen den beiden Exemplaren gar kein Vergleich gezogen werden kann.“

„Das ist richtig, gar kein Vergleich," sagte Gustav, der durchaus keinen Unterschied zu bemerken vermochte.

„Und wenn Sie nicht gleich zugreifen," fuhr der Verkäufer fort, „so kann ich Ihnen nicht einmal dafür stehen, daß ich Ihnen den Krug heut Abend noch 'geben kann. Ein Liebhaber handelt bereits darum; wir find nur noch um eine Kleinigkeit im Preise auseinander, und ich weiß, er wird den geforderten Preis zahlen, denn das Stück ist preiswürdig.“

Gustav lächelte ungläubig.

„Mein werther Herr, die Liebhaber, die sich noch nicht zum Kauf entschlossen haben — die kenne ich! Das sagt man immer.“

Der Verkäufer zuckte mit überlegener Ruhe die Achseln, trat an das alte wacklige Stehpult, auf dem sein Geschäftsbuch aufgeschlagen lag, öffnete eine Schublade und nahm einen Brief heraus, den er Gustav mit den Worten reichte:

„Bitte überzeugen Sie sich.“

Gustav las:

„Wenngleich der Preis, den Sie für den Apostelkrug angesetzt haben, ein sehr hoher ist, so entzückt mich die Schönheit desselben doch derart, daß ich mit mir noch ernsthaft zu Rothe gehen will, ob ich den geforderten Preis zahlen kann oder nicht. Jedenfalls bitte ich Sie, mir bis morgen Abend das Vorkaufsrecht zu lassen.

Ergebenst

Daniel Möllmann."

„Die Frist ist gestern Abend abgelaufen," fügte der Händler erläuternd hinzu, „aber Herr Möllmann weiß ja, daß man ein solches Stück nicht jeden Tag verkauft, und die Rücksicht für einen so guten alten Kunden würde mich auf alle Fälle dazu veranlassen, Herrn Möllmann zu benachrichtigen, wenn sich ein Käufer für den Krug finden sollte."

Nun war Gustavs Entschluß gefaßt. Mit der trügerischen Philosophie der Jugend sagte er sich, daß schließlich das Opfer, das er bringen wolle, ein geringfügiges sei, daß er am vorigen Abend eine größere Summe im Baccarat gewonnen habe — den vorhergehenden Tag des Verlustes hatte er schon wieder vergessen.

„Und Herr Möllmann ist Kenner?" fragte Gustav.

„In Thonwaaren eine erste Autorität."

„Also, um es kurz zu machen: ich nehme den Krug. Sie brauchen Herrn Möllmann nichts davon zu sagen. Der Krug ist für ihn bestimmt."

Der Händler warf einen mißtrauischen und fragenden Blick auf den jungen Menschen, der übrigens selbst das Bedürfniß fühlte, seine Aussage glaubhaft zu machen.

„Ich ?enne Herrn Möllmann ... am Marickenkirchhof — Sie sehen, ich weiß Bescheid."

Dem Verkäufer war es ganz erwünscht, den Worten des jungen Mannes Glauben zu schenken, um die Rücksicht auf den alten Kunden, von der er vorhin gesprochen, fallen lassen zu können. Er verpackte den Krug, strich das Geld ein, und Gustav zog mit der erworbenen Rarität unter dem Arme vergnügt von dannen.

Die halbe Stunde, die er noch zu verbringen hatte, bis er sicher war, daß er Daniel zu Hause treffen würde, verging ihm in einem Wirthshausc ziemlich langsam. Als die Zeit gekommen war, nahm er eine Droschke, fuhr bis zum Neuen Markt an den kleinen Durchgang zum Marienkirchhof und trat gerade, als die heisere Glocke der Marienkirche wieder halb Sechs schlug, beherzt in das stille Eckhaus ein.

Von dem Dienstmädchen hatte er gehört, daß Daniel im ersten Stock wohne, und dort läutete er. Es verging eine geraume Zeit, bis ihm geöffnet wurde. Eine alte Frau von strahlender Reinlichkeit, mit weißer Schürze und weißer Haube auf dem doppelt gescheitelten grauen Haar, mit breitem Gesicht, mit breiter Nase und breitem Munde stand vor ihm. Gustav hatte sich darauf gefaßt gemacht, daß er nicht ohne Weiteres vorgelassen werde» würde. Er sagte also:

„Ich komme, um in einer sehr dringlichen Angelegenheit Herrn Daniel Möllmann zu sprechen. Wollen Sie ihm sagen: der Herr, mit dem er gestern im Thiergarten gesprochen, habe einen Dienst von ihm zu erbitten, eine Auskunft."

„Bitte nur einen Augenblick hier zu verziehen," sagte die Frau und Verschwand. Nach einer kurzen Zeit kam sie zurück mit dem Bescheid: „Herr Möllmann läßt bitten."

Das Zimmer, in das Gustav geführt wurde, war leer. Es übte in seiner Etgenhümlichkeit eine tiefe Wirkung auf ihn. Es war das Zimmer eines Sammlers und Sonderlings, wie man es sich nur ausmalen kann. Tie beiden Fenster nach dem Marienkirchhof hatten stark verbleite gelbliche Butzenscheiben, durch die das Licht gedämpft in den traulichen Raum eindrang. Die für die mäßigen Verhältnisse des Raumes etwas großen Möbel gehörten keinem besonderen Stil an. Sie mochten aus den fünfziger Jahren stammen; sie waren aus Hellem Ahornholz gefertigt, das mit seiner eigenthümlichen Maserung und seinen launischen schwarzen Punkten freundlich und behaglich wirkte. Das Sopha und die Lehnstühle waren mit schwarzem Roßhaarstoff überzogen. An den Wänden ringsum liefen, von einfachen Consolen getragen, zwei Reihen Gesimse, auf denen in sorgsamer Anordnung Krüge, Kannen und andere thönerne Gefäße aufgestellt waren, in interessanten Formen, in lustigen Farben. Einer der Krüge, der an sichtbarster Stelle gerade dem Schreibtisch gegenüber hingesezt war, mußte wohl schadhaf sein. Er war mit einer Art Gaze überzogen. In der Mitte der größten Wand

Nord und Süd. XXI, öl. 2

stand ein schlichter Glasschrank ohne Verzierung, dessen Inhalt durch grünseidene Vorhänge verborgen wurde, wahrscheinlich die Bibliothek. Auf den Schrank war eine mächtige sehr kunstvoll gearbeitete Kanne gestellt, die das Prachtstück der Sammlung zu sein schien. Der alte grüne Ofen war von besonderer Schönheit. In der Mitte der Stube stand auf einem einfarbig braunen schlichten Teppich ein sehr großer Tisch mit Schreibzeug, einer Schreibunterlage und verschiedenen Bildermappen, alles mit pedantischer Genauigkeit symmetrisch geordnet und in tadellosem Zustande.

Eine neue Welt für Gustav, eine Zauberwelt, die ihn ganz weich stimmte und rührte. Er fragte sich schon, was ihm die Berechtigung gäbe, in dieses Reich des Friedens und der Beschaulichkeit wie ein wilder Eroberer einzubrechen? Er bedauerte beinahe, nun, da er am Ziele war, daß er dieses Ziel überhaupt angestrebt hatte. Da ging die Thür auf, und Herr Daniel, der offenbar erst etwas Toilette gemacht hatte, trat mit freundlichem Lächeln ein und begrüßte ihn artig. Er nöthigte Gustav Platz zu nehmen und fragte, womit er ihm dienen könne. Zunächst etwas stockend, aber im Laufe des Gesprächs immer zuversichtlicher fortfahrend, sagte Gustav:

„Zufällig habe ich gehört, daß Sie sich auf alte Thonwaaren gut verstehen; und man braucht sich hier nur umzusehen, um die Gewißheit darüber zu erlangen. Ich sammle auch — das heißt — eigentlich nicht; aber ich habe zufällig vor einiger Zeit von einem Bekannten einen Apostelkrug zum Geschenk bekommen, und ich möchte mich vor allen Dingen über die Echtheit beruhigen. Ich habe ihn gleich mitgebracht, ... da ist er."

Er hatte den Krug ausgewickelt und reichte ihn Daniel. Dieser trat an das Fenster,, besah ihn flüchtig und blickte dann lächelnd zu Gustav hinüber.

„Vor einiger Zeit?" fragte er. „Lange wird es wohl nicht her sein. Vorgestern habe ich den Krug noch in der Hand gehabt. Er kommt von dem Händler am Zenghause; es ist ein seltenes Prachtstück."

Er berührte den Krug, wie man einen geliebten Gegenstand berührt; er streichelte ihn förmlich und seine Blicke hatten etwas wahrhaft Zärtliches.

„Es ist ein Prachtstück," wiederholte er.

„So," sagte Gustav möglichst gleichgültig. „Ich mache mir eigentlich nicht viel daraus. Ich verstehe nichts davon, und wenn ich wüßte, daß ich Ihnen damit nur eine kleine Freude bereiten könnte, so würde ich niir erlauben, Ihnen das Ding, das für mich gar keinen Werth hat, nach deni ich mich nie gesehnt habe, und das ich nie vermissen werde, als Geschenk anzubieten. Es gehört in diese Sammlung, und erst hier kommt der Krug zu seiner Geltung."

„Sie sind zu gütig," sagte Daniel; „aber Ich bin wirklich nicht in der Lage, ein so kostbares Geschenk anzunehmen." „Aber ich bitte Sie!"

„Ich danke Ihnen sehr für Ihre freundlichen Absichten, aber erweisen Sie mir die Freundlichkeit, nicht mehr davon zu sprechen. Sie wollen mich doch gewiß nicht kränken. Ich habe nicht die Ehre, Sie zu kennen, und ich sehe keine Möglichkeit, Ihnen jemals einen Gefallen zu erweisen; also ich bitte Sie: nehmen Sie Ihr Eigenthum wieder an sich und wahren Sie es! Es ist ein sehr schönes Exemplar."

Gustav fühlte, daß er eine Ungeschicklichkeit begangen hatte, und es trat eine kurze Pause der Verlegenheit ein.

„Kann ich Ihnen sonst noch mit etwas dienen?" fragte Daniel nach einiger Zeit.

„Ja," sagte Gustav entschlossen. „Herr Möllmann, ich empfinde es als ein Unrecht,' daß ich Sie habe täuschen wollen! Ich will offen und ehrlich mit Ihnen sprechen. Den Krug habe ich mir lediglich verschafft, um eine Anknüpfung mit Ihnen zu finden. Es thut mir leid, daß Sie meinen gutgemeinten Vorschlag nicht so leicht hingegenommen haben, wie er gemeint war. Mir würde es angenehm gewesen sein, wenn ich Ihnen eine kleine Freude hätte bereiten können, aber sprechen wir nicht mehr davon, da Sie es nicht wünschen! Das ist ja auch Nebensache. Mich führt etwas Anderes zu Ihnen: Sic interessiren mich, und ich möchte Sie gern kennen lernen. Es ist nicht frivole Neugier, die mich dazu veranlaßt, in Ihren stillen Kreis einzutreten, es ist wirkliche Theilnahme. Wenn Sie mich fragen wollten, aus welcher Quelle diese Gesinnung entspringt, so müßte ich Ihnen die Antwort schuldig bleiben. Ich weiß es selbst nicht. Vielleicht aus dem zwecklosen Müßiggange, aus nichts Anderem — aber gleichviel: ich möchte Ihnen irgendwie nützlich oder angenehm sein können. Ich habe bis jetzt als echter junger Mensch in den Tag hineingelebt, und ich schäme mich vor mir selbst, daß ich die Kraft meiner Jugend und die Vergünstigung meiner Freiheit in gedankenlosem Egoismus, Niemandem zu Liebe, nicht einmal mir selbst zu Gefallen, verzettelte. Ich bin etwas abergläubisch, und ich Habe mir gesagt: ich will mich vom blinden Zufall leiten lassen, vielleicht führt er mich auf den rechten Weg. Ich bin mit Ihnen zusammengetroffen, und da ist mir der Gedanke gekommen, daß Sie am Ende mein Leiter werden könnten. — Lächeln Sie nicht, Herr Möllmann, es bedarf oft nur eines geringen Anstoßes, um die Kugel in's Rollen zu bringen. Seit Jahren verkehre ich in derselben Gesellschaft, mit Leuten in meinem Alter, in meinen Verhältnissen, deren Vergnügungen die meinigen geworden sind, und von denen ich nicht die geringste Anregung zu erwarten habe. Sie sind ein ganz anderer Mensch als alle die, die ich kenne. Sie haben andere Gewohnheiten, eine andere Umgebung, -- versuchen Sie es mit mir! Sie führen ein Einsiedlerleben, und es kann doch vorkommen, daß Sie einmal eines Freundes bedürfen. Dieser Freund möchte ich werden. Verfügen Sie über mich, über meine Jugend, über meine Freiheit! Ich würde Ihnen herzlich dankbar sein."

Daniel hatte dem jungen Manne mit Ueberraschung und Staunen zugehört. Der Gedanke, daß derselbe etwa einen schlechten Spaß mit ihm beabsichtige, tauchte nicht in ihm auf. Dazu war die Sprache zu frei, der Ausdruck zu natürlich. Er reichte Gustav die Hcmd und drückte sie. Es verging eine kurze Weile, ehe Daniel antwortete. Es machte ihm offenbar Mühe, seinen Gedanken Ausdruck zu geben. Er wiederholte einigemale:

„Ich danke Ihnen ... ich danke Ihnen sehr! . ." Und dann sagte er: „Ter Zufall hat Sie doch nicht glücklich geführt! Ich bin ganz bedürfnislos. Die Leute halten mich sogar für einen Sonderling. Ich wüßte wirklich nicht, wie und wann ich von Ihrem freundlichen Anerbieten Gebrauch machen könnte; denn das, was mich beschäftigt, muß ich allein verrichten. Nochmals danke ich Ihnen herzlich."

„O, so leicht entgehen Sie mir nicht!" rief Gustav mit wachsender frischer Zuversichtlichkeit. „Mit der einfachen Zurückweisung meines Antrags ist es nicht gethan. Ich habe es mir nun einmal in den Kopf gesetzt, mich zu Ihnen zu gesellen, und Sie sollen über die Zähigkeit meines Willens und über meine Beharrlichkeit staunen! Ich werde entsetzlich consequent sein, da ich ja doch nichts Anderes zu thun habe. Sie kennen die Geschichte jenes verrückten Engländers, der Jahre lang einem ThierbLndiger nachreiste und geduldig auf den Augenblick wartete, da dieser von seinen Löwen aufgefressen werden würde. Ich wünsche Ihnen gewiß alles Gute, und es hat gar keine Wahrscheinlichkeit, daß Sie jemals von irgend einem Raubthiere verzehrt werden. Aber weshalb sollte Ihnen nicht so gut wie jedem andern Sterblichen einmal irgend etwas zustoßen, weshalb sollten Sie sich nicht einmal nach der Hand eines Freundes umzusehen brauchen? Nun, dann werden Sic erstaunt sein, wie ich zur Stelle bin! Ja, Herr Möllmann, ich werde da sein und Ihnen die Hand entgegenstrecken, die Sie nur zu ergreifen brauchen. Ich werde Ihr Schutzengel sein und Ihnen folgen auf Schritt und Tritt, wie dein verstorbeneu Paganini die verummte Gestalt seines SM-Itns tsnüliai-is! Also, Sie mögen nun wollen oder nicht: Sie werden mich nicht los, ich bin und bleibe der Ihrige!"

Herr Daniel, der für humoristische Aeußerungen wahrscheinlich nur wenig Verständnis; besaß, begnügte sich mit der Antwort:

„Ach, das dürfte Ihnen mit der Zeit doch wohl etwas langweilig werden. Und was sollte mir Wohl zustoßen? — Ich habe schon öfter bemerkt, wie sich die Leute — namentlich junge Menschen in Ihrem Alter — in einer mir unverständlichen Weise bemüht haben, mit mir in Verbindung zu treten. Ich habe bemerkt, wie sie mich im Thiergarten beobachteten und mir nachgegangen sind, wie sie sich nach mir erkundigt haben. Das hat gewöhnlich einige Tage gedauert, bei einigen sogar wochenlang, aber schließlich haben sie es doch immer wieder aufgegeben; und gerade so wird es Ihnen ergehen."

„Sie kennen mich schlecht, aber Sie sollen mich noch kennen lernen."

„Ich glaube kaum, daß es dazu kommen wird."

„Also Sie wollen mir gewaltsam ausweichen?"

„Ganz und gar nicht. Sie wissen nun, wo ich wohne, und um diese Stunde treffen Sie mich täglich zu Hause. Es wird mir immer ein Vergnügen fein, mich mit Ihnen ein Weilchen zu unterhalten. Ich werde auch nicht versäumen, Ihnen meinen Gegenbesuch zu machen. Aber Sie werden meiner bald überdrüssig werden. Ich bin ein einfacher alter Mann; ich bekümmere mich nicht viel um das, was die Lente thun und treiben. Meine einzige Liebhaberei für alte Thonwaaren theilen Sie nicht. Sie werden bald bemerken, daß Sie viel Besseres zu thun haben, als meine Gesellschaft zu suchen. Ich wiederhole Ihnen indessen: ich werde mich jedesmal freuen, Sie hier zu sehen. Nur um Eines bitte ich Sie: suchen Sie mich nicht im Thiergarten auf! Da muß ich ungesellig erscheinen, weil ich da etwas Bestimmtes zu thun habe, das mir jede Zerstreuung untersagt."

Nachdem Gustav noch einmal feierlich betheuert hatte, daß er die Partie nicht so leicht aufgeben würde, und nachdem er Daniel auf dessen Wunsch seine Adresse gegeben hatte, verabschiedete er sich und fuhr nach Hause.

Er war eigentlich etwas entniuthigt. Es war ihm gar zu leicht gemacht. Er hatte gehofft, daß er den Zutritt zu Daniel mit großer Anstrengung würde erzwingen müssen, daß dieser ihm untersagen würde, in irgendwelche Beziehungen zu ihm zu treten. Das hätte ihn vielleicht angespornt, das hatte seinen Scharfsinn angeregt, seine Thatkraft gestärkt. Nun war er mühelos bei einem alten freundlichen Herrn gewesen, der ihm nicht das geringste Hinderniß in den Weg legte, und der außer seiner gar nicht seltsamen Liebhaberei als Sammler auch nicht das geringste Besondere zeigte: ein Mann wie andere mehr. Und mußte denn seinem regelmäßigen

Besuch' des Thiergartens ein romantisches Geheimniß zu Grunde liegen? War es nicht viel einfacher, anzunehmen, daß der Mann täglich einen hübschen Spaziergang machen wollte und sich diese Stelle ausgesucht hatte, die ihm am besten gefiel? Oder war es eine Schrulle gewöhnlicher Art, deren Ursprung zu erforschen wahrlich nicht verlohnte? — Gustav hatte schon jetzt einiges Verständnis; für die Auffassungen der Nachbarn und der Frau Maukel, die sich um Daniel gar nicht mehr bekümmerten. Das aber mochte er sich einstweilen noch nicht eingestehen. Am nächsten Tage ging er also wieder in den Thiergarten, um sich zu überzeugen, daß Daniel zur richtigen Zeit an der richtigen Stelle wäre; dasselbe that er auch im Laufe der folgenden Wochen einigemale. Er hielt es auch für seine Pflicht, seinen Freund, der ihm richtig seine Karte gelassen hatte, noch einmal zu besuchen; aber weder bei diesem Besuche noch bei dem dritten und letzten, den er ihm machte, ereignete sich irgend etwas, das feine Theilnahme für Daniel hätte wiederbeleben und bestärken können.

Noch einige Wochen gingen über's Land, und Gustav dachte nur in seltenen Fällen und nur flüchtig an den regelmäßigen Gast des Thiergartens. Mit der Erinnerung an Daniel waren auch seine guten Vorsätze, ein neues, vernünftiges Leben anzufangen, immer tiefer in den Schatten gerückt. Er lebte weiter, wie er früher gelebt hatte, und unterhielt sich dabei recht gut. Der Sommer war da, Berlin entvölkerte sich, und Gustav überlegte sich, ob er nach der Schweiz oder nach Skandinavien gehen wolle. Daniel hatte Recht behalten: Gustav hatte ihn gänzlich vergessen.

In letzter Zeit hatte Gustav auffallend viel von Norwegen gesprochen. Er hatte einen Reiseführer durch Skandinavien gekauft und über das Land mancherlei Neues erfahren; nnd er fühlte alsbald den natürlichen Drang, die eben errungenen Kenntnisse gelegentlich seinen Freunden als etwas allgemein Bekanntes mitzutheilen.

Es war Anfang Juni. Alles war für die Abreise vorbereitet; morgen oder übermorgen wollte er Berlin Verlassen, um die Wunder des Nordens kennen zu lernen. Heute hatte er mit seinen Freunden das Abschiedsmahl eingenommen; er wollte nur eben einmal bei sich vorspringen, um seine Cigarrentasche zu füllen und dann mit seinen Bekannten in der Flora wieder zusammenzutreffen. Als der Diener ihm öffnete, überreichte er ihm zugleich einen Brief, den eine alte Frau gebracht hatte. Gustav erkannte auf den ersten Blick die charakteristischen scharfen Schriftzüge von Daniel Möllmann, die sich von seinem Besuche bei dem Antiquitätenhändler her seinen, Gedächtnis eingeprägt hatten. Neugierig öffnete er den Umschlag und las: „Geehrter Herr und junger Freund!

Es ist die Stunde gekommen, in der ich Sie an Ihr Versprechen er« innern darf. Sie können mir einen Dienst erweisen. Wenn Sie dazu noch immer bereit sind, und wenn es Ihre Zeit erlauben sollte, so möchte ich Sie höflichst bitten, mich «echt bald, wo möglich noch im Laufe des heutigen Tages, spätestens morgen Vormittag, mit Ihrem Besuch zu beehren.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Daniel Möllmann."

Gustav war schnell entschlossen. Er schrieb eine entschuldigende Zeile und sandte dieselbe durch seinen Diener an Edgar von Köbler, der im Club auf ihn wartete. Er selbst nahm eine Droschke und fuhr sogleich zu Daniel. Die alte Frau mit dem breiten Gesicht führte ihn ohne weiteres durch das ihm wohlbekannte Zimmer mit den Butzenscheiben in die anstoßende Schlafstube — ein ganz bescheiden ausgestattetes sauberes Gemach, das ungefähr eben so groß war wie die Wohnstube, wegen des spärlichen Mobiliars aber größer erschien. Dnsselbe enthielt eben nur das Bett, einen Kleiderschrank, einen Waschtisch, einen Nachttisch und drei oder vier mit Stroh beflochtenc Stühle, — alte steife Möbel aus massivem Mahagoni gefertigt, die mit den Jahren erheblich nachgedunkelt hatten. — Daniel lag im Bett. Er war mit gewohnter Sorgfalt frisirt, und die beiden Locken an den Schläfen waren gerade so gelungen wie an den andern Tagen. Als Gustav in das Zimmer trat, nahm das Gesicht des Kranken den Ausdruck der hellsten Freude an.

„Ich habe mich nicht in Ihnen getäuscht," sagte Daniel, indem er Gustav bat, neben seinem Lager Platz zu nehmen. „Ich bin Ihnen aufrichtig dankbar."

Auf Gustavs theilnahmvolle Frage gab Daniel den Bescheid, daß ihm im Laufe des Nachmittags ein kleiner Unfall zugestoßen sei, der ihn leider für die nächsten Tage an das Bett fessele — seit vollen dreiundzwanzig Jahren zum ersten Male. Er war auf einer der Steinstufen, die zur Hausthür hinführten, ausgeglitten — ein Dienstmädchen hatte dort Wasser verschüttet — er war hingefallen, sein rechter Fuß war umgeknickt, und dabei war eine Sehne übersprungen. Nur mit großer Anstrengung und starken Schmerzen hatte er sich bis zu seiner Wohnung hinaufschleppen können; der sofort herbeigerufene Arzt hatte den schon stark angeschwellenen Knöchel verbunden und für die nächsten Tage die vollkommenste Ruhe anbefohlen.

„Und nun," schloß Daniel seinen Bericht, „werden Sie wohl schon errathen, weshalb ich Sie zu mir gebeten habe. Es ist eine große Gefälligkeit, die ich von Ihnen verlange, und ich verüble es Ihnen ganz und gar nicht, wenn Sie mir meine Bitte versagen. Ich werde dann eben sehen, wie ich mir helfen kann. Ich habe schon an meine alte Marianne gedacht; aber es würde mich doch beunruhigen. Ruhig wäre ich, wenn Sie mich vertreten wollten."

Gustav sah Daniel fragend an. Er verstand ihn offenbar nicht.

„Ich denke/ fuhr Daniel fort, „daß es sich nur um einige Tage handeln kann, um zwei, drei Tage, nicht mehr. Wenn Sie mir da die Nachmittagsstunden von drei bis halb fünf opfern und anstatt meiner im Thiergarten warten wollten — ich würde Ihnen den Dienst nie vergessen."

Der junge Mann blickte auf den Kranken, der ihn mit einem rührend bittenden Ausdruck ansah.

„Ich soll Sie an der Luiscninsel ablösen?" fragte er. „Ich soll da auf Jemand warten? — Aber auf wen denn?"

„Auf die blonde Dame, die ich Ihnen bei unserer ersten Begegnung beschrieben habe."

„Sie haben sie noch nicht getroffen?" fuhr Gustav fragend fort.

„Noch nicht," antwortete Daniel ruhig. „Aber sie wird kommen, ich weiß es."

Gustav sah den Alten mit immer erstaunteren Blicken an.

„Aber darüber sind doch nun schon Monate vergangen?"

„Mehr als Monate," versetzte Daniel trübe lächelnd. „Aber das thut nichts! Sie wird kommen."

Es blieb eine Weile still. Gustav betrachtete mit liebevoller Aufmerksamkeit den Kranken, der ruhig, milde lächelnd vor sich auf die weiße Decke blickte und in der Erinnerung an die Vergangenheit die Gegenwart ganz zu vergessen schien. Obwohl Gustav in Daniels Wesen bis zu diesem Augenblick nichts Seltsames und Auffälliges hatte wahrnehmen können, so ward es jetzt für ihn doch zur Gewißheit, daß der alte Herr von einem harmlosen Wahngedanken beherrscht wurde. Er hatte wirkliches Mitgefühl mit Daniel, und er gab sein Vorhaben auf, unter dem berechtigten Vorwande, daß er Berlin am andern Morgen verlassen wolle, eine artig ablehnende Antwort zu geben.

»Ist Ihnen denn so viel daran gelegen?" nahm er endlich wieder das Wort, „daß ich Sie in den Nachmittagsstunden an der Luiseninsel vertrete?" „Mehr als ich Ihnen sagen kann."

„Aber, verzeihen Sie mir, wenn Sie dort schon seit langer, langer Zeit vergeblich warten, so ist die Wahrscheinlichkeit doch eine äußerst geringe, daß ich erfolgreicher fein werde — um so geringer, als ich nach Ihrer unvollkommenen Beschreibung mich sehr leicht irren kann."

„Ein Jrrthum ist unmöglich," sagte Daniel ruhig. „Wenn die Dame, die ich meine, kommt, so werden Sie sie auf den ersten Blick erkennen; ich könnte mich einer jeden weiteren Beschreibung enthalten . . . Der Zufall spielt seltsam — ich spreche aus Erfahrung! Der Gedanke, daß sie gerade an einem Tage, an dem ich zur Stelle zu sein verhindert war, mich vergeblich aufgesucht haben könnte, würde mich immer wieder beunruhigen nnd diese Ungewißheit würde mich mehr peinigen, als mich das geduldige Ausharren je gepeinigt hat. Und, weiß Gott, das Warten ist kein Kinderspiel! Wie es an meiner Seele gezehrt, wie es meine Kräfte zerrieben hat — ich habe nie darüber ein Wort der Klage laut werden lassen, aber in den letzten Monaten habe ich es doch recht stark gefühlt; und wenn mich nicht die Hoffnung, daß ich sie dennoch wiedersehen werde, aufrecht erhalte, — ich wäre schon zusammengebrochen! Was mich tief bekümmert, ja, was mich erschreckt, ist, daß diese Hoffnung, die ich mir durch lange Jahre leuchtend bewahrt hatte, sich gerade in der letzten Zeit zu trüben begonnen hat. Der kleine Unfall, der mir zugestoßen ist, ist für mich wie eine Warnung gewesen, wie ein Vorzeichen, daß es mit mir zu Ende geht. Ich fürchte mich nicht vor dem Ende: denn ich weiß, ich werde sie wiedersehen, hier oder dort! Vielleicht ist sie mir ja schon vorangegangen, vielleicht hat sie blos deshalb ihr Wort nicht einlösen können. Nicht mehr! — oder noch nicht! Das ist die Frage. Aber in der Ungewißheit darüber muß ich hier meine Pflicht thun: ich darf mir nichts vorzuwerfen haben. Sie soll mich niemals beschuldigen dürfen, daß ich mein Wort nicht gehalten habe, und deswegen habe ich gewartet und gewartet und warte und werde warten, so lange mein Herz noch schlägt."

Daniel, der seine Rede schon leise begonnen hatte, hatte die Stimme inimer mehr gesenkt, und die letzten Worte waren kaum vernehmbar über seine Lippen gekommen. Er blickte starr vor sich hin, und Gustav fand kein Wort der Erwiderung, als er geendet hatte. Es war inzwischen dunkel geworden. Gustav ließ keinen Blick von dem Kranken, der halb aufrecht auf seinem Bette lag und mit beiden Händen gleichmäßig an der Decke zuvfch. Die Thür ging vorsichtig auf, Marianne brachte die grüne Schirmlampe und ließ die Vorhänge herunter. Als sie ebenso leise das Zimmer wieder verlassen hatte, wandte sich Daniel zu Gustav und sagte ihm lächelnd:

„Aber Sie haben ja anderes zu thun, junger Freund, als hier am Bette eines kranken Mannes zu sitzen, den Sie wenig oder gar nicht kennen .

„Den ich aber gern besser kennen lernen," nahm Gustav das Wort, «dem ich von Herzen gern nützlich sein möchte! Bei unserer ersten Begegnung habe ich Ihnen gesagt: ich will nicht frivol in das Geheimnis; Ihres Lebens eindringen. Nun aber sehe ich, daß Sie unter diesem Geheimniß schwer zu leiden haben, und da Sie zu mir nun einmal Vertrauen gefaßt haben, sollten Sie nicht so verschlossen sein."

Daniel reichte dem jungen Manne die »Hand und drückte sie herzhaft: „Sie haben Recht; ich will Ihnen etwas erzählen! Und Sie brauchen mir nicht Verschwiegenheit zu geloben; ich sehe es Ihnen an und ich fühle es, daß ich vor Ihnen offen sprechen darf. Und jetzt, da ich mich so elend fühle, ist es mir eine Erleichterung, daß ich das, was Sie das Geheimniß meines Lebens nennen, einem freundlich gesinnten Manne mittheilen darf. So hören Sie denn meine Geschichte!"

„Sie waren wohl kaum geboren, als ich meine Vaterstadt verließ und hierher nach Berlin ging. Ich wollte mich im Zeichnen und in der Kenntniß alter Muster und Formen vervollkommen, denn ich hatte geringe Luft, in das väterliche Geschäft einzutreten. Ich hatte die Neigiwg von meinem Großvater, der als bescheidener Töpfer angefangen, durch seinen Geschmack und seine Umficht aber sich mit der Zeit zum angesehenen und wohlhabenden Mann heraufgearbeitet und sein Handwerk stets als wahres Kunstgewerbe betrieben hatte — dessen Neigungen hatte ich ererbt. Ich besuchte die Gewerbeschule und arbeitete einige Zeit recht fleißig. Ich kam in schlechte Gesellschaft. Zwischen meinen verheiratheten Geschwistern und mir trat ein völliges Zerwürfnis; ein. Mein armer Vater aber bewahrte mir bis zu seinem Tode seine Liebe.

Eine Zeit lang wurde ich durch diesen Unglücksfall wieder vernünftig und ordentlich; es dauerte jedoch nicht lange. Das wilde Leben begann auf's Neue, und da ich über ein gewisses Vermögen verfügen konnte, lebte ich zügellos und ausschweifend in den Tag hinein. Ein Held an Kraft war ich nie gewesen, meine Gesundheit war vielniehr ziemlich zart und schwankend, und die unausbleiblichen Folgen meiner wüsten Nachtwachen, die einen Stärkeren umgeworfen hätten, ließen nicht lange auf sich warten. Ich erkrankte lebensgefährlich an einem Typhus, von dem ich wie durch ein Wunder doch schließlich gas.

Es war mir immer noch eine große Schwäche zurückgeblieben, und namentlich mit meinem armen Kopfe war es nicht ganz in der Ordnung. Eine Kleinigkeit erregte mich fieberhaft, die geringste Anstrengung verursachte mir Kopfschmerzen, die leichteste Lectüre war mir eine schwere Arbeit. Ich mußte alle Zerstreuungen meiden, jede Geselligkeit aufgeben, ich durfte mir nicht einmal selbst Unterhaltung verschaffen, und so dämmerte ich denn thatenlos, fast gedankenlos von einem Tage zum andern. Eine gewisse Schwermuth bemächtigte sich meiner. Die ärztliche Vorschrift, die Menschen zu meiden, wurde mir bald zu einer angenehmen Gewohnheit. Ich wurde menschenscheu, und das bin ich eigentlich auch nie wieder losgeworden.

In der fast ununterbrochenen Einsamkeit brütete mein noch immer krankes Gehirn allerhand thörichte Dinge aus. Ich faßte ein unüberwindliches Mißtrauen gegen gewisse Leute, mit denen ich umgehen mußte, gegen meine Wirthsleute, gegen einen Briefträger, der mich immer auf eine besondere Weise ansah. Ich mußte auch oft an einen Bekannten denken, mit dem ich den letzten Abend vor meiner Erkrankung verbracht hatte, und glaubte, daß dieser Mann die Ursache meines Leidens sei. Der Gedanke an diesen Bekannten beängstigte mich unsagbar. Ich wurde ihn nicht los; bisweilen wurde ich aus dem Schlafe aufgejagt, ich fühlte, wie er mich am Halse packte und mir die Gurgel zuschnürte. Ich wäre um meinen Verstand gekommen, hätte ich dieses Geheimniß noch länger für mich allein bewahrt. Ich ging zu einem bekannten Arzt, dem inzwischen verstorbenen Dr. Jdcler und schilderte ihm meinen Zustand. Der Arzt nahm sich meiner in der liebevollsten Weise an. Er schickte mich auf's Land, in den Wald; er sagte mir, ich solle mich müde laufen, und wenn ich von dem Gedanken an den, der mich verfolgte, wieder angewandelt würde, mir immer klar machen, daß es etwas Krankhaftes sei, daß der Betreffende gar nicht in der Nähe und ein durchaus guter Mensch sei, der nichts Uebles im Schilde führe. Ich begab mich in ein kleines thüringisches Dorf, und die völlige Ruhe that mir sehr Wohl. Nach einem Vierteljahr war ich in völliger Genesung. Meine Kräfte hoben sich, und die Hirngespinnste war ich los.

Als neuer und gesunder Mensch kehrte ich zum Herbste nach Berlin zurück und nahm hier diese Wohnung, die ich noch heute inne habe. Das war im October des Jahres 1857. Ich lebte in völliger Zurückgezogenhcit ruhig für mich und fing an, wieder ein wenig zu arbeiten. Ein wenig — nicht viel, denn ich mußte mich noch sehr schonen. Von Zeit zu Zeit besuchte ich auch ein Theater, ich las dies und das, und so verging mir der Winter ziemlich schnell. Wöchentlich zwei- oder dreimal besuchte ich den Arzt, und dieser konnte meine Auffassung bestätigen, daß meine Besuche nicht mehr dem Manne der Wissenschaft, sondern lediglich dem wohlwollenden Freunde galten.

An einem der letzten Tage des Januar 1858 war bei Kroll ein großes Fest, von dem die Zeitungen schon wochenlang vorher beständig gesprochen hatten. Es galt, wenn ich mich recht entsinne, der Vermählungsfcier unsres Kronprinzen mit der Prinzessin Victoria. Großes Concert, patriotische Gesänge, Fcstvorsteöung, lebende Bilder und ich weiß nicht, was noch Alles auf dem verlockenden Programm stand. Von den Vorstellungen

und Aufführungen an jenem Abende habe ich nur eine sehr schwache Erinnerung bewahrt. Nur eines weiß ich noch ganz genau, nur eines — Sie sollen es gleich erfahren.

Alle Säle waren überfüllt, es konnte kein Apfel zur Erde fallen. Von dem Kellner wurde ich an einen Tisch gewiesen, an dem noch ein Stuhl unbesetzt war. Es war da eine Gesellschaft von sieben oder acht Personen vereinigt, die offenbar zusammengehörten, und die dem Eindringling zunächst nicht allzu freundlich entgegenkamen. Ich entschuldigte die Störung so artig ich konnte, und ein älterer Herr, der das Familienoberhaupt zu sein schien, antwortete mir darauf einige freundliche Worte. Ich hatte mich bescheiden gesetzt und noch nicht weiter umgesehen. Auf einmal fiel mein Blick auf meine Nachbarin. Ach, mein junger Freund, wie soll ich Ihnen nun schildern, was nicht zu beschreiben ist! — Nie habe ich ein schöneres, anmuthigeres Mädchen gesehen! Sie hatte ihre lichtblonden Haare zu einem einfachen Knoten geschlungen, ein rosiger jungfräulicher Hauch lag über den runden Wangen, der lebensfrische, wie zu beständigem Lächeln halb geöffnete Mund zeigte die reizendsten Zähne, und die Augen, diese Augen! — Tief wie das Meer, und doch so heiter, so unschuldig. Ich fuhr zusammen, als ob mich ein Zauber berührt hätte, und war von dem Anblicke wie gebannt. Sie sah mich zunächst wohl nur neugierig an, aber gleich darauf fühlte ich, daß wir uns verstanden. Sie hatte es deutlich empfunden, wie sie mich bis in s Innerste ergriffen hatte, und ich täusche mich nicht, wenn ich sage, daß ihr Lächeln immer freundlicher und freundlicher wurde. Wäre ich nur weniger verliebt und ein klein wenig klüger gewesen! Halte ich die kostbare Zeit nur ausgenutzt und wenigstens zu erfahren gesucht, wer das Mädchen an meiner Seite war; aber ich konnte an nichts denken.

Die Gesellschaft, die mit den Vorgängen auf der Bühne so beschäftigt war, daß sie sich um mich nicht weiter kümmerte, bemerkte zum Glück mein auffallendes Gebaren nicht weiter; nur das junge Mädchen selbst wurde dessen gewahr. In einer Pause konnte ich mich, ohne aufdringlich zu sein, an dem Gespräche der Uebrigen theilhaben. Es waren Fremde, denen ich, da ich Berlin genau kannte, über diese und jene Frage, die sie beschäftigte, Auskunft zu geben vermochte. Es waren zuvorkommende, gebildete Leute aus der Provinz, wahrscheinlich vom Lande — eine Rittergutsbesitzersfamilie, meine ich. Meine Nachbarin war die Tochter des Herrn, der mit mir die ersten Worte getauscht hatte. Noch ein anderes junges Mädchen gehörte zu dieser Gesellschaft, eine Einheimische, die aber viel weniger hübsch war; es war, wie sich im Laufe des Gesprächs herausstellte, die Cousine meiner Nachbarin. Die beiden jungen Mädchen unternahmen, wie ich ferner hörte, oft gemeinsame Spaziergänge und besichtigten auch gemeinsqm diejenigen Sehenswürdigkeiten, an denen die Andern kein besonderes Gefallen finden wollten.

Während unseres Gesprächs befestigte sich in mir immer mehr und mehr die Ueberzeugung, daß Leonore — so hieß das wunderhübsche Mädchen — ganz genau wußte, wie mir um's Herz war, und daß sie sich sreudig davon berührt fühlte. Ich merkte, daß ich ihr sympathisch war. Durch kleine Fragen war sie beflissen, mich an der Unterhaltung immer wieder zu theilhaben, und dies geschah in einer so freundlichen, liebevollen Weise, daß ich hätte aufjubeln niögen. Sie stimmte dem zu, was ich sagte, sie gab mir Recht, als ich eine dm Ansichten ihres Vaters entgegengesetzte Behauptung aussprach — niit einem Worte: in kurzer Zeit hatte sich zwischen uns eine feste und eben nur uns Beiden wahrnehmbare Gemeinsamkeit gebildet, die gewissermaßen den Andern Trotz bot. Wir hielten zueinander, wie junge Leute zusammenhalten, die zusammengehören. Es überlief mich, als mein Arm zufällig den ihren streifte; und ich sah, wie sie erröthete und die Augen niederschlug.

In einer der großen Pausen zwischen zwei Haupttheilen wurde vom Vater der Vorschlag gemacht, die Transparentbilder in den kleinen Sälen zu besichtigen. Ich bat um die Erlaubniß, mich der Wanderung anschließen zn dürfen, und diese wurde mit Freuden gewährt. Ich ging neben Leonoren, und das starke Menschengewühl drängte uns hart aneinander. Ich suchte nach ihrer Hand, die mir verlangend schon entgegenstrebte. Ich hielt die kleinen Finger umschlossen und drückte sie leise. Sie erwiderte zitternd den Druck und ließ ihre Hand sorglos in der meinigen. Wir standen im dichtesten Gedränge. Ter Saal war, nm^ die Wirkung der Transparentbilder zu erhöhen, fast ganz dunkel. Zwischen Leonorens Angehörige und uns hatten sich einige Andere geschoben. Wir waren in dem großen Menschenknäuel ganz allein. Ich bog mich zu ihr und flüsterte ihr in's Ohr — ich weiß nicht mehr, was ich ihr gesagt habe, aber sie glaubte mir und sie war dessen froh. In dem matten Widerschein, der von den hell beleuchteten Bildern auf den dunkeln Saal geworfen wurde, sah ich sie lächeln, ich hörte wie Freudenseufzer ihre beschleunigten Athemzüge, sah, wie ihr Busen sich hob, und fühlte, wie sie bebte. Ich weiß nicht, wie oft ich ihr dasselbe gesagt habe. Es war so einfach und verständlich, aber ich sagte es doch immer wieder; und als aus dem großen Saal der Orchestertusch den Anfang des neuen Theils verkündete, war ich noch lange nicht damit fertig. Und nun entleerte sich der kleine Saal und wir waren wieder mit den Andern vereint, und ich hatte noch nichts verabredet, noch nichts gesagt, was ein Wiedersehen ermöglichte. In aller Eile raunte ich ihr noch zu:

„Ich muß Sie wiedersehen — morgen!“

„Wo?“

„Im Thiergarten, an der Luiseninsel, an der kleinen Lichtung diesseits vom Kemperplatz. Haben Sie verstanden?“ „Ich glaube.“ „Und Sie kommen?“

„Ich komme zwischen drei und vier Uhr.“

Wir hatten an unserm Tische wieder Platz genommen. Die Andern hörten den musikalischen Vorträgen zu, wir Beide lebten unser Leben für uns. Ich wurde so zuversichtlich und keck, daß ich auch im hellen Saal, angesichts des Baters und der Anverwandten, Leonorens Hand erfaßte und den Muth hatte, von den gleichgiltigsten Dingen zu sprechen, während ich die kleinen Finger des himmlischen Mädchens fest umschlossen hatte und drückte. Und sie war gerade so verwegen wie ich. Ich mußte über sie staunen? Wie geschickt und natürlich sie das Gespräch auf den Thiergarten brachte und sich von mir vor den Uebrigen die Namen wiederholen ließ, die sie vielleicht nicht genau genug verstanden hatte! Sic ließ sich die Lage des Kemperplatzes schildern, sie fragte, wo die Luiseninsel sei, sie wiederholte genau die Bezeichnung des Platzes, den ich ihr angegeben hatte, und sie sagte schließlich zu ihrer Cousine:

„Vom Thiergarten kenne ich eigentlich noch viel zu wenig, wir wollen doch morgen Nachmittag einen Spaziergang machen. Ich möchte die Luiseninsel so gern einmal sehen. Also, es bleibt dabei: morgen Nachmittag zwischen drei und vier Uhr.“

„Es bleibt dabei . . . bleibt dabei!“ wiederholte der Vater mit dem Ton eines Zweifels. „Du sprichst wie ein richtiges junges Ding. In der jetzigen unfreundlichen und unbeständigen Jahreszeit kann man keine Spaziergänge verabreden. Wenn es nun morgen stürmt und schneit, wirst Du dann auch im Thiergarten lustwandeln?“

„Wenn es morgen nicht geht, dann an einem der folgenden Tage,“ sagte Leonore, und sah mich dabei bedeutungsvoll an.

Wir tauschten einen Blick des Einverständnisses. Es war zwischen uns eine feste Verabredung getroffen. Nun war ich froh, und wenn ich auch über die Grausamkeit des Geschickes klagte, daß dieser Abend so schnell dahingerauscht war, so hatte ich doch das Bewußtsein: ich werde sie wiedersehen — und ich war glücklich.

Noch lange blieb ich sitzen, nachdem sich die Gesellschaft von mir verabschiedet hatte. Ich war wie in einem Traum. Als letzter Gast verließ ich den Saal. Die ganze Nacht that ich kein Auge zu. Auf demselben Stuhl, auf dem Sic jetzt sitzen, harnte ich dem kommenden Tage entgegen, und ich war keines andern Gedankens mächtig, als dessen: daß ich sie wiedersehen würde.

Als ich um zwei Uhr Nachmittags auS dem Hause trat, tobte ein schreckliches Unwetter. Dichter Schnee, mit Hagelkörnern vermischt, stob von dem grauen Himmel hernieder. Ein eisiger, scharfer Ostwind wirbelte die weißen Massen zu Haufen zusammen. Die Straßen der Stadt waren ungewöhnlich leer, und im Thiergarten ließ sich fast kein Mensch blicken. Der Thiergarten war damals noch nicht, was er heute ist, und Sie find zu jung, um zu begreifen, daß zu jener Zeit die Luiseninsel noch ein ganz entlegener Punkt war. Die Thiergartenstraße bestand noch aus einer Reihe von kleinen Landhäusern mit Vorgärten, die zum großen Theil während des Winters gar nicht bewohnt waren. Ich war pünktlich um drei Uhr zur Stelle. Der schneidende Wind Pffif mir um die Ohren und peitschte die Flocken und Schössen mit solcher Gewalt mir in's Gesicht, daß ich es fast schmerzhaft empfand. Ich hatte geringe Hoffnung, daß Leonore bei diesem Wetter kommen würde; aber ich halte gesagt, daß ich zur Stelle sein würde, und ich hielt aus. Ich war ganz allein. Die Läden der gegenüberliegenden Häuser waren geschlossen, und der Fahrweg war mit hohem Schnee bedeckt und zeigte nur undeutlich die Spuren der Wagen. Kein menschlicher Laut ließ sich vernehmen. Nur der scharfe Ostwind pffif sein unheimliches Lied, und die kahlen Zweige ächzten. Es verging eine Viertelstunde, eine halbe Stunde; die Zeit wurde mir lang. Auf einmal hörte ich Peitschenknall und Schellengeläute. Vom Kemperplatz her sah ich einen Schlitten herankommen. Er näherte sich schnell. Ich erkannte zwei weibliche Gestalten, die die Pelzkragen aufgeschlagen hatten und sich durch einen dichten Schleier gegen das böse Wetter zu schützen suchten. Jetzt war der Schlitten in meiner nächsten Nahe, und ich erkannte Leonoren. Ich sah deutlich, wie sie mir zunickte. Sie zog die Hand aus dem Muff und streckte sie wie unabsichtlich über die Lehne des Schlittens. Ein zusammengefaltetes weißes Blatt flatterte in den Schnee. Der Schlitten jagte vorüber. Ich ging auf den Fahrdamm, fand das Blatt, hob es auf und bemerkte, wie Leonore sich nun umwandte, um sich zu vergewissern, ob auch ihre Votschaft an mich gelangen würde. Ihre Begleiterin, die Cousine, die sich fröstelnd in die Ecke gedrückt hatte, schien nichts bemerkt zu haben. Ich schwenkte das Briefchen in der Luft und begrüßte Leonoren damit, als der Schlitten in die Seitenallee einbog und meinen Blicken entschwand. Noch einige Augenblicke hörte ich das leise Gebimmel aus der Ferne und dann nichts mehr. Nur wenige Worte enthielt das Blatt:

„Ich muß abreisen, aber nur für kurze Zeit. Ich sehe Sie wieder. Vergessen Sie nicht

Ihre

Leonore.“

„Ich habe sie nicht vergessen, und ich werde sie auch nie vergessen,“ sehte Daniel nach einer Pause trübe lächelnd hinzu. „Sie ist indessen noch nicht wiedergekommen. Aber sie wird wiederkommen, ich weiß es, sie muß wiederkommen, sonst würde ich an der Gerechtigkeit hienieden verzweifeln. Der Glaube darf nie in mir erschüttert werden; es ist das Einzige, was mich noch am Leben hält. Mögen mich die Thoren einen Sonderling heißen, ich weiß, daß ich das Rechte thue. Sie wird kommen! Sie hat es mir versprochen, und sie lügt nicht! Und deshalb habe ich keinen Tag versäumt, ohne rechtzeitig zur Stelle zu sein. Ach, junger Freund, ich habe dabei Manches ausgestanden und mehr gelitten, als ich Ihnen sagen kann; aber ich bin doch nicht verbittert, denn ich weiß, daß ich sie wiedersehe, und das macht mir das Leben noch lebenswerth.

Langsam, langsam sind die ersten Tage dahingelrochen, langsam auch die eisten Monde. Aber allmählich hat die Zeit ihre Schritte beschleunigt, und wenn ich mir überlege, daß nun dreiundzwanzig Jahre dahingcrauscht sind, so meine ich, ich träume. Alles um mich her hat sich verändert. Da, wo früher die kleinen Häuschen mit den Vorgärten standen, erheben sich nun prächtige Paläste. Ich habe sie alle entstehen sehen. Ich habe gesehen, wie die Straße der Luiseninscl gegenüber gebrochen und bebaut ist, wie an der Lisiere des Thiergartens durch die Beseitigung der alten Mauer neue Prunkstraßen entstanden sind. Ich habe es gesehen und habe es auch nicht gesehen. Es hat mich wenig gekümmert. Ich bin mit jedem jungen Tage zur selben Stunde an derselben Stelle gewesen mit denselben Gedanken, mit demselben immer unerfüllten Hoffen. Ich weiß kaum, ob es friert oder thaut, ob es regnet oder schneit, ob die Sonne lächelt oder sich verhüllt. Ich weiß nur, daß, ich da sein muß und daß sie kommen wird. Deshalb habe ich auch nie krank werden dürfen; und daß mir jetzt dieser Unfall zugestoßen ist, das ist wider aller Verabredung. Ich muß morgen da sein, denn wenn ich sie einmal verfehlte, wäre sie ihres Versprechens ledig, da ich dann dem meinigen untreu geworden wäre. Könnte ich mich nur rühren! — Sie müssen hingehen, junger Freund, Sie müssen mir den Dienst erweisen! Die Unruhe und die Ungewißheit würden mich tödlich Peinigen.“

Daniel hatte sich während der letzten Worte sehr erregt. Seine Wangen zeigten die unheimliche Röthe des Fieberkranken. Gustav beruhigte ihn, so gut er konnte, und versprach ihm, daß er bis zur Gesundung dessen Stelle einnehmen wolle und ihm genauen Bericht erstatten werde.

„Und seit jener Zeit,“ fragte er endlich, „haben Sie nie wieder etwas von Lconoren vernommen?“

„Doch! Noch einmal. Im Jahre 1871, am Tage des feierlichen Einzugs der siegreichen Truppen. Ich hatte schon während des Vormittags jenes Tages eine ganz merkwürdige Ahnung. Ich sagte mir: heute muß ich sie wiedersehen! Es waren viele Fremde aus der Provinz gekommen, weshalb sollte sie nicht dabei sein? Zu gewohnter Stunde brach ich von hier auf. Ich hatte nicht berechnet, daß mir ungewohnte Schwierigkeiten gemacht würden, um meinen alten Platz zu erreichen. Ich mußte einen großen Umweg nehmen. Schließlich war ein Theil des Thiergartens abgesperrt, und so kam ich erst um dreiviertel vier an der Luiseninsel an. Es war kein Mensch da. Mich faßte eine unbeschreibliche Unruhe. Ich erkundigte mich in der kleinen Conditorei und hörte dort, daß allerdings zwei Damm vor einer halben Stunde da gewesen seien und sich suchend umgesehen hätten. Die eine war Leonore!“

Gustav lächelte und versuchte vergeblich, dem alten Manne das Unwahrscheinliche seiner Annahme klar zu machen. Aber er blieb dabei:

„Sie war es und keine Andere! Die Beschreibung stimmte ganz genau! Es stimmte Alles, selbst das kleine rosa Mal, das Leonore am Kinn hatte. Sie war es! . . Wenn sie mir nur vergeben kann!“

Daniel sah so bekümmert drein, daß Gustav es als seine Pflicht erkannte, sich alle Mühe zu geben, ihm den Gedanken, daß er Leonoren an dem einen Tage verfehlt habe, auszureden: nach einer oberflächlichen Beschreibung von Seiten einer Person, die kein besonderes Interesse zur Sache gehabt, liebe sich doch die Identität sehr schwer feststellen. — Daniel schüttelte langsam den Kopf:

„Eine Verwechslung ist unmöglich. Wer Leonoren einmal gesehen hat, der kann sie nicht mit einer Andern verwechseln.“

Er blickte sich plötzlich scheu, beinahe ängstlich im Zimmer um und bedeutete Gustav, sich ihm zu nähern. Mit kaum vernehmbarer Stimme raunte er ganz leise in Gustavs Ohr:

„Ich will sie Ihnen zeigen, ich habe ihr Bild.“

Er machte eine Pause und sagte dann noch leiser:

„Durch dies Geständnis; haben Sie mich in Ihren Händen; — es ist das einzige Verbrechen meines Lebens.“

Gustav bog den Kopf unwillkürlich etwas zurück; bei diesem seltsamen Vortrage des Iranlen Mannes wurde ihm offenbar nicht ganz geheuer.

„Ja,“ hauchte Daniel, „ich bin ein Verbrecher, ich bin ein Dieb! Ich habe zwar den Betrag reichlich ersetzt, aber es ist darum doch geschehen. — Von einem Händler hörte ich, daß ein Photograph Unter den Linden einen schönen alten Krug zu verkaufen habe. Ich ging in den Mittagsstunden zu dem Manne. Man ließ mich warten. Ich blätterte in einem Album, und da fand ich ihr Bild. Ich sah mich um — ich war allein — ich habe es genommen! — Ich habe den geforderten Preis für den Krug bezahlt, obwohl er viel zu hoch war, und bin davongelaufen mit dein Raub in der Tasche. Ich habe den Unglückskrug, der mich immer an meine Schande

erinnern soll, gerade vor den Schreibtisch gestellt, damit ich nie vergesse, was ich gethan habe, und habe ihn verschleiert. Es hat mir keine Ruhe gelassen. Ich habe das Bild wiederbringen wollen. Aber ich habe mich nicht von ihm trennen können. Ich habe anonym durch Posteingahlung den zehnfachen Betrag eingesandt, — aber ich habe doch gestohlen."

Der Alte sprach alles das mit stockender, heiserer, ganz leiser Stimme, und sein sonst so ruhiges treues Auge blickte geängstigt um sich.

„Aber mein lieber Herr Möllmann," sagte Gustav, „beruhigen Sie sich doch! Das ist kein Verbrechen, das ist kein Diebstahl! Das nennt man mit dem studentischen Ausdruck ‚ausführen‘. Sie haben überdies den Photographen für den zweifelhaften Verlust reichlich entschädigt — machen Sie sich keine Gewissensbisse wegen der Kleinigkeit, die Ihnen der strengste Sittenrichter nicht verübeln würde."

„Aber gestohlen ist doch gestohlen," sagte Daniel, „und das läßt sich mit Geld nicht wieder gut machen. Ich müßte das Bild zurückgeben, aber das kann ich nicht. Wenn Sie es sehen, werden Sie es begreifen! Ich will es Ihnen zeigen."

Daniel richtete sich schwerfällig auf. Der Schublade seines Nachttisches entnahm er eine alte Brieftasche. Diefel öffnete er behutsam und holte aus einer Seitentasche das sorgsam in Papier eingeschlagene Bild. Der abgegriffene Umschlag zeigte die Spuren des beständigen Gebrauchs.

Als Gustav das Bild erblickte, machte er eine lebhaftere Geberde des Erstaunens. Das war ja dasselbe Bild, das er an dem Tage der ersten Begegnung mit Daniel im Schaukasten des Photographen erblickt und das ihm so Wohlgefallen hatte!

„Das ist Ihre Leonore?" fragte er mit dem Ausdruck der völligen Ueberraschung. „Aber verehrter Freund, das ist ja gar nicht möglich."

Mit überlegenem Lächeln entgegnete Daniel:

„Weshalb nicht?"

„Weil Ihre Leonore im Jahre 1858 etwa in dem Alter stand, in dem das junge Mädchen, dessen Bild Sie besitzen, jetzt stehen muß. Das Bild ist doch offenbar ganz neu, höchstens vor einigen Jahren gemacht."

Dieser sehr berechtigten Einwurf machte auf Daniel gar keinen Eindruck.

„Aber junger Freund," sagte er, „wird denn Der alt, der liebt und geliebt wird?"

Gustav fühlte, daß es eine Grausamkeit wäre, dem armen Daniel seinen harmlosen Wahn zu nehmen. Er verzichtete darauf, ihn von der Unmöglichkeit seiner Voraussetzung zu überführen. Mit gesteigertem Entzücken betrachtete er die reizenden Züge des jungen Mädchens.

„Nun, mein lieber Herr Möllmann," sagte er, „verlassen Sie sich darauf, ich werde Alles thun, was ich zu thun vermag, um das Original zu finden und ich will Ihnen Bescheid geben. Morgen werde ich pünktlich zur Stelle sein, und wenn die junge Dame kommt, sollen Sie von mir hören. Ich gebe Ihnen Recht: ich werde sie auf den ersten Blick erkennen. Ihre Sache ist also in guter Hand! Und nun beruhigen Sie sich, und schlafen Sie wohl! Es ist spät geworden."

Mit herzlichem Händedruck verabschiedeten sich die Beiden.

5

„Dieser brave Daniel stürzt mich wirklich in Unkosten," sagte Gustav, als er am andern Morgen in dem kleinen Salon unter den Linden saß. „Erst habe ich einen Liaucur getrunken, dann einen thürchen Krug gekauft, aus dem ich mir nichts mache, und nun lasse ich mich ihm zu Liebe auch noch photographiren."

Gustav durchblätterte ein Album nach dem andern, während der Photograph im Atelier ein strahlendes Brautpaar aus der Provinz in zärtlicher Umschlingung für gute Freunde und liebe Anverwandten auf das Negativ brachte. Gustav fand viele Bekannte, an denen ihm nichts gelegen war; namentlich auch Künstlerinnen, darunter eine junge beinahe ebenso hübsche wie talentlose Schauspielerin in achtunddreißig Stellungen: lächelnd, schmerzlich bewegt, tief ausgeschnitten, mit Pelz, mit Spitzenschleier, für jede Stimmung, für jede Jahreszeit. Er fand alle möglichen Gesichter, nur nicht das, welches er suchte. Aber er vertrieb sich mit der Betrachtung der actenmäßigen Darstellung, daß das Menschengeschlecht im Allgemeinen nicht schön

Nord und Sillk. XXI. 6>. 3

ist, die Zeit ganz gut. Endlich traten die Verlobten Opfer durch die Glas thür. Sie kicherten und sahen aus, als hätten sie einen ausgezeichneten Witz gemacht. Der Photograph, der einen kurzen, braunen Sammetrock, lange Haare und einen blauen Shlips mit weißen Tupfen von ungeheuren Dimensionen trug, walzte hinter ihnen her.

„Wenn ich bitten dürfte, mir zu folgen," sagte der Photograph. „Wie wünschen Sie das Bild? — Cabinet oder Visitenkarten — großer Kopf oder ganze Figur?"

„Ich habe keine besondere Vorliebe," sagte Gustav. „Machen Sie mir möglichst viel für's Geld, also ich denke, die ganze Figur, Aber um Eines bitte ich Sie: entfernen Sie alle unwahrscheinlichen Polsterstühle aus den Gebirgslandschaften sowie jedwede geborstene Säule. Stellen Sie mich auch nicht dar als einen jungen Mann, der mit seinem Geländer spazieren geht. Im Uebrigen gebe ich Ihnen volle Freiheit."

„Schön, schön, wir werden es schon machen."

„Es ist mir nämlich, unter uns gesagt, ganz einerlei, was aus dem Bilde wird. Wissen Sie überhaupt, weshalb ich hergekommen bin?" „Keineswegs."

„Sie haben da in Ihrem Schaukasten das Bild eines wunderhübschen jungen Mädchens ausgestellt — ich verlange nicht von Ihnen, daß Sie mich ebenso hübsch machen sollen; aber ich möchte für mein Leben gern wissen, wer die Dame ist."

„Etwas höher den Kopf, wenn ich bitten darf. . . noch etwas... so! Und nun ganz unbefangen, immer unbefangen . . . recht freundlich, aber nicht lachen . . . so . . . Nun bitte, sehen Sie meinen Zeigesinger an."

„Wie heißt denn das junge Mädchen?"

„Jetzt möchte ich Sie aber bitten, einen kurzen Augenblick ganz still zu sein. Also, wir beginnen: eins . . ."

Er nahm die verhängnißvolle Klappe ab. Und in demselben Augenblick wich auch die leiseste Spur eines Ausdrucks aus Gustavs Gesicht. Der Deckel wurde wieder aufgesetzt, die Platte herausgezogen, die Operation war vollendet. Nach einigen Minuten berichtete der Photograph, nachdem er aus der Dunkelkammer zurückgekehrt war, daß das Bild vorzüglich gelungen sei.

„Dann können Sie mir also ein Dutzend davon machen . . . Also wie heißt die junge Dame?"

„Es ist eine junge Dame von Auswärts, ein Fräulein von..." Der Photograph besann sich einen Augenblick. „Es wird mir schon einfallen . . . ein Fräulein von Köppen glaube ich, in der Nähe von Dessau . . ."

„Aber ich möchte gern ganz sicher gehen, und wenn Sie mir eine falsche Adresse geben, so wissen Sie gar nicht, welches Unheil Sie anstiften können."

„Eine Verwechslung ist bei mir unmöglich. Ich klebe von jedem bestellten Bilde ein Exemplar in das Bestellbuch ein. Das Fräulein hat sich, glaube ich, im vorigen Frühjahr hier photographiren lassen. — Also Sie wünschen ein Dutzend von Ihren Bildern?" —

Der Photograph blickte fragend ans. Gustav glaubte, daß die Bestellung zu gering sei, und um den Photographen bei guter Laune zu erhalten, sagte er:

„Zwei Dutzend, wenn ich bitten darf."

„Sehr wohl." Der Photograph blätterte in dem früheren Bestellbuch. Nach kurzer Zeit rief er: „Da haben wir's ja."

Es war in der That die gesuchte "Schöne: Fräulein Leonore von Köhler auf Schloß Grauditz bei Dessau.

„Köbler!" rief Gustav erstaunt. „Sollte das eine Verwandte meines Freundes Edgar von Köbler sein?"

„Schon möglich."

„Dann müssen Sie mir das Bild auf einen Tag leihen. Ich treibe keinen Mißbrauch damit."

„Das geht beim besten Willen nicht. Ich wenigstens darf die Hand nicht dazu bieten. Aber es werden hier freilich so manche Photographien weggenommen, von denen ich nichts weiß. ..."

„Schön, dann leihen Sie mir eine Scheere, wenden Sie sich ab, und notiren Sie mir drei Dutzend Bilder . . . für das Uebrige werde ich schon sorgen."

Der Photograph reichte die verlangte Scheere und schrieb mit Eiser die Bestellung ein. Während dessen schnitt Gustav das Bild aus und empfahl sich darauf, um sofort seinen Freund Edgar aufzusuchen.

Es war zwölf Uhr Mittags und Edgar lag noch im Bette. Gustav empfand die tiefste Mißachtung. Wie konnte man nur so lange schlafen! Er war schon volle zwei Stunden wach! —Edgar machte schnell provisorische Toilette und begrüßte seinen Freund mit der Frage nach dem Zwecke dieses Besuchs zu so ungewöhnlich früher Stunde.

„Ein Geheimniß," sagte Gustav, und indem er ihm das Bild zeigte, fügte er hinzu: „Kennst Du die Dame?"

„Lorchen!" rief Edgar aus. „Wie kommst Du denn zu dem Bilde meiner Cousine?"

„Also Fräulein Leonore auf Grauditz bei Dessau ist Deine Cousine? Ist sie verlobt?"

„Nein."

„Nun wirst Du mir auf der Stelle einen ungewöhnlich warmen Empfehlungsbrief an Deinen Onkel oder an Deine Tante geben! Ich fahre heute noch nach Grauditz, wo ich etwas Wichtiges zu erledigen habe."

„Schade, daß Du keinen der Meinigen dort findest. Meine Tante ist in Franzensbad, mein Onkel und Lorchen sind in Marici-.bad."

„Wie sich das trifft! Ich wollte heute gerade nach Maricbad fahren. Also setz Dich hin und schreibe mir einen sehr schönen Brief. Rühme die Lauterkeit meines Charakters, meine soliden Grundsätze, die Fröhlichkeit meines Temperaments, die Unabhängigkeit meiner Stellung, die Achtbarkeit meiner Familie und so weiter— gerade wie auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege." Nach einigem Hin- und Wiederreden, und nachdem Gustav wiederholt und ganz ernst darum gebeten hatte, ihm einige empfehlende Zeilen für Herrn von Köhler in Marienbad zu geben, willfahrte Edgar dem ausgesprochenen Wunsche, und Gustav fuhr nun sofort nach Hause, um alle Vorbereitungen zur Abreise zu treffen. — Er schrieb zunächst einen längeren Brief an Herrn Daniel, in dem er ihm mittheilte, daß er in den nächsten Tagen ungewöhnlich in Anspruch genommen sei und es sich daher versagen müsse, persönlich den erkrankten Freund aufzusuchen. Er werde durch seinen Diener täglich Erkundigungen einziehen lassen und ihm auch täglich ganz kurz das Resultat seiner Beobachtungen an der Luiseninsel mittheilen. Heute habe er leider kein günstiges Resultat zu vermelden. Darauf schrieb er ein halbes Dutzend gleichlautender Briefe, in welchen jedoch die lange Einleitung fehlte, und die alle übereinstimmend meldeten, daß er nichts Ungewöhnliches im Thiergarten wahrgenommen habe. Er datirte alle diese Briefe mit den aufeinander folgenden Tagen und ertheilte darauf seinem intelligenten Diener Fritz die erforderlichen Weisungen. Heute Nachmittag gegen sechs Uhr sollte er den ausführlichen Brief hinbringen und an jedem folgenden Tage den mit dem entsprechenden Datum versehenen. Er sollte sich erkundigen, wie es Herrn Möllmann gehe und diesen in dem Glauben erhalten, daß Gustav Berlin nicht verlassen habe, aber unabkömmlich sei. Sobald Herr Möllmann wieder ausgehen könne, sollte er ihm ungesäumt nach Marienbad, Maxhof, telegraphiren. Er fandte gleichzeitig eine Depesche an den Besitzer des Maxhofes, und bestellte ein Zimmer, gleichviel, welches und unter welchen Bedingungen. Herr und Fräulein von Köbler hatten ihre Wohnung in demselben Hause genommen.

Roch an demselben Abend verließ Gustav Berlin und traf am andern Morgen in Marienbad ein. Durch ein überraschendes Trinkgeld zum Willkommen hatte Gustav das freundliche Stubenmädchen Luise sofort zutraulich gestimmt und zur Mittheilung veranlaßt.

Die Familie von Köhler bestand aus drei Mitgliedern, dem Vater, dem jungen Fräulein, und einer reiferen Tante, Fräulein Emilie von Liebendahl, sowie einer Kammerjngfer für die beiden Damen. Luise sprach mit wahrem Entzücken von dem jungen Mädchen, das sie als ein herziges liebes Geschöpf bezeichnete. Köhlers führten das Brnncnenleben, das alle Welt führt. Sie waren den ganzen Tag unterwegs und kamen nur nach Hause, um sich auszuruhen und umzukleiden. Man konnte also sicher sein, sie Morgens zwischen sechs und sieben auf der Promenade zwischen Krenzbrunn und Ferdinandsbrunnen zu treffen, Nachmittags an der Waldquelle und Abends zwischen sechs und sieben Uhr wieder an der Krczbrunnenpromenade, wenn sie nicht gerade einen größeren Ausflug machten. Wo die Herrschaften fpcisten, vermochte das Mädchen nicht mit voller

Bestimmtheit anzugeben.

Nachdem sich Gustav, der durch die Nachtfahrt etwas ermüdet war, noch durch einen wohlthätigen' Schlummer gründlich gestallt hatte, machte er sich in den Nachmittagsstunden auf den Weg und gelangte, ohne daß er zu fragen brauchte, der Strömung der Spaziergänger folgend, richtig zur Waldquelle. Die Beobachtung der bunt zusammengewürfelten Nadesgesellschaft, die an den kleinen, mit rothen und blauen Kaffeetüchern bedeckten Tischen saß, oder in den Quergängen auf- und abwandelte, während eine leidliche Capelle die beliebtesten Tänze von Strauß spielte, machte ihm viel Vergnügen. Von allen Bädern bietet Marienbad, wo selbst die Krankheit gewöhnlich die Erscheinung eines Uebermaßes von strotzender Gesundheit annimmt, den wenigst unerfreulichen Anblick. Dazu die herrliche Natur, die wundervollen Wälder, die hübschen und geschmackvollen neuen Häuser — selbst, wenn Gustav keinen besonderen Reisezweck gehabt hätte, er würde von seinem Ausfluge ganz befriedigt gewesen sein. Die Fülle von lebhaften, etwas auffällig, aber höchst elegant gekleideten, hübschen oder zum mindesten interessant aussehenden jungen Frauen und Mädchen aus Oesterreich-Ungarn und aus den Donauländern überraschte und erfreute das Auge des Norddeutschen. Gustav traf auch einige oberflächliche Bekannte, die ihn hier mit einer keineswegs berechtigten Herzlichkeit begrüßten, und deren er mit Mühe und Noth sich entledigte. Mit spähendem Blick durchflog er die Reihen der Tische und musterte jeden einzelnen Vorübergehenden.

Plötzlich blieb er wie festgewurzelt stehen. Unmittelbar neben ihm, kaum einen Schritt von ihm entfernt, am ersten Tische an dem Spazierwege saßen die, die er suchte: ein schwerer, sehr corpulenter Herr mit kurzgeschnittenem Vollbart, sonnengebräunl, mit dem Ausdruck der gemüthlichsten Leutseligkeit, der die kurzsingrigen fleischigen Hände andächtig über dem Bauch zusammen» geschlagen hatte und mit jenem Ausdruck behaglicher Lust, der nur dicken Leuten eigenthümlich ist, sich der göttlichsten Ruhe hingab; ihm gegenüber eine hagere aschenbrödelhaft aussehende Dame, die ihr Alter nicht gern mehr eingestehen mochte, jedenfalls die Tante; und zwischen Beiden — sie: Leonore, in Wahrheit noch hübscher als er sie sich gedacht hatte; ein Bild des lachenden Lebens, der holden Unerfahrenheit, der anniuthigsten Lustigkeit, Gustav war von all dieser Lieblichkeit ganz betroffen. Er ließ die Rechte, die schon nach der Seitentasche hatte greifen wollen, um Edgars Brief hervorzuholen, wieder fallen und ging langsam an dem Tische vorüber. Leonore sah ihn mit ihren großen unbefangenen Augen an und blickte ihm auch noch nach, als er sich nach einigen Schritten nach dem interessanten Tisch umwandte. Gustav präparirte seine kurze Anrede, und bei dem nächsten Umgang blieb er vor dem Tische stehen.

„Ich glaube mich nicht zu täuschen, wenn ich die Ehre habe, mit Herrn von Köhler zu sprechen.“

Ter starke Herr erhob sich schwer und verneigte sich.

„In diesem Fall möchte ich mir erlauben, Ihnen diesen Brief von Ihrem Neffen, Herrn Edgar von Köbler, zu überreichen, einem guten Freunde von mir, der niir für Sie und — (mit einem Seiteublicke auf Leonoren) — für die Ihrigen die schönsten Grüße aufgetragen hat.“

Herr von Köhler stellte Gustav den Namen vor und fragte ihn, ob er nicht am Tische mit Platz nehmen wolle. Gustav folgte der Aufforderung mit aufrichtigem Vergnügen. Die Nachbarschaft des reizenden jungen Mädchens, der gemüthliche dicke Herr von Köbler, die dünre gute Tante, alles das versetzte ihn in die beste Stimmung. Er war sehr aufgeräumt, und die Unterhaltung war bald eine ungemein lebhafte und lustige. Die Leute gefielen sich schnell. Gustav war der Familie, die sich in den letzten Tagen, seitdem einige Freunde abgereist waren, ziemlich gelangweilt hatte, eine sehr willkommene Auffrischung und Zerstreuung. Es machte sich ganz von selbst, daß ein gemeinschaftlicher Spaziergang unternommen wurde, und daß sie auch auf der Brunnenvromenade zur Zeit der Musik zusammenblieben, Leonore gewann noch durch die persönliche Bekanntschaft. Es war ein frisches lustiges Siud, ungemein natürlich, deren Geist das Mittelmaß wohl kaum überschritt, die aber auch gar nicht geistreich zu sein brauchte, denn Alles, was sie sagte, klang ans dem reizenden Munde allerliebst.

Als Gustav sich am Abend von seinen neugewonnenen Freunden verabschiedete, war er bis über die Ohren in Leonoren verliebt. Er fand es ganz natürlich, daß er am andern Morgen um halb sechs Uhr aufstehen mußte, um mit dem Gluckenschlage Sechs wieder an der Brunnenvromenade zu sein. Schon von ferne erspähte er Herrn von Köbler, der bereits seinen zweiten Becher Ferdinandsbrunnen geleert hatte, während Tante Emmy ihre Blutleere durch Ambrosiusbrunnen zu bekämpfen suchte. Das liebenswürdige Einerlei des Brunnenlebcns brachte es mit sich, daß schon am zweiten Tage Gustav als zur Familie gehörig gezählt wurde. Tie Wanderung durch den Wald nach Bellevue, das bezaubernde Frühstück in der erheiternden und lustigen Umgebung, das Mittagsmahl, der Nachmittagskaffee an der Waldnühh, der Nachmittagsspaziergang, die Vrunnenpromenade zur Musikzeit, — alles das wurde wie selbstverständlich von den Vieren gemeinsam unternommen. Gustav begann auch seinen Gefühlen für Leonoren durch kleine Aufmerksamkeiten, durch Blumen und harmlose Geschenke, wie sie in den Badern ausgetauscht werden, Ausdruck zu geben, und Leonore war sichtlich erfreut darüber. Sie fand Gustav entzückend. So vergingen drei, vier Tage.

Ta wurde Gustav durch ein Telegramm seines Dieners daran erinnert, daß ein gewisser Daniel Möllmann mit dieser Neise nach Marienbad eigentlich in einem sehr nahen Zusammenhang stände. Fritz meldete, daß Herr Möllmann wieder hergestellt sei und Herrn Wöhringen für die große Liebenswürdigkeit und Hingabe, mit der er täglich anderthalb Stunden ini Thiergarten gewartet habe, seinen besten Dank ausspreche. Am andern Tage sandte Gustav ein Telegramm an Danies, in dem er ihm mittheilte, daß er Berlin plötzlich habe verlassen müssen, ihn jedoch bei seiner Rückkehr sofort aufsuchen werde. Er gratulirte ihm zu seiner Genesung.

„Haben Sie von einem gewissen Herrn Daniel Möllmann jemals etwas gehört?“ fragte Gustav bei Tisch.

Da dieser Name der Familie Köhler, sowie der Tante Emmy gänzlich unbekannt war, so wurde nicht weiter dcvon gesprochen. Aber Gustav hatte doch die Empfindung, daß der Alte am Marienkirchhof niit seinen neuen Freunden in irgend einem Zusammenhange stehen müsse, und mit einer gewissen Spannung sah er der Bekanntschaft der Frau von Köbler entgegen, deren Vorname Leonore ihm zu denken gab.

Ein Tag verging wie der andere, es verging eine Woche; immer herzlicher und gemüthlicher gestaltete sich das Verhältnis;. — Während eines der gewohnten Spaziergänge, als der dicke Papa und die dünne Tante wie immer vorangingen, während die jungen Leute in einiger Entfernung folgten, sagte Gustav zu Leonoren:

„Wissen Sie, was mich hierher getrieben hat? Ich habe mich in Ihr Bild verliebt. Ich besitze es sogar.“

Leonore schürzte schelmisch die Oberlippe und blickte unter den langen dunklen Wimpern ungläubig zu ihm auf.

„Wahrhaftig,“ fuhr Gustav leise fort. „Ich will es Ihnen zeigen!“ Und »och leiser mit scherzhaftem Pathos flüsterte er: „Ich habe es gestohlen — es ist das einzige Verbrechen meines Lebens.“

Er hielt plötzlich inne. Er machte die Wahrnehmung, wie in dem Tonfall seiner Stimme etwas ihm Bekanntes lag, als habe er das schon einmal gesagt. Auf eiumal wurde ihm klar, daß er, ohne sich davon Rechenschaft abzulegen, das Geständniß des alten Daniel parodirt hatte. Es war ihm ganz lieb, daß gerade in diesem Augenblick Herr von Köbler, wie er es sehr häufig thcit, stehen blieb und sich nach den jungen Leuten umsah, um einen vassenden Vorwand zu haben, etwas zu verschnauften.

Als die zweite Woche zu Ende ging, schrieb Gustav an seinen Freund Edgar folgenden Brief:

„Lieber Edgar!

„Ich wünsche Dir von Herzen Glück. Deine Cousine hat sich mit einem ungemein liebenswürdigen jungen Manne verlobt. Vater und Tante Emmy sind benachrichtigt und einverstanden. Mama in Franzcnsoad wird wahrscheinlich im Laufe des Nachmittags ihren Segen sprechen. Lorchen ist das himmlischste Wesen der Schöpfung, Geh sofort zu Schmidt Unter den Linden und bestelle mir das größte Bouquet, das gemacht werden kann, in der Mitte ein Ricsen-L aus gelben Rosen.

Herzlichen Gruß

Dein glücklicher
Gustav.“

Ein zweiter Brief trug die Adresse des Herrn Daniel Möllmann. Am Marienkirchhof, Berlin <^. Er lautete so: Geehrter Herr und Freund! Sie haben mich durch Ihre freundlichen Zeilen, in denen Sie mir für eine einfache Gefälligkeit in überschwänglicher Weise danken, beschämt. Ich bin es, der Ihnen zu innigstem Dante verpflichtet ist, und ich bin viel tiefer in Ihrer Schuld, als Sie glauben. Ohne davon zu wissen, sind Sie der Wohlthäter meines Lebens geworden. Es würde zu weil führen, wollte ich Ihnen das brieflich auseinandersetzen. Seit einer Stunde bin ich glücklicher Bräutigam, und Sie weiden nun begreifen, daß ich nicht in der Stimmung bin, lange Briefe zu schreiben. Lassen Sie sich also nur sagen, daß ich die Bekanntschaft meiner Braut mittelbar Ihnen verdanke. Es ist die Tochter des früher» Landraths von Küßler, und sie heißt auch Leonore. Aber Sie werden doch nicht eiferfüchtig auf mich werden, wenn ich hinzufüge, daß meine Braut am 22. Deceinber 1862 geboren ist.

Auf frohes Wiedersehn in Berlin! Bewahren Sie eine freundliche Gesinnung

Ihrem

dankbar ergebenen

Gustav Wöhringen. Frau von Köbler, die Gustav noch am selben Nachmittage in FranzenZbad persönlich kennen lernte, war eine stille, vornehme Frau. Gustav vermochte beim besten Willen der Welt zwischen ihr und seiner Braut keine Aehnlichkeit zu entdecken, und die Antworten auf einige von ihm gelegentlich hingeworfene Fragen bestärkten ihn in der Ueberzeugung, die sich in ihm mit dem ersten Augenblicke der Begegnung festgesetzt hatte: daß Daniels krank» Haft erregte Phantasie der Erinnerung an das Mädchen, das er seit einem Menschenalter vergeblich suchte, und das selbst vielleicht nichts anderes als ein Wahngebilde war, rein zufällig die Gestalt jener lieblichen Blondine gegeben hatte, deren anmuthiges Bild ihm aufgefallen war. Dabei begnügte er sich auch.

Er hatte ja in der That ganz anderes zu thun, als nutzlosen Betrachtungen über Daniel und dessen unwahrscheinlichen Hirngespinnsten nachzuhangen. In der frischen fröhlichen Wirklichkeit lebte er, an der Seite eines bildhübschen, guten und ausgelassenen Mädchens, das er seine Braut nannte, und verhätschelt von seinen künftigen Schwiegereltern.

Gustav hatte den schönen Herbst auf Grauditz verbracht, viel gejagt und auf einmal eine merkwürdige Theilnahme für die Landwirthschaft gewonnen. Er liebte Leonoren abgöttisch und war glücklich.

Nun zog der Winter heran. Die Sorge um die Aussteuer hatte Frau Von Köhler ganz und gar in Anspruch genommen, und es mußten jetzt alle Veranstaltungen getroffen werden, um die Uebersiedlung der Familie nach Verlin zu ermöglichen; denn in Verlin sollte am neunzehnten Geburtstage Leonorens die Hochzeit stattfinden, und Köhlers hatten der seit Jahren sich immer wiederholenden Bitte der guten Tante Emmy endlich willfahrt, einmal die Wintermonate in der Hauptstadt zuzubringen. Da sollten denn auch noch die letzten nöthigen Ankäufe besorgt werden.

Gustav war seinerseits seit Wochen ausschließlich damit beschäftigt gewesen, die hübsche Wohnung, die er in der Hohenzollernstraße gemiethet hatte, für seine junge Frau behaglich einzurichten, und er hatte die Freude, daß alles fix und fertig war an dem Tage, da Köhlers in Berlin eintrafen. Für diese hatte er unweit seiner Iunggesellenwohnung in der Vehrenstraße ein geeignetes Absteigequartier gefunden.

Um die Mittagsstunde eines hellen kalten Decembertages trafen sie ein und waren von allem, was Gustav und Tante Emmy gcthan hatten, ganz entzückt.

Leonore brannte vor Ungeduld, ihr neues Heim, das sie bald ihr eigen nennen sollte, kennen zu lernen, und Gustav, der einen gewissen Stolz darein setzte, zum erstenmal mit seiner Braut am Arme die Linden entlang und durch den Thiergarten zu gehen, hatte sich in scherzhafter Weise jeden elterlichen Schutz verboten. Er wollte die Freude haben, seiner Braut, die in wenigen Tagen seine Frau sein sollte, die Herrlichkeiten allein zu zeigen. Trotz des kalten Wetters öffneten Köhlers die Fenster, um dem hübschen jungen Paare, das sich so viel zu erzählen hatte, nachzublicken.

Leonore war auher sich. So reizend hatte sie sich's nicht gedacht! Jedes einzelne Zimmer wurde bis in die geringfügigste Einzelheit durchmustert; die Möbel, die Stoffe, die Teppiche, alles erregte ihre unbeschränkteste Bewunderung, und eine jede kleine Aufmerksamkeit, die sie in der vorsorglichen Thätigkeit Gustavs erblickte, rührte sie zu Thränen. Man durfte von den jungen Leuten das übertrieben poetische Bild gebrauchen: sie schwammen in einem Meere von Seligkeit.

Aber die Tage waren kurz. Es war vier Uhr geworden, und das Nunkel zog schon herauf. Sie mußten sich, so leid es ihnen that, zum Aufbruch entschließen. Leonore drückte sich zärtlich an Gustav. Sie dachten nur an sich, an ihr zukünftiges Glück und hatten keinen Sinn für das, was um sie her vorging. Um nicht zu vielen Leuten zu begegnen, hatten sie den Fahrdamm überschritten und waren auf dem Wege an den Bäumen weitergegangen.

Sie hatten wenige Schritte gethan, sie waren gerade an der Lichtung bei der Luiseninsel angekommen, als plötzlich Leonore furchtfam zusammenschreckte und sich noch fester an Gustav anschmiegte. Es dunkelte freilich schon, aber die eben angezündete Laterne verbreitete doch genügende Helle und beleuchtete das merkwürdig erregte Gesicht eines Mannes, der in schnellen Schritten auf die Beiden zugekommen war und nun zitternd, mit halb offenem Munde, die beiden Hände gegen Leouoren ausstreckend, vor ihnen stand:

„Leonore! — Endlich!“ brachte er mühsam mit schwerem Schluchzen hervor.

Leonore wich einen Schritt scheu zurück und zog Gustav mit sich.

„Beruhige Dich!“ sagte dieser. „Es ist ein alter Freund von mir,“

Leonore ließ Gustavs Arm los und trat angstvoll bei Seite. Gustav näherte sich Daniel und streckte ihm die Hand entgegen. Daniel bemerkte es nicht. Mit großen Augen starrte er auf Leonoren, die Adern an seinen Schläfen schwellen unter den sorglich gedrehten Locken sichtbar an; eine ungeheure Erregung schien in ihm zu toben. Mit einem ganz wundersamen Ausdruck, der gleichzeitig wie Jubel und wie schmerzliche Verzweiflung klang, wiederholte er nur das eine Wort:

„Leonore!“

Gustav war Von dem Anblick so ergriffen, daß er für den Augenblick sogar seine Braut vergaß. Er legte seine Hand auf Daniels Schulter und sagte mit warmem Tone:

„Verehrter Freund, Sie befinden sich in einem verhängnißuollen Irrth»m. Jene Dame ist nicht die von Ihnen gesuchte Leonore. — Sie seben ja, es ist ein ganz junges Mädchen: es ist meine Braut, Fräulein von wüßter.“

Ein Augenblick verging, che Daniel Gustavs Worte verstanden zu haben schien. Er athmete langsam, tief und schwer. Plötzlich richtete er sich auf, stieß Gustav unsanft von sich, und mit dem Ausdruck äußersten Hasses preßte er zwischen den Zähnen das Wort „Verrnther!“ hervor.

Gustav bemühte sich vergeblich, den Sinnlosen zu besänftigen.

„Lassen Sie mich!“ sagte Daniel mit einer Heftigkeit, die man dem ruhigen Manne nie zugetraut hätte. „Lassen Sie mich, sonst werde ich rasend! Ich will hier keinen ärgerlichen Auftritt herbeiführen, nicht an dieser Stelle, die ich geweiht habe — geweiht durch meine Treue ohne Gleichen! Aber entfernen Sie sich von hier! Sie gehören nicht hierher. Sic nicht, und nicht jene elende pflichtvergessene Person, die mich um mein Dasein betrogen hat! Jetzt durchschaue ich Sie! Jetzt weiß ich Alles! Also deshalb haben Sie sich gewaltsam an mich herangedrängt, deshalb mir in einer schwachen Stunde mein Geheimnis; entlockt, damit Sie den verborgenen Schatz auffinden und ihn mir rauben! Sie sollten sich schämen? Ist solche Tücke, ist solche Bosheit erhört! — Und Schmach über Dich, Tu Elende, die mir Treue geschworen und mich verrathen hat! . . . Lassen Sie mich!“ rief Daniel, indem er zorubebend Gustav wehrte, sich ihm zu nähern. „Lassen Sie mich, oder es geschieht ein Unglück! Sie wissen nicht, wessen ich fähig bin!“

Ter Alte wandte sich schaudernd ab, dann blieb er einige Secunden stehen. Er wankte: mit sichtbarer Mühe suchte er sich eine stramme Haltung zu geben. Endlich schüttelte er bedächtig den Kopf und tappte langsam und schwer, ohne sich noch einmal umzusehen, die Thiergartenstraße hinauf.

Gustav hatte Leonorens Arm wieder in den seinigen gelegt. Das arme Mädchen zitterte und bebte. Mit theilnahmsvollen Blicken sahen die Beiden den armen alten Mann, schwerfällig sich auf den Regenschirm stützend, wie gebrochen dahinschleichen.

Mit der Dämmerung hatte sich über den Thiergarten ein grauer Nebel gesenkt. Nur noch wenige Augenblicke sahen sie die dunkeln Umrisse Daniels; bald wurden diese ganz undeutlich und verloren sich, um noch einmal in dem fahlen Schein der nächsten Laterne als verwischte Schatten wieder aufzutauchen. Tann zerrannen auch diefc. In dem helleren Schein regte sich nun nichts mehr. Was dahinter war, hatte der Nebel völlig verschleiert.

„Es ist ein unglücklicher Sonderling, ich erzähle Dir seine Geschichte ein andermal,“ sagte Gustav. „Wir wollen ihm nicht mehr begegnen. Frage mich jetzt nicht ... Ich erzähle es Dir später.“

Die Baut au der Luiseniuscl blieb am andern Nachmittage leer.

Fritz, den Gustav im Lauf des Vormittags zu der alten Marianne geschickt hatte, uni sich nach deni Befinden des Herrn Mollmann zu erkundigen, hatte überaus ungünstigen Bericht erstattet. Daniel hatte die ganze Nacht stark phantllsirt. Marianne hatte in frühester Morgenstunde einen Arzt herbeigerufen, der sich sehr bedenklich über den Zustand des Kranken geäußert hatte.

Gustav hatte nun selbst den Arzt aufgesucht, bevor er noch zu seiner Braut gekommen war, und von diesem erfahren, daß bei dem großen Schwächezustand des Kranken, der sich seit Jahren lediglich durch die Regelmäßigkeit seines Lebens, die geordnete Bewegung und das stundenlange Verweilen in der freien Luft aufrecht erhalten hatte, jeden Augenblick das Ende eintreten könne. Gustav war schmerzlich davon ergriffen, daß er, wenn auch unschuldig das Hereinbrechen der Katastrophe beschleunigt hatte; und als er Leonoren um die Mittagsstunde zum Spaziergange abholte, war er sehr ernst gestimmt. Leonore erkundigte sich nach der Ursache dieser bei Gustavs heiterem Temperament ungewohnten Stimmung. Während die beiden glücklichen juugen Leute die Linden entlang gingen, erzählte Gustav, was er von Daniel wußte. Leonoren traten die Thränen in die Augen.

„Es wäre doch wohl unsere Pflicht, uns zu erkundigen, wie es dem armen Manne geht,“ sagte sie.

„Du hast Recht,“ entgegnete Gustav,

Sie wandten sich um, und Gustav führte Leonore nach dem Marienlirchhof. — Die alte Marianne mit dem breiten Gesicht, die ihm öffnete, sah mit den rothgeweinten Augen ungemein rührend aus.

„Der Arzt ist bei ihm. Sic können ruhig eintreten. Er erkennt Sie nicht mehr. Mein armer Herr!“

Vorsichtig traten sie in die Stube mit den Butzenscheiben. Es war alles in gewohnter Ordnung: die Jedem und Bleistifte lagen symmetrisch geordnet auf demselben Fleck. Die Thür zum Nebenzimmer stand offen. Leonore, von einem Gefühl wahrer Theilnahme getrieben, das, wenn auch mit etwas Neugier gemischt, darum doch nicht minder tief und ernst war, trat behutsam auf die Schwelle und blickte mit Thränen in den Augen auf das Lager, auf dem Daniel mit halbgeschlossenen Augen schwerathmend ruhte. Seine schmalen Finger zupften gleichmäßig an der Bettdecke, als wollten sie etwas pflücken. Der Arzt saß neben ihm. Daniel schlug die Augen ans. Dann öffnete er sie weit, ganz weit und blickte nun starr nach der Thür. Die Mattigkeit, die über dem Gesicht gelegen, war wie weggewischt. Es leuchtete auf in dem Schimmer unbeschreiblicher Wonne. Mit unheimlich Heller, heiterer Stimme rief er: „Leonore!“ —

Der Arzt hatte sich umgewandt und sah, wie ein junges Mädchen angstlich zusammenschauerte. Wie von einer magnetischen Gewalt angezogen, schritt Leonore lautlos und langsam auf das Lager zu. Der Arzt hatte sich erhoben und war bei Seite getreten. Daniel richtete sich etwas auf und streckte ihr wie flehend die beiden Hände entgegen. Leonore wußte kaum, was sie that, als sie die schmalen Hände des Kranken ergriff.

Freude, Glück und Dankbarkeit strahlte aus seinen Augen. Er drückte die kleinen Hände des hübschen Mädchens und sagte mit einem unbeschreiblichen Ausdruck wonnigen Wohlgefühls:

„Leonore! Ich wußte, daß Du kommen würdest, daß ich Dich wiedersähe . . . hier oder dort! Ich wußte es!“

Dann ließ er sanft die Hände des bebenden Mädchens und sank lächelnd auf das Kissen zurück. Lächelnd auch schloß er die Augen. Der Arzt bedeutete Leonoren, sich zu entfernen. Er legte sein Ohr auf das Herz des Kranken, dann trat er in das Nebenzimmer zu den jungen Leuten, die den Athem anhielten und mit banger Spannung der Botschaft des Arztes harrten.

„Er lebt noch,“ sagte dieser ruhig, „aber ich rathe Ihnen, sich die Aufregung des Endes zu ersparen. Zu helfen ist hier nicht mehr viel. Und was geschehen kann, geschieht. Die Lebenskraft des Kranken ist erschöpft.“

Die beiden jungen Leute schlichen schüchtern aus der Thür und gingen über den Marienkirchhof, ohne ein Wort zu sprechen.

Der Arzt hatte die Unwahrheit gesagt. Das Herz hatte nicht mehr geschlagen. Mit heiterm Lächeln auf den Lippen war Daniel entschlafen, als er die Hand des Mädchens zu berühren glaubte, das er so lange Jahre hindurch erwartet hatte — „harrend ohne Schmerz und Klage“. Der arme Toggenburg!

Der Egoismus des jugendlichen Glückes vergißt schnell fremdes Ungemach. Wohlthätig gedämpft, nicht mehr grausam schmerzlich erzitterte in den Seelen der jungen Leute der Nachklang des erschütternden Auftritts in dem kleinen Hause am Marienkirchhof, als sie Nachmittags wieder ihr Heim durchmusterten und dann am Abend mit der Familie um den Theetisch vereinigt waren. Sie erzählten von dem sonderbaren Erlebnis einiges Wenige. Tante Emmy und Frau von Köbler wechselten auf einmal verständnißvolle Blicke und nahmen plötzlich einen sehr ernsthaften Gesichtsausdruck an. In dem jovialen Herrn von Köbler, der wiederum die Hände über der Weste gefaltet hatte, kämpfte seit einiger Zeit das Verlangen, die dampfende Theetasse zum Munde zu führen, mit der sich daraus ergebenden Notwendigkeit, die bequeme Lage seiner Hände alsdann verändern zu müssen. Aber das stumme Zwiegespräch zwischen den Damen war ihm darum doch nicht entgangen.

„Lorchen!“ sagte er scherzhaft drohend zu seiner Frau. „Sollte das am Ende derselbe sein, auf den Du mich früher einmal hast eifersüchtig machen wollen? Du weißt, — vor unserer Verlobung, als Du aus Berlin zurückkamst?“

Gustav sah seine Schwiegermutter prüfend an. Es war noch eine hübsche Frau, mit der seine Braut eigentlich nur geringe Aehnlichkeit in den Zügen, aber doch im Ausdruck einen starken Familienzug gemein hatte; und jetzt zum ersten Male bemerkte er an ihrem Kinn ein kleines braunes Mal. Bis zur Stunde war es ihm nicht aufgefallen.

Deutschland vor hundert Jahren*).

Johannes Scherr.

— Zürich. —

^or siebcnundzwanzig Jahren Hab' ich den ersten Theil dieses Buches unmittelbar nach seinem Erscheinen einer ausführlichen Anzeige unterzogen. Heute, nach Vollendung des trefflichen Werkes im Jahre 1880, komm' ich darauf zurück mit der Bemerkung, daß, wenn der Abschluß desselben bedauerlich lange sich verzögerte, Biedermanns kulturgeschichtliche Leistung nur um so mehr berechtigt ist, die Devise zu tragen: „Was lange währt, wird gut.“

Dazumal, als 1854 der erste Theil herausgekommen, war eine böse Zeit. Die Menschen von heute und gestern haben keine Vorstellung davon, was wir anderen, die wir den „Völkerfrühling“ von 1848 mitgelebt, empfinden, erfahren und leiden mußten, als alle die holden Täuschungen und schmerzlichen Enttäuschungen des „tollen“ Jahres in die stupide und brutale Rückwärtserci der ersten 1850er Jahre aufgegangen waren. Während wir nur allzu ausgiebige Gelegenheit Hutten, die Wahrheit der berühmten Tante'schen Terzine:

„Iu provsnri s! voms ss iti 8!>lo

1,o Mus ultrui, g eom' s Zum ualls

1,0 SLgnäsrs s 'I sslir vor l'ultiai soals“. —

bitter zu erproben, war daheim in Teutschland das deutsche Vaterland wiederum, ganz wie zur Zeit der ^amptz und Tztschoppe, zu einem Verbrechen geworden. Aber ihre ganze Tücke wagten die Werkzeuge der Reactivn dort erst dann zu entfalten, als drüben, jenseits des Rheins, der meineidige Sohn einer notorischen

Nicht-Lucretia mit den Banditeufäusten seiner Spießgesellen La LoUs IVanc-o im Dunkel einer Dcccmbcrnacht an der Kehle gepackt und die Halberwürgte zu Buden geworfen hatte.

Ich erinnere mich, daß ich in meine deutsche Seele hinein mich schämte, als ich erfuhr, König Friedrich Wilhelm IV. hätte hoch aufgejubelt, als er die Botschaft von dem schandbaren Frevel empfangen. Ja, furchtbarer noch als das Verbrechen des Elenden, welcher mit Hilfe des Auswurfes von Frankreich seine Schmach hinter jener Blutdnmpfwolke der Boulevardsschlächterei vom 4. Decmber 1851 zu Verstecken suchte, war der Beifall, welchen mit verschwindend wenigen Ausnahmen das ganze officielle und osficiöse Europa, vom Papst und von der Königin Victoria bis zum Duudezdespötlein von Flachsenfingen und bis znm schmierigsten Reptil des Staatsanzcigers von Krähwinkel herab, diesem Verbrechen zollte. Daß alle Gauner, Spieler und Schwindler, alle vornehmen und geringen Spione und Spioninnen, Kupplerinnen und Hetären, alle feilen Scribenten und alles andere Menschenspülicht dem ans der Dreieinigkeit 'von Meineid, Raub und Mord geborenen Bastardeäsar zujauchzten, war ganz in der Ordnung. Dieses Geschmeiß hatte ja die richtige Vorauswitterung, das Secoud Empire werde eine riesige Pfütze von Verderbnis; und Faulniß sein, eine richtige „cuur äo miraclo«“ der EZcroquerie, der Völlerei und Unzucht, der Iecker-Vuns und Goldbarren-Lottericen, der schäm- und scheulosen Saturnalien und Lupanarien. Ich war damals, obzwar vom Schwabenalter nicht allzu weit mehr entfernt, noch so jung, daß ich mich über die Niederträchtigkeit der Menschen wunderte, entrüstete und betrübte. Das Hab' ich mir, seit ich hinter die Coulissen und in die Ankleidczimmer der Bühne, auf welcher die menschliche Tragikomödie spielt, blicken gelernt, gründlich abgewöhnt und darum sehe ich nur noch mit einer aus Mitleid und Ironie gemischten Empfindung auf das wüste Armuths» zeugniß zurück, welches die europäische Gesellschaft sich ausstellte, indem sie nahezu zwanzig Jahre lang vor einem nachgemachten Bonaparte scharwenzelte, kniete und räucherte. Vielleicht wähte sie, es gereichte ihr zur Entschuldigung, daß sie anni« 1814 und 1815 ja nur die echten Vonapartes mit dem Interdict belegt hatte.

11ns, anderen, für welche solche Selbsterniedrigung undenkbar, blieb nichts übrig, als nach Möglichkeit aus der schmerz- und trauervollen Gegenwart hinwegzuflllchten. Damals versenkte ich mich in die Vergangenheit meines Volkes und schrieb jene Bücher, welchen, wie ich ja wohl ohne eitle Selbsterhöhung sagen darf, meine Landsleute daheim und in der Fremde seit dreißig Jahren eine mein Verdienst weit übersteigende Liebe und Treue zugewandt und bewahrt haben. Solche Beschäftigung mit Gewefenem half über die Schwere des Seienden hinweg. Sie hatte auch das Tröstliche, die Ueberzeugung beizubringen, die Lebenskraft unseres Volkes, welches so viele derartige Entwicklungsleiden überstanden hatte, niußte eine unverwüstliche sein — die Ueberzeugung, die Deutschen, welche einer so jammervollen politischen Geschichte zum Trotz eine große Culturnation geworden, mußten mich noch eine Zukunft als Machtnation haben. Auch das Studium des ersten Theils von Biedermanns Buch vermochte diesen Glauben nicht zu erschüttern. Denn wenn die genaue, deutliche, quellenmäßige Darstellung, welche der Verfasser von den politischen und socialen Zuständen unseres Landes im 18. Jahrhundert gab, das ganze Jammersal dieser Zustände aufdeckte, so mußte der Anblick derselben jeden Sehenden überführen, daß es im 19. Jahrhundert denn doch besser, bedeutend besser geworden sei.

Und heute, wo ich das glücklich zum Abschluß gebrachte Biedermcmn'sche Werk wiederum zur Hand nehme, «m, soweit meine Stimme reicht, die Aufmerksamkeit patriotisch denkender Männer und deutschführender Frauen darauf zu lenken, wie ist es heute?

Nicht, wie es sein sollte und wohl auch sein könnte, aber jedenfalls besser als im Jahre 1854. Eine Vision, daß binnen 17 Jahren das wieder aufgerichtete Deutsche Reich ausgerufen werden würde, ausgerufen nach kolossalen gegen die Franzosen geführten Sieges schlägen, ausgerufen im Prunkschlosse jenes französischen Sultans, welcher der grimmigste Feind und erbarmungsloseste Schädiger unseres Volkes gewesen war, diese Vision wäre dazumal sogar als solche, als Traum und Ahnung rein unmöglich gewesen. Wer so kurz nach 1845, dem Jahre des Fluches, so kurz nach 1850 und 1851, den Jahren der Schmach, so etwas hätte prophezeien wollen, wäre mit Recht als der Narr der Narren verlacht worden. Allerdings sind wir auch heute noch weitab vom Ziele. i^A Was 1866 und mehr noch 1871 in Stunden versäumt worden, wird in Jahrzehnten nicht hereinzubringen sein/ Die Reichsverfassung ist nur ein trauriger Nothbehelf, ein Lotter- und Schlotterwerk. Der dynastischen Selbstsucht wie der particularistischen Bornirtheit sind die beklagenswerthesten Einräumungen gemacht worden — Einräumungen, welche, wie ja leicht vorauszusehen war, keineswegs Dankbarkeit erzeugt haben. Die Karte des Deutschen Reiches zeigt noch immer ein Dutzend Farben zu viel. Und sodann dieser schreiende Widerspruch zwischen der Gewährung des allgemeinen Stimmrechts und der heftigen Verwerfung des Parlamentarismus, welcher doch — mag im übrigen sein Werth oder Unwerth sein, wie er wolle — die unumgängliche Schlußfolgerung aus jener Prämisse ist! Man kann dem deutschen Volk doch nicht zumuthen, lauter Ja nickende Pagoden in den Reichstag zu schicken, und wenn die Schreibsclaven Klagelieder über das Parteiwesen singen, so vergessen wir darum doch nicht, daß Parteien die Lungen sind, womit freie Staaten nthmen. Aber gibt es nicht auch tuberculose Lungen? Gewiß, das gibt es, und es mag schon sein, daß an dieseni oder jenem rechten oder linken Flügel der in Rede stehenden Lungen da oder dort ein häßliches Tuberkel sitzt. Allein trotzdem wird das varlamentaristische Experiment gemacht werden müssen, es wäre denn, daß man zum nackten, aber wenigstens ehrlichen und aufrichtigen Absolutismus zurückkehren wollte, was ja in Deutschland und vorab in Preußen weiter keine /oder kaum ncnncnswrthe Schwierigkeiten hätte. Mit dem grundvrognen, / schanilos unsittlichen und noch dazu albernem und lächerlichen Scheincvnstitutionalismus — abscheulicher Bandwurm von Wort! — geht es nicht ! mehr. Die Möglichkeit, das konstitutionell-parlamentarische Regiment könne ! ein aufrichtiges und ehrliches sein, vorausgesetzt — was freilich eine ungeheuer kecke Voraussetzung ist — muß es anderseits als absurd bezeichnet werden, hinter diesem Regiment das Schreckgespenst der Revolution auftauchen zu lassen. Wir Deutsche sind ja Reflectionsmenschen, Grübler, Tiffler, wir haben nicht das Zeug zum Revolutionmachen und denken auch gar nicht daran, falls man so freundlich ist, uns auch nur halbwegs bei guter Laune zu erhalten. Uns fehlt ja die elementare Leidenschaft, die initiatorische SprungFertigkeit. Wir müssen, um überhaupt voranzukommen, Schritt für Schritt vorwärts gehen, und daß und wie wir trotzdem vorwärts gegangen, wird jedem klar werden, welcher vergleichen will, wie unser Land vor hundert Jahren war und wie es jetzt ist.

Auf den folgenden Blättern will ich, immer an der Hand Biedermanns, versuchen, geneigte Leser und ernste Leserinnen in das Deutschland des achtzehnten Jahrhunderts zurückzuführen, — selbstverständlich auf nach Möglichkeit gekürzten Wegen. Es ist dies, will mir scheinen, die beste Art und Weise, einer so schwierigen und so gewissenhaft gethancn Arbeit gerecht zu werden, — einer Arbeit, deren Frucht fraglos eine Zierde der deutschen Culturhistorik ausmacht. Der Verfasser hat sich keine Mühe und keinen Zeitaufwand verdrießen lassen, um das ungeheure Material zusammenzubringen, welches der Aufbau seines Werkes erforderte. Schon an die Sichtung, Ordnung und Zurhandstellung dieses Materials mußten Jahre gewendet werden. Die Culturgeschichtschreibung darf sich bekanntlich nicht damit begnügen, die Oberfläche der Erscheinungen zu veranschaulichen und zu kennzeichnen. Sie muß überall den treibenden Kräften in die Tiefe nachgehen. Sic hat den tausenderlei Motiven, welche zur Schaffung des Gescinuntbildes eines Volksdaseins zn dieser oder jener bestimmten Zeit zusammenwirken, geduldig nachzuspüren, auf Pfaden, welche zumeist mühsamer zu begehen sind als die Wege, welche duich wohlgeordnete Archive führen oder gar durch jene Roth-, Gelb-, Grün- und Blaubücher, die dermalen so großes Ansehen genießen und in die, beiläufig bemerkt, doch nur hineinkommt, was einem zur Zeit herrschenden Minister hineinzuthun beliebt und wie es hineinzuthun ihm „opportun" scheint. Um jene kleinen, unscheinbaren und doch hochbedeutsamen Züge beizubringen, welche die Gesellschaft dieser oder jener Periode oft besser charakterisircn als breitspurig einhertretende Merweltsthasachen, nutz der Culturhistoriker häusig ganze Steppen bedruckten Papiers durchwandern. Auch unser Verfasser hat dieser Pflicht sich unterzogen, und die geschickte Art, wie er solche Züge zn finden und zu verwenden wußte, bildet gerade einen der vielen Vorzüge seines Werkes. Auch der Mangel ermangelt dasselbe nicht, wie denn überhaupt nur der hochgradige Professorendünkel und eine schon

Nord und Süd. XXI, ei. 4

stark in den Größenwahn spielende Doctorenhochnäsigkeit sich einbilden mögen, „fehlerlose Ungeheuer" von Büchern hervorbringen zu können. Für das, was als der Hauptmangel des Werkes zu bezeichnen sein dürfte, nämlich das Mißverhältniß des zweiten, des literarhistorischen Theils zum ersten, zum socialhistorischen, kann der Verfasser freilich die gewichtige Entschuldigung anführen, daß ja zur Zeit, von welcher er handelt, die Deutschen, wenigstens in ihren bedeutendsten Lebensäußerungen, ein vorzugsweise literarisches Volk gewesen seien.

I.

Wie selbstverständlich, hebt unser Verfasser seine Untersuchung und Darstellung damit an, daß er von dem territorialen Umfang, dem Bevölkerungsbestand und der staatlichen Eintheilung Deutschlands im 18. Jahrhundert handelt. Hier mußte auf den traurigen Westfälischen Frieden zurückgegangen und eine ganze Reihe von Einbußen an Land und Leuten verzeichnet werden. Wie war doch vom späteren Mittelalter an die deutsche Nation an Macht und Machtbewußtsein herabgekommen! Sie, im früheren Mittelalter die wirkliche und einzige Großmacht Europas, hatte sich, im 18. Jahrhundert angelangt, nach und nach Livland, Curland, Pommern und Rügen, die Niederlande und die Schweiz, Elsaß und Lothringen entreißen lassen. Und dabei führten die Kaiser des „Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation" stetsfort den Titel: „Allzeit Mehrer des Reichs" — mehr noch eine bittere Satire als ein curialstilistischer Schnörkel.

Die Bevölkerung wohnte in 2300 Städten, 3000 Marktflecken, nahezu 100,000 Dörfern und Weilern und auf ungefähr 40,000 Edel- nnd Bauer» Höfen. Ihre Gcsammtzcihl kann nicht genau bestimmt werden. Das Facii der Wahrscheinlichkeitsberechnung schwankt zwischen 26 und 30 Millionen. Zur Markirung der staatlichen Ein- oder vielmehr Vertheilung dieser Bevölkerung würden alle Regenbogenfnrben in hundertfacher Variation nicht ausreichen. Das Gebiet, welches innerhalb und außerhalb der zehn Reichskreise lag, machte mitsammen eine ungeheuerliche Curiositätenkammer voll von politischen Mißbildungen aus. Da war z. B. der „schwäbische" Kreis, welcher das heutige Württemberg, das heute bairische Schwaben und die damalige Markgrafschaft Baden umfaßte. Abgesehen davon, daß durch diesen Kreis die sogenannten „vorderösterreichischen" Landschaften sich hinschlingelten, war derselbe vertheilt unter 97 Herren, worunter 4 geistliche Fürsten (der Bischof von Augsburg, der Bischof von Constanz, der Fürstabt von Kempten und der Propst von Ellwangen), 14 weltliche Fürsten (Herzog von Württemberg, Markgraf von Baden, Fürsten von Octtingen, Fürstenberg, Hohenzollern) ferner 23 Prälaten, 25 Grafen und Freiherren, endlich 31 Reichsstädte — (anderwärts gab es auch „Neichsdörfer"). Unter diesen „Staaten" des Schwabenlandes gab es welche von ganzen 1600 oder 1300, ja von 1000 Einwohnern. Aber die kleinen litten am Größenwahn nicht weniger als die

größeren. An den öffentlichen Gebäuden des Reichsstädtchens Nordlingen las man die stolze, römerhafte Inschrift: „Lonstus populussiu« Xoräliil^ensis" und der Stadtschreiber des Reichsstädtleins Bopfingen führte den Titel „Kanzler" so gut wie der von Nürnberg, Augsburg oder Ulm. An der Buttscheckigkeit innerhalb der Rahmen der zehn Reichskreise war es aber noch nicht genug, denn in diese Kreise waren als „reichsunmittelbar" noch hineingeprenkelt 30 „Herrschaften", 5 „gewerkschaftliche" Orte, 5 Reichsdörfer und zwischen 11 und 1500 „reichsritterschaftliche" Güter. Alles zusammen eine wahrhaft Fischart'sche Staatenklitterung! Und diese Hanswurstjake von Reich hatte nicht etwa nur eine lächerliche, sondern auch eine traurige Seite, eine sehr traurige. Denn, wohlverstanden, die Inhaber der Spottgeburten von Miniaturstaaten handhabten „die meisten Souveränitätsrechte mit derselben Unbeschränktheit wie die großen „Reichsstände", sie hemmten den Verkehr ebenso mittels Zöllen, Handelsverboten und Gewerbemonopolen wie ihre mächtigeren Nachbarn, die Fürsten und Kurfürsten, sie erhoben dieselben Ansprüche auf den Gehorsam ihrer „Landesunterthanen", auf Steuern und Dienste vonseiten derselben, und selbst das höchste landesherrliche Attribut, das Recht über Leben und Tod, stand ihnen oft zu, wie die vielen an den Sitzen reichsritterlicher Herrschaft aufgerichteten Galgen, die Wahrzeichen dieses hochgehaltenen Souveränitätsrechtes, bezeugten". Dieser Umstand, d. h. das Recht des „Blutbanns" in den Händen zahlloser Zaunkönige ist, nebenbei gesagt, eine der Hauptsachen gewesen, daß in deutschen Landen der Gräuel des Hexenprocesses ärger gerast hat, als anderwärts. Der Hexenproceß war keineswegs nur eine gräßliche Schrulle theologischer und juristischer Stirnverbrerterung, sondern auch, namentlich im 16. und 17. Jahrhundert, ein sehr einträgliches „landesherrliches" Geschäft, Ganz in der Ordnung also, daß jeder Staat und jedes Stättchen, jede Stadt und jedes Städtchen im unendlich zersplitterten deutschen Reiche bis herab zum „reichsunmittelbaren" Krautjunkerhof ihr regelrechtes Hcxenbrennen haben wollten.

Ueber dem Wirrsal von Ländern und Leuten, über dem größer-, mittel-, kleiner- und kleinststaatlicheil Gewimmel und Gcwusel schwebte die Reichsverfassung. Nicht wie der Geist über dem Wasser, sondern wie ein Spinnengewebe über Moder. Die mittelalterliche Reichsherrlichkeit war schon mit Friedrich dem Nothbart zu Ende gegangen. Daß dann nach dem Untergang der staufischen Dynastie und der „schrecklichen kaiserlosen" Zeit ein machtloser schweizerischer Graf auf den deutschen Königsstuhl berufen wurde, ist ein unermeßliches Unglück für unser Land gewesen. Denn das deutsche Königthum oder die römische Kaiserschaft war ja fürder nur noch die Handhabe zur Gründung einer Hausmacht für die neue Dynastie. Die deutsche Geschichte war, wie auch Biedermann sie richtig faßt, allzeit, schon von den Tagen Armins und Marbods her, ein nnausgesetzter Kampf zwischen dem centripctalen und dem centrifugalen Princip, zwischen dem nationalen Freiheitsdrang und der particularistischen Selbstsucht, zwischen Monarchie und Anarchie, welche letztere sich als Aristokratie aufspielte. Während drüben in Frankreich das Königthum, indem es im Bunde mit den Städtebürgerschaften die Aristokratie zu Boden trat, die nationale Einheit begründete und festigte, war hüben in Teutschland das Kaiserthum der Habsburger selber der ausgesprochene Particularismus. Kaiser Maximilian der Erste hat es frank und frei herausgesagt: „Ich bin vor allem Oesterreich verpflichtet." Natürlich ahmten dann alle die Zaunkönige das particularistische Gebaren des habsburgischen Doppeladlers nach, soweit immer ihre Mittel es ihnen erlaubten. Die Reichsregimentsmaschine, vom Anfang an unglücklich construiert, wurde nachgerade zu einem wahren Monstrum von Ungefügigkeit und Complicirtheit. Setzte man das ungeheuerliche Ding in Bewegung, so hob ein furchtbares Gepolter und Gepruhste an, aber die einzelnen Theile, die Räder, Walzen, Stifte, Stränge, Kurbeln und Gewichte der Maschine arbeiten nicht mitsammen, sondern zumeist gegen einander. So oft irgendwie ein Verzicht auf particularistische Interessen oder auch nur auf Absonderlichkeiten gefordert wurde, erhob sich das Geschrei von „Deutscher Stände Libertät", wie die amtliche Formel lautete. Dahinter barg sich die polakisch-anarchische Wirtschaft der deutschen Fürstenrepublik. Diese Wirtschaft erhielt ihre so zu sagen staats- und völkerrechtliche Bestätigung und Weihung durch die sogenannte Reformation und durch den vom Ausland, vorab von Frankreich, dictirten Westsülichen Frieden, nach jener beispiellosen dreißigjährigen Kricgsfurie, welche unser unglückliches Land zu einer Wüstenei gemacht und dessen Bevölkerung von etwa 18 Millionen auf 4 herabgebracht hatte. Daß nicht allein die Ohnmacht der Reichsgewalt, sondern auch das klägliche Sinken des Nationalgeistes im 17. und 18. Jahrhundert eine Folge der rohselbstsüchtigen Fürstenpolitik gewesen, kann gar keinem Zweifel unterstellt werden. Wie so ganz schließlich die staatsrechtlichen Begriffe sich verwirrt, ja in das gerade Gegentheil ihrer ursprünglichen Bedeutung sich verkehrt hatten, dafür liefert einen grellen Beweis die Thatsache, daß Friedrich der Große, auf die herrschende Anschauung gestützt, keinen Anstand zu nehmen brauchte, den von ihm i. I. 1785 gestifteten Fürstcnbund, welcher doch nichts bezweckte, als die „Libertät" der deutschen Dynasten gegen die befürchteten „Nebergriffe" der kaiserlichen Ge« walt zu schirmen, im Lichte eines verfassungsmäßigen Bündnisses, eines volksthümlichen und gemeinnützigen Unternehmens darzustellen, ja sogar noch weiter zu gehen, d. h. formlich an die auswärtigen MUchre zu appelliren und deren Besorgnisse vor einem allfällig monarchisch festgeeinten und folglich starken Deutschland wachzurufen. Das ist, meine ich, ein kennzeichnend hohenzoller'sches Seitenstück zu dem vorhin angezogenen Habsburgischen Ausspruch.

Daß unter solchen Umständen die Reichsverwaltung eine elende sein mußte, ist klar. In alle Einzelheiten derselben hier einzugehen, hieße Papier und Druckerschwärze umsonst vernuhen. Das Heilige Römische Reich Deutscher Nation, dessen Kaiser als solcher eine Jahrscinnahme von ganzen 8000, sage achttausend Thalcrn hatte, war zum Spottlachen Europas geworden. Hauptsächlich infolge der Jammersäligkeit des Reichskriegswesens. Tos Reichshecr war, sogar bei Ausschreibung eines dreifachen sogenannten „Simplum" (120,000 M.>, thatsächlich nicht selten kaum 20,000 M. stark. Und das waren noch dazu Leute, die mit den Rekruten Falstasfs eine bedenkliche Ähnlichkeit hatten, und wie waren sie geübt, d. h. nicht geübt, was hatten sie für Offiziere, wie waren sie gerüstet und bewaffnet! Es ist bekannt, daß z. B. in der Schlacht von Roßbach von 100 „Schießprügeln" der Reichstruppen nicht 20 losgegangen sind. Dieselbe grenzenlose Verrottung wie im Heerwesen auch in der Neichsvolizei, in der Reichsjustiz, in der Reichsfinanzerei, in allem und jedem. Schon zur Zeit des dreißigjährigen Krieges hatte der schwedische Minister Oxenstjerna der deutschen Reichsverfassung den Namen „(?«uLn8io" geschöpft. Jetzt, im achtzehnten Jahrhundert, war die Confusion zu einem Chaos geworden. In diesem Chaos wühlten und minirten die österreichische Partei und die preußische Partei wider einander. Undeutsch waren beide ganz und gar. Beide verschworen sich, jene an Frankreich, diese an Rußland gelehnt, mit dem Ausland zur Vernichtung der nationalen Macht nicht nur, sondern auch des nationalen Bewußtseins. Ter Wiener Hof ließ durch einen seiner Publicisten erklären, „Oesterreich müsse entweder an der Spitze Deutschlands stehen oder aber es müsse und werde Deutschlands Feind sein". Ter Berliner Aufklärer Nicolai seinerseits bezeichnete die Idee eines deutschen Nationalgcistes als ein „politisches Unding" und schalt das Bestreben, die Gemüther für eine solche Idee zu erwärmen, einen „hämischen Partei Zweck". Ter Wiener Hof errichtete gegen den neuerwachten und schöpferisch aufstrebenden deutschen Geist eine chinesische Maner der Abwehr und Friedrich der Große erfand die „Astion prussioiniO". Angewidert von der trostlosen Wirklichkeit, in welcher sich ihnen nur das ekelhafte Schauspiel einer allgemeinen Auflösung darbot, bestiegen unsere Besten, die Lessing, Kant, Herder, Goethe, Schiller, den Luftballon der Humanitären Illusion, um in's Wolkeukucknkshcim der Weltbürgerlichkeit emporzusteigen. Die von dort herab gegebenen Orakel muthen uns heute doch ganz eigen und keineswegs sympathisch an. Wenn Lessing sich berühmte: „Ich habe von der Liebe zum Vaterland keine» Begriff und sie scheint niir höchstens eine heroische Schwachheit zu sein, die ich gern entbehre" — oder wenn Schiller an Jakobi schrieb: „Wir wollen dem Leibe nach Bürger unserer Zeit sein, weil es nicht anders sein kann; sonst aber nnd dem Geiste nach ist es das Vorrecht und die Pflicht des Philosophen wie des Dichters, zu keinem Volk und zu keiner Zeit zu gehören, sondern im eigentlichen Sinne des Wortes der Zeitgenosse aller Zeiten zu sein" — oder endlich wenn Goethe seinem Volke den nationalen Beruf und eine nationale Zukunft mittelst des Xcnions:

„Zur Nation euch zu bilden, ihr hofft es, Deutsche, vergebens:
Bildet, ihr kvnnt rö, dafür freier zu Menschen euch auS — "

geradezu absprach, ja, so zu sagen, verbot, so waren das um so traurigere

Verirrungen der Wolkenkuckuschcimerci, als das „reine, freie und schöne Menschenthum" der Griechen, auf welches man die Deutschen fortwährend verwies, eigentlich doch nur eine Lüge gewesen. Denn, wenn es jemals ein rassenhaftes, auf Stamm und Blut stolzes, vom Nationalgefühl und Nationalstolz ganz erfülltes Volk gegeben hat, so waren das gerade die Griechen, die sich so wenig um „Menschenbruderschaft", „Weltbürgerthum" und dergleichen Flunkereien mehr kümmerten, daß sie ausschließlich nur sich selber für Menschen, alle übrigen Völker aber für „Barbaren" hielten. Unsere Klassiker hatten sich eben ein Ideal von Griechenland zurechtgemacht und ritten so beharrlich darauf herum, wie in unseren Tagen Heinrich der Zweundsiebzigste von Reuß-Greiz-Schleiz-Lobenstein auf seinem berühmten Princip. Schiller freilich, weil er von allen den meisten historischen Sinn besaß, bekam die Reiterei schließlich satt. Ihm ging, als er sah, daß und wie Bonaparte das kosmopolitische Nebelbild zur brutalen Thatsache eines Weltdespotismus machen wollte und theilweise wirklich machte, die Erkenntniß auf, daß man allerdings zu einem Volke gehören müsse, um ein rechter und ganzer Mensch sein zu können, und so hat er denn schon in der „Jungfrau von Orleans", großbartiger aber noch und eindringlicher im „Tell" die Idee des Vaterlandes, das Gefühl des Volksthums und der Nationalität verherrlicht. Goethe dagegen ist sein Lebenlang „Weltbürger" geblieben und daraus mag sich auch seine klägliche Haltung im Jahre 1813 erklären, welche nur Idie Goethe-Fartcatchers verzeihlich finden können. Ten ersten Mann seiner 'Nation kümmerte es wenig oder gar nicht, daß seines Vaterlandes Sein oder Nichtsein auf dem

Spiele stand. Er beschäftigte sich lieber mit China als mit Teutschland, und wenn er sich später auf „allerhöchsten" Befehlswunsch „allerunterthänigst" herbeiließ, zur Siegesfeier sein von allegorischem Frost starrendes Festspiel „Des Epimenides Erwachen" anzufertigen, so vermochte er damit nicht das Wort gut zu machen, welches er, der blinde Bewunderer des Todfeindes und Zwingherrn des deutschen Volkes, im April von 1313 zu Dresden im Hause Körners zum Stein und zum Arndt gesprochen: „Schüttelt nur eure Ketten! Der Mann (Napoleon) ist euch zu groß! Ihr werdet sie nicht zerbrechen." Sie wurden aber doch zerbrochen, weil es zum Glück in unserem Lande hunderttausende von Männern gab, welche von deutschem Recht und deutscher Pflicht einer fremden Zwingherrschaft gegenüber andere, ganz andere Vorstellungen hatten als der „deutsche" Dichter. U.

Das Reichsclend vervielfältigte sich in den einzelnen Staaten und StöKtchen in's Unendliche. Suchte doch jeder Despot und jedes Despötlein im deutschen Reiche seine Bestimmung und seine Ehre darin, es nach Kräften und über seine, d. h. über seines unglücklichen Landes oder Ländchens Kräfte dem sklavisch nachgeahmten Meister- und Mustcrdespoten von Versailles nachzuthun. Das „I/Swt oest Aloi!" wurde unzähligemale ganz plump in's Deutsche übersetzt. Die „Landesherrn" waren das, was sie hießen, im verwegesten Simle des Wortes. Dieses System des brutalen Despotismus hat Biedermann bündig und treffend gekennzeichnet: — „Es gab im Staate nur Herren und Unterthanen, nur einen absolut gebietenden und unwiderstehlichen Willen und eine rechtlose Cchaar blindlings gehorchender und duldender Sklaven; auf der einen Seite eine kleine Minderheit Begünstigter — den Fürsten und seine Umgebung — welchen alle natürlichen Güterquellen des Landes und alle mühsam errungenen Früchte der Volksarbeit zum ausschweifendsten Genüsse offen lagen, und auf der andern Seite die Masse des Volkes, berufen und verpflichtet, für die Befriedigung der Gelüste jener Minorität zu arbeiten, zu zahlen, Lasten zu tragen und Noth zu leiden."

Wie allbekannt, ist um die Mitte des 18. Jahrhunderts an die Stelle dieses brutalen Despotismus der sogenannte aufgeklärte oder sublimirte getreten. Derselbe erließ zunächst aus der Einsicht, daß man, um die Schafschur ergiebiger zu machen, doch einigermaßen für die Schafe von Unterthanen Sorge tragen müßte. Dazu kam der Einfluß der „Philosophie des Jahrhunderts", welche aufklärerische und humanitäre Ideen mälig in Schwung und Mode zu bringen begann. Typische Figuren und Veispielgeber des aufgeklärten Despotismus waren, wie jeder weiß, Friedrich II. und Josef II. Despoten sind sie beide gewesen, aber eben „sublimirte". Der von Preußen sagte: „Der Fürst ist für die Gesellschaft, was der Kopf für den Körper ist: er muß sehen, denken, handeln für die ganze Gemeinschaft, um ihr alle Vortheile, deren sie fähig ist, zu verschaffen. Will man, daß die Monarchie den Sieg behalte über die Republik, so muß der Monarch thätig und un» bescholten sein und alle Kräfte zusammennehmen, um seinen Pflichten zu genügen." Der von Oesterreich erklärte: „Ein Reich, das ich regiere, muß nach meinen Grundsätzen beherrscht, Vorurtheil, Fanatismus, Parteilichkeit, Sklaverei des Geistes unterdrückt und jeder meiner Unterthanen in den Genuß seiner angeborenen Freiheit gesetzt werden." Man sieht, von dem „Der Staat bin Ich!" des vierzehnten Ludwigs bis zu der Friedrich'schen und Iosefschen Auffassung der Herischerstellung und Herrscherpflicht war ein ungeheurer Sprung. Aber bei genauem Zusehen erkennt man unschwer, daß auch Friedrichs und Josefs Staats- und Regentenideal über die Fläche der rationellen Schafzucht nicht emporragte. Immerhin ist Josef wie deH menschlichere Mensch so auch der freisinnigere Mann von beiden gewesen. Man vergleiche nur ihre Vorschriften über die Handhabung der Pressepolizei. Biedermann durfte mit Recht sagen: „Josef hat während seiner kann zehnjährigen Regierung mehr für die Presse gethan als Friedrich während einer beinahe fünfmal so langen Zeit, nicht bloß in Anbetracht des viel gedrückteren Zustlndes, in welchem er die Presse fand, sondern auch in Bezug auf diel Freiheit, die er ihr gewährte." Der „Philosoph von Sanssouci" verstand es als der kühle Kopf, der er war, ganz vortrefflich, seinen stets wachsam und eifersüchtigen Despotismus, der keinerlei Selbstständigkeit des Denkens und

Wollens neben sich duldete, hinter liberalen Phrasen zu verbergen. Josef, welcher mit Bezugnahme auf die Dynastie, aus welcher er stammte, mit viel besserem Grund als Friedrich der „Einzig" zu heißen verdiente, trug ein großes und heißes Herz in der Brust. Natürlich hat es Friedrich weiter gebracht als Josef: der Kopf bringt es ja stets weiter als das Herz.

Das von den beiden großen aufgeklärten Despoten gegebene Beispiel fand Nachahmung bei den kleinen. Jedoch wäre es ein Jrthum, wollte man glauben, daß den aufklärerischen und freisinnigen Verheißungen und Redensarten, welche dazumal in deutschen Landen von den Thronen und Thronlein herabschwirrten, durchweg Erfüllungen und Thaten entsprochen hätten. Gar manchem Landesherrn kam es auch schon zu mühsällig vor, die aufklärerische Phraseologie zu handhaben, und sie und ihre sämtlichen Beamten fuhren daher fort, im althergebrachten Rüpelstile zu „herrschen" und zu amten. In der Mehrzahl der deutschen Staaten und Stäätchen war es bis zum Ende des Jahrhunderts mit dem Vcrwaltungs-, Justiz- und Finanzwesen aller „Aufklärung" oder Scheinaufklärung zum Trotz geradezu kläglich bestellt. Am traurigsten und zugleich am burlesksten ging es aber in den kleineren und kleinsten Sultanaten her. Des bekannten Ritters von Lang „Memoiren" sind eine wahre Fundgrube von hierher gehörigen charakteristisch-lächerlichen Zügen. Der Geschäfteschlendrian war überall märchenhaft, nm märchenhaftesten in Oesterreich, ob zwar es allenthalben von Beamten aller Grade und Schätzungen wimmelte. Die Verdrbrtheit, Parteilichkeit und Bestechlichkeit der Beamtenwelt von unten bis oben galten für selbstverständlich. Das Sprichwort: „Schmierer und Salben hilft allenthalben" — wurde ganz schamund scheulos prakticirt. Die lümmelhaftesten Beamten züchtete Baiern. Die Sprache dieser Herren war ein genaues Abbild der Ausdrucksweise des „leutseligen" Kurfürsten, späteren Königs Max, welcher bekanntlich stets mit seinem Lieblingswort „Sch . . . kerle" um sich warf. Die aus dem Mittelalter herabgekommenen landständischen Bcrfassungen waren vom fürstlichen Absolutismus entweder ganz weggefegt oder doch zu einem jämmerlichen Possenspiel hcrabgebracht. Wo etwa die Landstände noch einige Bedeutung sich bewahrt hatten, wie z. B. im Hcrzogthum Württemberg, waren sie doch nur eine wahre Spottgeburt von Volksvertretung und kaum etwas anderes als eine milchende Kuh für eine gierige Vetter- und Basenschaft.

Wenn nun also das Regiment der Landesherrn durchgängig das Gepräge persönlicher Willkür Irug, so darf man nicht vergessen, daß dies am Ende aller Enden nur möglich war, weil die Unterthanen nichts anderes wußten und wollten. Man vergegenwärtige sich nur die öffentliche Meinung, wie sie vor hundert Jahren in der deutschen Publicistik zur Ausprägung kam. Da begegnen uns überall die absonderlichsten Schwankungen und Schwenkungen, die uns klar machen, wie ungeheuer schwer es unser« Vorfahren wurde, erst als Menschen und dann als Staatsbürger sich fühlen zu lernen. Das Sklavenbcwußtsein der deutschen Philisterwelt hatte sich so breit und tief eingewurzelt, daß selbst verhältnißmäßig vorgeschrittenste Publicisten und Autoren wie Schlözcr, Möser, Weckherlin, Moser, Wielcind keineswegs auch nur halb, geschweige ganz davon loszukommen vermochten. Schlözcr vertrat nachdrücklich die Lehre von der Alleinweisheit der Regenten und erklärte es für eine „lächerliche Einbildung", die Ansichten einer Behörde beurtheilen oder berichtigen zu wollen, Weckherlin nannte die Amerikaner, welche sich von England unabhängig machen wollten, „Rasende". Moser hieß jede Antastung der Lehre von dem göttlichen Rechte der Fürsten einen „Frevel". Wieland sah eine „Widersinnigkeit" darin, wenn man den Völkern das Recht der Beurtheilung von Negierungsmaßnahmen zuerkennen wollte. Allerdings haben dieselben Wortführer anderwärts auch wieder ganz anders sich ausgelassen; aber gerade das zeigt nns die Princip- und Haltlosigkeit der deutschen Presse von damals, das unsichere Umhertappen nnd Herumtasten der öffentlichen Meinung. Mitunter verfiel diese aus dem Sprechen in kindisches Lallen. So in jenem Artikel der „Berliner Monatschrift" von 1787, welcher „den Fürsten einen andern Weg zur Unsterblichkeit" aufthat, indem er denselben hochcrnsthaft anricth, ihre Völker durch allmUligc Erziehung zur Selbstrcgierung für die Republik vorzubereiten und wenn dieses gethan wäre, ihren Gewalten freiwillig zu entsagen und repnblicanische Verfassungen zu proclamiren.

Derartige Phantasterei kennzeichnet, zusammengehalten mit der Knechtschaffenheit des deutschen Volksgcistes von damals, die grelle Gegensätzlichkeit einer Zeit, welche man die Epoche der Eontraste nennen könnte. Man denke nur, daß wenige Jahre, nachdem ein deutscher Autor geäußert: „Schwerlich wird jemals ein Genie aufstehen, dessen Befehle ungen Gehorsam ermüden könnten" — und ein anderer, Sturz, in seiner Abhandlung „lieber den Vaterlandsstolz" wehmüthig gesagt hatte: „Träume nicht von Freiheit, so lange wir auf jeden Wink wie Casars Knechte ausrufen:

„Gegen daS Leben der Brüder, ja gegen die eigene Mutter,

Wenn cr's befiehlt, wir führen den Streich, ob die Hand sich auch sträube" —

Schiller seine „Räuber" und Kant seine „Kritik der reinen Vernunft" veröffentlichte. Aber freilich, solche nnd ähnliche Offenbarungen des widrcrcrwachten deutschen Genius berührten einstweilen die Volksmassen gar nicht. Diese schlepten ihr mühseliges und beladcnes Dasein auf den gewohnten Leidenswegen weiter, zugleich im Zwange der Monarchie und im Banne der Hierarchie. Was diese und ihren betrübtsamen Einfluß auf das Volksdasein angeht, so hatten, schwäbisch zu reden, die römische und die lutherische neben einander feil, d. h. keine hatte der anderen etwas vorzuwerfen. Ebensowenig die Jcsuiterei da und die Pictisterei dort. Die theologische Verbohrtheit der ungeheuren Mehrheit der Deutschen halte seit der Reformation nicht ab-, sondern zugenommen.

Bei Gelegenheit der Erörterung dieser Verhältnisse berührt Biedermann mit sanfter Hand die Frage nach der Einwirkung vonseiten der Reformation und des Reformators z«r sxoslleuce auf den öffentlichen Geist und die politische Anschauung und Gesinnung unseres Volkes. Ich meinestheils, dem die Unfehlbarkeit des Papstes von Wittenberg und die Infallibilität des .Papstes von Rom von jeher gleich hoch, d. h. gleich niedrig stand, will zdieses Problem mit etwas rauherem Griff anfassen und eine ganze Reihe 'on „inopportunen", ja dem sogenannten „protestantischen Bewußtsein," höchst mbequemen Fragen hier wiederholen, welche ich schon anderwärts vor einem!)enschenalter gestellt. Welche Bewandniß hatte es denn eigentlich mit der! urch Luther vollbrachten „religiösen Befreiung" unseres Volkes? Besteht ie „Befreiung" eines Volkes etwa darin, daß man ihm „das hölzerne Joch ! es Papstthums" abnimmt und dafür das „eiserne des Bibelbuchstabens" aufl 'gt? Waren die tanscnde von lutherischen Pöpstlein toleranter als der römische! 5 apst? War die lutherische Bonzenschaft der freien Forschung geneigter als^ ! !e katholische? War nicht Luther seinen Nachfolgern mit dem Beispiel: s MIhafter Unduldsamkeit vorangegangen? Hat die lutherische Dogmatil den Z vrdcrungen der Vernunft und Wissenschaft mehr Rechnung getragen als die i wüsche? Hat das Lutherthum das deutsche Volk humanisirt? War das f achtbarste Brandmal der christlichen Welt, der Hexcnproceß, dem protestantischen Deutschland etwa weniger stark auf- und eingedrückt als dem katholischen? Hat nicht Luther, lange vor dem preußischen Minister Rochow, den „beschränkten Untcrthcmenverstand" erfunden und war diese Erfindung mit der kirchlichen Zerspaltng der Nation nicht etwas zu theucr erkauf? Haben deutsche Fürsten wirklich nur ans rein religiösem Drange das Lutherthum angenommen? Hat Luther seine „Reformation" nicht auf Gnade und Ungnade der fürstlichen Gewalt überliefert? Hat er, seine Reformation um jeden Preis zu sichern, den particularistischen und ccntrifngalen Territorialherrcn nicht die bedeutendsten Einräumungen gemacht? Hat er, ohne allen politischen Sinn, Verstand und Tact, nicht überall für die Fürsten und gegen das Volk Partei genommen? Wer hat gegen die armen Bauern, welche die „evangelische Freiheit" nicht Mein abstract-dogmatisch, sondern auch concret-politisch und social verstanden Dissen wollten und durch grausamsten Junker- und Pfaffendruck zur Empörung jgetrieben worden waren, so wuthschäumeud gehetzt wie Luther? Hat er in ^>er satten Herzlosigkeit eines wohlgenährten Professors der Theologie nicht «gepredigt: „Der gemeine Mann muß mit Bürden beladen sein, sonst wird zer zu muthwillig?" Hat er seine Gefälligkeit gegen die hohen Herrschaften Zucht bis zur förmlichen Guttheissung einer fürstlichen Bigamie getrieben?

Wer aber will hergehen und vertuschen oder gar leugnen, daß die i lutherische Geistlichkeit, in sklavischer Nachahmung ihres Meisters, zur politischen Verknechtung unseres Volkes das Menschenmögliche gethan habe? ! Ausnahmen gab es, ja wohl, aber diese bestätigten auch hier, wie überall, nur die Regel. Die Väter der Gesellschaft Jesu waren mit Grund berühmt um ihrer Kunst willen, den menschlichen Trieb und Drang nach Freiheit mit den Wurzeln anzurcißen, jede selbstscindige Willensregung im Menschen zu vernichten und die Persönlichkeiten zu unbedingt gehorsamen Werkzeugen der herrschenden Autoritäten zu formen, welche ja hinwiederum nur Marionetten an den von ihnen, den Jesuiten, gelenkten Drähten waren. Dieser Ruhm lies; die lutherischen „Diener am Worte" nicht schlafen. Sie wollten an Servilismus niemand nachstehen, insbesondere ihren Schaufelhühten tragenden Todfeinden nicht, und um sich als die auszuweisen, welche sie waren, schrieb der lutherische Prälat Pfaff in Tübingen um 1750 eigens ein Buch, worin er den historischen Beweis antrat und führte, daß vor allen übrigen Kirchen der ^lutherischen die Palme der Knechtschaffenheit zukäme. Nach 1790 ließ ein lutherischer Geistlicher, Ewald geheißcn, eine Schrift ausgehen, welche die Lehre vom unbedingten Unterthanengehorsam predigte. Herder hat daher wohl nicht ohne einen strafenden Seitenblick auf seine zeitgenössischen Amtsbrüder im vierten Theil seiner „Ideen zur Geschichte der Menschheit" den Satz geschrieben: „Fast immer waren Geistliche die, deren sich die Könige zur Gründung ihrer despotischen Macht bedienten; wenn sie mit Geschenken und Vortheilcn abgefunden waren, so durften andere wohl aufgeopfert werden." Redlich wetteiferte übrigens mit der Geistlichkeit beider Confessionen in sklavischer Niedertracht das zünftige Gclchrthum des 18. Jahrhunderts., Ich erinnere nur an die grotesken und grausamen Corporalsspaße, welche die Fasjmann, Gundling und Morgenstern am Hofe Friedrich Wilhelms des Ersten mit sich treiben ließen. Dann davon, wie die Professorenschaft der l Universität Leipzig, mitsammt dem „großen" Gottsched, vor August dem! Starken, diesem Land- und Leutverderber, der nur in der Gewissenlosigkeit und in der Ausschweifung stark war, im Unflat der Speichelleckerei förmlich sich wälzte, den wüsten Sultan lobpreisend als „das Kleinod dieser Welt", als ein „von Gott selber dargestelltes Wunderwerk". Später noch hat der Schweizer Johann von Müller gezeigt, was ein berühmter Gelehrter in diesem Fache zu leisten vermöge. Denn dieser chamäleonische Virtuos der Charakterlosigkeit, welcher in seinen Büchern die Strenge tacitischen Stils affectirte, schämte sich ja nicht, schnell nacheinander oder gar gleichzeitig wie Friedrich den Großen so auch den seelenverkäuferischen Landgrafen von Hessen-Kassel, wie Napoleon so auch den „Morgcn-Wieder-Luschtik" -J6rSme zu beweihrüchern.

III.

Tie Abschnitte, in welchen Biedermann von der „Volkskraft im Dienste der herrschenden Kreise" handelt und bis in alle Einzelheiten hinein das Militär-, Finanz- und Steuerwescn der deutschen Staaten erörtert, dürfen als ein Muster fleißiger und umsichtiger Quellenschöpfung aufgestellt werden. Hier tritt nns drastisch vor Augen, wie mit dem Schweiß und Blut des Bolkes umgegangen worden ist in der „lieben, guten, alten, frommen Zeit". Ein folgendes Capitel schildert die Arbeit des Volkes, die landwirthschaftliche und gewerbliche Thätigkeit, Handel und Wandel, das Geld- und Creditwese», die Verkehrsmittel und Verkehrshindernisse.

Alles zusammengenommen, erhalten wir den Eindruck, daß die deutschen Bevölkerungen im 18. Jahrhundert so zu sagen mit Blöcken an den Füßen und mit Ketten an den Armen arbeiten mußten. Denn gerade auf dem volkwirthschaftlichen Gebiete brach die „Aufklärung" nur sehr langsam sich Bahn. Es standen ihr ja nicht allein die Unwissenheit und das Vorurtheil, die träge Gewöhnung, das gedankenlose Kleben am Hergebrachten entgegen, sondern auch die zahllosen Schaaren von wirklichen oder eingebildeten Privatinteressen. Wenn man die heute kaum noch vorstellbaren und glaublichen Hemmnisse und Hindernisse aller Art bedenkt, welche dazumal der Ackerbau, das Handwerk, die Fabrication, der Handel und Verkehr von einem Ende Deutschlands bis zum andern auf Schritt und Tritt zu befehen, zu resvectiren, zu beseitigen oder wenigstens zu umgehen hatten, die auch nach aufgehobener Leibeigenschaft thatsächlich noch lange fortdauernde bäuerliche Unfreiheit, den stupiden Zunftzwang, die zahllosen Zollschranken, die Elendigkeit der Straßen und aller Verkehrsmittel, die Schlepperei und Unzuverlässigkeit der bürgerlichen Rechtspflege, das Gauner- und Räuberwesen — ja, wenn man das alles bedenkt, so niuß man von hoher Achtung erfüllt werden vor der Unerschöpflichkeit unserer Volkskraft und vor der Unermüdllichkeit deutscher Arbeitslust. Nur die Ergebnisse einer unter den beregten Umständen doppelt erstaunlichen Arbeit, Entsagung und Ausdauer unseres Volkes machen es begreiflich, wie die ungeheuren Summen, welche die bis zur Tollheit gesteigerten Verschwendungen der meisten Höfe kosteten, aufgetrieben werden konnten. Mochte jedoch das Volk noch so sehr sich anstrengen und abmühen, das. was es hervorzubringen und was man ihm ab- und auspressen konnte, reichte doch zur Bestreitung der Prasserei und Schwelgerei, der Wollüste und Narrheiten der an der Banketttafel des Lebens Sitzenden bei weitem nicht aus. Man machte daher riesige Schulden zur Belastung künftiger Geschlechter und das gegenwärtige Geschlecht machte man zur Waare eines schwunghaft betriebenen Seckenverkaufes und Menschenfleischhandels. Das ist ein sehr gewinnreiches Geschäft deutscher Landesväter von Gottesgnaden gewesen. Denn nur allein während des amerikanischen Unabhängigkeitskampfes sind in die Kassen fürstlicher Mcnschenhändler sür an die Engländer verkaufte Landeskindcr diese Summen geflossen: — Nach Hessen-Kassel 2,600,000 Pfd. Sterl., »ach Braunschweig 780,000, nach Hannover 448,000, nach Hanau 335,150, nach Anspach 305,400, nach Wolbeck 122,670, an verschiedene Miniaturdespotcn 535.400 — Summa: 5,126,620 Pfunde, d. i. 34.177.466 Thalcr. Der halbverhaltene Schmerzensschrei in Schubarts „Kaplied" und das Zähne« knirschen in der Selbstbiographic Seume's, welchen ja der Kasseler Großhändler mit Mcnscheufleisch an die Engländer verkauft hatte, das war alles, was das deutsche Volk solcher namenlosen Schändlichkeit entgegenzusetzen wußte.

Ein gutes Stück deutscher Volksgeschichte im 18. Jahrhundert steckt in der Betrachtung der Bevölkerungs- und Bcsitzverhältnisse, der materiellen Unterlagen des Lebenswandels der verschiedenen Volksklassen, der

Arbeitslöhne und Lebensmittelpreise. Auf diesen Gebieten hat aber die Beibringung der Nachweise für den Culturhistoriker große, nur theilweise zu überwindende Schwierigkeiten, weil eine Wissenschaft der Statistik dazumal noch gar nicht existirte. Um so verdankenswerther ist das immerhin reiche Mosaikbild, welches Biedermann hier aus Hunderten mit Bienenfleiß benützten Quellen zusammengestellt hat. Der Anblick desselben muß in dem Betrachter sehr gemischte Empfindungen hervorrufen. Die unerquicklichen überwiegen, doch läßt sich nicht bestreiten, daß auf den intellectuellen wie auf den materiellen Culturgebieten fast durchweg in deutschen Landen ein ausdauerndes Streben sichtbar wird, die Nation aus dem tiefen Verfall, in welchen sie während des 17. Jahrhunderts gerathen war, herauszuarbeiten und emporzuheben. Auf volkwirthschaftlichem Gebiet begegnen uns die ersten schüchternen Versuche modernen Industriebetriebs. Dieser, sowie der schon kühner ausgreifende Handel, sie hatten auf der einen Seite mit dem überlieferten mittelalterlichen Gilden-, Jnnungs- und Monopolsystem schwer zu ringen, auf der andern mit dem bald zum starren Prohibitivismus ausgebildeten »Mercantilsystem", welches, auch nachdem seine Zeit längst vorüber, selbst von Regenten wie Friedrich II. und Josef II. noch immer aufrecht gehalten wurde. Sehr deutlich wahrnehmbar sodann ist der stark ausgeprägte Gegensatz von Nord und Süddeutschland. Dort richten sich Arbeit und Genuß des Daseins mehr auf den glänzenden Schein, hier mehr auf das wohlige Sein. Es ist ja recht kennzeichnend, daß in München an feineren Lebensmitteln ebensoviel verzehrt wurde, wie in dem dreimal größeren Berlin und daß in Dresden das Sprichwort umging: „Man sieht den Leuten nicht in den Magen, wohl aber auf den Kragen". Als einer der böartigsten Krebschäden Deutschlands erweist sich die Menge der Residenzstädte, weil dieselben sowohl Pflanzstätten des Servilismus als auch der Lüderlichkeit und der maskirten Bettelhaftigkeit sind. Eine reisende Engländerin, der wir viele sittengeschichtliche Nachweise verdanken, die scharfsichtige und gescheite Lady Montagne, bezeichnete als ein gemeinsames Charaktermerkmal deutscher Residenzen eine „gewisse schäbige Eleganz und aufgeputzte Armuth". Mylady, welche in der Drastik ihrer Schilderungen mitunter weit ging, verglich diese Städte mit geschminkten und frisirten „vlwro«, welche mit Bändern in den Haaren und Silberschnalle auf den Schuhen, aber in zerrissenen Hemden und Unterröcken einhergingen.

Unserem Verfasser in die Einzelheiten seines inhaltsreichen Capitels über „Fürsten, Höfe und Adel im 13. Jahrhundert" nachzugehen, kann ich mich um so weniger für verpflichtet halten, als ich selber dieses Thema anderwärts wiederholt einer einläßlichen Behandlung unterzogen habe*). Biedermann zieht die Summe seiner bezüglichlichen Darstellung also: „Der Taumel der Genußsucht, der Verschwendung, der Abkehrung von der volkstümlichen Sitte und der Nachahmung fremder Thvrheiten und Laster, der nach und

*) Deutsche Cultur- und Sittengeschichte, 7. Aufl. S. 419 fg. Geschichte der deutschen Frauenwelt, 4. Aufl. Bd. II, S. 173 fg. Vliicher; feine Zeit und fein Leben, 2. Aufl. «d. I, S. 87 fg. Germania, 3. Aufl. S. 283 fg.

nach fast alle deutschen Höfe in seinen Wirbel hineinriß, hat über ein volles Jahrhundert angedauert. Die Mittelklassen hatten schon längst durch eigene Kraft, trotz des von oben gegebenen Beispiels, die Herrschaft des Auslandes in Kunst und Wissenschaft und zum Theil auch in den Sitten wieder abgeschüttelt und ein neues, geistig kräftigeres und sittlich reineres Leben begonnen, als noch immer ein großer" — (Autor hätte kecklich sagen dürfen: der weitaus größte) — „Theil der Fürsten und des Adels in der merkwürdigen Abhängigkeit von fremder Sprache und Sitte und in dem Schlendrian einer geistlosen und steifen oder üppigen Art leichtfertiger Lebensweise beharrte. In derselben Zeit, wo Klopstocks Dichtungen und Gellerts edle Moralvorschriften die Herzen der Deutschen entflamten und erwärmten, wo Lessings unerbittliche Kritik die Geister wachrief, wo in einem allgemeinen Gähren und Drängen sich eine neue großartige Epoche der nationalen Literatur ankündigte, wo ein Moser den Ernst der deutschen Sitte zu erneuern, ein Moser den erstorbenen Nationalgeist wieder zu erwecken bemüht waren — in dieser Zeit fehlte es dennoch nicht an deutschen Fürsten, welche die alte tolle Wirthschaft mit der vollen Schamlosigkeit wie zuvor, , ja zum Theil mit gesteigerter Frivolität fortsetzten, während andere nnr halb und zögernd oder gezwungen durch die Macht der Verhältnisse ihren ausschweifenden Neigungen zu Prunk und Verschwendung und ihrer vornehmen Abgeschlossenheit vom Volke entsagten und nur eine geringe Zahl aus wirklich aufrichtiger Gesinnung und in verständiger Erfassung der veränderten Zeitverhältnisse einen besseren Weg betrat." Es wäre gar nicht schwer, die erste der drei bezeichneten Categorien mittelst Aufthuung einer reichausgestatteten Galerie zu illustriren, welche wahre Prachtexemplare von Prassern und Pressern, Jagdwüthrichen und Bauerschindern, Saufbolden und Unzüchtlingen, ja sogar von Betrügem und Fälschern aufzeigen würde.

IV.

Es ist eine allbekannte culturgeschichtliche Thatsache, daß der herrliche Aufschwung, welchen der deutsche Genius von der Mitte des 18. Jahrhunderts an in Poesie und Musik, wie in den Wissenschaften nahm, Ursprung, Antrieb, Förderung und Verständniß zunächst durchaus nur den bürgerlichen Kreisen zu verdanken hatte. Die vornehmen Leute waren ja in Deutschland dazu» mal der Heimat so entfremdet, so verausländert, daß sie nicht einmal an die Möglichkeit einer vaterländischen Literatur und Kunst glaubten. Allen voran in solchem Unglauben stand Friedrich der Große, welcher „Fremdling im Heimischen" so durch und durch verfranzos't war, daß er lieber einen jämmerlich unwissenden französischen Mönch als den Gotthold Ephraim Lessing zu seinem Bibliothekar haben wollte und die nationallitcrarischen Thaten Klopstocks, Wielands und Lessings, die genialen Jugendentwürfe Goethes und Schillers nicht beachten oder gar verachten zu dürfen wähnte. Josef der Zweite war allerdings deutscher gesinnt und hätte sich bei längerem Leben den Einflüssen unserer großen Literaturpoche sicherlich nicht entzogen, allein in

jüngeren Jahren verhinderte seine sehr mangelhafte Geschmacksbildung eine nähere Beziehung zu den Trägern der großen literarischen Bewegung und ihren Schöpfungen. Immerhin jedoch war Jofef der bewundernde Gönner Mozarts und der Gründer des deutschen Burghcaters. Im übrigen war es ja ganz gut, ja ein großes Glück für unsere Literatur, daß sie nicht an Höfen, sondern im Bürgerthum großwuchs. Sonst hätte Schiller nicht sein stolzberechtigtes Wort von dem „selbst erschaffenen Werth" der deutschen Muse singen und sagen können. Es giebt auch Menschen — und ich bekenne gern > V einer derselben zu sein — welche meinen, in diesem und jenein Werke Goethes iwehe schon zu viel, viel zu viel Hofluft.

In die deutsche Wissenschaft brachte zuerst Leibnitz ein neues Regen und Bewegen, ein originales Leben und selbstständiges Streben. Dieser Mann war es, welcher den deutschen Gedanken zuerst die philosophischen Schwingen entfalten lehrte. Er hatte für seine Zeit und mntatis inutmcclis etwa die Bedeutung, welche später Alexander von Humboldt für die seinige besaß. Als Charakter stand aber der Freund der „philosophischen" Königin Sophie Charlotte entschieden höher als der Höfling Friedrich Wilhelms des Vierten, welchen Höfling seine Gegner nicht ohne Grnd die „encyklovädische Katze" gescholten haben. Mit universalem Blick und Wissen ausgestattet, wirkte Leibnitz wie auf die idealen so auch auf die realen Wissenschaften, anregend, bahnbrechend, wegzeigend und pfadfindend. Seine vielseitige Thcitigkeit hat überall der späteren „Aufklärung" vorgearbeitet.

Die Volksmassen wandelten oder klebten vielmehr in ausgefahrenen und nichtsweniger als reinlichen kirchlichen Geleisen. Die katholische Kirche, durch den Jesuitismus disciplinarisch gestrammt, behauptete seit dein westfälischen Frieden im deutschen Reiche nicht nur ihre Gebiete und durfte sich nicht nur vieler einzelner, insbesondere in fürstlichen und anderen vornehmen Kreisen gemachter Eroberungen rühmen, sondern sie besaß auch Kraft und Ansehen genug, um eine Zurückführung der Protestanten überhaupt in den Schoß der „Alleinseligmachenden" wiederholt zu planen. Die inneren Zustände des deutschen Catholicismus entsprachen freilich diesem Machtbewußtsein und dieser stolzen Haltung nach außen keineswegs. Man muß die Entartung des Gottesdienstes in krassen Fetischismus, die tollen Praktiken des Afterglaubens, die grotesken, ganz fakirhaften Bußwerke, die Verwilderung der Wallfahrerei, die prälatische Ueppigkeit, die weltpricsterliche und mönchische Zuchtlosigkcit, wie das alles in den Rheinlandcn, in Baiern und Oesterreich grafsirte, im Einzelnen kennen, um sich eine Vorstellung von dem Augiasstall machen zu können, welchen der arme Kaiser Josef theils unmittelbar, theils mittelbar zu reinigen unternahm, zu diesem Riesenwerk leider lange nicht Herakles genug.

Wenn der Catholicismus wenigstens mit Grandezza segnete oder fluchte, so keifte und belferte der Protestantismus kleinlich und schäbig. Das Lutherthum und der Ealvinismus waren gleichmäßig dogmatisch verknöchert, schleppten sich in geistlosem Formelkram dahin und verwandten allen „Eifer", den sie überhaupt noch aufzubringen vermochten, darauf, einander gegenseitig schlechtzumachen. Es war daher für beide ein wahres Glück, daß der von Spencr gestiftete und von Fraucke entwickelte Pietismus in den deutschen Protestantismus ein neues Ferment brachte, obzwar die sticrstirnige Orthodoxie wüthend dagegen anging. Der Pietismus enthielt zweifelsohne in seinen Anfängen und in seinen ersten Entwicklungsstadien Keime der Reform und des Vorschriffs. Denn er opponirte ja dem armselig beschränkten, unfruchtbaren und unduldsamen Dogmatismus, wollte der Religion ihr eigentliches Heim, das Gcmüth, wieder aufthun und setzte das Wesen des Christenlhums in die erbarmende und wrckthätige Liebe. Aber freilich hatte er wie alles Menschliche auch seine Kehrseite und enthielt Keime grober Vcrrirungen, weil er, dem Phantom einer apostolischen Christlichkeit nachjagend, die Wirklichkeit als etwas schlechthin Bedeutungsloses, ja absolut Verwerfliches faßte, die Himmelsfehnsucht zum Grundmotiv alles menschlichen Fühlens und Thuns gemacht wissen wollte und dadurch die Gemüther in eine Ncbclei und Tifclei verstrickte, welche mit der Welt, wie sie nun einmal ist, in die härtesten Collisionen gerathen mußte. Aus diesen Collisioncn entsprang dann der pietistische Dünkel, welcher keiner Kirche an Ausschliczlichkeit und H^achmuth der Alleinseligmacherei nachstand, und ferner jene bodenlose subjective Willkür, die, wenn sie sich einmal in den eingebildeten „Stand der Gnade" hiueingeschwindelt hatte, über alle positiven Gesetze, namentlich auch über die der Sittlichkeit, weit sich hinwegsetzen zu dürfen wänhte. Schon frühzeitig gcrichth demzufolge die pietistische „Erweckung" ans die bedenklichsten Irrwege und die „Erweckten" erwiesen sich nur allzu häufig als Wölfe in Schafpelzen. Tie Geschichte des Pietismus wimmelt, bis auf unsere Tage herab, von grellen Ausschreitungen, in welchen die scctirerische Hochfahrt bis zum Größenwahnwitz sich steigert und die frechste Unzucht kaum noch das Feigenblatt der Heuchelei vorhält. Ich vermisste bei Biedermann concrete Beispiele solcher Verrirungen, welche Beispiele wirksamere Schlageindrücke hervorbringen als die gründlichsten Charakterisirungen. Namentlich hätte unser Verfasser, wie ich glaube, an jenem ungeheuerlichen, geradezu märchenhaften und doch von Schritt zu Schritt actenmäßig bezeugten Scandal, welches, als einen Beweis von der frühzeitigen Verderbnis; des Pietismus, die sogenannte „Buttlar'sche Rotte" der „Mutter Eva" schon im ersten Jahrzehent des 18. Jahrhunderts aufgeführt hat, nicht achtlos vorübergehen sollen. Um so weniger, als diese religionsgeschichtliche Episode auch auf andere dazumalige Verhältnisse im deutschen Reiche, z. B. auf das Polizei- und Jnstizunw'esen, sehr belehrende Streiflichter wirft*).

Ich habe in meinem Buch „Größenwahn", vier Capitel aus der Geschichte menschlicher Narrheit (I>7(-), S. 15 fg., unter der Aufschrift „Mnlter Eva" diese Episode dargestellt, streng auf Grund der Acten, welche Thomasius in seiner Zeitschrift „Vernünftige und Christliche aber nicht Scheinheilige Gedanken und Erinnerungen", Bd. III. (Halle 17L5), S. 208 fg. veröffentlichte. Als ein Seitenstück aus dem 19. Jahrhundert gab ich in dcinsclben Buch, S. 137 fg., ebenfalls in streng acten„mKiger Darstellung die „Historie einer Heilondin" unter der Aufschrift „Tie Gekreuzigte" (Dritter Abdruck).

Es war hohe Zeit, daß in die orthodoxen Pagoden wie in die pietistischen Tabernakel, in die geistleeren Auditorien stupidgelehrter Pedanterei wie in die barbareivollen Gerichtssäle und ihre finsternen Folterkammern mit der Fackel der Aufklärung kühn hineingeleuchtet wurde. Als ein Hauptfackelträger stand Christian Thomasius auf, einer der besten Männer, welche jemals auf deutscher Erde die gute alte und ewig junge Sache der Vernunft gegen Dummheit, Wahn und Knechtung verfochten haben. Das ist fo ein Lichtbringer, so ein Rufer im Streit gewesen, welcher den Reformkampf des modernen Geistes gegen die mittelalterliche Romantik da wieder aufnahm, wo ihn die Reformer des 16. Jahrhunderts fallen gelassen hatten. Thomasius wurde abgelost durch Christian Wolf, dessen Arbeit als Lehrer und Schriftsteller die Grundsätze der Leibnitz'schen Philosophie zu einem nationalen Bildungsmittel machte. Von da an ergoß sich der breite Strom des „Rationalismus" immer unhaltsamer über alle Gebiete des deutschen Geisteslebens. Es ist ja wahr, da und dort war er seicht, dieser Strom, sehr seicht; aber anderwärts war er um so tiefer und fluthete um so majestätischer einher, hunderte, taufende von Irrthüemern, Wahngebilden, Vorurtheilen und Ungerechtigkeiten wegfeldend. Niemand wird leugnen wollen, daß die „Aufklärung", eben als das helle Licht, welches sie war, auch starke Schatten warf; aber kein wissender und redlicher Mann wird seine Bewunderung und seinen Dank einer Culturerscheinung versagen, welche zu ihrer höchsten nationalliterarischen Ausgestaltung den „Nathan" Lessings, zum vollendetsten wissenschaftlichen Ausdruck die „Kritik der reinen Vernunft" Kants und zu ihrer edelsten sittlichen Losung desselben Weisen von Königsberg „Kategorischen Imperativ" hatte. Das nie genug zu preisende Gesamtergebniß der aufklärerischen Tendenz und Arbeit in unserem Lande war, daß es die Deutschen von der despotischen Herrschaft des einseitig-theologischen Geistes befreite, unter welche sie in Folge der von Seiten der Reformatoren gewollten und erstrebten Verbibelung gefallen waren.

Die literarische Fehde, welche die Schweizer mit Gottsched führten, machte der langen Periode der Nachahmung in Deutschland keineswegs schon ein Ende. Im Grunde wollten ja die Bodnier und Breitinger nur, daß der Nachahmungsapparat, nachdem er so lange im alten Rom, in Italien, in Spanien, in Frankreich herumgeschleppt worden, jetzt nach England getragen werde. Aber diese Fehde half doch den Boden bereiten, auf welchem etwas später die. großartige, durchschlagende, befreiende und grundlegende Kritik Lessings sich erheben konnte. Diese Kritik war so recht eine Zeugung und ein Merkmal des allgemeinen Regens und Bewegens, welches sich mit dem Beginn der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts im ganzen Sein und Gebühen unseres Bürgerthums kundgab und deutlich ahnen ließ, das deutsche Leben schickte sich an, aus seiner Enge, Kleinlichkeit und Verzettelung herauszutreten. Damals begann jene große Epoche des Idealglaubens und der Begeisterung für das Schöne in allen seinen Erscheinings

Noid und Süd, XXI, 61. 5

formen, wie eine solche sobald nicht wiederkehren wird. Uns, die wir in dem eisernen Realismus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts mitteninnen stehen, muß, falls wir überhaupt noch für Dinge empfänglich, die nicht im Courszettel notirt und nicht an der Börse „gefragt" sind, eine tiefe Rührung überkommen, so wir wahrnehmen, wie unsere anspruchslosen, in den bescheidensten Verhältnissen und Daseinssormen zufrieden und glücklich sich fühlenden Vorfahren leicht und freudig in die „heiteren -Regionen, wo die reinen Formen wohnen", wo die Ideale leuchten und die Götter thronen, emporzuschwarmen vermochten. Gewiß lief bei solcher Schwärmerei viel Unersprießliches und Thörichtes mit unter, aber wie sehr haben trotzdem wir von der „Angst des Irdischen" niedergedrückten Nachfahren Ursache, jene idealgläubigen Schwärmer zu beneiden!

Zwei nationaliterarische Thaten marlirten den Aufgang unserer großen Literaturperiode: Gellerts Fabelnbuch und Klopstocks Messias. Jenes war darum epochemachend, weil es nach langer Zeit zum erstenmal wieder den gesummtcn Mittelstand ergriff und zur literarischen Bewegung in lebhafte Beziehung setzte; dieser, verbunden mit der Klopstock'schen Odendichtung, regt» die Seelen der Jugend in ihren Tiefen auf, lehrte die Deutschen wiederum den Klang und Sinn des Wortes Vaterland verstehen und lieben, schuf Begeisterung für unsere Sprache,' für treue Freundschaft und reine Liebe. Namentlich in letztbezeichneter Richwng ist Klopstocks Poesie von allergrößter Bedeutung gewesen. Denn es läßt sich ja deutlich nachweisen, daß sie zur Veredelung des Verhaltens der beiden Geschlechter zu einander nicht wenig, sondern viel beigetragen hat. Als Widerpart oder vielmehr als ein Ergänz! Klopstocks trat Wieland auf, welcher mittels seines geistvoll-schalkhaften, graziös-leichtlebigen Dichtens unserer einheimischen Literatur die Theilnahme auch der vornehmen Leute gewann und diese dadurch allmällig aus dem Banne der Verfranzosung löste. Aus dem gährenden Gewühle der „Originalgenillität, aus dem brausenden Sturm und Drang der „Kraftgenies", deren Anschauungen und Wollungen Goethe mit seinem Götz, seinem Werther und den Anfängen vom Faust, Schiller mit seinen Räubern, mit dem Fiesco und mit Kabale und Liebe ihren Iugendtribut gezollt hatten, stieg, da durch das Läuterungsfeucr der Lessing-Winkelmann'schen Aesthetik, dort durch das der Kant'schen Philosophie hindurchgegangen, das Doppelglanzgestirn der GoetheSchiller'schen Classit am deutschen Culturhimmel empor. Bevor das Jahrhundert dem Ende sich zuneigte, gab es unserem Volk und der Menschheit die Iphigenie und Hermann und Dorothea, den Don Carlos und den Wollenstem, die Goethe-Schiller'sche Balladen- und Nomanzendichtung, die Gefühlslyril des einen und die Gedankenlyrik .des Zandern der zwei^ großen Freunde — hochhcrrliche Gaben, welchen, ich wage es zu Hoffen, noch der Zukunft fernste Geschlechter, so lange deutsche Heizen schlagen und deutsche Sprachlaute tönen auf dem Erdenrund, ihre Bewunderung und ihre Liebe entgegenbringen werden.

Heinrich Schliemann und seine Werke.

von
Arthur Milchhöfcr.
— Berlin, —

chliemann ist ohne Zweifel eine der merkwürdigsten Erscheinungen der Gegenwart und der verbreitete Ruf seines Namens bürgt dafür, daß sie nicht zu den verkannten gehört. Schon der Umstand trägt dazu bei, daß Schliemann eine durchaus originale Natur ist, die sich in keiner unserer geläufigen Berufskategorien unterbringen laßt, daß er weder ausschließlich Kaufmann, noch Gelehrter, noch Reisender, noch ..Schatzgräber" ist und doch Alles mit Erfolg zu sein verstand. In ihm vereinigen sich außerdem zwei Richtungen, die ebenso alt wie modern erscheinen, die man aber sonst gewohnt ist, als charakteristische Zeichen der Zeit neben einander herlaufen zu sehen: Schliemann ist der Vertreter des Realismus auf cineni Gebiete, welches ganz und gar in eine ideale Sphäre entrückt zn sein schien. Mit rücksichtsloser Hand greift er in das innerste Heiligthum der Sage, um zu beweisen, daß ihre Gestaltenwelt eben so greifbar wirklich gewesen sei, wie der Grund und Boden, auf dem sie sich abspielte. Von den widersprechenden Urthcilcn, die über den Mann laut geworden sind, entfällt sehr viel auf die ursprünglichen Neigungen der Benrtheiler. Die Einen, ivie namentlich die Engländer, gingen begeistert auf die Aussicht ein, der pragmatischen Forschung ein neues Feld eröffnet zu sehen, während die Deutschen bis in die neueste Zeit hinein im Allgemeinen zurückhaltender blieben und viele es ohne Zweifel vorzogen, das homerische Zeitalter für immer im Lichte poetischer Verklärung zu schauen.

In der That bleibt hier noch so Vieles dem subjectiven Standpunkt unterworfen, daß es selbst heute schwer ist, ein bündiges Urtheil über Schliemanns Persönlichkeit und seine Leistungen zu formuliren, noch schwerer, eine Vermittelung zwischen den verschiedenen Ansichten herbeizuführen. Dennoch fordert gegenwärtig mehr als ein Umstand von Neuem zu diesem Versuche auf. Schliemann hat, wenn diese Blätter erscheinen, soeben sein sechzigstes Lebensjahr vollendet, und obgleich er kaum seit einem Decennimn seine erfolgreiche Thätigkeit auf dem Gebiete der Alterthumskunde entfaltete, obgleich der Unermüdliche gerade jetzt, da wir diese Zeilen niederschreiben, wahrscheinlich bereits von Neuem Hacke und Schaufel auf dem trojanischen Burghügel in Bewegung gesetzt hat, wohin es ihn mit magischer Gewalt immer wieder zurückzieht, so liegt dennoch eine große und bedeutsame Epoche seines Wirkens abgeschlossen vor uns. Schliemann selber hat in seinem neuesten und umfangreichsten Werke („Jlios", Stadt und Land der Trojaner) die Summe aus einer Reihe von Unternehmungen auf dem Boden Trojas zu ziehen gesucht, deren Erledigung er wiederholt als das auserwählte Ziel seines Lebens bezeichnet; er hat ferner mit einer ausführlichen Selbstbiographie das Facit feiner bisherigen Leistungen gezogen und zu rückblickender Betrachtung aufgefordert.

Wenn irgendwo, so liegt in dieser Lebensgeschichte der Schlüssel zur richtigen Erkenntnis; der Triebfedern, welche Schliemanns eigenthümliche Richtung bestimmt haben, sowie der Ziele, auf welche seine praktischen Arbeiten hinausliefen. Die Heimath seiner Knabenjahre war Neu-Buckow. ein kleines mecklenburgisches Dorf, wo sein Vater das Amt des evangelischen Geistlichen bekleidete. Für die Dürftigkeit und Enge seiner äußeren Existenz suchte die rege Phantasie des Kindes frühzeitig Ersatz in einer geträumten Welt. Mit gespanntem Ohr lauschte er den abgerissenen Klängen der Volkssage, welche dort wie überall in deutschen Landen, das verlassene Schloß, das alte Gemäuer, den einsamen Grabhügel, kurz, jeden stimmungsvollen Ort freigebig mit ihren Geheimnissen und Wundern erfüllte. Wie viel mehr mußte die machtvolle Dichtung Homers mit ihren glänzenden Bildern und ihrer plastischen Anschaulichkeit in der Seele des Knaben zünden. Fast zu früh wurde sein empfängliches Gemüth in diese Kreise gezogen. Er war damals noch weit entfernt, Wirklichkeit nnd poetischen Schein auseinander zu halten und beutete daher die neue Kunde vor Allem für seine Hoffnungen und Pläne aus, das alte Troja, den Mittelpunkt aller der reichen Begebenheiten mit seinen Schätzen von Neuem erstanden zu sehen. Dieser kindliche Glaube, so mannigfache Wandlungen er später auch durchgemacht hat, ist der unverrückbare Leitstern seines Lebens geblieben; er hat nach vielen Jahren im eigentlichsten Sinne des Wortes Berge versetzt, jene gewaltigen Schutthügel, welche die Jahrhunderte über der Burghöhe von Troja und Mykenc aufgehäuft hatten.

Wären Schliemanns Knabenjahre nicht in einsamer Zurückgezogenheit verflossen, das Leben hätte ihm fortan nicht leicht wieder Augenblicke verstattet, welche die Pflege idealer Vorsätze begünstigten; ja, es ist wunderbar, wie dieselben in den folgenden Stürmen seiner Jugend nicht verkümmerten, ihn vielmehr emporhoben und vorwärts trugen. Zunächst ließen äußere Verhältnisse Schliemanns Bildungsgang nicht zur Reife gedeihen. Vom Gymnasium mußte er zur Realschule, die er allerdings absolvirte, um dann aber bei einem Krämer geringerer Art in die Lehre gethan zu werden. Hier lebte er in untergeordneter Stellung sechs volle Jahre, aussichtslos, wie es schien, doch ohne das Gefühl für den unwürdigen Druck, unter dem sein Geist schmachtete, in sich ertöden zu lassen. Ein Vlutsturz und nachfolgende Kränklichkeit erlöste ihn freilich von der verhaßten Beschäftigung, doch bot sich dem aller Hilfsmittel Beraubten vor der Hand nicht einmal ein Ersatz, um seinen Lebensunterhalt zu fristen.

Schliemann wandte sich, zunächst ohne Erfolg, nach Hamburg. Das unbestimmte Gefühl, als müßte ihm in der Ferne sein Glück blühen, vermochte ihn zuletzt, sich als Eajütenjungen auf einer holländischen Brigg zu verdingen, die nach Venezuela bestimmt war. Nach wenigen Tagen bringt ein heftiger Stnrm das Schiff an der holländischen Küste zum Scheitern; mit genauer Roth rettet Schliemann mit der übrigen Mannschaft das Leben, um bald darauf, noch hilfloser als zuvor in Hamburg, die Straßen von Amsterdam zu durchstreifen. Fremde Empfehlungen verschafften ihm endlich einen Posten als Kassenboten und nun, nachdem er einmal festeren Boden unter sich und bestimmte Ziele vor sich sieht, beginnt jener merkwürdige Aufschwung, mit welchem er, trotz aller Hindemisse und unter zahlreichen Entbehrungen die ganze Eigenthümlichkeit seiner

Begabung, die seltene Zähigkeit und Energie seines Charakters zur Geltung bringt. Schliemann hat bei der Ergänzung seiner lückenhaften Bildung, die er jetzt mit allem Eifer in's Werk setzt, die praktische Seite nie über der idealen vernachlässigt. Die Vermehrung seiner Kenntnisse sollte zunächst und in erster Linie seine Brauchbarkeit als Kaufmann erhöhen. Nichts erschien für beide Ziele geeigneter, als das Studium fremder Sprachen, welches er nach selbstgeschaffener Methode mit wunderbarem Erfolge betrieb. Wir haben freilich bescheidene Zweifel, ob dieser Erfolg (er eignete sich jedesmal in wenigen Monaten oder Wochen nacheinander fast alle lebenden europäischen Sprachen an) wirklich das Verdienst seiner Methode war, die er selber auf das Wärmste empfiehlt. Ohne sich um Grammatik und Regeln zu bekümmern, suchte er sich durch bloßes Lesen und Auswendiglernen auf dem betreffenden Gebiete heimisch zu machen. Es erhöht eher unsere Bewunderung, wie Schliemann trotz dieser Methode, nur durch eiserne Willenskraft und Beharrlichkeit seine Zwecke erreicht. Besonders folgenreich war für ihn das Erlernen des Russischen geworden. Zunächst Buchhalter eines vornehmen Handlungshauses in Amsterdam, sodann als Agent desselben nach Petersburg geschickt, legt er sofort den Grnd zur Selbständigkeit und damit zu dem Neichthum, welcher ihm in den nächsten Jahren zuströmen sollte. Eine ausgebreitete Geschäftstentnriß, Kühnheit und Unternehmungsgeist, vor Allem, wie Schliemann selber betont, selbsttätige Ueberwachung des ausgedehnten Geschäftes bis in die kleinsten Details hinein, dienten seinen großartigen Erfolgen als Basis. Dazu gesellten sich damals für ihn überaus günstige Conjunctionen. Neben seinen Haupt

importartiteln, Indigo und Thee, veranlaßte ihn der amerikanische Bürgerkrieg zu glücklichen Speculationen in Baumwolle, der Krimkrieg zu Geschäften mit Kriegsmaterialien. Am Ende eines Decenniums war Schliemann bereits mehrfacher Millionär. Tas Geschick gab ihm fast mehr als er verlangte; denn schon bereit, sich von dm Geschäften zurückzuziehen, zwang ihn ein langwieriger Proceß zur Fortführung seiner in's Kolossale gesteigerten Unternehmungen, deren Ertrag ihn mit neuen Reichthümern überschüttete.

Wir glauben Schliemanns Versicherungen gern, daß er selbst in jener Zeit, die ganz und ungetheilt seinem kaufmännischen Berufe gewidmet war. die hohen Ziele, welche er als Lebensaufgabe betrachtete, unverrückbar im Auge behalten hat, ja, daß ihm die Zeit des Erwerbes nur als eine Vorbereitung für die Ausführung seiner Pläne galt. Erst in Petersburg gelangte Schliemann dazu, Griechisch zu lernen, und zwar zunächst Neugriechisch, um sich dann durch Vermittelung der modernen Sprache auch der alten zu befähigen. Jetzt endlich las er Homer im Urtext und hielt die Zeit bald für gekommen, „den Traum seines Lebens zu verwirklichen“.

Sein erster orientirender Streifzug in die Welt führte ihn rund um die Erde; die Frucht dieser Reise war ein Werl über China und Japan, welches er auf der Seereise von Asien nach Amerika in französischer Sprache schrieb. Tann zog es ihn, nach einem vorbereitenden Studienaufenthalt in Paris, zuerst im Jahre 1868 in die klassischen Länder. Schon damals besuchte er der Reihe nach die drei sagenberühmtesten Städte des alten Epos, zu welchen er dann auch immer von Neuem zurückgekehrt ist: Ithaka, die Heimath des Odysseus, Mykene, den Herrfchersitz des Atriden Agamemnon, und die Ebene von Troja. In der festen Uebcrzeugung, auf dem Boden historischer Thatsachen zu wandern, existirte für ihn die Frage kaum, ob zwischen dem Local der Wirklichkeit und dem Schauplatz der Dichtung volle Uebereinstimmung vorhanden sein müsse, sondern er kannte nur die Aufgabe, mit allen Mitteln der topographischen Forschung und vor Allem „der Kritik von SpitzHaue und Spaten“ diese Uebcreinstimmung allen Zweiflern gegenüber offenkundig darzulegen. Kein Wunder, wenn er gleich nach der ersten Rundschau Alles in trefflicher Harmonie zu finden wußte. Sein erstes Buch, welches diesem Gegenstände gewidmet war, „Ithaka, der Peloponncs und Troja“, enthält bereits alle die Gesichtspunkte, auf welche hin er später, unbeirrt von Zweifel und Anfechtung, seine großen Unternehmungen einrichtete. Wir dürfen heute, ganz abgesehen von jeder wissenschaftlichen Discussion über die Berechtigung seiner Voraussetzungen, die er später selbst in manchen wesentlichen Punkten modificirt hat, diese Uebcrzeugungstreue und frohe Zuvcrsichtlichteit nur dankbar als fruchtbarste der Thatfachen, als Quelle aller folgenden Entdeckungen begrüßen. Außerdem werden wir sehr bald einsehen, daß der glückliche Instinct und die scharfe Beobachtungsgabe, welche ihn bei der Wahl der Ausgangspunkte leiteten, seinen Erfolgen ein sehr wesentliches und selbstftändiges Verdienst hinzufügen.

Der erste Schatz, welchen Schliemann auf griechischem Boden hob, war freilich weit verschieden von denen, die er ursprünglich zu suchen kam. Im Jahre 1870 erwarb er sich als Gattin eine junge, mit allen Vorzügen ihrer Abstammung und persönlicher Anlagen begabte Griechin, die für seine Unternehmungen nicht blos volles Verständnis, sondern auch eine später oft erprobte^Opferfreudigkeit mitbrachte. Sie hat an dem Ruhme des Mannes ihren vollen und benedictenwerthen Antheil. Wir können dem seltenen Paare noch heute die Entbehrungen und Beschwerden nachrechnen, welche es, namentlich in den ersten Jahren, unter primitivstem Obdach auf dem kahlen Hügel in der Stroischen Ebene zu überwinden hatte; das winterliche Stürmen des Boreas, welcher mit seinem Eishauche das .Wasser am Herde gefrieren machte, die Gluth der Sommersonne, welche über der sumpfigen Ebene brütete, die ermüdenden Tage inmitten des Lärmens einer halbwildcn Arbeiterschaar, die ruhelosen Nächte unter dem häßlichen Geschrei der Eulen, welche massenhaft in den Grubenwänden nisteteten, und dem Gequacke zahlloser Frösche, welche die weite Niederung erfüllten.

Als Schreiber dieser Zeilen im Spätherbst 1876 mit einigen Freunden die Ausgrabungsstätte von Mykene besuchte, fanden wir die Familie Schliemann in einer elenden Bauernhütte des Dorfes Charvati einquartiert, deren einziger Raum durch dünne Brettverschläge erst in mehrere Abtheilungen hatte zerlegt werden müssen. Frau Schliemann war durch Krankheit an's Lager gefesselt, doch vermochte es ihr elastischer Geist nicht, auf die Unterhaltung zu verzichten, welche im anstoßenden Gemache bei der Tafel stattfand, denn trotz der Ungunst der Verhältnisse gab es gegen Schliemanns echt hellenische Gastbereitschaft keine Einrede. Wir hatten im Laufe der Zeit noch oft den Vorzug, dieselben Eigenschaften unseres Forschers in seinem athenischen Heim zu erproben, wo er ini Winter stets den anziehenden Mittelpunkt einer regen und wahrhaft internationalen Geselligkeit bildet. In den letzten Jahren erhob sich an der „Stadionstraße“, nahe dem geschmücktesten Prunkbau Neu-Athens, der Sina'schen Akademie, ein stolzer, statuengeschmückter Marmorpalast „zum Hause Jlios“, wie die griechische Ueberschrift lautet. Die Wände und selbst die Mosaikböden sind mit clasfischen Darstellungen geschmückt; in den eigens dafür decorirten Räumen des Parterregschosses sind immer noch reichhaltige Proben trojanischer Funde ausgestellt, deren Hauptmasse bekanntlich jüngst als großartiges Geschenk dem Deutschen Reiche zugefallen ist. Mit Beziehung ausgewählte Homerverse über den Portalen der einzelnen Gemächer zeigen ihre verschiedene Bestimmung an. Hier vereint Schliemann gegenwärtig, falls ihn nicht die^ Erfüllung selbstgewählter Pflichten an die alten Stätten feines ^Wirkens fesselt, ^die inimer reicher zuströmende Fremdenwelt Athens. Mit der gediegenen Pracht der Umgebung verbindet sich auf's Wohlthuendste die anspruchslose Herzlichkeit des Hausherrn und die schlichte Anmuth der Gebieterin. Zwei.Kinder beleben den häuslichen Kreis: Andromache, bereits ein kleines Sprachgenie, und der jüngste Sproß, Agamemnon. Verrathen wir noch, daß sich die Pflege des Clafsischen selbst auf die übrigen Mitglieder des Hauses erstreckt, daß der Diener auf den Namen Pelops hört, daß die Dienerin Hetuba, die Erzieherin Briseis heißt oder hieß, so glauben wir für unfern Zweck Alles, was Schlicmann als Privatmann charakterisirt, hinreichend gewürdigt zu haben. Wir lehren wieder zum Gelehrten, zum Forscher und Entdecker zurück.

Schliemann begann seine regelmäßigen Ausgrabungen auf Troja. im Jahre 1871, doch hatte er dieselben eigentlich bereits im Jahre 1868 um einen wichtigen Schritt gefordert, als er in der Ebene, unweit des Dorfes Nunarbaschi, eine Reihe von Ve rsuchsschachten grub. Die allgemeine Lage der homerischen Troas, d. h. der Ebene selbst, auf welcher nach des Dichters Beschreibung die Kämpfe der Helden getobt haben, ist weder im Alterthum noch in neuerer Zeit jemals zweifelhaft gewesen. Sie lag in historischer Epoche, wenn auch ohne einladende Häfen und daher ziemlich einsam, an der Heerstraße des lebhaftesten Seeverkehrs. Alle Fahrzeuge, welche den Hellespont ein- und ausführen, mußten an den niedrigen Vorgebirgen Rhoiteion und Sigeion vorbei, zwischen denen die flache Uferküste, das Mündungsland des sagenberühmten Skamander eingesenkt liegt. Die Schiffer sahen die zahlreichen, kegelförmigen Grabhügel alter Heroen aufragen, deren bedeutendste die Namen des Aias, des Achilleus und des Patroklos führten. Jenseits im Süden bildete den Anschluß das gewaltige Massiv des „quellenreichen“ Idagcbirges, dessen Ausläufer im Vorgebirge Lektou das Meer erreichen. An den fruchtbaren Triften weideten troische Königssöhne, wie Anchises und Paris, die väterlichen Heerden; die oft umschleierten Gipfel waren und blieben der Sitz des „Wolkensammlers“ Jens; noch heute erfahrt die Ebene von dorthcr die meisten ihrer atmosphärischen Einflüsse. Wandte man den Blick rückwärts über die Fläche des Meeres hin, so beherrschte den Horizont der mächtige Pit von Samothrake, auf dem der Mceresgott Pofeidou seinen Sitz ausschlug. An den Gegensatz der beiden Hohen mochte sich frühzeitig die Vorstellung von höheren Mächten geknüpft haben, welche über Wohl und Wehe des Landes entschieden, und wirklich veitheilen sich auf sie nach der Dichtung die beiden göttlichen Heerlager, welche für und wider Troja streiten. Freilich würde sich der Schaffer des Hellespont ebensowenig wie die Götter um die unscheinbare Ebene, den durch Abschwemmungen des Skamander ausgefüllten Meeresfjord, gekümmert haben, wenn, dieselbe nicht wirklich in uralter Zeit der Schauplatz bedeutsamer Vorgänge gewesen wäre. Ten Mittel-, Punkt dieser Ereignisse bildet eine „hochragende“, „windumwehte“, „Wohl« ummauerte“ Stadt, welche die Dichtung mit dem Namen der „heiligen Ilios“ belegt.

In diesem Sinne sind wir zu der Frage berechtigt: wo lag und was war Ilios? Wir haben eine etwa acht englische Meilen lange, zwei bis drei Meilen breite Ebene, besser gesagt ein Thal, vor uns, das der Fluß, welchem es sein Dasein verdankt, der Länge nach durchströmt. Tiefem Haiuitfluß (heut Mendere) dürfen wir ebenso zuversichtlich den alten Namen Stamander geben, als jeden der sogar neuerdings wiederholten Versuche zurückweisen, welche Troja oder Ilios in einem der unbedeutenden Nebenthäler nachzuweisen bemüht sind. Das Thema von der wahren Lage Trojas figurirt bereits unter den ältesten Streitfragen der gelehrten Topographie. Bis in das zweite vorchristliche Jahrhundert hinein galt allerdings Neu-Ilion, eine aolische Colonie, auf flacher von Osten her in das Thal vorspringender vom Meere etwa 3 engl. Meilen entfernter Höhe gelegen, unbestritten als Nachfolgerin der alten Stadt. Weder Alexander der Große noch andere strategisch gebildete und in ihrem Homer heimische Besucher der Statte nahmen an dieser Bestimmung Anstoß. Dennoch tritt eben damals als erster Skeptiker — iwmen 08t omen — Demetrios aus der Stadt Skepsis auf, wenn nicht schon vor ihm ein gelehrter Blaustrumpf aus alexandrinischer Schule, Hestiaia. Ihr Hauptargument, die Ebene zwischen Meer und Stadt hätte sich erst in nachhomerischer Zeit durch Anschwemmung der Flüsse gebildet, es bleibe somit lein Raum für die kriegerischen Scenen der Ilias, ist freilich ebenso verfehlt, als die positive Ansehung der Stadt in der Hügelgegend von „Ilion Kome“, wie sie Demetrios vorschlug. Aber die Zweifel waren einmal angeregt und sie wirken noch heute fort. Dabei sind die Mittel, mit welchen man das Problem zu lösen oder zu durchschauen versucht hat, ebenso mannigfaltig, als der Standpunkt der zahlreichen Veurtheiler wechselnd.

Wenn schon die Fragestellung jedesmal eine verschiedene war, so mußten die Antworten natürlich noch viel weiter von einander abweichen. Suchte man ein Local, auf welches sich alle Angaben der Dichtung vereinigen lassen? Mau mußte bald bemerken, daß ein solches im ganzen Bereiche der troischen Ebene, auf Erden überhaupt, nicht zu finden war. Ließ man eine Anzahl von Forderungen fallen, um an andern als entscheidend festzuhalten, so war der subjectiven Willtür ein reiches Feld eröffnet, auf dem sie sich in der That auch eifrig getummelt hat. Dieses unerquickliche Stadium der Frage mußte Andere der radikalen Negation in die Arme treiben; nach ihnen hatte der Dichter überhaupt keine bestimmte Oertlichteit vor Augen; die berühmte Stadt wäre eine Schöpfung seiner Phantasie, die er nach Bequemlichkeit bald hier — bald dorthin verlegte. Vermittelnde Ansichten suchen die Ungleichheit der Schilderung durch den wahrscheinlichen Ursprung der Ilias aus einzelnen Liedern zu erklären, deren Verfasser verschiedene Vorstellungen von der einstigen Lage der Stadt gehabt hätten. Oder endlich, man gab das dichterische Ilion auf, um ein historisches zu retten, dessen ursprüngliche Lage man nach strategisch-historischen Gesichtspunkten zu fixiren suchte.

Unter den Anhängern der letzteren Auffassung hatten sich beachtenswerthe Autoritäten für die Felshöhe über dem Dorfe Bunarbaschi entschieden, deren dominirende Lage im südwestlichsten Winkel des Thals, wo der Stamander in mächtigen Windungen die breitere Ebene betritt, sich allerdings besonders geeignet zur Befestigung einer landbeherrschenden Macht erwies. Wenn je, so meinte man, Könige über die Droas geherrscht haben, so mußten, gleich den Atriden auf Mykme. dem „Winkel von Argos“, die Tardaniden ihren Herrnsitz auf Bunarbaschi errichtet haben. Diese „Vunarlmschi-Theorie“, welche seit Lechevalier bis auf den heutigen Tag in Männern wie Curtius und Mottle ihre Vertreter gefunden hat, die einzige, welche mit einem Scheine von Berechtigung neben Neu-Ilion aufzutreten im Stande war, ist durch Schliemanns Ausgrabungen meines Erachtens definitiv beseitigt worden. Man kann sogar zugeben, daß sich einst, in uraltesten Zeiten, von hier aus eine Dynastie begründete, welche wie jede absolute Macht erst das Volt zu ihren Füßen niederzwingen mußte, ehe sie zu ihm herabstieg. Wenn sich aber zwischen eben dieser Veste und dem Meere, auf Hissarlit, dem heute so genannten Vurghügel von Neu-Ilion, wie Schliemann gezeigt hat, die Reste einer vorhistorischen, Jahrhunderte hindurch bewohnten, „goldreichen“ und befestigten Ansiedlung nachweisen lassen, deren Entfernung vom Meere so gut wie die übrigen localen Verhältnisse den geschilderten Scenen in allen Hauptzügen cutspricht, so kann nur diese Stätte oder keine — den Anspruch erheben, für die homerische Ilios zu gelten. Nnd wir sind berechtigt, ein reales Substrat dafür zu suchen! Die historische Sage, welche mit den Geschicken von Volkern und Ländern operirt, erfindet nichts, sie verbindet nur; sie schaltet zwar frei mit Motiven und Namen, aber gewisse Thatsachen dienen ja selber erst ihrem Dasein zur Voraussetzung. In unserem Falle handelt es sich um die Zerstörung einer Stadt durch Griechen, die erst nach langem Ringen unterlag; ein Kampf, der bedeutsam genug gewesen sein muß, um in der Erinnerung der Menschen fortzuleben. Diese Stadt ist gefunden, denn es gab nur eine in der Ebene. Sie lag vermuthlich seit Jahrhunderten in Schutt und Asche, als die homerischen Lieder ertönten.

Ob die Dichter derselben ihre wahre Lage kannten und hinreichend deutlich gekennzeichnet haben, ist eine andere und, wie mir scheint, ganz unabhängige Frage. Ich stehe indeß nicht an, auch diese zu bejahen. Die Volkstradition ist zäh und die Ilias verräth in ihren Hauptbestandtheilen, wie längst anerkannt ist, eine so genaue Kenntniß der Ebene, ihrer klimatischen und geographischen Verhältnisse, ihrer Vegetation und sonstigen Lebensbedingungen, endlich ihrer mehr zufälligen Einzlnheiten, wie der zahlreichen Grabhügel, daß es wunderbar genug wäre, wenn die Sänger sich nicht einmal um die einstige Lage der Stadt sollten bekümmert haben, wunderbarer noch, wenn sie vergebens darnach geforscht hätten. Und endlich, welch ein Zufall, wenn nun doch die Lage von Neu-Ilion d. i. der Hügel Hissarlik zu allen Localangaben des Epos, soweit wir dieselben controlliren tonnen, aufs Veste stimmt: Die Entfernung der Schiffe mit dem griechischen Heerlager zwischen den Vorgebirgen Nhoiteion und Sigeion ist keineswegs zu groß, um nicht von den Mauern Trojas die Schlachtreihen und selbst die einzelnen Führer, wie Helena es Priamos gegenüber thut, bezeichnen zu tonnen. Und doch ist Raum genug zur Entwicklung des Kampfes vorhanden, der im Laufe eines Tages sechsmal zwischen Küste und Stadt hin- und herschwankte. Ter berühmte Mauerlauf, die Flucht HettorZ vor Achill rund um die Festung ist trotz einer geringen Steigerung im Osten, wo die Hügelkette anschließt, vollkommen vorstellbar. Sumpf und Schilf, in dem sich Odysseus barg, findet sich noch heute am Fuße der Stadtlage wieder; Grabhügel, wie die des Ilos, des Aisyctes, der Amazone Mycine, umgeben noch heute die Grenzen des Ortes, fo daß der Versuch, dieselben zu identificiren, mit Erfolg gewagt werden konnte.

Die erheblichste Schwierigkeit, welche schon die alten Geographen empfunden zu haben scheinen, war durch den Lauf der Flüsse gegeben. Nach der Ilias sollten sich die beiden Hauptströme Skamander und Simois unterhalb der Stadt vereinigen und zwischen ihr und dem Lager der Achcier in das Meer stießen; wenigstens wird an einigen Stellen die Furt des Skamander auf dem Wege zu den Schiffen erwähnf. Heute, wie schon im späteren Alterthum, ergießt sich aber die Hauptwasserader der Ebene auf der westlichen Seite bei Kum-Kaleh, nahe dem sigeischen Vorgebirge, in den Hellespont, während der andere Zufluß, welcher als Simois allein in Betracht kommen kann, unterhalb der Stadt versumpft. Dem gegenüber ist es von der größten Bedeutung, daß, wie schon mehrere Forscher, unter ihnen auch Schliemann, vermuthen und Virchow in seinen „Beiträgen zur Landestunde der Trolls“ zu hoher Wahrscheinlichkeit gebracht hat, ein älteres, östliches Bett des Skamander nachweisbar ist (der sogen. Kalifatli-Asmak), welches dicht am Fuße des Hissarlik vorbei den einst wasserreichen Simois (In-TevehAsmak) aufgenommen haben muß und ohne seine Richtung zu verändern beim Vorgebirge Rhoieion, also ganz an der vorauszusehenden Stelle mündete. Wir dürfen noch hinzufügen, daß einzelne Inconsequenzen in der epischen Schilderung, namentlich das Verschweigen natürlicher Hindernisse, wie es das Flußbett war, ohue das topographische Resultat zu beeinträchtigen auf Kosten der poetischen Freiheit und z. Th. auch späterer Zudichtungen gesetzt weiden mag, deren Verfasser recht wohl einer klaren Anschauung der Terrainbedingungen entbehrt haben können.

Wir glauben somit von der Einheit des Lokals in Wirklichkeit und Dichtung überzeugt sein zu dürfen. Fragen wir nun aber weiter nach dem Verhältnisse, in welchem die ehemalige Ansiedlung zu dem Bilde steht, welches Homer von der Ilios des Priamos entwirft, so werden wir von vorn herein auf Uebereinstimmung verzichten müssen. Welche Kunde konnten auch wohl die Dichter von der Beschaffenheit und Einrichtung der Stadt besitzen, die längst im Schutte begraben lag, ja über der vermutlich bereits die Wohnstätten nachfolgender Generationen Zusammengesunken waren. Die naive Dichtung durfte unbekümmert um historische Weisheit den

leeren Plan mit Culturbildern erfüllen, die sie ihrer eigenen Gegenwart entnahm, sie durfte eine „breitstraßige, wohlgebaute“ Stadt mit geräumigen Königspalästen erstehen lassen, hinter deren gewaltige Ringmauern sie König, Volk und zahlreiche Bundesgenossen verwahren tonnte. Wir wissen heute, wie eng und beschränkt die Verhältnisse in Wirklichkeit waren, denn wir kennen, seit Schliemanns Ausgrabungen, das historische Troja genauer, als es der Dichter der Ilias im Stande war.

Schliemann hat nicht weniger als fünf Ausgrabungsjahre auf den einzigen Hügel Hissarlit verwandt, welcher sich mit geringer Erhebung <kaum 50 Meter über den Meeresspiegel) nordwestlich von, dem flacheren Plateau der ummauerten Stadt Neu»Ilion absondert. Seine längste Erstreckung beträgt nicht mehr als 180, seine Breite etwa 120 Meter; es ist deshalb schwer zu glauben, daß er die gesummte Ansiedlung umfaßt habe. Jedenfalls aber drängte sich in seinem Bezirk alles Wichtige zusammen, so daß Schliemann durchaus recht that, abgesehen von einigen Sondirungen der nächsten Umgebung, seine ganze Kraft auf den einen Punkt zu concentriren. Und es bedurfte dieser Sammlung: Ter ganze Hügel erwies sich bis auf 15 Meter Tiefe als ein ungeheurer Schuttberg. Auch in Griechenland wie auf allen Stätten der alten Welt haben die Jahrhunderte eine Decke über die Nester des Alterthums gebreitet. Erdreich und Geröll von den Bergen, der Sand der Flüsse, andauernde Bewohnung oder auch blos das stille Wuchern der Vegetation hat allmählig Schicht auf Schicht gehäuft, aber mit dem Befunde auf Hisfarlik lassen sich einzig und allein die Ruinen«berge Assyriens und Vabyloniens vergleichen, die einzigen Zeugen untergegangener Riesenstädte und Paläste. Diese Aehnlichkeit beruht zum Theil auf denselben Ursachen: es ist namentlich der Backsteinbau, die Verwendung großer an der Sonne getrockneter oder schwach gebrannter Lehmziegel, welche zu leichter Höhe aufgeführt durch ihren Verfall nachfolgenden Geschlechtern von selber den Boden für neue Ansiedlung bereiteten; die Unebenheiten wurden lediglich durch eine Art von Lehmtonnen ausgefüllt, wie sie noch massenhaft auf Hissarlik zu Tage kamen. Allerdings finden sich auch, namentlich in großer Tiefe, Constructionen aus unbehauenen, mit Lehm verbundenen Steinen, aber diese bilden nie die Wände, sondern nur die Substructionen der bewohnten Stockwerke der Häuser, welche im Grundrisse äußerst beschränkt, desto ungehinderter in die Höhe wachsen tonnten. Virchow hat für die Neconstruction derselben die interessante Beobachtung verwertbet, daß der gleiche Vaultyl im Princip noch heute auf dem ganzen Gebiete der Troas heimisch ist.

Schliemann versucht aus den übereinanderliegenden Schichten nicht weniger als sieben sich ablösende Stadwnsiedlungen (Neu-Ilion mitgerechnet) herauszulesen. Als Anhalt diente ihm theils die Technik des Mauerbaues, theils die Orte der Funde. Die eigentliche „Ilion“ wird seiner Meinung nach durch die „dritte Stadt“ bezeichnet, welche ungefähr 20 bis 23 Fuß unter der Erdoberfläche liegt. Eine Ringmaner umgab sie und neben einem thurmartigen Bollwerk öffnet sich in süd-westlicher Richtung ein Durchgang mit gepflasterter Straße, das „skalsche Thor“. Noch zwei Gründe bestimmen Schliemann zu seiner Annahme: die Funde an Gold und anderen Kostbarleiten, welche sich ausschließlich in diesem Stratum fanden, sodann die allseitig bestätigten Spuren eines gewaltigen Brandes, welcher die ganze Fläche gleichmäßig verheert, große Backsteine geschmolzen und Haufen von Getreide und andere Ueberreste in Kohle verwandelt hat. Damit wäre die Katastrophe gekennzeichnet, welcher die Sage von der Zerstörung Ilions entspricht.

Diese Voraussetzung bewog Schliemann, seine ganze Aufmerksamkeit auf Bloßlegung dieser „dritten Schicht“ zu verwenden. Er hatte den Hügel zu» nächst durch einen tiefen Einschnitt bis auf seinen Kern gespalten. Die Reste, welche der jüngeren Stadt angehörten, so die Fundamente des Athenetempels und eines großen öffentlichen Gebäudes, wurden dabei unnachsichtlich durchstoßen. Dann erweiterte er diesen Hauptgraben in seitlicher Richtung nach den interessantesten Stellen hin, so daß die aufgedeckten Theile heute im Grunde eines ungeheuren Trichters zu liegen scheinen. Von Ueberresten der ersten und zweiten Schicht konnte somit nur wenig an's Licht gezogen werden, doch weisen innerhalb derselben weder die baulichen noch die lose verstreuten Funde eine erhebliche Differenz gegen das höher Liegende auf; einzelne dieser Anlagen müssen nach Schliemanns eigenem Geständnis; in jüngerer Zeit weiter benutzt worden sein. Auch die Lehmbauten der „vierten Stadt“ können einen durchaus selbstständigen Charakter nicht nachweisen; die „fünfte“ und sechste“ ist nur durch Utensilien aller Art vertreten, so daß unsere Aufmerksamkeit allerdings durchaus auf die mittlere Partie als den Kern und Hauptbestandtheil des ganzen Schutthügels gelenkt wird. Der Plan der Hausreste ist verworren und unregelmäßig; kaum daß sich die Richtung einer Straße verfolgen läßt. Das größte Gebäude scheint unmittelbar hinter dem Thoreingange zu liegen, seine nächste Umgebung erwies sich als die reichste Fundgrube an werthvollen Gegenständen. Die wesentlichste Ergänzung aber, die reichen Details zu dem Bilde, welches uns die architektonische» Ueberbleibsel von der untergegangenen Cultur auf Hissarlik entwerfen, bieten uns in unermeßlicher Fülle die Geräthe aus Thon und Stein, aus Knochen, Elfenbein und edlem Metall; ja selbst die Reste von Nahrungsmitteln eröffnen uns einen beinahe vollständigen Einblick in die Lebensbedingungen des Volkes, welches hier ansässig war.

Das reiche Material, welches die letztgenannten Indicien ergeben, verdanken wir namentlich Virchow. Wir lernen eine Bevölkerung kennen, welche vorzugsweise auf Viehzucht und einige einfachere Formen des Ackerbaues angewiesen war; welche jagdbares Wild erlegte und keineswegs, wie die homerischen Griechen, Fischspeise und andere „Früchte des Meeres“ verschmähte.

Am deutlichsten enthüllt sich der Bildungsgrad eines Volkes an seiner industriellen Production, an der Art, wie es jedweden formlosen Stoff zu seinen Zwecken dienstbar macht. Unter diesen Gebilden hat wieder die Thonwaare für den Culturforscher einen ganz besonderen Werth. Sie ist die freicste, eigenste Schöpfung des Verfertigers und wird ganz besonders lehrreich durch ihr massenhaftes Auftreten und die zahlreichen Anknüpfungspunkte, welche sie der vergleichenden Beobachtung zu gewahren pflegt.

Auf Troja allerdings werden wir, was den letzteren Vorzug anlangt, für jetzt noch in die Zukunft verwiesen, obgleich Thongefäße in ungeahnter Fülle und in allen Tiefen der Erdschichten zum Vorschein gekommen sind. Nichts ist bezeichnender für die uralte und zugleich eigenartige Entwicklungsstufe, sowie für den stabilen Charakter der hier vertretenen Epoche. Wir können lie Producte der Keramik, welche hier vielleicht im Laufe von Jahrhunderten abgesetzt worden sind, alle unter einem Gesichtspunkt betrachten, denn sie weisen bis in die obersten Schichten hinein fast gar keinen Fortschritt der Technik auf. Andererseits reichen selbst die ältesten bisher gekannten Funde dieser Gattung, welche z. B. auf Mykene, Thera, Cypcrn gemacht sind, in ihrer Gesammtheit noch keineswegs an den primitiven Zustand der trojanischen Gefäßkunst heran.

Zur allgemeinen Charakteristik diene Folgendes: Der Nebergang zur Fabrikation auf der Töpferscheibe und zum Brennen des Thones im Töpferofen, obgleich beides bekannt war und angewandt wurde, hat sich noch keineswegs durchweg vollzogen; als Ersatz dient Handarbeit und bloßes Ausdörren des Thones an der Sonne oder am offenen Feuer. Die Ausbildung einzelner Thcile, wie namentlich des Gefäßfußes, den meist dreibeinige Stützen ersetzen, ist noch weit zurück; die große Masse war vielmehr, schon um der beschränkten Räumlichkeiten der Häuser willen, zum Aufhängen bestimmt und daher an den Henkelansätzen, an Hals und Deckel mit Löchern versehen, durch welche Bast oder Schnüre gezogen wurden. Namentlich aber unterscheidet sich die troische Töpferwaare von aller jüngeren durch den Mangel des Firnisses und jeder Art von Bemalung, welche sonst schon sehr frühzeitig auftritt. Wo das Ornament eine Stelle findet, ist es plastisch in Thon geformt oder eingedrückt. Daneben weist diese für unsere bisherigen Erfahrungen so fremdartige Klasse eine Reihe von Eigentümlichkeiten auf, welche einst vielleicht weitere Verbreitung hatten, dann aber in anderen Gegenden frühzeitig reineren und stilvolleren Formen gewichen sind. Wenigstens beobachten wir dieselben Erscheinungen auf ganz verschiedenen Culturgebicten, die unter sich in keinem Zusammenhange standen, und offenbar lediglich einem rein anthropologischen Gesetz zufolge auf ähnliche Formen gerathen sind. Ich gedenke dabei in erster Linie der merkwürdigen „Gesichtsumen“, welche sich wie ans Troja so in Etrurien, im nördlichen Deutschland und unter den peruanischen Alterthümern gefunden haben. Einige Nachklänge weisen auch noch Thongefäße aus Cypcrn. Thera und anderen griechischen Gegenden bis in jüngere Zeit hinein auf. Diese Analogie mit der menschlichen Gestalt beschränkt sich übrigens keineswegs blos auf die Formen des Gesichtes. Oft setzen daneben große, henkelartige Ohren an; der Deckel findet sich nach Art einer Mütze behandelt, deren Zipfel als Griff dient. Ueber dem Bauch des Gefäßes finden sich auch die Brüste, in wenigen Fällen auch die Arme angedeutet. Ebenso

begnügten sich die Verfertiget mit flüchtigen Abbreviaturen, wie Augen und Nase, so daß manche Exemplare in der That einige Ähnlichkeit mit VogeMpfen verrathen. Da die Augen immer kreisrund geformt sind, gelangte Schliemcmn auf diesem Wege zu seiner Theorie von den eulenköpfigen Darstellungen der Athena „glaukops“. Das Homerische Beiwort, der troische Athenecult, sowie gleichzeitig gefundene Marmor- und Elfenbeinidole wurden zur Stütze dieser Ansicht herbeigezogen, die Schliemann bis in die jüngste Zeit hinein verfochten hat.

Wir fügen gleich eine Probe dieser ebenfalls in Menge gefundenen ganz rudimentärenGötterbildchen (denn dafür wird man fie jedenfalls halten müssen) aus Maimorsplittern, Knochen oder Elfenbein nicht zweifelhaft, daß der an. dieser Stätte Gottheit sowohl diese kleinen Weihgeschenke oder vielleicht besser Amulette erzeugt, als auch für die Thongefätze eben diesen Typus geschaffen und dauernd festgehalten hat. Ja, selbst die kleinen goldenen Klapperbleche der Diademe, von welchen weiter unten die Rede sein wird, tragen das gleiche Gepräge. So wenig wir nun in allen diesen Beispielen mehr als die ungeschickte Andeutung menschlicher Züge erblicken können, durch welche sich die Gläubigen an ihre Gottheit erinnern ließen, so «erthvoll bleibt uns doch die Thatsache der Verehrung eines höchsten weiblichen Wesens, wir können hinzufügen, der großen asiatischen Geschlechts- und Naturgottheit, deren Existenz wir für jene älteste Epoche in Bild nnd

hinzu. Es scheint in der That gepflegte Eultus einer weiblichen

Tradition über die Inseln bis nach Griechenland hinein verfolgen können. Unzweifelhaft ist es dieselbe Gottheit, von deren Cultus stehende und lauernde nackte Marmorbildchen, die sogenannten „karischen Idole“ im Archipel wie im östlichen Griechenland leugniß ablegen. Als deutliche Vermittlung dient nns das vollständigste der auf Hissarlik gefundenen Bildnisse, ein Bleifigürchen, welches eine ausgebildete Gestalt völlig im Typus der erwähnten Idole zeigt.

Es ist unmöglich, auf dem Wege der Beschreibung auch nur annähermd die Mannigfaltigkeit der Thongebilde zu veranschaulichen, die freilich alle auf sehr einfache Grundformen zurückgehen. Auch die Dimensionen der oft sehr wohlerhaltenen Vasen schwanken vom nußschalengroßen Miniaturgefäß, welches kaum einen praktischen Zweck erfüllt haben kann, bis zum gewaltigen, sechs bis acht Fuß hohen, unten zugespitzten Vorrathsgefäß oder Pithos. Nur erwähnt werden sollen noch die zahlreichen fuhlosen, trichterartigen Becher, mit den großen geschwungenen Doppelhenkeln, weil dieser Typus, wie jener der Gesichturnen, von allem sonsther Bekannten am meisten abweicht.

An die Thongefäße reihen sich die gleichfalls in ganz immenser Anzahl (20—30.000) gefundenen durchbohrte« Scheiben oder flachen Doppelkegel aus gleichem Material, welche jetzt mit Recht als Spinnwirtel (Spindlrädchen) erklärt werden. Ihre Form ist wieder mit merkwürdiger Gleichmäßigkeit

über die ganze Erde verbreitet und selbst die flüchtig eingeritzten Ornamente, zu welchen ihre Kreisgestalt einlud, finden sich z. B. ganz ähnlich auf mexikanischen Wirteln wieder. Meist sind es Wellenlinien, concentrische Kreise oder Kreisfragmente, oft schon ein ausgebildetercs Flecht- oder Banksystem; sodann der Natur entnommene Vorstellimgen, Fischgräten, Zweige, selbst Thircr und Menschen in rohester Andeutung. Hier ist dem Vergleich mit cutwickeltereu Fortbildungen primitiver Anfänge schon ein weit reicheres Feld eröffnet; so spielt z. B. das Urelement des Maeanders, das Hackenkreuz eine nicht mehr ganz untergeordnete Rolle.

Sehr reservirt wird man sich dagegen immer noch zu einer Anzahl von unsymmetrischen Zeichen Verhalten müssen, denen man in dem erklärlichen Wunsche nach tieferen Beziehungen den Werth von Buchstaben beigelegt hat. Hervorragende Forscher, die sich darauf einließen, wie Haug, Gompertz und Sayce, sind bisher noch in keinem Falle zu sicheren Erklärungen gelangt; einige Formen kleinasiatischer und cyprischer Alphabete, welche allerdings hie und da Analogieen aufweisen, sind ihrer Natur nach so allgemeiner Art, daß sie als solche nur in größerem Zusammenhange erkannt werden können, ihre Elemente so einfach, daß jede willkürliche Verbindung von Strichen, wie sie ein Kind auf die Schiefertafel kritzelt, leicht Aehnlichkeit mit dem einen oder dem andern Buchstaben aufweist.

Etwas vertrauenerweckender sind einige Cylinder aus Thon und Feldspat, die als Siegel gedient haben können und schon durch ihre Form an zahlreiche assyrische Cylinder erinnern. Da in den Euphratländern seit uralter Zeit ein Schriftsystem im Gebrauche war und babylonischer Einfluß auf Vorderasien sehr frühzeitig nachweisbar ist, wäre es nicht überraschend, auf rohe Imitationen dieser Schreibekunst zu stoßen. Jedenfalls sind phönizische oder griechische Alphabete noch gänzlich ausgeschlossen und selbst unter der Voraussetzung, daß Reminiscenzen an kleinasiatische oder babylonische Buchstabenform auf diese niedrige Gattung troischer Funde in flüchtiger Weise eingewirkt haben sollten, kann doch von wirklicher Kenntniß und Anwendung eines bestimmten Schriftsystems an unserer Stelle noch keineswegs die Rede sein.

Ungemein zahlreich sind ferner die Geräthe und Werkzeuge aus Stein, darunter Trachyt, Schiefer, Obsidian, Feuerstein und selbst dem seltenen Nephrit, vertreten; Aexte, Hämmer, Sägen, Keile, Kornquetscher, Handmühlen, Pfeilspitzen u. s. w. erwecken in ihrer Ueberzahl fast den Eindruck eines Steinzeitalters, wiewohl der Gebrauch des Metalles und selbst die Mischung der Bronze bereits gekannt war. Wir finden uns auch hierin einem Durchgangsprozesse gegenüber, der sich möglicher Weise erst im Laufe von Jahrhunderten vollzogen hat. Noch hinderte namentlich die Kostbarkeit des Metalles seine allgemeine Verbreitung. Es wird vorzugsweise zu Kriegswaffen, Streitäxten und Lanzenspitzen, dann zu kleineren Schmucksachen, ver« hältnißmäßig selten zu Gefäßen verarbeitet. Auch für die Nadeln und Spangen tritt statt der Bronze in der überwiegenden Zahl von Fällen Knochen und Elfenbein ein. Das Eisen scheint noch völlig unbekannt gewesen zu sein.

Dagegen standen die edlen Metalle in dem goldreichen Kleinasien ihrem Werthverhältnisse nach augenscheinlich weniger hoch über dem Kupfer und der Bronze, wie heute und wie bereits im historischen Alterthum. Auf dem Hissarlik sind an nicht weniger als zehn Stellen größere und kleinere Gesammtfunde an goldenen oder silbernen Gefäßen und Schmucksachen gemacht

Nord und Süd. XXI, «1. 6

worden, vorzugsweise, wie schon bemerkt, neben dem großen Gebäude, welches Schlicmanu als „Palast des Priamos“, dann zurückhaltender als „HauZ des Königs oder Stadloberhauptcs“ bezeichnet hat.

Ter „große Schah“, welchen Schlicmann im Jahre 1873 mit eigener Hand aus deu Trümmern zog, wahrscheinlich der Inhalt einer großen, verbrannten Holzkiste, besteht neben reichen goldenen und silbernen Gerat!) und Schmuck auch aus einer Reihe von Broncewaffen sowie einer Vase, einem Kessel und einer großen Schale aus Kupfer. Unter den vier Gefäßen aus Gold (beziehungsweise Elektron, einer Mischung aus Gold und Silber) ragt besonders ein fußloser, länglicher Becher mit zwei großen Henkeln hervor. Die neun Krüge, Becher und Schalen aus Silber sind in der Form weniger elegant und nähern sich bei weitem mehr den Thongefäßen an. Auch sechs Silberbarren, die möglicher Weise als Rohmaterial Werthstücke zum Tausche bedeuteten, also das Geld ersetzten (Schliemann nennt sie Talente), seien hier gleich erwähnt. Unter den Schmucksachen bilden den eigenartigsten Bestandtheil die beiden goldenen Diademe oder Stirnbänder, von denen 64 bezw. 90 Kettchen, am Ende mit den schon erwähnten goldenen Klapperblechen in Idolform geschmückt, auf die Stirn und zu beiden Seiten des Gesichtes herabzufallen bestimmt waren. Ganz ähnlich find vier goldene Ohrringe mit langen Behängen gearbeitet, während nicht weniger als 56 andere Ohrringe ihre Form der Spirale entlehnen. Gegen 8700 kleine durchbohrte Goldkörperchen, Stäbe, Prismen, Würfel, Knöpfe sind zu dreizehn goldenen Halsbändern aneinandergereiht worden. Sechs Armspangen aus dickem, gewundenem Golddraht mögen diese Uebersicht des Hauptsächlichsten beschließen.

Die späteren Funde haben alle genannten Gattungen wesentlich bereichert und zumal in künstlerischer Beziehung noch Vollendeteres geliefert. So zeigen Ohrringe sowohl wie Ohrgehänge noch reichere Formen, besonders aber müssen um ihrer Ornamentik willen einige goldene Spangen und breite Armringe hervorgehoben weiden, welche in aufgelötheten Mustern Motive der Spirale darstellen, wie wir ihnen in Mykene begegnen

werden. Auch die rofetten- oder sternartigen Kreisverzierungen sind bereits in einigen Goldscheiben vertreten und führen von selbst zu der nächstfolgenden Kunststufe herüber, welche uns Schliemann in Griechenland eröffnet hat.

Schliemann ist nicht in den Besitz aller von ihm gefundener Werthobjecte gelangt; ein Theil mußte contractlich dem Museum zu Constantinopel überlassen werden; Anderes wurde von der türkischen Polizei zweien seiner Arbeiter confiscirt, deren einer freilich die gestohlenen Goldsachen bereits hatte umschmelzen und in landesüblichen Schmuck verwandeln lassen. Es ist kaum anzunehmen, daß diese reichen Funde sämmtlich an Ort und Stelle gearbeitet sind, obgleich sie mit Gegenständen localer Technik immerhin einige Verwandtschaft aufweisen. Unzweifelhaft muß zur Erklärung ein weiterer Zusammenhang ältester vorderasiatischer Cultur vorausgesetzt werden und dazu sind wir von andrer Seite her bestens autorisirt. Wir weiden namentlich unter Schliemanns Funden auf Mykene die Spuren einer ganz bestimm charakterisirten Metalltechmk weiter verfolgen, welche von Kreta und Rhodos auf Klein-Asien und bis hinein nach Phrygien führen. Diese Elemente zusammengenommen mit den unverkennbar semitischen Einflüssen, welche wir in den trojanischen Idolen constatirten, lassen es mehr als wahrscheinlich erkennen, daß auf Hissarlik eine aus thrakisch-phrygischen und vor-arischen (?) Bestandtheilen gemischte Bevölkerung wohnte, welche später, — und dies ist der Kern der Iliosage — dem lebenskräftigeren Hellenenthum erliegen mußte.

Schliemann hatte auf der Stätte von Troja bereits den erfolgreichsten Theil seiner Arbeit vollendet, als er, im Herbste 1876 seine Arbeitercolonnen in der Ebene von Argolis zusammenzog. Dort ragen noch heute die Burgen von Argos, Nauplia, Tiryns und Mylene als uralte Zeugen für die historische Wahrhaftigkeit jener Culturepochen auf, welche sich in den Namen des Danaos und Palamedes, des Proetos und Perseus, des Atreus und des Agamemnon verkörpert haben. Wenn irgendwo, so mußte sich hier zu dem auf Ilios begonnenen Werke die Ergänzung finden. Die ungeheuren Cyclopenmauern von Tiryns, welche in flacher Ebene auf niederer Höhe gegründet schon im Alterthum das Staunen jüngerer Geschlechter erregten, vermochten auch Schliemann eine Zeit lang zu fesseln. Es galt gewissermaßen eine Vorfrage zu lösen. War doch Tiryns seinem Ursprünge nach noch älter, als das „goldreiche Mykene“. Die tiefen Einschnitte und Schachte, durch welche Schliemann, seiner alten Methode getreu, das obere Plateau bis auf den Urboden hinab sondirte, lieferten massenhaftes Thongeräth ältester Art, auch etwas Broncewaare und die Fundamente eines alten Hauses, befriedigten aber nicht ganz die Ungeduld des Forschers, welche ihn vorahnd nach Mykene trieb. Er verlegte deshalb sehr bald den Schauplatz seiner Thätigkeit an dieses längst erwogene Ziel im „innersten Winkel“ der Ebene.

Mykene zerfällt in die eigentliche ummauerte Burg, auf ihrer Rückseite durch schroffe Abhänge von den höher aufstrebenden Beigen getrennt, und in die immer noch hochgelegene Unterstadt. An der Hauptstraße, welche von dieser aus emporführt, liegen unter künstlich aufgehäuften Erbmassen zwei kolossale Rundbauten, aus gewaltigen Steinreisen hergestellt, welche sich nach der Höhe zu verengern und, von innen gesehen, bienenkorbartige Gewölbe bilden, deren geglättete Wände noch die Klammerspurcn einstigen Metall» schmuckes aufweisen. Lange, beiderseits von Futtermauern gestützte Gassen führen hinein; die Portale tragen ungeheure Decksteine, über denen große dreieckige Oeffnungen zur Entlastung des Quaderdruckes frei geblieben sind. Einst waren sie durch verzierte Steintafeln geschlossen; auch die mit Halbsäulen geschmückten Fahnden trugen Verleidungen aus grünlichem und rüthlichem marmorartigen Material, das mit phantastischen Linearornamenten in Relief geschmückt war. Den größeren, reicheren Bau nennt man gewöhnlich „SchahHaus des Atreus“, das Volk: „Grab des Agamemnon“ und die Frage, ob Schatzhäuser oder Gräber, hat nebst anderen Conjecturen die Gelehrten bis in die neueste Zeit hinein beschäftigt. Heut kann sie zu Gunsten der letzteren Bezeichnung als definitiv erledigt gelten.

Verfolgt man die Straße weiter zur Burg hinauf, fo führt sie in schräger Richtung, (um den etwa anrückenden Feind zu zwingen, seine ungedeckte Seite preiszugeben,) auf das Thor der Festung, dessen Anlage in ungefügiger Construction die der vorerwähnten Portale an den Rundbauten wiederholt, lieber dem 4,50 Meter breiten Deckstein ist wiederum eine dreieckige Oeffnung ausgespart, aber hier bewahrt die ausfüllende drei Meter hohe Steinplatte noch heute seit Jahrtausenden ihren ursprünglichen Ort; sie trägt das berühmte Relief zweier an einer Säule aufgerichteten Löwen. Nach ihnen hat das Thor seinen bekannten Namen erhalten. Die beiden Köpfe der Thiere, welche einst symmetrisch nach auswärts blickten, waren besonders eingezapft (oder restaurirt?) und sind heute verloren gegangen, aber die imposante Macht der ganzen Anlage wirkt noch jetzt mit unveränderter Frische. Der vorderste Theil des Bürginnen: rechts hinter dem Löwenthor lag vor den Ausgrabungen unter tiefer Verschüttung. Hier vereinigte Schliemann von glücklichem Tastsinne geleitet, das Gros seiner Arbeiter. Andere legten die Schwelle des LöwenttMes bloß, noch andere begannen den Schutt aus den Eingängen und dem Innen: der großen unterirdischen Kuppelgewölbe wegzuräumen.

Die erste Ausgrabung führte zunächst, nach Bewältigung kolossaler mit Thongesäßen, Fragmenten, Idolen und anderen verstreuten Gegenständen durchsetzten Schuttmassen zur Entdeckung eines großen doppelten Kreises aus wohlbehauenen auf die hohe Kante gestellten Kallsteinplatten, deren äußerer und innerer Ring durch horizontal darübergelegte Platten verbunden war, so daß die ganze Anlage, welche sich nur gegen das Löwenthor hin zu einer Art Eingang öffnete, rundsitzartig gestaltet war. Wir waren selber Augenzeugen der fieberhaften Spannung, mit welcher das Innere dieses so bedeutsam gekennzeichneten Raumes durchforscht wurde. Es fanden sich andere mit Reliefschmuck (Jagd und Kampf zu Wagen) gezierte Platten, die ältesten Werke dieser Art, welche bisher auf griechischem Boden aufgetaucht sind. Sie bezeichneten die Stellen viereckiger in den Fels herabgetriebener Gräber, deren Schliemann fünf in rafcher Folge aufdeckte. (Ein sechstes wurde später von der griechischen archäologischen Gesellschaft hinzugefunden. Diese Gräber enthielten durchschnittlich drei bis fünf parallel neben einander liegende Leichen; auf und neben ihnen einen ungeahnten Reichthum an Schmuck, Waffen, Geräthen aus Gold, Silber, Kupfer, Bronze, edlen Steinen, Elfenbein und Alabaster, während die Thongefäße eine verhältnißmäßig bescheidenere Rolle spielen. Die Todten lagen auf einer Schicht von Kieselsteinen, auch die Seitenwände der Gräber waren bis zu einer gewissen Höhe mit Steinmauern ausgefüttert. Ueber dem vierten Grab erhob sich bis zum Niveau des Plattenringes ein aus Blöcken errichteter cylindrischer Aufsatz, offenbar eine Opfergrube, in welcher den Abgeschiedenen die Todtenspende dargebracht wurde.

Die ganze Anlage stellt sich somit als ein den Verstorbenen geweihter heiliger Bezirk dar. Die Beisetzung der zahlreichen Leichen von Männern und Frauen kann selbstverständlich nicht gleichzeitig erfolgt sein; wir haben Familiengräber vor uns, die bei jedem Todesfall neu geöffnet werden mußten; einzelne aus ihrer ursprünglichen Lage gestörte Körper beweisen dies, namentlich aber kommen uns Beobachtungen zu Statten, die an Grabanlagen aus gleicher oder etwas jüngerer Epoche seit den Schliemannschen Ausgrabungen an verschiedenen Orten Griechenlands in reicher Fülle gemacht worden sind.

Eben jene wiederholte Benutzung derselben Familiengruft mußte allmählig andern Formen Eingang verschaffen, die bequemeren Zugang boten. In besonderen Fällen gab die Natur des Locals den Ausschlag. Man bohrte entweder grottenartige Gänge und Kämme: in die Felswand hinein: am Berg Palamidi bei Nauplia und an den Abhängen des attischen Dorfes Spata sind jüngst die ältesten Beispiele dieser Art bekannt geworden; oder man trieb in den Felsboden senkrechte Schachte, die sich in der Tiefe zu den verschiedenen Grabstellen verzweigen, wie auf Cypem, gelegentlich Rhodos und bei Korinth. Die eigenartigste Kunstform aber stellen jene Kuppelbauten dar, denen wir bereits in der Unterstadt von Mykene begegnet sind. Sie stehen keineswegs mehr vereinzelt. Neste einiger anderen enthält die nächste Umgebung; eine Stunde entfernt, bei den Terrassen des argivischen Heratempels wurde ein mächtiger Bau von ähnlicher Construction freigelegt. Besonders wichtig erscheint ein bei Menidi in Attila eröffnetes Rundgemnch dieser Art, weil dasselbe seit der Zeit seiner Benutzung vermuthlich niemals wieder eröffnet worden ist. Allbekannt und neuerdings von Schliemann bis in sein Innerstes durchforscht ist das gewaltige „Schatzhaus“ eines Minyerkönigs bei Orchomenos in Bocotien; auch bei Sparta und in Thessalien ließen sich bereits gleichartige Constructionen nachweisen.

Somit tragen die Schlicmannschen Burggräber schon ihrer primitiven Anlage nach das alterthümlichste Gepräge. Zur Bestätigung treten noch locale Merkmale hinzu: das Löwenthor, welches den Königsgräbern der Unterstadt etwa gleichzeitig ist, wurde erst später angelegt und mit ihm unverkennbar das ganze rechts benachbarte Stück der Burgmauer, durch welches die Gräber nachträglich in den Kreis der Befestigung hineingezogen worden sind. Meines Erachtens handelte es sich dabei um eine rein fortificatorische Erweiterung, nicht um Schutz des heiligen Bezirkes, der damals vielleicht nicht mehr in besonderem Ansehen stand, oder bereits vergessen war.

Unendlich mehr als die Fundumstände hat bisher der Inhalt von Schliemanns wunderbaren Entdeckungen den Geist, man kann sogen die Phantasie des gelehrten und gebildeten Publikums beschäftigt. Der homerische Ruhm des „goldreichen Mykene“ wird zur Wirklichkeit und lebt in aller Munde; aus den Gräbern der Tobten erstehen mit einem Schlage die Zeugen der ältesten Cultur, welche auf griechischem Boden Wurzel geschlagen hat. Wir glaubten mit dieser Welt einigermaßen vertraut zu fein aus den Gedichten Homers. Bei näherer Betrachtung der Funde stellte es sich heraus, daß man doch nicht vorbereitet war. Man fühlte sich dieser seltsam fertigen und doch theils rohen theils gedankenarmen Kunst gegenüber in eine fremde Welt versetzt. Ich will gleich erwähnen, daß dieser Eindruck mancherlei Deutungsversuchchervorgeufen hat, die heute als beseitigt gelten können. Indem man sich nicht entschließen mochte, Griechen als Träger dieser Cultur anzuerkennen, ging man entweder von der Annahme einer stammfrcmden Bevölkerung aus, die man freilich für ganz Griechenland hätte nachweisen müssen, oder man behauptete, gestützt auf oberflächliche Vergleiche mit spätbyzantinischer Kunst und auf andere Scheingründe hin einen barbarischen Ursprung sämmtlicher Gräber, etwa in der Gothenzeit des vierten nachchristlichen Jahrhunderts.

Der Grund, weshalb die Gräberfunde von Mykene keinen Anspruch darauf erheben können, das homerische Zeitalter zu illustriren,» liegt zunächst darin, daß dieselben nachweislich einer älteren Epoche angehören. Wir haben bereits darauf hingewiesen, daß der naive Dichter in die Thatsachen, welche ihm die Sage bietet, nur das Culturbild seiner eignen Zeit hineinzuweben im Stande ist. Aber selbst dasjenige Entwicklungsstadium altgriechischen Lebens, in welches Homer seine Handlung verlegt, die Machthöhe der Atridendynastie, welcher sämmtliche Achäerfürsten wie Vasallen gehorchten, spiegelt sich noch nicht in den Schätzen der mykenischen Burggräber. Wenn wir, wie billig, in den Namen des Atreus und des Agamemnon die Repräsentanten der heroischen Blüthezeit erkennen dürfen, so hat die bereits sehr alte Tradition vollkommen Recht, jene mächtigen, gleich den Pyramiden Aegyptens wahrhaft königlichen Kuppelbauten der unteren Stadt mit derselben in Verbindung zu bringen. Wir sind deshalb eben so sicher autorisirt, die Schliemannschen Entdeckungen in zwiefachem Sinne „vorhomerisch“, ja „voratridisch“ zu nennen, als sie ihrem Ursprünge nach jenen „Schatzhäusern“, die ebenfalls nur Gräber waren, vorangehen. Fügen wir noch hinzu, daß sich der immerhin reiche Inhalt der Gräber doch auf mehr als sechzehn, übrigens sehr verschieden ausgestattete, Leichen vertheilt, so hat dieser Aufwand für eine Zeit, in welcher das Prunken mit kostbarem Material den Mangel einer auch den geringeren Stoff veredelnden Kunst noch ersetzen muß, durchaus nichts Auffallendes, ohne daß wir deshalb genöthigt wären, an Personen fürstlicher Herkunft zu denken. Ich stehe sogar nicht an, diese Gräber geradezu als Beweismittel für die Priorität oligarchischer Institutionen in der Ebene von Argos zu benutzen, aus denen sich ein absolutes Regiment erst mit der Zeit entwickelt hätte.

Aber die historische Ferne reicht allein noch nicht aus, den seltsamen und fremdartigen Eindruck zu erklären, welchen der Inhalt unserer Gräber in seiner bunten Mannigfaltigkeit und Stilmischung in dem Beschauer erweckt. Vergegenwärtigen wir uns, soweit es noch möglich ist, die Ausstaffirung der vornehmsten Tobten: Auf dem Gesichte liegt eine goldene Maske; die Brust ist mit einer großen, reich verzierten Platte aus demselben Material bekleidet. Breite, an den Enden schmälere, gleichfalls reich mit Ornamentik überspinnene Tiademe und Gurte umgeben Kopf und Leib; die Haartracht war offenbar eine sehr künstliche, wie noch andere Streifen und Bänder von verschiedenartiger Form erkennen lassen. Viele hundert doppelte und einfache Knöpfe, meistens aus Holz, das mit einem goldenen Ueberzuge versehen ist, dienten als reihenweiser Besatz der Gewänder sowie langer hölzerner Schwertscheiden. Anderer Schmuck, theils aufgenäht, theils als Agraffen und Spangen behandelt, ist in Form von Hirschen, Löwen, Sphinxen, Greifen, Adlern, Polypen u. s. w. gebildet. Goldenes Flitterwerk war auch zu Ketten und Behängen reihenweise aneinandergefügt oder ringsum lose verstreut. Massiv goldene Schieber und Fingerringe mit cingmvirten figürlichen Darstellungen gehören zu den merkwürdigsten Bestandtheilen des Fundes und selbst an den Füßen fanden sich goldene schnalleimrtige Bekleidungen vor.

Dasselbe getriebene Goldblech findet daneben reichliche Verwendung an kleineren Geräthen aller Art, als Hülsen der Schwertknäufe und Scheiden, als Wandung der Becher und Pokale. Einige massivere Kannen und Vasen sind auch aus Silber gefertigt. In den Ecken eines Grabes fand Schliemann

eine bedeutende Anzahl großer Kupferkessel;

die verhältnißmäßig weniger zahlreichen Thongefäße sind zum größeren Theil auf der Scheibe geformt und entweder mit stumpfen Farben bemalt oder bereits mit glänzendem Firniß überzogen.

Was die Beurtheilung des Stilcharakters dieser Funde und damit der gesummten Cultur, in welche sie uns Einblick eröffnen, bisher so schwierig machte, war der Mangel an Einheit und an geeignetem Vergleichsmaterial. Am leichtesten gaben sich von vorn herein die Einflüsse der specifisch orientalischen wir dürfen sagen, phönikischen Richtung zu erkennen. Wiewohl die phönikische Handelsindustrie, deren Concurrnz an dem Inhalt der jüngeren Gräber von Spata und Menidi noch weit fühlbarer wird, keine selbstständigen Typen schuf, sondern nur Entlehntes verarbeitete, verräth sich doch der asiatischsemitische Geist jedesmal an gewissen charakteristischen Iuthaten, deren Ursprung wir heute an den reichen Monumentcnkreifen Cyperns, Assyriens und z. Th. Aegyptens mit Sicherheit

controlliren tonnen. Unter den Pflanzenformen bietet die Palmette und der Lotos das sicherste

Kennzeichen, unter den Thieren die meisten Fabelwesen und ausländischen Gattungen, wieGreife, Sphinx, Löwen, Panther u. s. w. Dazu kommt das nackte Bildchen der Tanbengöttin Astarte und die Darstellung ihres Heiligthums auf dünnes Goldblech ausgeprägt, wie wir es in schlagender Analogie auf späteren zyprischen Münzen wiederfinden. Durch die mannigfachen Verbindungen, welche diese Motive eingehen, wird der Kreis des „orientalischen“ noch um vieles erweitert; aus dem Zusammenhange ergibt sich, daß alle gepreßten Thier- und Pflanzcnbildungen in diesen Bereich gehören, und daß umgekehrt weun wir diese Gruppe von der technischen Seite betrachten, alle Produkte orientalisircnder Industrie auf rein mechanischem Wege durch Pressen und Prägen oder Gießen in fertigen Hohlformen entstanden sind.

Haben wir einmal diesen Gesichtspunkt gewonnen, so zeichnet sich eine andere Gattung der mykenischen Funde in technischer wie in materieller Beziehung sofort auf das Schärfste ab. Ter Unterschied wird um so deutlicher, wenn wir zunächst die Erzeugnisse aus demselben Material, dünn getriebenem Goldblech, im Auge behalten. Dieselben schließen naturalistische Formen, Thiere nnd Pflanzen, völlig aus und beschränken sich auf ein rein geometrifches höchst mannigfaltiges Linear- und Flächenornament. Offenbar ahmt dasselbe, neben vereinzeltcn Mustern der Flecht» und Webkunst, vor Allem die spiiällitigen Windungen des Mctalldrahtes nach. Auch die übrigen Verzierungen, Buckel, Kreise u. s. w. entspringen durchaus uur den Eigenschaften des dehnbaren, elastischen Metalles. Daß wir es hier in der That mit principillen Unterschieden gegenüber der ersten Gruppe zu thun haben, wird uns sofort von anderer Seite bestätigt: Die Decoration dieser ineist umfangreichen Goldbleche erfolgte nicht wie dort mit Beihülfe starrer Guß- oder Prägeformen, sondern aus freier Hand auf dem Wege der eigentlichen Treibekunst, der Empcistik. Damit verbindet sich auf's Engste die Kunst des freien Zeichnens und Gravirens. Die zahlreichen Holzknöpfe und

Nrochn von rhombischer Form tragen dieselben Ornamente in eingegebener Vorzeichnung, welche sich sodann auf dem dünnen Ueberzuge aus Blattgold auf's Schärfste abgedrückt findet.

Ich glaube nun, daß wir bereits heute im Staude sind, Heimath und Verbreitung dieser vom Metallstile abhängigen Dccorationsart mit Sicherheit nachzuweisen. Die entwickelteren Goldarbeiten, welche Schliemann auf Hisfarlik fand, weisen vollkommen den gleichen Typus auf. Diejenigen Beispiele, welche den gewundenen Golddraht auf eine Rückfläche glöthet zeigen, führen uns am deutlichsten den Uebergangsproceß vor Augen,

welcher von selber dazu leitete, die aufgesetzten Erhöhungen später aus der Fläche selber herauszutreiben. Ferner erkennen wir in der aus dem Felsen gehauenen teppichartigen Fa^ade des phrygischen „Grabes des Midas“ noch deutliche Reminiscenzen an die gleiche Decorationsart; wenigstens stehen die Knäufe über dem Giebel und die kreuzförmigen Muster des Feldes in vollkommener Analogie zu den erwähnten rhomboidischen Schmucksachen aus Mykene. Zu Kamiros auf Rhodos fanden sich Fragmente großer Thongefäße mit Reliefverzierungen, die wiederum dem in Rede stehenden System völlig genau entsprechen. Bemalte Thongefäße ältester Art, welche sich wie zu Mykene, so namentlich auf Rhodos und Kreta zahlreich erweisen, haben außer stilisirten Pflanzenformen auch vielfach Motive dieser Metalltechnik aufgenommen. Unverkennbar hat sie ihren Einfluß auch auf die orientalisirende Richtung ausgeübt.

Nun haben sich in der Tradition des Alterthums mehrfach Nachrichten halbmythischer Art erhalten, welche sehr übereinstimmend die älteste Pflege der Metallkunst an gewisse dämonische Geschlechter knüpfen und als deren Heimath und Wirkungskreis ausdrücklich Phrygien, die troische Ebene Rhodos, Kreta und Cypern bezeichnen. Es sind dies die Dakylen und Telchinen, ihrem Wesen nach nahe verwandt und zugleich Diener der großen Naturgöttin des Jdagebirges, der Rhea oder Kybele.

Ich glaube, daß wir durchaus berechtigt sind, jenen so bestimmt charakterisirten, an ebendenselben Stätten nachweisbaren Metallstil als „dakylyschtelchinisch“, oder vielleicht bequemer mit einem allgemeinen Namen als „Phrygisch“ zu bezeichnen. Wenn Kreta zufällig wegen mangelnden Fundmaterials zurücksteht, so tritt es um so bedeutsamer in den Vordergrund, wenn wir die dritte und letzte auf Mykene vertretene Kunstrichtung betrachten, welche sich hier mit der vorigen bereits innig verschmolzen zeigt. Es ist bei weitem die merkwürdigste, wiewohl sie dem Umfange nach, wenigstens scheinbar, eine Nebenrolle spielt. Wir gehen aus von einer wenig augenfälligen Gattung geschnittener Steine, die in den mykenischen Gräbern gerade zahlreich genug vertreten ist, um ihr hohes Alter bezeugt zu sehen. Dieselben waren, wenn auch wenig beachtet, so doch längst bekannt unter dem Namen der „Jnselsteine“, weil in der That viele derselben auf den Inseln des griechischen Archipels gefunden wurden. Hier ist Kreta bei weitem der ergiebigste Fundort gewesen. Daneben aber kommt mindestens in gleichem Maße das griechische Festland in Betracht, namentlich der Peloponnes, sodann Attila, Vöotien und Thessalien. Diese runden oder mandelförmigen durchbohrten Gemmen weisen einen reichen und durchaus eigenthümlichen Bilderkreis auf. Einige orientalische Einflüsse, namentlich an jüngeren Exemplaren, lassen sich mit Leichtigkeit aussondern; was übrig bleibt: Thier- und Menschendarstellungen, sowie einige geometrische Ornamente, tragt nach Stil und Inhalt das Gepräge einer in sich geschlossenen, einheitlichen und nationalen Kunst.

Wir müssen es uns an dieser Stelle versagen, den Nachweis zu führen, wie dieses unschätzbare Material, von welchem das britische und neuerdings das Berliner Museum eine ansehnliche Sammlung aufzuweisen hat, die ältesten bildlichen Typen indogermanischer, sodann in griechischer Kunst und Sage fortlebender Vorstellungen enthält: die Urformen der phantastischen rossegestaltigen Wesen, des Pegasus, der Harpyien, (mit denen die Bildung der Demeter-Erinyes nahezu identisch war.) ihrer Schwester Iris, der Kentauren, der Chimaera u. s. w., wie neben diesen dämonischen Figuren einzelne Symbole und die Verwendung primitiver, stilistisch völlig gleichartiger Bionethiere in den ältesten Erdschichten zu Dodona und Olympia auf den Cultus eines höchsten bildlosen Gottes, des Zeus, hinweisen; wie endlich eine Reihe von anderen Umständen hinzutritt, um die Spuren dieser Cultur und die Träger derselben immer schärfer zu umgrenzen.

Als Refultat dieser Erwägungen dürfen wir mit Zuversicht aussprechen, daß uns in diesen Runen die älteste indogermanische Bevölkerung Griechenlands zum ersten Male greifbar entgegentritt, und daß dieselbe nur identisch sein kann mit dem vielgenannten Stamme der Pelasger. Die Pelasger müssen auf dem schnellsten und kürzesten Wege in Griechenland eingewandert sein, nicht blos weil die Anfänge ihrer Steinschneidekunst sich in auffallender Weise, (wenn auch nicht inhaltlich, so doch formal) mit der in Babylonien heimischen Technik berühren, weil wir von Lydien bis zum Hellespont an der Gründung von Städten mit dem pelasgischen Namen Larifsa ihre fernere Wanderung zu verfolgen glauben, fondern auch weil ihre gesammte Cultur mit Inbegriff der Religion zu der indischen Urheimath noch die deutbar nächsten Beziehungen ausweist. Die vergleichende Mylhenforschung hat in den Rossedämonen und in der Prometheussage längst diese Unmittelbarkeit des Zusammenhanges erkannt, welche uns jetzt auch bildlich entgegentritt. Ter weibliche, rosseköpfige Dämon ist heute wie auf den pelasgischen Gemmen so an der (relativ späten aber in uralte Tradition zurückgehenden) indischen Reliefsculptur nachweisbar. Noch mehr: Während die männlichen Gestalten auf jenen Steinen nur mit einem Schurz um die Hüften betleidet sind, erscheinen auf einem mykenischen, ganz in der Technik der Gemme gravirten Goldringe mehrere Frauengestalten mit nacktem Oberkörper zwar, aber nach unten zu in einem Rocke, der die Beine hosenartig umschließt und mehrfach absetzend bis zu den Füßen herabgeht. Die gleiche Art der halben Bekleidung ist gleichfalls mir an Frauendarstellungen auf indischen Monumenten nachweisbar.

Auf Mykene zeigt sich der figurenreiche, aber harte und trockene pelasgische Stil bereits vielfach verbunden mit dem ganz entgegengesetzten Princip dereigentlich bildclosen weichen und schwungvollen Ornamentik der dakylisch-telchinischen Metallkunst. Nicht blos daß die aus massivem Golde gefertigten Ringe und Schieber ganz und gar nach dem Vorbilde der pelasgischen Gemmen gravirt sind, auch die oberhalb der Gräber gefundenen Grabreliefs aus Kalkstein enthalten dieselben allgemeinen Scenen von Krieg und Jagd, wobei regelmäßig eine Figur zu Wagen erscheint; darüber und darunter als raumfüllende Decoration die bekannten vielverschlungenen Motive des „phrygischen“ Kreises. Die Verbindung ist noch eine sehr äußerliche; daß sie nicht von Anfang her bestand, sondern ein neues Entwicklungsstadium bezeichnet, ergiebt sich ganz abgesehen von dem verschiedenen Stilcharakter noch aus mehreren anderen Umständen: in Kleinasien, einem Hauptsitze jener Metallarbeiter, sind die Gemmen bisher nicht vertreten, welche das pelasgische Element am reinsten darstellen; andererseits kennen diese in allen Fällen, wo sie bloße Ornamente enthalten, ein ganz anderes System geometrischer Verzierung, nämlich nur gerade und gebrochene Linien und an Kreise gezogene Tangenten, niemals die geschwungene Bewegung der Spirale.

Wo hat sich nun diese Verbindung vollzogen? Sicherlich nicht in Mykene, wo ein eigentliches Fabrikationscentrum niemals bestanden hat. Ist doch selbst die wenig kostbare Thonwaare von außen her importirt worden. Die Kalksteinreliefs mögen wohl an Ort und Stelle gearbeitet sein, erweisen sich aber auch deutlich als tastende, ungeübte Imitation. Außerhalb Mykene fanden sich bisher beide Elemente nur noch auf Rhodos vereinigt vor, an jenen schon erwähnten schwarzen Gefäßfragmenten mit Reliefverzierungen, die in ganz ähnlicher Weise jene verschlungene Ornamentik über und unter figurlichen Bilderzonen Menschen und Centauren, in dem eckigen Stile der pelasgischen Manier, durchaus entsprechend den mykenischen Grabstellen) aufweisen. Auch bemalte Thongefäße des ältesten mykenischen Typus haben sich auf Rhodos gefunden. Dennoch scheint diese Gattung auch hier nicht heimisch. Rhodos unterlag selbst in späterer Zeit nachweislich fortwährend ausländischem Import. Sodann gewinnen wir aus den Nachrichten der Alten nicht den Eindruck, als ob daselbst das pelasgische Volksthum in der genügenden Stärke vertreten gewesen sei, um einen hinreichenden Berührungspunkt für zwei so bedeutende Strömungen abzugeben. Dies Alles gilt aber in vollstem Maße für Kreta, welches bis in die nachhomerische Zeit hinein ein Hauptsitz der Pelasger blieb und welches andererseits sogar als die eigentliche Urheimat der phrygischen Kunst bezeichnet wird. Abgesehen von den überaus zahlreichen pelasgischen Gemmen haben sich bisher an ältesten Kunstproducten, die zu mykenischen Funden in schlagender Analogie ständen, nur Thongefäße gefunden. Dabei ist jedoch zu beachten, daß hier niemals, wie auf Rhodos, systematische Ausgrabungen vorgenommen worden sind.

Dennoch stehe ich keinen Augenblick an, das Volk- und städtreiche Kreta für den Ausgangspunkt der gesumnten mykenischen Cultur zu erklären, soweit uns dieselbe aus den Schliemannschen Gräbern entgegentritt. Tie Gravirungen auf massivem Golde sowie die Steinreliefs bevorzugen allgemeine Scenen von Jagd und Kampf; auf eilendem Gespann erjagt ein Bogenschütze den Hirsch: Kreta blieb bis in die historische Zeit hinein das Eldorado der Jäger, der Bogen ihre berühmteste Waffe. Eine dort gefundene immer noch sehr alterthümliche gravirte Bronzeplatte stellt einen kretischen Bogenschützen dar, der seinem Diener soeben die erlegte Antilope aufgeladen hat. Kreta ist ein Hauptsitz, ja für Griechenland der Ausgangspunkt des Rheacultus; hier wurde die „idäische Göttin“ dem pelasgischen Zeus als Mutter zugewiesen. Der merkwürdigste und größte unter den mykenischen Goldringen erhalt unter diesem Gesichtspunkt meines Erachtens seine endgültige Deutung. Die sitzende Frau ist niemand anders als Rhea selbst am Fuße ihrer heiligen Fichte; die Doppelaxt das Symbol des Zeus; darüber Sonne und Halbmond; vor der großen Erd- und Naturgöttin wahrscheinlich ihre Nymphen, (einige sind nur wegen Raummangels klein gebildet); im rechten Felde das Bild eines ihrer bewaffneten Diener, der Kureten, welche mit Schild und Lanze heilige Tanze aufführten und die Jugend des Zeuskindes schützen. Selbst die raumfüllenden Löwcnmasken sind nicht bedeutungslos; der Löwe war und blieb ein ständiger Begleiter im Gefolge der Göttermutter.

»

Und jetzt erinnern wir uns, wie deutlich im Grunde die Nachrichten der Alten lauten, welche Kreta übereinstimmend nicht mir als die Wiege der folgenreichsten religiösen Bewegungen, sondern auch der griechischen Kunst bezeichnen. Kreta ist die Heimath des ersten, noch mythisch-unpersönlichen, griechischen Künstlers, desDädalos und des Geschlechtes der Dädaliden. Und fragen wir nach ihren Werken, so lautet die bestimmte Antwort: sie schnitzten in Holz, sie trieben das Metall, oder verbanden beides nebst dem Elfenbein zu kunstvoller gravirter Einlegearbeit. Vom Schild Homers bis zur Lade des Kypselos und den dädalischen Weihgeschenken in Olympia blieb diese Technik die herrschende, ja die Goldelfenbcinbilder des Phidias, Zeus und Athene, sind der gleichen Richtung entsprungen. Und die Anfänge dieser Kunst wir finden sie bereits in Mykene vor. Zu den innig verbundenen Erzeugnissen des Schnitzens, Gravirens und Treibens gesellen sich auch bereits einige Proben jener Intarsiamcmier, deren hervorragendste an künstlerischem Werthe der Composition jedenfalls den Preis über sämtliche mykenischen Funde davonträgt: erst geraume Zeit nach der Publikation des Schliemannschen Werkes fand sich nämlich unter dem Roste einer Dolchklinge die figurenreiche Darstellung einer Löwenjagd, welche mit Goldblättchen in die Bronze eingelegt war. Das Gewirre des Kampfes, Angriff und Flucht der Löwen sind mit unübertrefflicher Lebendigkeit geschildert und mit hervorragenden! Geschick in den schmalen dreieckigen Raum hineinversetzt. Das Gold selbst ist in verschiedenen Tönen gehalten, ganz wie Homer es an mehreren Stellen seiner Schildbeschreibung hervorhebt. Es giebt überhaupt kein Monument, welches geeigneter wäre, die Technik des achilleischen Schildes zu veranschaulichen. Nicht blos „den Reigentanz, welchen Dädalos in Kreta der schönlockigen Ariadne machte“, ahmte Hephästos auf seinem Wunderwerke nach, auch alle übrigen Scenen hatten mehr oder minder längst ihr reales Vorbild in der dädalischen Kunst.

Es liegt nicht in unserer Aufgabe, hier weiter zu verfolgen, wie dädalische Technik und ein bestimmter Kreis von bildlichen Vorstellungen an verschiedenen Punkten Griechenlands, namentlich des Peloponnes, in Sparta, Argos, Korinth und Sikyon sowie in Italien Wurzeln schlägt, und wie wir heute nicht blos in der Tradition, sondern auch bereits in wirklichen Kunstproducten die monumentalen Belege dafür herbeischaffen können. Uns genügt es, die Quellen dieser Entwicklung in den Uranfängen des griechischen Volksthums überhaupt gefunden zu haben. Erst Schliemanns Ausgrabungen auf Mykene ermöglichen uns diese Perspective; sie verliehen den Muth, den Blick aufwärts in Zeiten zu richten, welche der homerischen Dichtung um Jahrhunderte vorausgehen. Auch seitdem hat der unermüdliche Forscher nicht geruht. Er hat Orchomenos untersucht und sich von neuem nach Troja gewandt. Er wird auch in Zukunft nicht feiern. Diese seltene Vereinigung von Thatkraft, Begeisterung und unerschöpflichen Hilfsmitteln, wie sie Schlicmann besitzt, ermuthigt uns heute zu dem dringenden Wunsche, es möge ihn, gefallen, die Geheimnisse des noch unberührten Bodens von Kreta zu ergründen. Der glückliche Entdecker der ältesten Culturepochen Griechenlands findet gegenwärtig keinen aussichtsreicheren Wirkungskreis. Doch wie? Weist die mykenische Localtradition nicht mit großer Bestimmtheit nach Lykien hinüber; werden nicht die Monumente der heroischen Blüthezeit, die gewaltigen Mauern, das Löwenthor, mit dem sich die Königsgräber gleichstellen, Werke der lykischen Cyclopen genannt?

Ich bin heute weiter entfernt, denn je, den historischen Werth volkstümlicher Ueberlieferung zu unterschätzen, und glaube deshalb zuversichtlich, daß lykische Einflüsse auf Mykene gewirkt haben müssen. Und, irre ich nicht, so läßt sich der Charakter derselben auch noch bestimmter erfassen. Denn worin besteht der wesentliche Fortschritt, welchen die Fayade des Löwenthores und der Kuppelgräber im Gegensatz zu den Reliefs und dem Inhalt der Burggräber aufweisen? Das neu hinzutretende Element ist von einschneidender Bedeutung; wir können es bezeichnen als das Princip des Architectonischen, der stilvollen Gliederung und Unterordnung decorirter Flächen nach den Regeln eines symmetrischen Aufbaus. Profile, Pilaster und Halbsäulen unterbrechen die Einförmigkeit des Ornamentes und grenzen dasselbe in bestimmter Weise ab, während z. B. auf den Kalksteinreliefs über den Burggräbern Figürliches und bloße Linearverzierung unvermittelt und regellos neben einander steht. In Lykien muß sich das architectonische Princip im Holzbaustil besonders entwickelt haben, um dann von der Steinconstruction übernommen zu werden, wie die zahlreichen aus dem Felsen gehauenen Fanden von Grabdenkmälern lehren. Auch diese Anregungen gingen nicht verloren und wirkten selbst auf die Kleinkunst zurück. Aber während die dorische Wanderung, welche den Niedergang des heroischen Zeitalters bezeichnet, schlichtere Zustände herbeiführte und es längerer Zeit bedurfte, ehe der Baukunst in reichen Handelsstädten und Colonien wieder hohe Aufgaben gestellt wurden, blieb die dädalische Kunst auf Kreta unter den bescheidenen Formen handwerklicher Tradition lebendig und befruchtete immer neue Entwicklungskeime. Wenn unsere modernen Lehrbücher eine griechische Kunst kaum vor dem siebenten Jahrhundert v. Chr. beginnen lassen, so ist dies nicht der Ort, mit ihnen darüber zu rechten.

	Carnaval.	
Eine psychologische Studie, von		
	M. Lazarus.	
	— Verlin, —	

^In Lalioratorium trägt der Psycholog immer mit sich herum; sein Kopf — und sein Herz nicht minder — ist die Arbeitsstätte der Erkenntnis; alles dessen, was den Geist und das Gemüth in Bewegung setzt, dessen, was sie schaffen und erfinden, genießen und beklagen. Das Laboratorium hat er überall gegenwärtig, die Gegenstände aber, die er erforschen, die Stoffe, die er analysiren will, kann er nicht wie der Chemiker nach Belieben herbeischaffe». Er muß die Gunst der Stunde, des Augenblicks benutze», um, was sie ihm an inneren Vorgängen bieten, festzuhalten, der Prüfung und Forschung zu unterwerfen. Bald ist es das stille Kämmerlein seines eigenen Nachdenkens, bald ein Werk der Literatur, eine Schule, ein Theater, die Kinderstube, ein Jahrmarkt; bald ist auch eine ganze Stadt mit ihrem Leben und Treiben, insofern es specifsche Ereignisse, eine eigene Signatur darbietet, sein Vcobachtungsfeld. Er beobachtet die Vorgänge, das heißt: die Mitspieler, die Zuschauer; und sich selbst muß er beobachten, um den Schlüssel zu finden, der das Räthsel löst, welches vo» allem Anderen ihm aufgegeben wird.

So habe ich denn auch die Gelegenheit wahrgenommen, mir hier in Nizza den Carnaval anzusehen, um in das Geheimniß seines Reizes, seiner Anziehung, seiner Lust uud seiner Lustigkeit einzudringen. Der Psycholog will wissen und will lehren, was sich hinter der Maske des Scheins und was hinter dem Schein der Maske verbirgt; er muß das eigentliche, das innere Sein des Scheins erkennen.

Prinz Carnaval — wie er bei uns — oder Seine Majestät Carnaval wie er hier heißt — ob er diese satirische Rangerhöhung erst dem Sturze des

Noid und Lud, XXI, «I.?

Königs- oder gar des Kaiserthums verdankt, oder schon lange besitzt, habe ich nicht erfahren können — der Prinz als Bild mützigem und lustigen Behagens

ist jedenfalls viel unschuldiger Carnival also übt hier eine beträchtliche

Anziehungskraft aus. Nicht nur schier die ganze Stadt ist auf den Beinen, ihm zu dienen oder zu folgen, sondern auch die Dorfbewohner aus den Alpen und die Kurgäste der Riviera strömen zu Lande und zu Wasser herbei, und der lange Schienenstrang von Genua im Osten und Marseille im Westen, bis hinauf nach Avignon und Lyon, bringt von jeder kleinen und großen Station schaulustige Reisende; mehr als zwei Tagereisen sind's, die der Extrazug zurücklegt, um die Gäste aus Paris zum Carnival zu führen. Sollte es denn nun also nicht gar sehr der Mühe Werth sein, sich die Frage vorzulegen: was ist's denn nun eigentlich, was die zahllosen Menschen suchen und finden? was ist es, was eine so große Menge in weite und starke, in heftige und hastige Bewegung versetzt? Daß alle diese Heimischen und Fremden, die Ansässigen und die Reisenden, die Mitspieler und die Zuschauer ihre Rechnung dabei finden, wird durch die alljährliche Wiederkehr des Carnavals wohl unzweifelhaft bewiesen. Aber ich meine, wir sollten diese Rechnung kennen lernen, wir sollten sie prüfen; wir wollen die Factvren der Lust und die Combinationen des Reizes erfahren, deren Facit eine so mächtige Anziehung übt, — während es doch zugleich und eben so unzweifelhaft, mit den nüchternen Augen des Aschermittwochs betrachtet, gleich Null ist.

Zunächst indem der Carnival einzieht, drückt er die Absicht aus, eine Reihe von Tagen an die Stelle der herrschenden Vorstellungen, welche sonst das Leben regieren, andere zu setzen; in die Thore der Stadt zieht die Thorheit ein; Arbeit und Ernst, Last und Strenge, Sorge und Würde des Lebens sollen zurücktreten; der telegraphische Draht, welcher unsere Seele mit dem System des Weltlaufs und der sittlichen Zwecke verbindet, wird ausgehängt und sie wird isolirt, auf sich selbst und ihr Belieben gestellt. Wohl soll es eine Weltordnung geben, aber eine neue, eine andere, eine verkehrte im Vergleich zur alltäglichen; wohl sollen Zwecke und mit geeigneten Mitteln erreicht werden, aber sie find alle nur auf Narretheidung gerichtet; man will sich und Jeden erheitern, belustigen, ergötzen; Spatz machen und Spaß haben; wohl wird es an Anstrengungen und an recht derben nicht fehlen, aber es werden als echte Signatur der verkehrten Welt, Anstrengungen der Lust, des Vergnügens, der Tollheit sein. Die Ausspannung des Gemüthes also, das Abwerfen der moralischen und socialen Zügel, ist die erste (negative) Bedingung; die Lust der Freiheit ist eine selten empfundene und darum tiefe Lust. Auf jedem Gesicht, so weit es sich zeigt, kann man den Frohsinn, ja den Stolz der Freiheit lesen. Leiden fesselt und die Pflicht bindet, ungebunden aber ist die Lust und die Lustigkeit.

Sodann ist die Absicht der Lust, von Vielen zugleich und gegenseitig von und für einander gehegt, eine zuverlässige Quelle derselben.

Dazu tritt nun der Reiz der Erwartung, der Neugier, was wird cs geben? Die Spannung auf den Spaß. Man weiß von den wochenlangen Vorbereitungen und erwartet nun den Erfolg; zuversichtlich ist Eins, daß man sich amüsiren wird.

Denn dazu sind ja Alle da. Je sicherer man sich fühlt, daß man Lust bereiten Werde, desto sicherer ist man auch, Lust zll empfangen; Lustig machen und Lustig sein sind zwei Enden der Schaukel, die einander in immer wachsende Schwingung versetzen.

Was aber ist's nun, wovon man Lust erwartet und womit man Lust bereitet? Die Maskerade. Alles ist verkleidet, verändert, in Form und Farbe, Gesicht und Gewand, in Erscheinung und Benehmen.

Ucberall bietet sich dem Auge ein Schaugepränge dar; unerschöpflich, mannigfaltig, sind die bunten und die grellen Farben; die Meider nicht blos, sondern die Figuren selbst weichen weit von der üblichen und der natürlichen Erscheinung ab. Wie der Reiter hat auch das Roß, wie das Pferd auch der Wagen sich mit hellen und grellen Farben bedeckt. Selbst das graue Eseleiu ist von Glanz und Schimmer umhüllt und eine Augenweide. Auch die Straßen selbst haben Gestalt und Farbe gewechselt; die Logen und die Balcons und die Tribünen, von denen man sehen will, dürfen sich sehen lassen, activ und passiv dienen sie der Schaulust.

Die zuströmende Masse ist ein summender Bienenschwarm; jede fliegt, um ihre Süßigkeit mit Augen und Ohren einzusaugen. Die Augen wollen sich einmal sättigen; sie finden eine reich besetzte Tafel, wie die des verwunschenen Prinzen; nur daß hier das Object, die wirklich gegebene Welt verwunschen, phantastisch verwandelt erscheint, wie eine Traumgestalt, indeß der Zuschauer der wachende ist. Es ist eben eine andere, die Sinne viel mehr kitzelnde und aufregende Welt, die uns umgibt. An die Stelle des alltäglichen, ruhigen, gewohnten, gleichmäßig wiederkehrenden Bildes ist ein anderes, erfundenes und erfinderisch buntes und auffallendes getreten. Auch für das Ohr ist die Umgebung verwandelt. Wo eine Farbe hell aufblitzt, da klingen auch Schellen und Glöckchen. Von den Kanonenschlägen erdröhnt die Luft, von dem Prasseln und Knattern des Feuerwerks, vom Geschrei imd Gesang erbebt sie nur, von Musik wenn auch nicht in sanften doch in edlen Formen bewegt.

Dem Alltäglichen einmal zu entfliehen, ist jedem gesund organisirten Menschen natürlich; deshalb gehen wir Abends ins Theater — dies ist die Quelle aller Romantik; dort wie hier ist es eine neue, eine andere Ordnung der Dinge, die wir suchen. Eine ganze Bevölkerung, die für die Erhebung zu dauernden idealen Schöpfungen nicht reif ist, greift nach der bunten, farbenreichen Verwandlung, um sich daran zu ergötzen. Ter Mensch will vom Boden sich im Luftballon erheben, vom Festland ins Wasser steigen und sich darin bewegen. Er sucht eben das Andere, das nach Plato das Andere des Anderen ist. Und daß das Vergnügen an dieser Veränderung im Carnival zugleich activ und passiv ist, daß jeder schaut und jeder zeigt, jeder leuchtet und beleuchtet wird, jeder Genuß empfängt und Genuß bereitet, das erhöht den Reiz. Die allgemeine Productivität, da jeder sein reiches oder bescheidenes Stück zu dem bewegten Bilde und dem farbigen und tönenden Gewühl der Umgebung beiträgt, die allgemeine Gegenseitigkeit, da jeder Zuschauer als solcher eine Rolle spielt und jeder Mitspieler zuschaut, gehört durchaus zur Signatur dieser — anderen Welt.

Noch ein anderes kommt hinzu, den Weg in diese zu weisen. Wenn das alltäglich wiederkehrende Gleichmaß des Lebens nicht genügt, wenn es schaal und fade erscheint — (weil es dasselbe oft genug ist!) — oder wenn es zur Kritik Anlaß gibt, die nach einer ungebundenen Form trachtet, dann hebt die verkörperte saturnalische Neigung ihr groteskes Haupt und nickt den flüchtigen Trost des Spottes. Die Fülle und der Reichthum des gleißenden, schimmernden, leuchtenden und klingenden Bildes wird auf beiden Seiten begleitet von Kunst und Komik.

Zweierlei aber muß ich, um die ganz spezifische Eigenart dieser künstlichen Komik nicht zu verfehlen, zu ihrer Charakteristik voranstellen. Zunächst, daß sie als Masse erscheint. Muß ich auch darauf verzichten, hier tief in die Untersuchung des vielleicht schwierigsten Capitels der Aesthetit hinabzusteigen, so darf ich doch den Unterschied andeuten, den es für die Wirkung auf das Gemüth macht, ob irgendwo eine vereinzelte komische Erscheinung auftritt, oder eine große Masse solcher Erscheinungen unserer Wahrnehmung begegnet. Aber noch wichtiger als diese quantitative positive Bestimmung ist die zweite, die damit zusammenhängt und doch wesentlich eine andere ist, nämlich diese: ' nicht eine komische Erscheinung, ein komisches Bild, Gestalt, Bewegung, sondern eine — komische Welt ist der Earnaval; daß Alles, was uns begegnet, komisch ist, daß die wirkliche ernste Welt mit ihren Formen, Gesehen, Ordnungen verschwunden, eine andere an ihre Stelle getreten ist, das macht natürlich eine ganz andere Wirkung auf unser Gemüth, als wenn uns mitten im Ernst des Lebens oder der Kunst ein einzelnes abweichendes Gebilde entgegentritt. Auch die Aufhebung jedes Zwanges, der festen Ordnung, die Umkehrung derselben, — unter Einsehung der natürlichsten Neigungen in ihre vollen Rechte — scheint mehr eine Folge als eine Ursache dieser gänzlich veränderten FormenWelt. Denn auch in einem Lustspiel, in komischen Romanen oder Bildern sind doch immer nur einzelne Gestalten komisch verändert, hier aber ist die Welt verwandelt. Wie die große, langgedehnte Straße in einem anderen, bengalisch gefärbten Licht magisch verwandelt erscheint, erglänzt auch durch die Augen in den Seelen Aller das Licht einer feenhaft gefärbten Lebenslust. Das also, meine ich, ist es, was die spezifische und überwältigende sympathische Lust und Belustigung des Enrnavals erzeugt, und sie von dem ästhetischen Genuß der künstlerischen Komik völlig unterscheidet: daß die ganze ernste Welt mit ihren Formen und Gesehen, mit ihrem Wollen und Sollen in den Hintergrund der Seele zurückgetreten ist, und nur um ihn durch den Contrast zu beleben je und je in den Vordergrund hindurchleuchtet. In diesem Bordergrund aber bewegt sich die ganze andere Welt geistig mit einer neuen, zwanglosen Gemeinschaft der nur als Schein und Larve agirenden Personen, an denen nur das Eine reel und mit der sonstigen wirklichen Welt gemeinsam ist, daß im Innersten hinter der Maske das Herz vor Lebensfreude hüpf, daß es den Andern, den Ungekannten, wie Unsichtbaren in Freude entgegen» schlägt; eine neue und eigene Lust der Gemeinschaft gründet sich auf die Gemeinschaft der Lust, also auch eine neue innere Welt ist erzeugt, weil die verdeckten und verhüllten Bande des Gemüths durch ein einziges aber durchaus allgemeines Band ersetzt werden.

Jetzt also, nachdem sein berechtigter Antheil dem Gemüth gesichert ist, dürfen wir uns der äußeren Erscheinung zuwenden, welche zur Quelle der inneren Lust wird. Die erfindsame und ergötzliche Freiheit der Phantasie, welche nur auf den Contrast gegen die naturgesetzliche Wirklichkeit wie gegen die ästhetische Idealisierung derselben gerichtet ist, schafft das Drollige und das Burleske. Je reicher diese Phantasie ist, je ursprünglicher und weiter von allem Alltäglichen die Formen oder die Combinationen, die sie schafft, desto höher ist unsere Lust und desto Heller unser Lachen darüber. Einen ganz in weißen Pelz genähten Menschen, der ein riesiges Schwein mit riesigem Rüssel darstellt, aber mit den Flügeln des Genius am Rücken geziert ist, muß man freilich sehen, um den komischen Contrast mit einem einzigen Blick zu fassen. An der Veränderung der natürlichen und gesunden menschlichen Gestalt erlahmt auch die beweglichste Phantasie sehr bald; das Uebermaß und das Untermaß der ganzen Gestalt ist bald erschöpft. Dann kommt das Gebrechen und das Gebresten an die Reihe: Auswüchse und Ausschreitung an jedem Gliede und des „goldenen Schnitts" kühne Verletzung; Buckel und Säbelbeine, Kürbiskopf und Gurkennase, Riesenzahn und Zahnlos oder auch beides oder auch Alles zusammen gehört von jeher zum Narrenthum; das cyklopische Einauge hat einen mythischen Ursprung. Aber schwer wird dabei nicht blos das unsäglich Häßliche, sondern auch das Garstige und Widerliche vermieden, das die Grenze der Komik überschreitet, weil es mehr abstößt als anzieht. Nur das in lustigem und rüstigem Tanz sich trollende Gebrechen erregt ein getröstetes Lachen, und eine Palme gebührt dem Janusmensen, an welchen! nicht bloß der Kopf, sondern alle Glieder gedoppelt sind, und der als sein eigener Antipode schreitet, zwei Beine hoch über alle Häupter baumeln läßt, indeß der zweite Kopf auf eine unaussprechliche Stelle des Rückens sich stützt. So kehrt denn auch immer die Thiergestalt wieder, in welcher jedoch die menschliche eben so verschwindet, wie in der wandelnden Rose oder Palette, Tonne oder Flasche.

Die Komik der Trachten aber, männlicher und weiblicher, ist unerschöpflich ergötzlich; sie bietet den weitesten Spielraum und darum den beliebtesten Tummelplatz der Satire. Zwar auch die ernst gemeinte Mode erzeugt in den rollenden Jahren des Burlesken genug; bei einer eleganten Dame, im eleganten Wagen, habe ich neulich am eleganten Hut anstatt des beliebten Vogels eine — Maus gesehen; aber was im Leben, in der eifervollen Sncht zu gefallen als unfreiwillige Komik unseren Spott herausfordert, das kann uns als absichtliche Komik erfreuen. Unser Friedrich Bischer hat vor Jahren seine scharfe Geißel über die Ausgeburten einer weniger dem Gefallen als dem Auffallen nachjagenden Mode geschwungen und er hat sich mit vollem Recht nicht gescheut, den wundesten Fleck zu berühren, daß zu der Verletzung des Zwecks und des Geschmackes in der Kleidung auch die Verletzung des sittlichen Anstands sich gesellt. Den Nizzarden aber muß ich nachrühmen, daß sie nicht blos in ihrem Betragen selbst mitten im tollsten Jubel und Trubel des Carnavals, sondern auch in den phantastisch ausgelassensten Verkleidungen den sittlichen Anstand überall mit erstaunlichem Takt bewahrt haben. Vielleicht weil die „guten Sitten" hier das ganze Jahr nicht allzustreng find, bedürfen sie der Ausspannung in der Faschingswoche nicht. Jedenfalls haben sich Gestalt und Benehmen der Masken neben der Heiterkeit gemessener und strenger ausgenommen als die offenen Visire, die sich hier oft auf den Straßen bewegen.

Zur Kunst der Erfindung und zum Reize der Komik gesellt sich die Spottlustigkeit der Satire. Auf dem Contrast gegen das Vernünftige, gegen das Gewohnte und Natürliche, gegen das Gesetz und den Zweck der Erscheinung beruht das Komische; aber in der Wahl des Gegenstandes oder in der Form der Darstellung des Contrastes machen sich Beziehungen auf historisch Gegebenes geltend, welche mangelhafte oder verkehrte Einrichtungen, Personen, Ereignisse geißeln sollen. Je nach den historischen Zuständen, aber auch je nach dem Freiheitstrieb und dem kritischen Scharfsinn der Bevölkerung wird der Carnival den „Fliegenden Blättern" gleichen oder dem „Kladderadatsch", wird er harmlos oder beißend auftreten. Die Satire der Nizzarden ist selten und leicht. Während in früheren Zeiten und anderen Ländern in den Darstellungen von Himmel und Hölle, Engel und Teufel ein wilder und tiefer Humor seinen Ausdruck sucht, geräth ein Berichterstatter des diesmaligen Carnavals in seichte Verwunderung über den Tod, der mit Hippe und Stundenglas auf dem Esel daherritt, und meint: „Voilà <i>i n'est z<ls crlül<." Diese Figur ist freilich eine offenbare Reminiscenz; aber wie Vieles, was man heute auf diesem oder irgend einem Carnival sieht, ist nicht minder unbewußte Reminiscenz. Den zeitgenössischen Beziehungen wird die Befruchtung der Phantasie und die Bereicherung der Formen verdankt. Sonst aber beruht auch dieser Reichthum wesentlich auf Erbschaft. Auch Anlaß und Anfang eines solchen Festes ist ohne historische Tradition kaum denkbar. Wollte man, da das Wenigste neu und ganz aus der heute schaffenden Phantasie entspringt, von jeder Form, die erscheint, den Ursprung und den zeitlichen Wandel aufsuchen, man würde in das Dickicht der weitschichtigsten und kaum zu durchdringenden historischen Forschungen gerathen. Ich will deshalb den Weg der Geschichte nicht betreten, der schon für den bloßen Umzug des Carnavals überhaupt über die reichen Processionen geistlicher und weltlicher Art und die vi» triumphialis zu den mythischen Umzügen der Götter zurückführt. Ich begnüge mich vielmehr darauf hinzudeuten, daß bunt wie die Jacke des Harlekin und das Kleid des Carnival auch alle die aus verschiedensten Zeiten und Völkern stammenden, häufig und mählig gewandelten Formen und ihre Motive sind; und wie jene sind sie nach altem Schnitt und doch immer ein Neues, worauf man neugierig ist, weil es an Zusätzen, Minderungen und Aenderungen niemals fehlt, in denen Sinn und Geschmack der Zeit sich ausprägt und ihren Ring in die Kette der Geschichte fügt. Alte, uralte Sitten, Gewohnheiten, Gestalten und Formen, historische Ereignisse und mythische Vorgänge, die im Ernst des Lebens längst der Vergessenheit anheimgefallen sind, feiern ihre traumhafte Unsterblichkeit in einer Gestalt oder auch nur in einem einzelnen Emblem des komischen Aufzuges. Längst weiß man, daß Harlekin oder Hennekin in nicht immer gerader, aber zusammenhängender Linie von Wuotan und seiner wilden Jagd abstammt. Gar viele jüngere Einholungen, Rundfahrten eines Fürsten oder fürstlichen Paares haben ihre Übersetzung ins Carnivalistische gefunden; jene waren glänzend und erfinderisch in den Formen und Farben, diese find glänzend und erfinderisch in der Komik; alles Großartige und alle Grandezza findet ein Gegenbild im Grotesken. Was dort aber in Thaten seinen Grund oder sein Ziel hatte, das erscheint hier als bloßes Bild, das als bloße Erscheinung ergötzen will oder ergötzt. Ohne Zweck und ohne Zwang hebt es nur die formenreiche Oberfläche von der in ihren Tiefen wirkungs- und würdevollen Welt ab, in welcher alles ernste, strenge, kämpfende und heilige Leben sich bewegt. Und diese Oberfläche der bloßen Form wird noch verzerrt und verzerrt von der reinen Willkür, die keinen andern Grund hat und anerkennt, als den der Heiterkeit. Darum hat diese Welt des Komischen ihre eigene und freie, der ernsten und wirklichen nur in Momenten parallel laufende Geschichte.

Zeugniß eines solchen — zuweilen sogar wie alles Menschliche zu seinem Anfang zurückkehrenden — Wandels ist auch der Gebrauch des Confettiwerfens. Wie die in Zucker gehärteten Früchte, so ist auch die Bedeutung ihres Werfens längst verschwunden. Die Früchte, die geworfen wurden, waren Symbole; die heutigen Mehl- oder Gipskügelchen find selbst nur Symbole von Früchten nnd ihr Wurf hat deshalb wesentlich neue Bedeutung, auch dann, wenn wie in diesem Jahre hier neben Confetti und Blumen „parfümirte Früchte" als „(ZraM« nouvlZinitö!" eingeführt werden. Daß das Bewerfen mit genießbaren Dingen eine Segensgrußformel war, ist unzweifelhaft. In meiner Kindheit wurde auch die Braut, nachdem sie mit dem Schleier bedeckt war, mit Rosinen nnd Mandeln bestreut; auch über das neugeborene Kind, das um Namen und Weihe zu empfangen, ins Gotteshaus gebracht ward, wurden beim Eintritt Früchte, Weizenkörner, auch wohl Münzen gestreut, welche die Kinder und Bettler dann aufgelesen haben. Noch heute habe ich deshalb das glückliche Gefühl der verkannten Tugend: ich mochte 7, höchstens 8 Jahre alt gewesen sein, als ich öfter mit auflas; einmal sagte mir ein älterer Verwandter: „Das schickt sich für Dich nicht, mein Junge." DaZ schien mir recht dumm von ihm; denn immer schon hatte ich nur für einen alten Blinden aufgelesen. Jetzt ist aus dem Bewußtsein der Confetti-Kämpfer wohl jede Spur einer Segensformel verschwunden, von der auch Goethe keine Erinnerung hat. Was ist nun also heute, müssen wir uns fragen, der Sinn und der Reiz dieses Werfens mit Confetti oder Blumen; denn wer je die Lust und den Eifer gesehen hat, mit dem es geschieht, wird überzeugt sein, daß sie nicht lediglich dem historischen Nachglanz einer unbewußten Reminiscenz entstammen können. Was also ist's? Zunächst Neckerei, Schabernack; dazwischen Schleudertunst; das Zielen und das Treffen, aber auch das Nichttreffen ist lustig; die Ge« schicklichkeit macht Spaß dem Einen, die Ungeschicklichkeit nicht minder dem Andern, aber auch beides, bei guter Stimmung, beiden. Nicht selten mischt sich Huldigung der Schönheit ein, sei es der

Maske, sei es der Maskirten, oder der Zuschauerin. Die Huldigung darzubringen, ist ein großes Vergnügen, sie zu empfangen ein größeres. Wo Menschen sich regen, schießen die Motive ihres Thuns vielgestaltig im Gemüth auf und verschlingen sich mit einander. Der Kern liegt aber auch hier im Einfachsten: zwischen den wandelnden, zu Pferd und zu Esel, zu Wagen und zu Fuß wandelnden Masken untereinander und zwischen ihnen und den selbsthaften oder ebenfalls wandernden Zuschauern findet mit dem Wurf ein Gruß, ein Anruf, eine Beziehung statt; man hat Etwas miteinander zu schaffen, man ist für einander da, und nicht bloß mit den Augen; und Jeder ist für Jeden da und hat die volle, unbedingte Freiheit, den gutgemeinten Scherz anzubieten, den er eben so anzunehmen bereit ist. Der Reiz dieses Grußes ist hier für die Bekannten, daß sie sich kennen, und für die Unbekannten — daß sie sich nicht kennen; und das Zweifeln, das Rathen, auch das Errathen und das Verfehlen, Zucker oder Salz, Honig oder Ingwer, alles ist eben Würze — der Heiterkeit. Schließlich gilt auch hier, was man von dem ganzen Earmaval sagen muß: was an der Feinheit der Erfindung und an der Beweglichkeit der Komik fehlt, das wirb durch den Reiz der eigenen Activität erseht, welcher den auch des vollkommensten, aber lediglich passiven Schauspiels übertrifft. Die Frage, welche dem Psychologen gestellt war, ist beantwortet; ich hoffe, mit der vollen Unparteilichkeit, welche der Wissenschaft geziemt. Ohne Lob und ohne Tadel haben wir die Quellen der Lust zu entdecken gesucht, welche so viele Menschen in so lebhaft und dauernde Bewegung versetzt. Jetzt aber wird es erlaubt sein, dieselbe auch mit einem flüchtigen Blick aus dem Ganzen, aus dem Zusammenhang des menschlichen Lebens' zu betrachten. Nicht bloß um eine Festwoche handelt es sich, welche die Zuschauer erleben, sondern um viele Wochen, ja Monde, welche durch die Vorarbeit, die Vorberathung und die Vorbereitung erfüllt waren; da wird man nicht eben heiter gestimmt durch die Frage: ob es wohl leicht sein würde, so viele Menschen für einen anderen, für einen ernsten und edlen Zweck zu einer so rührigen und rüstigen, erfindsamen und gemeinsamen Thätigkeit in freiwilligem Dienst zu vereinigen? — Für die besten Leistungen, für die Schauwagen, die Reitergenossenschaften zu Pferd und zu Esel, für einzelne Masten, auch für Zierwagen der Zuschauer, wie für den Schmuck der Ballons und der Logen sind Preise ausgesetzt; das macht die Sache nicht besser, aber auch nicht schlechter. Zumal auf hiesigem, auf französischem Boden; denn hier erwartet und hier gewinnt jede Leistung, jeder Vorzug und jede Tugend einen „Preis“, von der kleinen Medaille des besten Sextaners bis zum Vegräbniß auf Staatskosten. Hier auch sagt man charakteristisch zur Charakteristik eines Menschen: er ist ein piix cke Voius! Beim diesjährigen Carnaval wurden vertheilt: zwei Preise zu 5000 Franken; drei zu 4000 Fr., einer zu 3000, einer zu 2500, zwei zu 1500 Fr., einer zu je 1000. zu 800, zu 600; zwei zu 500 Fr. und viele zu kleineren Summen. Vergleicht man die Ziffern mit denen, welche unser Georg Ebers in seiner als Manuscript gedruckten künstlichen Beschreibung von Nizza und dem Carnaval anführt, so findet man eine Steigerung, welche dem üppigen Wachstum dieses gesegneten Bodens entspricht. Aber es liegt wiederum etwas Beklemmendes und Beschämendes in der Frage: welche Preise diese ehrsame Stadt und ihre elegante Fremdencolonie etwa für nützliche Erfindungen, für Schöpfungen wirklicher Kunst, für Leistungen in der Wissenschaft auszusetzen hat? Die Preise erinnern daran, daß zum Carnaval auch ein Tag mit Wettrennen gehört, zu Fuß und zu Pferd, zu Velociped und zu Wagen; die Rennpreise sind in den oben aufgezählten nicht mit enthalten.

Wenn ich an die Wettrennen denke, dann kann ich den Wunsch nicht unterdrücken, daß ein Statistiker einmal alle die Preise zusammenrechnen sollte, welche in Europa in einem Jahre — von den Wetten, die dabei stattfinden abgesehen — ausgesetzt und vertheilt werden für das schnellere Laufen von Pferden; und damit sollte man die Preise vergleichen, die für die Verbesserung der Industrie, der Künste, der Wissenschaften, der Erziehung ausgesetzt sind. Ich glaube, daß die Rennpreise eines einzigen Tages die Preise aller Akademien und Theater eines ganzen Jahres erreichen; schöne und schnelllaufende Pferde sind gewiß eine hübsche Sache, aber für das Geld, welches an einem Nenntage ausgezahlt wird, könnte man alle Dichter, Schriftsteller, forschende, tastende und suchende Erfinder der Sorgen entledigen, die oft so schwer auf ihnen lasten und die freie Bewegung des Geistes hemmen.

Man sollte „dem Jahrhundert und Körper der Zeit“ einmal diesen Spiegel vorhalten; vielleicht würden unsere besitzenden Klassen, die dem Sport ergeben sind, auch ohne Erinnerung an die olympischen Spiele der Griechen darin erkennen, unsere Welt sei geistig so verkehrt und verkommen, daß wir mißgebildete Verkehrtheit der Corporationen nicht auf dem Carnaval zu suchen brauchen.

Fügen wir aber auch das Licht zu den Schatten, welche ja nicht die Schuld der Nizzarden sind, denen wir ihre Belustigung um so lieber gönnen. als sie mit derselben auch eine Einrichtung verbunden haben, deren wir hier zum Schluß mit Vergnügen gedenken. Auf dem Square Masfca, in jenen? hängenden Garten, der sich auf einer über das Bett des Paillon gespannten Brücke blühend erhebt, findet em einem Tage der Festwoche eine ^ruü« Xoi-mEsss statt, auf welcher zum Besten der Armen eine Art von Jahrmarkt abgehalten wird. Künftige Zeiten werden unser Jahrhundert, was sie auch sonst darüber zu denken Ursache finden mögen, besonders wegen seiner zweiten Hälfte, als das Jahrhundert der Organisation der Wohlthätigkeit bezeichnen. Auch ohne jede Mummerei ist hier der Charakter des Ccarnavals vollkommen gewahrt, indem die schönsten und die vornehmsten Damen der Stadt und der Fremden, als Blumenmädchen, als Verkäuferinnen von kleinen und feinen heiteren und närrischen Dingen, auch als Wirthinnen und Kellnerinnen, von den Herren aber die reichsten und nobelsten als Krämer und Kellner ein reizend freies, ungebundenes Wesen treiben. Das lockende Lächeln der Schönheit, die lebenswürdigste Aufdringlichkeit des gewerblnstigen Reichthums und Adels steigen zwanzig Stufen von der Höhe ihrer Vornehmheit auf den ebenen Boden des Carnavals herab, weil sie wohl fühlen, daß der sittliche Adel des wohlthätigen Zwecks sie nicht bloß über die tolle Lust des Carnavals, sondern auch über manche Leerheit und Nichtigkeit des sonstigen Tages innerlich um dreißig Stufen emporhebt. Wir gönnen es all den Schönen und Edlen, daß ihnen aus der lustigen Laune des Scherzes das Bewußtsein der Wohlthat erblüht, daß sie von dem lustigen Baume des Faschings Früchte pflücken, um auch die Darbenden und Leidenden mit Freude zu erquicken.

Rudolf Virchow,

bis zur V e ruf uug nach wü rz bürg.
Von

Paul 25oerncr.

— Verlin. — I. Ter Typhus in Oberschlesien. > Ende des Jahres 184? wurden die Berichte über eine in Oberschlesien ausgebrochene verheerende Krankheit, welche bis dahin nur vereinzelt vorgekommen war, immer zahlreicher. Monat auf Monat war inzwischen vergangen, ohne daß die höheren Staatsbehörden in Preußen irgend welche Notiz davon genommen hätten. Der Herbst war vorüber. Ter Winter mit seinen Schrecken, Hunger und Kälte rückte vor.

Nichts geschah. Selbst die Verthcilung geringer Geldsummen wurde durch die Ungeschicklichkeit der alten Pavierburcaukratie verhindert. Endlich begann die Presse durch gauz Preußen und Deutschland die ungläublichen, undenkbaren Dinge zu verbreiten, welche in Oberschlesien vorgingen. Da endlich sah sich das Ministerium des Inneren, wie Virchow sich ausdrückt, gezwungen, aus seiner Indolenz hervorzutreten. Der Cultusminister beauftragte einen seiner obersten Beamten, den Geheimen Rath Barez, von der ausgekrochenen Typhusepidemie und den gegen dieselbe getroffenen Maßregeln nähere Kenntniß zu nehmen, auch den betreffenden anordnenden und ausführenden Behörden überall, wo es nöthig zu sein schein, mit Nath und That an die Hand zu gehen. Vollmachten zu einer Initiative, zu einem wirklichen Eingreifen erhielt Herr Barez nicht.

Schwerlich würden wir von dieser Epidemie, die für die Seuchelehre und für die Gesundheitspflege eine so große Bedeutung erlangt hat, genauere Kenntniß erhalten ,haben, hätte der Minister nicht eingesehen, daß Herr Barez „zu sehr in Anspruch genommen werden würde, als daß er Muße genug übrig behalten sollte, die Epidemie vorzugsweise iu wissenschaftlichem Interesse einer näheren Untersuchung zu unterwerfe!!.“ Daß dies aber in eier möglichst gründlichen und Erfolg versprechenden Weise geschähe, sei für den dem Cultusminister anvertrauten Theil der Medicinal-Verwaltung wichtig. Der Minister, Herr Eichhorn, hatte das Glück, für die Mission die geeignetste Persönlichkeit zu wählen, den damals 27 jährigen Professor am Leichenhause der CharitS, Rudolf Virchow. Freilich, der Minister täuschte sich, wenn er voraussetzte, Virchow werde sich auf die von ihm so enge umgrenzte wissenschaftliche Untersuchung der Epidemie beschränken, die den Behörden offenbar allein vor Augen stand. Wohl hat der junge Pathologe nicht versäumt, auch nach dieser Seite hin in bahnbrechender Weise die Pathologie der Seuchen-Krankheiten und die Epidemiologie überhaupt' mit einer Fülle neuer Aufschlüsse zu bereichern, aber der Bericht, den er unter dem einfachen Titel „Mittheilungen über die in Obcrschlesien herrschende Typhus-Epidemie“ noch in demselben Jahre 1848 erstattete, giebt bei Weitem mehr als das. Von der Ueberzeugung durchdrungen, daß die Entstehung und Verbreitung der Seuchen sich nicht erklären lasse von dem isolirten Standpunkte des Arztes aus, geht Virchow in diesem Berichte tief ein in die Ursachen, welche es ermöglichten, daß in einem Staate, der stolz darauf war, während der L3 Friedensjahre einer der bestregiertesten und vorsorglichsten zu sein, Zustände sich ausbildeten, denen die Seuche eine Ausdehnung und Intensität verdankte, die man, allerdings sehr irriger Weise, in Teutschland für unmöglich gehalten hatte. Daß dieser Bericht eine scharfe Kritik an die staatlichen Einrichtungen und die Maßregeln der Behörden anlegte, und sich gezwungen sah, sie zum Theil in vernichtender Weise zu verurtheile», ist nicht die Schuld des Verfassers.

Den ungeheueren Fortschritt andererseits, den wir seit dem Jahre 1848 auch auf diesem Gebiete gemacht haben, erkennt man nicht am wenigsten, wenn man sich vergegenwärtigt die Haltung der Behörden damals dem Typhus in Oberschlesien gegenüber und sie vergleicht mit ihren, erfolgreichen Zusammenwirken gegen die Epidemien, welche uns in den letzten Decennien nicht erspart wurden.

Virchows Mittheilungen beschäftigen sich zuvörderst mit dem Lande und seiner Bevölkerung. Er ist mit Männern wie Professor Göppert und Purkinje in Breslau, denen auch einer der bewährtesten Männer Oberschlesiens, der Oberbergrath von Carnall zustimmt, der Meinung, daß der Oberschlesier culturfähig sei. Da aber die Schule, die Communicationsmittel, der Ackerbau, die Gewerbthätigkeit darnieder lägen, so habe keine von ihnen ausgehende Entwicklung erwartet werden können, und der Reichthum des Landes sei der Gesammtmasse der Bevölkerung nicht zu Gute gekommen. Durch die ungeheuerste Vernachlässigung dieses Landes, durch eine gleich saumselige innere wie äußere Politik habe die Regierung die geistige wie materielle Hebung des Volkes unmöglich gemacht. Scharf geißelt Virchow immer wieder die Nachteile der damaligen Bureaukratie. Es ist ein Fluch des Menschengeschlechtes, sagt er, daß es durch Gewöhnung auch das Schrecklichste ertragen lernt, daß er an der alltäglichen Schändlichkeit das Schändliche vergißt nnd kaum begreifen kann, wenn einzelne die Vernichtung desselben anstreben. Die gebildete Bevölkerung in jenen Kreisen und mit ihr die Behörde fand er durch den täglichen Anblick des gesunkenen Volkes abgestumpft gegen seine Leiden und so indolent geworden, daß, als endlich von allen Seiten Hilfe versprochen und gebracht wurde, die allgemeine Klage entstand, man würde das Volk verwöhnen. Er fragt, ob man sich etwas Schrecklicheres denken könne, als daß sich Jemand an Mehl, bloßem reinem Mehl, von dem man täglich ein Pfund für die Person als einziges Nahrungsmittel vertheilte, verwöhnen würde, und daß Jemand dies befürchten könne?

Was der größte Theil der ganz kleinen Leute unter den damals so drückenden Robottlasten gewann, reichte nothdürftig aus, die ersten Lebensbedürfnisse zu befriedigen. Was solle man von einem Volke erwarten, das seit Jahrhunderten in so tiefem Elend um feine Existenz kämpfte, das nie eine Zeit sah, wo seine Arbeit ihm zu Gute kam, nie die Genugthuung des eigenen Erwerbes, des Lohnes für seine mühselige Arbeit gekannt hat? Ein solches Volk gebe den Gedanken an einen bleibenden Besitz auf und lerne nicht für den morgenden, nein, nur für den heutigen Tag sorgen. Lediglich besondere Anregung konnte es zn energischerer Thcitigkeit anfeuern, und das Mittel dazu war ein zweischneidiges Schwert, der Schnaps, in welchem das Volk eine Quelle des Vergcssens, der augenblicklichen freudigen Erhebung fand. Mit dem Euthaltsamkeitsgeliübe nahm die Trägheit zu und schwand alle Freude aus dem Volke.

Nachdem Virchow so die oberschlesischen Zustände vom völkerpsychologischen Standpunkte aus im Allgemeinen analysirt hat, geht er auf die Wohnung nnd auf die gewöhnlicheNahrungder Masse ein. Ueberall, selbst in nur kurzen Bemerkungen giebt er eine Fülle des Wissenswerthen und Anregenden. Daran schließt sich, in dieser Weise ätiologisch vorbereitet und begründet, der eigentlich epidemiologische Theil der Arbeit, in welchem alle einschlagenden Fragen gründlich erörtert werden. Den Schluß des Berichtes bilden Vorschläge zur Besserung, die Mittel gegen die Krankheit und vor Allem ihre Verhütung.

Es würde zu weit gehen, in die Details dieser Vorschläge einzugehen; es genügt, sie kurz zu charakrerisircn. Sie werden dictirt von einer feurigen Ueberzeugung, daß mir die volle uMmMrärckte^Deniocratic dauernde Hilfe bringen könne.

Virchow geht von der furchtbaren, nicht wegzuläugnenden Thatsache aus, daß unter der armen und stumpfsinnigen Bevölkerung eine verheerende Epidemie und eine furchtbare Hungersnot!) möglich gewesen sei, die im Kreise Pleß Ivo/« der Bevölkerung hinwegraffte, und davon 1,3«,„ nach amtlichen Listen geradezu durch Hunger. Aehnlich stand es in anderen Kreisen wie besonders Rybnik u. a. Daß die Mission, welche Virchow bereitwillig dorthin unternommen hatte, übrigens nicht ohne Gefahr war, ergiebt sich daraus, daß 33 Aerzte erkrankten, von denen nicht wenige dem Typhus erlegen sind.

^ Auf die Frage, wie solchen Zuständen vorzubeugen sei, antwortet Virchow, dieses sei „leicht und einfach“, man bringe dem Lande: „Bildung mit ihren Töchtern, Freiheit und Wohlstand“. Aber auch schon damals, in den Jahren der Jugend, verkannte er doch nicht, daß die Lösung dieses großen socialen Problems weniger leicht und einfach sei. Handle es sich doch nicht um die Curirung dieses oder jenes Typhuskranken durch Arzneimittel und Negulirung der Nahrung, der Wohnung, der Kleidung, nein, um die Cultur von

> anderthalb Millionen Menschen, die sich ans der untersten Stufe moralischer und

^ physischer Gesunkenheit befänden. „ Ganz dem Sinne jener revolutionären Zeit entsprechend, ist das erste von ihm vorgeschlagene Radicalmittel die nationale Reorganisation Oberschlesiens. Preußen habe während eines Jahrhunderts „Zeit genug gehabt, sein Ungeschick im Gcrrcmisiren in Oberschlesien praktisch an den Tag zu legen“. Er beklagt, daß, wenn Oberschlesien einem slavischen Staaten-System zufalle, Deutschland gesegnete Aecker, prächtige Forsten und wundervolle Bergwerke verliere, allein es werde damit auch eine große Sorge los, und gegen den Willen der Bewohner, bloß um eines Vortheils halber, auf ihrem Verbleiben zu bestehen, sei inconsecment von einer Nation, welche den Krieg gegen Dänemark um der deutschen Herzogthümer wegen übernommen hätte. Wie aber auch die Würfel fallen mögen, Freiheit ohne Bildung, fährt er fort, bringt Anarchie, Bildung ohne Freiheit Revolution. Volksunterricht, Freiheit in ihrer größten Ausdehnung, besonders vollkommene Freiheit des Gemeinde» lebens, seien die ersten Erfordernisse für die Heilung. Von der jetzigen Generation der Erwachsenen hofft er nicht viel, aber viele Waisen seien da vollkommen losgelöst von den Fesseln, welche der Zustand der Familien ihnen angelegt haben würde, daher will er vor allen, daß die Waisenhäuser die „Seminarien der Gesittung und Bildung“ blieben. Absolute Trennung der Schule von der Kirche, nothwendig überall, sei es nirgends mehr als in Oberschlesien. An Stelle pfäffischer Ueberlieferung ein freisinniger Unter» richt, dessen Grundlage eine positive Natnranschauung bilde. Selbstregicrung in Staat und Gemeinde; ein gerechtes nnd directes Besteuerungssystem; Aufhebung aller Vorrechte und speciell feudaler Lasten u. s. w.; eine vernünftige Staatsverfassung, die das Recht des Einzelnen auf gesundheitsgemäße Existenz unzweifelhaft feststellt; im Einzelnen dann Straßenbau, Verbesserung des Ackerbaues, Gerstencultur, Viehzucht, populäre Unterweisung.

^ Einführung besserer Nährpflanzen und Haustiere, Prämien zur Anerkennung des Fleißes; bei Gefahr des Mißwachsens große Vorrathshäuser — sind die Maßregeln, welche Rudolf Virchow vorschlägt.

Aber er will, daß der Staat mehr thue. Fabrikanlagen, meinte er schon vor 34 Jahren, müßten in Oberschlesien sehr gut rentiren. nothwendig und wünschenswert!) sei aber die Association der Besitzlosen, damit sie durch,

diese Association in die Reihe der Genießenden eintreten könnten und einmal, aufhörten, bloße Maschinen Anderer W ^em.. „Die Association der Lefitziluscn Arbeit mit dem Capital des Staates oder der Geldaristokratie oder pieler kleiner Besitzer sei das einzige Mittel, die socialen Zustände zu bessern."

Man darf sich nicht wundern, daß das Ministerium diesen, Berichtstatter "vorwarf, seine Vorschläge beruhten wesentlich auf dem Boden der radicalen Nemokratie und des Sualismus, und doch, wieviel Richtiges enthalten sie nicht! Mag man einen großen Theil der Vorschläge allein dem Jahre 1848 zu Gute halten, wir sollten doch in unseren Tagen nicht allzu ungerecht sein gegen die vierziger Jahre unseres Jahrhunderts mit ihrem treibenden Enthusiasmus, der sich noch nicht an dem mühevollen Kampfe mit der trägen Materie abgekühlt hat. Als diejenigen unter uns, welche heute längst über die Jahre hinaus sind, in welchen der große Florentiner n<?1 inexo clsl camiii üi iioLti-a viw seine Wanderung durch die Hölle begann, noch jung waren, im Jahre 1848, sah man auf die Zeit der Freiheitskriege wie auf eine weit zurückliegende, mit ihren Ideen und Bestrebungen kaum noch verständliche Periode zurück. Ist aber nicht seit dem Jahre 1848 jetzt dieselbe Zeit verflossen? Wie darf man sich darüber wundern, daß neue Strömungen, neue Ansichten die Herrschaft gewonnen haben? Wenn aber die Aeltern sich hüten sollen, die jüngere Generation unrichtig zu beurtheilen, weil sie anders denkt und spricht, als sie in ihrer eigenen Jugend es gelernt hatten, so soll ^auch das gegenwärtige Geschlecht diesen Fehler zu meiden suchen, und nicht niber eine Periode absprechen, die seinem Verständniß ebenfalls schon halb entrückt ist, oder gar den jugendlichen Idealismus jener Tage noch heute mit dem Nepnblikanismus und Socialismus unserer Tage identificiren.

Ter Virchow'sche Bericht über den Typhus in Oberschlesien ist bei seinem reichen Inhalt noch bewundernswerther, wenn man die kurze Zeit bedenkt, die seinem Verfasser für Wahrnehmungen und seine Untersuchungen zu Gebote stand. Am 20. Februar trat er die Reise an und am 10. März traf er wieder in Berlin ein. Gern hätte er noch einige besonders wichtige Fragen zur Entscheidung zu bringen gesucht, aber, so sagt er selbst, die mittlerweile ausgebrochene politische Erhebung machte es für ihn wünschenswerth, an den Bewegungen der Hauptstadt teilzunehmen. Verhehlt er sich doch nicht, daß er eine günstige Gelegenheit hätte abwarten müssen, um noch besonders wichtige Fragen zur Entscheidung zu bringen, von der er nicht Nissen konnte, ob sie überhaupt eintreten werde.

II.

Jeder bedeutende Mann, sagt Virchow in seiner Kritik Rokitanskys, repräsentirt in seiner eigenen Entwicklung ein Stück Geschichte und damit ein Stück Fortschritt in dieser oder jener Richtung. Bei Wenigen trifft dies so zu, wie bei dem Kritiker selbst, und schon um deswillen ist es nöthig, gerade auf die Anfänge seiner Laufbahn eingehend zurückzugreifen. Erst durch sie wird die spätere Thätigkeit Virchows verständlich, denn was er in den Decennien, die den Märztagen folgten, geleistet hat, wurzelt schließlich in dem, was er damals erstrebte und vollendete.

Es gilt dies übrigens nicht allein von seiner Thätigkeit im öffentlichen Leben, sondern ebensowohl von den Arbeiten, durch die er zu einer der größten Reformen der medicinischen Wissenschaft beigetragen hat, welche wir kennen.

In jener eigenthümlich schwülen und dabei fieberhaft aufgeregten Zeit des Jahres 1848 gehörte das Elend in Oberschlesien zweifellos zu den Motoren, die den Ausbruch in Berlin mit verschuldet haben. Ebenso darf es nicht Wunder nehmen, daß die Sendung des jungen Gelehrten und was er von seinen gemachten Wahrnehmungen und Erfahrungen zuvörderst engeren Kreisen mittheilte, in weitere hineindrang. Damit fängt die Popularität des bisher doch nur Wenigen bekannten Prosectors der CharitS an, die ihn nachher durch alle Phasen seines reich bewegten Lebens begleitet hat. Man erfuhr, daß Virchow in einem Städtchen Pommenis, in Schievelbein, 1821 geboren, in beschränkten Verhältnissen aufgewachsen, schon früh feine Umgebung, und vor Allen seine Lehrer ebenso durch seine glänzende Begabung wie durch seinen treuen gewissenhaften Fleiß zur Bewunderung hingerissen habe. Es war ihm das Loos zu Theil geworden, auf dem Friedrich-Wilhelms-Institut seine medicinische Bildung zu empfangen, und so unvollkommen die Einrichtungen desselben damals waren, so beschränkt die Gesichtspunkte, von denen die Leiter ausgingen, alles dies hinderte Virchow nicht, von dem ihm gebotenen Material, in seltener Beherrschung desselben, Besitz zu nehmen, und trotz des zopfigen Dogmatismus der damaligen Medicin durch treue Beobachtung der Natur und ein unabhängiges Studium der großen Classiker seiner Wissenschaft sich nicht nur^ einen seltenen Schatz von Kenntnissen zu erwerben, sondern nicht minder eine Fülle fruchtragender Ideen in sich aufzunehmen und weiter zu entwickeln. Ein glückliches Geschick führte ihn am Beginn seiner wissenschaftlichen Laufbahn in die praktische Schule eines jetzt fast vergessenen Mannes, des damaligen Prosectors der CharitS Robert Froricp, dessen Virchow alle Zeit mit dankbarer Verehrung gedachte. Bald wurde er der Gehilfe des Lehrers, und als dieser, wesentlich aus äußeren Gründen die Stelle aufgab, versah sie Virchow zuerst, von 1844 an, provisorisch bis zu seiner bald darauf erfolgenden definitiven Ernennung.

Eine Reihe bahnbrechender Arbeiten stellten während der folgenden Jahre den wissenschaftlichen Ruf des jungen Gelehrten fest, und als er aus Oberschlesien zurückkehrte, wurde sein Name unter dm hervorragendsten der jungen Berliner medicinischen Schule genannt.

Jetzt indessen trat ihm die wissenschaftliche Medicin vor den Forderungen des Tages wesentlich zurück. Wir sahen, daß Virchow es für seine Pflicht hielt, an der Bewegung der Hauptstadt sich zu betheiligen. Diesem Entschlusse ist er treu geblieben mit dem vollen Bewußtsein, die in Oberschlesien gesammelten Erfahrungen verwerthen zu können. Ihm aber genügte es nicht, in den Phrasen sich zu berauschen, die damals den Inhalt der Clnb-Verhandlungen zum großen Theil ausfüllten.

Er hatte keine Freude an den mannichfachen Aufläufen und Demonstrationen, in denen wesentlich eine unerfahrene und unbändige Jugend der FebruarRevolution Concurrenz zu machen suchte, die Erinnerung an die große französische Revolution oft genug in tragikomischer Weise nachahmend. Wohl tauchte das feine, damals bartlose Antlitz des jungen Gelehrten in Wahlversammlungen und manchen Clubs auf, aber bald genug concentrirte Virchow seine revolutionäre Thätigkeit wesentlich auf diejenigen Gebiete, mit denen ihn sein bisheriger Bildungs- und Entwicklungsgang vertraut gemacht hatte — auf die öffentliche Gesundheitspflege und im Zusammenhang damit die Reform des ärztlichen Standes. Schon in den ersten Tagen des Juni verband er sich mit seinem Freunde Leubuscher, eine neue Zeitschrift zu begründen, die „Medicinische Reform," durch die er sich zu seinen übrigen Vorzügen den unbestrittenen Ruhm einer der ersten Journalisten seiner Zeit erwarb. Mag auch Vieles, was in diesen überaus interessanten Blättern erörtert wird, an der Unreife leiden, die die Signatur des Jahres 1848 war, überaus Viel ist noch heute mustergiltig oder sogar erst jetzt so zu Ehren gekommen, daß Forderungen, die damals revolutionär klangen, längst auch von den conservativen Parteien vertreten werden.

Schon in Nr. 4, am 28. Juli, verlangt Virchow die Berufung eines „Congresses von Sachverständigen für die Reform der öffentlichen Gesundheitspflege", und die Errichtung eines deutschen Reichsministeriums für dieselbe. Er will eine durch die freie Wahl sich ergänzende Akademie der Medicin als höchste Instanz der Wissenschaft und einen durch zusammengesetzte Wahl gebildeten, in regelmäßigen Perioden zu wählenden Gesundheitsrath als technisch beratende und commissarisch verwaltende Behörde. Weiter detaillirt er diese Forderungen wenige Wochen später aus, immer freilich von dem Standpunkte aus, daß der Staat verpflichtet sei, Allen eine gesundheitsgemäße Existenz zu garantiren. Er stellt der öffentlichen Gesundheitspflege noch andere tiefgreifende Aufgaben, Ein Gesetz über die Arbeitszeit der verschiedenen Altersklassen müsse von der Akademie ausgehen, und exemplificirt darin auf die damals beginnende Reform Englands in seinen Fabrik«Districten. Er erinnert an den ihm durchaus wahr erscheinenden Aphorismus des Historikers der Medicin, Hecker, „an allen Volkskrankheiten habe der Culturzustand der Völker einen entschiedenen Antheil, und wiederum wirken die Volkskrankheiten auf beide zurück. Die Beziehungen der öffentlichen Gesundheitspflege zum öffentlichen Unterricht präcisirt er klar. Nicht nur die physische Erziehung, die Gymnastik in weiterer Ausdehnung, die Bestimmung der Unterrichtszeit gehört dahin, sondern der Unterricht selbst müsse gewisse Impulse von der Medicin erhalten. Er will populäre Unterweisungen, die eine allgemeine vernünftige Diätetik, eine allgemeine Prophylaxe begründen, durch den Unterricht verbreitet sehen, alles Aufgaben und Fragen, welche heute nicht nur die hygienischen Vereine, sondern die Behörden beschäftigen. Den Kampf gegen die Seuchen will er geführt sehen, gerade wie in unserer

Nord und Md. XXI, Sl. 3

Zeit durch Pettenkofer, Hirsch u. A. es verlangt wird, weniger durch Zwangsmaßregeln sondern vor Allem durch Verbesserung des allgemeinen Gesundheitszustandes. Ihm, dem Zöglinge des Friedrich-Wilhelms-Instiwtes, waren die Mängel der preußischen Militär-Medicinalverfassung nur zu vertraut. Virchow geht soweit, die Abschaffung des Instituts für nothwendig zu erklären, ebenso die des Charitö-Monopols, und verlangt große Militär-Massenspitäler, deren Errichtung jetzt nur noch eine Frage der Zeit resp. der Finanzen ist, nachdem durch das zweite Garnison-Lazareth in Verlin ein nachahmens» werthes Muster gegeben ist.

Was den medicinischen Unterricht anlangt, geht er aus von der Auffassung, daß der Beruf der Universitäten in ihrer edelsten Bedeutung der sei, die universelle Bildung, die eigentlich philosophische Entwicklung des Volkes zu vermitteln. Sie sollen nicht dazu da sein, Fachmaschinen zu erzielen, leine Dressiranstalten für Nichter, Heilkünstler oder Mechaniker sein. Mit Kant halt er die philosophische Facultät für die eigentliche Universität selbst, will aber die übrigen Facultäten beibehalten und sie äußerlich der philosophischen coordiniren. Bei der Besetzung der Lehrstühle vertritt er die in Frankreich gültige Einrichtung des Concours und vertheidigt sie lebhaft gegen die Angriffe Cousins. Ueberall steht er auf dem Grundsätze, daß der moderne Staat nur durch demokratische Einrichtungen gesichert werden könne. Ein freisinniges Ministerium des öffentlichen Unterrichts und der öffentlichen Gesundheitspflege werde es endlich begreifen, wie es leine andere Aufgabe haben könne, als dem Grundgedanken des Humanismus Gestalt zu geben: Die demokratische Organisation der öffentlichen Gesundheitspflege, darin gipfeln feine Ausführungen, wird sich ohne die Medicinalbehörden durchsetzen, auf demokratischem Wege, indessen die Behörden sollten die günstige Gelegenheit, sich durch die Macht der öffentlichen Meinung, durch einen ärztlichen Eongreß zu stärken, nicht vorübergehen lassen.

Als Virchow dies veröffentlichte, am 6. Oct. 1848, hatte die Fluthwelle der Revolution ihre größte Erhebung schon überschritten. Die Eroberung Wiens durch Windischgrätz bereitete sich vor und überall brachte der alte Staat mit seinen gewaltigen Machtmitteln, die er in der Verwirrung der eisten Monate vergessen zu haben schien, seine Interessen wieder zur Geltung. Unermüdlich hatte sich Virchow während dieses Sommers an den Verhandlungen der Berliner Aerzte über die Reform ihrer StandesVerhältnisse betheiligt, Erörterungen, die immer unerquicklicher wurden und schließlich fast vollständig im Sande verliefen. Langst war seine geistige Bedeutung und die Lauterkeit seiner, wenn auch radical-demokratischen Gesinnung über Berlin hinaus den weitesten Kreisen belannl geworden, so daß ein preußischer Wahlkreis sich ihn zum Abgeordneten erkor, eine Ehre, die er damals ablehnen mußte, da er das gesetzmäßige Alter noch nicht erreicht hatte.

Der Sieg jener Macht, die man in den October- und Novembertagen des Revolutionsjahres Reaction nannte, berührte selbstverständlich auch die persönliche Geschichte Virchows. Er war nicht nur seiner politischen Richtung wegen, sondern auch wegen seiner Opposition gegen die Vertreter der damals herrschenden Richtung in der Medicin, in den officiellen Kreisen eine der bestgehaßten Persönlichkeiten geworden. Die Wahlen zu der zweiten Kammer, welche noch dem allgemeinen Wahlrecht entsprangen, führten zur Krisis. Merkwürdiger Weise scheute man sich nicht, Virchow vorzuwerfen, er habe in der Charit« agitirt, während er selber doch dagegen lebhaft protestirte, daß man, wie es leider geschehen, die Charit« zum Tummelplatz politischer Parteiungen mache. Dies große Krankenhaus wurde, was jetzt kaum noch verständlich ist, in der That damals zu einem besonderen Wahlbezirk fiir sich erklärt und 250 Urwähler, neben den Aerzten, Beamten und dem Dienstpersonal auch Kranke, nahmen an dem Wahlaacte Theil. Die Vorversammlung schon nahm einen unruhigen Verlauf. Es entstand ein so ungeheures Husten unter den Kranken, daß die Versammlung inniitten einer Wahlmannsrede geschlossen werden mußte. Gewiß durfte man es, wie Virchow hervorhob, nicht als ein günstiges Moment betrachten, Reconvalescenten fast fünf Stunden lang der politischen Erregung einer solchen Versammlung auszusetzen. Die Thätigkeit Virchows bei den Februar-Wahlen des Jahres 1849 führte aber schließlich doch dahin, daß der Minister v. Ladenberg sogar die Amtsentlassung des radikalen Prosectors verfügte. Indessen gelang es den Bewunderern der wissenschaftlichen Thätigkeit Virchows — nnd diese befanden sich in allen politischen Lagern — es durchzusetzen, daß die Amtsentlassung insoweit zurückgenommen wurde, daß ihm unter dem ausdrücklichen Vorbehalt des Widerrufs die Prosectur der Charit« belassen wurde. Virchows Lage wäre durch diese Entscheidung eine höchst unerquickliche geworden, da erhielt er zur rechten Zeit den Ruf als ordentlicher Professor der pathologischen Anatomie in Würzburg. Er machte dem Minister Anzeige davon nnd erhielt von demselben einen Bescheid, dessen Resumö folgender Satz bildete: „Wenn ich hierin (in der Vocation) eine gerechte Würdigung Ihrer bisherigen wissenschaftlichen Leistungen, sowie Ihrer Lehrtätigkeit er» kenne, so muß ich um so mehr bedauern, daß mir die gegenwärtigen Verhältnisse es unmöglich machen, Ihnen hinsichtlich Ihrer hiesigen Stellung Vortheile zu bieten, welche Sie bewegen könnten, jenen ehrenvollen Rnf abzulehnen."

So nahm Virchow denn Abschied von Berlin und vorläufig auch von seiner politischen Thätigkeit. An demselben Tage aber gründete er sich ein Heim, indem er sich mit der Tochter des berühmten Frauenarztes Carl Mayer verlobte, und eine der letzten Nachwirkungen des Revolutionsjahres ist es für ihn gewesen, daß, als er von Würzburg ans zur Hochzeit in Berlin erschien, ihm die polizeiliche Ausweisung nicht erspart wurde, die dann freilich zurückgenommen werden mußte.

Hiermit waren die Sturm- und Drang-Jahre, zugleich die der Lehre für Virchow beendet und als Meister begann er nunmehr seine Thätigkeit in Würzburg, die fast ausschließlich der wissenschaftlichen Medicin angehört und Früchte gebracht hat, wie wir sie so zahlreich fast keinem anderen Forscher verdanken. Mit den Worten des Predigers Salomo beschloß Virchow die von ihm begründete, der „Reaction" ebenfalls weichende Medicinische Reform, deren letzte Nummer am 29. Juli 1849 erschien. „Ein Jegliches hat seine Zeit und alles Vornehmen unter dem Himmel hat seine Stunde."

Auch die medicinische Reform habe ihre Zeit gehabt und das Vornehmen der öffentlichen Gesundheitspflege sei zu seiner Stunde geschehen. Zum Heile der deutschen Medicin und der deutschen Aerzte hatte jetzt die medicinische Wissenschaft für Virchow ihre Zeit und das Vornehmen, ihr in der CellularPathologie eine neue Grundlage zu geben, seine Stunde.

HI.

Die wissenschaftliche Arbeit der ersten Berliner Zeit.

Eine Geschichte der Medicin, wie wir sie gebrauchen, ist noch nicht geschrieben. Wir besitzen bis jetzt fast nur Literaturgeschichten derselben, auch nicht einmal ist mit Erfolg versucht worden, das innige Verhältniß darzulegen, welches die Medicin zu einem organischen Theil der Culturgeschichte überhaupt macht. Es ist falsch, sagt Virchow mit Recht, wenn Schlosser in seiner Geschichte des 18. Jahrhunderts zu zeigen bemüht ist, daß nur die Literatur, die schöne und historische nämlich, bei den Veränderungen des Staates ihre Physiognomie ändere, und es ist ebenso falsch, wenn man glaubt, daß entgegen den Wissenschaften von Staat und Kirche die sogenannten realen Wissenschaften in den tiefsten Born der Erkenntniß sehen könnten, ohne die Spur einer Neigung einer Anwendung ihrer Kenntniß zu verspüren. Auch in der Medicin sei das Wort des Baco, daß Wissen Können sei, maßgebend, und nicht minder das des Hippokrates: (Znao «ai,im>tiam re^ull-untui-, in insäicinü in»unt oinnia.

Die Medicin ist der allgemeinen Entwicklung stets gefolgt, und so befitzt sie nicht minder als die andern Wissenschaften je nach dem Volke, dem sie angehört, ein individuelles, nationales Gepräge und konnte sich der Bewegung der Geister niemals entziehen. Selbst die so oft mit Recht und Unrecht von ihr verachtete transcendentale Philosophie übt nur allzu oft den unverkennbarsten Einfluß auf ihre Entwicklung aus.

So hat die englische Medicin niemals das Gepräge verloren der eigenartigen Heimath, in der sie entstand und groß wurde. Den gesunden, praktischen Sinn seiner Landsleute repräsentierte schon im 17. Jahrhundert Thomas Sydenham, dessen Name mit Recht zu den gefeiertsten der medicinischen Wissenschaft und Praxis gehört, einer der wenigen Aerzte zugleich, die in der Politik eine Rolle gespielt haben. Er war von der Partei des großen Protector Cromwell. Neben ihm wirkte noch der unvergleichliche Harvey, der mit und vor Sydenham Englands Medicin auf die Bahn gebracht hat, auf der sie fortan in ruhigem sicherem Gange vorwärts schreitet.

Der nächste große Repräsentant der englischen Medicin ist John Hunter, ein Arzt, dem nach Haesers Zeugniß unter seinen Zeitgenossen keiner, unter den Späteren nur Wenige sich zu messen vermögen. Wohl wurde der ruhige Gang dieser Entwicklung in England unterbrochen durch das System des Brownianismus, der in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts einen fast entscheidenden Einfluß ausübte, aber Englands Aerzte hatten sich längst von seinem System befreit, als es in Deutschland noch in voller Kraft bestand und kehrten bald zu ihren alten, guten Traditionen zurück. Englands Aerzte wichen überhaupt von der durch Baco und Harvey vorgezeichneten Bahn im Ganzen nicht ab. Der auf das Naturgemäße und Praktische gerichtete Sinn des englischen Volkes, sagt Haeser, seine geringe Empfänglichkeit für theoretische Speculationen haben die Grundlagen der praktischen Heilkunde, der Anatomie und Physiologie, unter ihm fortwährend die sorgfältigste Pflege verschafft. England schloß dabei sich keineswegs aus, vielmehr haben die Vertreter des Auslandes, besonders die Deutschen, nirgends eine größere Beachtung gefunden als dort. Vor Allem ist die Medicin Englands aber dadurch so groß geworden, daß die ausgezeichnetsten Praktiker gerade als Anatomen, Physiologen und Pathologen sich stets in erster Linie befanden. Diesem glücklichen Verhältnisse verdankt England John und Charles Bell, Ersterer ein Anatom von seltener Auszeichnung, während an des Letzteren Namen sich eine der glänzendsten Entdeckungen knüpft, die des getrennten Ursprungs der Bewegungs- und Empfindungsnerven des Rückenmarks. Den beiden Brüdern schließen sich an Marshall Hall, die großen Praktiker Graves und Stokes und so viele Andere, die sich einen Praktiker überhaupt nicht denken konnten, ohne die feste Basis der Anatomie und Physiologie. Dieser große Zug zeichnet besonders die Chirurgie Englands aus, die ihm es verdankt, daß wir bis auf die neueste Zeit für die gewaltigsten Umwälzungen in der Chirurgie, so die Anwendung der Anästhetien und der antiseptischen Wundbehandlung England verpflichtet sind.

Frankreich dagegen danken wir die Begründung der allgemeinen Anatomie, durch welche die moderne Heilkunde eine fast vollständige Umgestaltung erfuhr. Durch sie hat sich Bichat den Ruhm der größten Errungenschaft in der Medicin seit Harveys Tagen erworben. Er nahm seinen Ausgang vom Vitalismus, der Schule Montpellier's, aber nicht seine vitalistischen Theorien berechtigten ihn zu dem Anspruch, eine der folgenreichsten Reformen in's Leben gerufen zu haben, sondern seine anatomischen Arbeiten, trotzdem er demjenigen Hilfsmittel, das seine Resultate später am meisten sichern sollte, dem Mikroskop nur einen geringen Werth beilegte. Mit voller Klarheit aber erkannte er die Bedeutung seiner Untersuchungen für pathologische Anatomie. So war es natürlich, daß seine Arbeiten vor allem auf die Aerzte am frühesten und nachhaltigsten wirkten, und daß auf Bichat die Koryphäen der Pariser Schule zurückzuführen sind: selbst sein Gegner Broussais, dann Pinel, der Reformator der Irrenheilkunde, Corvisart und Laënnec, denen wir die akustische Diagnostik verdanken. Der allgemeinen Anatomie tritt in Paris später ergänzend zur Seite die experimentelle Physiologie durch Magendie in's Leben gerufen und durch Claude Vernal zu seltener Vollendung entwickelt.

Wie verhielt sich nun die deutsche Medicin der neueren Zeit zu diesen gewaltigen Umwälzungen in England und Frankreich? Vor allem herrschte Ende des vorigen Jahrhunderts in ihr der Vitalismus, während aber der französische Vitalismus zur allgemeinen Pathologie führte, verstrickte der deutsche die Medicin in die Vande der Naturphilosophie,

Blumenbach und Neil sind die frühesten und einflußreichsten Vertreter dieses Vitalismus gewesen, dem das Ansehen Hufelands eine fast unbestrittene Herrschaft verschaffte, bis die Theorie endlich, nach Haesers trefflicher Darstellung in seiner Geschichte der Medicin, in dem thierischen Magnetismus und der Homöopathie ihre höchste Steigerung und damit auch ihre Verurtheilung erreichte. Leider hörte damit der Einfluß der Naturphilosophie auf die Entwicklung der wissenschaftlichen Medicin nicht auf. Zu der gesunden Lehre Kants bekannten sich nur wenige Aerzte, um so verführerischer klang aber das Waldhorn der Nomantik und fast willenlos folgte man dem philosophischen Rattenfänger Joseph von Schilling. In ihm besaß die naturphilosophische Schule ihren stärksten, in Oten und Kieser ihre begeistertsten Propheten, Markus und der schon genannte Neil schloffen sich ihnen an. Die Welt construirte man sich willkürlich, angeblich nach den Gesehen des menschlichen Tenkens, so entstand eine Periode der „Saturnalien der Naturwissenschaft" und die Naturphilosophie wurde, wie Haman aussagt, aus einer Wissenschaft des Möglichen zu einer allgemeinen Unwissenheit des Wirklichen.

Nicht daß diese Periode ganz ohne Frucht geblieben wäre. Die Entwicklungsgeschichte, deren Begründer Tollinger, Pander, Barr, deren Namen für alle Zeiten den ruhmreichsten zugezählt werden müssen, nahm ihren Ausgang von der Naturphilosophie. Aber im Uebrigen war die Wirkung auf die deutsche Medicin eine geradezu außerordentliche. Nur wenige nüchterne Beobachter, so der Göttinger Kreis und der alte Merkel, Jean Pauls Katzenberger, haben sich fern, gehalten. Für die Anatomen und vor Allem die unselbstständigen Nachbeter kam freilich bald genug der Tag von Tamaslus. Die unausbleibliche Neaclion führte dann natürlich ein anderes Extrem, das eines geistlosen Empirismus, des unbedingten Autoritätsglaubens, eines starren einseitigen Dogmatismus herbei. Für die deutsche Medicin waren die Errungenschaften Englands und Frankreichs damals kaum vorhanden. Zur Zeit als ein Heimholt sein Studium begann, so erzählt er selbst, stand die Medicin noch unter dem Einfluß von Hallers Entdeckungen über die Erregung der Nerven und gab das Brown'sche System, in England längst überwunden, immer noch die leitenden Gesichtspunkte. Unter den jüngeren Aerzten waren damals viele, fährt er fort, die in Verzweiflung an ihrer Wissenfchast fast jede Therapie ausgaben oder principmäßig nach einer Empirie griffen, wie sie Rademacher damals lehrte, welche grundsätzlich jede Hoffnung auf wissenschaftliches Verständnis; als eitel ansah.

Was Helmholtz und seine Zeitgenossen damals lernte», waren allerdings nur noch die Ruinen des alten Dogmatismus, aber die bedenkliche Seite desselben trat noch deutlich hervor. Wohl wurde die Auscultation und Percusfion der Brustorgane regelmäßig betrieben, aber Heimholt hat doch noch manchmal behaupten hören, es seien dies grob mechanische Untersuchungsmittel, deren ein Arzt von Hellem Geistsnige nicht bedürfe, auch setze man dadurch den Patienten, der doch auch ein Mensch sei, herab und entwürdigte ihn, als sei er eine Maschine. Das Pulsfühlen erschien als das directeste Mittel, um die Reactionsweise der Lebenskraft kennen zu lernen, und wurde deshalb als bei weitem das wichtigste Beobachtungsmittel fein eingeübt. Dabei mit der Scundenuhr zu fühlen, war schon gewöhnlich, galt aber bei den alten Herren als ein Verfahren von nicht ganz gutem Geschmack. An Temperaturmessungen bei Kranken wurde nicht gedacht und nur zwei Männer ragten weit über das Niveau der damaligen wissenschaftlichen Medicin in Berlin hervor, der Kliniker Schonlein und der Physiologe Johannes Müller.

Inzwischen war aber eine radicale Reform der Medicin von Wien aus angebahnt. Schon einmal hatte die Wiener Schule, als der treueste Freund und Schüler Boerhaves, van Swieten, die Lehren seines Meisters nach der Donau brachte, eine durchgreifende Umgestaltung der Medicin hervorgerufen. Männer wie de Haen und Stoll standen damals an der Spitze der klinischen Medicin, kannten schon die Bedeutung der Epidemiologie und die Wichtigkeit der Temperaturmessungen, während nach ihnen einem Auenbrugger das Geheimnis; der Percusfion des menschlichen Körpers schon kund geworden war. Er selbst wußte seine Entdeckung ihrem Werthe nach zu schätzen, aber "die Mitlebenden vergaßen sie, bis der geniale Leibarzt des Kaisers Napoleon, Corvisart, sie wieder aus dem Dunkel hervorholte.

Die Traditionen dieser ersten Wiener Schule sind in ihrem Vaterlande niemals ganz vergessen worden. Wohl kam die Zeit, da auch sie von ihrer Höhe herabgestürzt wurde, aber die Erinnerung blieb und wirkte wie eine äußerlich kaum wahrnehmbare Unterströmung doch noch fort bis zum Beginn der zweiten Wiener Schule. Diese verdankt ihre Entstehung und Weiterentwicklung nicht der Klinik sondern der pathologischen Anatomie. Letztere war in der Mitte des 18. Jahrhunderts durch Morgagni, den Virchow als den Archivar des damaligen pathologischen-anatomischen Wissens bezeichnen konnte, zuerst, wenn auch lediglich casuistisch verwertet worden. An Bichat erinnerten wir schon; in Wien begann 1784 Vetter die Ausführung der Obductionen, ihm folgte Johannes Wagner, der den großen Stoff, welchen das allgemeine Krankenhaus lieferte, noch fruchtbarer machte. Nur neun Jahre dauerte seine Thätigkeit. Sie war aber nicht allein nm ihrer selbst willen wichtig, sondern noch mehr, weil um Wagner eine auserlesene Schaar von Schülern sich sammelte, unter ihnen in erster Reihe Rokitansky, dann Skoda, Kollerschka, Schuh?c. Gewiß stand Wagner auf den Schultern der großen Franzosen Bichat, Lasnec, Andral, aber hätte er weiter nichts gethan, Rokitansky der pathologischen Anatomie zu gewinnen, es würde genügen, um seinen Namen für alle Zeiten berühmt zu erhalten. In vortrefflicher Weise hat der Schüler Rokitanskys, Heschl, die Bedeutung des letzteren geschildert. Er legte dar, daß für die Krankheit die Abänderung des Baues und nicht die Aenderung des Befindens entscheidend sei. Für ihn war sie das, was der Anatom und nicht was der damalige Kliniker beobachtete. In unübertroffener Treue und Plastik werden von ihm die verschiedenen Erkrankungen der einzelnen Organe geschildert, und damit, wie Virchow hervorhebt, eine Reihe natürlicher und stets leicht wieder auffindbarer Typen geschaffen, welche fast alle wichtigen Krankheiten umfassen. Unerreicht sind seine Beschreibungen noch heute, ungeschminkt und anspruchslos, so daß er nicht ohne ein gewisses Recht das von ihm ausgehende Wissen für das einzige positive der damaligen Medicin halten und erklären durfte.

Mit Rokitansky war aber auch für die klinische Medicin eine neue Periode geschaffen. Es galt, angesichts des anatomischen Befindens festzustellen, ob es möglich sei, den Befund während des Lebens zu erkennen. Ein Glück war es für die Medicin, daß Rokitansky auf diesem Gebiete einen Skoda fand, der Auenbruggers und Lasnecs Entdeckungen neu begründete und besonders die Ontologie des Letzteren überwand.

Der Zug der Lernenden, der bis dahin nach Würzburg gegangen war, wandte sich nun immer mehr nach Wien, wo sich überdies eine Menge äußerer ^m,lunde, namentlich die große Fülle und Zugänglichkeit des Materials vereinigten, um die Fremden zu fesseln. Die Alleinherrschaft der Wiener Schule war in ganz Deutschland unbestritten, und um so größeres Aufsehen erregte es, als der im Jahre 1846 erschienene dritte Band von Rokitanskys Handbuch der allgemeinen pathologischen Anatomie durch einen damals fast unbekanntem jungen Gelehrten besprochen und streng kritisirt wurde, von Rudolph Virchow. Dieser faßte sein Urtheil über das Buch in schneidigster Weise dahin zusammen, daß er selten ein für die Medicin gefährlicheres gesehen, und selten eins mit traurigeren Empfindungen gelesen habe. Große Kräfte hätten einen natürlichen Hang zur Willkür, zur Despotie, aber es sei traurig, wenn man sie eine nach der andern denselben Weg gehen und die Wohlthaten, welche sie dem Menschengeschlecht« eben erst erzeugt hätten, mit eigener Hand wieder zerstören sehe.

Inzwischen, während die wissenschaftliche Medicin in England und Frankreich zu einer eigenartigen Blüthe sich entwickelt hatte und die zweite Wiener Schule ihre Herrschaft über Deutschland begründete, schien Berlin auf diesem Gebiete sich ganz verloren zu haben. Nur ein Mann war es, so berichtet Helmholtz aus dem Ende des dritten Decenniums, che Schoenlein berufen war, der in Berlin wenigstens auf dem Gebiete der Physiologie uns den Enthusiasmus zur Arbeit in der wahren Richtung gab, nämlich Johannes Müller. „In seinen theoretischen Anschauungen bevorzugte er noch die vitalistische Hypothese, aber in dem wesentlichsten Punkte war er Naturforscher, fest und unerschütterlich: alle Theorien waren ihm nur Hypothesen, die an den Thatsachen geprüft werden mußten und über die einzig und allein die Thatsachen zu entscheiden hatten." Volltönend stimmt Virchow in die enthusiastische Anerkennung unseres großen Physiologen und Physikers ein. In seiner Gedenkrede auf Johannes Müller fragt er, ob ein Mund den Mann würdig preisen könne, der das ganze Gebiet des Wissens behandelt hat? „Vermag eine Zunge, fährt er fort, den Geist zu schildern, der dieses große Gebiet erweiterte, bis es seiner eigenen Herrschaft zu groß ward? Ist es möglich, in wenigen Augenblicken die Geschichte eines Beobachters zu zeichnen, der in ruhelosen Feldzügen durch mehr als ein Menschenalter jede neue Eroberung nur dazu benutzte, um seinen Fuß darauf zu setzen und kühnen Blickes nach neuem Ruhme auszuschaun? Kann ein späterer Epigone in kurzen Stunden der Muße jenen Ueberblick über den inneren Entwicklungsgang eines Mannes gewinnen, der die Liebe seines Strebens, die Anzeige seines Forschens tief in sich verschloß?"

Was ist es aber gewesen, das Muller in der Achtung der Zeitgenossen so hoch gestellt hat. „Welcher Zauber", fragt Virchow wiederholt, „war es, der ihm gegenüber den Neid verstummen machte? Durch welches geheimnißvolle Mittel fesselte er das Herz des Anfängers und hielt es durch lange Jahre an sich gekettet?"

Wohl war etwas Dämonisches in Johannes Müllers ^md seine Erscheinung trug das Gepräge des Ungewöhnlichen. Auch er hatte seinen Tribut der Naturphilosophie gezollt. Seine Inaugural-Dissertation zeigte den jugendlichen Forscher gänzlich versunken in das Traummeer jener mit polaren Gegensätzen spielenden falschen Philosophie der Natur, die während des ersten Viertels des Jahrhunderts der deutschen Wissenschaft tiefere Wunden schlug, als aller Kriegslärm des westlichen Eroberers. Das Leben in der Bewegung ist ihm eine organische Säule; die Pole sind Beugung und Streckung, oder die Kreisbewegung und die Bewegung in der Längenform — beide auseinandergcrissene Hälften der parabolischen Linie, auf welcher das Leben spielt.

Allerdings blickte Müller nachmals mit Ingrim auf seine Irrungen zurück, so daß er seiner Erstlings-Arbeit nie mehr gedachte und jedes Exemplar, dessen er habhaft werden konnte, auskaufte und verbrannte, aber zu seiner Charakteristik gehört auch diese mehr poetische Zeit und trug zu der Anziehungskraft bei, die er auf so zahllose Schüler ausgeübt hat. Aus seinen Irrungen heraus war ihm doch eine ideale Anschauung geblieben, er wurde, wie er von seinem großen Vorgänger sagte, dauernd ein Priester der Natur. Der Cultus, dem er diente, setzte Virchow hinzu, fesselte auch seine Schüler, wie durch ein religiöses Band an ihn, und die ernste priesterliche Weihe seiner Sprache und Bewegung vollendete den Eindruck der Ehrfurcht, mit dem jeder zu ihm aufschaute. Nm den Mund und die gepreßten Lippen ein Zug von Strenge, um Stirn und Augen der Ausdruck ernstesten Denkens, in jeder Falte des Gesichtes die Erinnerung an eine vollendete Arbeit — so stand dieser Mann vor dem Altar der Natur, durch eigene Gewalt befreit von den Fesseln der Erziehung und der Ueberlieferung, ein Zeuge der persönlichen Unabhängigkeit.

Noch vor seiner Berufung nach Berlin zeigte er übrigens, daß er die naturphilosophische Manier, die so verführerisch für das verfllossene Zeitalter geworden, verlassen habe, und verlangt nun, daß man unermüdet sei im Beobachten und Erfahren. Diesem Grundsatz ist er treu geblieben, und die methodische Strenge des Forschens, sein maßvolles Urtheil und seine sichere Ruhe, die reiche Vollendung feines Wissens machten, daß sich für seinen Schüler Virchow in ihm die Reformen der neuen Anschauung geradezu verkörperten, und daß sein Einfluß sich, trotz seiner fast klösterlichen Abgeschlossenheit, nicht auf die Physiologie beschränkte, sondern sich von da auf immer größere Kreise ausbreitete. Er hat die eigentliche naturwissenschaftliche Methode nicht erfunden, aber sie sicher festgestellt, und bald gab es keine Schule Müllers im Sinne der Dogmen, denn er lehrte keine, sondern nur im Sinne der Methode. So faßte derjenige seiner Schüler die Summe dessen zusammen, was auch die Mcdiein Johannes Müller verdankte, der selber nur im Sinne der Methode, nicht im Sinne der Dogmen eine Schule gebildet hat.

„Wir saßen damals, erzählt Virchow mit manchem strebsamen Commilitonen auf den Bänken von Johann Müllers Colleg, das feine, blasse Gesicht Brückes, die stämmige Gestalt von Dubois-Reymond, den kräftigen Kopf von Rieß, der im Jahre 1848 den Handwerker-Verein leitete, steht noch jetzt lebhaft vor meinen Augen. Zu diesen Genossen gehörte auch Reinhard, der Virchow später so nahe treten sollte. Zu anderen Zeiten hatten in demselben Colleg zu den Füßen des Meisters' gesessen vor Allem Helmholtz, Schwann, Henle, Reichert, Peters, Remak, Ludwig, Traube, I. Meyer, Lieberkühn. Es folgten Männer wie A. von Gräfe, Busch, Max Schulze, E. Haeckel u. a. m.

Die mikroskopische und pathologische Anatomie, das Studium der organischen Typen, die Physiologie, die erperimentirende Pathologie, und Arzneimittellehre, die Augenheilkunde entwickelten sich unter dem Einfluß dieses mächtigen Anstoßes in Deutschland schnell hinaus über das Maß der mitstrebcnden Nachbarländer. Aber in die damalige von allzu jugendlichen Köpfen angestrebte Reform der gesumnten Medicin tritt noch ein Mann bestimmend ein, der Kliniker Johann Lucas Schönlein, der, früher politischer Flüchtling, seit dem Jahre 1840 ebenfalls der Berliner Universität angehörte. Das Eintreten dieses Mannes war ein so bedeutungsvolles gerade für Virchow, als er gleich Laënnec, Dupuytren und John Hunter mit der pathologischen Anatomie begonnen hatte. Diese, so sagt Virchow, ward der Grund seiner Diagnostik, und diese wieder der Grund seines Ruhmes. Denn bis zum Schlüsse seiner Lehrtätigkeit hörte er nicht auf, die pathologische Anatomie als die Quelle immer neuer Erfahrung anzuerkennen und zu suchen. Mit den Fortschritten der pathologischen Anatomie wuchs die Schärfe seiner Diagnosen; jede neue Thatsache des Leichentisches wurde für ihn eine neue Waffe der klinischen Erkenntniß. Die Grenzen der Therapie dagegen erkannte er wohl, aber er blieb dabei stehen, daß das Wissen der Krankheit dem Handeln stets vorangehen müsse, eine spätere Generation werde das gegen» wärtig gesammelte Material schon benutzen. Von 1819 an bis zu seiner Flucht nach Zürich im Jahre 1833 lehrte Schönlein in Würzburg, welches hauptsächlich durch ihn den ruhmreichsten deutschen Universitäten sich anreichte. Neben ihm wirkte» d'Outreput, Döllinger und Heusinger, und so wandte sich denn der Strom der

Studirenden wie später nach Wie», damals in immer steigender Breite nach Würzburg, wo in dem Zusammenwirken so vieler, theils selbst noch jugendlicher, durchweg aber arbeitsfrischer Lehrer ein enthusiastischer Eifer sich der Jugend bemächtigen mußte.

Würzburg hat Schönlein, so rief später einer seiner Schüler aus, zum Wallfahrtsort für die deutschen Aerzte gemacht, wie es Rom für die Künstler ist, und doch beruhte seine Wirkung wesentlich fast nur auf dem gesprochenen Wort. Schriften von irgend welcher Bedeutung hat er nicht hinterlassen. Aber das war das Große in ihm, daß er die Methode der Forschung in der Medicin ausbildete und sie zuerst für die deutsche Kliuik feststellte. Physik und Chemie in die Medicin mit hinein zu nehmen, hatte er schon als Student gelernt und führte es nun praktisch aus. Die sogenannten physikalischen Hilfsmittel, Percussion und Auscultation zog er in seiner Klinik in regelmäßigen Gebrauch. Nach dem Grundsätze La«uecs stellte er den Zustand der inneren Organe fest. Mikroskop und chemisches Reagens waren ihm zur Hand, und andererseits verfolgte er die atmosphärischen Zustände, um ihren Einfluß auf die Geschichte der Krankheit festzustellen. Dabei vernachlässigte er seine Borgänger nicht, war vielmehr einer der hervorragendsten Kenner der Geschichte der Medicin. So erwarb er sich eine ungleich tiefere Einsicht in die Gesetzmäßigkeit des Krankheitsverlaufes als irgend ein Kliniker vor ihm. Nicht die Aneinanderreihung der Erscheinungen, welche blos zeitlich auf einander folgten, war sein Zweck, sondern die Darlegung eines ursächlich aufeinander folgenden Nerlanfes und damit ^kllin er zu der Aufstellung der Lehre von dem Krankheits« processe, einer der wichtigsten Bereicherungen der Pathologie. Die Feststellung derselben ist eine rein deutsche Erfindung, sagt Virchow, es ist zugleich die Signatur der Schüulcin'schen Lehre.

Wohl geHärte Schönlein der sogenannten naturhistorischen Schule au, aber sein System hatte^für ihn wesentlich nur den Werth, verwandte Prozesse einander zu nähern und der wissenschaftlichen Uelersicht Anhaltspunkte zu gewähren. Sein Verdienst ist größer in Beziehung auf das, was er aus dem System hinausbrachte, als auf das, was er darin belassen hat. Als er nachher in Verlin auf der Höhe seines Ruhmes staub, ging das Urtheil seiner Zuhörer dahi, daß seine Iahrescurse wenig System, aber viele Thai' fachen enthielten.

Hatte Schvnlcin in Würzburg zahlreiche Assistenten ausgebildet, die nachher auf den Lehrstühlen der Medicin seinen Ruhm und seine Traditionen weiter ausbreiteten, so fehlte es ihm auch in Berlin an jüngeren Mitarbeitern nicht, unter denen die Chemiker Franz Simon und Heintz, dann Remak und vor Allen Traube genannt werden muffen.

Traube war im Beginn seiner Laufbahn ein entschiedener Gegner Schönleins. Als die Vorträge des großen Klinikers von Güterbock herausgegeben wurden, erhob sich ein wahrer Sturm aggressiver Kritik dagegen. Was den Glanzpunkt Schönleins ausmachte, konnte dieses Buch nicht wiedergeben, die Schwächen dagegen traten klar zu Tage (Lehden). Zum Glück wurde durch den Einfluß von Traubes Vater die Veröffentlichung einer scharfen Verurtheilung des Werkes vermieden, die für die Zukunft des jungen Gelehrten hätte verhängnißvoll werden müssen. Zuvörderst suchte übrigens Traube nach Absolvirung seiner Studien in Wien die Fülle des Materials und diejenige klinische Schulung, welche ihm Berlin nicht bieten konnte. In Wien warf er sich mit der unermüdlchen Energie seines Charakters auf die neuen Studien. Einen zweimaligen Aufenthalt hielt er für nothwendig, um die Ergebnisse sich zu eigen machen zu können, die ihm Rokitansky und vor Allen Skoda darboten. Ausgehend von seinen Wiener Erfahrungen, dabei immer studircnd, vor Allen die großen Franzosen Magendie und Laönnec, ist Traube nach seiner Rückkehr der Begründer der experimentalen Pathologie in Deutschland geworden. Auch hier ist der Einfluß Joh. Müllers unverkennbar, der das Experiment in der Physiologie auf deutschen Boden verpflanzt und vervollkommnet hatte. Sein Einfluß ist es, zufolge Leyden, den Traube über seine Wiener Meister erhoben hat, indem er zu den Untcrsuchungsmethodcn das Experiment und die physiologische Methode hinzufügte. Die Zeitschrift, welche er sofort gründete, „Beiträge zur experimentellen Pathologie und Physiologie", hat nur zwei Hefte erlebt. Obwohl von geringen Umfange, sagte Virchow, und nicht einmal abgeschlossen, hat sie eine nachhaltige Wirkung ausgeübt und wird stets als ein sichtbares Zeichen dessen, was Traube gewollt, in unserer Literatur genannt werden.

In dem zweiten Hefte dieser Beiträge begegnen wir auch den Namen Virchows. Er ist der Verfasser einer bewundernswerthen Arbeit. „die Verstopfung der Lungnarterie und ihre Folgen", durch die er neben Tranbe sofort auf dem Gebiete der experimentellen Pathologie eine der ersten Stellen einnimmt, denn die Thrombose und die Embolie gehören zu den folgerichsten Bereicherungen der Medicin. Virchow legt zum ersten Mal die Ursachen der Erscheinungen klar, die so viele Forscher vor ihm beschäftigt hatten, wenn das Blut aus dem flüssigen Zustande während des Lebens in den festen übergeht, wenn es gerinnt. In vielen Fällen gelingt es, nachzuweisen, daß es sich bei diesem Proceß um eine primäre Entstehung handelt, viele aber bleiben übrig, wo dieser Nachweis nicht geführt werden kann, wo man vielmehr Pfpופן begegnet, nicht an dem Orte entstanden, wo man sie findet, nicht im continuirlichen Zusammenhang mit einem anderweitigen primären Thrombus (Cohnheim), sondern aus einem ganz anderen Theile des Gefäßsystems stammend, aus dem sie losgerissen und vom Blutstrom an ihren jetzigen Sitz verschleppt worden sind. Man nennt nach Virchows Vorgange im Gegensatz zu dem eigentlichen Thrombus solche Pfpöpfe Emboli, den Vorgang der Verschleppung fester Partikelchen durch das stromende Nint Embolie. Daß der Nlutstrom wirklich fremde feste Körper mit sich fortführen kann, hat Virchow damals schon durch seine berühmte Versuchsreihe erwiesen.

Hatte Virchow sich durch diese Arbeit, deren Einfluß garnicht hoch genug anzuschlagen ist, einen der hervorragendsten Ruhmeskränze ans dem Gebiete der experimentellen Pathologie geschaffen, so hatte er doch damals schon erwiesen, daß die letztere für ihn nur die eine der großen Aufgaben bildete, die er sich von vornherein gestellt hatte. Hervorgegangen, wie wir früher sahen, aus der Schule Johannes Müllers und Schönleins hat Virchow gerade in der pathologischen Anatomie kaum einen directen Unterricht während seiner Universitätszeit genossen. Dagegen war es für ihn von größter Bedeutung, daß er 1844 die Assistenz am Lichenhanse der Charit« erhielt, wo ihm sein Lehrer Froriep ein Thema für seine selbständigen Untersuchungen gab: „Die Geschichte der Phlebitis" (Venenentzündung). Der Gang seiner Untersuchungen, so erzählte er später selbst, führte ihn bald zu der Ueberzeugung, daß die Fragestellung auf irrigen Voraussetzungen beruhte, und daß die Geschichte der Phlebitis durch die Frage von der Gerinnung des Blutes im Gefäßrohr beherrscht werde. Wie er sie löste, haben wir gesehen. Auf dem Wege aber, von dem sein Lehrer Froriep schon 1835 dargethan hatte, daß auf ihm allein die Aufgabe der pathologischen Anatomie gelöst werden müsse, ist Virchow dann sofort daran gegangen, die innere Structur und Iusammensetzungsweise der pathologischen Producte durch die mikroskopische und chemische Analyse zu erforschen. Neben Johannes Müller, dessen Unterricht seine theoretische Entwicklung anbahnte, dankt er es Froriep hauptsächlich, daß er auf den ersten Schritten der Praxis sein Führer gewesen ist.

Kurz bevor Virchow seine Studien begann, hatte zum Glück die Biologie einen Fortschritt gemacht, der auf der einen Seite geradezu maßgebend war für ihre feinere Entwicklung, auf der anderen aber wie kaum ein anderer dem Geiste Virchows zurcht kam, wir meinen die Entdeckungen auf der Grundlage der sogenannten Schwann-Schleidenschen Zellentheoric.

Virchow selbst hat nach dem Tode Schwanns sich in ansführlicher Weise darüber ausgesprochen. Er nennt das Buch Schwanns, welches 1839 erschien, „Mikroskopische Untersuchungen über die Uebereinstimmung in der Structur und dem Wachsthum der Thiere nnd Pflanzen", ein klassisches. . Schleiden war es gewesen, der den Entwicklungsproceß der Pflanzenzellen genauer kennen gelernt hat. Der genetische Gedanke, der zuerst von Goethe in bahnbrechender Weise und zwar gleichfalls an der Pflanze zur Geltung

gebracht war, muß? nun auch auf dm thierischen Organismus übertragen werden: das war die Aufgabe, welche sich der damals 28 Jahre alte, in der Schule Johannes Müllers trefflich geschulte Schwann stellte, und welche er weit über seine eigenen Erwartungen hinaus in glänzender Weise löste. Nach ihm ist niemals wieder ernster Streit darüber gewesen, daß alle Gewebe und Organe des thierischen Organismns aus Zellen aufgebaut werden. Tie wissenschaftliche Atmosphäre, fährt Virchow fort, war ganz erfüllt von dem neuen Gedanken. Freilich, was Schwann selbst in den Vordergrund seiner Betrachtung rückte, war ein Mißverständnis; die Entwicklungsgeschichte der thierischen Zelle, sagt Virchow, die er suchte, hat er nicht gefunden, aber die Entwicklung der Gewebe, ja die des ganzen Körpers aus Zellen hat er dargethan. Alle Differenzen, die ja später auch zwischen Virchow und Schwann nicht fehlten, so bedeutungsvoll sie auch für zahlreiche Einzelfragen der physiologischen und pathologischen Entwicklung sind, haben, nach Virchow, gegenüber der allgemeinen Lehre Schwanns, von der Ableitung aller Gewebe aus Zellen keinen principiellen Werth. Das unsterbliche Verdienst Schwanns des Forschers liegt darin, daß er, von der Eizelle beginnend, und bis zu den Geweben des fertigen Individuums fortschreitend, die beständige Wirkung der Zellen auf die Herstellung des ganzen Körpers angewiesen hat. Noch höher schätzt Virchow das Verdienst, welches Schwann als Denker in Anspruch nehmen durfte. Mit scharfer Zuspitzung habe er das selbständige Leben der Elementartheile, d. h. der Zellen, begründet, habe dargelegt, daß der Grund der Ernährung und des Wachsthums nicht in dem Organismus als Ganzem, sondern in den einzelnen elementaren Theilcn. den Zellen, liege. Damit war nach Virchow ein Gedanke wieder aufgenommen, der seit Jahrhunderten in der Wissenschaft von Zeit zu Zeit aufgetaucht, aber immer wieder verloren gegangen war, der im Volke seit Jahrtausenden lebte, — der Gedanke von dem Eigenleben der Theile, nnd es war demselben zugleich eine Form gegeben, welche ihm den Eintritt in die strengere Doctrin gestattete.

Auch Johannes Müller erkannte sofort die große Bedeutung dieser Untersuchungen, auf welchen, wie Virchow später sagte, unsere letzten Fortschritte im pathologischen Wissen so wesentlich beruhen, und er, der verehrte Meister selbst war es, der die Entdeckung sofort verfolgte und der besonders an den Geschwülsten die Übereinstimmung der pathologischen und embryonalen Entwicklung zuerst darthat, eine Erfahrung von der äußersten Wichtigkeit, die, wie wir jetzt wissen, fast die ganze Doctrin von der krankhaften Neubildung erschließt.

War der Geist des jungen Forschers demnach erfüllt neben der experimentellen Pathologie durch die von Schwann gegebene zellulare Richtung, 'so traf es sich in gewisser Beziehung günstig, daß er sich in der Notwendigkeit befand, ein eigenes neues wissenschaftliches Organ zu gründen. Traubes „Beiträge" gingen wohl zumeist an dem Mangel an Theilnahme, der dem Buchhändler neue Opfer zu verbieten schien, zn Grunde, und das „Archiv für pathologische Anatomie und Physiologie und für klinische Medicin erschien im Jahre 1847 zum Theil als Fortsetzung, zum Theil von ganz selbstständigen Gedanken getragen. Virchow Verbandsich für dasselbe mit einem damals erst 2?jährigen Freunde, Benno Reinhardt, dem er durch gemeinschaftliche Arbeiten nahe getreten war. Nur ein kurzes Leben ist diesem beschieden worden, aber trotzdem wird sein Name neben dem seines glücklicheren Freundes infolge von wenigen, aber bahnbrechenden Arbeiten stets mit Ehren genannt werden. Kein freundliches Geschick ebnete ihm die Bahn für seine Bestrebungen, während er doch eine Natur" war, die zur Entwicklung Licht und Luft bedurfte, und dann mitten in der Lebenskraft und der Entwicklung gebrochen wurde.

Dies Archiv, welches jetzt in ununterbrochener Folge schon seinen 87. Band erlebt, ist gerade damals für die Entwicklung der deutschen Medicin maßgebend geworden und hat neben der Wiener Schule, oft im Gegensatz zu ihr, schließlich sie wesentlich überwindend, die physiologische Pathologie angebahnt und durch die Verbindung der schärfsten makroskopischen und mikroskopischen Untersuuung, mit Experiment und klinischer Beobachtung die moderne Medicin überhaupt geschaffen.

In dem ersten Artikel der neuen Zeitschrift entwickelt Virchow sofort seine Anschauungen. Er geht davon aus, es sei erkannt, daß Krankheiten nichts für sich Bestehendes, in sich Abgeschlossenes, keine anatomischen Organismen, keine in den Körper eingezwangene Wesen noch ans ihm wurzelnde Parasiten seien, sondern daß sie nur den Ablauf der Lebenserscheinungen unter veränderten Bedingungen darstellten. Die wissenschaftliche Medicin habe daher zum Gegenstand die Erforschung der veränderten Bedingungen, unter denen sich der erkrankte Körper oder das einzelne leidende Organ befinde, die Feststellung der Abweichungen, welche die Lebeuserschinnugeu unter bestimmten Bedingungen erführen. Sofort trennt er die wissenschaftliche von der praktischen Medicin. Letztere sei auch in der Hand der größten Meister niemals die wissenschaftliche Medicin selbst, sondern nur eine Anwendung derselben, darin aber unterscheide sich der wissenschaftliche Praktiker von dem Routinier, von dem medicinischen Glücksritter, daß die Errungenschaften der wissenschaftlichen Medicin sein Eigenthum seien, daß sie die Basis seiner Operationen bildeten, und daß er weder mit dem Schlendrian noch mit dem Zufall Götzendicnerci treibe. Die wissenschaftliche Medicin, wie sie jetzt sei, dürfe freilich nicht daran denken, ein Gesetzbuch der medicinischen Praxis aufzustellen, aber sei es darum gerechtfertigt, einen wissenschaftlichen und einen praktischen Standpunkt in der Medicin festzuhalten? Darauf geht Virchow auf die Pathologie speciell eiu. Dreimal habe sie seit dem Beginn der naturwissenschaftlichen Methode Ueberfall erlitten, einmal von der Ehemie, sodann von der allgemeinen Anatomie und Physiologie, endlich in den jüngsten Tagen von der allgemeinen pathologischen Anatomie. Das Resultat dieser Ueberfcielle sei und werde vielleicht in den nächsten Tagen noch mehr sein eine allgemeine Verwirrung, ein unendliches Chaos, aus dem der praktische Arzt mit um so größercm Mißtrauen hervorgehen müsse, je öfter sich diese Umwälzungen wiederholten. Jetzt sei nun nicht—die Zeit der Systeme, sondern die Zeit der Detail—Untersuchungen. In den letzteren liege eine gewisse Gefahr des Zurückfallens in einen rohen Empirismus, allein diese Gefahr existirc nur so lange, als man aus einzelnen Detail—Untersuchungen willkürlich allgemeine Schlüsse ziehe. Virchow endet damit, daß die Geister unverkennbar durch die vielen immer wieder in den Winkel geworfenen und durch neue ersetzten hypothetischen Systeme erschöpft seien. Allein noch einige Ueberfälle vielleicht und diese Zeit der Unruhe werde vorüber gehen, und man werde erkennen, daß nur die ruhige, fleißige und langsame Arbeit, das treue Werk der 'Beobachtungen und Experimente, einen dauernden Werth habe. Die pathologische Physiologie werde dann allmählich zur Entwickelung kommen, nicht als das Erzeugniß einzelner hitziger Köpfe, sondern als das Resultat vieler und mühsamer Forscher; die pathologische Physiologie, als die Beste der wissenschaftlichen Medicin, an der die pathologische Anatomie und die Klinik nur Außenwerke seien.

Mit bewundernswerther Klarheit legt ein Artikel desselben Bandes die Reform der pathologischen und therapeutischen Anschauungen durch mikroskopische Untersuchungen dar. Virchow polemisirt darin gegen den Versuch, sofort auch die pathologische Mikroskopie als eine neue Ontologie zu benutzen. Mit Mühe habe man die Ontologie in der sogenannten physikalischen Untersuchung der Brustorgane beseitigt, indem man einsah, daß man nicht direct z. B. die Pneumonie sondern nur das verdichtete Lungen-Parenchym damit feststellen könne. In der Pathologie wolle sie neue Triumphe feiern. Leider hätten die Untersuchungen von Johannes Müller den ihnen gebührenden Einfluß nicht gefunden, weil es diesem großen Beobachter nicht gefiel, weitere Consequenzen daraus zu ziehen. Er hatte das Gesetz von der Identität der embryonalen und pathologischen Entwicklung festgestellt, und darin lag die Nothwendigkeit gegeben, die verschiedenen krankhaften Erzeugnisse nicht mehr als fertige Dinge, fondern als in der Entwicklung begriffene Gewebe zu betrachten. Diesen Schritt that man nicht, und so kam man immer wieder auf der einen Seite in die alte Ontologie, auf der anderen in einen rohen Empirismus.

Noch klarer und entschiedener entwickelt Virchow seine Grundanschauung in dem Artikel „Die naturwissenschaftliche Methode und die Standpunkte in der Therapie". Er setzt als bekannt voraus, daß während der letzten zwei Decennien der denkende Theil der deutschen Acrzte die alte Brücke zwischen der Mcdicin und den übrigen Naturwissenschaften wieder aufzubauen bestrebt gewesen sei, und daß alle tonangebenden Schulen in Deutschland darin übereinstimmten, daß die Mcdicin im Range einer Naturwissenschaft, als Wissen, schuft vom Menschen, als Anthropologie im weitesten Sinne, also ideal und prophetisch, als höchste Naturwissenschaft gefaßt werden müsse. Aber in den einzelnen Schulen seien die Vorstellungen über die Ausführung dieses Gedankens sehr verschieden. Virchow kommt in dem weiteren Verfolge darauf, mit Asklepiades von Bithynien hervorzuheben, daß die Methode der Forschung das Wesentliche und Unterscheidende sei. Dadurch, daß Baco zuerst mit Bewußtsein, nach einer langen Zeit des Träumens, die naturwissenschaftliche Methode gelehrt habe, aus der dann sehr bald die Naturwissenschaft selbst hervorgegangen, sei er ein Philosoph geworden, für alle Zeit groß und bewundernswürdig. "Die Methode sei es, durch welche sich die Harvey, die Haller, die Bell, die Magendie und die Müller von ihren kleineren Zeitgenossen unterschieden. Sie sei der Geist der Naturwissenschaften.

Von dieser Definition der Methode aus kommt Virchow dann dazu, die übel verstandene Skepsis zu bekämpfen, welche dazu geführt hat, die Therapie zu läugnen. Skeptizismus bei Solchen, die nicht zu gleicher Zeit einen besonderen Beruf zur Beobachtung hätten, habe zu allen Zeiten Verwirrungen gegeben. Er sieht auch in der sogenannten physiologischen Pharmakologie nicht den richtigen Weg, derselbe habe im Gegentheil zu der rohen Empirie geführt, die das Rademacher'sche Werk vertritt. Daß dieses gerade in Preußen einen so großen Erfolg erwarb, erklärt Virchow daraus, daß dort die mehr als unbegreiflichen Einrichtungen der Spitäler die Möglichkeit wirklich therapeutischer Beobachtung fast abgeschnitten habe. Die Verzweiflung an der Therapie, welche sich durch die immer zunehmende Vernachlässigung der classischen Literatur, durch die Schuld der klinischen Lehrer und die Unzugänglichkeit der großen Spitäler, endlich durch die Mißgriffe der physiologischen, chemischen und rationellen Therapeuten, wie sie sich nennen, unter einem großen Theil besonders der

jüngeren Aerzte, sich verbreitet, habe auch unter den Laien mehr um sich gegriffen. Die Unsicherheit der Arzneimittel und der Unglaube an die ärztliche Geschicklichkeit feien so gangbare Phrasen, daß kaum noch ein Roman geschrieben zu werden scheine, in dem nicht ein Arzt eine klägliche Rolle spiele.

Die Reaction ist freilich nicht ausgeblieben. Der eine Theil suchte fein Heil nicht mehr bei den Menschen, sondern bei Gott und wollte Schutz in Gebeten, Sacramenten und Buße finden, der andere Theil, auch gläubig, wirft sich Quacksalbern aller Art in die Arme, ein dritter endlich construirte sich aus seinem, in dieser Beziehung meist dummen Geiste selbst ein individuelles therapeutisches System.

Nach einem kurzen Streifzuge auf das Gebiet der Univcrsalmittel erklärt Virchow, daß die einzige Möglichkeit einer dauernden Umstimmung der öffentlichen Meinung nur in einer genügenden Bearbeitung der Therapie vom empirischen Standpunkt und einer allgemein gründlichen Ausbildung der Aerzte gefunden werde. Der Arzt werde dann zugleich helfen und belehren, es werde nicht mehr vorkommen, daß von einer Heilmethode, wie die Hydrotherapie, die in eigenen großen Anstalten und mit oft sichtbarem

Nord und Eiid. XXI, «I. s

Erfolge geübt werde, kein Hospitalarzt, kein Kliniker Kenntniß nehme, noch weniger einen Schritt thue, um die prätendirten Erfahrungen der Wasserdoctoren zu prüfen und für die Wissenschaft zugänglich zu machen! Goldene Worte, die freilich auch heute noch nicht die ihnen gebührende Anerkennung gefunden haben!

Das Beharrungsvermögen, die vis inei-tiak und der Fortschritt schlossen sich aus, trotzdem daß eine neue politische Partei sich den Namen Conservativ-Libeialer beigelegt habe.

Virchow zufolge wird sich die Therapie nur von dem Erfahrungsstandpunkte aus, von praktischen Aerzten und von Klinikern gepflegt und durch Verbindung mit der physiologischen Pathologie zu einer Wissenschaft erheben, die sie bis jetzt noch nicht ist. Er schließt mit dem Eitat des Cartesius, daß, wenn es überhaupt möglich sei, das Menschengeschlecht zu veredeln, die Mittel dazu nur in der Medicin gegeben seien. Die Medicin soll die Anthropologie, die Lehre vom Menschen weiden, sie sei daher ihrem eisten Kern und Wesen nach eine sociale Wissenschaft und vereinige in sich alle Consequenzen von den Gesetzen, welche den Körper und den Geist zu bestimmen vermögen.

Nie Arbeiten des „Archivs" bilden aber keineswegs den ganzen Inhalt der TIMigleit Virchows in jener Zeit. Zwei hervorragende ärztliche Gesell» schaften, die von ihm mit gegründet, die für wissenschaftliche Medicin und die für Gynäkologie, gaben ihm Veranlassung zu einer Reihe von Vorträgen, unter denen einige, wie „Das Weib und die Zelle" durch ihre Vertiefung in die gestellte Aufgabe ebenso ausgezeichnet sind, wie durch eine Fülle der anregendsten Detailuntersuchungen.

Wir sahen, daß Virchow seinen Arbeiten entrissen wurde durch die Mission nach Oberschlesien und erfuhren, welche Bedeutung dieselbe für seine ganze spätere Richtung und seine Auffassung vom gesunden und tranten Leben gehabt hat. Neben dem Individuum trat in den Kreis seiner Untersuchungen das Allgemeine, der Staat, das Volt, die Menschheit. Die praktische Politik erfüllt ihn dann während der Tage der Revolution, er sucht durchzudringen zum Humanismus und, trotz aller nur zu leicht erklär- und entschuldbaren Irrungen jener Tage, bleibt ihm ein tiefes Verständnis; für die Wichtigkeit der öffentlichen Gesundheitspflege und der Seuchenlehre. Sofort begreift er beide in ihrem innersten Kern, und er sieht vorahnend, daß sie zu den großen Unterströmungen gehören, die nicht nur für die Geschichte der Medicin und der medicinischen Anschauungen, sondern auch für die der Völker wahrhaft bedingend sind.

So ist es denn natürlich, daß in dem schwülen RevolutionZsommer und dem ihm nachfolgenden Reactionswinter in der Beteiligung an den Aufgaben des Tages neben der Reform des ärztlichen Standes die Erforschung der Cholera, welche damals in Deutschland auftrat und auch Berlin nicht verschonte, eine hervorragende Rolle spielt. Neben der genauesten Erforschung ihrer pathologischen Anatomie verliert Virchow dabei die allgemeinen Gesichtspunkte nie aus dem Auge.

Ehe Rudolph Virchow nunmehr Berlin verließ, legte er aber die Summe seines Denkens, die Gesammtheit seiner Anschauungen, die Endergebnisse feiner Forschungen nieder in einer kleinen Schrift „Einheitsbestrebungen der wissenschaftlichen Medicin" und widmete sie dem Vater seiner Braut. Er will den Standpunkt klar legen, den er in der Wissenschaft festgehalten und von dem aus er ihre Entwicklung zu fördern versucht hat. Seinen Feinden, denn von einem Angriffe auf seine wissenschaftliche Thctigkeit wisse er nichts, wie seinen Freunden solle die Schrift den Beweis liefern, daß er sich seine Aufgaben mit Bewußtsein gestellt, daß er nie, weder am Leichentisch noch mit dem Mikroskop, noch am Krankenbett oder im öffentlichen Leben über der Mannigfaltigkeit des Einzelnen das Streben nach höheren einheitlichen Principim vergessen habe.

Dem entsprechend besitzt die kleine Schrift den Charakter einer philosophischen im guten Sinne des Wortes. Ueberhaupt hat die Berliner medicinische Schule niemals aufgehört, die Verbindung mit der Philosophie zu Pflegen, derselben freilich nur das Terrain überlassend, auf dem ihre Ansprüche berechtigt waren. Johannes Müller war nicht nur zu den „Müttern" der Naturphilosophie gleich Faust hinabgestiegen, er hat auch Hegels Vorlesungen besucht ohne freilich die Lehre des Philosophen Macht über sich gewinnen zu lassen, während er sich durch die Betrachtungsweise Giardano Bruno's „dieses Johann Huß der philosophischen Reform", dauernd angezogen fühlte. Traube versenkte sich eifrig in das Studium Bcicos und Spinozas, und selbst Virchow hat sich, bei all seinem Kämpfen gegen die Hegelei, dem Einflüsse der Jnng-Hcgel'fchcn Schule nicht entzogen, deren voraussetzungsloscs Denken nnd schwache Dialektik seine Waffen oft genug geschärft hat.

Virchow beginnt in den „Einhcitsbestrebungen" mit den Menschen. Er weist die Transscendcnz für die Wissenschaft zurück, ebenso, als unwissenschaftlich, den Anthrovomorphismus. Das wissenschaftliche, zur Einheit gelangte Bewußtsein finde nur im Humanismus sein Ziel.

Das Leben ist mit der Mechanik nicht identisch, sondern eine bestimmte, die allercomplicirteste Form derselben. Nicht der Stoff als Beweger des Lebens an sich ist etwas Besonderes, sondern die Bewegung des Stoffes das Leben selbst.

Die Medicin, nur dem Wortlaute nach, Heilkunst, hat sich als Wissenschaft daher immer die Aufgabe gestellt, die einige Lehre vom Menschen zu enthalten. Gefahr droht ihr vor Allem von den ontologischen Systemen. Die Pathologie muß aufgehen in die Physiologie. Die pathologische Physiologie ist zu gründen, nicht eine physiologische Pathologie, denn die Krankheit ist nichts Exceptionelles, nichts Ontologisches. Sic ist lediglich der Ausdruck des unter ungünstigen Bedingungen verlaufenden

Glück belebend in seine letzten Tage, bestätigend sein Wort:

Der Mensch erfährt, er sei auch wer er mag,
Ein letztes Glück und einen letzten Tag.

Wie bezeichnend für Goethe ist es, den letzten Tag mit dem letzten Glück in Verbindung zu bringen!

Wie Sophokles noch im hohen Alter Tragödien dichtete, die zu den vortrefflichsten gezählt werden, so beschloß Alexander v. Humboldt sein Leben mit dem großartigen Werke Kosmos. — Reisend, lehrend und heilend bis an sein Ende, beklagte Hippokrates sein langes Leben als zu „kurz für eine lange Kunst“.

Wenn auch nicht alle jene Geisteshcroen mit großen Werken schloffen, so beharrten andere, wie Wilhelm von Humboldt, der zurückgezogen auf Schloß Tegel jeden Tag mit einem geistvollen Sonett bezeichnete, bis zum Ende in behaglicher Thätigkeit. — Gesundes Alter ist lebensfroh, sagt Jakob Grimm, behaglich dem Naturgenusse zugewandt, wie Odysseus den Vater Laertes mit der Gartenarbeit beschäftigt findet und Ciceros Cato Major ein Werk über den Landbau schreibt. Solchen erscheint, wie Goethe sagt, das Alter als ein „höflich Mann, Einmal über's andre klopf't er an Dann klinkt er auf und tritt herein.“ Aber „dann fällt's den Jahren auch mal ein, nicht mehr, wie sonst, bequem zusein.“ Die vom Schicksal mindre begünstigten Greise, denen auch die früheren Lebensperiodcn keineswegs „bequem“ waren, tritt auch das Alter hart an, vor allen die Armen, und zwar meist ein verfrühtes. Diese sind es , für die jener heitre Goethe's che Spruch die herbe Glosse herbeiruft:

Der Arme hat, er thu' auch was er mag,
Sein erstes Glück an feinem letzten Tag.

Den Gebrechen des Alters entgeht höchst selten ein Hochbejahrter; selbst Goethe litt an Abnahme des Gedächtnisses und Gehörs, wie wir andern Alten, er verlor die Zähne und ergrancte. Er imvonirte durch seine „würdige Halwng“, die ihm, obgleich nur von mittler Größe, das Ansehn höheren Wuchses gab. — Turch das Schwinden vorzüglich der zwischen den Wirbeln des Rückgrats liegenden Knorpel verliert der Greis sechs bis sieben Centimeter von Höhe, und nur durch tägliche Mustelübung erhält er sich die männlich grade Haltung und den elastischen Schritt. In keiner Weise darf er sich „gehen lassen“, alle Lebensfunctionen, die sich früher Vonselbst ver» standen, hat er zu beaufsichtigen, und in sofern gilt das Wort, Ciceros. daß gegen das Alter anzukämpfen fei, wie gegen eine Krankheit. Keinen Ersatz und nur geringen Schutz bieten Kunst und Vorsicht gegen die Gebrechen des höheren Nervenlebens, zunächst des Gedächtnisses und der Sinne. Die Anatomie und Physiologie des Gehirns, noch bei Erforschung des Faserlaufes beschäftigt: ist die Aufgabe unfrei Zeit und der fernsten Zukunft. „Noch Manchem wird ein Preis zutheil werden, sagt K. E. vonBaer, die Palme aber wird der Glückliche erringen, dem es vorbehalten ist, die bildenden Kräfte des thierischen Körpers auf die allgemeinen Kräfte oder Lebens« richtungen des Ganzen zurück zu führen. Ter Baum, aus welchem feine Wiege gezimmert werden soll, hat noch nicht gekeimt.“ Wir sind daher noch auf empirische Hilfe angewiesen bei der beginnenden Abnahme des Gedächtnisses und unter den Sinnen vorzugsweise des Gesichts und des Gehörs, bis diese, wenn nicht früher das Leben erlischt, aus dem Gebiet des Gebrechens in das der Krankheit, des Absterbens: Blindheit und Taubheit übergehen.

Im Alterthum war der bejahrte Blinde besser daran, wie der Taube, wie denn die verehrten Sänger, Homer selbst und sein Temodolos bei den Phäakcn, Ossian u. a. als glückliche Greise zu denken sind, während jetzt der Taube durch Lesen und Schreiben mit der Zeit und seiner Umgebung fortlebt. — Freiere Aeußerungen erlaubte sich der Greis übe», erkannte Wahrheit im religiösen Glauben und Staatsleben, sagt I. Grimm, einer der sieben Göttinger Professoren, die solche Freisinnigkeit mit Verbannung büßten.

Man spricht euphemistisch von der Schönheit des Alters; Eck ermann nennt selbst die Runzeln Goethes schön. Allerdings erhält sich bei schönen Menschen der Ausdruck des Adels, ernster Würde und Milde, vorzugsweise im Kopfskelet, im Auge und in der Mimik nicht selten bis zum Ende, und es girbt schöne Leichen. Bei den Frauen, sagt Jean Paul, zieht sich die Schönheit am Ende in die festen Theile — er meint die Füße — zurück; was zu bestreiten ist. Selbst in der Jugend bieten, Dank unserer entstellenden Fußbekleidung, wohl nie jene Formen sich dar, die wir an der Antike bewundern; nur die Füße unserer Kinder sind schön, solange sie von Schuhen verschont bleiben.

Im Alter treten beim Manne wie beim Weibe die geschlechtlichen Unterschiede zurück. In der Stimme verliert sich beim Manne das Metall, dessen der Jüngling aus dem Knabenalter tretend, sich erfreute; beim Weibe wird die Stimme tiefer. Der Kopf bekommt beim Manne die Glatze, beim Weibe wird das Haar dünner, bei beiden ergraut es, wie beim Manne schon früher der Bart, durch Mangel an Ernährung der Haarwurzeln. Daß vor allem in Frankreich das Alter die Männer liebenswürdig mache, versichern zwei recht verschiedene Autoren: Madame Dudevant und Jacob Grimm, dem meine Erinnerungen „aus der Franzoscnzeit“ zustimmen. Bei manchen alten Frauen verwischt sich der Geschlechtscharakter bis zur Andeutung eines Bartes. Eine Erscheinung, die mir in drciundsechzigjähriger ärztlicher Wirksamkeit auch bei jüngeren Frauen öfters vorgekommen, ist ein Bart der Oberlippe, erblich durch mehrere Generationen, meist bei Frauen französischer Abkunft. Einen wirklich entwickelten Bart des Kinnes, der mit der Schee« sorgfältig entfernt wurde, habe ich nur bei zwei deutschen Frauen beobachtet; beide waren kinderlos.

Alle Sprachen, sagt Grimm, äußern sich ungünstig über das Alter. Er vergißt die chinesische. China ist das Paradies des Alters, und die größte Schmeichelei ist: Du könntest mein Großvater fein. Cicero nennt es mürrisch, jähzornig, ängstlich, schwierig, verbittert, geizig. Gewiß sind diese Eigenschaften nicht immer Folgen des Alters, sondern aus den früheren Jahren herübergebracht, begründet in Charakter, Temperament und Schicksalen. Den Geiz der Alten findet Cicero um so unverständiger, als sie- nur noch wenige Stationen zu wandern haben. Die Sparsamkeit des Alters erklärt sich einfach aus der Abnahme der Lebensbedürfnisse und aus dem Bewußtsein der Unfähigkeit des Erwerbens im Kampf um das Dasein.

Horaz, der gleichfalls den Alten jene Schattenseiten vorwirft, fügt eine Schwäche hinzu, welche noch jetzt sprichwörtlich ist: „Lobreden der guten alten Zeit“, eine Schwäche, die schon Homer dem verehrten Greise Nestor beilegt. Kennte man nicht die ehrliche NaivetUt Homers, so möchte man es Ironie nennen, wenn er wiederholt den weisen Nestor seine Jugendzeit (und sich selbst) loben läßt: „Jene bessere, heroische Zeit, da er den Riesen Erychthalion erschlug.“

Blinde Leidenschaft, Leichtsinn und Unbesonnenheit des Alters läßt Shakespeare im Lear durch Wahnsinn büßen. — Auch in unserer deutschen Sprache ist das Beiwort „alt“ kein verschönerndes, sondern dos Häßliche steigemd: altes Weib, alter Narr, alter Heuchler :c.

Es gibt Wilde, welche ihre Alten todtschlagen und es gab edle Volker, sagt Grimm, die es thaten. Nicht undeutlich vernimmt nicht selten auch jetzt noch der Alte, welcher sich allzulange an der Tafel des Lebens aufhält, von den Jnngen die leise Mahnung: hebe Dich fort, daß ich mich setze. Und bedurfte es nicht bei dem istaelitischen Volke eines Gebots: Du sollst Vater und Mutter ehren, auf daß Tu lange lebest auf Erden?

Tic Frage: ob das Alter ein begehrenswcrthes Gnt sei? läuft darauf hinaus, ob das Leben selbst ein begehrenswcrthes Gut, eine „freundliche Gewohnheit des Daseins und des Wirkens“, oder ob vom pessimistischen Standpunkt betrachtet, „nicht geboren sein das höchste Gut“ sei. Wessen Devise der elftere Spruch ist, der wird die Gebrechen des Alters, wovon bisher die Rede, war, als Hindernisse im Fortleben ertragen' aber die Krankheiten sind meist der Beginn des Sterbens.

Hippocrates (Aphorismen II. 39; IH. 18 und 31) sagt: Vettere sind gewöhnlich minder krank als junge; chronische Krankheiten aber, die sie treffen, enden gewöhnlich erst mit dem Leben. Im Sommer, bis zu einer gewissen Zeit des Herbstes, sind Greise am gesundesten. Als die vorzüglichsten Krantheitszustände des Alters nennt er: beschwerliches Athmen, Katarrhe und Husten, Gliederschmerzen, Harnbeschwerden, Nierenleiden, Schwindel, Schlagfluß, Kachexie, Jucken am ganzen Körper, Schlaflosigkeit, Flüssigkeit der Augen und der Nase, Blödsichtigkeit, grüner Staar, Schwerhörigkeit.

Abgesehen von gewissen Specialitäten, z. B. den Alterstrankheiten der Frauen (Kisch), finden sich hier von Hippocrates die Alterslrankheiten eines Landes treulich aufgezählt. Als Commrntare können wir viele ärztliche Schriften bezeichnen; ich nenne nur unter den Deutschen: Dr. Geist in Nürnberg (Klinik der Greisenkrankheiten) und Professor Nagel in Wien (die Geisenmetllmorphosen), Schriftsteller, denen in großen Hospizen für Alte beiderlei Geschlechts die gründlichsten Beobachtungen und Sectionen zu Gebot standen. Den Lesern dieser nicht der Medicin angehörenden Blätter werbe ich allgemein Verständliches aus eigener Beobachtung und jenen Schriften Entlehntes aphoristisch mittheilen.

Es haben sich in unserer Zeit Gesellschaften für öffentliche Gesundheitspflege gebildet, den Krankheiten überhaupt vorzubauen; und so gilt es auch, den Gebrechen und Krankheiten des Alters vorzubauen. Denen, welche alt sind, oder es werden wollen, gilt es zunächst, diese zu kennen, um sich vor ihnen zu schützen. Erbliche Anlage, Mäßigkeit und Thätigkeit in der Jugend und im mittleren Leben sind die sichersten Bürgschaften eines heiteren Alters. Als eine glückliche habe ich (a. a. O.) die Jugend Goethes gepriesen, der mit der „Frohnatur“ seiner Mutter heranwuchs, ohne, wie unsere Jugend, auf den Schulbänken mit Lehrstoff überfüttert, anämisch und kurzsichtig zu werden, ohne bei mangelndem Organ für Mathematik mit den Kegelschnitten behelligt und ohne durch das Gespenst der Maturitätsprüfung geängstigt zu werden, — In einer Versammlung von Irrenärzten Nagte Di-. Hasse, unter allgemeiner Zustimmung, als Hauptursache der leiblichen unv geistigen Verkümmerng, der Nervosität, der Kurzsichtigkcit und der erschreckend zunehmenden Geisteskrankheiten die Ueberbürdung unseier studirenden Jugend mit Schulstunden und Lehrstoff an. Man hat darauf höheren Orts Irrenanstalten zur Berichterstattung über die Ursachen der Krankheit bei der Aufnahme aufgefordert. Nur bei wenigen wollen die Berichterstatter die beklagte Ueberbiirdung durch die Schule gefunden haben. Zwar haben schon längst die Aerzte über diese Ueberbürdung Klage geführt; nichtsdestoweniger haben Lehrstoff und Schulstunden sich gemehrt. Aus meiner Gymnasialzeit erinnere ich mich keines einzigen Brillenträgers, wie sie jetzt zu Dutzenden erscheinen. Freilich wurden wir auch nicht so gelehrt, um uns auf der Universität in den ersten Semestern von all dem eingetrichterten Wissen zu — erholen. Dürfte nicht die zugestandene unmittelbare Schwächung der Augen als ein Vorbote der Nervosität und Gefährdung des Geistes im späteren Leben angesehen werden?

Wenn durch die Berichte mehrerer Irrenanstalten verhältnißmäßig nur bei wenigen der aufgenommenen Irren der Grund der Scelenstörung sich durch die Schule constatircn ließ: so ist — abgesehen, daß etwa die Hälfte der Irren weiblichen Geschlechts ist — zu bedenken, daß bei dem Andränge aus allen Volksklassrn zu den Irrenanstalten sich nur Wenige darunter finden, welche jenen höheren Schulunterricht genossen haben, den Dr. Hasse und seine Collegen« beschuldigen. Sicher ist eine geistig überbürdete Jugend kein Prognosticon gcistesfrischen Alters.

Wie den Mond mit seinen Gebirgen und Kratern, so kennen wir mikroskopisch das Gehirn mit seinen Windungen u. s. w.; wo aber bei beiden der Sitz des früheren Lebens war, bleibt die Frage. Zwar haben Vivisektionen höherer Thiere, großartige Kopfverletzungen in Kriegen, Prüfungen von Arzneimitteln Erfreuliches zu dieser Frage beigetragen: es bleibt aber noch unseren Urenkeln unendliche Arbeit übrig. Die Abnahme der Geisteskräfte im hohen Alter fällt mit der Rückbildung des Gehirns ebenso natürlich zusammen, wie die Abnahme der körperlichen Functionen mit der Rückbildung der Organe, z. B. der Muskelkraft mit dem Schwinden der Muskeln, und es ist ein Sprichwort, daß das hohe Alter wieder kindisch wird. Die wenigen Ausnahmen gcistesgewaltiger Männer, welche ich oben citirt habe, bestätigen nur die Regel, und man darf sagen: trotz ihrer hohen Jahre wären sie so glücklich organisirt, noch nicht alt zu sein.

Um nur die auffallendsten Veränderungen des höheren Nervensystems im Alter zu nennen: der Schädel, verdünnt, wird nm ein Drittel leichter, das Gehirn, atrophisch, süllt den Schädel nicht mehr aus, verändert sich in seiner Substanz, nimmt an Gewicht immer mehr ab, besonders das große, desgleichen das Rückenmark und die Nerven. Andernfalls ergibt nach I. W. Müllers Untersuchungen die regressive Metamorphose des Gehirns compensatorische Verdickung des Schädels und darum Ansammlungen im Gehirn.

Die Alten fühlen es mit schmerzlicher Resignation, daß die Leistungen ihres verödeten Gehirns ihren eigenen Anforderungen nicht mehr genügen. Wenn auch weniger drückend, spricht sich diese Hirnschwäche in den Gewohnheiten des täglichen Lebens aus: sie wissen nicht wohin sie eben ihre Cigarre, ihre Brille hingelegt haben, ihre Muskeln folgen weniger dem Willen, sie zerbrechen mehr Tassen, stoßen Glaser um, verwechseln die Hüte u. s. w. Bezeichnend drückt der geistvolle Erlbstbeobachter Lichtenberg die Abnahme seines geistigen Schaffens ans: „Wenn ich ehemals in meinem Kopfe nach Gedanken oder Einfallen fischte, so fing ich immer etwas; jetzt kommen die Fische nicht mehr so. Sie fangen an, sich auf dem Grunde zu versteinern und ich muß sie heraushauen, stückweise, und ich flicke daraus etwas zusammen.“ Die lauten Selbstgespräche gehören auch dahin. Ein unangenehmer Gedanke, eine beschämende Reminiscenz, die der Jüngere still in seinem Gehirn verarbeitet, veranlaßt beim Alten Wohl einen Aufschrei, Ballen der Faust, Aufstampfen: eine Restexcrscheidung, ein Ueberspringen (wie bei der überladenen Leydener Flasche) von den Empfindungszellen zu den Bewegungszellen, wodurch sich das Gehirn befreiet.

Aber auch an psychischen Krankheiten fehlt es nicht im Alter; es genüge hier, daß sie nicht selten zum Selbstmord führen. Im Heiligengeisthospitium zu Wrnberg, das 245 alte Männer und 550 Frauen enthielt, traten in zwölf Jahren 514 Todesfälle ein, worunter fechs Selbstmorde. Doch heilen bei kräftig organisirten Greisen selbst Geistesstörungen, die durch die gefährlichsten Gehirnverletzungen (Schlagfluß) hervorgerufen sind, nicht ganz selten. Einer meiner Kurgäste in Driburg, vor sechzig Jahren mein Universitätsgenosse, litt infolge eines Gehirnschlages an jenem sonderbaren Uebel, welches Aphasie genannt wird und fast immer eine bestimmte Stelle des linken Vordrrhirns lädirt zeigt. Die Kranken suchen vergebens, oder verwechseln die Worte. Mein Tischgenosse forderte z. B. statt: „Das Salzfaß, „das Bleistift“ und dergl. Er genas aber so, daß er vor seinem Tode noch einen gelehrten Band juristischen Inhalts cdirte. Eorrecte Briefe hatte ich noch von ihm.

Unter den von Hippotrats oben aufgezählten Krankheiten des Alters ist der unvermeidlichen Abnahme der Sehkraft erwähnt. Das kleiner gewordene, glanzlose Auge tritt in seine Höhle zurück, die Are der vorderen Augenkammer wird verkürzt, daher die Lichtstrahlen zerstreut auf die Netzhaut falle» und kein deutliches Bild der Gegenstände geben. Weil die inneren Feuchtigkeiten des Auges abnehmen und nun die Muskeln die Augenaze verlängern, und die Pupille sich verengt, hebt sich nach Achtzig zuweilen wieder das Sehvermögen, wenn nicht unterdeß die Linse sich verdunkelt hat (grauer Staar) oder die Netzhaut abgestorben ist (schwarzer Staar). Die hippokratischen Benennungen sind für unsere Zeit nicht mehr zutreffend; wie er aber von der Gesundheit des Auges auf die allgemeine schloß, spricht er in dem Satz aus: Wie das Auge, so der Mensch.

Das beschwerliche Athmen, Husten und Katarrh stellt Hippokrates mit Recht unter den Altersleiden voran. Die Athemzüge nehmen an Tiefe ab. Die Lungen, welche bis zum fünfunddreißigsten Jahre fast 200 Kubitzolle Luft euathmen, verlieren fortwährend diese Capcieität, um das achtzigste bis auf 111. Somit kommt dem Alten nur etwa die Hälfte des luftbelcbnden Sauerstoffs zugut, falls ei auch durch Bewegung im Freien die Athmungsfähigkeit seiner Lungen gehörig ausbeutet. Nun aber betrachte man das verminderte Athmen der Stubensitzer in oft schlechter Luft! Hier tritt die offterufene Hygiene vorzugsweise in ihre Rechte: das Ankämpfen gegen den Altersmarasmus.

Seines Fleißes darf man sich nicht rühmen, sagt Lessing. Und so darf ich im langen Kampf um's Dasein namentlich mein Verhalten zur Atmosphäre als ein günstiges zur Nachahmung empfehlen. Der lange Winter bannt uns an das erwärmte Zimmer, und wenn ich die „nüchternen Frühpromenaden“ nicht empfehlen kann: im Laufe des Tages befreunde man sich durch mehrmalige kurze, rasche Spaziergänge mit der erfrischenden Luft, um sich von Kohlen- und Wasserstoff und — Sorgen zu befreien und das Nahrungsbedürfniß zu heben. Der einsame Spaziergang, sagt Grimm, ist für den Alten geschaffen, er athmet mit Lust und Manches fällt ihm auf dem Spaziergang ein, was ihm zu Hause dunkel blieb.

Instinctmäßig drängt es nach den Freuden und Leiden des Minters den Städter hinaus zur „Sommerfrische“, zu großen Reisen, zu den Bädern. Große Reisen sind aber für Hochbejahrte in mehr als einer Hinsicht bedenklich! Auf den Eisenbahnen fehlt meistentheils für sie eine gewisse Bequemlichkeit, welche die Jugend kaum vermißt, deren Entbehrung aber bei Greifen — wie ich mehrere Fälle erlebt habe — zu tödtlichen Erkrankungen führen kann. Empfehlend ist einfacher Landaufenthalt mit genügender Beschäftigung und Verkehr mit Jüngeren, oder der Besuch nicht luxuriöser, nicht überfüllter Bäder. Man hat die indifferenten Thermen, wie Gastein, Schlangenbad :c., empfohlen. Doch auch in Driburg hatte ich Hochbejahrte Stammgäste zu begrüßen und wenn ich selbst kaum die Gebrechen des hohen Alters empfinde, so schreibe ich dieses dem jährlichen Sommeranfenthalt in der belebenden Waldluft und der Hautcultur durch die unübertroffenen Bäder vor allem zu.

Wir leben in einer Zeit zunehmender Feste. Gefeiert werden in jährlicher Wiederkehr glückliche Staatsereignisse, Siege u. s. w.; gefeiert weiden die Geburtstage und freudige Familienereignisfe der Regenten, der eigenen Familienglieder, der Freunde. Der großen Verstorbenen Geburtsoder Todestage wird in den Kreisen der Gebildeten durch Feste gedacht, imd wie die Veranlassungen zu Festlichkeiten ferner heißen mögen. Solchen Tagen voll körperlicher und geistiger Aufregung sich möglichst zu entziehen, ziemt der Besonnenheit des Alters, und man verzeiht es. Schwieriger aber ist es, den persönlichen sogenantcn Jubiläen zu entgehen, die öfters schon am Vorabend beginnend, den Tag der Feier vom Morgen bis zum Abend — man weiß, wie — in Beschlag nehmen und manchen Jubilar noch wochenlang durch Dankbezeugungen correspondirend aufregen. Für geistig und gemüthlich erregbare Naturen sind Jubiläen in der That bedenklich! Es sind erst wenige Jahre, daß zwei berühmte Männer, ein Dichter und ein Arzt, ihren hochgefeierten Jubiläen nach wenigen Wochen zum Opfer sielen. Aehnliches beobachten wir nicht selten nach der Feier der „goldnen Hochzeit“.

Wenn wir die oben von Hippokrates als eigenthümliche Krankheiten des Alters: Schlagfluß. Nierenleiden.. Kachexie, der ärztlichen Behandlung überlassen, möge noch des Leidens der Schlaflosigkeit erwähnt werden. Wie die Mahlzeiten im kräftigen Lebensalter seltener, dabei ergiebiger ausfallen, im Alter aber zum öfteren Bedürfnis; geringerer Quantität werden, so wird der früher tiefe und andauernde Schlaf im Alter ein mehrfach unterbrochener, und auch nm Tage mahnt die Siesta. — Es ist eine unrichtige Ansicht, das; man am Nachtschlafe das wieder entbehren müsse, was man des Tages an Schlummer genossen; gegentheils schlafen reizbare Personen in der Nacht besser, wenn sie im Laufe des Tages, am besten Vormittags, einmal durch Schlaf sich calmircn, als wenn sie sich gewaltsam wach erhalten.

Gegen den Jammer der Schlaflosigkeit sind von Jean Paul, der selbst daran litt, eine Reihe moralischer Mittel zusammengestellt. An mir selbst, der ich in trüben Tagen den Trost des Schlafes entbehrte, erfuhr ich, daß unter jenen Mitteln nicht sowohl die Vorstellungen, welche Langeweile machen sollen, als vielmehr die, welche dem Geiste ein märchenhaftes, kindlich-poetisches Spiel gewähren, die Seele in den schuldlosen Zustand des Schlafes einwiegen. Das beste Beförderungsmittel des Einschlafens ist, sich auf die rechte Seite zu legen und mit Ausschließung aller anderen Gedanken die Aufmerksamkeit auf die Regulirung des Athmens zu locken: gleichmäßige und tief zu athmen. Dadurch wird das Blut vom Gehirn abgeleitet und dieses beruhigt.

Uns allen steht ein letzter Schlaf bevor und es ist ein Vorzug des hohen Alters, daß der Urbergong zu jenem ein sanfter zu sein pflegt.

„Wenn nun das Leben erloschen ist,“ sagt Grimm, „es bleibt noch etwas übrig, das uns thrurr ist: der Träger des Lebens, die Leiche, und es ist uns keineswegs gliechgiltig, was aus ihr werde, am wenigsten im Alter“.

Zunächst aber tritt die Frage an uns heran: wann ist das Leben in der That als erloschen zu betrachten? Der Gedanke an die Möglichkeit, scheidtotd begraben zu werden, ist ein so grauenhafter, daß er trotz aller Beschwichtigungen von Zeit zu Zeit die Gesellschaft von Neuem beunruhigt. Ocffentliche Blätter überbieten sich in Sensationsnachrichten, worunter die von Fällen des Scheintodes zu den packendsten gehören. Vor Kurzem berichteten wieder mehrere Berliner Zeitungen in blühender Tarstellung über drei Fälle von Scheintod, von denen der eine zu Rauschwitz bei Glogau. der andere in Dommitzsch bei Torgau. der dritte in Britz bei Berlin sich zugetragen haben sollte. Der „Berliner Verein für Feuerbestattung“ wendete sich durch schriftliche Anfragen an die Amtsvorsteher jener Ortschaften und erhielt die Antworten, daß jene Berichte durchaus unwahr seien. Ebenso beruhigend waren vor einiger Zeit die Erklärungen einer großen Anzahl beschäftigter Aerzte, daß ihnen niemals ein Fall von Scheintod zur Beobachtung gekommen sei. — Andererseits nimmt der Glaube an die Möglichkeit des Scheintodes und seiner Folgen bedenkliche Dimensionen an. Würde auch die Mehrzahl jener Sensationsnachrichten, wenn man, wie bei der obigen, sofort bei den BeHürden nachgefragt hätte, als unwahr oder übertrieben sich herausgestellt haben, so möchte doch ein glaubwürdiger Nest übrig bleiben.

Vor mir liegt die sechste Auflage der „Denkschrift über die Nothwendig« keit gesetzlicher Einführung von Leichenhäusern,“ von Friederike K empner. Allerdings ist die achtungswerthe Verfasserin von ihrer Aufgabe, die LeichenHäuser als das Vorbauungsmittel des Lcbendbegrabenwerdens ihren Zeitgenossen an's Herz zu legen, lebhaft durchdrungen und es ist ihr gelungen. Unter den weit über Hundert von ihr citirten Schriften über den Scheintod, über Wiedererwachte, über die grauenhaften Befunde geöffneter Särge, mögen sehr viele der historischen Glaubwürdigkeit ermangeln; es bleibt aber immerhin in diesem reichen Repertorium ein beachtenswerther Nest übrig. Für das Vorkommen des Scheintodes treten die Namen bedeutender Beobachter und Aerzte ein: Buffon, Bacon, A. v. Humboldt, Haller, P. Frank, Orfila, Bichat, Planck, d'Outrevont, der Göttinger Prof. Richter, van Swieten, Casper, Smidt, Unzer und viele Andere. Selbst der große Arzt Heim (Lebensbeschreibung von Kessler) gesteht, ein Kind für todt erklärt zu haben, welches nachher wieder auflebte. Unter mehreren Citaten der oben genannten Schrift, welche ich nachzuschlagen Gelegenheit hatte, empfehle ich einen Aufsatz von meinem Iugendgcnossen Dr. Smidt in Paderborn Jaspers Wochenschrift d. gesammten Heilkunde, B. 1. No. 19), dem nachherigen berühmten Professor der Medicin in Berlin, über einen Fall von Scheintod, der erst nach 20 Tagen in Tod überging. Die Gefahr, lebendig begraben zu werden, dürfe nicht weggeleugnet weiden, sagt Smidt, wenn auch die meisten Fälle von Scheintod zuletzt in wirklichen Tod übergehen; nur das Leichenhaus sei das beruhigende Mittel gegen Beerdigung noch nicht völlig Todter.

Wieder erwachte Schcintodte sollen als das Entsetzliche des Zustandes die gänzliche Unfähigkeit, durch einen Laut, eine Bewegung ein Lebenszeichen zu geben, während fie die Verhandlung über ihre Beerdigung :c. Wort für Wort vernahmen, beklagt haben. So die Tochter des Hannoverschen Generals von Linsingen, über deren höchst merkwürdige Lebenszustände vor einigen Jahren in dem sehr seriösen Verlage von Duncker und Humblot in Leipzig eine Schrift erschien, die nichts als brieflich belegte Thatsachen bringt. Karoline von Linsingen (geboren 1768, gest. 1815), heimlich verehelicht 1791 mit dem Prinzen William (dem späteren König) von England, willigte, von der Mutter des Prinzen gedrängt, nach Jahresfrist in die Lösung der Ehe. Von Driburg, wo sie von dem „treuen

«oid und Lud. xxi, ei. 10

Blanbis“ behandelt wurde und wo der Prinz sich von ihr trennte, noch Hannover zurückgekehrt, verfiel sie in eine „schwere Nervenkrankheit“ und hierauf in einen mehrere Tage andauernden „Scheintod“. Der Absicht ihrer Aerzte, die „Tobte“ begraben zu lassen, widerseht sich ein hinzu« gezogener junger Arzt, Dr. Meinele, mit siegender Energie. Sie kann später dem Andringen ihres Lebensretters nicht widerstehen und tritt mit ihm in die Ehe und in ein Leben voll Entbehrungen. Auch sie äußert sich in einem Briefe an ihren späteren Schwiegersonn Teubnrr über die grauenhafte Lage, worin sie in den Tagen des Scheintodes alle Verhandlungen über ihr Begräbnis; :c.' vernommen habe, ohne irgend ein Lebenszeichen geben zu können. — Die überhaupt kulturhistorisch merkwürdige Schrift schien mir, namentlich die darin erwähnte Episode des Scheintodes der jungen Frau, das Gepräge der Wahrheit zu tragen. Um Gewißheit darüber zu erlangen, habe ich in Hannover sorgfältige Erkundigungen eingezogen und aus sicherster Quelle die Auskunft erhalten, daß jene Schrift nur Wahrheit enthalte. „Allerhöchsten Orts“ wollte man, und auch der Familie v. L. konnte es nur erwünscht sein, daß das ganze Ereigniß todt geschwiegen würde. Das gelang bis zum Erscheinen der Schrift.

Bei der Schwierigkeit, die seltenen Fälle des Erwachens aus dem Scheintode zu constatiren, freue ich mich, denselben einen unbezweifelten Fall aus meiner Nähe beifügen zu können. Im Anfange der zwanziger Jahre hörten wir von dem Erwachen eines Mannes im Sarge und dessen Rücktritt in's Leben. Ich habe mich nun an Herrn Medicinalrath von Hahn in Lingen, einen älteren, sehr geachteten Arzt gewandt und erhalte die Antwort:

„Der Fall betrifft einen jetzt verstorbenen evangelischen Schullehrer Hierselbst, Namens Winzer. Derselbe hat als etwa achtzehnjähriger Jüngling eine jetzt nicht mehr zu bezeichnende Zeit scheidtotd im Sarge gelegen. Derselbe hat während dieser Zeit vollkommenes Bewußtsein gehabt, Alles gehört, doch nicht die Fähigkeit besessen, irgend eine Bewegung borzunehmen. Wie lange dieser Zustand gedauert, ist eben so wenig wie die vorhergehende Krankheit zu constatiren. In meinen jüngeren Jahren habe ich diese Geschichte mehrmals aus dem Munde des alten Winzer selbst erzählen hören und an der Wahrheit derselben ist nicht im Mindesten zu zweifeln. Das Todtenhemd und die Mütze, womit er als Scheintodter im Sarge gelegen, ist viele Jahre in der Familie aufbewahrt. — Von einer Schwestertochter des verstorbenen Winzer habe ich mir noch gestern die Geschichte, wie ich sie oben angeben, erzählen lassen, wie dieselbe sie von ihrem verstorbenen Manu, weiland Pastor Winzer in Börden, gehört hat. Ucbrigens hat weder mein verstorbener Großvater, Professor Finte, in siebenzigjähriger Praxis, noch ich in fünfundfünfzigjähriger, einen Fall von Scheintod erlebt.“

Auch dieser Fall bezeugt das furchtbarste Symptom des Scheintodes: die Nndllner des Gehörs. Wäre der junge Mann nicht erwacht, bevor man feinen Sarg schloß, so wäre er lebend begraben, wenigstens im Sarg erstickt, nach, wer weiß, wie langem Todeskampfe.

Ist man nun berechtigt, die Erzählungen von den aufgefundenen Spuren des Kampfes Begrabener im Sarge — ich vermeide, sie wieder zu geben — ohne Ausnahme für Fabel zu halten? Nur wenn man in den immer noch seltenen Leichenhäusern uicht blos die üblichen drei Tage, sondern bis zur wirklichen Verwesung mit dem Begräbnisse wartete, würde man Sicherheit haben. Nach wenigen Minuten hat man eingewendet, würde dann doch der Erstickungstod eintreten aber diese wenigen Minuten!

Die Gewohnheit — man darf sie die mächtigste Beherrscherin der Völker nennen — hat die Lebenden seit Jahrhunderten gegen das unvermeidliche Geschick, in Reih' und Glied 1,5 Meter tief vergraben zu werden, abgestumpft. Besonders die Aerzte begannen in unserem Jahrhundert den Kampf dagegen vom sanitären Standpunkte: Luft und Boden werde durch die Erdbestattung von den faulenden Leichen vergiftet. Dagegen sprachen sich u. a. in der neunten Versammlung des „deutschen Vereins für öffentliche Gesundheitspflege“ in Wien (Sept. 1881) mehrere Mitglieder aus: Friedhöfe machen sich nicht durch üblcn Geruch bemerkbar; die nächsten Anwohner erkranken nicht mehr als andere; die Brunnen auf Kirchhöfen haben oft reineres Wasser als die in Städten, und so weiter. — Dagegen werden wieder Stimmen «Sachverständiger“ mit entgegengesetzten Behauptungen auftreten. Jedenfalls ist jetzt die Bcgräbnisfrage in die Hände der Naturforscher verlegt, wenn man sich auch „Höheren Orts“ gegen alle „Neuerungen“ möglichst spröde verhält.

„Kein Volk,“ sagt Joe. Grimm (Vorlesung über das Verbrennen der Leichen) war von den Schauem des engen, dumpfen Grabes stärker ergriffen, als das der alten Sachsen und Friesen, seit sie vom Brennen sich zurückgewandt hatten zum Begraben.“ Treffend sagt noch ein mittelhochdeutsches Gedicht:

8is Isgsiit cli«K untvr 6is Lräs
Oa muostu in 6sr «nlsn
LtioKeo uuck vülso.

Und Uhland fleht:

„O legt mich nicht in's dunkle Grab,
Nicht unter die grüne Erb' hinab;

Das ist der ästhetische Standpunkt, wird man einwenden; aber ist er nicht ein tief begründeter? Wer jemals eine nach mehreren Monaten exhumirte Leiche gesehen hat, der wird, die theuren Bilder seiner Lieben im Herzen, den Leichenackcr „wo sie so sanft ruhen“, nur mit Grauen betreten. Man schmücke ihren Rasen mit Blumen und Gebüsch: immer bleibt er nur eine dünne Decke, unter der sie eine Reihe Jahre den fortschreitenden Verwesungsproceß durchmachen — es sind „übertünchte Gräber“, von denen Justinus Kerner in der letzten Zeit seines Lebens gesungen hat:

Wenn der Mensch, ein faulend Aas,
Lieget unter Erd' und Gras,
In und auf ihm Würmer, Käfer,
Sagen sie: der müde Schläfer
Ruht nun süß im Erdenschooß! —
Ich doch sage: Herbes Loos!

Und Wenn Jacob Grimm, trotz seiner Vorliebe für den Leichenbrand sich resignirt: Wir tonnen nicht wieder zu den Gebräuchen feiner Vergangenheit umkehren, schließt der Nichter:

Glaubt, am schönsten war' noch heut
Das Verbrennen alter Zeit.
Feuer läßt zurücke leine
Todtenköpf' und Todtenbeinc;
Was als Asche lam zur Welt,
Flug« in Asche niederfällt.
Und zum Trotz dem lalten Tod
Glüht ein heißes Molgenroth,

Solches trägt in Himmelslüfte
Ueber Moder, über Grüfte
Eines Menschen letzten Rest —
Das ist Tod nicht, ist ein Fest! -

Von Waldemar Sonntag erschien (Halle. G. Schwetschke, 1878) eine sehr beachtenswerthe Schrift, der „Todtencultus alter und neuer Zeit und die Begräbnisfrage“ behandeln. Das ist eine mit Fleiß und Talent verfaßte culturgeschichtliche Studie, welche Allen, denen diese letzten Dinge nicht gleichgiltig sind, empfohlen sei, falls man auch mit dem Schluß der „Frage der Gegenwart“ keineswegs einstimmt. Es ist die Feuerbestattung im Gegensatz zu dem Begräbnis, deren Geschichte vom frühesten Alterthum bis auf die Erscheinung der Schrift höchst instructiv behandelt ist mit Angabe der einschlägigen Literatur, 146 Nummern.

In diesen wenigen Jahren hat sich das Interesse für Feuerbestattung unter den gebildeten Klassen, man kann sagen in allen cultivirten Ländern, nicht bloß Europas, erheblich gesteigert.

Die Naturwissenschaft belehrt uns, daß es derselbe Oxydationsproceß ist, dem die begrabene Leiche in einer Reihe von Jahren anheimfällt, wie in dem Verbrennungsact, der kaum eine Stunde überdauert. Abgesehen von allen Rücksichten, hygieinischen :c., wie schön und heiter ist der Gedanke, statt des grauenhaften Verrottens unserer Leiber, sofort ihre Asche in reinlicher Urne zu bewahren oder zu begraben!

Und so habe ich das Forma ii-ritadils wawni, die Schaar der feinfühligten Partei auf meiner Seite, es versteht sich, vor allem Goethe. In der Natürlichen Tochter, IH. 3, läßt er den Herzog nach dem vermeintlichen Tode seiner Tochter sagen:

O, weiser Brauch der Alten, das Vollkommene,
Das ernst und langsam die Natur geknüpft:
Des Menschenbilds erhabene Würde, gleich
Wenn sich der Geist, der wirkende, getrennt,
Durch reiner Flammen Thätigkeit zu lösen!

Dasselbe spricht Platen in schönen Distichen aus:

Heilige Flammen, o kehrt, kehrt wieder zurück und gereinigt

Werde des Tods hinfort schnöde, verpestete Luft!
Möge zu Staub, der Bestattende, wieder die Leiche des Freundes

Sanft auflösen und sanft sink' in die Asche der Schmerz!
Wieder in reinlicher Urne, zunächst der bevölkerten Wohnung

Ruh? der köstliche Rest aller Geliebten um uns!

Wer dächte hier nicht an die Feuerbestattung Shelleys durch seinen Freund Byron?

Und wie spricht sich die Sehnsucht nach dem Unendlichen schöner aus, als durch Goethes:

Wenn der Funke sprüht,

Wenn die Asche glüht,

Eilen wir den alten Göttern zu!

Illustrierte Bibliographie.

ic deutsche Mcirchenliteratur vermehrt

sich alljährlich in immer wachsenden

Verhältnissen. Wir hauen alle Ursache,

stolz auf sie zu sein) denn nicht nur

die Sammlungen unserer Volks

Märchen — allen voran die der

Gebrüder Grimm — sind die durchaus besten

und vollständigsten, die irgendein Voll bcsiyt,

sondern wir haben auch an comvonirten Mär^

chen — wenn der Ausdruck gestattet ist — so

Treffliches aufzuweisen, daß höchstens Dänemark

, mit feinem einen, aber unerreichten h. Eh. Andersen gegen

uns in die Schranken treien darf.

Unter den Hunderten von Märchen, die jahrein, jahraus erscheinen, ist natürlich der größte Theil Makulatur — höchstens ein ehrendes Zeichen für das Gottuertrauen der Buchhändler, die damit vor das Publicum treten. Immerhin aber finden sich Ausnahmen, und auf eine solche sei hier hingewiesen.

Es sind die Mülchen von Julius Sturm (Leipzig, Nreitlovj und Härtel). Wenn ein wirklicher Dichter sich mit Märchenschiciben abgibt, dann lann man um den Erfolg ziemlich unbesorgt sein. Die eigentlichen Märchentupen sind ja längst gegeben, und es sollte jedem wohl schwer sein, neue zu finden. Die eigentliche Thätigkeit besteht bei der Composition in der Grupvirung der Handlung und in der Einkleidung. Und in Vczug darauf wird jeder Sturm volles Vertrauen schenken. Und mit Recht? denn seine Erfindung ist nicht nur sinnig, — Erfindung in jener beschränkten Auffassung genommen — sondern er hat auch, was wichtiger, ja das Entscheidend« ist, Ton und Stimmung auf das Glücklichste getroffen.

Doch — offen gestanden — handelt es sich in dieser Anzeige weniger um den Text als um die Illustration desselben. Da ist vor Allem eine Originalzeichnung des

Altmcisters Ludwig Richter zu nennen. Leider ruht die kunstreiche Hand schon lange—die Angen, die die Welt so freundlich angeschaut, sind längst stumpf geworden —: man muß annehmen, daß diese Zeichnung schon Jahre lang in irgend einer Mappe geschlummert hat. Sie ist darum nicht minder willkommen: ja wir begrüßen es gewissermaßen mit doppelter Freude, daß sie hier nun zu rechtem Leben erweckt ist. Denn wenn irgend jemandes, so gehören Richters Werke dem ganzen Volke. Und

auch wenn er, wie hier, uns eigentlich nichts neues sagt, wenn man auf dem Blatte liebe alle Bekannte findet, so begrüßt man sie mit immer frischer Freude.

Den Hauptheil der Jllustrirung hat Olga von Fialka übernommen. Vor Jahressrist, gelegentlich der Prachtausgabe von Leanders „Träumereien“, haben wir die talentvolle Künstlerin kennen gelernt und mit dem Wunsche von ihrem Werke Abschied genommen, ihr bald wieder zu begegnen. Dieser Wunsch erfüllt sich hier in erfreulichster Weise. Allerdings sind Sturms Märchen kein Prachiwcrk, sondern ein

fach ein gut ausgestattetes Volksbuch, und so tonnte die Künstlerin eine besonders schätzbare Seite ihres Talents, ihre ungewöhnliche Befähigung für die Ornamentirung, nur in beschränkter Weise bekunden. Dafür zeigt sie sich auf den übrigen Gebieten um so tüchtiger. Sie hat offenbar sehr gründliche Studien gemacht, ihr Können,

besonders ihre Kenntnis; des Körpers, ist sehr achtungs werth. Das tritt um so stärker heruor, als sie hier eine heiuorragende Kraft im dramatischen Ausdruck bekundet. Meist gibt sie Situationen gesteigerter Ne^ wegung, und dann findet sie überall einfachen und dabei packenden Ausdruck dafür. Hier wirkt ihr Talent völlig wie ein männliches. Sic ist offenbar zur Illustration ganz besonders berufen: und da sie sich nicht gemein macht, ihre Leistungen nicht in illustrierten Zeitschriften zersplittert, sondern sich jedesmal in einen einzigen, umfangreichen Stoff zu vertiefen fchcint, fo darf man wohl noch Bestes uon ihr erwarten.

Das ganze Buch ist, wie gesagt, würdig und erfreulich, aber durchaus anspruchslos ausgestattet. Zugänglich dem Bereiche des kleinen Beutels — einem Bereiche, der allein noch an Geschenken seine rechte Freude haben soll — und für ihn jedenfalls eine der lohnendsten Erwerbungen. o^.

Wenn man die Statistik zu Rathc zieht, so über zeugt man sich, das, in unserer Zeit die Theilncchme für die Trachtenkunde eine ganz austergewöhnlich hohe sein muß. An dieser Stelle sind im Laufe des ver^ gangenen Jahres nicht weniger denn drei große Costümwerke mehr oder minder ausführlich angezeigt worden: der Hcfncr-Altencck, der Kretschmer-Rohrbach und Jacob uon Falke, Costümwcrle — alle drei, jedes in seiner Art vorzüglich. Es will viel heisten, wenn über ein einziges Fach gleichzeitig drei so umfangreiche Schriften erscheinen, deren Herstellung nach der Natur der Sache ungewöhnlich kostspielig sein must. Das setzt eine ganz bedeutende Kauflust des Publikums voraus. Sic ist aber um so auffallender, als es sich hier um einen Gegenstand handelt, der nicht nur seiner äüstem Kostbarkeit halber auf den in Deutschland doch engen Kreis der Wohlhabenden beschränkt bleiben must, der vielmehr auch durch seinen Gehalt wiederum einen grasten Theil jenes Kreises ausschließt und sich ganz speciell an die wendet, die nicht blost wohlhabend, sondern auch gediegen gebildet und. Ihre Zahl must jedenfalls gröster fein, als man gemeinhin anzunehmen pflegt. Geschieht doch auch Alles, um dieselbe zu vermehren! Unsere grosten Fcstzüge, unsere Vlaskenfestc sollen möglichst echt ausgestattet sein, und Künstler ersten Ranges kommen den Laien, die sich zn beteiligen gedenken, mit ihrem Rathe zu Hülfe. Und auf der Bühne beginnt gar allmällig — Tank de» Meinigern und Richard Wagner — ein Streben nach archäologischen Trachten zu herrschen, das häufig die Grenzen des Schönen und Berechtigten überschreitet und in das Lächerliche ucr° sällt. Hat sich doch Irving, der talentvolle Spcctalcltragöde Englands, gar einfallen lassen, den Hamlet, nachdem er ihn hundertmal im gebräuchlichen Costüm gespielt, archäologisch echt in Scenc setzen zu wollen, das heißt, ihn in die Zeit zurüctznuer

legen, wo die Sage entstanden sein mag, wo der Mensch sich in Felle kleidete, wo ein Kampf, gleich den« des Hamlet mit Laertes mit Aeiten ausgefochten wurde, und wo der Ruf der Ephelia nach ihrer Kutsche ein mehr als urwüchsiges Ochsengespann

bedeutet hätte. Nie dieser, und wie Wittenberg und Varis mit dem altsländinauischen Hamlet in Linklang zu bringen gewesen wäre, das hat sich Mr. Irving anscheinend wenig kümmern lassen.

So treibt ein lebenswcrthes Streben krankhafte Früchte, wie es auch häufig genug die öffentliche Meinung zu Irltheilen uersührt, die nur im Schimmer äußerlicher Treue, iricht im gediegenen Kern eines Kunstwerkes enthalten sind. Auch manch' einem Maler lommt diese Mode zu Gute und verleiht seiner 'Kenntnis, antiker Krüge, Schuhe und dgl. einen übertriebenen Nrth. Man mu« solche Auswüchse hinnehmen und sich freuen, das, ihr Boden wenigstens ein gesund« isl, und dast daneben auch rein Befriedigendes gedeiht. So die Costümwerlr.

Ihr Verzeichnis! in diesen Blättern ist bisher keineswegs vollständig gewesen. Es bleibt vielmehr eines nachzutragen, das sich den früher genannten auf das Würdigste anreihet. Es heißt Trachten, Haus-, Feld- und Kricgsgeräthschaften der VölleraltrundncucrZcit, gezeichnet und beschrieben uon FriedrichHottenrotl, (Stuttgart, G. Weife). Das Wert erscheint bereits in zweiter Auflage — in Lieferungen, uon denen bis jetzt fünf erschienen sind. Mit dem Kretschmer-Rohrbach hat es das gemein, daß es zunächst für den praktischen Gebrauch bestimmt ist. Durchblättert man den Text, so findet man da und dort Schnittmuster, — so zu sagen — eingedruckt: kleine Zeichnungen die das Gewand entfaltet zeigen, das auf dem Leibe oft einen ganz verwirrenden Wurf annimmt. Nicht nur Pallium und Toga, sondern auch das alle Hemd und die colossalc Schürze des Aegupters sind so dargestellt. — Man musi gestehen, das, diese Kenntnis, zunächst ganz überraschend wirkt. Selten Hai

man sich klar gemacht, woraus eigentlich die Kleidung zusammengesetzt ist, die man auf den Original-Bildern nur als Ganzes zu betrachten sich gewöhnt hat, und in der man, bei der primitiven Ausführung vieler solcher Bilder, sich zurechtzufinden — man felbst bei dem besten Willen verzweifeln müßte.

Diese Schnittmuster, die man in solcher Ausführlichkeit nirgends findet, kennzeichnen, unseres Erachtens, am treffendsten das ganze Werk. Was sonst die bildliche Ausstattung des Werkes anlangt, so zerfällt sie in zwei

Abteilungen. Die eine, umfangreichste, bilden Chromolithographien, deren jeder Lieferung zwölf Tafeln beigelegt sind. Aber nicht wie beim Hefncr enthält jede Tafel nur eine geringe Anzahl Darstellungen, sondern wie beim Krctschmcr-Nohrbach — sogar in noch höherem Mäste — ist der Raum auf das Genauste ausgenutzt, um möglichst viel — doch ohne daß dabei die Deutlichkeit leide — auf einer Tafel zusammenzudrängen. Eine unglaubliche Menge Figuren, Geräthc u. dergl. findet man auf jeder. Und doch ist dabei für den Schönheitssinn geforgt. Hottenroth hat überall die Gestalten gefällig gruppirt, und vor Allem zeichnet er sehr schön: wundervollen Körpern begegnet man auf seinen Blättern.

Ganz so ansführlich wie Kretschmer-Rohrbach ist Hottenroth vielleicht nicht: allein er bringt das Typische vollständig und immerhin noch etwas mehr. Und die Tafeln finden in den dem Texte eingedruckten Holzchnitten (wir geben einige Proben davon) eine willkommene Ergänzung. Auch diese sind charakteristisch. Auf den Tafeln hat

Hottenroth — unbeschadet der Richtigkeit sein« Angabe — seine Figuren gewissermaßen modernisllt. Er girbt leine peinlich getreuen Nachbildungen der Originale, keine Aegypter mit Poluphemaugen. lind das ist jedenfalls verständig: denn er gewinnt nicht nur eine größere Gefälligkeit, sondern auch eine größere Klarheit in der Darstellung der Tracht, die Uon den Künstlern oder Kunsthandwerkern vieler Völker häufig ganz fchcmatisch, bloß andeutungsweise behandelt wird. In den Holzschnitten dagegen, welche die Tafeln erläutern und Einzelnes verdeutlichen sollen, giebt er Nachbildungen von Originalwerken.

Noch Eines ist auf diesem Gebiete zu erwähnen: das sind die wunderschönen Initialen, die — gleichfalls von Hottenroth gezeichnet — jedes Kapitel eröffnen. Man lann kaum etwas vollendetes sehen. Dieselben entsprechen nicht nur volllauf den strengsten Anforderungen des Schönheitsgeföhls, sondern der Künstler hat auch mit seltenen» Geschmack und reicher Erfindung jeder etwas uon dem Charakter des Volks oder der Zeit aufzuprägen gewußt, das er in dem betreffenden Kapitel behandelt. Ganz besonders gelungen sind ihm die Initialen zu den Kapiteln der Ajstircr, Aegypter :c. Wir werden in einem der nächsten Hefte beweisen, daß wir mit Vorstehendem nicht' zuviel gesagt, indem wir aus dem Buche ein reichstilisirtes romantisches D. abdrucken

Die Ausstattung des Wertes ist vortrefflich. Der Druck der Illustrationen verdient das höchste Lob: der Text ist in kräftiger Antiqua gedruckt, die dem Auge überaus wohlthut, das Papier ist schwer.

Hottenroth hat nicht nur als Gelehrter den Siosf gesammelt, nicht nur als Künstler gezeichnet, sondern zu guter Letzt auch noch die Feder zur Hand genommen und den Text geschrieben. Und auch das, als wäre er Schriftsteller vom Fach. Er schreibt klar und flüssig und nicht ohne Anmuth, daß man sich dieser Darstellung schon allein freuen darf, ohne das unangenehme Gefühl zu haben, nichts weiter zu lcfen als unentbehrliche Erklärungen — wie man dem Castellan in einem Schlosse zuhört, aus dessen Geschwiw man nichts auffaßt, als hie und da einen Künstlernamen.

Oben ist das Buch als wesentlich für die Praxis bestimmt gekennzeichnet. Allein aus dem Gesagten erhellt wohl zur Genüge, daß auch weitere Kreise als die der Kostümschncidcr und Praktiker ähnlicher Art, sich seiner nicht nur mit Vortheil, sondern auch mit wirklichem Genuß bedienen werden. Es ist ein nach allen Richtungen schönes Vuch und verdient den besten Erfolg.

Gottfried «eller. das Sinngedicht. Novellen. 8. 414 S. Berlin. 1782. Wilhelm Hertz. 6. —

Diese neueste Gabe des schweizer Dichters bereichert die Novellen-Literatur unserer Zeit um eine ihrer bedeutsamsten Erscheinungen, der nur Wenige an die Seite zu setzen ist. Wer für das feinere Wesen der Erzählungskunst ein offenes Verständnis, besitzt, der wird das Buch nicht aus der Hand legen, ohne von der Liebenswürdigkeit, dem reichen Humor, welche uns aus dem Buche entgegensehen, dann wieder von seinen, kunstvollen Gcfüge und der Fülle feinsinniger Bemerkungen dauernde Eindrücke empfangen zu haben. Wer gar die Kunst der Erzählung zu beurthcilen vermag, der wird das Buch nicht ohne ein Gefühl ästhetischer Erbauung aus der Hand legen„Eine Kraft, die das Ideale in den Granitgrund der unerbittlichen Lebenswahrheit einzusenken versteht und wie ein strenger Arzt vor das Angesicht unseres verwohnten, verweichlichten Geschmackes und Seelenlebens tritt, zugleich eine Kraft, die ihr Deutsch am Urquell der Sprache schöpft. Der innere Rcichthum knapp zusammengehalten, als gegenständlich, nirgends das Subject mit Rede vordringend, der Stoff mit durchdringendem Denken gehegt, zur Reife verarbeitet, der Stahl künstlerisch blank geschliffen." So spricht Fr. Th. Bischer an einer Stelle, wo er Kellers vergleichend erwähnt, und dann wieder an einer anderen: „Rühmt man im Gespräch, mit welcher Freude man ihn gelesen, so entdeckt Man mit Verwunderung häusig, das, Männer und Frauen, die sonst ganz wohl wissen, wo Schönes sticht, diesen Nomen gar nicht kennen. Einen Theil der Schuld mag die lange Pause tragen, in der er geschwiegen, einen Thcil wohl auch die Art seines Geistes; die Mehrheit will ja in der Poesie ihren gewohnten prosaischen Vorstellungen begegnen, kein Auge sür Anschauung, kein Ohr sür Stil und Urklang der Sprache." Wer aber das hat und wer bei dem Dichter mehr sucht als aufgeputzte Prosa, der wird in Gottfried Keller einen der Besten unserer Literatur liebenlernen. Das Acuszrcrc des Bandes ist,den Traditionen desVcrлагes folgend, vornehm.

Theodor Fontane. Wanderungen durch die Mark Brandenburg. Vierter Theil: Sprccland. Bccskow-Storkow und Barnim-Teltow. 8. IX und 4S9 S. Berlin, 1882. Wilhelm Hertz. .5.7. Vor etlichen Monaten erst hat „Nord und Süd" aus der Feder des berühmten Wanderers durch die Mark in zwei Heften dessen Studie „Grocben und Siethen", veröffentlicht. Sie bildet jetzt eine Zierde des vorliegenden vierten Theiles der „Wanderungen". Als ein charakteristischer Beweis für die Eigenart ihres Verfassers, für seine hohe Kunst der Beobachtung von Menschen und Dingen, für sein feines Naturgeföhlfür das lebendige Verständnis Fontanes allen Erscheinungen der historischen Culur gegenüber, dann wieder sür die Kunst und Originalität seiner literarischen Darstellung, überhebt uns, „Grocben und Siethen" unseren Lesern gegenüber einer eingehenderen Bcurthcilung des Ganzen. Denn diese Studie ist wie Alles in dem Bande — und ein besseres Lob vermögen wir diesem nicht zu spenden. Hoffen wir, das, die in dein „Schluszworte" ausgesprochene Drohung, diesen Band den letzten sein lassen zu wollen, eben nur eine Drohung ist, welche auf die Bitten feiner weiten Bcrehrerschaar von Fontane zurückgenommen werden wird.

Arnold Rnge. Geschichte unserer Zeit von den Freiheitskriegen bis zun, Ausbruche des deutsch-französischen Krieges, 8. IV und 292 S. Leipzig und Heidelberg, 1881, C. F. Winter.

Zu dem Nachlasse des am 31. Dcc. 1880 in Brighton verstorbenen Arnold Ruge gehörte unter Anderem das Manuskript einer „Geschichte unserer Zeit", welches einen, von dem Verfasser bei seinen Lebzeiten ausgesprochenen Wunsche gemäß von dessen Witwe der VrrlagShandlung zur Veröffentlichung angeboten wurde. Das Urtheil derselbe» ist zu unterschreiben: Wir verhehlen uns nicht, das, das Buch mannigfache Angriffspunkte bieten kann, aber die eigenartige, knappe, durchgeistigte Darstellung des Verfassers wird selbst das Interesse derer wecken, welche den Standpunkt des letzteren — er gehörte seiner Zeit bekanntlich der äußersten Linken des Frankfurter Parlaments an und wurde nicht selten ein „unpraktischer Doctrinair" genannt — nicht zu thcilen vermögen. — Wie eine Versöhnung dieser Zeit des Doktrinarismus mit der gegenwärtigen tritt dieses Buch vor uns hin und dadurch schon gewinnt es einen besonderen Reiz. „Die Königin der Welt ist die Vernunft; Zeit braucht sie, um durchzudringen, weiter aber auci, nichts!" Mit diesem hoffnungsvollen Satze — er wird von der allgemeinen Entwaffnung gebraucht — schließt der fesselnde Band.

PlautuS U. sein Jahrhundert. Schauspiel in fiins Aufzügen und einem Prolog von Pietro Cossa. Mit Autorisation des Verfassers deutsch bearbeitet von Hermann Lungwitz. Plauen i. V., F. E. Neupert. Ein recht kaltes Stück Komödie. Zusammengelesener Anekdotenkram, als hätte Cossa die Kammer „Archäologie" rc. im Hirne eines Abiturienten geplündert. Das Jahrhundert wird dadurch geschildert, daß Scipio sich 5 Is Ooriollw verbannen läßt, und daß Cato zwecklos umherläuft und jeden Statisten versichert, Carthago müßte zerstört werden. Dann ist auch viel von einreißender Liederlichkeit und antiker Römergröße die Rede. In der That sind die Nebenpersonen des Stückes eine recht saubere Sippschaft, und Plautus, um auf diesen Helden zu kommen, ist wenig besser. Daß er nebenher durch seine Komödien zur Tugend mahnen will, ist ein geringer Trost, und die verächtliche Art, womit Cato ihm das zum Schlüsse klar macht, (er endet natürlich: „Denk' stets, daß fallen muß Carthagos Beste!") ist noch das Erfreulichste am ganzen Stück. — Wir Deutschen haben von Cossa einige sehr gute Schauspiele auf unserer Bühne gesehen, ivir haben erst kürzlich erlebt, daß Italien den eben Geschiedenen aus der Maßen feierte — wir sind vielleicht geneigt, den Dichter zu überschätzen. Es sollte wirklich jeder diesen Plautus lesen, um sich zu überzeugen, daß der Colossus auch nur ein hohles Ding ist. Die Nebcrsetzung ist nicht übel, die Ausstattung ist das beste an dem Buche. >

Eine echteLcsstragödie ist Solomon de Caus, ein FLnfactervon einem vorsichtig anonym Gebliebenen (Stettin, Herrcck u. Lebclng). Merkwürdiger Weise in Prosa, nicht in den unvermeidlichen Fiinffüßlern. De Caus ist der rechte Typus des Tragödicnhelden für Idealisten: er entdeckt die Dampfkraft und wird als Verrückter eingesperrt. Seht da den Helden! Im Stücke geht es denn auch genau nach diesem Programme. Erster Act: Solomon erzählt von seiner Entdeckung. Zweiter Act: Solomon sucht sie bei der blöden Welt zu vrwerthen. Dritter Act: die blöde Welt sperrt ihn ein. Vierter: Freunde erwirken seine Freilassung. Fünfter: er stirbt aber im Wahnsinn. — Einfach aber niedlich! sagte der Teufel: da strich er seinen Schwanz grün an. In der That kommt noch eine unglückliche Gattin und ein italienischer Bösewicht mit schwarzer Lockenpcrrücke vor — aber das ist auch noch ein ziemlich geringes Auskommen.

Charakteristisch ist wenigstens die Sprache unseres Anonymus. „Ha! saugt euch voll, ihr Augen! da ist Liebreiz!" „Für reine Wahrheit nur! und will's beweisen" — Schauspieler nennen das „verrücktegcmordenc Prosa". —ok.

Sentcnzen-Zchatj aus Dichtern und Denkern aller Zeiten. Gesammelt und herausgegeben von Max Lehmann; Berlin, Haude und Spncr. (F.Wcidling.)

Dieses Buch ist die zweite Auflage des Sentenzenschatzes aus alten und neuen Classikern, der vor einigen Jahren nach Verdienst freundlich aufgenommen worden ist. Sic ist verbessert und vermehrt — erstens, indem bei den fruchtbareren Dichtern die Einzeltitel der Werke nachgetragen worden sind, dem jeder einzelne Spruch entnommen — letzteres, indem eine ganze Reihe damals mit Unrecht vernachlässigter Autoren herangezogen worden ist: es sei hier nur Arndt, Byron, Calderon, Gcibel, Kant, La Rochefoucauld erwähnt. Das Buch, das ein passendes Gegenstück zu den im

gleichen Verlage erschienenen Geflügelten Worten bildet — dies enthält die landläufigen Sprüche, und jenes die, welche landläufig zu werden verdienen — bedarf schwerlich noch besonderer Empfehlung. Es zeichnet sich vor vielen gleichartigen durch Vollständigkeit in der Kürze und durch geschmackvolle Auswahl aus. Seltsam wirken solche Sentenzenschätze immer? denn „wo dem Einen Rosen lachen, sieht der Andere dürrcn Sand", und des Widerspruchs ist lein Ende: aber auch der Widerspruch wirlt anregend.

Ein Triumph des deutschen Buchhandels, der uns alljährlich mit zahllosen völlig überflüssigen, nichtssagenden Büchern segnet, sind dagegen die Lichtstrahlen aus Friedrich des Großen Schriften, gesammelt von C. Schröder (Halle, G. Schwetfchle). Es seien hier nur zwei Strahlen eingesungen: „Keine Rücksicht tann wichtig genug sein, einen ehrlichen Mann zu veranlassen, sich von seiner Pflicht zu entfernen" — und „Ein altes Sprichwort sagt: Müßiggang ist aller Laster Anfang! man könnte hinzufügen: Fleiß ist aller Tugenden Anfang. Das ist eine zuverlässige Wahrheit, bestätigt durch die Erfahrung aller Zeiten und Orten (sie)". Allerdings, zuverlässige Wahrheiten alle Neide, aber keine Lichtstrahlen. Aber die Schriften Friedrichs, wie die seiner Zeitgenossen, sollte man überhaupt nicht nach „Lichtstrahlen" absuchen. Sie alle haben etwas Gemachtes, Zopfiges im Empfinden, doppelt, wenn sie sich in Sentenzen ergehen. Selten hat sich Thun und Bekennen so wenig gedeckt, wie in jenem Jahrhundert, wo die kaltblütigsten Schurken es für anständig hielten, von Zeit zu Zeit ein Thränchen zu vergießen. Und der große König selbst, dem gewiß auch viel daran lag, daß der Kanzler von Ludwig sein Anrecht auf Schlesien bewies, beeilte sich doch zunächst, das herrenlose Gut einzustecken, und würde es sicherlich, trotz dem Antimacchiaucil, nicht herausgegeben haben, auch wenn Ludwig im Beweisen weniger glücklich gewesen wäre. Tugendhafte Sentenzen waren Mode, und er folgte der Mode, so wie er heutigen Tags, unbeschadet seiner Tugend, dem Sentenziösen sicherlich aufmerksam aus dem Wege gegangen sein würde. Aber er ließ die Sentenzen nicht mächtig über sich werden, und wenn seine Schriften von Menschenliebe triefen, so ist seine Erwidcrung sicher ehrlicher, als ihm der Pädagog auseinandersetzen wollte, die Menschen seien von Natur gut: „Ach mein lieber Salzer, Er kennt diese vermaledeite Nacc nicht!" Das ist kein Lichtstrahl — aber das ist charakteristisch! —ok.

Mei Leibztg l«w' ich Mir! Nagelncic Bossicen von Edwin Norman». Leipzig A. G. Licheslind. Wer an der ersten Sammlung der Vormannschen Dialektgedichte seine Freude gehabt — und wir hoffen sehr, daß es Viele gewesen — der wird diese nagelneie Folge gewiß mit behaglichem Vorgefühle in die Hand nehmen. Und er findet darin wiederum prächtige Stücke jenes trockenen Humors, zu dessen Ausdruck sich die melodische Sprache Meißens und der weiteren Umgegend so trefflich eignet. Das Mcißensche ist nicht umsonst zwei Jahrhunderte lang Quelle der Schriftsprache gewesen, hat nicht umsonst noch zu des jungen Goethe Zeiten für den gebildeten Dialcct gegolten —: es steht in Folge seines einstigen Herrscherthums noch heute der Schriftsprache näher als irgend ein anderer Dialekt — besonders in dem, was den Wortschatz anlangt. Und da sich seit besagten Zeiten des jungen Goethe unsere Ansichten über mustergültige Reinheit der Aussprache immerhin erheblich geändert haben, und jener melodische Tonfall allzu singend und die Lautirung verwaschen erscheint, so wirken die Worte schon allein durch ihren Klang komisch. Edwin Nonnann hat diese Eigenthümlichkeit natürlich sofort erkannt und sie höchst glücklich ausgenutzt: seine Schilderungen aus dem Philisterlcben des biedern Leipzigers, seine harmlosen Spöttereien über den nicht unberechtigten Kirchthumpatriotismus desselben sind hochergötzlich. Auch in der Ballade ist er glücklich. Eine der gelungensten ist die, welche die fabelhaften Fähmnisse schildert, worein Held Torstenson durch die Rathsgose grathen und die vereitelte Rache des gemüthlichen Schweden — mit einem feinen epigrammatischen Schluß, den allerdings wohl nur der Leipziger recht würdigen kann. Ueberhaupt wimmeln die Gedichte von localcn Anspielungen, die dem Eingeweihten den Genuß zehnfach «höhen. Aber

da die Gedichte auch ohnehin ansprechend genug sind, so wollen wir das nicht tadeln

im Gegentheil, wir stehen solchem Bestreben eigentlich sympathisch gegenüber und mochten nur wünschen, auch sür andere Orte, vornehmlich für unser liebes Berlin, geschähe desgleichen. Denn auch die Lyril bekömmt häufig etwas bestimmteres und frischeres, wenn sie sich an bekannte Traditionen anschmiegen kann. Und ein wenig poetische Verklärung — selbst nur humoristischer Weise — kann unserer Umgebung nichts schade«: mancher, der für diese blind ist und thöricht ins Weite schweifen zu müssen glaubt, lernt dann vielleicht eher, das Heimische wirklich zu sehen und sich dessen zu freuen. Wir hoffen bald ein neue« Heft Bossiccn zu erhalten. Die Ausstattung des vorliegenden ist übrigens wieder mustergültig, wie Alles, was aus dem Verlage von Liebeskind hervorgeht. Besondere Erwähnung verdienen die Gupfer in feinen Holzschnidde von denagademischen Professor der Mahlergunst E. Ille. Ille, wenn sonst durch nichts, so doch gewiß durch seine Theilnahme an den Fliegenden Blättern, den weitesten Kreisen uorthcilhaft bekannt, ist wie kein anderer geeignet, grade Poesien in der Art der Normannschen zu illustrircn. Er hat einen ganz prächtigen Typus für den Philister gefunden — man könnte dieses Wesen in Schirmmütze, Directoircock und Werthcrsticfeln eigentlich den stylisirten Philister nennen. Und auch sonst findet er sehr glückliche Figuren, denen er allen etwas heraldisch-steifes, überaus barockes gibt. Mit den Gupfern in feinen Holzschnidde hat es übrigens, so toll es klingt, seine Richtigkeit. Nie sollten solche altmodische Blättchen auch vervielfältigt werden, als nach der Väter löblichem Brauche in Kupferstich. Und so hat sich denn der Holzschneider (Tegetmcier) anstrengen müssen, dieser Technik so nahe als möglich zu kommen, so daß man wirtlich beinahe den Eindruck erhält, als sehe man, närrisch verzerrt, Illustrationen zum Sigwart oder zu irgend einem Musenalmanach.

Es sei bei dieser Gelegenheit noch einiger Schriftchen Erwähnung gethnn, die sich gleichfalls mit der Volkssprache beschäftigen. Zunächst einer, die gegenwärtig in vierter Austage herausgekommen ist: Allcrlee aus dar Aebcrlausitz (mit 19 Holzschnitten von Prof. Bürkner. Bautzen, Ed. Nühl), Eine Sammlung von ernsten und heitern Gedichten und Geschichten, anspruchslos gegeben und würdig, freundlich aufgenommen zu werden. Das Lausitzische steht dem Schlcisichen am Nächsten, ein schwerfälliger Dialekt, der stets plumpstieflig über frifchgepflügtes Land zu stolpern scheint. Dabei aber klingt es kräftig, voll: ein Dialekt, den kennen zu lernen, lohnend ist. Und auch der ganze Vorstellungskreis des Dichters ist so einfach, daß man sich gern einmal in so Ungewohntes hineinversetzen läßt. — Ausdrücke und Redensarten der Elbingschen Mundart gesammelt und erklärt von Aug. Schemionel. (Danzig, Theodor Nertling.) In der Einleitung klagt der Autor über das Aussterben dieser Mundart, die man allerdings nächstens wohl nur noch im Wallnertheater von den Lippen strebsamer

Soubretten hören wird — und leitet aus dem Bestreben, das Vorhandene wenigstens noch einmal darzustellen, die Berechtigung seines Büchelchens her. Es hätte dieser Begründung nicht bedurft. Jeder einsichtige Freund unserer Sprache wird es als ein verdienstliches Werl betrachten, wen» jemand die Idiotismen seiner Heimath mit Verständnis; sammelt und hcrausgiebt. Das ist eine Arbeit, die eigentlich für jeden mundartlich einigermaßen abgegrenzten Bezirk gethan werden mühte. Es ist sch on philologisch wrthuoll, diesen immer mehr zusammenschwindenden Bestand von Worten benutzen zu können, die auf manches sprachliche Problem, sogar auf historische Fragen bisweilen überraschende Lichter weisen. So kennen z. N. einige Bezirke der Provinz Sachsen die Redensart: „Das ist für dm alten Fritzen" — d. h. vergeblich — eine Uebercinslimmung mit dem „liÄvailIsr pour Is rm äo ?in88s" im Munde von Leuten, die von Voltaire nie ein Wort gehört haben, so daß die Erklärung, die wohl auch Büchmann von dem französischen Sprichwort giebt, einen argen Stoß erhielt. Aber abgesehen davon: auch der Schriftsteller findet in Büchern gleich dem von Schemionel

häufig schätzbaren Stoff anungbräuchlichenWorten und Bildungen, welche Einführung in die Schriftsprache wohlvrdiencnundb lohnen. Grade hier verhielt sich allerdings dasElbingsche spröde. In Folge starker Zersetzung durch das Polnische hat diese Mundart eineReihe von Lauten aufgenommen, die — wie das weiche fch, das weiche s nach kurzem Vocal — sich mit unserem Alphabet durchaus nicht wiedergeben lassen. Was freilich nicht hindert, dag es eine ganze kleine Literatur in Elbingcr Mundart giebt — die allerdings wohl kaum über den engsten Umkreis hinauSgcdrungen ist. In seinem anerkenncnswrthcn Streben nach Vollständigkeit ist der Verfasser übrigens weitherziger gewesen, als zu billigen ist. Ausdrücke wie rumoren, Sammelsurium, scharmcrken, Schabernack, Schacht (Prügel), Schaff, schandshalber — sie finden sich auf einer Seite — als spccsisch elbingsch zu beanspruchen, das zeugt von einem RLubergcwissen. Sprich wörtliche Redensarten mit ihren Erklärungen herausgegeben von I. Gotzel (Berlin, Adolf Stubcnrauch). Das Buch ist ein rührender Beweis dafür, daß auch schon auf Erden für die geistig Armen gesorgt wird, und sie nicht ausschließlich auf die Verheißungen der Bergpredigt angewiesen sind. Wer nicht einmal rathen kann, was ‚auf heißen Kohlen stehen", „glühende Kohlen auf Jemandes Haupte sammeln" heißt, der kann es hier erfahren. Weiter scheint das Buch keinen Zweck zu haben.

-ok.

Mai 1882.

Inhalt.

Sille

Karl Theodor öchnltz in Danzig.

Gesüht. Novelle 1,59

f. Siegfried in Bonn.

Illusionen. Line psychologische Studie 201.

Rarl Bartsch in Heidelberg.

Das altfranzSsische Volkslied 22H

H. Ehrlich in Berlin.

Johannes Brahms 2H2

ohann Kelle in Prag.

Die verwälschnng der deutschen Sprache ^ 252

j)anl Lindau in Berlin.

Die Geschwister. Roman in vier Viia'cr» von Carl Frenzel.. Zgg

Bibliographie. 28c>

Hierzu ein Porträt von Johannes Brahms. Radirung von Wilhelm Rohr

in Königsberg i, pr.

^?o»d und Süd" erscheint am Ansang jedes Monats In lZeftcn mit je einer Runstbeilage.

— preis pro SZuarlal sZ hestel S Mark.

Alle Buchhandlungen und pastanstalten nehmen jederlei! Bestellungen an.

— . Zilie aus den rrdaNionellen Inhalt von „Zkord und SKd" dezligliche Sendungen sind an die

Gesüht.

Novelle

von

liarl Theodor Schultz.

— Danzig. —

I.

ie Kälte schien noch immer zu steigen. Der letzte angenehme Tag war der 27te December geblieben, an welchem die Compagnie der Premier-Lieutenants Werneck vom Hohenzollern'schen Füsilier Regiment, auf mächtige Leiterwagen gesetzt, mit einem Eclaircur-Commando der 9ten Husaren an der Spitze, die lustige Fahrt nach St. LSger und Croisilles bis in die Nähe von Arras gemacht hatte. Es war kein hoch strategischer, aber auch kein unwichtiger Auftrag gewesen, mit welchem Werneck in die dämmernde Morgenfrühe entlassen worden war: man wollte sich darüber Gewißheit verschaffen, ob General Faidherbe seine Ruhcquarticre hinter der Scarpe etwa aufgeben und bereits im Vorrücken wäre. Darum sollte auch bei einer feindlicherseits stattgefundenen Besetzung jener Orte ein Angriff gemacht und derselbe so lange fortgesetzt werden, bis der Gegner seine Streitkräfte gezeigt hätte. Angesichts der ungewöhnlichen Art und Weise der Beförderung war von Anfang an ein besonderer frischer Zug durch die Truppe gegangen; natürlich hatte sich dieser nicht bis zum Lauten gesteigert, aus jedem Auge aber, jeder Bewegung war gleichsam ein Blitzen hervorgebrochen, welches die lebhaftc Spannung Aller verrieth.

Doch Faidherbe saß ruhig in den alten Quartieren, nur ein rothosiger auf Urlaub in die Heimath gekommener Reconvalescent wurde entdeckt und für seinen Schrecken ans einer der requirirten Flaschen Rothiveins erquickt; weitere Heldenthaten gab es diesmal nicht zu verrichten. Nachdem eine Contribution von daheim fehlendem Brot auferlegt und eine Anzahl Waffen zerstört war, trat man unbelüstigt die Rückfahrt an. Dennoch war Werneck wenigstens mit sich — nicht unzufrieden; hatte er doch dem Drängen seines Feldwebels widerstanden, der die prachtvolle, in einem Saal der Mairie gefundene Fahne der Croisiller Schützengilde als Trophäe angesehen, und durchaus mitnehmen wollte. Gar zu unblutig wäre dieselbe errungen worden: eine kriegerische Trophäe, um welche nicht Blut, nicht viel Blut geflossen — was bedeutete die!

Er sollte noch genug von dem „besonderen Saftc" fließen sehen — der Premier Wernes von der Landwehr; augenblicklich war jedoch langersehnte Ruhe in Achiet le Grand, zu dessen Commandanten er am Morgen nach jener Fahrt ernannt worden. Als solcher kamen ihm nie gekannte Ehren zu und er sah anfangs mit jovialem Erstaunen auf das stramme Präsentiren aller Posten: zu welcher gewichtigen Persönlichkeit er sich aufgeschwungen halte! Andere Dinge, besonders die mit der Commandantur verbundenen Ortsgeschäfte zeigten sich bald auch weniger wünschenswerth: Dienst bleibt aber Dienst. So gab er bereitwillig jedem Dörfler, der feinen Weizen gemahlen haben wollte (selbstverständlich unter der steten Rubrik für die Einquartierung backen zu müssen), den bezüglichen Erlaubnißschein, da die Windmühlen der Umgegend deutscherseits mit Beschlag belegt waren; jeder Alten (Junge kamen nicht), welche irgend eines Geschäftes in Gomiscourt oder Bapaume wegen die Posten zu passiren wünschte, stellte er eine Art von Paß aus; alle Klagen der Truppen über Quartiere oder Reclamationen der Quartiergeber fanden vor feinem Forum ihre Erledigung — kurz den Tag über drängte ein Bittsteller den andern. Seiner wohlwollenden Natur nach suchte er aber selbst mit persönlichem Zurücktreten Allen gerecht zu werden. Dadurch errang ei sich bei den Oitsangehörigen bald eine gewisse Hochachtung, die sich bis zu freundlichem Entgegenkommen steigerte, als denselben auf seinen Vorschlag erlaubt wurde, sich bei der wachsenden Kälte aus den zufällig in Achiet le Grand'in großen Massen lagernden KohlenVurräthen der Nothschild'schen Eisenbahngesellschaft nach Bedarf oder Belieben Kohlen heimzubringen. Welche Wanderung ‚da begann! von Hoch und Gering, Arm wie Reich. In Wagen, Karren, Schürzen, Töpfen, sogar in den Armen trug man sich die kostbare Last heim: und aller Mienen hatten einen frohen Ausdruck, tausend heitere Zurufe erschallten wieder, ja gerade aus den geschwärtztesten Gesichtern lachten die glücklichsten Augen.

Werneck lag bei einem Epicier im Quartier, der ein kleines freundliches Haus beinahe in der Mitte des Dorfes besaß. Die für die Zeit der Besehung ihm gehörigen Räume bestanden in einem großen Durchgangszimmer, welches ganz mit Waaren gefüllt war, die in Tonnen oder Kisten herumstanden — und in einem Eabinet, welches dem ungemüthlichen Vorraum gegenüber ein wahres Kleinod von Traulichkeit genannt werden konnte. Der Thür viL-ä-vi« der niit gefälliger Stückarbeit verzierte Kamin mit dem unvermeidlichen eingelassenen Spiegel und der noch unvermeidlicheren Pendule im Rococogesmack, seitwärts das Himmelbett, neben dem Fenstertisch ein hoher Lorbeer, einzelne vergilbte Kupferstiche Chodowieckis an den Wänden und diese letzteren selbst wie die Vorhänge, der Betthimmel, alle Polsterstühle mit derselben innig feinen Cretonne bezogen, die hier auf blaßgrauem Grunde ein Gehänge von Veilchensträußen zeigte. Das Feuer im Kamin durfte den Tag über natürlich nicht ausgehen; so beschäftigten sich beide Burschen, besonders der unermüdlüche Pferdeburische Schuhmacher, fortdauernd mit dem Unterhalten desselben.

Eben war dieser wieder im Fortgehen, nachdem er vorher mit dem freundlichsten Schmunzeln (jeder gute Bursche weiß ja genau, was seinem Herrn Freude macht) demselben einen Brief übergeben hatte. Die kleinen, zierlichen Buchstaben auf dem Couvert gehörten sicherlich einer Frauenhand an, kamen dabei aus Trier, der Vaterstadt seines Herrn — und hatten ihm schon manches Fünfgroschenstück eingetragen — kein Wunder also, daß er sie nicht weniger eifrig erwartete, als der glückliche Adressat selbst. Diesmal waren sie früher als sonst eingetroffen; Karl Schuhmacher dachte großes Vergnügen zu machen, doch war es nur ein Ausruf des Erstaunens gewesen, der ihn belohnt hatte, und als er sich nun beim Schließen der Thür noch einmal umkehrte, meinte er auf dem Gesichte seines Premiers sogar eher einen gewissen Schreck, als die sonstige Freude zu sehen. Das machte ihn ganz nachdenklich und hätte ihn, wäre er daheim gewesen, sicher wieder zu seiner höchsten Strafe angetrieben — beim Staubwischen nämlich das Bild einer bestimmten Dame nicht zu berücksichtigen, da sie dergleichen, nachdem sie den Herrn geärgert, nicht verdiente.

Wirklich verbrochen? Es mußte sich auch anders ansehen lassen. Wernecks Mienen wechselten wiederholt im Ausdruck. Der anfangs in der That sorgenvolle Zug wich nach und nach einem übermüthigen, beinahe triumphirenden, der dann freilich von Neuem einer tiefen, sich bis in die Stirn erstreckenden Falte zum Opfer fiel. Dabei bemächtigte sich seiner eine nervöse Unruhe, welche in dem fortdauernden Aufstehen, ja selbst in der bloßen Art des vor sich Hinbrütens hervortrat — der Commandant von Achiet le Grand war jedenfalls um seine ganze Unbefangenheit gekommen.

Die Lampe brannte längst, der zuletzt aufgeworfene Holzstumpf vsr bereits wieder im Verglühen, trotzdem schien es auch jetzt noch eines gewissen Entschlusses zu bedürfen, daß Werneck sein Schreibgerät!) aus dem Koffer nahm. Als dies endlich geschehen, wollte es mit der Anrede nicht glücken, und als diese dastand (auch das Wörtchen „arm" war darin enthalten!) fand sich der rechte Anfang nicht.

Aus diesem Dilemma erlöste ihn die Frage seines Wirthes, wie viel Flaschen Burgunders heraufzubringen wären. Der Lieutenant überschlug die Zahl der Theilnehmer an dem bevorstehenden Neujahrspicknick, zu welchem er den Tischwein beizusteuern hatte, bestimmte dann die Anzahl der Flaschen und erkundigte sich, während er den Betrag gleich berichtigte, in seiner freundlichen Weise nach dem Ergehen der Gattin des Krämers, die, seit der einzige Sohn bei Spicheren gefallen, in völligem Tiefsiim hinlebte. Es war noch Alles beim Alten: mit schmerzlichem Tone dankte der Mann für die Theilnahme, dann ging er so leise, wie er gekommen.

Wernecks Gedanken waren auf Anderes gerichtet worden, es mußte außerdem Zeit sein, sich für den Abend anzuziehen, daher legte er die Schreibmappe, obwohl ihn das Sträußchen darauf gleichsam mahnend ansah, in den Koffer zurück. Schuhmacher brachte auch bald die Kleider und half in feiner gewohnten Weise durch Zureichen; so langte Werncek als einer der Ersten im Stabsquartier der Offiziere der siebenten Compagnie an. Diese hatten das größte Zimmer und die beste Küche im Ort inne, darum war für das kleine Fest von ihnen der Raum, die Suppe und eine mächtige, am Spieß gebratene Pute zu stellen gewesen.

Selbst dieses große und eigentlich leere Zimmer erschien dem Eintretenden gemüthlich: schon das Lodern des Kaminfeuers im Gegensatz zu der Kälte draußen begrüßte Jeden anheimelnd, doch uicht weniger die breite gedeckte Tafel mit den acht Couverts. ihrem blinkenden Krystall und den schmucken Vasen, in denen sich frisch gemachte Sträuße von Tanncngrün und Zweigen der Stacheleiche anmuthig erhoben. Ans einem Seitentische stand die Batterie Burgunders, die Werneck geliefert, ans dem andern die AnanasBowlc einer dritten Compagnie.

Bevor es noch Acht geschlagen, waren Alle zur Stelle. Sobald Werueck dann, als dem Aeltsten, von einem der Burschen genieldet worden war, daß gegessen werden könne, gab er das Zeichen zum Beginn der Tafel. Man wählte sich seine Plätze, und alsbald wogte ein lautes, fröhliches Erzählen von Anekdoten oder bloßen Erinnerungen hin und her, dessen ungeachtet natürlich Allem und Jedem, von den Sardines 5 l'Imils bis zum Nachtisch ans dem Obst und Käse der Normemdic herab, vollste Gerechtigkeit widerfuhr.

Nachdem Wernck den Toast seinem Könige, der Heimath und den Lieben dort — allem Höchsten in Eins gebracht, wobei er einen Augenblick laug auf dem purpurnen Grunde des Glases EtwaS zu suchen und zu finden schien, jagte ein Toast den andern. Man wurde endlich sehr munter: bis ein Hornist der 7. Compagnie das Signal „Gewehr in Ruhe" ins Zimmer blies, weil das alte Jahr geschieden. Nun sprangen Alle jubelnd auf, und Jeder wünschte dem Andern mit Herz und Mund und Hand, daß auch das neue Jahr wie 1870 ende.

Werneck, der zuletzt einer der Ausgelassensten gewesen, und seinen stilleren Nachbar Lohr (gleichfalls einen Landwehr-Offizier) viel geneckt hatte, nahm — als man ein wenig später allgemein aufbrach, dessen Arm. Unter dem scherzhaften Vorgeben, Lohr nach Hause bringen zu muffen, trennten sich die Beiden bald von den Uebrigen.l

Tic Kälte hatte für kurze Zeit nachgelassen, ein leichter Westwind strich nur erfrischend über die heißen Siirnen. Beide empfanden das angenehm und schwiegen, bis sie an die Gasse kamen, die nach Gomi^court führt, an deren äußerstem Ende Lohr im Quartier lag. Hier stand derselbe still und wollte, nachdem er sich für die Begleitung bedankt hatte, nun allein weitergehen; doch Werneck schüttelte den Kopf und schritt vorwärts.

Plötzlich blieb er aber selbst stehen, und als Lohr, welcher auf dem glatten Wege zurückgeblieben war, herankam, ergriff er dessen Hände und sagte auflachend: „Sieh mich an, so sieht ein Vater in sxs aus!"

Das Lachen klang nicht natürlich, eher verlegen und halb erzwungen.

Lohr blickte verwundert ans: „Wenn ich das verstehen soll, muß Du schon deutlicher werden."

„Ein Wort genügte — ein Name!"

„Ein Name?"

Das erste Mondviertel stand unter Gewölk, dennoch sah Werneck in dem Schneelicht, wie Lohr jäh erblaßte. Seine Augen allein brannten und frugen.

Und Werneck nickte einmal vor sich hin, dann fiel das schwere Wort, das doch so süß klang: „Nose!"

„Warum sagst Tu mir das?" stieß Lohr, der zurückgetreten war, mühsam heraus.

„Habe ich Dir nicht immer Alles gesagt!" entgegnete Werneck. „Du kennst meine Schwäche — es mußte vom Herzen! Und bist Du nicht ihr Freund, wie der meinige? Mir ist der Gedanke so wundersam, bald möchte ich aufjauchzen, bald ist mir das Weinen nahe — nur um sie, um sie! Denke an ihre Mutter, diese aufgeregte, heftige Frau! Was mag fie von der zu leiden haben, und ich kann nicht zu ihr!"

Unwillkürlich hob Lohr die Schultern.

Sie gingen weiter. Der Mond leuchtete einmal klar über ihren Weg hin, dann flog er wieder mit den Wolken.

„Was ist mir schon durch den Kopf gegangen!" fuhr Werneck heftig fort, „doch Urlaub ohne Verwundung oder Krankheit gäbe es ja nicht; oder sollte ich mich dem Obersten vertrauen? Ich wollte blos heirathen und zurückkehren."

„Ich wage da keinen Rath zu geben."

„Tu bist wieder so kalt und weißt doch, wie ich das hasse!"

„Bedenke, wie mir zu Muth ist, Hans! Verlange — aber ich bin ja nicht kalt! Du fühlst ebenso gut, daß es auch dabei noch viel zu überlegen gäbe: gesprochen ist bald, das Nachher" — —

„Gewiß! Ich habe nicht blos an mich zu denken, auch an sie, an ihre Familie — sogar an die meinige. Und in solchem Fall! Ach, Hellmuth, schon hundertmal habe ich heute denken müssen, wie spottwenig dieser ganze Erdenbettel werth sein kann, wenn das süßeste Vergessen, das ‚von der Natur selbst in uns gelegte, unbezwingliche Forderm — solche Frucht, nur so bitter Frucht trägt. Aber der Einzelne kann ^nichts 'gegen die Welsatzung und sie mag auch im Rechte sein, ich streite nicht darum — so traurig ist es nur! Doch vergieb mir, und gute Nacht! Wir wollen nun darüber schlafen, was Gescheidtes fänden wir heute doch nicht mehr: mein Burgunder war zu gut! Ich »will Dir morgen eine Flasche zur Erinnerung schicken."

«Hans!«

Dieser winkte nur nochmals und blieb im Gehen. Durch die Nacht halte Schritt bei Schritt, bis sie vom lauten Pfeifen des Liedes:

Wir saßen still am Fenster,
Das Licht war ausgebrannt!

übertönt wurden. Es war das Wernecks Leiblicd, mit dem er aufstand und schlafen ging.

II.

Am Morgen des nächsten Tages trafen Wernecks Hauptmann und einige Offiziere, die verwundet in Amiens gelegen, wieder beim Regiment ein. Das wollte Werneck gleichsam als Fingerzeig einer höheren Macht erscheinen und er beschloß, sich bei seiner Meldung dem Obersten anzuvertrauen. Be^ vor diese Meldung aber stattfinden tonnte, kam der Divisions-Befehl, daß sich die Truppen sofort bei Puizieur zu sammeln hätten, da Faidherbe wahrscheinlich einen Verstoß machen würde. So rückten die Truppen aus. Nach» dem sie in Puizieux bis zum späten Nachmittag geblieben, wurden die alten Quartiere wieder bezogen, nur die Eompagnie, bei der Werneck stand, hatte noch bis Gomiöcourt zu marschiren, um dort Vorposten aufzustellen.

Erst in der Nacht — es war wieder kälter geworden und die Sterne standen funkelnd klar am Himmel — rückte man in Gomiscourt ein. Das Dorf war ein echtes Dorf der Picardie: alle Gehöfte weit und unregel» mäßig aus einander gelegen, jedes einzelne von einer lebenden Dornhecke und einem kleinen Walde von Obstbäumen umgeben, dabei nach der feindlichen Seite zu noch kleine Terrain-Erhebungen und eine Front, welche genügend zu bewachen kaum die ganze Eompagnie hingereicht hätte. Da der größere Theil der Leute aber ruhen sollte, mußten die zu Posten bestimmten Mannschaften, um nur eine annähernde Sicherung zu gewähren, so vortheilhaft als möglich aufgestellt werden.

Das kostete dem Hauptmann sowie Werneck viel Gänge in's Vorterrain, es wurde fast Mitternacht, bevor sie sich der wohlverdienten Ruhe überlassen konnten. Vor Erschöpfung schliefen sie trotz des kalten, mit Ziegelsteinen gepflasterten Raumes sofort ein, wurden jedoch (wie immer) bald wieder durch die Ordonnanz geweckt, die den Befehl für den folgenden Tag überbrachte. Ein weiter Marsch' stand in Aussicht, da das Bataillon der Abtheilung des Prinzen Albrecht, welche gegen Cambrai recognoscirte, zuge» theilt worden war.

Schon gegen Fünf weckte die Reveille von Neuem, eine Stunde später rückte die Eompagnie nach Achiet le Grand zurück, um sich mit den drei übrigen zu vereinigen. Diese waren bereits angetreten, mit dem Eintreffen der Compagnie marschirte das Bataillon ab.

Werneck war vierundzwanzig Stunden lang nicht aus dem Dienst gekommen, Gefechte standen außerdem bevor oder hatten vielmehr schon begonnen, wie der Kanonendonner bezeugte, der aus der Arraser Gegend herüberdröhnte, für den Augenblick erschien also jede Möglichkeit zum Fortgehen geschwunden. Im Grunde genommen dankte er dem Geschick dafür — das Bekenntniß seiner Schuld dem fremden Vorgesetzten gegenüber wäre ihm sehr schwer gefallen — daß ihni augenblicklich keinerlei Demiithigungen bevorstanden, andererseits peinigte ihn allerdings der Gedanke an Rose, doch besaß er leichten Sinn genug, um sich nicht besonders zu grämen. Mit erhobenem Kopf (nach seiner gewöhnlichen Art), das Bild strotzender Kraft und Frische, nur von einem Zuge tiefinneren Wohlwollens gemildert, schritt er vor der Compagnie her und Niemand hätte bei ihm auch nur einen Gedanken der Unzufriedenheit mit sich vermuthet.

Ter Kanonendonner wurde stärker: die begleitende Cavallerie, das Bataillon machten Halt und beide Führer erwogen, ob man nicht umkehren sollte, da bei Bapaume eine volle Schlacht zu entbrennen schien. Die Ordre lautete aber bestimmt, auch wäre ein etwa nothwendiges Zurückholen durch einen Ordonnanz-Offizier so leicht zu vermitteln gewesen; nach kurzem Rendezvous ging der Vormarsch weiter. Und noch lange weiter, bis in die Nacht hinein: steter Geschützdonner im Rücken, ein grimmer Nordwest spitz von der Seite. Der Weg wurde immer glätter, dicke Eisstücke ballten sich unter den Sohlen, kein fester Tritt mehr — endlich blos noch ein allgemeines Schwanken. Wie verweht schien die Straße, nachtschwarz alle Ferne, der Mond blickte durch Nebel, und noch immer nicht das zum Nachtlager bestimmte Dorf, immer wieder mit einem Seufzer an Gehöften vorüber ins scheinbar Leere hinaus. So ging es bis gegen Elf: aufgeschrieen hatte es hier und da, halb im Fluch, halb vor Schmerz — zuletzt schien das Ganze Nichts als ein vielköpfiges, gezähmtes Ungeheuer, das sich, ohne mehr aufblicken zu mögen, in dumpfer Gefühllosigkeit vorwärts wand. Schließlich blieben zwei Compagnien, darunter die frühere Werneck'sche, in einem Ort an der Straße halten, die beiden anderen mit der Cavallerie mußten noch einige Kilometer weiter bis Epöhy.

Bei einer dieser letzteren stand Lohr. Auch er hatte natürlich unter den Anstrengungen des Tages gelitten, jedoch war er vielleicht derjenige vom ganzen Bataillon, dem das Schwere am leichtesten gefallen. Schon seit der Neujahrsnacht hatte ihn alles Aeußere wenig berührt; wie mechanisch wurde die Pflicht gethan, ini Herzen, mit jedem Gedanken blieb er in der Heimath. Immer von Neuem mußte er erwägen, wodurch Roses ‚Leid gemildert werden, was es erschweren könnte. Oft vergaß er auch gänzlich das Geschehene und lebte nur in der Vergangenheit, wo er sich stets mit der heimlich Geliebten vereint sah: von ihren ersten kindlichen Spielen auf der Gerolsteiner Ruine an, bis Beider Eltern kurz hinter einander nach Trier versetzt worden. Wernecks Bekenntniß hatte selbst das scheinbar Verwundene aufgeweckt: all die elenden Stunden, iu denen er seine Liebe niedergerungen, waren wieder da, als wären sie eben erst vergangen.

Dieser fortdauernde innere Kampf hatte Lohr doch endlich so geistig erschöpft, daß er, in EpShy angekommen, auch nur wie alle Uebrigen ein Vedürfuifz, das nach Ruhe, nach ein paar Stunden Schlafes hatte. Er aß eine Kleinigkeit, dann warf er sich auf das im Putzzimmer seines Wirthes für ihn und einen Kameraden hergerichtete Strohlager (nur für den Compagnieführer war ein Bett in eine Ecke gestellt worden) und schlief bereits, während er noch dem Aufflammen des Kaminfeuers zu folgen schien.

Ter Morgen weckte noch zeitiger als sonst, da für den neuen Schlachttag alle irgend verfügbaren Kräfte in die Gegend von Bapaume zusammengezogen wurden. So mußte auch dieses abcommandirte Bataillon den gestrigen Marsch zurückmachen, und zwar in so beschleunigter Weise, daß die beiden in dem Ort vor Ep^hy gebliebenen Compagnien die von Epehy nicht einmal abwarteten, fondern mit andern Truppen früher aufbrachen.

Dadurch marschirten diese letztern Compagnien sür sich allein in dem immer strahlender heraufsteigenden Wintermorgen. Leicht umschleiert und in voller Majestät leuchtete die Sounc nieder. Nach allen Seiten hin weiße, glitzernde Aecker oder Wiesen, da und dort ein Häuflein Bäume im Rauhrost, oft wie von Mistelnestern überdeckt oder epheubehangen. Heiser tönte wohl eine Kirchenglocke, und noch heiserer war ein Etwas von Dröhnen in den Lüften, das die Marschirendeu dennoch sofort erkannt hatten. Es schien nur durch irgend ein Hinderniß eigenthümlich gedämpft zu werden. Als einige Ortschaften pasfirt waren, sah man das Hindernis; klarer vor sich: eine laug hingedehnte Hügelkette, die, mit Wald nnd Dörfern gekrönt', jede Aussicht nach der Bapaumer Gegend verbarg.

Man kam jedoch bald näher, da der ganze Trupp in einer gewissen Hast vorwärts strebte — den Kameraden nach, um, wenn irgendwo Hilfe von Nöthen, zur Stelle zu sein — und je näher man kam, um so deutlicher wurde das Gedröhne. Hatten sich am Morgen die dumpfen Schüsse oder Salven noch von einander abgelöst, jetzt gegen Mittag rollte ein ununterbrochener Donner.

Den höchsten Punkt der Hügelkette erreichte man am Ansgang eines Dorfes, in welchem sich, wie an Schlachttagn, in der Regel kein Bewohner blicken ließ. Der Führer der Compagnie befahl ein kurzes Rendezvous, um sich über den weiteren Marsch zu orientiren, da hier Kreuzwege abzweigten, und der in dichten Pulverrauch gehüllte Horizont nicht erkennen ließ, in welcher Richtung Bapaume liege.

Während der Führer nach dem nächsten Gehöft ritt, ging Lohr ein Stück auf, einem der Wege vorwärts. Da stand neben einer alten, knorrigen Eiche ein Crucifix: seltsam mild erschienen die Züge des Heilandes unter dem Kranze von Immergrün und Ebreschenbeeren. Viele der Beeren waren bereits herabgefallen und lagen wie Blutstropfen im Schnee. Lohr sah unverwandt zu dem Steinbild auf und fühlte plötzlich, wie dieser große Stille doch überall am Platze sei. Traurige giebt es eben nicht bloß in Kirchen oder Friedhöfen, gerade auf einsamen Wegen, in den Kammern ist ihr rechtes Heim. Und solches übergroße Leiden, das Phantasie wie Gefühl immer wieder gefangen nimmt, tröstet so wundersam und hebt über das eigene Leid fort. Auch Lohr schied mit einem dankbaren Blick von der Stelle: war es ihm doch, als sei der Trnck leichter geworden, der seit der Neujahrsnacht auf ihm gelegen hatte.

Der Trupp setzte sich, von einem Bauer geführt, bald wieder in Bewegung. Dieser Franzmann sah trotz seines kaum bencidenswerthen augenblicklichen Berufes ganz jovial aus und warf nur zuweilen einen mißtrauischen Blick auf den Revolver des Führers. Nach einer Stunde etwa war sein Amt gethan und er trollte seeleuvergnügt, den einzelnen Zurufen, welche ihm beim Passiren des Trupps entgegen schallten, in derselben scherzhaften Weise begegnend, wieder seinem Dorfe auf der Höhe zu. Natürlich hatte er diese Zurufe mehr durch die begleitenden Gesten errathen, und wurde jedenfalls nur bei der Lebhaftigkeit der seinigen überhaupt verstanden.

Eine bereits näher einschlagende Granate trübte dieses harmlose Hin und Wider: das Vauerlein nahm ugenirt Reißaus, bei dem Trupp faßte Jeder sein Gewehr fester und alle Glieder schlossen energisch auf. Ter Granaten wurden bald mehr: man vermochte nun auch ihre aufsteigenden Wölkchen zu erkennen und sah und hörte ihren Niedersturz, diesen in der Nähe so furchtbaren Doppellrach, an den sich wohl kein Menschenohr gewöhnt. Schon zischten auch Chassepot-Kugeln, hier — da, einen Baum splitternd: doch jenen Lauten gegenüber ja ein bloßes Nichts — dem Schwirren der Sommerfliegen gleich wider Blitz und Donnerschlag.

Die Chaussee, welche eine Zeit lang in der Niederung geblieben, stieg zu einer kleinen Anhöhe empor: auf derselben angekommen, übersah man das ganze Schlachtfeld. Dicht voran und scheinbar mit Bapaume schon zusammen hängend, lagen Gehöfte an der Straße, welche von Artillerie und den beiden andern Compagnien des Bataillons besetzt waren. Um zu denselben zu gelangen, wurden einige hundert Schritte im Laufschrift zurückgelegt, da der Feind, welcher die Ankunft neuer Truppen bemerkt haben mußte, einige Salven abgab. Glücklicherweise schoß er zu hoch, so eilte der Trupp wie unter einem bleiernen Ehrenbaldachin unversehrt dahin, bis er sich in der Deckung der Häuser als Soutien der vorgegangenen Kameraden aufstellen konnte.

Lohr erfuhr, daß die Werneck'sche Compagnie dem Feinde am nächsten stehe, und die Feime von St. Aubin, welche sie jetzt besetzt hatte, erst nach heftiger Gegenwehr und vielen Verlusten genommen habe. Daß Weineck persönlich verwundet sei, hatte Niemand gehört. Etwas wie Ahnung trieb Lohr ungeachtet immer nach vorn zu den Posten, sobald wieder Verwundete herübergetragen wurden. Einer von diesen behauptete denn auch, der Premier sei kurz vor ihm gefallen, was ein Anderer freilich wieder bestritt, da derselbe nur auf dem Eise des Hofes gestürzt sei, sich jedoch sofort wieder erhoben habe.

Während Lohr nun, zwischen Hoffen und Fürchten schwankend, an einem Zaune zurückging, fühlte er plötzlich einen starken Schlag auf den Arm. Als er nach der Stelle faßte, färbte sich der Handschuh roth. Schmerz empfand er anfangs nicht, doch ging er natürlich nach dem Zimmer in der Mühle, wo sich ein Lazarethgehilfe der von den Aerzten aus der Ferne Herüber» gesandten annahm. Dieser zwar nur bescheidene Diener der Heilkunde legte ihm jedoch einen ganz regelrechten Verband an und ersuchte ihn dringend, im Zimmer zu bleiben, damit der Frost nicht in die Wunde schlüge. Als nun aber der Befehl für seine Eompagnie kam, jene in der Ferne für die Nacht abzulösen, folgte er dennoch den Seinigen. Ehrgefühl, Freude an der Gefahr, Gedanken an Werneck — Alles vereint trieb ihn zum Mitgehen.

Wieder mußte der Uebergng im Laufschrift an Zäune entlang genommen weiden: die Franzosen, welche nur zwölf bis fünfzehn hundert Schritte entfernt standen, unterhielten trotz der anbrechenden Nacht noch eine Art von Schnellfeuer, welches selbst dann und wann von Granaten, die aber sämmtlich zu weit gingen, verstärkt wurde.

Glücklich in der Feime angekommen, verging die erste Stunde mit dem Ablösen der Posten, dem Einlogiren der Soutiens, weiterem Einbrechen von Scharten in die Lehmwände der Ställe (weil der Befehl — im Fall eines Angriffs — auf äußerstes Halten gelautes), kurz mit all dem zeitraubenden und doch fo notwendigen Thun, wenn es blutigen Ernst, nicht bloßem Manüverspiel gilt.

Lohr hatte seinen Pflichten mit einem bangen Gefühl der Sorge obgelegen, da ihm Schuhmacher, der seinen Herrn nicht verlassen, bald nach dem Eintreffen von dessen schwerer Verwundung und dem fortdauernden Verlangen desselben, ihn zu sehen, benachrichtigt hatte.

Endlich war Alles gethan und Lohr beurlaubte sich bei seinem Compagnieführer, um bis ins nächste Gehöft zu gehen, wo der Freund liegen sollte. Der Weg dahin war wie mit Tobten übersäet, die sich bei dem Halblicht ungestaltet, scheinbar so übergroß aus dem Schnee emporhoben. Lohr streifte ihre Züge nur mit den Blicken: doch glaubte er immer zu wissen, wer von ihnen erschossen, wer erstochen wäre. Jene gleichsam feierlich schlummernd, diese verzerrt in jeder Miene, stets die Fäuste geballt oder noch wie drohend gegen den Himmel gerichtet. All der Tod ringsum hatte ihn auf Augenblicke von seinen Gedanken abgezogen: er war sogar stehen geblieben, um in die Nacht hinaus zu horchen, von wo es mit dem Schrei von Raben wie ein Wimmern gekommen war. Sollten noch mehr Verwundete draußen liegen? in dieser Kälte? Doch ihm hatte ja der Compagnieführer eben gesagt, daß er Keinen mehr holen lassen könne, weil auf die Träger geschossen Nörde. Da lag auch das Gehöft vor ihm und Schuhmacher stand schon im Thore.

Durch welche Zerstörung mußte er ihm folgen! Auf dem engen Hofe lag es voll Waffen und fortgeworfener Tornister, im Wohnhause waren die Fenster eingeschlagen, Blut und Scherben auf den Fliesen, überall Spuren von Schüssen oder grausigerem Handgemenge. Während sie die Küche passirten, lachte sie ein alter Mann, der neben einem todten Kinde hockte, einmal blöde an, wandte sich aber in glücklichem Vergessen bald wieder lauschend seinem Lieblinge zu, dessen Kopf halb in den Kohlen des Kamins lag. Ein Unnennbares von Weh durchzitterte Lohr: sein Herz wurde nichts als eine stumme Frage nach der Nöthigung, dem Warum dieser Schrecken. Darnach hatte aber schon jeder Sterbende gefragt, und war keiner Antwort gewürdigt worden.

Als sie über die Schwelle des kleinen Raumes traten, in welchem Schuhmacher seinen Herrn gebettet, weil die Scheiben des Fensterchens zufällig ganz geblieben, vermochte Lohr eine Geberde des Erschreckens nicht zu unterdrücken. Allzu tief waren bereits Linien, Spuren des Zerfalles gleichsam, in das Antlitz des Freundes geprägt — hier schien nur noch ein Ausgang bevorzustehen: oder täuschte der Schein des Lichtstumpfes?

Werneck, der Lohrs plötzliches Zurücktreten bemerkt hatte, nickte schwerfällig: einen Augenblick war es dann sogar, als huschte das alte Lächeln über seine Züge und schenkte denselben noch ein Mal ihre Frische und Schönheit. Dabei rief er in aufgeregter Weise: „Endlich! wie habe ich mich nach Dir gesehnt! Nun ist aber Alles gut — Alles gut.“ Eine Pause entstand.

Lohr vermochte vor Ergriffenfein kein Wort der Rechtfertigung vorzubringen; er behielt nur die Hand des Freundes, welche ihm dieser entgegengestreckt hatte, in der sein! gen.

„Schuhmacher!“ begann Werneck hastig von Neuem, „Sie halten draußen Wache; Keiner soll mehr kommen, auch nicht der Doctor! Den lassen Sie nicht herein!“ Auf Lohr sehend fuhr er fort: „Er hat mir offen gesagt, sagen müssen, daß nicht mehr zu helfen ist; wenn er aber kommt und nachsehen will und herumfühlt — werden die Schmerzen noch größer!“

Schuhmacher, der auf weitere Befehle zu warten schien, wohl aber nur in dem Ahnen zögerte, zuni letztenmal in die Augen seines guten Herrn zu sehen, verließ auf einen erneuten Wink desselben die Kammer.

Die Freunde waren allein. Dennoch schloß Werneck die Augen, als bedürfte er vorerst der Sammlung. Nur der krampfhafte Druck seiner Hand bezeugte, daß er noch lebte.

Da mochte er jedoch mit sich einig geworden sein, wenigstens sagte er nun, indem er Lohrs Blicke sichtlich wird: „Du hast mich warten lassen! Ich weiß!“ wehrte er dessen Entschuldigung ab. „Jetzt ist meine Zeit aber knapp geworden, vergieb, wenn ich mir alle Vorreden schenke. Nimm an — später, wenn ich nicht mehr bin und es zum Erfüllen kommt — ich hätte gebeten mit jeder Bitte, die das Herz, ein folterndes Gewissen findet! Nun ist für Nichts davon niehr Zeit: die Nugeu Doctoren haben sich schon gegewundert, da nebenan — ich hörte es wohl, daß noch kein Delirium eingetreten sei! Als ob das anfangen konnte, bevor ich Dich gesprochen! — Tu mußt helfen, sonst lann ich nicht sterben, Hellmuth.“ Hart, wie ein Trohcn, waren die Worte gefallen.

„Helfen?“ wiederholte Lohr überrascht.

„Du hast sie geliebt von langher und liebst sie noch: seit neulich weiß ich es. In einer Stunde — nicht eine Stunde mehr! ist Rose Wittwe. Sehr grausam sind Die dort oben, oder wo es sie umtreibt, die Macht übe: uns haben; ich bettelte um eine Wunde — die Wunde vergönnten sie mir, nur zu tief, ein wenig zu tief! Doch wir müssen es ihnen verderben, Hellmuth — ich weiß ein Mittel!“

Dieser zuckte zusammen; Wernes hatte seine verwundete Hand ergriffen, und stechende Schmerzen riefen ihm die eigene Wunde ins Gedächtnis;. Ein Gefühl von Ohnmacht wollte ihn überkommen, doch faßte er sich mit Gewalt: „Was für ein Mittel meinst Du?“

Wemeck zog ihn zu sich nieder und flüsterte ihm in's Ohr: „Tu bist ein freier Mann, sei groß — größer als Die über uns sind! Rose ist meine Wittwe, und eine Wittve darfst Tu zum Weibe nehmen: ich Hütte es so gewollt, sage ihr das, wenn sie zagt. Und Du wirst gut zu ihr sein? Darauf gieb mir Dein Wort! — Schweige nicht so lange, sonst hör' ich es nicht mehr.“ Erschöpft sank er zurück und schloß von Neuem die Augen.

In Lohr mischte sich im ersten Moment Empörung über ein solches Verlangen wundersam mit einem wonnigen Schauer bei dem Gedanken, nun der Geliebten zeigen zu können, welche Liebe sie zurückgewiesen! Aber die Ehre — seine Manneschre? Es war ja unmöglich! — Rose war nicht Wittve — eine Verführte. Gleichsam mit Haß füllten sich seine Blicke

Weineck hatte diesen Wechsel der Empfindungen verfolgt, da er die Augen bald wieder geöffnet. Tonlos sagte er:

„Also doch getäuscht? Das Geschöpf mag nicht größer sein können als der Schöpfer: Der hängt an Worten, oder sie lehren es wenigstens so — die Priester. Hätte einer von denen unfern Bund gesegnet, wie Euch Alles in Ordnung erscheinen würde! Du scheuest Dich nicht — sie lebte in Ehren. — Und doch ist sie so schuldlos, an Allem so traurig schuldlos! mich allein packte die Sünde, als' ich fort mußte — auf Nimmerwieder!“ Erschütternd klangen die gebrochenen Laute hin.

Lohr sah Rose in all ihrem unschuldsvollen Liebreiz gleichsam vor sich — und hier lag der Freund im Sterben, der ihm vor Allen lieb gewesen war. Welche Verzweflung in dessen Äugen stand! Wie die so viel rührender sprach als das Fordern, seine Bitten vorher! Konnte er denn aber helfen? Er war frei, sein Beruf legte ihm keinerlei Schranke auf, Niemanden hatten seine Entschlüsse zu kümmern. Wie liebreich sich Wernecks Eltern seiner von dem Augenblicke angenommen hatten, wo die seinigen gestorben! Jetzt konnte er am Sohne vergelten? Doch das Opfer blieb allzu groß! An der Ehre sollte der Mann nicht verderben.

Als wäre der Tod eben in die Kammer getreten, so still wurde es darin. Nur das Flämmchen des Lichtes flackerte in irgend einem Luftzug.

Auf beiden Männern lag Unaussprechliches. Ihre Studienjahre erstanden vor ihnen, ihr treues Zusammenhalten und wie sie sich Eins fühlten: den Einen noch bitterer machend und voll geheimer Anklagen, im Andern nach und nach das Letzte von Widerstand, das ihm geblieben, niederwerfend und dem Opfer fast einen Schimmer der Verklärung leihend. Was zudem die Zukunft barg — wer wußte das? Schon die einfache Wunde, die ihn mehr und mehr zu peinigen begann, konnte das gleiche Ende bringen! Für jetzt galt wirklich nur Eins: Frieden zu geben — Frieden.

Und mit einer Hast, als fürchtete er sich, daß ihm einen Augenblick weiter Alles wieder anders erscheinen könnte, rief Lohr, indem er des Freundes Hand mit festem Drucke umschloß: „Ich gebe Dir das Wort — meine Ehre soll die ihre sein!“

„Hellmuth!“ rang es sich bis aus Wernecks Herzen — und Thräne an Thröne rann seine bleichen Wangen nieder. „Ich weiß,“ fuhr er endlich fort, „daß Du mir Dein Leben giebst, und nun bangt mir, das Opfer anzunehmen! Aber nein —“ ein letztes Aufleuchten strahlte aus seinen Augen — „sie ist dessen Werth. Wie Du glücklich sein wirst! — Und ich hätte so gern noch gelebt! mich schaudert, hinabzugehen. Herr mein Gott — so jung! — Ob der Doctor noch nicht kommt? Hole ihn, Rose, Dir muß er ja folgen! Alle folgen Dir, nur ich nicht. Laß die Hand los, sonst kann ich nicht aus dem Grabe! und will doch — und muß zu ihr! Rose!“ Er lachte auf, daß es schauerlich durch die Kammer klang, dann hob er sich jäh empor: doch in demselben Augenblicke sank er auch zurück.

Als Lohr sich über ihn beugte, war das Leben bereits entflohen. Schuld hatte es erhalten, der Friede löschte es aus.

HI.

Die Wunde Lohrs verschlimmerte sich während der Nacht so bedeutend, daß er nicht bei der Truppe bleiben konnte und schon am Morgen des nächsten Tages mit den anderen Verwundeten, Preußen wie Franzosen, nach Amiens transportirt wurde. Auch Schuhmacher hatte mit abrücken müssen, als das Bataillon zur Cernirung von PSronne aufbrach — die Tobten von St. Anbin wurden von andern, neu herangezogenen Truppen begraben: darum geschah das aber in nicht geringerer Feierlichkeit und der Schlummer derselben blieb nicht weniger tief.

Es verging beinahe eine Woche, die Lohr in starkem Wundfieber zubrachte. In dieser Zeit erschien ihm alles Vergangene traumhaft, oft nur wie irgend eine seiner Phantasien, deren er sich zuweilen gleichfalls entsann.

Die Fiebererscheinungen ließen aber nach, das Phantasmen hörte auf — mit demselben wollte jedoch die Erinnerung an jene Nacht in St. Aubin nicht weichen. In wahrhaft unheimlicher Schärfe trat immer don Neuem Bild an Bild hervor: es fiel ihm nicht schwer, sich auf ganze Satzfolgen zu besinnen, die Werneck gebraucht. Und vor Allem — was er selbst sich damals abgerungen, was er gelobt hatte, empfand er wie einen fortdauernden Stachel.

Geschehen mußte etwas darin, eher, fühlte er, würde die Unruhe, sein wieder stärker auftretendes Fieber nicht schwinden. Was sollte aber geschehen? Wenn er auch die Kraft dazu fände, durfte er schreiben? An wen? Der Mutter oder an Rose? Er wußte nichts Bestimmtes: Wernecks so plötzlich eingetretener Tod hatte ihm die natürlichsten Fragen unbeantwortet gelassen. Ob die Mutter nun eingeweiht sei? Bon einem Verlöbniß der Beiden hatte sie nie etwas wissen wollen, da ihr Werneck durchaus unsympathisch gewesen, und sie wohl nur an ihn selbst als Gatten der Tochter gedacht hatte. Wenigstens war ihm das in Scherz wie Ernst unzähligem«! versichert worden. Rose allein hatte geschwiegen: ob sie auch heute noch schweigen würde?

Wenn Lohr bis an diesen Punkt gekommen, suchte er trotz allem Vornehmen wieder an Anderes zu denken; das Blut wallte zu stürmisch auf — es war, als wollte es den Verband sprengen.

Zeit, und dann die Uebung gewöhnen aber wohlthätig selbst an scheinbar Unüberwindliches: in einer stillen Nachmittagsstunde, wo die beiden Offiziere, welche das Zimmer im Lazareth mit ihm theilten, zu Kameraden hinübergegangen waren, und er matt und müde nach einer schlaflosen Nacht auf dem Bette lag — da reihte sich halb unbewußt Gedanke an Gedanke, wie das Leben fortan einzurichten Ware. Unendliche Entsagung stand bevor, unendlich Schweres war erst zu überwinden, dann verhiieß jedoch selbst die bloße Schein-Ehe noch manches Freundliche. Ganz Anderes hatte er freilich geträumt, was bedeuten aber Träume? Immer nur die alte, wehe Lehre: wenn sich ein Lebenswunsch erfüllt, muß er sich auf seine Weise erfüllen — und die ist gar selten nach Menschen Gefallen.

In dunkleren Stunden drängten sich auch andere Gedanken herauf. War eine solche Forderung nicht überhaupt schon ein Deliriren gewesen? So naiv egoistisch Werneck bei seiner ausgeprägten Selbstsucht oft gehandelt, bis dahin hätte er sich bei gesunden Sinnen nie verirrt! Mußte also ein nur durch Ueberreizung und Gewissensbisse hervorgetriebenes Verlangen ausgeführt werden, weil in übergroßem Mitleid eine Zusage gegeben worden? Wer konnte das fordern! Aber wußte denn Jemand davon? Und versündigte er sich nicht an sich, wie seiner Zukunft, wenn er sie hinwürfe — gleich etwas Werthlosen? Sicherlich that er das: darum unter die Füße mit allem zu Sentimentalen! Er hatte das Versprechen nicht in frivoler Weise gegeben, selbst diese Art Nothlüge war schwer genug geworden — jetzt war er aber frei. Konnte der Todte noch zu ihm sprechen, selbst der würde ihn nun von seinem Schwüre lösen! Diese Zweifel kamen wohl gar von dem? wie die Mutter einst so rührend gemeint — der todte Gatte lenke noch ihre Gedanken.

Und doch! — In der Tiefe des Herzens schien ein Etwas trotz all dieser berechtigten Einwürfe immer zu wissen: sobald es zum Thun käme, müßte dieses Thun ein anderes sein, als was sich jetzt wie das künftige geberdete. Ihm war, als könne er doch nur der Stimme folgen, die ganz schlicht sagte: Werneck war voll bei Sinnen, erst zuletzt — da Alles vorüber, habe sein Geist angefangen, in der Irre zu gehen. Und ebenso klar sei es in ihm gewesen: der Vertrag somit geltend vor Dem oben, vor der Stimme da drinnen. Wie gleichgiltig also, daß ihn Niemand gehört habe — wußten doch die beiden obersten Richter davon.

Und Rose? Hatte Werneck nicht Recht, war es nicht- heute noch ein Glück, solche Freundin sein eigen nennen zu dürfen! ihr Alles zu werden, Eltern, Schutz und Ehre — nur Eines nicht, der Gatte. Wenn ihre Mutter darum wüßte — und wie sollte sie nicht — dann trug die Aermste Unsägliches,

Es war darum Pflicht, so bald als möglich zu ihr zu eilen; an solchem Bald hing vielleicht viel, ihr Leben selbst! Wernecks Tod würde ihr nicht verheimlicht worden sein, die Familien standen ja in Verbindung — wozu konnte sie dadurch getrieben werden! Es blieb das einzig Rechte, sich persönlich von Allem zu überzeugen und danach die Entscheidung zu treffen.

Fast dankbar empfand er nun seine Verwundung: erleichterte sie die Heimkehr doch aufs Wesentlichste. Ohne seinen geheimen Zweck verrathen zu müssen, bedurfte es nur der Bitte, sich einem Transport von Reconvallescenten anschließen zu dürfen, wozu die Aerzte selbst schon gerathen hatten.

So erhielt er denn eines Tages gegen Ende Januar seine Reiseroute eingehändigt und konnte die Heimfahrt antreten. Diese wurde ihm noch durch die Gewißheit leichter gemacht, daß Unterhandlungen über einen Waffenstillstand bereits im Gange waren, die hoffentlich zun, Frieden führten. Also blieb wohl die Schlacht bei St. Qnentin auch für seine dircten Kameraden die letzte Waffenthat! Niemand erschien mehr so nothwendig, und Jeder bekam wieder eine Art von Berechtigung, selbst über sich zu bestimmen.

Es war ein seltsam wonniges Empfinden, als er am nächsten Morgen die eleganten Boulevards von Amiens entlang nach dem Bahnhof fuhr. Wie anders sich nun all die Prachtbauten ansahen! Bereits wieder mit dem Auge des Kenners, nicht mehr des Soldaten, der gleichgiltig daran vorüber marschirt, ganz von der Pflicht des Augenblicks erfüllt. Selbst die Zukunft trat zurück, und er hatte nur das glückselige Gefühl gleichsam aus der Leere, dem Nichts, in Bestimmtes zurückzukehren, aus völliger Ungewißheit in Ordnung und Gesetzlichkeit. Mit einem rührenden Schimmer von Schönheit umkleidete sich dabei auch jede Stätte daheim: wie segnend streckte sich die Hand aus bis hinüber nach dem Grabe seiner Eltern. Dort wollte er zuerst hin. Trotz dieses Gedankens lächelte der Mund jedoch immerfort, und er

Nord und Siid. XXI, S«. 12

sah einigen Schulmädchen, die zierlich graziös über die Straße eilten, mit heiterem Wohlgefallen nach, bis sie in den Anlagen eines Platzes verschwanden.

Mit einem Blick auf die Kathedrale, welche ihm als das Herrlichste erschienen, was er je gesehen — den heimathlichen Dom am Rhein, selbst den Reimser nicht ausgenommen, mit diesem langen Blick, der zuletzt auch die Stadt und mit ihr die schweren Tage umspannte, die er dort gelebt — schied er von Amiens.

Die Fahrt ging verhältnißmäßig langsam von Statten, an verschiedenen Orten wurden ebenfalls Rconvallescenten aufgenommen, über einzelne Strecken, wo die zerstörten Geleise kaum hergestellt waren, fuhr der Zug mit Vorsicht. Trotzdem war man vor Anbruch der Nacht in Metz. Schon hier nutzte es Jedem vorkommen, als wäre er in der Hcimath; auf dem Bahnhof die Fülle der bekannten Uniformen, selbst von den Gepäckträgern und der Hotclbedienung beinahe lauter deutsche Anreden. Wie melodisch Lohr jede solche Ansprache klang!

Die Nacht verging auf einem harten Lager in einer Art von Vorflur — bei der großen Menge der Fremden hatte er nichts Besseres aufgetrieben — zweifelhaft genug, eigentlich noch ganz in derselben Weise, wie er es im Felde gewohnt gewesen, doch überkam ihn bei jedem Erwachen, das wohl vor Kälte eintrat, oder bei dem Geräusch nener Ankömmlinge im Hause, immer bald wieder ein nur wohliges Gefühl. Hcimathnähe, schon Heimathluft! und die Ordonnanz mit den Befehlen für den kommenden Tag weckte nicht! Was bedeutete alles andere Wecken!

Am frühen Nachmittage kam Lohr in Trier an. Nicht laut äußerte sich seine Frende, eine gewisse Mattigkeit lag sogar auf ihm, da der Arm wieder schmerzte — doch in den umschleicrten Blicken, in der Milde seines ganzen Wesens lag etwas wie heimliches Glück. Und das verstärkte sich, als er in das ihm angewiesene Zimmer im „Trierer Hofe" trat: wäre er noch ein Kind gewesen, hätte er, wie einst nnter der Mutter Augen, am Fenster hinknien mögen und beten. Es zog ihn auch jetzt noch dazu, dergleichen schickte sich doch aber nicht, in Gedanken höchstens! Und in Gedanken stand er eine lange Weile am Fenster; aus demselben sah er das Haus, von wo er vor vier Monaten mit Werneck nach Frankreich gegangen war. Sie hatten damals zufällig neben einander gewohnt; wie sich nun der Anfang in das Ende schloß! Doch nur Einer kam zurück, und um welchen von Beiden, den tiefen Schläfer oder den Wachenden, es besser stand — wer möchte das entscheiden! Selbst er nicht.

Nachdem er seinem Gelöbnis; nach erst der Eltern Grab mit frischen Kränzen geschmückt nnd dort scheinbar ruhiger geworden war, ließ er sich nach der Villa in der Nähe der St. Matthäi-Kirche fahren, wo Frau Weyer, Roses Mutter, wohnte. Schon von der Straße ans sah er, daß alle Jalousien niedergelassen waren — so schritt er mit ahnungsvoller Besorgnis; durch den verschneiten Garten. Die Besitzerin der Villa, welche ihn ankommen gesehen, öffnete persönlich die Thür und begrüßte ihn in ihrer lauten Art. Es währte eine ganze Weile, bis ihre Neugier und Theilnahme so weit gestillt war, daß Lohr nach den Damen Weyer fragen konnte. Dieselben wären wohl für immer, theilte sie nun bedauernd mit, nach Köln gezogen, wenigstens hätten sie das Quartier für April gekündigt.

Erst jetzt auf der Rückfahrt erschien es Lohr, als sei das ein Wirkliches geworden, was er seither immer noch wie Unmögliches empfunden. Gab es einen herberen Beweis für Alles, als daß die Mutter aus ihrem geliebten Trier gleichsam geflohen war? Aber er durfte nicht fliehen, folgen mußte er ihr — immer nach, wo sie sich auch zu verbergen gedachte. Gleichwohl hatte er genau die Kölner Straße wie Nummer gemerkt: mechanisch flüsterte er sie zuweilen vor sich hin.

Nach langem Wachen, aber ohne die Freude an der Heimath mehr, wie er sie noch gestern in Metz gehabt, fiel er in tiefen Schlaf. Auch der nächste Morgen weckte nochmals früh; doch bevor es dann Mittag wurde, sah er die Thürme Kölns aus Nebeln auftauchen.

IV.

Bald nach Drei zog Lohr die Klingel an der jetzigen Wohnung der Frau Weyer. Das bekannte Porzcllmschild mit ihrem Namen, den er so unendlich oft gelesen, daß er sich der Form jedes Buchstabens entsann — es war hier nicht an der Thür, keine Karte — Nichts, Alles so fremd und fremd auch das Gesicht, welches er nun beim Oeffnen erblickte. Aus seine Frage, ob Frau Weyer hier wohne, trat dieselbe aus einem Seitenzimmer und gab selbst die bejahende Antwort; zugleich mußte sie den Sprecher erkannt haben, denn sie fuhr sichtlich zusammen, ja, schien sich gleichsam an der Thürbrüstung zn stützen.

Ehe Lohr aber näher trat, hatte sie sich bereits gefaßt und rief in ihrer lebhaften Weise: „O welche Freude, liebster Hellmuth! Wer hätte sich von solcher Ueberraschung etwas träumen lassen! Willkommen in der Heimath." Nach einem herzlichen Händedruck ging sie in das Wohnzimmer voran, indem sie dabei fortfuhr: „Und immer der treue Hellmuth! Wie freundlich von Ihnen, uns selbst hier aufzusuchen! Wo haben Sie denn unsere Wohnung erfahren?" Sie setzte sich und lud auch Lohr durch eine Handbewegung dazu ein.

„Ich komme von Trier —"

„Und waren bei uns?" unterbrach sie. „Gott, ich spreche, als hätten wir noch ein Anrecht auf die alte Wohnung. Das kommt nur, weil ich sie noch keinen Augenblick vergessen kann, sie täglich und stündlich entbehre; Sie glauben es nicht, wie schmerzlich mir das neue Eingewöhnen fällt!" Sie konnte nun wohl die Frage nach dem Warum des Wechsels erwarten, oder fürchtete dieselbe mindestens, so fügte sie rasch hinzu: „Dennoch war es für uns nothwendig, das Quartier aufzugeben; es blieb einmal ein SommerQuartier, und bei dem strengen Winter litten wir geradezu, besonders Mose.

Lohr hatte in andern, gleichfalls strengen Wintern niemals dergleichen Klagen gehört, doch gab er feiner Verwunderung natürlich leinen Ausdruck und thllt auch ebenso wenig die andere Frage, warum sie deshalb Trier gleich verlassen und bis Köln gezogen wären. Er hielt sich an ihr letztes Wort und fragte, wo Rose sei.

„In der Kirche," antwortete Frau Weyer.

Das klang so einfach und wurde augenscheinlich völlig ahnungslos gesprochen — auf Lohr machte es einen erschütternden Eindruck, „In der Kirche!" Ihm war, als hörte er aus weiter Ferne Grctchens Worte:

„O neige,

Nu Schmerzenreiche,

Dein Antlitz gnädig meinrr Noth!"

„Sie werden Nose recht verändert finden," begann Frau Weyer von Neuem, „selbst Dr. Schnehen forderte einen Luftwechsel, und so entschloß ich mich kurz, hierher überzusiedeln. Für uns Beide — auch Sie leider, bedarf es ja nicht der Auseinandersetzung, was ihre Gesundheit Plötzlich so wankend gemacht hat. Rose gehörte allerdings immer zu den Zarten, fühlte sich

sonst wohl — heute ach Sie werden selbst sehen! Vitte aber, zeigen

Sie nicht zu auffällig, wenn ihr Aussehen Sie erschrecken sollte: der Doctor verlangt unbedingte Ruhe."

„So dürfte auch nichts über den Tobten —"

„Nichts!"

„Sie wird mich nach ihm fragen?"

„In meiner Gegenwart nicht!" betonte Frau Weyer verachtungsvoll.

Dunkle Röthe flog über Lohrs Gesicht und ein Etwas wie Scham, oder war es Schmerz, trat in seiner Haltung stark hervor. Es war wohl Beides, ein letztes heißes Aufbäumen, da der Augenblick gekommen, in dem es zu Tage mußte, was er sich nicht freiwillig, nur nach tausend Kämpfen abgerungen hatte; zugleich jedoch das Gefühl einer gewissen Ohnmacht, des Wollens, aber noch nicht über die Lippen Vringens.

Frau Weyer sah ihn mit Theilnnhme an. Sic glaubte wohl blos, daß ihn die eben bestätigte Gewißheit peinige, wie sehr Nose noch an dem Tobten hänge, darum reichte sie ihm die Hand und sagte gleichsam tröstend: „Entsagung ist einmal das große Losungswort auf Erden! Und an Jeden tritt sie heran: an Den im Kleinen, an Jene in ihrem Herzenswunsch — wie es fällt. Für mich liegt eine Beruhigung darin, daß Niemand ausgenommen worden. Wir Beide, Hellmuth, gehören freilich zu den Aermsten! Ob wir das verdient haben, uns dereinst wenigstens Rechenschaft gegeben wird, warum es fo sein mußte? Ich warte darauf —sonst verzweifle ich! Denn jetzt weiß ich nur davon, daß mir schweres Unrecht angethan, o, ein Leid, nicht auszusprecheil!"

Ueber ihre Maßlosigkeit erschreckend, zog sie die Hand, welche zitterte, zurück: der Moment hatte sie überwältigt.

Während sie aber noch überlegte, wie sie ihre Aufregung erklären tonne, sagte Lohr, der seine Ruhe nun wiedergewonnen hatte: „Ich kenne Ihr Leid und will versuchen, es Ihnen tragen zu helfen — Ihnen und Rose!"

„Mein Leid wollten Sie kennen?" Ein schrilles Lachen folgte dem Ausruf: so ähnlich dem, mit welchem Einer gestorben war, der an diesem Lachen nicht schuldlos war.

„Nerneck hat mich zum Vertrauten gemacht," fuhr Lohr zu Boden blickend fort.

„Und — Alles hätte er Ihnen vertraut?"

„Alles!"

„Auch Das noch!" schrie Frau Weyer auf. „War ihm noch nicht genug des Jammers, den er über uns gebracht! Ich kannte ihn! besser als Ihr Alle. Da er fühlte, daß ihn mein Fluch erreicht hatte —"

„Frau Weher!"

„O das nehmen Sie mir nicht!" rief sie außer sich. „Der Herr hat sie gehört, meine Gebete — und die waren alle das Eine: Leben um Leben! Dachte ich auch nicht an Tod, so doch an Elend, Verderben — wie sie verdorben."

„Und Sie meinen ihn besser gekannt zuhaben!" entgegnete Lohr dumpf. „Wenn ich Sie verstehe, erscheint Ihnen sein Vertrauen mir gegenüber —"

„Als seine letzte Rache!" fiel sie heftig ein, „nicht anders." Lohr schüttelte den Kopf. „Wollen Sie mich"

„Wenn Sie ihn nicht vertheidigen!" unterbrach sie wieder, „ich kann das nicht hören, nicht von Rose, nicht von Ihnen. Sie sehen es, schon der Gedanke an ihn nimmt mir jede Fassung, und das wird nicht mehr anders."

„Von ihm — von uns muß ich demnach sprechen! Sie irren: nicht Rache trieb ihn zu seinem Vertrauen, allein die Hoffnung, der heiße Wunsch, noch so viel retten zu können, als er oder vielmehr ich es vermöchte. Mit einem Wort: ich bin nur gekommen, um — — Rose zu meiner Gattin zu machen, dann kehre ich ins Feld zurück."

In einer Art von Erstarrung sah ihn Frau Weher an. Lohr begegnete ihren Blicken ruhig und nickte nur einmal, weil es ihm vorkam, als habe sie den Sinn seiner Worte nicht begriffen. Plötzlich schien sie jedoch Alles zu begreifen, trotzdem sie in halbem Schluchzen immer wieder rief: „Es ist ja unmöglich! unmöglich.“

„Das habe ich auch einmal gedacht!“ erwiderte er endlich leise. „Aber wir Alle hielten wohl schon Etwas für unmöglich, bei dem wir nach einer Weile zufrieden waren, daß uns nicht Schwereres zugemuthet worden. Ich habe seit seinem Tode viel Zeit gehabt, es mir zurecht zu legen: und ist Rose, wären Sie mit dem einverstanden, was ich vorschlagen kann — es ist das, wozu ich mich als ehrlicher Mann verpflichten darf, so wollen wir nicht zögern. Ich bin in mir einig, wäre sie es nur mich erst!“

Frau Weyer hatte ihre Beherrschung wiedergefunden; der Blick in gleichsam neues Licht, der sich vor ihr aufgethan — so unerwartet, so niemals mehr erhofft, nahm sie völlig gefangen. Für den Augenblick wenigstens vermochte sie nun nichts Anderes zu denken: ihr konnte Großes werden und das mußte sie erringen — um jeden Preis. So antwortete sie in ganz verändertem, nach ihrem früheren beinahe freudig klingendem Tone: „Sie, liebster Hellmuth, bringen doch das Opfer, nicht Rose! Und ein Opfer, das ich bis in seine Tiefen nachfühle: seien Sie versichert, Rose wird nicht anders fühlen. Es soll mein Dank sein, sie davon zu überzeugen — wenn es dessen erst bedürfte — daß ihre Lebensaufgabe fortan nur noch darin besteht, Ihr und immer nur Ihr Glück zu wollen!“

„O nein!“ rief Lohr, „das wünschte ich gar nicht, dürfte es nicht einmal fordern. Denn was ich geben kann, ist im Verhältnis; doch bloß Geringes: meinen Stamm, meine Ehre. Im Uebrigen müßten wir als dieselben Freunde wie bisher durchs Leben gehen — oder trennten uns auch wieder, nach ihrem Gefallen.“

Ein Zug von Enttäuschung war über das Gesicht Frau Weyers gegliitten, dennoch sagte sie mit derselben Freundlichkeit: „Sie haben Recht! im ersten Moment überlegt man nicht Alles. Wozu auch jetzt schon an das Nachher denken? An dem Einen und Ersten ist ja doch kein Zweifel — ich habe Sie richtig verstanden? Sie wollen ihr die Ehre wiedergeben?“

Lohr nickte.

„Ist es auch nur vor der Welt,“ fuhr sie aufathmend fort, „mir geben Sie damit das Leben wieder. Was ich seit Weihnachten ertragen — nur mein Gott weiß es! Und welche Gedanken ich über die Zukunft gehabt, welche schrecklichen Gedanken — mir graut nun davor. Gott hat das nicht zulassen können, so rührte er an Ihr Herz: Ihm Dank, doch nicht weniger Ihnen! Und Alles soll geschehen, wie Sie es überlegt haben, daran werden wir festhalten — ich verzichte für mich, wie für Rose auf jeden eigenen Wunsch. Was hätten wir auch zu wünschen, die wir von Ihnen nur empfangen, so gar Nichts mehr zu bieten haben. Das ist ein Gefühl, ich hätte wohl nie geahnt, einmal so bettelarm dastehen zu können. Doch Sie sind es ja — kein Fremder — der Hellmuth, an dm ich von jeher wie an einen Sohn gedacht habe. Freilich damals! Da durfte ich es.“

Lohr richtete sich auf und sagte, nach dem Nebenzimmer horchend: „Das ist die alte Spieluhr?“

„Sie erkennen sie noch! Ja, nun steht sie wieder in Roses Zimmer, wie einst in der Kinderstube. Wenn Ihr danach tanztet — und heute? — So schlug es übrigens halb Vier, Rose muß kommen. Soll ich sie nicht erst vorbereiten? wenigstens auf Ihre Ankunft und den Grund derselben. Sie bemüht sich wohl, gefaßt zu sein, jedes allzu Plötzliche sollen wir aber meiden?“

„Gewiß!“ fiel Lohr zustimmend ein. „Sie nehmen mir damit sogar Schweres ab. Nach welcher Kirche geht sie. „Drüben nach St. Mauritius.“

«So können wir sie auch kommen sehen?“ Er stand auf und trat an eins der Fenster.

„Von hier übersehen Sie die ganze Straße, erwiderte Frau Weyer, indem sie nach der Glasthür eines kleinen Balcons ging.

Lohr folgte ihr und zeigte schon im Näherkommen nach dem jenseitigen Trottoir. Rose sah in demselben Augenblick herauf, so trat er mehr hinter die Vorhänge zurück.

Von hier oben schien sie ihm unverändert: der alte beschwingte Gang, selbst der Schimmer frischer Rothe und nun auch dasselbe liebliche Neigen des Kopses, den die Fülle seines blonden Haares zu beugen schien. Kurz noch so ganz „Schneeglöckchen“, wie ihr Neckname in der Kinderzeit gelauret hatte.

Lohr wollte daran erinnern — als er sich umsah, war Frau Weyer verschwunden. Auch drüben das Trottoir war jetzt leer; er lauschte, kein Klingelzug ertönte aber — die Mutter mußte die Kommende gleich in Empfang genommen haben.

Er blieb an der Balconthür stehen; nach einer Weile beschattete er die Augen mit der Hand, als belästige ihn das Licht, doch sah er nur regungslos vor sich nieder. Und so tief versank er in Gedanken, daß er das Aufgehen und Schließen der Zimmerthür nicht beachtete und erst auffuhr, als seine Schulter leise berührt wurde.

Da stand sie, an die er nun schon seit Wochen unablässig gedacht hatte. Ihre gefalteten Hände, die umflorten, matten Augen, selbst ihr schlichtes schwarzes Kleid rührten ihn unbeschreiblich. Er konnte nur immer wieder ihre Hände drücken, zu sprechen vermochte er nicht.

„Lieber — lieber Hellmuth!“ sagte Rose endlich.

„So darf ich der also ganz sein?“ rief er wie von einem Banne erlöst.

„Davon nachher!“ antwortete sie, indem sie mit der Hand über die Stirn strich und ihm nach einem kleinen Ecksopha voranschritt. Nachdem sich Beide niedergelassen, Lohr in einem Sessel ihr gegenüber, fuhr sie in ihrer sanften Weise fort: „Erst haben wir uns doch Alles zu erzählen; Das heißt, Du wohl mir — ich kann nur fragen. Und ich darf fragen, nicht wahr? Hast Du von ihm noch ein Wort für mich?“

Lohr sah an ihr vorüber, da das Gespannte, Angstvolle ihres Blickes ihm weh that, und sagte kopfschüttelnd: „Er hat mir Nichts aufgetragen.“ Als er bemerkte, daß sie erblich und die Augen sich mit Thränen füllten, setzte er wie entschuldigend hinzu: „Es blieb Wohl nur keine Zeit dafür — der Tod überraschte ihn. Und an Tich gedacht, um Tich allein gesorgt hat er bis zum letzten Augenblick; mit Tcinem Namen auf den Lippen ist er gestorben.“

Rose nickte vor sich hin und flüsterte dann beinahe lächelnd, Wohl aus tiefen Gedanken heraus: „Nofe!“

Plötzlich 'zusammenschauernd sah sie wieder zu Lohr auf und fragte: „Hat er schwer gelitten?“

„Ich glaube nicht.“

„O Gott, Dank!“

„Wie ich Tir sagte, Du beschäftigtest ihn so ganz, daß alles Körperliche zurücktrat.“

„Und in Vapcmme ist er begraben worden?“

Lohr bejahte, ergänzte dann aber: „Ich bin nicht dabei gewesen.“

„Ach Hellmuth!“

„Auch ich wurde an demselben Nachmittage verwundet und gleich nach Amicns gebräche,“

„Seine Mutter hat mir Alles vorgelesen, was ihnen vom Regiment? zugegangen ist. Das Offizier-Corps wird ihm auch einen Stein fetzen?“

„Ja das soll geschehen!“ bestätigte Lohr, „ich hörte davon sprechen — damit unsere Gräber dort erhalten blieben. — Suchten Euch Wernecks auf?“

„Nein! wir fuhren hinaus, um Abschied zu nehmen.“

„Und Du bist auch verwundet worden?“ fuhr sie bedauernd fort.

„Hier am Arm,“ zeigte Lohr. „Nichts Besonderes. Eher müßte ich den Zufall einen fogar glücklichen nennen, da er mich jetzt schon hierher geführt hat.“

„Du gehst aber noch einmal zurück?“

„So bald als möglich. Wenn Du mir erlaubt haben wirst — —“

„Erinnerst Du Dich noch,“ unterbrach sie ihn, „wie unsere alte Gertrud in ihrer 'wunderlichen Weise von mir zu sagen pflegte: Sie tanzt bis ans Grab. Die Alte meinte das wohl anders und doch mußte es ganz fo eintreffen — bis an ein Grab!“

„Du erregst Dich; wir —“

„Wolltest Tu mich nicht anhören? Siehst Du, zu meiner Mutter—“ ihre Stimme wurde fast tonlos — „darf ich darüber nicht sprechen! Nicht um was ich bete, was ich noch denke — selbst meine Thrtinen kränken sie schon.“

„Die Zeit ist noch zu kurz, als daß Du still geworden sein tonntest, aber“

„Und Du glaubst, ich könnte das jemals werden?“ fiel sie von Neuem ein.

„Ich hoffe es!“

„Nie — o uie!“ rief fie ungestüm. „Einen Todten, der mit dem Glauben an meine Liebe gestorben, sollte ich täuschen können? Weißt Tu denn gewiß, daß es da unten nicht sein einziger Besitz geblieben, der ihn noch an der Erde hält und ihm das Warten leicht macht — bis ich komme. Ob Du das auch nicht glaubst, ich glaube es! Und darum, Hellmuth — wenn die Mutter selbst zürnen sollte, ich kann Dir für Deinen großmüthigen Antrag nur danken, o recht aus der Seele; ihn anzunehmen — wie wäre das möglich!“

Tief betroffen sah Lohr sie an. Diese einfache und scheinbar doch natürliche Abweisung machte in einem Athemzuge gleichsam — Alles, was er sich an Zugeständnissen so mühsam durch Wochen abgerungen hatte, gegenstandlos und ihn, wenn er noch darauf bestehen wollte, zu einem Bittenden statt Gewährenden. War es aber denkbar? Sie hatte nicht überlegt, ahnte wohl gar nicht, was ihr dann bevorstände. So entgegnete er: „Du erklärst eine Annahme für unmöglich? Doch — so schwer es mir fällt, das zu berühren, hast Du auch an die Zukunft gedacht?“

„Um dieser Zukunft willen ist sie ja unmöglich!“ antwortete sie zu Boden blickend. „Ich verstehe jetzt Dich nicht, wie vorher die Mutter nicht. Was zu tragen kommen wird, muß ich doch tragen. Nur Einer hätte mir helfen können, den nahm Gott zu sich; so will Er also, daß ich allein büße — bis Er mich ruft.“

„Nein. Rose! Du hast Nichts zu büßen —“

„Lästere nicht!“

„Auch das hat mir Hans gesagt. Du seist nur —“

„O schweige davon.“

„Aber Eins muß Du noch wissen — ich vergaß es wohl der Mutter zu sagen, daß es Hans so wollte, ich ihm mein Wort gegeben habe, Dich zu meinem Weibe zu machen. Du irrst also, Gott will Dich nicht allein lassen: er hat erst zu Deinem Tobten, dann zu mir gesprochen — nun folge ihm auch.“

Rose faltete die Hände und sagte: „Ich war ja ein schwaches Ding, Hans wußte das nicht anders, so dachte er für mich zu sorgen. Ich muß mir aber schon selbst helfen. Auch ich bin viel fester geworden, fürchte Nichts mehr für mich — das Bitterste liegt hinter mir.“

„Der Schmerz um unfern Tobten ist nicht das Bitterste, das wir tragen können —“

„Für mich ja! Und tausendmal ja!“

„Höre auf mich —“

„Ich darf nicht,“ klagte sie aufstehend. „Da ist Etwas, das ich nicht fasse, von dem ich aber weiß — es geht nicht. Und wolltet Ihr mich zwingen, nicht gut würde es — seid gütig! — Ich quäle Dich, Hellmuth; Tu hast mich aber geängstigt.“

„Es liegt wohl nur an dem Ueberraschenden,“ versetzte Lohr, ihre Hand, welche sie ihm gereicht hatte, innig drückend. „Ich lasse Dich denn allein: Du wirst das Rechte noch finden. — Grüße die Mutter; ich komme morgen Vormittag — jetzt möchte ich sie nicht mehr sprechen. Und sei auch Tu gütig. Ich werde nur an Dich denken.“

Sie winkte ihm noch mit den Augen, dann fiel die Thür Hil ter ihm zu.

V.

Es war nur ein verhältnißmäßig schwacher Ton gewesen, mit welchem die Thür ins Schloß gefallen, dennoch hatte ihn ein aufmerksames Ohr im Hause gehört. Frau Weyer trat gleich darauf in den Flur, sah Lohr aber bereits auf der Treppe.

Mit gespanntem, beinahe unwilligem Ausdruck ihrer sprechenden Züge ging sie nach dem Wohnzimmer; auch dieses war leer und die Thür zu der Tochter Zimmer geschlossen. Ohne zu klopfen, öffnete sie dieselbe und fand Rose mit einem Portrait in der Hand, welches diese nun still in ein Buch zurücklegte, das aufgeschlagen vor ihr lag. Trotzdem das Buch augenscheinlich ein Gebetbuch war, machte Frau Weyer eine sehr verächtliche Bewegung nach demselben und sagte mit vibrirender Stimme: „Du nimmst wohl Abschied?“

Rose sah bittend auf, gab aber keine Antwort; so fragte die Mutter von Neuem: „Warum ist Hellmuth so eilig gegangen. Es gäbe jetzt doch Vielerlei zu besprechen.“

„Ich sollte Dir einen Gruß bestellen,“ erwiderte Rose nun; „morgen Vormittag wird er noch zu Dir kommen.“

„Noch zu mir kommen? Will er schon wieder fort?“

„Ich denke.“

„Was bedeutet das?“

Rose wollte sich der Mutter nähern, diese trat jedoch zurück und sagte kalt: „Nur jetzt keine Zärtlichkeiten. Vor Allem muß ich wissen, was zwischen Euch vorgefallen ist. Daß er so fortgehen konnte, befremdet mich geradezu, — So sprich! Ich bereute schon vorher, daß ich Dir nachgegeben habe und Euch allein ließ.“

„Zwischen uns ist Nichts vorgefallen,“ antwortete Rose, indem sie sich zitternd an den Sophatisch lehnte, „nur für seinen Antrag — habe ich ihm gedankt.“

„Wie ist das zu verstehen?“ entgegnete Frau Weyer erblassend.

„Ich könnte ihm doch nicht angehören.“

„Trotz Deiner achtzehn Jahre habe ich Dich immer noch für kindisch gehalten, dies aber ist Heller Unverstand!“ brach die Mutter nun los, während sie sich wie erschöpft auf einen Stuhl fallen ließ. Aufschluchzend kniete Rose neben ihr nieder und versuchte ihre Hand zu ergreifen, doch entzog sie ihr dieselbe heftig und rief: „Steh' auf, ich mag dergleichen nicht. — Und am wenigsten von einem Kinde, das so arm an wirklichem, rechtem Gefühl ist, daß es — statt diese Rettung wie eine Gnade des Himmels anzusehen und sie schon als solche demüthig hinzunehmen — noch zögern kann. Ich sage blos zögern, weil ich darauf bestehe, bestehen muß, daß Du ihn heirathest — und lieber heute als morgen.“

Rose war noch in ihrer Stellung beharrt, hatte nur zuletzt wie abwehrend die Hände gehoben; nun stand sie mühsam auf und schleppte sich nach dem nächsten Stuhl.

„Wie nahm Hellmuth denn diese Erklärung auf?“ fragte die Mutter.

Obgleich Rose schwieg, bemühte sie sich doch unverkennbar, ihre Gedanken zu sammeln.

War es darum ein gewisses Mitleid, oder glaubte Frau Weyer so leichter ihr Ziel zu erreichen — nach einer kleinen Pause begann sie in größerer Ruhe und selbst mit einer Art von Milde: „Regen wir uns aber nicht unnöthigerweise m:f! Wir sind Beide angegriffen genug. — Du weißt, wie für mich nur alles Vernünftige Geltung hat; so wollen wir uns auch in diesem Fall das Ganze erst klar legen, die Consequenzen, hoffe ich, werden sich dann von selbst ergeben. — Du glaubst einmal, Hellmuth nicht lieben zu können —“

„Handelt es sich jetzt denn —“

„Laß mich nun sprechen! — Hast Du, könntest Du aber noch die Hoffnung hegen, Dich jemals anderweitig zu verheirathen? Ich meine an einen Ehrenmann, nicht an irgend welchen — Leichtsinn, will ich nur sagen, der Dich Deines Vermögens wegen gleichsam mit in den Kauf nähme, wobei man jedoch von vornherein wüßte, welcher Ausgang über kurz oder lang bevorstände!“

Rose beugte ihren Kopf noch tiefer und sagte leise: „Wie sollte ich noch an eine Heirath denken, da ich ja nie mehr zu Heirathen vermöchte.“

Tie Mutter zuckte die Achseln und fuhr wieder erregter fort: „Eine Zukunft giebt es für Dich also nicht; in nicht weiter Ferne nur zu allem noch die Schande. Wenn sich nun trotzdem ein Mann, und wie Du selbst im Uebrigen zugeben muß, denn Du kennst ihn gleichfalls seit zehn Jahren — ein Mann, jeder Ehre Werth, freiwillig anbietet —“

„Nicht freiwillig!“ unterbrach Rose. „Hans hat auf seinem Sterbebette ihn dazu vermocht. Nur dem Sterbenden konnte er bei seiner Herzengüte die letzte Bitte nicht versagen.“

„Das mag der Grund sein,“ gab Frau Weyer zu, „handelt er darum jetzt aber weniger aus freiem Willen? Vermöchte ihm Jemand auf Erden zu verdenken, wenn er ein so gegebenes Versprechen nicht hielte, es einfach wie eine letzte Arznei betrachtet hätte? Nicht einmal wir, die daran so schmerzlich theilhaftig wärem, könnten ihn deshalb geringer achten. — Wie hoch steht er nun da; ich glaubte — bloße Liebe hätte ihn dazu getrieben. Jetzt begreife ich erst: darum sprach er so gelassen von etwaiger Trennung. Es war ja auch nicht anders möglich, allein aus schwerstem Kampfe konnte ein solches Entsagen hervorgehen. Und diesem Mann hast Du gewagt, abzulehnen, was er sich gewiß nur mühselig abgerungen? Könnte das wirklich blos mir — neben dem Uebrigen auch wie schwärzester Undank erscheinen? Du fühltest davon nichts?“

Rose schüttelte den Kopf. „Was Jemand schwer wird, oder was er sich gar hat abringen müssen, wie Du sagst — das darf ich mir doch nicht aneignen.“

„Wenn es Dir geboten wird?“ brauste die Mutter auf. „Alles Vorher und Nachher ist des Andern Sache! Dir ist es zum Heil — und wir sollen auch klug sein, will der Herr, das heißt selbstsüchtig. Wohin kämen wir, wollte man immer erst fragen, ob auch nirgends sonstige Interessen gekreuzt würden? Und hier ist es ein Glück über alles Denken! — Wären Andere selbst dawider, über sie fort, wenn wir es vermögen! So geschieht es im großen Ganzen auch überall, nur die Schwachlinge freuen sich ihrer Selbstlosigkeit. — In gewissem Sinne, wenn es Dir um solche Freude durchaus zu thun, fändest Du selbst die dabei. Bilde Dir doch ein, daß Tu mir das Opfer bringst, unseren Namen mit seinem reinen zu bedecken; ich will es großmüthig annehmen!“

„Mutter,“ flehte Rose, „habe Mitleid, nur jetzt keinen Hohn!“ „Nenn' es nicht Kleines,“ fiel Rose angstvoll ein, „wenn mir der Gedanke unfaßbar ist, einem anderen Mann anzugehören. Ich weiß ja, daß Hellmuth wieder geht, daß wir auch später nur wie bisher neben einander leben sollen — wenn ich aber solche sündhafte Ehe auf mich nähme, müßte ich doch auch an ihn denken, um ihn Sorge tragen und das könnte ich ja nicht. All' meine Gedanken gehören dem Tobten. Der Zwiespalt dann, diese Reue und ewigen Vorwürfe, und doch nie anders können — würden mich tödten.“

„So mag das geschehen!“ rief die Mutter aufspringend, „viel besser, in Ehren zu sterben, als so wie Du jetzt zu leben!“

„Wenn Du das meinst,“ sagte Rose, indem sie sich wie entgeistert erhob, „Du hast mir das Leben gegeben, so darfst Du es auch wohl nehmen.“

Frau Weyer ging einmal durch das Zimmer, dann blieb sie dicht vor Rose stehen und erwiderte: „Das sind bloß Worte gewesen; Du wirft weder daran sterben, noch würde ich mit sehenden Augen in Dein Unglück willigen.! Aber Tu ahnst nun wenigstens schon, daß ich im Rechte bin: vertrete ich doch nicht allein mich, auch Deinen seligen Vater — unsern ehrlichen Namen. Wir Drei haben wohl Anspruch, mehr zu bedeuten als bloße Gefühle. Wie ich schon sagte, wärst Du noch mein reines, glückliches Kind, so würde ich es tragen, wenn Du Dein Leben vertrauern wolltest — jetzt darf ich es nicht. Daß ich aber so weit für Dich sorgen will, als ich es vermag, Dir jede Erleichterung schaffen werde und Hellmuth nicht weniger — das glaubst Du?“

„Ja!“

„Rose!“ Sie drückte die Tochter stürmisch an sich und küßte sie auf die Stini.

Zum erstenmal schauerte Rose bei einem Kuß der Mutter zusammen. — Kaum drei Wochen später war sie jedoch die Gattin Lohrs.

VI.

Köln, den 24. Februar 1871.

Mein theurer Freund! Es drängt mich so herzlich, Dir für all' die Rücksicht zu danken, welche Du mir in diesen Wochen bewiesen hast, daß ich Deinen Brief nicht erst abwarten will. Für Alles und Jedes, was ich gar wohl verstanden habe: Deine Rückkehr von Trier in letzter Stunde, die Trauung im Hause, was Du mir sonst nachgegeben, selbst bis zu den bloßen Zweigen Orangenblüthe, für Alles sei noch tausend-, tausendmal bedankt! Ich werde es tief im Herzen bewahren.

Hoffentlich bist Du gut angekommen und hast auch, wie die Andern, für die Waffenstillstandszeit ein freundliches Quartier gefunden? Bitte, schreibe uns oft und ausführlich! Die Mutter freut sich darauf, nun ebenfalls Briefe aus dem Felde erwarten zu dürfen, und ich mochte ihr doch stets etwas vorlesen können. Denn von dem, was ich Dir gleich sagen werde, da will ich ihr nichts sagen; es würde sie nur erregen und die gegenwärtige Stille ist so, so lieb, daß ich sie nicht noch einmal hingeben könnte. Es war eine zu traurige Zeit! Und von der hast Du mich erlöst, Hellmuth! In Gerolstein war ich schon immer Deine kleine Frau, heute bin ich es wirklich — vor der Welt wenigstens. Darin liegt das, was mich quält, was mir noch keine Ruhe vergönnt und was ich zu Dir aussprechen muß. Hilf mir darüber, wenn Du es kannst; ich darf es ja nicht einmal in der Beichte sagen — um unserer, um Deiner Ehre willen!

Haben wir nicht eine schwere Sünde begangen, eine Ehe — also ein Sacrament einzugehen, während wir im Herzen doch von Anfang an wußten, daß es für uns nur Schein, ein Nichts sein könnte? Darf Gott so mit seinem Heiligsten spielen lassen, muß er uns nicht strafen? Und nicht mich allein, was läge noch an mir! Aber auch Dich, trotz Deiner Güte, trotz der Fürbitten, welche die lieben Heiligen für Dich fänden. Ich wage kaum noch zu beten — immer ist es mir, als dürfte ich es nun nicht mehr, und bis dahin habe ich es doch gekonnt. In all' meiner Roth waren unsere Fürbitter um mich; wie in der Kinderzeit, wenn ich was Unrechtes begangen hatte — nicht viel anders war mir zu Mnth. Jetzt aber, von dem Mittwoch an, seit ich das Ja über die Lippen gebracht, bin ich gleichsam in mir verstört; sei darum noch weiter gut zu mir, schreibe, was Du fühlst, und belehre mich. Du hast mich früher so oft belehrt und weißt Du noch, gerade wie Du Alles sagen konntest, so faßte ich es immer am leichtesten. O dürfte ich es jetzt wieder! Aber auch Du wirst darüber nichts Besseres wissen, als es mit den anderen Sünden zu tragen! Doch erträgt sich denn eine Todsünde? Und die war es, ich finde nichts Milderes. Der Meineid ist eine Todsünde. Mag es auch eine Neine Entschuldigung gewesen sein, daß die eigene Mutter so gegen mich gewesen ist — ich hätte nicht schwach sein sollen; über allem Irdischen steht das Himmlische. Wenn ich darum von ihm getrennt wäre — für alle Ewigkeit!

O vergieb, daß ich Dir Alles schreibe, wie es mir in's Herz kommt: doch ich habe ja Niemand, deni ich davon sagen darf. Freilich zeigt mich jedes aufrichtige Wort so undankbar, das bin ich aber nicht. Ich blicke zu Dir auf als zu meinem besten Freunde, dem ich Alles vertrauen kann und muß. In diesem Müssen liegt für mich sogar Trost; als wäre es ein wenig von der Einlösung meines Gelübdes am Altäre. Doch ein Stücklein Ehe, nicht bloßer Meineid.

Ich will nicht mehr durchlesen, was ich geschrieben habe, sonst schickte ich es wohl nicht ab; Du hast'inich ja immer verstanden und wirst darum auch jetzt die Stelle finden, welche so quält. Wenn Du kannst, lieber, lieber Hellmuth, hilf Deiner

Rose.

Vendelles, den 24. Februar 1871.

Wie seltsam wehmüthig wurde mir, liebste Nose, als Eure Gestalten in der Rauchwolke des Zuges für immer verschwanden. Erst da war ich wieder allein — und sogleich bestürmten mich die sorgenden Gedanken um Dich! Versuche nur erst ruhig und gefaßt zu werden, das Uebrige stelle der Zeit anHeim.

Vor Allem danke der Mutter nochmals für ihre Güte, mich ein Stück Weges begleitet zu haben; der friedliche, ich möchte sagen, glückliche Tag in Eoblentz wird mir unvergeßlich bleiben, war er doch zugleich die letzte und theuerste Gabe der Heimath. Halb verschneit zwar die Anlagen, dunkel, so träumerisch die Castor-Kirche — nicht ein einziger Sonnenblick, nur Nebel und leises Frösteln in der Natur, dennoch wurde mir wohl; Dein Arm ruhte so still auf dem meinigen, und in Deinen Äugen schien nicht mehr bloßes Weh zu liegen — auch ein'Schimmer von Interesse an Dem oder Jenem. Wüchse, dürfte das wachsen; nichts Lautes, keine volle Freude

begehrte ich ja, mit der Zeit aber auch eine Art von Genügen, von leichterem Tragen, daß dieses entsetzlich stumme Aufreiben von Dir ließe. Auch Tu sprachst einmal von Dank; der beste, einzige, auf welchen ich hoffen möchte, wäre ein solches endlich wieder an Dich selbst und damit auch an mich Denken.

Deiner Mutter mußte ich noch zuletzt versprechen, irgend welche kleinen Erlebnisse, überhaupt mein Thun und Treiben in den Briefen an Dich zu schildern. Tu eigentlich ganz Böse, welche Du gar kein Verlangen danach zu haben schienest, hast nun, wie zur Strafe, Alles mitzulesen. Ich will im Strafen aber so gelind als möglich sein; fürchte Dich nicht, allzu lang vermag ich so wie so nichts auszudehnen, das ist einmal gegen meine Natur. Ob sie bei einem großen Schmerz sich ähnlich geartet zeigen würde — noch weiß ich es nicht. Und doch wäre es das Natürliche, weil ja auch die ganze Natur in ewigem Vergehen und Auferstehen.

An wieder Neues und so jugendlich Frisches mahnt es hier nun schon überall. Sobald ich ta dello IrnncL betreten hatte, waren die Winde milder, Wolken und Nebelzüge duftiger — in allen Fernen webte die Sonne bereits geheimnißvollen Goldglanz oder fluthete ihn bis an uns heran über erstes Grün und enteiste Wasser. In dem eingehegten Gärtchen, das mein letztes Quartier umschloß, blühten die Haselnußsträucher und Seidelbast.

Wie bis ins Herz hinein dringt uns gerade in diesem Jahre das alte neue Weiden! Als hatten wir noch nie recht gewußt, was Frühling wäre — so süß und herrlich erscheint das Gefühl neu geschenkten Daseins bei dem gleichzeitigen Erwachen der Natur. Sind wir doch gleichsam nicht mehr in Feindesland, nun es ringsum von Frieden flüstert und schon laut hinausjauchzt. Und Alle fühlen wir darin gleich! Nicht bloß uns Landwehrleute, mich die Kameraden von Beruf umschmeichelt, wie die linden Lüfte, das Bewußtsein, viel errungen zu haben und nun wohl ausruhen zu dürfen. Jeder hat etwas Offenes, ist gesprächiger als sonst — ja findet für Alles ein Lächeln. Selbst unsere Leute haben es kaum jemals so gut gehabt als jetzt; in jeder denkbaren Weise wird für sie gesorgt, sogar Cigarren stehen dann und wann auf ihrem Etat. Dabei wurde noch nie so gleichmüthig über einen offenen Uniformsknopf oder verdächtig gespreizte Nähte hinweggesehen. Bedeutenderes läßt sich aber Keiner von ihnen zu Schulden kommen; bald nur vergnügt vor sich hinpfeifend, bald lebhaft plaudernd, sitzen sie auf allen Höfen oder an den Fenstern der Stuben und putzen an ihren Sachen herum, als stände bereits die Kaiserparade bevor. Auch in ihnen ist eben Sonnenschein und Heimathträumen; kein Wunder also, daß sie eifrig bemüht sind, ihren äußeren, so lange vernachlässigten Menschen damit in Einklang zu bringen.

Gleich bei meiner Ankunft nach wirklich rascher und angenehmer Reise (meine Karte aus Ham hast Du doch erhalten?) wurde ich durch Zweierlei freudig überrascht. Unser liebenswürdiger Major, der nebenbei gesagt, so unablässig für sein Bataillon sorgt, daß man allgemein nur die dankbarsten Gefühle für ihn hegt — knüpfte mir schon bei der Begrüßung das so ersehnte eiserne Kreuz (für jenes Ausfallsgefecht an der Hallue) ein, und übergab mir zugleich für unsern verwundeten Hauptmann die Compagnie.

Als ich damals im October mit Hans zum Negimente kam, und dieses ehrwürdige, von meiner frühesten Jugend her schon beim Vater nur scheu angestaunte Kreuz so beinahe jedes Kameraden Brust schmückte — welches heißes Bedauern empfanden wir, daß es für uns unerreichbar bleiben würde! Dachte doch Jeder, mit der Uebergabe von Metz und Straßburg müßte der Krieg enden. Und nun wäre es Hans sicher geworden und ich besitze es; will es für ihn mit tragen! Bei der Uebergabe des Kreuzes warst Du übrigens gleichfalls dabei; ich hatte natürlich mein bestes Kleid dazu angethan (das ich auch am fünfzehnten trug!) und damit Du mir nirgend fehltest, Dein Bild in die Brusttasche gesteckt. So zitterten die schwarzweißen Band-Enden über Deine Augen hin.

Wie stolz und schön war der Moment! Von dem hast Du aber wohl nichts gehört? Daß man nur Unheil ahnen darf, nicht das Glück! Es ist schon ein seltsam eingeschränktes Etwas — dieses arme, liebe Menschsein!

Durch die Führung der Compagnie darf ich über die Pferde des Hauptmanns disponiren, was ich jetzt, nachdem ich mich ein wenig in den neuen Dienst eingelebt habe, mit Vergnügen in täglich stundenlangen Ritten ausnütze: außerdem bekomme ich auch bessere Quartiere als sonst.

Mein erstes diesmaliges Quartier in dem stillen Pfarrhaus von Hombleui war so lieb (wie Tu sagst) als nur möglich. Schon das eigenthümlich gebaute Haus mit den weit vorspringenden Flügeln und dem Rasenrondel davor, in dessen Mitte die Statue St. Petri auf weißem Holz-Postamente steht, hatte etwas Trauliches. Dieser Eindruck wurde noch verstärkt, da eine hohe, in Epheu verborgene Mauer das ganze Gehöft von der Dorfstraße abschließt. Ueber die Mauer ragt nur die Kirche mit ihrem verschnörkelten Thurm auf, dessen Glockenspiel jede verflossene Stunde mit einer scheinbaren Melodie feiert, welche ich allerdings niemals ergründet habe.

Aber die beiden Menschen darin! Der sanfte, so genügsame und pflichttreue Eurs in der stets ältlichen Soutane, den abgescheuerten Kniehosen und schwarzen Strümpfen, die Ealotte auf dem ergrauenden Hanft oder den Chapcau in der Haüd, wenn er von seinen häufigen Krankenbesuchen heimkehrte; und sie, meine ganze Liebe, die prächtige, energische Augustine Françoise Narziß. Nie sie die Burschen (Einer sprach leidlich Französisch) gleich völlig in der Hand hatte, sie zu dem, zu Jenem geradezu commandirte. sehr tadeln konnte, wenn ihr das gelieferte Fleisch nicht fett genug war, oder das Stück ein anderes, als sie zu einem bestimmten Zweck gebrauchte. Dafür waren ihre Suppen, wie Braten und Fricassoles aber auch vortrefflich, und sie drückte mir ganz im Geheimen den Wunsch aus, daß es recht lange so bleiben möchte. Gönnte sie doch vor Allein ihrem Curator den seltenen, jetzt so reichlichen Fleischgenuß.

Augustine hatte auch einen Ehrentag. Da ich ja dem obersten meine Berührung angezeigt, so war dieselbe einzelnen Kameraden des Bataillons ebenfalls bekannt geworden. Diese neckten mich nun fortdauernd damit, noch ihren nachträglichen Hochzeitschmaus zu erwarten. So wenig das Herz gerade dazu gestimmt war, besonders in dem Gedanken an Dich — die Kameraden konnten eben bloß an eine vergangene glückliche Hochzeit, wie sie wohl sonst sind, denken, forderten darum scheinbar nur ihren berechtigten Antheil an diesem Glück! — ich sprach also mit Augustine, und in deren gutem, alten Gesicht ging es sofort wie ein Strahlen auf. Tann dürste sie am Ende auch einen Plumpudding machen, fragte sie gleichsam zagend, den hätte sie vor zehn Jahren, als der Herr Erzbischof von Amiens dagewesen wäre, zum letztenmal gemacht und möchte ihn zu gern nur noch einmal im Leben machen.

War die Erfüllung eines solchen Lebenswunsches nicht allein werth, das eigene Weh-Empfinden zu unterdrücken? Ich wußte, daß meine Rose zuerst dafür stimmen würde.

So fuhr Augustine denn Seite an Seite mit Fischler, — so sprach sie den Namen meines Burschen — und zu ihrem Stolz in einem der besten Wägelchen des Ortes, das sie sonst nur von Ferne anstaunte, behufs nöthiger Einläufe nach Ham. Mit wahrhaftem Jubel lehrte sie Abends zurück, da sie richtig so viele Brioches bekommen hatte, als sie zu dem Pudding gebrauchte, der nun, wie sie mir eifrigst auseinandersetzte, noch besser als der damalige weiden müßte, weil zerriebene Brioches viel feiner wären — als einfaches Mehl.

Und die Sonne wagte es wirklich, am nächsten Tage nicht besonders feierlicher als gewöhnlich aufzugehen! Seit sie jedoch aufgegangen, rumorte es in Küche und Zimmern; noch eine Maid schien eigens angenommen, um von all den Heiligenbildern und den achtzig kleinen Photographien, die rings um den Kamin des Wohnzimmers hängen, den Staub zu wischen, und mit den sonst im Hause vertheilten Blumen und Blattpflanzen für heute den Festraum zu schmücken. Gegen Sechs, zur Diner-Stunde, blitzte und blänkte aber auch das ganze Haus und Augustine vor Allen in ihrer schneeigen Flügelhaube, dem knappen Mieder zu dem schwarzen Faltenrock und den zierlichen Hackenschuhen erschien wie das Urbild der französischen Pfarrersköchin.

Pünktlich waren unsere Gäste zur Stelle. Die Gänge kamen und verschwanden, meine Burschen waren unermüdlich im Herumreichen wie Einschiinken und Wechseln der Teller und Gläser. Da öffnete sich plötzlich die Thür und Augustine selbst, den mächtigen, über und über stammenden Plumpudding in Händen, trat ins Zimmer. Von ihren Augen sah man beinahe Nichts, so lachte das ganze Gesicht; und mit welchem Triumph sie dann persönlich ihr Kunstwerk herumreichte und halb verschämt halb glücklich all' die Schmeicheleien und Lobsprüche in Empfang nahm. Den zweitschönsten Tag ihres Lebens hat sie dem Curator gegenüber diesen Tag genannt. Welcher der schönste gewesen — hatte sie trotz seiner Frage verschwiegen; nur daß sie dabei wehmüthiger als sonst gelächelt, wollte er bemerkt haben.

Als es zwischen uns zum Scheiden kam, waren der Euro wie Augustine viel zu gute Patrioten, um dem Feinde des Vaterlandes eine Thrine zu zeigen — solch' ein wehmüthiges Lächeln, das ja beinahe noch rührender, fanden wir jedoch Alle; und ganz zuletzt, als die Compagnie bereits im Marschiren war und ich mit letztem Gruße nachsprengen wollte, streckten sich unwillkürlich noch einmal zwei ehrliche Hände zu mir herauf.

Ob es uns oft so werden kann? Hier in Vendelles ist es jedenfalls anders.

Nord und Süd. XXI, «2. 13

Doch ich habe heute schon zu viel geplaudert? nun ich verspreche — das nächste Mal weniger!

In herzlich innigem Grüßen der Mutter Dein

Hellmuth.

VII.

Vendelles. dm 1. März 1871.

Meine theure Rose! Nur ein paar Tage weiter, und wie verändert ist Leben und Stimmung! Damit Du auch in solche Stunden blickst, nicht allein in jene, wo mir es äußerlich wohl ergeht, laß Dir schon einen Stimmungseufzer gefallen. Niemand weiß nun mehr, ob es Friede wird, sich bloß der Waffenstillstand verlängert oder gar der Krieg nochmals beginnt. Abends packt man, geht voll Unruhe schlafen, da man jeden Augenblick Marschordre erwartet — am Morgen wirft man Alles ^wieder aus dem Koffer und steht mißvergnügt Stunde an Stunde hinschleichen. Ach so langsam! Es ist, als sähen sie sich immer von Neuem in schläfriger Gleichgiltigkeit um und gähnten uns ordentlich in die heißen Augen. Was fragt man diese Stunden den Tag über? Und stets dasselbe Stillschweigen.

Dabei liege ich schlecht in einem großen, ewig kalten, ewig rauchenden Zimmer; meine Wirthin thut natürlich, was ich wünsche — jedoch bloß aus Furcht. Sie hat ein widerwärtiges schnarrendes Organ und ist bitter geizig (ihr alter Vater wird aus dem Napf und beim Gesinde in der Küche gefüttert). Noch ein solches, nur bedeutend reicheres Haus gab es im Dorfe; meine geduldigen Leute hatten sich bereits, ohne zu klagen, zweimal mit trockenem Brot und einem Trünke Cidre als ganzen Morgen-Imbiß beholfen — da hörte ich beim Revidiren davon. Um ein Exempel zu statuiren, befahl ich sofort zwei Rinder auf dieser Ferme zu requiriren und legte Nonsieur et Nslams als Buße auf, für ihre fünfzehn Mann Ein» quartierung ein Diner mit Hühnern und zehn Flaschen Nothwein zu serviren Das half wunderbar. Die Leute liegen dort nun vortrefflich, und jeder Bauer des Dorfes grüßt mich auf zehn Schritte oder kehrt in's Innerste seines Haufes zurück, um scheu aus irgend einer Oeffnung dem Barbaren nachzustarren.

Angenehm ist dergleichen aber niemals — und auch sonstigen Aerger oder Sorge giebt es mit dreihundert Menschen beinahe unaufhörlich; kurz — einfacher Frontoffizier zu sein, erscheint mir heute — ich will jedoch statt solcher Erörterungen der Mutter lieber noch einen ganz interessanten Tag aus Hombleuz schildern. Ist mir sehr grau in grau zu Muth, so flüchten meine Gedanken gern dorthin.

Am Vormittag nach meinem Feste nämlich ritt ich nochmals nach Ham, um mir dessen uralte Citadlle anzusehen. Es liegt ja einmal für uns kurzlebiges Geschlecht ein eigener Zauber darin, Stätten zu betreten, die so viele Jahrhunderte vor uns da waren; hier kam noch der eigenthümliche Reiz hinzu, daß gerade dieses Schloß bereits seit dem zehnten Jahrhundert StaatZgefängniß ist. seit hier König Karl der Einfältige in Gefangenschaft gesessen haben soll. Noch heute droht uns förmlich das große Steinviereck mit seinen mächtigen vier Thürmen entgegen, welches Träger aller berühmten Namen Frankreichs von den Bourbonen, Montmorency, Choiseul, Polignac bis Louis Napoleon, oft Jahre lang in seinen Mauern eingeschlossen hielt. Einem Nsueitiw luori gleich ragt die dunkle Masse eines kolossalen Eibenbaumes in einem Gärtchen am Walle auf. Napoleon HI. hat unter diesem Baume unzähligmlll gesessen und geträumt. So verlassen und traurig, so trostlos einsam es hier besonders im Herbst und Winter sein mag — dennoch, könnte er heute in diese einfachen Zimmer zurück, all' sein damaliges Hoffen noch im Herzen — ob er nicht wiederkehrte? Die Räume, welche er bewohnt hat, sind völlig den Offizierszimmern in .unfern alten Casernements gleich (nur daß die stark vergitterten Fenster sie noch freudloser machen); sogar deren ewig blaue Tapeten mit weißen Sternblumen sind hier dieselben. Da sie zum Theil in Stücken niederhängen, habe >ich eins abgerissen und .lege es^mit einem Aestchen von dem Taxus ein.

Doch nicht blos der Vormittag sollte sein Apartes gehabt haben; als ich zurückkam, beredete mich ^Lieutenant Otto (ein vornehmer, mir lieber Mensch), die Kameraden in Nesle, einem Landstädtchen wie Ham, aber westlich von Hombleuz gemeinsam aufzusuchen. Ich war von meinem Ritte nicht ermüdet, so wurde denn nach dem Appell das Wägelchen, welches ^Augustine neulich benutzt hatte, abermals beordert und ^>er Eigentümer gönnte uns die Ehre, persönlich unseren Kutscher zu spielen.

Die rasche Hinfahrt in dem warmen lachenden Sonnenschein, Hügel auf, Hügel nieder, allein Fluren und Wäldchen in Ferne oder Nähe, hatte etwas Anregendes; in bester Laune kamen wir an, die Kameraden empfingen uns nit Jubel, zeigten ihr Städtchen, 'einzelne sQuartiere — bis wir uns schließlich Alle im Honoratiorenzimmer des ersten Gasthofs bei Speise und Trank niederließen und die Stunden in fröhlichem Geplauder hinfliegen. Erst gegen Mitternacht durften wir an Aufbruch denken.

Als wir aus dem Orte fuhren, dessen letzte Laterne noch einen letzten melancholischen Lichtstrahl hinter uns herwarf, war eigentlich völlige Dunkel» heit um uns, kaum von dem flackernden Licht unserer einzigen Wagenlaterne unterbrochen. Dabei seufzte ein schwerer Frühlingswind daher und trieb einzelne große Regentropfen ins Gesicht. So überkam uns Neide plötzlich ein — da ich Soldat bin, will ich nicht geradezu Unbehagen schreiben, doch etwas verzweifelt Aehnliches. Unser Wägelchen, dessen Verdeck nun in die Höhe geschlagen, war so Nein, daß uns der breite Rücken des Kutschers fast ganz deckte, wenigstens jede freie Bewegung hemmte; in der Eile hatte zudem Keiner von uns einen Revolver eingesteckt. Nichts war zur Hand, als unsere hier kaum verwendbaren Säbel. Wir lachten auf, sprachen über irgend welche Möglichkeiten — plauderten dann aber natürlich von dem vergangenen Abend, indem wir unserem Geschicke das Weitere überantworteten.

Auf einmal, wir hatten eben wieder ein Wäldchen Vaspit, ging unsere Laterne aus, der Kutscher hielt und machte sich umständlich daran, dieselbe anzuzünden. Wir folgten verstummt seinem Treiben — da tauchten aus der Finsterniß, wie aus dem Chausseegraben emporwachsend, drei Gestalten auf. Schon faßten wir die Säbel fester, und ich nahm mir dunkel vor, es unseren treulosen Führer mindestens büßen zu lassen, als einer der Drei scheinbar harmlos sein „don «oi!» vorbrachte und um Feuer bat. Der Kutscher, von uns nun mit Argusmigen bewacht, gab dasselbe ruhig, wobei einige SchwefelHölzchen aufbrannten und die Drei in verschiedenem Pathos riefen: „Ah, preußische Offiziere!"

„Ja wohl!" versicherten wir.

„Es wird schlechtes Wetter!" bemerkte Einer nach einer Pause höflich.

Wir gaben auch das zu, und bedauerten gleichzeitig — mit Hinweis auf die Thonpfeifen, die nicht brennen wollten — daß wir als Nichtraucher keine Cigarren bei uns führten.

Der vorher gesprochen hatte, machte nur noch eine verbindliche Bewegung, dann schieden wir von einander mit „don vovaM" und ähnlichen Segenswünschen.

Einen Moment lang aber, wirst Du mir einräumen, sah die Geschichte sehr verdächtig aus und wäre eine Verabredung getroffen worden — kein Gott hätte uns Leichtsinige vor „schwerem Fall" bewahrt, wie es im „Freischütz" (allerdings in ganz anderer Bedeutung) heißt. Wozu wäre dann freilich Suldatenglück auf der Welt?

Siehst Du, so wechseln hier Bilder wie Gestalten, Erlebnisse und Stimmungen! Trotz all des Herandrings aber bist Du mir immerwährend nahe, in jedem Augenblick freue ich mich an Unauszusprechendem und hoffe jetzt vor allem auf eine gute Antwort; die mir wenigstens sagen darf, daß es leise besser wird. Ruhe und Stille allein müßten doch schon Besserung gebracht haben. O gewiß — gewiß!

In Liebe Euer

Hellmuth.

Vraigncs, den 2. März 1881.

Auf dem Marsche hierher bekam ich Deinen Brief; ich las ihn, während ich hinter der Compagnie herritt. Auch dieser Tag war so frühlingslicht, so heiter; meine Leute sangen Heimathlieder; Lachen tönte dazwischen und fröhlicher Zuruf: wie rührten da gerade Deine wehen Worte!

Ich achtete heute wenig auf die Abstände der Rotten, oder ob die Cmpnagnie sich stets auf der richtigen Seite der Straße hielt — ich dachte, dachte blos, und glaube Dir nun wirklich helfen zu können, meine arme — doch auch tapfre Nose, wie Du mir versprochen hast! Hätte ich Deine Zeilen nur einen Tag früher erhalten! Nun wirst Du in meinem gestrigen Briefe schon die Antwort wännen, und er bringt Dir wieder Nichts als Feldzugsbilder und gleichgiltige Berichte. Wie einen Mißton wirst Du das empfinden, doch nein — Du wirst es natürlich fassen. Wir Männer sind ja einmal für das Außenleben bestimmt, haben uns dabei nicht allein nach jeder Seite hin vorzusehen — ewig liegt auch neue Arbeit bereit, und eine, die meistens unser schärfstes Denten und ganz bei der Sache Sein erfordert; darum ist es unmöglich, ein bloßes Gefühlsleben zu führen, oder sich gar von irgend welchem nicht völlig Harmonischen zu Boden drücken zu lassen. Im Felde und dazu noch auf einem für so Viele Verantwortlichen Posten ist das aber doppelt und dreifach der Fall.

Außerdem lagen mir Gewissensscrupel der Art gänzlich fern; um mich oder mein Seelenheil darfst Du nicht sorgen! Ich habe mit vollem Bewußtsein dessen, was ich auf mich nähme, den Eid geleistet; für mich war er kein Schein, kein Nichts, wie Du sagst — ich gelobte, ganz Dein Freund fürs Leben zu weiden. Was tonnte daran Sünde sein?

Im Anfange, bevor Alles recht überlegt war, dachte ich vielleicht nicht so freudig darüber, zögerte selbst bei dem Ungewöhnlichen — ist es jedoch nicht Vielen bestimmt, ihre Wege außerhalb der großen Heerstraße zu gehen? Und müßten diese darum weniger glücklich werden, ja sollte der Thau ihrer Wiesenpfade nicht schließlich frischer erhalten, als die Staubwolke der Heerstraße?

Aber auch Du darfst beten, wie Du immer gebetet hast, keine Todsünde liegt auf Deinem reinen Herzen. Denke nur tiefer! Besteht nicht ein Haupttheil jeder Ehe, sicherlich wenigstens bei den höheren, idealeren, in einfach warmer Freundschaft? Wird, muß nicht überhaupt jede länger dauernde Ehe — Freundschaft werden? Und die gönnst Du mir doch, hast sie mir ja lange, lange gegönnt. So dürfen wir also schlicht annehmen, daß wir uns eigentlich längst gehört haben, und der süße Sturm beginnenden Eheglücks nur hinter uns läge, etwa in einem anderen, früheren Sein. Oder ängstigt Dich nun der Gedanke: ich möchte fordern, daß Du Hans ganz vergessen, Dich blos mit mir beschäftigen fülltest? Wenn ich heimkehre, wollen wir vereint seiner gedenken. Du kränkst mich also nicht, wenn Du von ihm sprichst; hatte ich ihn doch sehr lieb.

O sei nicht zarter als zart; in wie viel Ehen Du auch hineinblicken wolltest, wie wenige dürftest Du finden, welche den Geboten Gottes völlig entsprechen. Um Menschen handelt es sich, und die Menschen' fehlen ja alle. Gott stellte nur ein Ideal auf, daß wir Dem nachstreben; es zu erreichen, forderte er nicht, sonst hätte er uns anders geschaffen. Zudem ist er ein Gott der Liebe! und der kann seinem Kinde, das aus Liebe und lindlichem Gehorsam sein feineres Fühlen zum Opfer brachte, nimmermehr zürnen. Jedes Opfer fordert hier schon Erbarmen, nicht Strafe — um wie viel mehr noch vor Gott, der in den Herzen liest.

Werde ich Dir ein wenig geholfen haben? Wie wünschte es aus treuestem Mitfühlen Dein Hellmuth.

vm.

Dieppe. den 10. Mai 1871.

Nur für Dich! Es ist schon das zweite Mal, daß mich bei einem Briefe von Dir eine wahrhafte Angst überfällt! Und die wird nicht etwa durch Bestimmtes, klar Ausgesprochenes geweckt — Dir entfallen nur wie unbewußt Worte und Gedanken werden als selbstverständlich behandelt, die ich nicht verstehen will und doch verstehen muß. Ich mag das Wort nicht einmal schreiben, das schon in den paar Briefen, welche ich von Dir habe, immer wiederkehrt, und nicht — wie sonst von den Menschen mit leisem Grauen ausgesprochen, eher in sehnsüchtigem Erwarten! — Du bist dabei so kurz, brichst immer ab, bevor Etwas erledigt ist. Ich habe oft das wehe Gefühl, wie Dich nicht Interesse, nur die Pflicht zum Schreiben drängt. Darum sind auch meine Briefe, wie Du mir gleichsam vorwirfst, kürzer geworden: ich wage eigentlich von nichts Aeüßerem mehr zu sprechen. Immer frage ich mich erst, ob es auch Werth fei, Dir geschrieben zu werden? Da Du Alles — die künstlerischen, landschaftlichen, selbst zuletzt die kleinen, historischen Schilderungen aus Eu, um welche Du ausdrücklich gebeten, mit demselben Schweigen hingenommen, nie eine weitere als eine dankende Bemerkung daran geknüpft hast, so dünkt mich gleiches Schweigen das einzig Richtige! Und das bedeutete an sich Nichts, wolltest Du nur — wie in jenem ersten Briefe, mehr von Dir sprechen! Er ist mir trotz des Inhalts in seinem herzigen Vertrauen der liebste. Warum entziehst Du mir das? Habe ich irgend worin gefehlt?

Ich weiß noch nicht einmal, ob Dich meine Antwort auf jenen Brief wirklich ruhiger gemacht hat. — Oder quält Dich die Mutter? Mußt Du ihr zeigen, was Du antwortest — was ich schreibe? Jetzt habe ich das Recht, allein über dergleichen zu bestimmen und was Du thust, zu vertreten: so bitte, so beschwöre ich Dich also — wenn es nöthig ist, antworte mir geheim, daß ich endlich klar sehe.

Du zögerstest nicht, wenn Du meine tiefe Sorge begriffest.

Ganz Dein Hellmuth.

Köln, den 16. Mai 1371.

Lieber, guter Hellmuth! O sorge nicht um mich! Mir ist jetzt so wohl, wie seit lange nicht. Wenn Du das aus meinen Briefen nicht herauslesen konntest, so liegt es nur daran, daß ich eben nicht vermag, es nie vermochte — Alles auszusprechen, was ich fühle. Mich überkommt schon immer eine Art der Scham, sobald ich von mir sprechen soll. In meinem ersten Briefe an Dich that ich es freilich, und ich bereue das auch nicht. Du hast mir geholfen, obwohl nicht in der Weise, wie Du dachtest. Gerade Deine ersten Briefe, welche mir Dein Wesen zwar nicht anders als ich es in Gedanken hatte, aber doch auch von mancher neuen Seite zeigten — möchte ich um Nichts missen. Sie haben viel zu meiner Ruhe gethan. Dank — Dank für Alles Z

Der Mutter thust Du Unrecht, wenn Du meinst, sie beschränke mich in irgend Etwas. Nein, sie fordert weder Deine Briefe, noch fragt sie nach meinen Antworten; was ich dann und wann vorlese, genügt ihr. Ueberhaupt zeigt sie mir jetzt, wenn möglich, noch größere Sorgfalt als früher; jeden Wunsch möchte sie von den Augen lesen, und selbst ihre Lebhaftigkeit sucht sie zu beherrschen, damit ich nur durch Nichts ausgeregt werde. In voriger Woche ist sie sogar heimlich bei einem Arzte, einem Doctor Wiede, gewesen! Dieser besucht uns seitdem öfter, um auch noch über mich zu wachen. Das ist zwar ganz unnöthig, die Mutter wünscht es aber.

Da Dr. Wiede ebenso sehr wie die Mutter und ja selbst Du für einen Landaufenthalt ist, so werden wir denn bereits in diesem Monat nach Gräfrath gehen. Du hast nichts dagegen? Der Doctor hat die Mutter bestimmt, schon morgen des Quartiers wegen hinüberzureisen; ich bleibe zu Hause. Mir ist hier wirklich so Wohl — am liebsten ginge ich gar nicht fort. Gegen Euerm Willen darf man nur nicht ankämpfen, meint Ihr es doch Alle so gut.

Warum Du aber das schöne Wort „Tod“ nicht einmal schreiben magst, begreife ich nicht. In der Jugend zu sterben, soll ja sogar ein Glück sein. Wie gönne ich das heute unserm Hans!

Du könntest nicht grausamer sein gegen

die arme Rose.

Dieppe, dm 27. Mai 1371. Meine verehrte Frau! Die Sorge um Rose läßt mir nicht Ruhe, bis ich von Ihnen persönlich gehört, daß Nichts zu befürchten ist. Sie haben bereits einen Arzt für nöthig erachtet; wird das nur durch natürliche Zustände bedingt, oder wäre irgend etwas Besonderes hervorgetreten, das Sie beängstigt? Seien Sie offen zu mir: durch Roscs Briefe geht ein Hauch, der mit tiefstem Bangen erfüllen müßte, wenn er nicht ein bloßes Moment in ihrem augenblicklichen Befinden wäre. Das hoffe ich/noch. Wer dürfte ihr eine schwermüthige Auffassung der Dinge, selbst Sehnsucht nach Vergangenen und Furcht vor aller Zukunft verargen? Sie hat zu viel gelitten, um schon überwunden haben zu können.

Wie danke auch ich Ihnen für Ihre Schonung und Güte, die mir Rose so herzlich gerühmt hat.^ Ja, wir wollen sie leise, leise weiterführen, bis sie uns entgegen lächeln darf — wie ehemals. O, wir werden das erleben!

Sobald ich es vermag, eile ich natürlich "zu Ihnen: und man spricht hier fchon von baldigster Rückkehr.

Wenn der Arzt für irgend ein Bad mehr als für unser stilles Gräfrath eingenommen wäre, folgen Sie seinem leisesten Wunsche — ich trete für Alles ein und lasse sofort das Nöthige anweisen. Nur keine Versäumniß! Ich allerdings würde von dem lieblichen Gräfrath mit seiner Fülle anmuthiger Wege durch Wald und Flur und seiner dabei stärkenden Luft schon Bestes hoffen. Bin ich dort doch so glücklich und zufrieden gewesen. Es ist mir, als könnte es Ihnen Beiden nicht anders ergehen.

Sie schelten nicht, daß ich trotz Roses Briefen noch zu Ihnen komme? Bei ihr möchte ich aber nicht so bis in's Herz hinein fragen, es könnte sie bekümmern. Schon in meiner letzten Antwort habe ich blos getröstet und an den rechten Aufblick nach oben gemahnt.

Mit allem Dank im Voraus und wahrhafter Verehrung

Ihr Hellmuth.

Gräfrath, den 16. Juni 1871.

Lieber Hellmuth!

Da Rose inzwischen Ihren Brief beantwortet hat, und Sie also über jede augenblickliche Gefahr beruhigt sein durften, habe ich mit meiner Antwort gezögert. Ich wollte erst einen wirklichen Erfolg der Luftveränderung abwarten. Obgleich wir jetzt aber beinahe drei Wochen hier sind und täglich unsere Strecke gehen (ganz wie Sie uns gerathen haben, bald in die Felder hinein, bald den hübschen Waldweg nach der Wupper zu), so vermag ich doch weder in Roses Stimmung, noch in ihrem körperlichen Wohlsein eine rechte Besserung zu finden. Der Arzt ist zwar nicht unzufrieden und behauptet schon einen kleinen Erfolg — ihr Appetit läßt sich aber durchaus nicht heben, auch sinnt und träumt sie mir zu viel. Und was mich am meisten besorgt machen will, ist ein gewisses Ahnen, das sie oft wie bereits in einer andern Welt leben läßt. Wie ich gerade darunter leide!

Ja, wären Sie erst bei uns! Bis Anfang Juli aber, wo wir ihrer Stunde entgegensehen, dürften Sie kaum hier sein; oder wäre es möglich zu machen?

Ich vertraue noch fest auf Roses Jugend und auf den Herrn; er »er« läßt die Seinen nicht.

So denn ein frohes Wiedersehen, mein theurer Sohn!

Ihre

Marie Weyer.

IX.

Die Bataillone des Hohenzollern'schen Füsilier-Regiments rückten erst am Abend und in der Nacht des 2. Juli in Köln an.

Den Vormittag des nächsten Tages über hatte Lohr noch 'mit Abmeldungen und sonstigen Geschäften zu thun gehabt, so war die Sonne bereits im Untergehen, als er von der Solinger Straße in Gräfrath nach der kleinen Villa abgog, deren unteren Stock Weyers momentan bewohnten. Bon der langen gestrigen Eisenbahnfahrt lag wohl noch eine gewisse Müdigkeit auf ihm, augenblicklich schien diese aber völlig zurückzutreten, da sein lebendiges Gesicht nur Erwarten und Spannung ausdrückte. Die wenigen letzten Zeilen, welche er von Rose erhalten, hatten über ihren Zustand nichts Neues gesagt, so konnte Alles besser stehen — oder —? An dieses Gegen» theil wagte er kaum zu denken; die Mutter mußte sich geirrt haben, blieb doch der Arzt immer der zuverlässigste Richter. Und der hatte ja Erfolge gesehen, schon vor drei Wochen, wie konnten sich diese gesteigert haben!

Mit einer Art von Prüfen der Luft athmete Lohr ein paarmal auf, und hatte dunkel die Empfindung ihrer Reine und Lauheit. Ueber das Vorgärtchen hin, an welchem er jetzt entlang ging, schweifte sein Blick, und in demselben dunkeln, aber dennoch bestimmten Gefühl bemerkte er mit Wohlgefallen die Sauberkeit des Gärtchens, seine geharkten Gänge, die vielen Blumen darin, Levkojen besonders, die schon über und über blühten. Hier ließ sich wohl sein und jeder Leidende mußte gesunden.

In diesem Augenblick öffnete Frau Weyer, die ihn wohl kommen gesehen, die Verandathür und grüßte mit einem freundlichen Winken der Hand. Lohr erwiderte den Gruß durch Schwenken des Hutes und eilte freudig erregt der Veranda zu. Doch schon, während er sich derselben näherte, sah er, daß auf Frau Weyers Zügen, im Widerspruch mit ihrem Grube — ein gleichsam starrer Ernst lag, und das schien keine bloße Bewegtheit zu sein — als ob sie etwas schwer bedrückte.

Ehe er jedoch eine Frage thun konnte, nur ihr „Willkommen“ erwidert hatte — rief eine Stimme aus dem Zimmer: „Bist Du es wirklich, Hellmuth?“ In dem Tone lag noch Zweifel, aber auch Freude.

Lohr hörte allein die Freude heraus und trat hastig über die Schwelle. Rose lag, von Kissen unterstützt, auf einem Sopha der Thür gegenüber und streckte ihm die Hände entgegen.

Doch vermochte er dieselben im ersten Moment kaum zu erfassen und ebenso wenig der auf ihn einstürmenden Gefühle Herr zu werden. Roses tödtliche Blässe, diese abgemagerten, wie durchsichtigen Hände und der Blick — ihr Blick, was ^ließ der fürchten? Auf einmal verstand er Alles; ihre Briefe, der Mutter Starrheit — die eigene, wie aus ungekannten Tiefen immer von Neuem hervorgebrochene Angst.

Rose ließ ihm aber nicht Zeit, diesen Empfindungen Worte zu leihen; als wollte sie davon nichts hören, so fuhr sie, indem ihre Hände noch die seinigen hielten, lebhaft fort:

„Welchen mächtigen Bart hast Du Dir wachsen lassen. Und wie gebräunt Du bist. Das ist Frankreichs Sonne! Die unsrige thut aber ebenso wohl; Du wirst es nicht glauben und doch meine ich oft, niemals einen Sommer erlebt zu haben, in welchem ich unfern lieben Sonnenschein so dankbar empfunden hätte.“

Frau Weyer, welche die seidene Decke, die sich bei Rose's Aufrichten verschoben, wieder zurecht legte, entgegnete finster:

„Hat uns dieser liebe Sonnenschein etwas genützt? Seit den letzten acht Tagen ist sie Tag für Tag schwächer geworden,“ klagte sie dann zu Lohr gewendet, „und ich habe es mit ansehen müssen!“

„Liebe Mutter!“ bat Rose vorwurfsvoll.

„Spricht sie denn etwas nicht Wahres!“ rief Lohr. Du hast Dich in den paar kurzen Monaten so verändert, daß ich mich noch immer frage, wie das möglich gewesen ist? Rose! nur Du selbst konntest es dahin bringen. Und warum? warum?“

Rose sah flehend auf die Mutter; diese drückte ihr Gesicht mit einem Aufschluchzen ins Taschentuch und verließ das Zimmer.

„Sie hatte es mir versprochen!“ sagte Rose entschuldigend. „Wer weiß, wie lange wir Zeit haben und ich möchte Dir so Manches sagen!“

„Wie lange wir Zeit —“

„Setze Dich zu mir!“ beruhigteste. „Was ich zu sagen habe, ist nicht viel und so einfach! — Siehst Du, wir Menschen vermögen über das Gleiche ja nicht alle gleich zu fühlen! Der Mutter war die Schande das größte, und Dir wohl auch; von mir glaube ich beinahe, daß ich sie hätte — überwinden können. Was mir Gott vergeben, war für mich immer vergeben; die Menschen können da nicht mehr heran. Und warum hätte mir Gott nicht vergeben sollen? Ist unser Heiland nicht Schwererem gnädig gewesen? Ich war bußfertig — o in jedem Gedanken! — Da kamst Du —“

„Rose!“

„Ich klage Dich nicht an. Du hattest es herzlich gut mit mir vor. Vielen, die ein wenig stärker als ich sind, wärest Du wohl gekommen — wie von Gott selbst gesandt! So faßte es auch die Mutter. Ich habe Dir nicht davon gesprochen, als sie aber offen sagte, daß sie mich lieber todtsähe, als in Schande leben, da zerriß Etwas in mir und ich mußte nach Eurem Gefallen thun.“

„Hättest Du mir vertraut. Der Mutter Wille wäre von uns vereint —“

„Vielleicht gebeugt worden,“ fiel sie nickend ein, „bestehen war' er dennoch geblieben — darüber vermag sie nicht anders zu fühlen. Die Menschen und die Ehre vor ihnen sind für sie Alles — wenigstens mehr als ein verlorenes Kind.“

„Du irrst. Siehst Du ihren Schmerz nicht?“

Rose nickte wieder. „Auch sie hat es nicht so gemeint. — Und ich gebe es Euch ja zu; sehr ehrenwerth jmag es sein, den Andern kein Aergerniß zu geben, und Du warst großmiithiger, als ein Mann es überhaupt vielleicht sein darf, wie es nur der aufopferndste Freund über sich brachte — nun gönne aber auch meinem Herzen und meinem Gewissen zu Worte zu kommen. I ch konnte nur einmal lieben; nachdem ich mich Hans geschenkt hatte, gehörte ich ihm ganz zu eigen. Darin vermochte selbst sein Tod nichts zu ändern; noch immer regierte er mir Herz und Gedanken, und immer klagte es in denen, daß ich ihm untreu geworden. Die Klagen haben es gethan; die nahmen mir in der Nacht den Schlaf, die quälten und marterten, bis sie mir auch den Athem genommen und ich mich ihnen hingab zum Letzten. Da ist es besser geworden, immer besser — und heute warte ich nur seines Rufes!“

Wie bereits allem Irdischen entrückt, blickte sie empor. Eine Stille entstand; Hellmuth sah im tiefsten Schmerze auf sie. Endlich sagte er: „Und der Tobte hatte es doch gewollt!“

Sie wandte sich ihm wieder zu und entgegnete in geheimnißvollem Tone: „Er macht Wohl befangen — der Tod. Alle befangen. Es giebt nur eine Treue — die dem Geliebten nachstirbt.“

„Ich wollte selbst nicht mit Dir rechten,“ rief Lohr schmerzlich, „wenn Du frei wärest! Denkst Du aber nicht an Das, dem Du Leben geben wirst?“

Rose lächelte wehmüthig vor sich hin: „Das geht ja mit mir! In tausend Gebeten habe ich Gott darum angefleht; was sollte es auch hier, wenn Vater und Mutter droben find!“

„Und Du fühlst nicht die schwere Sünde, Dich so aufzugeben? Das ist eine Todsünde!“

„Ich fühle sie wohl,“ antwortete sie sanft, „eine Todsünde, kann es aber nicht sein. Ich habe Alles in Gottes Hand gelegt, und Er ist mit mir — Er läßt mich vergehen!“

„Nicht er, Du allein —“

„O gönnt es mir doch!“ bat sie, indem sie ihre Hand auf die seinigen legte. „Es ist zum Guten, und das weiß der Herr wohl. Die Mutter wird sich ein wenig grämen, dann aber in Frieden meiner gedenken; für Dich, Hellmuth, beginnt nun ein neues Dasein! Du hast schon zu viel um mich gelitten, die traurige Büberin durfte nicht länger in Deinem Leben stehen; in diesem Leben, das mir gerade aus Deinen Briefen — mit seinen reichen Interessen, in all seiner Frische und Jugendkraft aufgegangen ist. Und das Alles hätte an mir zu Grunde gehen müssen.“

„Nichts wäre zu Grunde gegangen. Du weißt es, wie lieb Du mir von jeher gewesen bist — das hätte darüber fortgebracht. Ahntest Du nur, wie ich mir unser Leben schon zurecht gelegt habe, wie freundlich es sich immer noch gestalten läßt —“

„Für den Augenblick vielleicht!“ fiel sie ein, doch sobald ich Dich aufs Gewissen fragte, könntest Du mich und Dich nur täuschen wollen, wenn Du es läugnestest, daß uns unsäglich Schweres bevorgestanden hätte.“

„Und ob es auch so wäre, unsere Freundschaft und Achtung —“

„Nein!“ unterbrach sie von Neuem, „in solchem immerwährenden Kampfe würden selbst Die vergehen müssen, und was dann? Glaube es nur; Dir — das Leben, ich — zu ihm, zu dem ich gehöre! — Nun weißt Du Alles! Und das mußte ich Dir doch sagen, damit Du mich nicht für undankbar hieltest und einsähest, daß ich nicht anders konnte.“

„Das werde ich nie einsehen!“ rief Lohr außer sich. „Aber Du kannst mich ja nicht verlassen — Du darfst es nicht! Rose, wir werden über Dich wachen und Dich retten und halten!“

Sie ließ ihm ihre Hand, die er ans Herz preßte, erwiderte jedoch voll rührender Zuversicht: „Wer hier nichts mehr zu vollbringen hat, den nimmt der Herr zu sich.“

Frau Weyer trat nun leise, gleichsam demüthig wieder ins Zimmer und mahnte an den Befehl des Arztes, nicht zu lange zu sprechen. Lohr faßte sich gewaltsam und schied von den Frauen.

Als er aus dem Hause trat, sah er, daß die Dämmerung bereits hereingebrochen war; trotzdem fühlte er, wie er noch gehen müsse — irgend wohin, nur fort — hinaus! Und er ging vorwärts; da er sich aber plötzlich vor einer Mauer fand, an der ein Kreuz auftrug, und über welche hinweg er auf Gräber und andere Kreuze sah, lehrte er schwankenden Schrittes um.

Es mußte noch ganz in der Morgenfrühe sein und schon zum zweiten Mal schrillte ein lautes Klingeln durch ‚den Gasthof. Lohr war aus unruhigem Schläfe aufgefahren und horchte erschreckt, vermochte aber nichtweiter zu hören. Eben wollte er sich wieder zurücklegen, als es jedoch die Treppe herauf lam und bald auch den Flur entlang — ein schlüpfender Schritt voran, ein kräftiger Männertritt darnach. Und wie er es nun gewußt — an seiner Thür machten beide Halt und es klopfte. Auf sein „Herein“ trat nur ein Herr näher, der sich ihm als Arzt des Städtchens vorstellte. Nieser berichtete ihm ernst, daß Rose eben ein todes Mädchen zur Welt gebracht hätte und daß es den Umständen nach leidlich gehe. Eine frühere Benachrichtigung habe sie nicht gestattet, sie sei eine tapfere Frau, jetzt möge er aber zu ihr gehen, auch er selbst würde bald wieder vorsprechen.

Was Lohr geantwortet, wie er den Weg gefunden — und das Haus, er hatte es nicht zu sagen gewußt.

Als er ins Vcrandazimmei trat, sah er eine fremde Frau mit Etwas beschäftigt: im Näherkommen erblickte er ein winziges Kindergcficht, das sich von weißem Linnen abhob. Ein paar Härchen schimmerten golden bei dem flackernden Kerzenlicht. Lohr schloß einen Moment lang die Augen, dann schritt er mechanisch ‚weiter nach dem Nebenzimmer. Lichte Morgendämmerung füllte dasselbe und Weihrauchbuft. Die Mutter saß regungslos an Roses Bette; diese selbst schien ‚zu schlummern. War das auch noch Schlummer? Doch FrauWeyer machte eine Bewegung und Rose schlug die Augen auf. Als sie Lohr erkannte, flog es gleich einem Leuchten über ihre Züge — als sollte ihm das sagen, wie viel von dem schon eingetroffen, was sie ersehnt hätte.

Er sank am Bett nieder, indem er ihre herabhängende Hand mit Küssen bedeckte. Niemand sprach. Nach einer Weile machte ihm Rose ein Zeichen, daß er die Gardinen am Fenster zurückziehen möge. Während er es that,

sagte sie abgebrochen: „Es muß ja Morgen sein, ich möchte

die Sonne noch sehen!“

Diese war zwar noch nicht aufgegangen, aber der Saum des Horizontes tauchte sich bereits in Purpur. Rose sah lange hinüber, endlich auf die Mutter — auf Hellmuth; dann fielen kaum hörbar die Worte: „Vergebt mir! — wo ist mein Kind? Ich komme, Hans — — ich komme!“

Als ihr Hellmuth das Kind geben wollte, waren ihre Augen gebrochen. Illusionen.

Eine psychologische Studie,
von

L. Siegfried.

— Bonn. —

„i klarsten Wintertage im Februar hatte ich gegen Mittag Tavos verlassen und war nach Tiefcnkasten hinabgewandert, das ich in dunkler Nacht erreichte. An? nächsten Morgen, als die Sonne über, den Berg kam, setzte ich meine Reise fort und ging die Schynstraße hinab ins Nheinthal. Eben läuteten die Glocken wieder die Mittagsstunde, da betrat ich die steinerne Brücke, die von Fürstenu nach Tuis hinüberführt, zu meiner Linken dämmerte die Klust der Via mala, rechts breitete sich das sonnige Domleschg aus, in tiefem Schnee, da hatte ich eine Erscheinung.

Es war das Bild eines jener nebligen Frühlingmorgen, an denen man es wachsen steht, und ich ging zu Hause durch den Buchenwald. Das Sonnenlicht fiel gedämpft durch die jung belaubten Zweige auf den Anemonenflor des Bodens, dessen Duft ich roch. Nah und ferne schlugen die Buchfinken.

Es war wie ein plötzlicher Traum; wie ich den Fuß nieder setzte, war er verschwunden. Unter mir floß wieder der grüne Strom, ringsum war alles wie früher, und ich dachte bei mir: Wie viel schöner ist doch der Frühling in Ostpreußen, als der Winter in der Schweiz!“

Aber nun erschien die Scelenpolizei auf dem Platze; ich erstaunte und fragte mich, was das soeben gewesen sei? Eine Erscheinung, die lebendiger war, als die umgebende Wirklichkeit, also eine Sinnestäuschung. Wo kam die her?

Das gütige Schicksal ließ meiner Frage eine Antwort werden. Von neuem hörte ich den Finkenschlag, diesmal ohne Zuthaten, und indem ich den Blick erhob, sah ich den Vogel selbst auf dem nächsten Apfelbaume drüben sitzen. Er putzte im Sonnenschein sein Gefieder und gab der Frühlingssahnung, die durch seine Brust zog, leise, wie es Singvögel im Winter zuweilen thun, im Gesänge Ausdruck.

Für diesen zweiten Gesang bin ich ihm dankbar bis zu dieser Stunde. Des Menschen Geist ist es gewohnt, die äußern Eindrücke in jener festen Ordnung zu empfangen, wie sie durch die Naturgesetze vorgezeichnet wird. Eine Störung der Gewohnheit, eine Unterbrechung dieser Ordnung erzeugt einen Reiz in der Seele, der je nach seiner Stärke angenehm oder unangenehm, als Kitzel oder als Schmerz empfunden wird. Die den Gesetzen der Natur scheinbar Hohn sprechenden Künste eines Taschenspielers erregen in stumpferen Seelen einen wollüstigen Kitzel, in feiner organifirten dagegen entschiedenes Mißbehagen. Doch braucht man, um durch ungelöste Räthsel Peinlich berührt zu werden, nicht nothwendig ei» besonders fein organisirter Geist ^zu sein; sobald sie sich der Seele nur mit hinlänglicher Stärke aufdrängen, spürt sie auch der gröber Beanlagte alsbald durch die neunte Haut.

Aufdringlich genug war jene Frühlingerscheinung, denn sie war blendend schön; und räthselhaft genug war sie ebenfalls, denn wie kommt der Frühling in den Winter, wie Ostpreußen in die Schweiz? Aber zu allen psychischen Vorgängen gehört Zeit, und ehe noch die verhängnißvolle Frage nach ihrer Legitimation in meiner Seele hatte Platz greifen können, war schon der Schlüssel des Räthsels in meiner Hand, denn sowie der Vogel jetzt sang, sagte ich mir sofort, daß er eben so auch vorhin gesungen haben müsse, und daß sein Gesang die Ursache der Erscheinung gewesen sei. So fühlte ich mich vor der Hand frei von jedem Scrupel.

Wie anders aber lagen die Sachen, wenn der Vogel das zweite Mal schwieg? Mir dem ruhig Wandernden drängt sich eine^Erscheinung auf, die alle Merkmale der Wirklichkeit an sich trägt, sodaß die Wirklichkeit selbst vor ihr zurücktritt, ohne äußere Veranlassung. Grundlos wie jetzt, kann sie öfters, kann sie beliebig oft kommen, denn es ist eine Bresche in meinem Verstandesgebiet vorhanden, durch die sie eindrang. So schön wie jetzt, muß sie nicht immer sein; es können sich widerwärtige Ausgeburten der Phantasie hereinstehlen, die mich erschrecken und ängstigen, die meinem Vorstellen und Handeln eine veränderte Richtung geben, mich meinem heutigen Ich entfremden und mit der menschlichen Gesellschaft in Conflict bringen, denn die Bresche ist da. Hallucinationen nennt man derartige Erscheinungen; ihre Opfer füllen die Irrenhäuser. Und vor dem erschreckenden Gedanken, auf jene abschüssige Bahn der Hallucinationen gerathen zu sein, bewahrte mich der zweite Gesang des Vogels.

So aber war die Erscheinung kein bloßer Spuk, kein wesenloses Phantom; etwas Wirkliches war in sie eingeschlossen, und das mußte ihre Ursache sein. Ein fester Kern, um den sich eine Menge loser Elemente gruppirt. in einer Mosaik aus bunten Glasflüssen ein echter Stein, das war der Gesang deS Finken in der Erscheinung. — Das Auge sah, die Nase roch, die Haut fühlte, das Ohr hörte, es fehlte nur die Zunge, um das Concert der Sinne vollständig zu machen; lund dennoch war, bis auf den Antheil des Ohres in diesem Bilde Alles Trug. Aber das eine echte Element genügte, um die Erscheinung aus dem Bereich der Hallucinationen herauszuheben und sie als das zu charakterisiren, was in der Sprache der Psychologie eine Illusion genannt wird.

Bedenklich blieb die Sache dennoch. Wie stünde es um unser Urtheilen und Denken, wenn sich an jede unserer Wahrnehmungen eine Masse krausen Beiwerks anhängen und sie, wie hier verhüllen dürfte, sodaß erst eine Controllwahrnehmung von Nöthen wäre, um sie herauszuschälen? Wo kam das Beiwerk her, und auf welche Weise gewann die unechte Mosaik den Glanz echter Steine?

Auf die erste dieser Fragen, die nach dem Woher? hatte ich die Antwort unmittelbar zur Hand: Es war eine lebendig gewordene Erinnerung. — Jener Platz im Walde ist mir genau bekannt, ich habe ihn hundert Mal gesehen, zu jeder Tages- und Jahreszeit; und wenn ich mich auch gegenwärtig der besondern Gelegenheit, bei der ich ihn so und nicht anders sah, nach Tag und Datum nicht mehr entsinne, so ist doch die Wahrscheinlichkeit so groß wie nur möglich, daß ich dereinst auch an einem Maimorgen, als die Knospen der Weißbuchen sprangen, die Finken schlugen und die Anemonen blühten, dort vorbeigegangen bin.

Schwieriger als das Woher der Erscheinung, gestaltete sich für die Beantwortung das Wie, doch war auch hier für die Richtung, in der die Lösung der Frage zu finden sein mußte, ein Fingerzeig gegeben in dem Umstände, daß nur der erste Gesang des Vogels die Illusion zu Wege brachte, der zweite nicht mehr. — In der Summie der begleitenden Umstände, die sich vom ersten zum zweiten Gesang geändert hatten, mußten die Bedingungen für die Entstehung der Illusion mit eingeschlossen sein. Was war nun in den Umständen während jener halben Minute anders geworden? Aeußerlich nichts; wohl war die Erde hundert und zwanzig geographische Meilen auf ihrer Sonnenbahn vorwärts gegangen, aber wir, die Träger der Handlung auf der Erdenbühne, der Vogel und die Via mala, der Rhein mit seiner Brücke und ich, hatten uns unverändert mitbewegt. Dagegen hatte in mir selbst eine wahrnehmbare Veränderung stattgefunden: der erste Gesang hatte mich, als der Zeit und dem Orte unangemessen, überrascht, der Zweite aber, da er meine Seele schon vorbereitet traf, überraschte nicht mehr. Deshalb sagte ich mir, die Veranlassung zur Illusion war die Ueberraschung.

Was ist die Ueberraschung? Ein Affect von momentaner Dauer, in den die Seele neuen Eindrücken gegenüber geräth, der, wenn er schwach ist, angenehm reizt, wenn er stark ist, schmerzt und der selten oder nie in derselben Weise willkürlich sich wiederholen läßt.r— Ein witziges Wort reizt mich zum Lachen; ein Tropfen Wasser fällt mir, während ich ruhig sitzend schreibe, auf den Scheitel, und ich schrecke auf; in der Stille der Nacht knackt mein Arbeitstisch, und ich fahre zusammen. Es ist, wie wenn ein elektrischer Funke eine Pulvermine zur Explosion bringt; elektrisches Fluidum und Pulver flammt in einem Feuer auf, ist jedoch die Entladung der Mine einmal erfolgt, dann mag man die stärksten Strome durch die Leitung schicken — es geht immer nur ein Funke über, ohne Explosion. Selbst starke Geräusche wirken, wenn sie anhaltend sind, auf den Ablauf meiner Vorstellungen eher fördernd als hemmend, ohne sie zu unterbrechen, so der Donner des Meeres, oder das gleichmäßige Getöse einer benachbarten Fabrik. Der armdicke Wasserstrahl der kalten Douche verursacht mir, während ich mich unter ihm winde, sogar Behagen und über den besten Witz, lacht, wenn er ohne Zuthaten wiederholt wird, kein vernünftiger Mensch das zweite Mal mehr.

In dem reichen Material von Illusionen, welches mir, da ich fortan meinen Gegenstand im Auge behielt, aus den Kreisen meiner Erfahrung entgegentrat, fand sich manches, das meine Ansicht von der Macht der Ueberraschung bestätigte. So erzählt L . . . , Student in Zürich:

„In einer Sommernacht ging ich über den Prugel, aus dem Klönthal in das Muottathal. Es war sehr finster, ich war allein, die Straße wurde alsbald rau und abschüssig. Um nicht zu stürzen, verfolgte ich meinen Weg, da die Augen nicht mehr ausreichten, mittelst zweier Stäbe, die ich tastend, in jeder Hand einen, gebrauchte. Plötzlich fuhr mir ein Schrecken heiß durch die Glieder, fodaß ich zitternd still stand, denn neben mir am Abhang hatte ich die verrenkte Gestalt eines nackten Leichnams erblickt. Dann aber besann ich mich und streckte den Stock gegen den vermeintlichen Leichnam vor. Da fand ich eine von Rinde entblößte Tannenwurzel, die von dem dunklen Rasen hell abstach und durch ihre besondere Form inir jenes Trugbild vorgespiegelt hatte. Ich arbeitete dazumal auf der Anatomie und hatte den Abscheu vor dm Leichentheilen noch nicht überwunden.“

Sicher ist's auch hier eine Erinnerung, die, überraschend geweckt, Leben gewinnt und zur Illusion wird. Aber anders liegen die Verhältnisse in folgendem Falle, den R . . . erzählt:

„Im Winter 18s!8/«9 hatte ich, als einjähriger Freiwilliger und Avantageur im Pionierbataillon zu Danzig, Nachts eine Patrouille um die Stadt zu führen übernommen. Um die öffentliche Sicherheit war es zur Zeit schlecht bestellt. Auf den Wällen und in den Glacis trieb sich allerhand Gesindel umher, Schmuggler und Knochengräber; das Geschäft der Letzteren war, den Gebeinen der während der Freiheitskriege massenhaft in DanzigsWällen verscharrten Franzosen nachzuwühlen, um sie an die Düiiigerfabriken zu verkaufen. Rencontres schlimmster Art mit ihnen waren nicht selten, und erst vor zwei Tagen war einer unserer Posten ermordet gefunden worden, mit siebzehn Messerstichen im Lcibe. Fortan wurden die Posten doppelt besetzt, und da unsere Leute vor dem Patrouillegehen Furcht blicken ließen, so wurden Freiwillige aufgerufen, wozu auch ich mich gemeldet hatte.

„Es dauert eine gute Stunde, ehe man herunkommt, und ich muß gestehen, daß es mir selbst mit der Zeit unheimlich zu Muthe wurde. Der Weg geht in den Festungswerken, oft auf der Brustwehrkrone, über und in Traversen und durch mancherlei Hindernisse. Man sieht nichts Lebendiges, es herrscht absolute Einöde, der Wind geht schneidend kalt; Regenschauer und Wolkenschatten wechseln mit plötzlichen Mondlichtern. Man erkennt nicht mehr, was nah und was fern ist, weiß kaum mehr, was man sieht. Jeder entlaubte Weidenstumpf am Wallwege wird zu einer verdächtigen Gestalt und nur zu oft folgt der gespanntesten Aufmerksamkeit die Enttäuschung.

„Unversehens sprang dicht vor mir eine Gestalt in die Höhe und stand mir gegenüber. Ich rief „Werda“, dreimal kurz nach einander, und senkte das Bajonnet. Statt einer Antwort machte der Mensch eine drohende

Bewegung , wie wenn er zum Messer griffe; im selben Augenblick sprang ein Zweiter aus dem Graben empor und stand neben den: Ersten. Da stieß ich zu und — stieß das Bajonnet bis an die Mündung des Gewehrlaufs in den Rasen. Mein eigener Schatten hatte mich getäuscht, die zweite vermeintliche Gestalt war der Schatten des mich begleitenden Avantageurs P . . . gewesen. Da der Mond gerade hinter uns stand, erschienen auf der steilen Böschung der die Walkkrone kreuzenden Traverse die Schatten weder verlängert noch liegend, sondern aufrecht und menschenähnlich genug. Wochen gingen hin" — so schließt R . . . seinen Bericht, und man beachte den Grad der Rückwirkung — „ehe ich das Gefühl der Vernichtung, in das diese Täuschung mich gestürzt, wieder los geworden bin, und ich weiß gewiß, daß das Bewußtsein, einen Menschen getödtet zu haben, mich unter diesen Umständen ungleich weniger angegriffen hätte, als es das, einem bloßen Spuk unterlegen zu sein, that."

Der Antheil der Ueberraschung ist hier unverkennbar. Hätte der Mond klar geschienen, so wäre der Schatten beständig mit seinem Eigner gewandert und allmählich an der Böschung emporgestiegen, ohne die Vorstellung des Schmugglers zu erwecken. Demnach bleibt hier der Ueberraschung ihr Recht. Aber neben ihr tritt noch ein anderes Moment in Wirksamkeit, die Erwartung, die ihr diametral gegenübersteht, wie der Nordpol deni Südpol. Hätte die Erwartung das Phantom nicht vorgebildet, so hätte die Ueberraschung ihm nicht Leben verliehen. So haben sich hier die Beiden in die Menschenseele getheilt, um sie vereint irre zu führen.

Wenn wir etwas erwarten, so spielt dabei das Gefühl seine Rolle; ist das Erwartete angenehm, so hoffen wir, ist es unangenehm, so fürchten wir. Furcht und Hoffnung, sie beide sind in gleichem Maße geeignet, Sinnestäuschungen hervorzurufen. — Ter damals in der Seele des Avantageurs vorherrschende Affect stand sicherlich der Furcht näher als der Hoffnung; mit dem Kriegshandwerk haben Messeraffairen nichts gemein. — Die Hoffnung macht uns täglich so oft zu Illusionären, daß wir kaum mehr darauf achten. Schillers Gedicht „Die Erwartung" giebt in jeder Strophe dafür ein Beispiel, an dem man sieht, wie sie es macht; und wer einmal bei sinkender

Nord unl, Süd. xxi, «s. 14

Sonne mit geladenem Gewehr am Waldesrand unbeweglich spähend gestanden hat, der hat auch schon erfahren, wie gern in der Dämmerung der Distelbusch anfängt sich zu bewegen und zu geberden, ganz wie ein Hase, ohne eine Spur von Ueberraschung.

So zieht sich das anfänglich allein herrschende Moment, indem wir ihm folgen, zurück und wandelt sich in sein Gegentheil um, an die Stelle der Ueberraschung tritt die Erwartung, die Furcht, die Hoffnung. — Jetzt noch einen Schritt weiter, und wir stehen außerhalb des von ihnen gemeinsam beherrschten Kreises, aber nicht außerhalb des Bereichs der Illusion.

„Professor K . . . ist Wittwer geworden. — In der Nacht nach dem Begräbnisse geht er mit der Lampe in das Zimmer der Verstorbenen und setzt sich dort nieder. Zufällig blickt er empor, da sitzt auf dem Stuhl neben dem Sterbebette — nicht die Verstorbene, sondern — die Wartcfrau, die Jene während der letzten Krankheit gepflegt und die ihm stets entschieden widerwärtig gewesen war. Ueber die Natur der Erscheinung sofort außer Zweifel, tritt er hinzu und wendet den Stuhl um: da ist das Gespenst verschwunden. Sein Interesse regt sich; er wiederholt das Experiment, in» dem er dem Stuhl die vorige Stellung giebt — und da sitzt die Wärterin wieder."

Unsere Muthung hat die erzführende Ader nur gestreift, und wir sind, an ihr vorbei, wieder in's taube Gestein gerathen! Ueberraschung, Erwartung, Hoffnung, Furcht — keiner unserer Leitsterne ist mehr sichtbar; wo hinaus geht der Weg weiter? — Es bleibt uns nichts übrig, als umzukehren, und auf Grund des erweiterten Materials die Untersuchung auf breiterer Basis neu zu beginnen. Wir wollen zu dem Zweck die Züge aufsuchen und betrachten, die unsern Beispielen gemeinsam sind, denn in ihrer Zahl müssen die Bedingungen für die Illusion nothwendig enthalten sein. — Aber indem wir zurückgehen, kommen wir an einen Punkt, wo noch ein zweiter Weg in den unsrigen einmündet. Ob er wohl der Gesuchte ist? Vielleicht sind wir auf den Irrweg gerathen, weil wir von zwei Möglichkeiten die gefälligere wählten, um darauf zu bauen, die andere aber ungeprüft bei Seite ließen; und diese Prüfung müssen wir jetzt nachholen.

Jene Erscheinung auf der Brücke von Tuisis stellte ich als eine Illusion hin, indem ich annahm, daß der Vogel mit seinem Gesänge wirklich an ihr theiligt gewesen sei. Für diese Annahme spricht allerdings die Wahrscheinlichkeit, aber auch nur sie allein, kein weiterer Zeuge des Vorganges. Wie wäre es nun aber, wenn jene in Wahrheit eine Hallucination gewesen ist? Die Möglichkeit davon kann Niemand leugnen, weil bei unserer Unbekanntschaft mit den Bedingungen einer Hallucination Niemand deren zukünftigen Eintritt vorherzusagen oder zu verneinen vermag. — Aber wie verhielte sich dieselbe alsdann zu dem „zweiten", von mir als solchen wahrgenommenen Gesänge des Vogels? Tic beiden Phänomene im Verein stellten NN Zusammentreffen von Umständen dar, von wenig wahrscheinlicher, an das Wunderbare streifender Art, einen Fall von Hellsehen eines nicht gleichzeitigen, fndern zukünftigen Ereignisses, der jede natürliche Erklärung ausschlosse und im Stande wäre, der mystischen Anschauung von der Existenz einer andern, in die unsere hineinragenden Welt, eines Zwischenrichs, einer vierten Dimension wenn man will, neue Nahrung zu geben. — Weiter brauchen wir dieser Möglichkeit nicht nachzugehen. Wo die Wissenschaft genöthigt ist, anstatt Mit Thatsachen, mit Wahrscheinlichkeiten zu rechnen, da erhält unter den in Frage kommenden Factoren stets die größere Wahrscheinlichkeit vor der Geringeren den Vorzug. In diesem Falle ist die Wahrscheinlichkeit größer, daß eine der im Leben sehr häufig vorkommenden Illusionen, als daß eine der an sich sehr seltenen und stets schlecht beglaubigten prophetischen Hallucinationen stattgefunden habe. Deshalb geben wir mit gutem Recht jener den Vorzug und betrachten auch fernerhin die Erscheinung auf der Brücke von Tuisis als eine Illusion.

Unter den gemeinsamen Merkmalen, die die bisher angeführten Fälle mit einander verbinden, tritt das eine sofort hervor, das ist die constante Beziehung der Erscheinung zu der Person ihres Eigners und zu dessen Vorstellungskreise. Mir erscheint ein Theil meiner Heimath, dem Mediciner der Leichnam, dem Avantageur der Schmuggler, dem Jäger der Hase, dem Wittwer die Wärterin.

Mehr noch: in meinem Fall charakterisirt sich die Erscheinung als eine Erinnerung, in dem des Professors thut sie es ebenfalls, und in dem des Jägers nicht minder. In dem Falle des Studenten ist es keine bloße Erinnerung mehr, denn die Form, in der er den Leichnam sieht, ist ihm fremd und überraschend. Noch weniger paßt das Jllusionsobjeet des Avantageurs in den Rahmen der Erinnerung hinein, es ist ihm völlig neu, wie die ganze Situation, in der er sich befindet. Aber seinem Vorstellungskreise gehört es trotzdem an. Er hat sich den Schmuggler vorgestellt, wie er wohl aussehen könnte, wenn er erschiene, die Gestalt eines Danziger „Boovke", auf der Schulter einen Sack mit Contrbande gegen die Schlacht- und Mahlsteuer tragend, oder den Knochengräber mit Korb und Hacke. So sind hier die Elemente des Vorstellungsbildes dennoch, wenn auch nur bruchstückweise, dem Vorrath entnommen, den die Sinne im Gedächtnis; aufgespeichert haben, und der Verstand hat sie in die Form zusammengefügt, in der sie erscheinen.

Denn darin besteht die Thätigkeit des menschlichen Verstandes: er sammelt sinnliche Eindrücke, zerlegt sie und formt aus ihren Elementen neue Complexe, so entstehen die Begriffe. Diese Complexe, immer wieder zerspalten und neugeformt, entfernen sich äußerlich mehr und mehr von dem Typus der Sinueseindrücke, die für sie das Rohmaterial lieferten, sodaß alsbald äußerlich jede Aehnlichkeit verschwunden ist und sie wie Wesen eigener Art, unter sich ein Reich, das nicht von dieser Welt ist, zu bilden scheinen. Und doch finden wir, wenn wir einen Begriff untersuchen, als ein Zeichen seiner Herkunft stets, daß er sich als Element in den Gegenständen der finnlichen Welt wiederfindet, oder daß er ein Complex ist, dessen Elemente dem Kreise unserer eigensten Erfahrung angehören. Die Wahrheit, die Schönheit, die Tugend, sie finden sich, mit andern Elementen verbunden, in den Dingen dieser Welt wieder, und die Unendlichkeit des Raums und der Zeit begreifen wir, indein wir uns aus dem Material unserer Erfahrung Stunde an Stunde, Schritt an Schritt gereiht denken. — So gleicht die Entstehungsweise der abstracten Begriffe in vieler Hinsicht der jener wundervollen Töne, die das Echo des Wetterhorns dem Alphornbläser zurücksendet. Hundertfältig gebrochen, zersplittert und wieder gesammelt verliert der ursprünglich rohe Ton des Instrumentes immer mehr von seinen Elementen, die unharmonischen Obertöne, als die schwächeren zuerst. Was zurückschallt, ist ein Ton, wie ihn kein von Menschenhand geformtes Instrument hervorbringt, eine Stimme aus einer andern Welt, die die Seele des Hörenden erschüttert, in Wahrheit ein abstracter Ton, das Widerspiel eines abstracten Begriffs.

Von der Entstehungsweise der Begriffe lassen sich die Spuren im täglichen Lebm überall verfolgen. Beim Kinde sehen wir unmittelbar, wie sie sich aus dem sinnlichen Material entwickeln; seine erste Thätigkeit ist die Sammlung sinnlicher Eindrücke, dann folgt das Sichten derselben, und Sichten heißt hier Begreifen. Aus den vielen Monden, von denen anfangs jeden Abend ein neuer aufgeht, zu jedem Fenster ein anderer hereinschaut, entwickelt sich durch Abstraktion der Begriff des einen Mondes, der die Erde umwandelt. Unser Denkproceß ist eine genaue Fortsetzung von dem des Kindes, wir bauen mit neu erworbenem Material auf alten Fundamenten weiter und oft entsprechen deshalb die Lücken im Denken des Erwachsenen denen des Kindes. Sie sind wie die Klüfte des Gebirges, die uns einen Blick in das Innere der Erdschichten zu thnn gestatten und uns ihren Aufbau erkennen lassen.

Höchst lehrreich ist in dieser Hinsicht ein Blick auf die Geistesprvducte unserer Nachbarn in Raum und Zeit. Bei ihnen setzt sich wie bei uns die abstracte Welt zusammen aus den Bruchstücken der concreten, aber da ihr Rohmaterial vielfach ein anderes Korn besitzt, als das unsrige, so treten an ihren Werken für uns Structurverhältnisse und Eigenheiten augenfällig hervor, gegen die wir bei den unsrigen aus Gewohnheit blind sind, und gar manches ihrer Wcbermeisterstücke erscheint uns kraus wie ein Spatzennest. Paul Beronese. der die Hochzeitsgäste von Kana und die Jünger des Herrn insgesamt in das geschlitzte Wams des Cinque Cents kleidet, der Gänsejunge, der, wenn er König wäre, seine Gänse nur zu Pferde hüten möchte, Shakespeare, der eine Flotte von Sicilien gen Böhmen entsendet, der Nadowessier, dessen Himmel mehr Büffel und Lachse, als Menschenseelen beherbergt, und endlich der Haussperling, der statt mit Halmen und Federn, sein Nest mit Zeitungsfchnitzeln und Fäden bunter Stickivolle baut: wer von ihnen ist in seinem Schaffen am originellsten?

Wir aber — ? Nur getaufte Seelen kommen in unsern Himmel, und in unserer Hölle herrschen Feuer und Eis. Der Eskimo dagegen betrachtet die Hölle als einen nassen Ort, denn die Nässe ist ihm verhaßt, der Frost aber sein Lebenselement, Und jener Heide aus der Südsee, der die Taufe empfangen sollte, zog das Wiedersehen mit seinen Vätern in der Hölle der Trennung von ihnen bei den Freuden des Paradieses vor. Gleich wie dem Blindgeborenen der Begriff der Farbe, so ist unserm Denken und Begreifen alles entzogen, was unfern Sinnen nicht erreichbar ist, wie die Kehrseite des Mondes, oder wie das Gefühl für die Schwingungsfrequenz der Molecüle, die die Mitte hält zwischen dem höchsten Ton und dem tiefsten Roth. — Nie hat Cetewaho, solange er über Griquas herrschte, eine Madonnenerscheinung gehabt, nie Aristoteles im Traume eine Locomotive, oder Seneca eine Rothhaut gesehen, die Kartoffeln röstete und Tabak rauchte. Unser Verstand gebiert nur, was die Sinne empfinden, und usere abstractesten Begriffe sind die Frucht unserer sinnlichen Wahrnehmungen. Wem in der Kindheit die Lüge und in der Jugend der Anblick des Lasters Gewohnheit war, der wird besten Falles eher zu einem Spion des Verbrechens, als zu einem Hohenpriester im Reich der Wissenschaft erwachsen, das ist der Lauf der Welt.

So müßte der Menscheng Geist, wenn wir das Treiben in ihm mit sinnlichen Augen wahrnehmen könnten, einen Anblick gewähren, wie ein Strom, ehe er zuwintert. Längs des Ufers treiben langgestreckte Eisschollen, deren Ränder noch die Contur der Bucht, des Felsens, des Pfeilers tragen, daran sie sich bildeten, das find die frischen Erinnerungen, die Bilder der Wahrnehmungen selbst. Den münzenförmigen Gebilden aber, deren Menge die Breite des Stromes erfüllt, sieht Niemand mehr die Herkunft an. Die Vorsprünge brachen ab, die Kanten schliffen sich eben, ein Wall zermahlenen Eises häufte sich rings um den Rand; dann schob sich Scholle auf Scholle, hier leckte das Wasser Höhlungen und füllte dort, indem es gefror, wiederum andere aus, und so entstanden jene scheinbar eigenartigen, undefinirbaren Gebilde, die Hauptmaste des treibenden Eises, die vor dem Auge des Beschauers vorüberziehen, wie vor dem inner« Blick die Gedanken. Und so bleiben auch die Illusionen, mag ihr Inhalt sich noch so weit von den Gegenständen der Wirklichkeit entfernen, stofflich doch Erinnerungen.

Damit stimmt auch ein zweites der unfern Fällen gemeinsamen Merkmale überein, nämlich die Mechanik ihres Eintritts; sie kommen in Bezug auf dieselbe den eigentlichen Erinnerungen völlig gleich.

Betrachten wir irgend ein Erinnerungsbild, so sehen wir, es ist eine Mosaik, gleich der Illusion, die Steinchen der Mosaik sind die Gruppen von Elementen, die die verschiedenen Sinne theils direct, theils aus dem Vorrath des Gedächtnisses zu der Zusammensetzung des Bildes beigetragen haben. Denn da, während wir wachen «nd gesund sind, alle unsere Sinne mit einander in gleicher Weise bereit sind, auch ohne daß wir uns dessen bewußt wären, die Außenwelt zu erfassen, so wirken, nach dem Gesetz, daß gleichzeitig aufgenommene Eindrücke bei einander im Gedächtniß ihre Stelle finden, bei dem Zustandekommen auch des kleinsten Bildes stets mehrere, wenn nicht alle Sinne mit; und ein jedes Bild ist bereit, sich im Gedächtniß zu erheben, sobald eins seiner Elemente, sei es durch einen neuen Sinneseindruck direct, oder indirect durch eine von ihm hergeleitete Ideenverbindung eine Anregung erfährt.

„Ich ging in Berlin durch die Albrechtstraße au einem jener düftern Nouembertage, wo der warme Südweststurm ein Heer dunkler Regenwolken über den Himmel jagt, und nichts mehr auf der Welt Farbe zu haben scheint, als die Steine des Straßenpflasters, als plötzlich die Erinnerung an Neapel wunderbar klar vor meiner Seele stand. Der helle Himmel, dcrs schwarze Lavapflaster im Sonnenbrände, das Meeresrauschen vom Corso di Masllniello herüber, das Haus el Trapezio, unter dessen Thor die alte Frau mit der unermüdlichen Spindel Aqua zolfata in Krügen verlaufte, alles das stand wie mit einem Schlage vor meinem innern Blick, hier, wo die Panke sich mit der Spree mischt, und hinter einem endlosen Bretterzaun eine Gerberei duftete! Die Gerberei war es eben, auch in dem Hause el Trapezio gab es eine solche, und die Nase, das ward mir jetzt klar, hatte für die Erinnerung die Rolle der Gelegenheitsmacheiin gespielt."

In meinem Falle that solches das Ohr, in dem des Studenten, des Avanttllgeurs und des Professors das Auge; von den fünf Sinnen ist jeder Einzelne in gleichem Grade dazu befähigt.

Wie man sieht, ist bei beiden Phänomenen, bei der Erinnerung wie bei der Illusion, die Art des Eintritts die gleiche; um einen echten Edelstein gruppirt sich eine Menge bunter Glasstückchen und setzt das Bild zusammen. Ter Unterschied ist allein der, daß in deni einen Falle, bei der Erinnerung, der echte Stein vor den falschen mitmerklichem Glänze hervorsteicht, während in deni andern, bei der Illusion die falschen Elemente den echten an Glanz nicht nachstehen. Dieses Aehnlichwerden der Elemente unter einander kann auf eine zwiefache Weise gedacht werden; entweder verlieren die echten Elemente an Glanz und werden matt, wie die falschen, oder der Glanz der unechten steigert sich und kommt dem der echten gleich; in jedem der beiden Fälle wird das Verschwinden des sie trennenden Unterschiedes die Folge sein.

Die echten Elemente verlieren an Glanz, das heißt, die veranlassende Wahrnehmung wird schwach; sehen wir zu, wie weit diese Bedingung für das Zustandekommen der Illusion in unfern Fällen zutreffend ist.

Ter Buchfinke an der Brücke von Tuisis sang leise, wie es Singvögel im Winter zuweilen thun; auf dem Pragal war es finstere Nacht; auf Danzigs Wällen herrschte unsicheres Mondlicht; in dem Zimmer des Professors leuchtete nur die Lampe; der Jäger schoß den Distelbusch zwischen Dämmerung und Dunkelheit: die Schwäche der veranlassenden Wahrnehmung ist demnach ein weiterer gemeinsamer Zug in unseren Fällen. — Haben wir in ihr aber wirklich eine unfehlbare Bedingung für den Eintritt der Illusion in Händen, so muß sich das dadurch erweisen, daß sie, mit dem Material der Vorstellung in Verbindung gebracht, ihrerseits die Illusion hervorzurufen vermag. Also sehen wir zu, ob wir mit ihrer Hülfe Illusionen construiren können; ist sie wirksam, so muß sie es überall und immer sein, demnach auch bei mir, in diesem Augenblicke!

Von den Wahrnehmungen, die ich jetzt eben mache, will ich eine nach der andern auslöschen, die Stärksten zuerst; also beginne ich mit denen des Auges. Die Gegenstände meines Schreibtisches fesseln beim hellen Tageslicht meine Aufmerksamkeit vor allem; ich schließe die Jalousien, so wird das Zimmer dunkel, oder ich schließe lieber gleich die Augen, so ist es um mich Nacht.

Nun kommt das Ohr an die Reihe. Der Kanarienvogel unter meinem Fenster soll verstummen, der Hahn hört auf zu krähen, Amfel, Nachtigall, Grünling — und wer sonst noch Pfingsten feiert — sie schweigen. Der Pfiff

der Locomotive verhall:, noch rollt ein einzelner Wagen in der Ferne — jetzt höre ich nichts mehr, es herrscht Stille.

Die Nase giebt mir neben dem Torfgeruch des Höhenrauchs etwas Flieder- und Apfelblüthe zu kosten, drei fchwache Qualitäten — ich lllfche sie aus.

Die Zunge giebt mir augenblicklich keinerlei Geschmacksempfindung; schon vor einer Stunde habe ich das Frühstück eingenommen und die Pfeife heute noch nicht in Brand gesetzt.

Zu guterletzt der Tastsinn: eine Kälteempfindung am linken Knie, eine Empfindung von Druck an den Theilen des Körpers, mit denen ich sitze, mich auflehne und die Feder führe — sie hören auf. Nun aber tritt noch eine Reihe schwächerer Empfindungen hervor, die bisher durch jene stärkeren verdeckt wurden, ein Gefühl der Spannung im Nacken, der Kopf wird mir schwer, also lege ich ihn an die Stuhllehne, oder besser noch, ich lege mich ganz nieder auf das weiche Sopha, so fühle ich nirgends mehr einen Druck. Mein Herz pulsirt fühlbar, ich wende mich ein wenig nach rechts herum — und nun fühle ich nichts mehr von mir und der Welt. Wenn jetzt noch eine verfpätete Vorstellung durch die ruhende Seele zieht, ein leiser Sinneseindruck sich naht, ohne die Ruhe zu unterbrechen, so werden sie zu Träumen, die den Schlaf bevölkern, und die Bilder, die sie der Seele vorführen, stehen denen der Wirklichkeit an Glanz nicht nach.

Die Träume sind in der Thnt echte Illusionen, und umgekehrt sind die Illusionen wache Träume. Ich lese während des Einschlafens und die Augen fallen mir zu; indem mein Kopf heruntersinkt, werde ich wieder wach und suche im Buch die Stelle, an der ich meiner Erinnerung nach stehen blieb. Doch was finde ich? Anknüpfend an ein gewisses Wort hat meine Vorstellung selbständig auf eigene Hand gearbeitet und mir Worte und Sätze vorgespiegelt, die ich gelesen und verstanden zu haben glaube, von denen aber auf dem Papier nichts steht.

„Im vergangenen Winter hatte ich einen Traum. Ich stand am Rande eines rothblühenden Kleefeldes, in dem die Hummeln schwärmten, ein Junge neben mir machte sich das Vergnügen, mit einer Ruthe aufs Gerathewohl in die Blüthen hineinzuschlagen. Ich sagte, „laß das sein, sonst werden die Hummeln wild und stechen," er aber fuchtelte unbekümmert weiter herum. Und richtig schwärmten schon ein paar Hummeln aus, gegen uns. Da machte ich in der Angst eine Bewegung, von der ich erwachte; und sonderbar, das Summen tönte noch fort. Es kam aus dem Ofen im Nebenzimmer, der soeben in Brand gesetzt worden war, denn es war Heller Morgen, und auch das Angstgefühl war noch vorhanden, es hatte seinen Sitz im Magen, dem die gestern spät genossene schwere Abendmahlzeit sich hinlänglich anzupassen noch nicht vermocht hatte,"

Ob eine Wahrnehmung schwach oder stark empfunden wird, ist nicht allein abhängig von ihrer äußeren Ursache, sondern vielmehr noch von der Beschaffenheit der percipirenden Nerven. Eine vom Munde aus bis in die Paukenhöhle vorgednmgene Gerstengranne erregt dort Reiz und Entzündung und wenn sie endlich das Trommelfell durchbricht, so nimmt der Patient einen Knall wahr, wie einen Kanonenschuß, während ein wirklicher Kanonenschuß, vor dem Ohre eines Tauben abgefeuert, von demselben, als Schall wenigstens, nicht wahrgenommen wird.

„Von K. . ., Jnspecteur der Artillerie, ist während der Belagerung von Paris mit seinem Adjutanten zusammen in eifriger Arbeit begriffen, da fährt eine Granate durchs Dach und crepirt im Nebenzimmer: Von K. . ., der sehr schwerhörig ist, ruft, ohne von der Arbeit aufzusehen, mit lauter Stimme: „Herein!" in der Meinung, es habe Jemand von außen an die Thüre geklopft."

Neben der Schwerhörigkeit kommt hier bei der Entstehung der Illusion noch ein anderer Factor in Betracht, die Aufmerksamkeit, sie ist auf einen bestimmten Gegenstand concentrirt, das heißt, sie ist von den übrigen Gegenständen, wozu auch die Kanonade gehört, abgezogen.

Was ist die Aufmerksamkeit? Der Blick eines inneren Auges, welches auf die Ereignisse der Seele, die Wahrnehmungen, Vorstellungen und Willensimpulse gerichtet ist, der Schein eines inneren Lichtes, welches den Kreis des Bewußtseins erhellt, und außer seinem Bereich herrscht die Finsternis; des Unbewußten. Das find Gleichnisse, mittelst deren wir uns Thatsachen, die an sich jenseits der Grenzen unserer Erkenntniß liegen, bildlich zur Anschauung bringen, kleine Modelle enormer Größen. Wir brauchen nicht in das innere Wesen dieser Größen und Thatsachen einzudringen, uns kümmert hier nicht, was sie an sich sind, sondern lediglich, was sie für uns sind. Es ist Thatsache, daß von den im Bereich des Geistes stattfindenden Ereignissen, von dm Wahrnehmungen, Vorstellungen und Willensimpulsen, bei weitem nicht die Gesamtheit, sondern nur ein Theil, und zwar meist nur ein kleiner Theil im Lichtkreis des Bewußtseins sich befindet, und der Umfang dieses Lichtkreises selbst unterliegt größeren Schwankungen je nach der Persönlichkeit des Subjectes und nach den Umständen, in denen sich dasselbe befindet. Während des traumlosen Schlafs ist das Bewußtsein zeitlich erloschen, bald nach dem Erwachen ist es in der Regel am hellsten. Bei Cäsar, welcher gleichzeitig einem Schreiber zu dictiren, eine Schrift zu lesen und einem Vorleser zu folgen vermochte, war sein Umfang größer, als bei jenem übereifrigen Boten, der, noch ehe er den Zweck seines Auftrages erfahren, sich schon auf und davon gemacht hatte und unterwegs war. Geometrisch messen läßt sich der Umfang des Bewußtseins, seiner Dehnbarkeit halber, nicht, aber oft genug werden wir im täglichen Leben feiner Grenzen durch Zufall inne, und weil sie für das Zustandekommen der Illusion von Wichtigkeit sind, müssen wir hier nit ihnen rechnen.

Es ist weiterhin Thatsache, daß die Erfüllung des Bewußtseins mit geistigen Factoren von gewisser Art, das heißt die intensive Hinlenkung der Aufmerksamkeit auf ein gewisses Gebiet, den Factoren von anderer Art den Eintritt in ihren Lichtkreis versperrt. Von Sokrates berichtet Plato, daß er bei Potidäa Tag und Nacht unempfindlich und unbeweglich, einzig nur seinen Vorstellungen hingegeben, auf einem Fleck gestanden habe; nach Hunderten zählen die Berichte von Soldaten, die im Eifer der Schlacht ihre Verwundung nicht fühlten, und aus eigener Erfahrung kann ich anführen, daß ich beim Einbrechen durchs Eis von der Kälte des Wassers nichts wahrgenommen habe, einzig erfüllt von der Vorstellung des Ertrinkens und dem Bestreben, mich zu retten. Vorstufen von solch einseitigen Seelenzuständen find gemeint, wenn man von „ganz Auge", „ganz Ohr" sein spricht; sie sind in Jedermanns Munde, und die Hinneigung zu ihnen findet sich in der allgemein üblichen Unterscheidung von Gefühlsmenschen, Verstandesmenschen und Willensmenschen angedeutet.

Wahrnehmungen, Vorstellungen und Willensimpulse, sie sind die Factoren der geistigen Thätigkeit und mithin hat auch das Bewußtsein keine anderen aufzuweisen. Nun denke man sich einen bis nahe an die Grenzen seiner Fassungskraft von ihnen erfüllten Geist und lasse einen neu hinzutretenden Sinneseindruck Eingang suchen, so wird von demselben nur soviel aufgenommen werden, wie dem noch ungebundenen Ueberrest der Fassungskraft entspricht, das Uebrige bleibt draußen, es ist, wie nicht vorhanden, und die Wahrnehmung ist relativ schwach. So nimmt in dem bekannten Gedichte von Gustav Schwab der über die Eiskecke des Bodensees daherkommende Reiter von der Rede der Magd nur den Anfang wahr, das „Herrgott, so rittest Du über den See", und in feinem urplötzlich von den Schreckbildern des Ertrinkens überflutheten Geiste findet keine andere Wahrnehmung, die mildere Vorstellungen erwecken könnte, mehr Raum; er sinkt vom Pferde und stirbt. So findet in des alten Verrina Geist, der über dem Schicksal seiner Tochter brütend, taub und gefühllos gegen seine Umgebung ist, nur das seinem eigenen Vorstelluungskreise nahe verwandte Wort Eingang: „Vater, Deine Bertha verzweifelt." — Bei engen Geistern wird diese Ausfüllung durch eine geringere Menge geistiger Factoren zu Wege gebracht, als bei umfassenderen. Ten Zustand der größten Geistesenge, den Schlaf, haben wir kennen gelernt als das fruchtbarste Feld für die Illusion; je näher diesem Zustande das Bewußtsein momentan sich befindet, je höher der Grad von angeborener oder erworbener Geistesenge ist, desto günstiger sind im Allgemeinen die Bedingungen für den Eintritt der Illusion. Den beschränkten und voreingenommenen Geistern der Marpinger Bauern wird ein Stück abgeschälten Baumstammes ohne Weiteres zu einer Erscheinung der Mutter Gottes, dem defecten Geiste des Ritters von La Mancha werden die Windmühlen zu den Riesen feiner Romane und in den Geistesruinen des Irrenhauses kommt die Illusion als Personenvcrwechselung habituell am häusigsten und am grellsten zur Erscheinung.

Es hat nun von vorn herein den Anschein, als ob die drei Klaffen der geistigen Factoren nicht alle in gleicher Weise geeignet seien, durch Ausfüllung des Bewußtseins der Wahrnehmung dermaßen den Weg zu versperren, daß nur ein winzig kleiner Theil von ihr, wie er zur Erzeugung der Illusion gefordert wurde, den Eingang findet; jener matt glänzende Edelstein, dessen Schimmer unter der Menge unechten Materials sich verliert. Daß der Wille, indem er wirkt, die Wahrnehmung verdunkeln kann, zeigt das Beispiel des Soldaten, der die Wunde nicht fühlt; daß die Vorstellung dazu im Stande ist, lehrt das Beispiel des Sokrates, sowie hundert Ereignisse aus dem täglichen Leben, so wenn Jemand eine Frage überhört, weil er an etwas anderes denkt. Aber wie verhält es sich mit der Wahrnehmung selbst? Kann eine Wahrnehmung der anderen den Weg soweit versperren, daß sie der Illusion das Thor öffnet? Dazu müßte sie zuerst den Umfang des Bewußtseins nahezu erfüllen, also relativ stark sein, und dann, um der geforderten schwachen Wahrnehmung, der Erzeugerin der Illusion den Eintritt zu gewähren, wiederum schwach sein, denn einem bekannten Gesetze der Psychologie zu folge verdunkelt von zwei gleichzeitigen, ungleich starken Wahrnehmungen die Stärkere die Schwächere, bis zum völligen Auslöschen. Nimmt ein körperlicher Schmerz überhand, so vergeht dem Leidenden Hören und Sehen.

Und dennoch ist solches möglich, wofern die einander widerstreitenden Wahrnehmungen nicht gleichzeitig in das Bewußtsein eintreten, sondern nach einander, kraft eines Gesetzes, welches, obwohl bisher erst in einer entlegenen Provinz des Nervensystems wissenschaftlich festgestellt, seine Wirksamkeit doch bis in das Centralorgan selbst, bis auf das Gehirn und seine Functionen allem Anschein nach erstreckt.

Wird ein motorischer Nerv in adäquater, das heißt dem Grade seiner Reizbarkeit entsprechender Weise gereizt, so antwortet sein Organ, der Muskel, indem er beim Eintritt des Reizes zuckt und beim Aufhören ebenfalls, während der Dauer desselben jedoch in Ruhe bleibt. So giebt es auch Wahrnehmungen, wie der Geruch einer Tabaksatmosphäre, oder die Bc> rührung der Kleider auf unserem Körper, deren wir uns in der Regel nur bewußt werden, wenn sie eintreten oder aufhören. Fremdkörper, die durch die Stimmritze in die Luftröhre gerathcn sind, pflegen nur, solange sie beweglich sind und die Stelle wechseln, dem Gefühl sich bemerklich zu machen, einmal festgeklemmt, jedoch nicht mehr. — Das Ohr und das Auge Verhalten sich ebenso; der Müller erwacht aus dem Schlafe, wenn die Mühle plötzlich stillsteht, die nervöse Dame, wenn das Nachtlicht erlischt. Den Griechen Homers fehlte nach Lazar Geiger mit dem Namen für das Blau der Begriff desselben, weil sie unter einem ewig heiteren Himmel lebend, sich jenes als einer differenten Empfindung nicht bewußt wurden. Und solchen unbewußten, oder unbewußt gewordenen, andauernden Wahrnehmungen gegenüber können neu hinzutretende Wahrnehmungen, auch wenn sie an sich schwächer find, als jene ursprünglich waren, wohl als Erzeuger der Illusion wirken.

Noch ein zweites Moment tritt, das Verhältniß zu Gunsten der Wahrnehmung modificirend, hinzu, das ist die Thatsache, daß das geistige Ereigniß, indem es unbewußt wird, einen Theil des Bewußtseins so zu sagen bindet, und so den Gesamtumfang desselben verengt. Als ich heute das Haus verließ, begleitete mich ein dumpfes Gefühl geistigen Unbehagens, mir war es, als hätte ich etwas vergessen; und jetzt beim Zurückkehren finde ich in der That, ich habe den Schreibtisch offen gelassen. — Eine Nachricht, die mich alterirt hat, verschwindet alsbald aus dem Bewußtsein, aber es drückt mich etwas, ohne daß ich in jedem Augenblick wüßte, was es ist, und hindert mich am freien Denken, bis gelegentlich die Vorstellung davon wieder klar vor die Seele tritt. Ein eisernes Bild des empfangenen Eindruckes bleibt, um einen Ausdruck Gottfried Kellers zu gebrauchen, im Geiste liegen und nimmt ihm die Freiheit. — Ein körperlicher Schmerz hört bei spannender Geistesarbeit auf, empfunden zu werden, aber er hemmt unbewußt die geistige Beweglichkeit. Und diese Absorption geht continuirlichen Eindrücken gegenüber oft bis zur größtmöglichen Verengerung des Bewußtseins. Das Rauschen eines Bachs, das Plätschern des Regens wirkt beruhigend, ja einschläfernd. Kinder, wenn sie sich wehe gethan haben, schlafen über dem Schmerz sofort ein. Goethe fühlt, wie beim continuirlichen Anblick des Mondes der Umkreis des Bewußtseins sich verengert:

„Mir ist es, denk' ich nur an Dich,
Als in den Mond zu sehn,
Ein sanfter Fricdc kommt auf mich,
Weisz nicht wie mir geschchn."

Wie sehr die Wahrnehmung im Verein mit der Vorstellung das Bewußtsein zu erfüllen vermag, dafür giebt eine Stelle aus einem seiner Briefe an Zelter beredtes Zeugniß, indem er von dem Eindruck spricht, den das Anhören Bach'scher Fugen auf ihn gemacht. „Ich sprach mir's aus, als wenn die ewige Harmonie sich mit sich selbst unterhielte ... So bewegte sich's auch in meinem Innern und es war mir, als wenn ich weder Ohren, am wenigsten Augen und weiter keine übrigen Sinne besäße noch brauchte."

Nun tritt eine neue Wahrnehmung hinzu, ein Theil von ihr findet Eingang und löst die Illusion aus. Davon ist ein nach dem Leben gezeichnetes Beispiel aus Heine jene Scene im Pfarrhause. Die Mutter liest in der Bibel, die ältere Tochter gähnt und klagt, wie es so langweilig sei:

„Nur wenn sie einen begraben,
Da giebt es etwas zu sehn."

Die Mutter, deren Geist erfüllt ist von der Wahrnehmung der Buchstaben auf dem Papier, der Vorstellung der Bilder und Begriffe, von denen die Buchstaben und Worte die Zeichen sind, und vielleicht noch von andern dunkleren Vorstellungen, unter denen obenan die frische Erinnerung an das Begräbniß des Pfarrers steht, faßt nur das Stichwort „begraben" ans, und von der Illusion, der sie verfallen, giebt ihre Rede Zeugniß:

„Du irrst, es starben erst vier
Seit man Deinen Batcr begraben
Neben der Kirchhofsthiir."

Die Wahrnehmung der gelesenen Buchstaben gehört zu denen, die am leichtesten während ihrer Dauer unbewußt werden. Wir fassen anscheinend unmittelbar den Sinn der gelesenen Worte auf.

Von eben dieser Seite her setzt der Hypnotismus seine Hebel an den Menscheng Geist an. Unter dem Einfluß einer continuirlichen Wahrnehmung, wie der Schimmer eines blanken Knopfes eine ist, oder ein andauernder Ton, verengert sich das Bewußtsein. Eine schwache Wahrnehmung tritt hinzu, ein leise gesprochenes Wort, eine vor den Augen des Hypnotisirten ausgeführte Bewegung; sie erweckt Vorstellungen, die unmittelbar zu Illusionen werden, und weiterhin, mittelbar zu Hallucinationen werden können, die in den Handlungen des Schlummernden sich ausdrücken. Denn da aus der einen, ursprünglich in seiner Seele geweckten Vorstellung mittelst der Verwandtschaft ihrer Elemente mit anderen im Gedächtniß aufgehäuften Bildern: leicht, wie es im Traum geschieht, ganze Vorstellungsreihen sich entwickeln, deren Glieder alle die gleiche subjective Lebendigkeit besitzen, so wandelt sich hier die Illusion um in die Hallncination, ohne daß sich eine feste Grenze zwischen ihnen ziehen ließe. Demnach dürfen wir auch die anfangs statuirte praktische Unterscheidung zwischen ihnen im Princip nicht mehr ferner aufrecht erhalten. Jeder Veränderung auf geistigem Gebiet entspricht eine materielle Veränderung im Nervensystem, das ist heute ein unbezweifeltes Dogma der Psychophysik; und wenn die Hallucination scheinbar spontan, ohne Ursache auftritt, so liegt der Grund davon lediglich in unserer mangelhaften Erkenntniß, nicht aber in dem wirklichen Mangel der Ursache.

Scheinbar viel häufiger, als durch Acte der Wahrnehmung, kommt die Gelegenheitsursache der Illusion, die nahezu völlige Ausfüllung des Bewußtseins durch prolongirte Acte des Willens zn Stande; zu ihnen gehört die andauernde Körperbewegung. „Wir marschirten in der Januarnacht gegen Orleans", so erzählt Lieutenant N . . ., „litten Hunger und Durst und waren von den Strapazen erschöpft. Die Straße war von Regen durchweicht, die

Nacht finster. Mit einem Male umgab mich strahlende Helle, ein erleuchtetes Schloß lag vor mir, aus dein Souterrain dufteten die Braten, aus den oberen Räumen erscholl Musik, galonirtc Diener liefen die teppichbelegten Treppen hinan mit silbernen Schüsseln. Ich selbst war mitten unter den Tanzenden. Im nächsten Augenblick aber war Alles verschwunden, nur ein einsames Licht glänzte in der Ferne."

Ohne Zweifel war es das Auftauchen des Lichtes, welches dem Müden einen Blick in das Kanaan feiner Wülfche zu thun gestattete. Ein Seitenstlck hierzu giebt der folgende Fall. „Von Arco," erzählt Doctor M . . . „ging ich das Sarcathal aufwärts, als an den See von Toblino, und trat fudann, nachdem ich mich durch einen Schoppen des feurigen Vino Santo gestärkt hatte, sofort wieder den Rückweg an. In der Entfernung hatte ich mich aber tüchtig verrechnet, denn es wurde Nacht, ehe ich Arco wieder erreichte. Wie ich so mechanisch vor mich hinging, da war es mir plötzlich, als ginge ich zu Hause in Halle, auf der Hühnerjagd, rechts von mir ging Amtmann V . . ., links Doctor I . . ., so deutlich, wie im lebhaften Traum. Dann aber kam ich zu mir selbst und hörte nun, dicht neben dem Wege lockte wirklich ein Rebhuhn."

Hier tritt zwischen den beiden lctztangeführten Fallen und meinem eigenen die größte Achnlichteit hervor. Das Gehen auf übereisten Straßen ermüdet sehr und zieht von den zunächst beteiligten Muskelgruppen aus den ganzen Organismus derart in Mitleidenschaft, daß es mit der körperlichen die geistige Energie nach und nach völlig confumirt. Der Kreis des Bewußtseins wird immer enger, die Wahrnehmung erlischt fast gänzlich, man ist zu müde, um auf die Umgebung zu achten, die Erinnerung hält kein Bild mehr fest, man geht wie ein Träumender! Bon Soldaten hört man fogar behaupten, fie hätten im Gliede nillischierend geschlafen, was jedenfalls für dir denkbar grüßte Absorption des Bewußtseins durch den zum Marschiren erforderlichen Willensimpuls spricht. In dritter Reihe endlich ist eine Ausfüllung des Bewußtseins durch Acte des Vorstellcns möglich, und daß, wenn sie nahezu vollständig ist, eine neben ihr eintretende Wahrnehmung zur Illusion führt, wird durch zahlreiche Beispiele bestätigt. Doch indem wir diese Möglichkeit näher ins Auge fassen, ist zu bemerken, daß wir mit ihr in die zweite der im Anfange unserer Untersuchung hypothetisch aufgestellten Grundbedingungen für die Illusion eingetreten sind, nachdem wir die erste erschöpft haben.

Wir nannten die Illusion eine Mosaik, welche aus echten und unechten Steinen besteht, die echten liefert uns die Wahrnehmung, die unechten gehören der Vorstellung an; die Grundbedingung zu ihrem Zustandekommen ist das Verschwinden des Unterschiedes zwischen beiden Kategorien. Bisher haben wir die Bedingungen aufgefucht, unter welchen die Wahrnehmungen schwach, oder figürlich ausgedrückt, die echten Steine matt weiden, und kommen je« daran, die Bedingungen aufzusuchen, unter denen der Glanz der unechte Steine sich steigert, so daß sie den echten gleichkommen, oder eigentlich: di! Bedingungen, unter denen die Vorstellung sich steigert, so daß sie die Lebendigkeit der Wahrnehmung erreicht. — Ist das überhaupt möglich? Sind nicht vielmehr die sinnliche Wahrnehmung und die Vorstellung zwei völlig von einander getrennte Ereignisse, die höchstens in der Dämmerung des getrübtens Bewußtseins mit einander verwechselt werden können?

Lassen wir die Thatsachen reden; untersuchen wir die Bedingungen, die einer Steigerung der Vorstellung günstig sind, und sehen zu, wie wcu sie uns führen.

Wir Alle haben Zeiten, in denen unsere Phantasie reger ist als gewöhnliche die Kinder aber, bei denen sammtliche seelische Vorgänge stürmischer veilauten, als im späteren Alter, sind habituelle Illusionäre. — Goethe sagt von sich:

„Ich hatte die Gabe, wenn ich die Augen schloß und mit niedergesenttcin Haupte mir in der Mitte des Sehorgans eine Blume dachte, so verharrte sie nicht einen Augenblick in ihrer ersten Gestalt, sondern sie legte sich auseinander und aus ihrem Innern entfalteteten sich wieder neue Blumen aus farbigen, auch wohl grünen Blättern; es waren leine natürlichen Blumen, sondern phantastische, jedoch regelmäßig, wie die Rosetten der Bildhauer, Es war unmöglich, die hervorquellende Schöpfung zu fiziren, hingegen dauerte sie so lange, als mir beliebte, ermattete nicht und verstärkte sich nicht. Dasselbe konnte ich hervorbringen, wenn ich mir den Zierrath einer buntgemalten Scheibe dachte, welcher dann ebenfalls aus der Mitte gegen die Peripherie sich immerfort veränderte, völlig wie die in unseren Tagen erst erfundenen Kaleidoskope."

Auch wir in unseren Jahren erleben es, daß unser Lebenslicht zu Zeiten Heller brennt und leuchtet, als sonst, und mit ihm die Vorstellung, Das ist dann der Fall, wenn wir eine freudige Nachricht empfangen, in anregender Gesellschaft uns befanden, einen tüchtigen Gang durch die frische Luft gemacht, eine Flasche guten Weines getrunken haben, und wenn dann nach dem verwirrenden Lärm des Tages

„in unserer engen Zelle

Die Lampe freundlich wieder brennt". Diese Zeit findet uns zur Illusion geneigt. — Vor mir hängt die Photographie eines Freundes; ich habe sie nie nach Wunsch ähnlich finden können, aber gestern Abend, wie ich von einem Gange in's Freie heimgekehrt das Bild betrachtete, mußte ich mir sagen, er ist's, wie er leibt und lebt. — Heine geht noch weiter:

„Ich stand in dunklen Träumen

Und startete ihr Vildnifz an,

lind das geliebte Vildnis;

Heimlich zu leben begann."

Unter Ausschluß der Mehrzahl der gewöhnlichen Wahrnehmungen und Willensimpulse bei völliger Ruhe und Stille concentrirt sich die geistige Energie in der Vorstellung und ergänzt die Züge des Bildes:

„Ihm ihre Lippen zog sich
Ein Lächeln wunderbar."

Eine Steigerung der vorstellenden Geistesthätigkeit ist eine Theilcerscheinung des durch narkotische Mittel hervorgerufenen Rausches in seinem ersten, dem Erregungsstadium, und sie geht oft bis zum Delirium. Der Wahn der Zecher in Auerbachs Keller, die ihre Nasen für köstliche Trauben halten, und die Wirkung jenes Zaubertranks aus der Hexenküche wiederholt sich heute noch, auch ohne daß der Teufel in Person dabei zugegen wäre.

Dieselben Delirien werden durch die Gifte fieberhafter Krankheiten hervorgerufen. Sehr ähnlich wirken ferner die psychischen Gifte, unter ihnen steht obenan die Furcht, von deren illusionsfördernden Macht wir oben schon ein Veispiel kennen lernten. Wer mit ihr unizugehen versteht, der kann es erreichen, daß sogar verschiedene Personen gleichzeitig derselben Illusion unterliegen.

„Unser Dechant V ... ist trotz seiner Siebenzig immer noch der amüsanteste Gesellschafter, den es giebt. Wir trafen ihn neulich im Bade B. . ., wo er nach dem Nachtessen, zur Zeit der Gespenstergeschichten, die Leute damit graulich machte, daß er behauptete, auch er tonne umgehn. Er legte sogar einen Thaler auf den Tisch und machte sich anheischig, zum Besten der Armen, jedem aus der Gesellschaft, der einen Thaler dagegen setzte, Schlag Mitternacht zu erscheinen.

„Natürlich großer Widerspruch, besonders von den Damen, und beinahe Keine war, die nicht ihren Thaler setzte. Aber wie die Zeit vorrückte, mehrten sich doch die Bedenken, und ein Thaler nach dem andern wurde nwtivirt zurückgezogen. Nur drei Damen, die schon lange keine furchtsamen Kinder mehr waren, blieben standhaft bis an's Ende und gingen zu Bett.

„Aber wie Hamlets Geist, so hatte auch der Dechant gewußt, daß in Schwachen die Einbildung am stärksten wirkt, und darauf seinen Plan gegründet. Noch war der Zeiger ein gutes Stück von der Zwölf entfernt, da hörte man aus dem Zimmer der Einen lauten Hülferruf. Es war natürlich nichts, an der Thüre hing ihr eigener Hut und Mantel, aber sie behauptete, wie sie die Augen einmal zufällig geöffnet, hätte im Mondschein der Dechant dort gestanden. — Die Beiden Andern waren weniger beherzt als die Erste, dafür aber vorsichtiger; sie beschlossen, die Nacht zusammen zuzubringen, in einem Bett. Das aber war, der Hausordnung gemäß, nur eine Person zu tragen im Staude und brach unter der doppelten Last zu« summen — und im selben Augenblicke sahen Beide den geistlichen Herrn."

Die Vorstellung entnimmt und formt ihre Gegenstände aus dem Material der Erinnerung, deshalb sind starke Eindrücke, die sich dem Gedächtnis; tief eingepägt haben, vorzüglich geeignet, als Illusionen wiederzukehren. So erzählt H . . ., ein Forstmann:

„Ich war ein junger Bursch, da ging ich zur Weihnachtszeit bei Hellem Mondschein durch den Sundern (ein Wald bei Hildcsheim). In einem Hohlwege sah ich einen Menschen vor mir stehn, der mich zu erwarten schien. Ich konnte nicht wissen, was er im Schilde führte; vielleicht lauerten hinter dem Busch seine Spießgesellen, und das machte mich einen Augenblick stutzig. Dann aber entschloß ich mich kurz und ging gerade auf ihn zu. Cr rührte sich nicht, er stand auch nicht, sondern hing und war eine Leiche. — Ich bin gelaufen bis in's nächste Dorf, ohne mich umzusehn, bis ich wieder auf Menschen traf. — Jahre lang nachher, so oft ich die Stelle passirte, habe ich ihn wieder dort hängen sehen, wie mit leiblichen Augen." — Jetzt, nach zwanzig Jahren, sieht er ihn nicht mehr.

Was ein starker Eindruck mit einem Male zu Wege bringt, bewirkt auch ein schwächerer durch öftere Wiederkehr, denn der Tropfen höhlt den Stein.

Hieher gehört das Beispiel des Professors, der die Wartefrau nur zu oft an der gleichen Stelle hat sitzen sehen, sowie zum Theil das des Jnspecteurs, bei dem die Vorstellung des klopfenden Fingers, durch lange Gewohnheit vorgebildet und befestigt, nur der Gelegenheit wartet, um als Illusion hervorzutreten. — Wie dieser Umstand, oft sehr gegen unfern Willen, in uns thätig ist, davon sind wir alle schon Zeugen gewesen. Als ich das erste Mal als Mediciner von der Anatomie zum Mittagessen kam, hatten die Fleischspeisen für mich einen unerträglichen Geruch. — Oder, ich komme Abends aus einer Gesellschaft, in der ein widerwärtiges Organ Stunden lang das große Wort geführt hat, nach Hause und nehme vor dem Einschlafen noch ein Buch zur Hand. Aber, sowie durch das Lesen die vorstellende Thätigkeit des Gehirns eine neue Anregung erfährt, tritt auch der jüngst in das Gedächtnis; aufgenommene Eindruck wiederum mit erneuter Stärke hervor, und an den Begriff der gelesenen Worte heftet sich ihr Klangbild, im Tone eben jener Stimme, in unleidlicher Weise. Es ist das eine Vorstufe jener bei Geisteskranken so häusig wiederkehrenden Täuschung, daß sie meinen, nicht nur was sie lesen, sondern auch was sie denken, werde ihnen von Stimmen mitgesprochen.

Am nächsten Morgen bin ich jene unangenehme Mitempfindung los; die inzwischen verflossene Zeit hat die Lebendigkeit der Erinnerung gedämpft, was sie von Rechtswegen immer thut. Also ist auch die Nähe der veran» lassenden Wahrnehmung ein die Lebendigkeit der Vorstellung begünstigendes Moment. Denke ich heute an jenen Gang von Davos nach Ticfcnkasten zurück, so kommen mir aus der langen Bilderreihe, die er nn meiner Seele vorbeiführte, vier oder fünf Einzelne sofort in den Sinn: das weite, sonnenbeschicnne Thal von Davos, die finstere Kluft der Züge, eine einsame Sagemühle in tiefvrschneitem Tannenwalde, eine Felswand, von der es mir purpurroth entgegenluchtete, sie war — ein Wunder der Davoser Wintersonne — bedeckt mit blühender Erica carnea. Endlich jener Punkt, wo die Strotze in großen Windungen zur Albula hinabsteigt; es ist dunkle Nacht, der Schnee knirscht unter den Tritten. am Himmel glänzen unzählige Sterne, einer mit ruhigem, besonders hell weißem Licht. Ringsum brausen in unbestimmten Tiefen die Gewässer; ein Klingelschlitten nähert sich im Trabe, romanische Laute schlagen an mein Ohr, ich setze mich, bis er vorüber ist. auf einen Stein am Wege und sehe hinab auf die Lichter von Tiefenkasten. — Dabei kommen mir noch andere Bilder von jener Wanderung in die Erinnerung: ein Flug Dompfaffen, der mir im Walde das Geleit gab, eine Reihe Schlitten, auf jedem ein Stückfaß Vcltliners, eine Wendung des Weges, um eine Schlucht herum, ein gefrorener Wasserfall — und so könnte ich noch lange fortfahren, die Elemente jener Bilderreihe zu ergänzen, ohne doch die Genauigkeit der Ausführung, wie sie mir beispielsweise einen Tag nach jenem Marsch spielend zu Gebot stand, auch nur annähernd zu erreichen.

Das Abblassen der Erinnerung findet überall in derselben Weise statt, und so auch der Uebergang aus der Wahrnehmung in die Vorstellung. Am besten läßt es sich an steinen, isolirten Objecten betrachten. Ich fixire das vor mir liegende gelbe Buch einen Moment und schließe dann rasch die Augen, so sehe ich, das Bild des gelben Rechtecks verschwindet nicht plötzlich aus meinem Gesichtsfelde, sondern nach und nach, die Dunkelheit zieht sich von der Peripherie gegen das Centrum zusammen nnd von dem Worte „Leihbibliothek", welches auf dem Deckel steht, verschwinden die Buchstaben L und! zuerst.

Hier hat sich unter meinen Augen die Wahrnehmung in die Vorstellung umgewandelt, ohne daß dabei eine bestimmte Grenze überschritten wäre; die Helligkeit des Bildes nahm ab, anfangs schnell, später langsamer, in der Peripherie des Gesichtskreises zuerst, in seinem Centrm, dem Ort der größten Sehschärfe, zuletzt, das war der ganze Vorgang. — Nnd so kommt man, indem man die Erinnerung an einen bestimmten Gegenstand aufwärts, dem Verlauf der Zeit entgegen verfolgt, unmittelbar wieder zu der Wahrnehmung selbst; es ist demnach von dieser Seite kein Grund vorhanden, daß eine Erinnerung, wenn alle Umstände zu ihrer Steigerung zusammentreffen, nicht selbst wieder, unter der Form der Illusion, der Wahrnehmung gleichkommen sollte.

An jenein Versuch ist noch ein Punkt der besonderen Beachtung Werth. In meinem Bewußtsein dauert die Wahrnehmung des Buches noch fort, um erst allmählich zu erlöschen, nachdem der finnliche Eindruck thatsächlich bereits durch Schließung der Augenlider unterbrochen wurde und aufgehört hat. Dasselbe ist mit einem plötzlich abgebrochenen Ton der Fall, einer Berührung, einem bestimmten Geruch. Wir nehmen sie noch eine gewisse Zeit lang wahr, auch nachdem ihre Ursache bereits aufgehört hat; unser Bewußtsein tritt in Widerspruch mit unfern Sinnen; die Vorgänge unseres Bewußtseins sind an die Zeit gebunden, wie die Functionen unserer Körpermerven, denn ihr Substrat, das Gehirn, besteht aus denselben nervösen Elementen, wie Jene.

Nord und Süd. XXI. SS. 15

222

Ter Astronom muß, che er der Berechnung der Himmelskörper nahetritt. zuerst seinen persönlichen Fehler feststellen, das hciszt, den Leitungswiderstand, den sein Nervensystem dem Gedanken bietet. — Jene Zeit hindurch nun, um welche das Bild des gelben Buches den Schluß der Augenlider überdauert, ist das Bild in mir selbst schon eine wirkliche Illusion Folgt jetzt aus die erste Wahrnehmung eine zweite, ähnliche Wahrnehmung, so reiht sich Wahrnehmung an Illusion und Illusion nn Wahrnehmung unmittell, bar an, ohne daß das Bewußtsein einen Unterschied zwischen ihnen machte. Auf dies Princiv ist die Construction des Thaumatrops gegründet, eines Instruments, das sich vielfach 'als Spielzeug in den Händen der Kinder befindet, einer wirklichen Jllusionsmaschine. Eine um ihre Azc rotircndc Trommel besitzt nahe dem obem Rande in gleichen Abständen eine Anzahl spaltfvrmiger Oeffnnngen, die während der Notation dem Beschauer eine Reihe momentaner Einblicke in das Innere der Trommel gewährt. Ter Reihenfolge der Oeffnnngen entspricht auf der Innenwand der Trommel eine Reihenfolge von Bildern, die die verschiedenen Phasen eines in Bewegung befindlichen Körpers in ihrer natürlichen Ordnung darstellen, solche, wie sie ein Photograph erhält, wenn er durch Augenblicksbilder die verschiedenen Stellungen eines drehenden Rades, eines springenden Pferdes fixirt.

Ein jedes Bild bringt bei seinem Erscheinen einen Eindruck von gewisser Dauer hervor, an den sich, ehe er noch merklich abgeblaßt ist, schon der Eindruck des zweiten Bildes reiht, das in seinen Hanptzügen jenem

gleich, nur in gewissen Theilen von ihm abweicht.

Dadurch entsteht eine Sinnestäuschung: der schnelle Wechsel der einander ähnlichen Objecte entgeht dem Bewußtsein, das Object behält scheinbar seinen Ort und wechselt die Form; das Pferd springt, der Bajazzo überschlägt sich, die Windmühle rührt die Flügel.

So machen wir aus der Illusion nach Willkür ein Ingrediens der Wahrnehmung. Die Natur aber war schon früher, ohne nnsern Willen in derselben Weise in uns thätig, denn die Elemente, aus denen wir soeben unirn Jllusionscomplex aufbauten, sind selbst schon Complexc, die in gleicher Weise constnrirt sind. Unsere Gesichtswahrnehmungen sind zusammengesetzt aus einzelnen Farbenwahrnehmungen, die Empfindung einer jeden Farbe wird auf der Netzhaut hervorgebracht durch eine Reihenfolge von Aetherwellen, jede Welle ist vorüber, wenn die nächste kommt, und doch ist der Eindruck den unser Bewußtsein von ihnen empfängt, ein continnrlicher.

Bei den Eindrücken des Ohres ist dasselbe der Fall, davon gibt Savarts Rad unsern Sinnen Zeugnis;. — Ein gezahntes Rad, dessen Zähne in gleichen Abständen von einander seine Peripherie umstehen, wird in Drehung versetzt, während ein Stab über die Spitzen der Zähne hinschleift. Geschieht die Drehung des Rades ziemlich langsam, so erzeugt jeder Ausschlag des Stabes an einen Jahn ein Geräusch; nimmt die Geschwindigkeit zu, so vereinigen sich die Geräusche zu einem Ton, dessen Höhe mit der Drehungsgeschwindigkeit des Rades wächst. — Nimmt man nun dem Rade, während die Geschwindigkeit aus einer gewissen Höhe angekommen dieselbe bleibt, nach und nach alle seine Zähne bis auf zwei nebeneinanderstehende, so behält auch der Ton dieselbe Höhe, verliert aber an Dauer, so daß, wenn die ursprüngliche Anzahl seiner Zähne beispielsweise tausend betrug, die Dauer des zuletzt erhaltenen elementaren Tones nur den fünfhundertsten Theil der ursprünglichen Tauer ausmacht. — Ter ursprüngliche Ton besteht also ans fünfhundert elementaren Tönen, die wir einzeln zur Wahrnehmung bringen können, und von denen Jeder aus zwei elementaren Wahrnehmungen, nämlich Geräuschen, nebst ihren zwei nachfolgenden elementaren Illusionen besteht, die alle vier zusammen den elementaren Ton der zwei Zähne ergeben. In dem Totalton nimmt unser Ohr weder von den elementaren Geräuschen, noch von den elementaren Illusionen, mehr etwas wahr, aber wir wissen, auf Grund unserer Construction, daß die Einen wie die Anderen trotzdem darin vorhanden sind. Unsere Sinne sind stumpf, unser Bewußtsein faßt nur Complexe auf, aber wir wissen jetzt, daß in diesen Complexen die Illusion einen nie fehlenden nothwendigen Factor bildet. Sic trat uns im Laufe unserer Untersuchung zuerst als ein Phänomen entgegen von höchst fragwürdiger Gestalt, das unsere Aufmerksamkeit fesselte, scheinbar ein Fremdling aus einer anderen Welt. Wir folgten ihr durch die Höhen und Tiefen der Menschenseele und fanden sie überall wieder, dieselbe in der Nacht des Wahnsinns, wie im Lichte der Vernunft; bis wir sie zuletzt in den? innersten Kern unseres Bewußtseins aufgesucht und erkannt haben, als den Mörtel, der die Sandkörner unserer Wahrnehmung zu den Werkstücken des Bewußtseins und diese zu dem Hochbau unserer Erkcnntniß verbindet. So erkennen wir nur, indem wir der Täuschung unterliegen, nur durch Jrnthümer hindurch nähern wir uns der Wahrheit.

Er wußte nur halb, um was er bat, der nach Erkenntnis; ringende Geist, mit den Worten: „Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit und in seiner Linken den einzigen immer regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusätze, mich immer und ewig zn irren, verschlossen hielte und spräche zu mir: „Wähle!“ Ich siele ihm mit Demuth in seine Linke und sagte: „Vater gieb! die reine Wahrheit ist ja doch nur für Dich allein!“ — Denn seine Bitte war ihm schon gewährt, anders als er sie gedacht und doch weit über Denken nnd Erkennen!

Das altfranzösische Volkslied").

von

ttarl Varrsch.

— Heidelberg. —

lo reich die volkmäßige Epik des französischen Mittelalters durch die mit dem 11. Jahrhundert beginnenden und bis ins 14. hinab« reichenden »Ülian8on8 els Fsste vertreten ist, so arm erscheint neben ^ ihr das lyrische Volkslied. Seit dem Ende des 12. Jahrhunderts entwickelt sich in Nordfrankreich unter dem Einfluß der früher gereiften Poesie der Troubadours die Vlüthe der Kunstlyrik, die Poesie der Trouvercs, die jener reicheren und farbenprächtigeren Blume des französischen Südens gegenüber uns nur wie ein matter Abglanz derselben bedünkt. Das Interesse des Adels, der bis dahin auch mit Liebe dem Gesänge der Jongleurs gelauscht hatte, wenn sie in ihren Dichtungen die alten laringischen Sagen darstellten, wandte sich nun von der nationalen Poesie mehr und mehr ab.

Wie viele Lieder von Rittern und Herren in den kunstreichsten Formen die uns erhaltenen Chansonniers auch überliefern, so befinden sich doch unter ihnen nur sehr wenige von vollsthümlichem Charakter. Wir müssen daher für die älteste Zeit unser Material mühsam aus gelegentlichen Aufzeichnungen zusammentragen. Das Wenige, das uns aufbewahrt ist, läßt uns den Verlust des Uebrigen in hohem Grade bedauern, und wir würden gern einen Tcheil der Producte nordfranzösischer Kunstlyril in den Kauf geben, wenn wir damit eine größere Anzahl jener echt volkmäßigen Lieder wieder erlangen könnten, die den Charakter des Volkes treuer und reiner als die kunstmäßigen abspiegeln.

) Der nachfolgende Vortrag, im Januar 1881 im Museum zu Heidelberg gehalten, wurde der Anlaß zu einer Sammlung altfranzösischer Volkslieder in liebersehungen, die Inzwischen unter dem Titel „Alte französische Volkslieder übersetzt von Karl Bartsch, Heidelberg 1882" erschienen ist.

Bei allen Völkern und in allen Literaturen ist die Lyrik aus der Schule des Epos hervorgegangen; nach Form und Inhalt kann sie nirgend diesen Ursprung verleugnen. Der Volkssänger liebt, auch wo er seine Empfindungen ausdrückt, dieselben zu objectiviren, sie einer von ihm redend oder handelnd eingeführten Person in den Mund zu legen. Seine eigene Individualität tritt in den Hintergrund, während der Kunstlyrik grade das eigen ist, daß sie uns den Einblick in das subjective Empfinden des Dichters gewährt.

In Deutschland hat ein günstiges Geschick uns die Lieder einiger ritterlicher Dichter des 12. Jahrhunderts bewahrt, die uns noch diese nahe Beziehung der Lyrik zur Epik erkennen lassen, Lieder von einfachstem volkmäßigstem Stile, die man daher als wirkliche Volkslieder hat ansehen wollen. Die Strophen des Kürenbergers und einige von Dietmar von Eist tragen noch ganz episches Gepräge; die in der Nibelungenstrophe abgefaßten Lieder des ersteren eröffnen uns einen kleinen Liebesroman, dem es an tiefer Leidenschaft nicht mangelt. Ihnen an die Seite stellen möchte ich die wenigen auf uns gekommenen altfranzösischen Volksromanzen etwa aus derselben Zeit. Auch sie stehen in Ton und Form noch ganz auf dem Boden des epischen Volksgesanges; nur sind es kleinere, weniger umfangreiche Gedichte als die <?iians«ris <ls Assts, und ihr Inhalt, wiewohl rein erzählend, doch mit dem Inhalt der Lyrik dadurch auf's innigste sich berührend, daß die Liebe ihr stehendes Thema bildet. Nicht von Kämpfen zwischen Karl und seinen Gegnern, was den Hauptinhalt der altfranzösischen Volksepen abgiebt, sondern von Leid und Lust zweier liebenden Herzen singen sie. Es ist wohl am passendsten, diese Romanzen mit einem in den Quellen selbst vorkommenden Namen als Oiiisnoii» ü'iistoll-e zu bezeichnen, wobei lu»t«ir« nicht im strengen Sinne eines geschichtlichen Ereignisses zu nehmen. Vielleicht liegt mancher derselben ein Factum zu Grunde, das wir aber wegen der Unbestimmtheit und Allgemeinheit der Beziehungen nicht zu errathen vermögen; jedenfalls hat von dieser Grundlage aus das Lied sich in ganz selbständiger und freier Weise entwickelt.

Gemeinsam fast allen diesen Romanzen ist, daß in ihren Eingang die Gestalt eines liebenden Mädchens oder einer verheirateten Frau gestellt wird: bald ist es Schön Jrmenburg, bald Schön Aiglentine, bald die schöne Doette oder Schön Jsabelle, Schön Jolante, Schön Amelot u. s. w. Aber schön ist nach altepischer Weise das stehende Epitheton der Frauengestalten dieser Romanzen.

Immer ist es eine Dame aus den ritterlichen und höchsten Kreisen des Lebens und der Gesellschaft, nicht selten eine Königs- oder Kaiserstochter. Die Beschäftigung oder Situation, in der sie auftritt, entspricht den Lebensgewohnheiten einer adeligen Dame jener Tage. Da sitzt Schön Jrmenburg am Fenster des Thurmes und hat auf ihren Knien einen bunten Seidenstoff, an welchem sie arbeitet; ähnlich Schon Jsabelle, die im stillen Zimmer auf den Knien zwei Stoffe, den einen von Goldfäden, den andern von Seide, ausgebreitet hat. Schön Iolanthe näht ein Kleid von gutem Summet, das sie ihrem Geliebten fchicken will; Schön Aiglentine arbeitet im KönigZgemach, wo sie mit ihrer Mutter zusammensiht, an einem Hemde. In einem andern Liebe sitzen Aide und ihre Mutter ebenfalls beisammen und sticken in einen Goldstoff Goldamseln hinein. Schön Amelot spinnt allein in ihrem Zimmer; Schön Aye sitzt zu den Füßen ihrer bösen Erzieherin und hält auf ihren Knien einen Seidenstoff aus England, an dem sie näht. Aber auch in anderer Situation als nähend und spinnend wird uns die Liebende dargestellt: Schön Toette sitzt am Fenster und liest in einem Buche. Und nicht selten giebt die Heldin träumend ihren Liebesgedanten sich hin: Schön Isabelle sitzt auf hohem Thurme und steckt ihr schönes blondes Haupt durch eine der Zinnen hinaus. Einmal wird eine Königstochter in einem Garten am Quelle sitzend eingeführt, die Hand an die Wange gelehnt und seufzend; Schön Doe sitzt im Freien unter dem Weißdoni, den Geliebten erwartend, der zu lange zögert, sie blickt zu dem blüthenbladencn Baume auf und klagt, daß er nicht kommen will.

Nachdem uns so nüt wenigen Pinselstrichen und doch Plastisch abgerundet die Gestalt der Heldin gezeichnet ist, werden wir ebenso rasch in ihre Empfindungen hinein versetzt. Doette, die im Buche liest, behält nichts von dem Gelesenen, denn sie denkt nur an den Geliebten, der in ferne Länder ruinieren gezogen ist. Ter schönen Isabelle werden von Thränen die Spangen ihres Mantels naß, weil sie von ihren Freunden verlassen und fremden Leuten preisgegeben ist. Schön Jolante singt seufzend ein Licbeslied; das gleiche thut Schön Amelot, aber so laut und dabei sehnsüchtig den Namen des Geliebten nennend, daß die Mntter es hört. Schön Aye rinnen die heißen Thränen das Antlitz herab, denn sie wird geschlagen am Morgen und am Abend, weil sie einen Ritter in fernem Lande liebt. Schön Eurial, die allein eingeschlossen sitzt, ißt und trinkt nicht und nennt sich selber elend, wenn sie ihren geliebten Reinald nicht sprechen kann.

Die Mutter, die Verwandten spielen dann eine in das Schicksal der Liebenden eingreifende Rolle. Meist ist es die Mutter, die mit der Liebe nicht einverstanden ist. Schön Aiglentine, die vor ihrer Mutter näht, thut es nicht so aufmerksam, wie sie sonst pflegte; sie vergißt sich und sticht sich in den Finger, die Mutter bemerkt es und stellt fie wegen ihrer Liebe zur Rede. Auch Schön Jolante wird von ihrer Mutter deswegen getadelt. In einem uns nur fragmentarisch erhaltenen Licde beginnt die Mutter gleich« falls die Unterhaltung: „Tochter, lerne nähen und spinne«, aber die Liebe zu Doun muß Du vergessen."

Nach diesen beinahe typischen Eingängen entwickelt sich nun die Handlung, die überall von größter Einfachheit ist, aber nirgend des dichterischen Reizes entbehrt. Meist an's Tragische streifend, führt sie fast immer zu einem versöhnenden Ziele, der glücklichen Vereinigung der Liebenden.

227

Wir wollen diese kleinen Liebesromane etwas näher in's Ange fassen, weil sie für die Anschauungen und Sitten jener Zeit sehr charakteristisch sind.

Schön Jolante, die ihrem Geliebten ein von ihr genähtes Kleid senden will, sieht, während sie einsam ihr Licbessehnen klagt, ihn in's Haus treten. Sie senkt das Haupt und vermag ihm nichts zu sagen. „Stüße Herrin, ihr habt mich vergessen," beginnt er. Da horcht sie auf, lächelt ihm zu, breitet seufzend ihre Arme nach ihm aus und in innigem Umfängen ruht die Liebende an seinem Herzen.

Oriolant sitzt auf hohem Söller und sehnt sich nach ihrem Freunde Hclier, den Neider und Aufpasser fern von ihr halten. Sie klagt sich an, ihn vertrieben und ihrer Liebe entfremdet zu haben, jetzt empfangc sie dafür Vergeltung. Während sie noch klagt, kommt Helier geritten und hört ihre Klage mit frohem Herzen. Sie hebt ihr Antlitz empor, küßt und umarmt ihn und sagt: „Nun mögen die Neider reden, was sie wollen, Helier; wir aber wollen thnn, was uns gefällt."

Schön Aiglentine muß der forschenden Mutter gestehen, daß sie dem tapfern Heinrich sich in Liebe hingeeben. Als nun die Mutter fragt: „Wird dich Heinrich auch zur Frau nehmen?" da antwortet sie: „Ich weiß es nicht, Mutter, ich Hab' ihn nie darum gefragt." „Nun," sagt die Mutter, „Schön Aiglentine, so mache dich auf und sage Heinrich, ich lasse ihn fragen, ob er dich nehmen oder im Stiche lassen wird." Die Tochter geht grabenwegs zu Heinrichs Haus und fragt ihn, worauf er freudig zustimmend antwortet, feine Ritter aufsitzen heißt und die Schöne mit in sein Land nimmt, wo er sie heirathet und zu einer reichen Gräfin macht.

Schön Amelot sehnt sich nach ihrem Freunde Garin, ihre Mutter vernimmt ihr Selbstgespräch: sie will keinen andern als ihn zum Gatten; wenn man ihr einen andern gebe, werde sie sich entweder selbst tödten oder thun, was die Liebe sie thun heiße. Sie fleht zu Gott, ihr den Geliebten zu geben. Da tritt die Mutter ein, setzt sich vor sie hin und bittet sie: „Tochter, nimm einen Gemahl, den Herzog Gerhard oder den Grafen Heinrich." „Mutter," versetzt die Tochter, „ich fürchte mich, einen Mann zu nehmen; es ist ein Handel, den die meisten bereuen, denn wenn er mich nicht liebt, und ich ihn nicht, so werde ich in Schmach und Schmerz an seiner Seite leben. Einen Mann nehmen, ist etwas bleibendes, nicht ein Ding, das man läßt, wenn es einen gereut; man muß ihn behalten, mag es einem nachher lieb oder leid sein!" „Aber der Vater will es," sagt die Mutter. Da sinkt das Mädchen in Ohnmacht, die Mutter, von Mitleid ergriffen, küßt sie weinend und spricht ihr Trost ein: „Tochter, sei nur wieder froh, du liebst Garin, du sollst ihn zum Gatten haben," Und so werden die Liebenden verbunden, nachdem auch der Vater Lancelin seine Zustimmung gegeben.

In andern Romanzen ist die Liebende eine vrheirathete Frau. Schön Jsabelle, die Kaiserstochter, ist mit einem ihrer unwürdigen Manne vermählt und klagt darüber. Ihre Kammerfrau fragt sie: warum sie weine? und ob sie überhaupt auf Liebe verzichten wolle. „Ja," sagt Jsabelle, „wüßte ich einen höfischen Ritter, der wegen seiner Tapferkeit gepriesen wäre, den wollt' ich wohl lieben." „O, Herrin, ich weiß einen solchen Ritter, er wird euch lieben, verdrieße es, wen es mag."

Die schöne Jolante wird von ihrer Mutter gescholten. „Mutter, warum scheltet ihr mich? Ist es um Nähen oder um Spinnen, oder ist es, weil ich zu viel schlafe?" „Nicht um Nähen oder um Spinnen, oder weil du zu viel schläfst, aber du sprichst zu viel mit dem Ritter, dem Grafen Mahi, das verdrießt deinen Gatten. Thue es nicht mehr, ich bitte dich darum." Und darauf erwidert die Tochter:

Und schviir' es auch der Gatte incin,
Er und all' die Verwandten sein,
Iind macht' es ihm Verdruß und Pein,
Das Lieben laß' ich drum nicht sein."

Die Königstochter, die im Garten an der Quelle trauert, ruft sehnsüchtig ihren Geliebten Gui; ihr Vater hat sie mit einem Alten verheirathet, der sie in dies Haus eingeschlossen, aus dem sie Morgens und Abends nicht heraus darf. Der Gatte hört ihre Klage, tritt in den Garten, nimmt seinen Gürtel, schlägt sie damit und tritt sie mit Füßen. Dann aber thut es ihm leid, denn er war ihres Baters Vasall gewesen. Als die Schöne sich erbolt hat,

bittet sie Gott, ihr noch vor Abend ihren Liebsten zu senden. Und Gott erhört sie, unter einem laubigen Baume tröstet sie ihr Trauter, wo manche Liebesträne fließt.

Tragisch verläuft die Romanze von Schön Doette, die lesend am Fenster sitzt und deren Geliebter fern in fremden Lande turniert. Da sieht sie an der Treppe des Saales einen Knappen absitzen, sie eilt die Stufen hinab, und hofft gute Märe von ihm zu hören. „Wo ist mein Gatte, den ich so lange nicht gesehen?“ Vor Leid beginnt der Knappe zu weinen, Doette sinkt in Ohnmacht. Als sie wieder zu sich gekommen, fragt sie: „Wo ist mein Herr?“ „Frau, ich kann es euch nicht verhehlen, er ist todt, beim Turnier ward er getödtet!“ „Nun, so will ich ihm zu Liebe das Klostergewand anziehen, kein bunter Pelz wird je mehr meinen Leib bedecken. Eine solche Abtei will ich bauen, wenn Jemand dahin kommt, der die Liebestreue gebrochen, der soll keinen Eingang dort finden.“ Und sie baut ein Kloster, darein sie alle Männer und Frauen ziehen will, die um der Liebe willen Leid zu erdulden wissen.

Man sieht, es ist mit Ausnahme der letzten überall ein Grundthema: der Kampf zwischen der Neigung des Herzens und einer von den Verhältnissen aufgedrungenen Pflicht und Nothwendigkeit. Wenn wir uns vergegenwärtigen, auf wie conventioneller Grundlage in den ritterlichen und fürstlichen Kreisen des Mittelalters die Ehen geschlossen wurden, so wird diese typisch hindurchgehende Auflehnung des Herzens gegen die Verhältnisse uns nicht befremden.

Von besonderem Reize sind zwei dieser Romanzen, die ich daher voll« ständig mitzuthemen mir erlaube. Sie weichen auch im Typus etwas von den andern ab und haben einen besonderen Grad von Alterthümlichkeit und volksmäßiger Schlichtheit. Die erste benenne ich

Schön Jrmcnburg,

Die Zeit ist da der langen Tag' im Mai,
Vom Königshof die Franken kehren heim,
Reinald voran ritt in der ersten Reih'.
Am Haus von Jrmcnburg zieht er vorbei.
Nicht hebt er auf zu ihr die Augen sein.
Ach! Reinald, mein Lieb!

Schön Jrmcnburg hinab durch's Fenster sieht,
Ein bunter Pfccllcl liegt auf ihren Kme'n,
Sie sieht die Franken heim vom Hofc ziehn,
Vorn in der ersten Reih' Reinald, ihr Lieb:
Laut sprach sie da, so wie ihr Herz sie trieb.
Ach! Reinald, mein Lieb!

„Reinald, mein Lieb, erlebt Hab' ich die Zeit,
Zogst Du an meines Vaters Thurm vorbei,
Sprach ich zu Dir nicht, war Dir's Herzeleid."
„Du thatest Unrecht, kaiserliche Maid,
Liebst ein«: Andern, und vergaßest mein."
Ach! Reinald, mein Lieb!

„Reinald, O Herr, freisprechen kann ich mich:
Mit hundert Jungsrau'n schwör' ich's sicherlich,
Mit dreißig Frauen, die beglciten mich:
Nie einen sonst als Dich je liebte ich.
Nimm meine Buße und laß küssen Dich!"
Ach! Reinald, mein Lieb!

Graf Reinald stieg die Stufen rasch hinan,
Blond war sein Haar und kraus und wohlgehan,
Die Schultern breit, die Hüften schlank, ein Mann,
Schön wie auf Erden keiner gleich ihm kam.
Schön Jrmcnburg sah's und hob zu weinen an.
Ach! Reinald, mein Lieb!

Graf Reinald stieg zu ihrem Thurm hinauf:
Ein Ruhbett schön stand da, er saß darauf
Und neben ihm Schön Jrmcnburg, sein Traut.
Da war's mit Leid und allem Sehnen aus:
Von Neuem ging die Liebe ihnen auf.
Ach! Reinald, mein Lieb!

Das zweite Lied ist die Romanze von den zwei Schwestern.

Am Samstag Abend, wenn die Woche scheidet,
Gehn Hand in Hand zum Bad am Quell der Haide
Gaielt' und Oriour, die Schwestern beide.

Nachtwind weht und Zweige rauschen:
Süß ist's, Lieb' um Liebe tauschen.
Vom Nittersviel kehrt Gerhard, der Geselle,

Gaielt' hat er gesehen an der Quelle,

Und sanft umschlungen hat sein Arm sie schnelle,
Nachtwind weht und Zweige rauschen:
Süß ist's, Lieb' um Liebe tauschen,

„Hast Du vom Wasser, Oriour, genommen,
Kehr' heim den Weg zur Stadt, den wir gekommen:
Bei Gerhard bleib' ich, der mein Herz gewonnen,"

Nachtwind weht und Zweige rauschen,
Süß ist's, Lieb' um Liebe tauschen.
Bleich und betrübt geht Oriour von hinnen,

Sie gebt und weint und seufzt im Herzen drinnen,
Weil sie die Schwester nicht mit heim soll bringen.
Nachtwind weht und Zweige rauschen,
Süß ist's, Lieb' um Liebe lauschen.

„Ach, war' ich nie," sprach Oriour, „geboren,
Im Thal Hab' ich die Schwester mein verloren;
Gerhard entführt sie, der sie sich erkoren."

Nachtwind weht und Zweige rauschen,
Süß ist's, Lieb' um Liebe tauschen.
Gaielt' und Gerhard kehren heim von Kannen,
Bis sie in seines Landes Stadt gelangen:
Dort hat er als Gemahlin sie umfassen,

Nachtwind weht und Zweige rauschen,
Süß ist's, Lieb' um Liebe tauschen.

Eine formale Eigentümlichkeit dieser Romanzen wird schon aus den beiden als Proben gegebenen erkennbar sein: es ist der durchgehende Refrain, der am Schluß jeder Strophe wiederholt wird. Derselbe steht fast immer in einer Beziehung zu dem Inhalt des Liedes. An den hier mit. getheilten brauche ich es nicht besonders hervorzuheben; der schöne Refrain namentlich der zweiten Romanze verleiht dem Ganzen etwas sehr Stimmungsvolles. Das Lied von Schön Doette, das einzige, das wirklich einen tragischen Zug hat, hat zum Refrain die Worte „Leid trag' ich darum", wozu dann in den letzten Strophen, wo von der Klostergründung die Rede ist, eine zweite Zeile hinzukommt: „um Dich will Nonn' ich werden in Sanct Paulus Münster'. Wie hier der Refrain, der Hauptperson in den Mund gelegt, deren Empfindung ausdrückt, so in der Romanze von Schön Jsabelle, wo er lautet:

Ach! Freunde mein,

Durch Neider muß ick? fern der Heimath sein.

In der von Schön Jolante, worin dieselbe von ihrer Mutter getadelt wird, heißt er: „Schöne Jolante, ich tadle Dich,“ und nur die Schlußstrophe ändert dies in „Schöne Jolante, wohl fromm' es Dir!“ In zwei andern, in welchen die Liebende ein sehnsüchtiges Lied singt, enthält der Refrain den Grundton desselben, in dem von Schön Jolante:

Wie klingt der Name Liebe hold:
Ach! daß ihr Leid ich fühlen sollt'!

In dem von Schön Amelot:

Garin zum Mann, o Gott, mir gib,
Mein holdes Lieb,

und nachdem sie ihn bekommen, wird der Refrain der Schlußstrophe demgemäß geändert:

Schön Amelot nun hat sie ihn,
Ihr Lieb Garin.

Tic Klage der Liebenden und ihr sehnsüchtiger Ruf bildet auch den Refrain in dem Liede von der unglücklich vermählten Königstochter, dessen erste Strophe ich hier wegen der anmuthigen, darin entworfenen Schilderung vollständig mittheilen will.

In einem Garten sitzt an Vciches Rand,
Tcß Wasser klar und weih der Ufersand,
Das Königslind, die Wange stützt die Hand,
Ten süßen Freund hat seufzend sie genannt.

Und nun der Refrain:

Graf Gui, Geliebter Du!

Ach! Deine Liebe nimmt mir Freud' und Ruh'.

Das Lied von Oriolcmt beginnt:

In 3hränen sitzt Oriolcmt
Und seufzt auf hohem Sollerrand,
Nach Helier sehrend hingewandt.
Ach Liebster, dich hält fern gebannt
Ter Neider und Verleumder Hand.'

Ter Refrain lautet:

Wie langsam Freude kommt gegangen
Für den, der nach ihr trägt Verlangen,

Das Lied von Schön Aye, die einen Ritter in fremdem Lande liebt, hat einen dem entsprechenden Refrain:

Ach! Liebe du im fernen Land,
Du hältst mein Herz gefangen und gebannt.

In zwei andern werden im Refrain die Namen der Liebenden genannt. Neide sind leider nur als Fragmente überliefert, scheinen aber, nach diesen zu urtheilen, zu den anmuthigsten gehört zu haben. Das eine entwirft eine hübsche Schilderung des ritterlichen Lebens, in etwas eingehenderer Form, als sie sonst diesen Romanzen eigen ist.

Das schone Osterfest kommt im April,
Es blüht der Wald, die Wiesen sind schon grün,
In ihren Ufern sanft die Wasser zichn,
Die Vöglcin singen früh und spät ihr Lied:
Nicht darf vergessen wer da hat ein Lieb,
Oft soll er kommen und oft grhn zu ihm.
Es lieben sich Aigline und Graf Gui.

Der Refrain dazu lautet:

Gui liebt Aigline und Aigline Gui.

Die zweite Strophe führt nun die Heldin ein.

Dort unterm Schluß — es heißt das Schloß Veaucler —
Da geht es fröhlich jetzt beim Tanzen her.
Zum Reihem kommen Mägdelein daher.
Der Knappe trägt nach Ritterspiel Begehr,
Die Ritler freu'n sich zuzuschau'n gar sehr,
Die Edclfrau'n zur Kurzweil lummen her.
Nicht säumen will auch Schön Aigline mehr:
Schmuck angethlln im Zindcilleide schwer,
Das schleppt zwei Ellen durch die Wiese her.
Gui liebt Aigline und Aigline Gui.

Von dem andern, Aloe und Toon, sind ebenfalls nur die zwei ersten Strophen erhalten.

Mutter und Tochter bei der Arbeit sitzt,
Sie sticken Amseln schön in Gold, das blitzt:
Die Mutter sprach, es war ihr Herz verschmitzt.
Schön Aloe trägt treu' Liebe zu Doon,

Lern' nähen du und spinnen, Tüchterlein,
Und Amseln sticken in das Gold hinein;
Allein die Liebe zu Doon laß sein!

Schön Aide trägt treu' Liebe zu Doon,

Ein drittes, ebenfalls nur Fragment, hat folgenden Anfang:

Schön Doc sitzt im Freien hie,
Unter dem Weißdorn harret sie
Auf ihren Freund, doch der lommt nie.

Und nun der Refrain:

Gott, gebt's noch einen auf der Welt,
Der Doon gleich als Mann und Held!
Nur Doon ist's, der mir gefällt.

Hierauf redet sie den blühenden Weißdorn an:

Wie stehst Du reich und blühend hier,
Mein Lieb wollt' treffen mich bei Dir,
Ach! aber er tommt nicht zu mir.

Die Namen der Dichter sind uns nicht überliefert: wie beim echten Vollsliede verfehwindet die Persönlichkeit des Sängers vollständig. Nur ein einziger Name ist auf uns gekommen: Audefroi (der Name wäre deutsch Altfried) der Bastard. Seine Romanzen bewegen sich im Wesentlichen in dem Stile der etwas älteren volkstümlichen Lieder dieser Art: auch er ^führt Mchön Isabelle, Schön Beatrix, Schön Idoine, Schön Emmelot, einmal auch die wohlgethane (dien laito) Argentine ein; auch bei ihm sind die einleitenden Schilderungen ganz ähnlich. Schön Idoine sitzt unter dem grünenden Olivenbaum in ihres Vaters Garten und klagt und seufzt um ihre Liebe. Schön Beatrix sitzt in goldgeschmückter Kammer und spinnt weinend ihre Fäden. Schön Emmelot weint unter einem Busch auf der grünen Wiese nach Gui. sie hat einen bösen Mann, der sie schlägt und mißhandelt.

Auch hier sind die Motive die gleichen: unglücklich verheirathete Frauen, oder Mädchen, die gegen den Willen der Eltern lieben. Auch hier ist durchgängig der Refrain angewendet, der wie bei den echten Volksromanzen an den Inhalt des Liedes anknüpft. Da heißt es in dem einen, das von Gerhards und Jsabellens Liebe singt: „Und Freud' erwartet Gerhard“, und am Schlüsse, wo er an's Ziel seiner Wünsche gelangt ist: „Und nun hat Gerhard Freude.“ In einem zweiten lautet er:

Ach Gott! wcn Liebesleid und Schmerz getroffen,
Der darf auf nahe Freude hoffen.

In einem dritten:

Mit Süßem ist gewürzt der Schmerz,
Den duldet ein trulichend Hez.

In einem vierten:

Hat eine Frau 'ncn bösen Mann,
Der steht ein traurig Herz wohl an.

Man sieht also, Audefrois hat sich ganz an diesen Volkssängern geschult und wir würden, wenn uns kein Dichtername überliefert wäre, vielleicht auch seine Lieder für wirkliche Volksromanzen zu halten geneigt sein. Allein bei aufmerksamer Beobachtung wird man doch gewisse Unterschiede im Stil wahrnehmen können. Zunächst, rein äußerlich betrachtet, sind seine Romanzen viel umfangreicher. Er wendet ferner den Alexandriner an, während jene älteren in der Form des zehnsilbigen Verses oder in den noch alterthümlicheren Tiraden aus achtsilbigen Versen gedichtet sind. Er läßt mitunter einen und denselben Reim durch alle Strophen hindurchgehen. Endlich ist die ganze Schilderung und Darstellungsweise schon eine kunstreichere, weniger einfache und naive; sie haben nicht das springende, abgerissene der echten Volkslieder, sondern sind fester gefügt und ausgearbeitet. Wir können sie daher nicht als wirkliche Producte volksmäßiger Poesie betrachten, immerhin aber sind sie interessant für die innige Beziehung zwischen Kunst- und Volksdichtung, für die leisen Uebergänge, die von der einen zur anderen Art stattfinden.

Volkslieder von nicht epischem Charakter sind uns aus dem 12. und 13. Jahrhundert nur wenige erhalten. Auch die mehr lyrischen lieben es, an irgend ein episches Motiv anzuknüpfen. So treffen wir in einem ein auch im deutschen Volksliede mehrfach wiederkehrendes Motiv von drei Mädchen, die redend eingeführt werden. Hier sind es drei Schwestern. Das nur dreistrophige anmuthige Liedchen lautet:

An dem Meer drei Schwestern traut
Sinnen laut:

Die Brünette sang, die nette:

Nur ein braunes Lieb sei mein,

Braun bin ich selber,

Braun soll auch mein Liebster sein!

An dem Meer drei Schwestern traut

Singen laut:

Die jüngste drunter rufet munter

Nach Nubin, das, es schallt:

Hast mich entführt aus grünem Wald,

Bring zurück mich bald!

An dem Meer drei Schwestern traut

Singen laut:

Nie allste sprach:

Wer lieben will ein Mägdelein,

Der sei ihm auch fein

Treu darnach!

Ein anderes ebenfalls beliebtes Motiv des Volksliedes aller Völker ist das Hineinziehen der Vögel, namentlich der Nachtigall. Solcher Lieder haben sich mehrere erhalten; in dem einen führt der Dichter sich selbst ein:

In dem Mai, wenn's überall
Grünt und blüht in Berg und Thal,
Hört' ich unterm Busch den Schall
Der vicllirben Nachtigall.

Tralnlall, wie gut

Das doch thut,

Wenn im Grün man schläft und ruht.

Bei dem süßen Gesänge des Vögleins schläft er ein, und als er erwacht, bittet er die Nachtigall, ihm Erhörung von Seiten seiner Geliebten zu verschaffen. Hier greift also die Nachtigall unmittelbar in das Schicksal des Liebenden ein, sie ist nicht bloß Staffage in dem kleinen Landschaftsbilde.

Das andere Nachtigallenlied beginnt: „Wollt ihr, daß ich euch ein hübsches Liebeslied singe? Kein Vane hat es gemacht, sondern ein Ritter unterm Schatten des Ocllmums in den Armen seines Liebchens.“ Und nun wird die Geliebte reizvoll und phantastisch geschildert. Sie hat ein Hemdchen von Leinen und einen weißen Hermelinpelz und ein seidenes Nntergemand, Strümpfe von Wasserlilien und Schuhe von Maibenblüthen; einen Gürtel von Blättern mit goldnen Knöpfen, das Täschchen von Liebe, die herabhängenden Schnüre von Blumen. Sie reitet ans einem Maulthier, von Silber ist der Beschlag, der Sattel vergoldet, hinten auf der Knippe waren drei Rosenstöcke gepflanzt, um ihr Schatten zu machen. So geht sie die Wiese hinab; Ritter begegnen ihr und grüßen sie schön. „Schöne, wo seid ihr geboren?“ „In dem weitgepricsnen Frankreich, bin von hoher Abkunft.“

Nachtigall die ist mein Vater,
Die da singet auf den Zweigen
In dem tiefste» Busche,

Die Sircn' ist meine Mittt«,
Die da singt im snlz'gen Meere.
An dem höchsten Ufer.

Schöne, ihr seid wohl geboren,
Habt ein hoch Geschlecht erkoren
Und ein stattlich Leben.
Wenn's doch Gott gefallen wollte,
Das; ei zum Gemahl euch sollte
Meinem Herzen neben!

Wir stehen hier ganz auf dem Boden einer märchenhaften Poesie, die in ihrem Zaubergarten nach Wirklichkeit nicht fragt. Der springende Ton ist ganz der des echten Volksliedes.

Ein drittes, auch im deutschen Volksgesange beliebtes Motiv ist das von der Nonne, die, wider ihren Willen in's Kloster gesteckt, darin ihr ganzes Leben vertrauern soll. Ein reizendes altfranzösisches Lied der Art ist auf uns gekommen, in einem eigenthümlichen Rhythmus, der aber gerade in volkstümlichen Liedern häufig wiederkehrt: ein Vers aus zwei Hälften von je fünf Silben. Der Tichter führt in der ersten Strophe sich ein. Es ist Mai, die- Blumen blühen, er geht sie zu pflücken auf die Wiese. Da hört er eine süße Stimme neben einem grünen Busche in der Nahe einer Abtei. Nach dieser kurzen Einleitung kommt nun gleich die Klage der Nonne, beginnend mit dem jede Strophe beschließenden Refrain:

Süßes Liebesleid trag' ich tief im Herzen;

Der mich steckt in's Kloster, gebe Gott ihm Schmerzen.

Und dann fährt sie in gleichem Tone fort:

Wer mich Nonn' hieß werden, Unglück seinem Sterne!

Hör», Vesper singen mag ich gar nicht gerne;

Nach dem freien Leben sehn' ich mich zur Ferne.

Ach! wie war' es schön und voll Lust und Scherzen.

Süßes Liebesleid trag' ich tief im Herzen:

Der mich steckt' in's Kloster, gebe Gott ihm Schmerzen.

Sie beschließt, ihrem Geliebten zu entbieten, daß er sie aus der Abtei holen komme. „Dann wollen wir nach Paris gehen und ein frohes Leben führen, denn er ist hübsch und ich bin jung.“ Das Lied schließt demgemäß mit der Strophe:

Als ihr Trauter nun dieses Wort ucrnommen,
Ist in Freud' und Lust ihm das Herz entglommen,
An die Pfort' ist er der Abtei gekommen,
Führt sein holdes Lieb fort zu Lust und Scherzen.

Süßes Liebesleid trag' ich tief im Herzen:

Der mich steckt' in's Kloster, gebe Gott ihm Schmerzen!

Das Thema der unglücklich oder wider ihren Willen verheiratheten Frau, die in der Liebe eines Freundes Trost sucht, spielt auch hier eine Hauptrolle. Der Ton ist freilich hier ein viel leichtfertigerer als in den vollstümlichen Romanzen, in denen eine gewisse Tragik als Grundzug sich

bemerklich macht. Hier tritt vielmehr der kecke Trotz der jungen Frau als charakteristisch hervor. Eines dieser Lieder will ich als Probe mittheilen; es hat den Refrain:

Warum schlägt mich denn mein Mann?
Ich Arme!

und besteht aus folgenden drei Strophen:

Ich that ihm doch keinen Tort,
Sprach zu ihm kein böses Wort,
Nur den Liebsten hielt ich dort

Im Anne!
Warum schlägt mich denn mein Mann?

Ich Arme!

Aber läßt er mich nicht ruhn,
Hemmt mein frohes Leben — nun!
Dann erst recht will ich's ihm thun

Zum Harne!
Warum schlägt mich denn mein Mann?

Ich Arme!

Was ich thuc, das weiß ich:
So räch' ich am besten mich,
Komm, mein Liebster, daß ich dich
Umarme!

Warum schlägt mich denn mein Mann?
Ich Arme!

Von einem andern derartigen Liedchen scheint nur der Anfang erhalten zu sein; es hat den Refrain:

Ja! meinem Mann zum Troche will ich's sagen:
Mein süßes Lieb hält mich in seinem Arm!

Die einzige uns aufbewahrte Strophe lautet:

Ich sagt', als er die Eh' mir angetragen,
Schlug' er mich, oder fühl' ich Mißbehagen,
Es brächt' ihm selbst am meisten Leid und Harm.

Ja! meinem Mann zum Troche will ich's sagen:

Mein süßes Lieb hält mich in seinem Arm.

Daß die Frau von ihrem Manne geschlagen wird, ist ein Zug, den wir schon in den epischen Volksliedern kennen gelernt haben. Und dort sind es ritterliche Verhältnisse, die geschildert werden sollen; wie viel mehr wird in den bürgerlichen Kreisen der Mann seiner Frau das „Er soll dein Herr sein“ eindringlich zu machen gewußt haben.

Heirath ungleichen Standes, ebenfalls ein altparisches Motiv, begegnet auch hier. So in folgendem, offenbar zur Verhöhnung eines bäuerlichen Ehemannes gedichtetes Lied, mit dem Refrain:

Im Herzen trag' ich süßes Leid,
Wer wird mich davon heilen?

Das Lied selbst wird der Frau in den Mund gelegt und lautet:

Wenn auf dem Markt der Bauer geht,

Auf Handel nicht der Mann ihm ficht?

Nur daß er seiner Frau nachspäht,

Daß sie entführe Keiner.

Im Herzen trag' ich süßes Leid,
Wer wird mich davon heilen?

Ach! Bauer, tritt du nur beiseit,

Denn schon dein Athem macht mir Leid;

Ich weiß gewiß, bald kommt die Zeit,

Wo ick) und du uns scheiden.

Im Herzen trag' ich süßes Leid,
Wer mich wird davon heilen?

Tu Nauch, glaubst wohl sicherlich,

Schönheit und Reichthum sei für Dich?

Ter Eitel für dich, mein Lieb für mich,

To laß uns Beide theilen.

Im Herzen trag' ich süßes Leid, Wer wird mich davon heilen? Die uns erhaltenen volkstümlichen Lieder des 12. und 13. Jahrhunderts stellen nur einen kleinen Bruchtheil des Liederschatzes dar, den das französische sang- und lebenslustige Volk jener Tage besessen hat. Eine Perspective auf die größere uns verloren gegangene Fülle eröffnen uns die zahlreichen Refrains, die wir von kunstmäßigen Dichtern in ihren Liedern verwendet finden. Schon eines der erwähnten Liedchen, das von den drei Schwestern, ist seinem Charakter nach nichts als eine Zusammenfügung von drei Liederefrains, von denen je einer den Schwestern als Ausdruck ihrer Empfindungen in den Mund gelegt wird. Diese Refrains sind offenbar alle zu solchen volkstümlichen Liedern gehörig, deren Texte selbst uns verloren gegangen, während die Refrains durch die Verwendung bei andern Dichtern vor dem Untergange bewahrt geblieben sind.

Eine Dichtungsgattung ist es besonders, in der sie mit Vorliebe verwendet werden: die Pastourelle, die das Liebesverhältniß zwischen einem Ritter und einem Bauernmädchen oder einer Hirtin schildert. In den ritterlichen Kreisen entstanden und zur Kurzweil derselben gedichtet, haben die Pastourelle doch, eben weil der Stand, den sie schildern, in das eigentliche Volksleben hineingreift, etwas von volkstümlichem Charakter. Aber nicht in ihnen allein finden wir den Refrain des Volksliedes gebraucht, sondern auch im kunstmäßigen Liebesliede; ferner in erzählenden und spruchartigen Gedichten. So groß war die Lust am Singen, daß man in Gedichte, die gar nicht zum Gesänge bestimmt waren, doch diese muntern Liederlänge einzumischen liebte. Und daß wir es hier mit Fragmenten wirklicher Volkslieder zu thun haben, ergibt sich aus einer bestimmten Thatsache. Derselbe Refrain wird von den verschiedensten Dichtern in ganz verschiedenen Gegenden und zu ganz verschiedenen Zeiten verwendet. Es giebt wohl 500 und mehr solcher Refrains. Da sie, wie wir an dem Beispiel der Volksromane

Nord und Lud. XXI, «i. 16

gesehen haben, sehr häufig den Grundton des ganzen Liedes angeben, sind sie für die Beurtheilung des Charakters des altfranzösischen Volksliedes, auch wo die Texte selber verloren gegangen sind, von Wichtigkeit.

Darum sei es gestattet, eine kleine charakterisirende Auswahl zu liefern, um die in ihnen enthaltenen Motive darzulegen.

Schon an das junge Mädchenherz tönt lockend der Ruf zur Liebe in dem Refrain:

Ertrag' der Liebe süßes Leid,

Schon manche jung're hat's ertragen.

Und an das gesammte weibliche Geschlecht:

Ihr Frauen, liebt, die Zeit entschwindet:

Nicht Lust lennt, wer nicht Lieb' empfindet.

Und so spricht denn das Herz gar bald sein Liebesbedürfniß aus:

Dem Herzen fühl' ich's an,

Das! es ohne Liebe

Nicht lange leben kann.

Nur Liebe verleiht dem Leben Reiz:

Ja! was auch die Leute reden,

Ohne Liebe ist kein Leben.

Den Entschluß zu lieben, kann nichts wankend machen:

Was nicht sagen mag, ich liebe: das steht fest.

Kein Verbot und Gerede macht darin irre:

Wenn ihr die Liebe mir verwehrt,
Beim Himmel, dennoch lieb' ich ihn.

oder in folgendem:

oder noch eines:

endlich folgendes:

Hier hat Liebe mich gefangen,
Süßes Lieb, und festgebannt,
L'icr hat Liebe mich gefangen,
Wo ich halte meine Hand.

Vei meiner Seele,

Der Liebe Leid kenn' ich durch Dich:
Nun wüß' ich gern, ob Lieb' um mich
Auch Dich wohl quäle?

Vhn' Herz bin ich, das hat mein Liebchen,

Ohn' Herz bin ich, sie hat nun zwei. In anderen Refrains spricht sich gleich einfach der Liebe Klage aus. Da sagt die Liebende:

Das; ich mich betrogen seh'

Von dem Liebsten, thut mir weh.
Ein anderer lautet:

Schläfst Du, Liebe, denn?

Antwort doch mir gib!

Ich bin blond und schön,

Und Hab' ach! lein Lieb!
Aehnlich Nagt der Liebende:

Blondes Liebchen, klug und fein,

Lachend roths Miindclcin,

Dein Aug' hat mich uerrnthen.

oder ein anderes:

Ich kann nicht leben ohne Dich:
Wie kannst Du leben ohne mich?
Andere reden von heimlicher Liebe:

Ihren Namen nenn' ich nimmer,
Die ich lieben muß für immer.

Andere von Scheiden und Meiden: auch Trennung und Entfernung schadet der Liebe nicht:

Ich bin, wie selten ich sie sah,

Den Augen fern, dem Herzen nah. Aber daneben macht sich doch auch das leichte französische Blut geltend. Die Verlassene tröstet sich bald:

Hat mein Lieb mich preisgegeben,

Geht es doch Nicht gleich an's Leben. Das in den Volksromanzen so häufige Motiv unglücklicher Ehe begegnet auch hier oft genug. Das Mädchen fürchtet daher, einen Mann zu nehmen:

Will lieber Mädchen bleiben dann,

Als nehmen einen bösen Mann.

oder:

Ein Blumenkranz ist lieber mir,
Als eine schlimme Ehe.

Die Verheirathete klagt, denn sie hat einen Mann, den sie nicht liebt.
Je mehr mein Mann ans Eifersucht mich schlägt,
Je mehr auf Liebe stehn mir die Gedanken.

Ein anderer:

Hat ein Weib 'nen bösen Mann,
Wer tadelt's dann,
Sucht sie zum Ersatz
Sich einen Schatz.

oder ähnlich:

Ich bin schlimm dran mit meinem Mann,
Drum schaff' ich einen Freund mir an.

Da ist es wohl begreiflich, wenn auch seinerseits der Ehemann klagt:
Wer da freit, ade! Fröhlichkeit!

oder:

Ach Gott, zu früh Hab' ich gefreit, Dag ich es that, >var nicht gescheit. Man wird unschwer die Charakterähnlichkeit dieser Refrains und der wenigen uns erhaltenen älteren Volkslieder erotischen Inhalts, und andererseits die Verschiedenheit beider von den alten Volksromanzen herausfühlen. Zwar die Motive bleibeil im wesentlichen die gleichen. Allein so sehr auch in den Romanzen schrankenlose Leidenschaft maßgebend ist, so ist ihre Darstellung doch durchaus rein, keusch und naiv, frei von aller Frivolität, darum ernst, oft tragisch wirkend. In diesen Refrains waltet ein anderer Geist: es ist der einer bürgerlichen Gesellschaft, die durch die Berührung mit einem verfeinerten, innerlich frivolen Ritterleben sich selbst von Frivolität nicht mehr frei gehalten hat. Dennoch ist auch hier noch etwas kindlich unbefangenes, das uns mit der etwas bedenklichen Sinnenrichtung einigermaßen versöhnt. Der Zauber der leichten graziösen Formen, in welche diese Refrains gekleidet sind, und zu denen die nicht minder anmuthigen Melodien sich oft erhalten haben, schmeichelt sich in unser Ohr ein und läßt uns den Inhalt vergessen.

Immerhin find diese Lieder und Liederfragmente für das leichtlebige, sinnlich erregbare Frankreich des Mittelalters sehr charakteristisch. Uni sich die Verschiedenheit eines deutschen und französischen Volksliedes jener Zeiten klar zu machen, brauchen wir nur dasselbe Motiv zu nehmen: das von der Nonne. Ich habe das reizende altfranzösische Lied oben seinem Inhalte nach und ein paar Strophen in Uebersetzung mitgetheilt. Ich will als Pendant die erste Strophe eines altdeutschen Nonnenliedes geben:

O weh meiner jungen Tage,
Meiner sehnsuchtsvollen Klage,
Daß man mich will in ein Kloster zwingen?
Wo ich ach! ja nimmer seh'
Blumen, Laub und grünen Klee,
Und nicht höre kleine Vb'glein singen.
Das ist ein' Roth, mein Freud' ist todt,
Daß man mich will scheiden
Von den lieben Freunden mein,
So sterb' ich in dem Leide.

Auch in den folgenden Strophen gilt ihre Klage nur dem, daß sie kein Kränzlein mehr tragen und nicht mehr beim Tanze fröhlich mit springen soll. Doch will ich nicht verschweigen, daß es auch deutsche Nonnenlieder aus jüngerer Zeit gibt, die ihrem Stil nach sich mehr dem französischen nähern.

Wie in Deutschland die eigentliche Blüthezeit des Volksgesanges das letzte, Jahrhundert des Mittelalters und das erste der Neuzeit ist, so ist es auch in Frankreich der Fall. Die Liedersammlungen des 16. und des angehenden 17. Jahrhunderts enthalten nicht wenige Lieder, die als echte Volkslieder zu bezeichnen sind: aus dem Nachlasse von M. Haupt ist eine reizende Sammlung veröffentlicht worden, die zum Theil aus solchen älteren Quellen, zum Theil aus Sammlungen noch heut gesungener Volkslieder entnommen sind. Dazu ist ganz neuerdings eine handschriftliche Quelle des 17. Jahrhunderts gekommen, welche gegen 30 ganz unbekannt

Volkslieder jener Zeit enthält. Ich habe mit Rücksicht auf die Fülle des Stoffes mich auf die Lieder des 12. und 13. Jahrhunderts beschränkt, und will als Probe der jüngeren Zeit nur ein reizendes Liedchen geben, welches Trennung und Wiedervereinigung zweier Liebenden schildert:

Fern aus fremdem Land kor den Liebsten ich,

Meine Liebe haben wird er sicherlich:

Wird er haben — nein! Denn er hat sie schon?
Mancher hofft darauf, dem wird nie ihr Lohn.
Seine Zeit verliert und es übt Verrath,
Wer sich stellt, als ob er Lieb' im Herzen hat.

Fortgegangen ist mein getreues Lieb,
Nahm mein Ringlcin mit, als er von mir schied,
Meinen Ring und mein silbern Riithclein,
Und all' meine Liebe, die verschlossen drein.
Seine Zeit verliert und es übt Verrath,
Wer sich stellt, als ob er Lieb' im Herzen hat.

Wieder kommen ist mein getreues Lieb,
Und mein Ringelcin bracht' er wieder mit,
Meinen Ring und mein silbern Riithclein,
Und all' meine Liebe die verschlossen drein.
Seine Zeit verliert und es übt Verrath,
Wer sich stellt, als ob er Lieb' im Herzen hat.

Es wäre nicht schwer, allen den aus französischen Liedern entnommenen Zügen entsprechende aus deutschen Volksliedern gegenüberzustellen, wie ich es beispielsweise an dem Nonnenliede gezeigt habe. Auch im deutschen Volksliede des 15. und 16. Jahrhunderts finden wir dieselbe Schalkhaftigkeit, ja Ausgelassenheit wieder; dieselbe Naivetät, die sich nicht davor scheut, die Dinge bei ihrem Namen zu nennen und die pruden Gemüthern anstößig erscheinen mag. Die ernsteren Klänge, die im französischen Volkslied« in der Minderheit sind, gegenüber den heiteren, haben im deutschen Volksliede eine ungleich größere Bedeutung. Der melancholische, oft tief traurige Grundton unserer Bolksballaden sich erinnere beispielsweise an das Lied von den zwei Königskindern) klingt nur selten aus den französischen heraus. Auch das Schwermüthige, Weiche unserer lyrischen Volkslieder mit seiner innigen treu« herzigen Liebesempfindung ist nicht häufig in französischen zu treffen. Im Ganzen ist unser deutsches Volkslied doch wohl gemüthreicher. Der stille Zug zur Trauer, der Texten und Melodien unserer Lieder eigen ist, spricht inniger zum Herzen. Doch hat das französische Volkslied andere Reize, vor allen den einer graziöseren Form; und die Schalkhaftigkeit, auch wo sie die bedenklichsten Dinge streift, beleidigt doch nie, während in deutschen Liedern manchmal bei ähnlichen Stoffen und Gegenständen die Darstellung plump und gemein wird. Eigentlich frivol ist auch das französische Lied nicht, und das unterscheidet es seinem Grundcharakter nach durchaus von den Producten des Cafö-chcintant, die unser Jahrhundert hervorgebracht hat. Der Athem gesunder Natur weht uns aus diesen lieblichen Blüthen des Volksgeistes an, die, mit reinem, unbefangennem Sinn genossen, das Herz erfrischen und erfreuen. Sie schildern das Leben nicht idealisirt, sondern wie es ist und oft in derbem Realismus, der menschlichen Schwächen nicht schonend. Aber wie sie uns ein frohes Lächeln abgewinnen'durch die plastische Wahrheit ihrer Gestalten und Gebilde, so klingt das Volkslied in gleicher Weise auch die tiefsten Saiten unseres Herzens an, wenn es hineingreift in die Menschenseele, und Glück und Leid, Lust und Schmerz des liebenden Herzens fngt in stimmungsvollen Tönen, die ergreifender wirken als das schönste Lied des Kunstdichters, gleich dem kunstlosen Liede der Nachtigall, dos in lauer Sommernacht mit seinen einfachen Klängen tief zum Herzen dringt und lange in unserer Seele nachzittert.

Johannes Brahms.

von

y. Ehrlich.

— Berlin. —

as Jahr 1853 war ein für die neuere Musikgeschichte höchst bedeutsames. Im Herbste kam auf dem Karlsruher Musikfeste unter Liszts Leitung ein großer Theil von Wagners „Lohengrin" zur Aufführung, vor einem verschiedensten Stände?: und Parteien angehörenden Publikum, und von jener Zeit an ward die „Wagnerfrage" aus den Musikerkreisen weit hinaus verbreitet in die anderen. Drei Monate vorher hatte ein 19 jähriger Künstler den ersten Schritt in die Laufbahn gcthan, auf welcher er zu sehr hohen und wohlverdienten Ehren gelangen sollte: Johannes Brahms. Ihm ist das schon von Goethe gepriesene Geschick zu Theil geworden, daß er seine Anlagen und Kräfte harmonisch, ohne Widerstand von außen, entwickeln konnte, daß Mensch und Künstler in ihm gleichen Schritt halten konnte; ihm ist diese Studie gewidmet.

Ansführliche Angaben der einzelnen Lebensereignisse find für unseren Zweck weniger wichtig, wir behalten mehr die künstlerischen Wendepunkte im Auge. Doch um dem „Historischen" zu genügen, sei hier bemerkt, daß Johannes Brahms am 7. Mai 1833 in Altona-Hamburg geboren ist, daß sein Vater Musiker war, daß der Knabe schon frühe bedeutendse Anlagen gezeigt hat und von tüchtigen Lehrern unterrichtet worden ist. Ohne die mindeste Gewähr für die Wahrheit der Behauptung zu übernehmen, wollen wir hier anführen, daß manche mit Hamburger Verhältnissen bekannte Personen uns erzählt haben, Brahms' Vater sei öfters sehr heftig gewesen, heitere Jugend habe der Knabe nicht verlebt, und die verdüsterte Stimmung in manchen Compositionen sei hieraus zu erklären.

Im Frühjahr 1853 kam ein ungarischer Geiger Remönyi (wenn wir nicht irren aus Amerika) nach Hamburg, lernte Brahms keimen; die Beiden zogen auf Kunstreisen aus, und kamen im Juni nach Göttingen. Dort war Joachim anwesend, der als Hospitant die Collegien von Maitz und Ritter besuchte, um Geschichte und Logik kennen zu lernen. Mächtig ergriff ihn die Erscheinung des jungen Künstlers und er schrieb an einen anderen Künstler, mit dem er damals noch viel verkehrte: „Brahms ist ein ganz ausnahmsweiscs Compositionstalent und eine Natur, wie sie nur in der verborgensten Zurückgezogenheit sich in vollster Reine entwickeln konnte; rein wie Demant, weich wie Schnee" u. s. w. Und wenige Tage später: „In seinem Spiele ist ganz das intensive Feuer, jene, ich möchte sagen, fatalistische Energie und Prcicision des Rhythmus, welche den Künstler prophezeien, und seine Compositionen zeigen schon jetzt so viel fertig Bedeutendes, wie ich es bis jetzt noch bei keinem Kunstjünger seines Alters getroffen" u. s. w. Damals hatte Brahms die Sonate «p. 1, die Lieder op. 3, und das Scherzo 09. 4 componirt, die beiden letztgenannten Jugendwerke gehören noch jetzt zu seinen bedeutendsten. Bezeichnend ist es, daß seine Manuscripte den Namen Johannes Kreisler junior trugen, in Erinnerung an E. T. A. Hoffmanns „Capellmeister Johannes Kreisler" und Schumanns „Krcisleriana". Unser Künstler kam mit RemSnyi nach Hannover, von Joachim empfohlen. Durch einen besonderen Zwischenfall ward die Weiterreise der Beiden, anstatt nach Mitteldeutschland, wie ursprünglich beabsichtigt, nach Weimar gelenkt, wo damals Liszt noch in voller Thätigkeit wirkte, als Haupt und maßgebender Leiter der musikalischen Fortschrittspartei. In Weimar fühlte sich RemSnyi so recht in seinem Elemente und gefiel auch sehr, Brahms dagegen mochte weniger behagliche Stimmung fühlen und erzeugen. Bald ging er wieder zu Joachim, und nach einiger Zeit zu Schumann, der in Düsseldorf als Musik-Director lebte. In dem herrlichen Meister, dessen edler Geist so bald von dem schrecklichen Loose der Umnachtung heimgesucht ward, flammten die schönsten Kunsthoffnungen auf, als er den Jüngling, dessen Erscheinung einen idealen Zauber übte, vor sich treten sah. Brahms war damals schwächlig, sein zartes, blasses, von blonden Locken umrahmtes Gesicht zeigte einen so schwärmerischen, dabei doch gesunden, von aller Ziererei und von Einstudirtem fernen Ausdruck, daß Jeder, in dem Geistverständniß lebte, sich von ihm angezogen fühlen mußte. Wie Schumann von den Compositionen und dem Spiele des jungen Mannes bezaubert und begeistert war, dessen gab jener Artikel Zeugniß, den er nach „zehnjährigem Stillschweigen" in der von ihm gegründeten, damals von Brendel geleiteten „Neuen Zeitschrift für Musik" veröffentlichte mit dem Titel „Neue Bahnen", und worin er Johannes Brahms als den von ihm Geahnten, sehnsüchtig Erwarteten bezeichnete, „der den höchsten Ausdruck der Zeit in idealer Weise auszusprechen berufen war, der uns die Meisterschaft nicht in stufenweiser Entfaltung brächte, sondern wie Minerva gleich vollkommen gepanzert aus dem Haupte Kronions spränge".

Von der Wirkung jenes Artikels kann die neue Generation einen Begriff nicht bilden. Tie seither eingetretenen Umwälzungen in allen Verhältnissen haben andere Anschauungsweisen erzeugt. Unsere fchnnellebige Zeit fährt mit Dampf nicht blos auf Eisenbahnen. Was heute gewirkt hat, in acht Tagen ist es überholt. Die Gemüther verlangen immer neue Aufregung. Nur in manchen Kunstregionen ist noch etwas Sinn geblieben für das Bleibende, für das in ewigem Wechsel ewig Unveränderliche — wir werden auf diesen Punkt noch zurückkommen.

Schumanns Artikel fand einen Wiederhall in ganz Deutschland; mit großer Spannung sah man in Leipzig dem Erscheinen von Brahms entgegen. Und Leipzig war damals noch die Stadt, deren Urtheil in musikalischen Dingen als das entscheidendste galt.

Im Jahre 1854, wenn wir nicht sehr irren zuerst in einem Gewandhaus - Concert, dann in einem Quartett-Abende von David und Genossen zeigte sich Brahms dem Leipziger Publikum. Sein ganzes Wesen gewann ihm sofort viele Sympathien; aber unbedingte künstlerische Anerkennung ward ihm vom Publikum nur nach dem Vortrage seines genialen Scherzo («p. 4), und in der Presse nur von den Organen der sogenannten Zukunftsmusiker. Zu diesen ward auch Brahms damals gerechnet; in einem Artikel von O. Jahn über Lohengrin (in den „Grenzboten") ist Brahms neben Berlioz und Richard Wagner genannt, die der edle Mozart-Biograph bekanntlich leidenschaftlich bekämpfte. Nichtsdestoweniger erlangte das Auftreten Brahms' in Leipzig den großen Erfolg, daß mehrere bedeutende Verlegerfirmen feine Werke erwarben und veröffentlichten, daß also der Theil des deutschen musikalischen Publikums, welcher sich für den von Schumann so feurig gepriesenen jungen Künstler interessirte, nunmehr dessen Compositionen kennen lernte. Nur Wenige waren damals so unbedingt für Brahms eingenommen wie Joachim, Schumann und einige Zukunftsmusiker; und wenn wir nicht sehr irren, war Dr. Schubring (Sohn) in Dessau, der unter dem Pseudonym „O ^ 8" für die „Allgem. Musikal. Zeitung" schrieb, auch die neuen Ausgaben mancher Schumann'schr Werke besorgte, der Erste, der entschieden für Brahms eintrat. Nach dem Erscheinen der Magellonen - Lieder und des Deutschen Requiems trat auch der Verfasser dieser Studie in die Reihe der Bewunderer.

Mit dem Auftreten von Brahms inLcipzigwaren fozu sagen dessen Lehrjahre beendet und es begannen die Wander- und Wandlungsjahr. Er reiste viel hin und her, verweilte eine Zeit lang in Detmold als fürstlicher Musikdirector, kam oft noch Köln, ging in die Schweiz zu seinen Freunden, dem Verleger Richter-Biedermann und dem Componisten Kirchner, und nahm 1862 dauernden Aufenthalt in Wien. 1863—64 dirigierte er die Singakademie daselbst, 1872—75 die philharmonischen Concerte; dann entschloß er sich, nurmehr seinen Arbeiten zu leben, ohne irgend welche anderen Nebenzwecke. Inzwischen jedoch nnternahm er öfters Reisen (1868 war er mit Stockhauscn zum ersten Male in Berlin); damals wie jetzt kehrte er nach fedem Ausfluge schnell nach der alten Tonaustadt zurück, wo er sich wohl sehr heimisch fühlt. Tie Wiener betrachten ihn ja als einen der Ihren, und Eduard Hanslick, der Gründer der neuen Musikästhetik, Nniversitätsprofessor und einflußreichster Kritiker, war von jeher sein feurigster Vorkämpfer. Und wie Brahms vor einigen Jahren unwillkürlich Manches von der Wiener Musik in sich aufgenommen hatte, so auch sind in seinen norddeutschen Dialekt wienerische Tonfälle eingeschlichen. Er schafft immer rüstig fort und vorwärts, seine letzten Werke, Nänie («p 82), und das zweite Clavierconcert (op. 83) zeugen von voller Kraft im Ausfluge.

Wenn wir nun von der Bedeutung des Eomonisten für die Kunstgeschichte sprechen, müssen wir von einer Einzelprüfung feiner Werke absehen. Eine solche ist unserer Ueberzeugung nach mir in einem Musitfachblatte möglich und ersprießlich, mit Notenbeispielen, mit Angaben der Hauptmotive, mit genauer Besprechung der Durchführungen, mit Vergleichen und mit Hinweisen auf die Formen, welche deren genaues Verständnis; beim Lefrr voraussetzen. Wir wollen mit diesen Andeutungen keiner anderen Art der Besprechung abweisend gegenüber treten, sondern nur für uns feststellen, daß der ästhetischen und kunsthistorischen Seite der Erscheinung unser Hauptaugenmerk gewidmet ist.

Ter Streit zwischen klassischen und romantischen Kunstgrundsätzen wird so lange dauern, als Kunstwerke erzeugt werden. Daß der Geist gewissen Form-Gesetzen gehorchen soll, die Idee nur in schöner Form erscheinen darf; daß nur dem Schönen ein wirkliches Recht innewohnt, das Häßliche nur als Gegensatz zur Geltung kommen darf; daß die Nichtbefolgung dieser Gesetze zur Zügellosigkeit der Phantasie, zur Auflösung der Form, zum Verderben der Kunst führen muß: das wird auf einer Seite immer und fest behauptet. Andererseits aber hört man ebenso fest und unwandelbar die Aussprüche verkünden: der Geist müsse sich frei bewegen in allen Regionen, alles Existircnde in die Kunst aufnehmen; häßlich und schön sind relative Begriffe, die Formen conventionelle Zufälligkeiten, durch Gewohnheit sanctionirt; der wahre freie Geist gibt sich selbst die richtigen Regeln und Gesetze; ohne freien Flug der Phantasie find große Kunstwerke nicht denkbar; das Wahre muß in der Kunst darzustellen sein, wie es im Leben gesagt wird; was durch Gewohnheit entsteht, muß durch andere Gewohnheiten ersetzt werden können; sonst muß jede wahre Empfindung unterdrückt werden, wenn deren Darstellung irgend welcher hergebrachten Form widerspricht. — In der Musik wird dieser Principienstreit noch viel heftiger und erbitterter geführt, weil der Gedanke und die Form nicht zu trennen sind. Der Grundsatz, daß die Musik an das Wort zu binden, sie ihm einigermaßen unterzuordnen sei, ist auf klassischer wie auf romantischer Seite ausgesprochen worden, von Gervinus, dem die Instrumentalmusik als „Spielmusit" galt, und von Richard Wagner, der für die Musik die Ausdrucksfähigkeit aller Gefühle beansprucht, wenn sie sich mit der Dichtkunst vereinigt. Aber dagegen ist wieder vielfach behauptet worden, daß nur ... die Instrumentalmusik reine Musik sei, weil nur hier die Tonkunst allein und durch sich selbst wirke, ohne jede Beihilfe einer andern, die eigentlich ebenso gut ein Hemmnis; sein kann. Daß in den Wagner'schen Opern die musikalischen Grenzen weit überschritten sind, trotz aller „Unterordnung", ist ebenso wenig zu leugnen, als daß diese kolossalen Erscheinungen mit ein paar klassischen Phrasen durchaus nicht aus der Kunstgeschichte herauszubringen sind. Was ist denn eigentlich klassisch in der Musik, was romantisch? Vielleicht konnte man sagen: die Romantik

unterscheidet sich von den klassischen Werken dadurch, daß in diesen die Einbildungskraft und die Bildungskraft, die Erfindung und die Ausführung gleichen Schritt halten, während in größeren Werken der Romantik mehr Ideen als Styl, mehr glückliche Einfälle, als kräftige Durchführung der Gedanken, mehr ein Auf- und Abwogen der Empfindungen, als ein Festhalten der Stimmungen sich kundgiebt. Das könnte Alles noch viel schöner gesagt werden, als wir es vermögen, aber damit wird noch kein Ton erzeugt, nicht das kleinste Blümchen aus der Erde gelockt — wir wollen das kräftiger bezeichnende Sprichwort nicht anwenden.

Aus solchem Labyrinth der Redensarten kann uns nur die Hand der Erfahrung, das Studium der Meisterwerke, die Erkenntnis; dessen, was in ihnen nachhaltig wirkt, führen. Und aus dieser Erkenntnis; lassen sich die Kunstgesetze herleiten und einigermaßen feststellen. Allerdings wird noch bei jeder Kunstwirkung Etwas bleiben, das sich nicht herleiten und nicht feststellen läßt. Was unser Gemüth bewegt, was in die Seele dringt, warum es so und nicht anders wirkt, darüber vermag kein Psychologe Auskunft zu geben. Wir kennen alle Vorbedingungen des Lebens, aber das Wesen selbst bleibt ewig verborgen. Die Wirkung der Musik entsteht aus einem nicht zu analysirenden Gemische von Melodie, Harmonik, Rhythmus, Steigerungen der Gegensätze. Bald wirkt eine Reihe von Tönen sinnlich angenehm auf unser Ohr und fast willenlos überlassen wir uns dem Eindrucke dieser angenehmen Reihenfolge von Tönen, die wir Melodie nennen; bald sind es wieder Zusammenklänge mehrerer Töne, Accorde, Harmonieen, die unsern Geist erfüllen, ihn: hohe Befriedigung bereiten; bald sind es wieder nur die eigenthümlichen Bewegungen der Tonfolgen, die Rhythmen, die ohne andere Mitwirkung einen besondern Zauber ausüben; dann sind' es wieder Tonfärbungen, welche uns aufregen. Dann kommen thematische Durchführungen: derselbe musikalische Gedanke erscheint in den verschiedenartigsten Stärkegraden und Stimmungsverhältnissen und Formen, bald schwach oder stark, bald dur oder moll, bald oben oder unten, dann im Wechsel der Stimmen, bald ertönen gar mehrere Themata zu gleicher Zeit und wühlen all' unser Empfinden aus, wie in Beethoven'schen Symphonien. So finden wir denn, wie in der Musik eine Masse von Urkräften walten, mannigfaltigster Art, aber alle rein musikalischer Natur ohne andere Beimischung. Und so finden wir dann die Analogien, indem wir von erhabener, großartiger, leidenschaftlicher, beruhigender, ausdrucksvoller, empfindungsreicher, lebhafter, trauriger, angenehmer, pikanter Musik sprechen und jeder Gattung ihr gebührendes Recht zukommen lassen. Diese Art der Beurtheilung ist allerdings die „eklektische“, die von vielen Moralisten verabscheut wird, am meisten von den Musikgelehrten, welche die Welt im Schlafrocke vom Fenster ihrer Studirstube aus beurtheilen, und von jenen Musikern, bei welchen die tugendhaften Absichten das Können ersehen müssen. Wir aber bekennen uns offen zu dieser perhurencirten Anschauung, eingedenk der Aussprüche einiger Leute, die etwas von der Sache verstanden haben und denen selbst die Hauptmoralisten hochkünstlerisches Wirken nicht bestreiten können: Lessing, Jean Paul, Goethe. Ter Erste sagt: „Man hat keinen Geschmack, wenn man nur einen einseitigen hat, aber er ist oft desto partiischer. Der wahre Geschmack ist der allgemeine, der sich über Schönheiten jeder Art verbreitet, aber von keiner mehr Vergnügen oder Entzücken erwartet, als sie gewähren kann.“ In Jean Pauls Vorschule der Aesthetik findet sich das vortreffliche Wort: „Aesthetische Eklektiker sind in dem Grade gute, in welchem philosophische schlecht sind.“ Und Goethe sprach den vollwichtigen Satz: „In New-York sind neunzig verschiedene christliche Confessionen, von welchen jede auf ihre Art Gott und den Herrn bekennt, ohne weiter an einander irre zu werden. — In jeder Forschung müssen wir es so weit bringen; denn was will das heißen, daß Jeder von Liberalität spricht und den Andern hindern will, in seiner Art zu denken und sich auszusprechen?“ — Und so gehen wir denn mit gutem eklektisch-ästhetischem Gewissen an die Beurtheilung der Geisteswerte Eines, der den höchsten Anforderungen wohl Genüge leistet.

Wir finden in Brahms jene „Urkräfte“ in hohem Grade walten. Schon in den ersten Weiten zeigt sich hervorragende Begabung für eigenthümliche und kräftige Rhythmik, für charakteristische harmonische Wendungen. Die ersten Sonaten, besonders das Op. 5, das Scherzo op. 4, und die Ballade op. 10 geben reiches Zeugniß für diese Begabung, und obwohl nicht zu leugnen ist, daß diese ersten Compositionen in Schumann'scher Richtung schreiten, so tonnen sie doch durchaus nicht als Nachahmung bezeichnet werden. Vielmehr ist die Selbstständigkeit der Form zu bewundern, die schon in op. 5 zu Tage tritt. Ebenso bekundete sich gleich in den ersten Liedern Brahms', op. 3 und 6, ein hochbedeutendes Talent für charakteristische Melodien, wie sie nur aus dem ungetriebenen Vorn der Erfindung hervorquellen.

Unmittelbar vor und in der ersten Zeit des Wiener Aufenthaltes wirkten im Zählenden Geiste des Künstlers zwei entgegengesetzte Elemente, Wienerisch - Schubertisch - Gemüthliches und Norddeutsches - Grübelndes-Verdüstertes. Jene eigenthümlichen Wendungen der österreichischen Weisen, wie sie aus Schuberts Instrumentalwerke so oft widerklingen, und aus ihm wieder zurückwirkten auf das ganze Wienerische Walzer- und Liederwesen, ließen auch Brahms nicht unberührt. In schönster Weise geklärt fanden sie sich in seinen vierhändigen Walzern und in den vierstimmigen Liebeshedern, auch in manchen einzelnen Liedern. Merkwürdig erscheint es, wie schon im ersten ganz herrlichen Sextett (L-clur), «s. 18, das entschieden vor der Wiener Zeit entstanden ist, der Schubert'sche Einfluß; verklärt sich zeigt. Die so liebenswürdigen ?i2?.i«ü»Schlußakte des ersten Satzes sind der veredelte Schubert-Ländler, das entzückende Thema des letzten Satzes ist ganz und dabei sehr vornehm Wienerisch. Als Brahms einige Zeit in der alten Kaiserstadt gelebt hatte, ward er auch von den ungarischen Weisen, deren bald tief düsteren, oder leidenschaftlich bewegten, oder ausgelassen lustigen Melodien, und so eigenthümlichen, nirgends anders wiederzufindenden Rhythmen angeregt. Sind diese doch in manchen Beethoven'schen und Schubert'schen Themen wiederzufinden; die Mittelsätze in den Finalen der Eroica und der siebenten Symphonie, das Schlußthema der ?>m«U»Sonate (fälschlich „aizpassionaw“ genannt), eine Masse Themen in Schuberts Streichquartetten und Symphonien sind ganz ungarisch; warum sollte nicht Brahms auch den kleidsamen Dolman umhängen, den Kalpcik aussetzen, hohe Stiefel anziehen, mit den Sporen klirren, — in all«AmMi-a, in dem Liede „Sieh das edle Bildnis;“ und im Finale seines prächtigen Violinconcerts? Tie von ihm vierhändig gesetzten Ungarischen Tänze sind vortreffliche Übertragungen. Wenn nur die zahllosen Nachahmungen einmal ein Ende nähmen!

Das zweite Element, das Grübeln und die Dürsterkeit, von der wir gesprochen, bekundet sich in manchen Instrumentalwerken durch Abspringen von einem Gedanken zum andern, bevor der erste organisch entwickelt war, durch Anwenden besonderer harmonischer Formationen und Wendungen. Verschiebung der Rhythmen, Unterbrechung des Taktmaßes, Synkopiren, Gefallen am Herben, Unvermittelten und Verwirrung der Hauptthemen. Wir sagen Verwirrung, nicht Verworrenheit, diese ist ein Zeichen von Schwäche, jene ist mit Kraft im Uebermaß der Gedanken wohl vereinbar, wie bei Brahms. Wir können uns mit Einzelangaben nicht aufhalten, weil, wie schon einmal angedeutet, nur Notenbeispiele gründliche Darlegung bieten, — der Leser muß uns eben donam tielem zuerkennen. Andererseits dürfen wir diese Eigenthümlichkeit des so hochbedeutenden Tondichters nicht verschweigen. So wie wir uns rühmten, zu den Ersten gehört zu haben, welche feinen Preis verkündeten, so wollen wir auch die Unabhängigkeit unseres Urtheils wahren und darauf hinweisen, daß wir jenes Grübeln immer als einen Uebergang zu Höherem bezeichnet haben. Und seine neuesten Compositionen haben uns ja vollkommen Recht gegeben!

Denjenigen aber, welche jedes Werk des Componisten aus der Periode 1874 bis 1880 durchaus als einen neuen Fortschritt betrachtet wissen wollen, möchten wir doch zu bedenken geben: Sind Beethovens Werke alle gleich hochstehend? Ist vielleicht „Die Schlacht bei Vittoria“, „der glorreiche Augenblick“, die „?i»-äui--Sonate“ mit den andern Werken vergleichbar? Sind nicht selbst von den letzten sechs Quartetten die in Ls-clur und 1^llur (abgesehen von dem wunderbaren Adagio und dem originellen Scherzo des letzteren) weniger mächtig in Anlage und Ausführung als die in Ois-moU und L,-inoU? Oder will Jemand die letzte L-clni-Quartett-Fuge mit der in Oäur vergleichen? Und warum soll Brahms nicht auch Manches geschrieben haben, das schwächer ist, als das erste Sextett, als das herrliche Trio für Clavier, Horn und Violine, die prächtige Sonate für Clavier und Violine, das Violinconcert, die Tragische Ouvertüre, die kleine Serenade, das zweite Clavierconcert, als seine Variationen, Magellonen-Lieder, sein Deutsches Requiem, fein Triumphlied, ^Schicksalslied, seine Nänie? Von diesen letztgenannten großen Chorwerken wollen wir sprechen, weil in ihnen des Künstlers Genialität, feine Formkraft und Eigenart am glänzendsten hervortritt. In ihnen wird auch der strengste Richter nichts von der Herbe, dem Gesuchten, Anempfindenen finden, das hier und da den Instrumentalwerken anhaftet. In jenen Werken hat Brahms Schumanns Prophezeiung erfüllt: er hat in der That „Neue Bahnen“ geschaffen.

Das Deutsche Requiem ist nach unserer Ueberzeugung die bedeutendste religiöse Musik, die seit der großen Zliss» Beethovens geschaffen worden ist, und nur Kiels zweites Requiem kann mit ihm genannt werden. Melodik, Harmonik und die ganze Durchführung erzeugen und festigen die Stimmung, welche der Text angiebt, in einem ungemeinen Maße. Selbst Mendelssohns Oratorien haben in uns diese Wirkung nicht erzeugt. Wenn auch im Elias der Chor „Und der Herr ging vorüber“, dem Höchsten aller Zeiten gleichzustellen ist. so läßt sich dagegen von manchen Arien behaupten, daß sie dem Vorwurfe des Textes nicht ganz entsprechen, der Eindruck des Ganzen ist kein durchaus einheitlicher, es bleibt Manches zurück, das wir nicht einzufügen vermögen in die religiöse Stimmung. Aber im Deutschen Requiem ist Nichts, das nicht zum Ganzen paßt; es ist ein Bau, bei dem die Prüfung der einzelnen Theile den Eindruck des Gesammten nur verstärkt. Die Melodie und deren Durchführung ist in manchen Nummern geradezu überwältigend, wie z. B. die Stelle: „Sich ich sage Euch ein Geheimnis;“, der Eintritt des Gesanges: „Denn alles Fleisch ist wie Gras“. Die Meisterschaft in der Behandlung der schwierigsten Form ist bewundernswerth, und nur Kiel (der nach unserer Ueberzeugung lange nicht genug gewürdigte) steht hier neben ihm. In der Harmonik aber und in den Tonfärbungen ist Alles Brahms' „Eigen“. Auch das Triumphlied für achtstimmigen Chor giebt auf jeder Seite Zeugnis; für die hohe Meisterschaft. Aber das Schicksalslied ist als ein gradezu einzig dastehendes Werk zu bezeichnen. Hier sind Stimmungen wiedergegeben, die bei erster Prüfung des Textes als der Musit^ fast unzugänglich erscheinen dürften. Das Preisen der „Himmlichen“, die „schicksalslos wie der schlafende Säugling athmen“, die Klage über das Geschick der leidenden Menschen, die „blindlings von einer Stunde zur anderen fallen, „wie Wasser von Klippe zu Klippe“ geworfen, jahrelang ins Ungewisse hinab“, sind weniger Stimmungen, als Betrachtungen, wie sie dem Dichter wohl gelingen, dem

Musiker wenig Anregung der Ton-Phantasie bieten[^]). Und wie hat Prahm? diesen Text aufgefaßt und componirt! Wir können, unserem Grundsätze getreu, hier nicht eine Beschreibung von Tonschönhcitcn versuchen unb nur sagen, daß in den ersten Strophen eine wahre Pracht ganz eigenthiimlicher, stimmungsvoller Klangwirkungen sich entfaltet, und daß die Steigerung von den Worten: „Uns ist gegeben, auf keiner Statte zu ruhen,“ bis dann immer wieder und wieder die Klage verhallend tönt, „Ins Ungewisse“, für uns zu den höchsten Schöpfungen der Tonkunst gehört. Auch die in neuester Zeit veröffentlichte „Mnie“ auf Schillers Worte, die wir nur nach dem Clavierauszuge kennen und noch nicht gehört haben, giebt Zeugniß, wie Brahms auf seinen „Neuen Bahnen“ immer weiter fortschreitet.

Ueberall ist er jetzt hochgeehrt, die Besten schaaren sich um ihn. verkünden seinen Ruhm; die Chorwerke sind so zu sagen geistiges Eigenthum der Nation geworden; den Instrumentalwrerken hat der geniale Dirigent der Meininger Hofcapelle und Pianist Hans von Vülow weiteste Verbreitung erreicht, indem er an der Spitze seines Orchesters in vielen Städten „BrahmsEoncerte“, vortreffliche Aufführungen, veranstaltete und zu gleicher Zeit auch die meisten Elavierwerke des Meisters zu Gehör brachte.

Sollen wir nun unsere Meinung über die kunsthistorische Bedeutung Brahms' aussprechen, so müssen wir etwas weit zurückgreifen, zuerst nach allgemeinen Lebens« und Kunstanschauungen. Uns erscheint nur der Fortschritt in der ilunst als der wahre, weil unwandelbare, immer thatsächlich vorhandene, hier erfreut uns auch der kleinste, weil er sicher ist. Im Leben, d. h. in der Geschichte der Menschheit, dünkt uns auch der größte Fortschritt nicht der Opfer werth, die er gekostet. Was heute — 234 Jahre nach dem Westphalischen Frieden — Glaubensfreiheit, Duldung, Humanität genannt wird, erscheint uns als eine recht ärmliche Entschädigung für all den Jammer, für die Millionen Menschen, die vom Erdboden vertilgten Ortschaften, welche der Erreichung jenes „Fortschrittes“ geopfert werden mußten. Nie Parteileidenschaften treten heute in dem „gebildeten Zeitalter“, nicht mit geringerer Gehässigkeit auf, als in dem dunkelsten, und nur die größere Verbreitung der materiellen Interessen verhindert die Ausführung der bösen Absichten, die bei dem Streite über ideelle Fragen oft genug hervorbrechen. Oder wollte irgend Jemand behaupten, daß die heutigen Streitschriften und Reden in Religion, Philosophie und Politik einen Fortschritt gegen frühere Zeiten bezeugen, d. h. eine wohlwollendere Gesinnung von Mensch zu Menschen? Wie viel Ncbenhebel, wie viel List und Gewalt müssen mitwirken, wenn überhaupt etwas Gutes zu Stande kommen soll! Wer will die Motive der Thaten erkennen und darlegen? Das ist unsere Anschauung.

Wie anders in der Kuust! Hier giebt es nichts Verstecktes, keine NebenUrsache! In voller Herrlichkeit offenbart sich das Schöne, das Gute, es ist da um seiner selbst willen! der Abglanz der höchsten Ideen! Nie Kunst ist Verklärerin des Lebens, Versöhnerin mit der Tagesmisere, Erheberin! Was sie uns schenkt, wird immer schöner. Während alle andern Schöpfungen von den Nachkommen mißverstanden, mißbraucht, verzerrt, durch niedere Interessen herabgewürdigt werden, strahlt das Kunstweil immer herrlicher, reiner, ein Zufluchtstempel vor dem Getreibe des Tages und dessen Motiven! Denn die auf heidnischer und christlicher Literatur beruhende Bildung des 10. und beginnenden II. Jahrhunderts beschränkte sich auf die Geistlichkeit und den Hof, an dem indeß jene verständnißvolle und zielbewußte Liebe für die deutsche Sprache längst erloschen war, welche ihr einst Karl der Große entgegen gebracht hatte.

*) Nur Schubert hat einen ähnlichen Etosf mit seinem Genie erfocht: Goethe-' Grenzen der Menschheit. Wir haben das Lied noch niemals singen hören!

Jeder Künstler ist der Trager der Zeitideen, der hohen wie der niederen. Ter Geist des großen Künstlers entwickelt diese Ideen zu großen Kunstwerken, die für die Nachwelt bleiben, der unbedeutendere schafft Tagesbedarf; tausend kleine, dem gewöhnlichen Auge verborgene Quellen rieseln durch das Geistesleben der Nation, sammeln sich im tiefen Bette zum Strome, wahrend sie im flachen versanden, oder ein Fließcheu bilden, das in den großen fällt. Es ist bedeutsam, daß der allgemeine Sprachgebrauch kein besseres, bezeichnenderes Wort fand, als Zeitströmuug. Im Kunstleben unserer Zeit herrschen zwei verschiedenartigste Strömungen vor: die Eine betrachtet [^])lIs Leben selbst als den Hauptgegenstand der Tarstellung, kommt über die Widersprüche, die es bietet, nicht hinaus, schwankt von der unmöglichen Askese, von der für die Kunst völlig unfruchtbaren Entsagung zur „Bejahung des Willens“, zur Entfesselung aller Leidenschaften, zur sogenannten „Wahrheit“ der Menschennatur, zum Aufgeben des Kampfes, weil er ja nicht zum sicheren Siege führt, zur Hoffnungslosigkeit, findet die Befreiung des Menschen in der Selbstvernichtung durch das verzehrende Feuer der Leidenschaft. Diese Zeitidee spiegelt sich in den Werken Wagners wieder, der sie mit seinem großmächtigen Genie zu erstaunlichen Kunstwerken verwandte -- von den Nachahmungen wollen wir schweigen. Eine andere Strömung sucht aus dem nicht zu vermeidenden Widerspruch des Wollens und Handelns, der sittlichen Ideen und der täglichen Notwendigkeiten, eine Zuflucht in der läuternden Kunst, in der zuversichtlichen Hoffnung, daß dieses Leben nicht Anfang und Ende alles Seins ist, nnd in dem Streben, dieser Hoffnung künstlerischen Ausdruck zu verleihen. Nur sehr Wenigen ist es vergönnt, solch? Anschauungen rein zu bewahren und in ihren Werken kundzngeben. Der edle Fr. Kiel hat sich ganz auf den Boden des positiven Glaubens gestellt und rein kirchliche Meisterwerke geschaffen. Aber jenes ideale Sehnen, jenes Erheben über alles Irdische, jener unendliche, an keine bestimmte Form gebundene göttliche Glaube, jene Versöhnung mit dem Leben durch die Kunst fand ihren edelsten Vertreter in Johannes Vrahms.

Die Verfälschung der deutschen Sprache.

von

Johann trlle.

— Prag. —

ie deutschen Stämme hatten in der Zeit, in der sie mit den

Römern bekannt wurden, bereits einen gewissen, wenn auch nicht

hohen Culturzustand erreicht. Inimer mehr aber wurde deutsche

Sitte von der alles beherrschenden und durchdringenden römischen

Cultur durchdrungen und verdrängt.

Auch die deutsche Sprache wich im Westen vor den römischen Volksmundarten zurück. Ob sie aber von denselben mich beeinflußt wurde, läßt sich höchstens vermuthen. Nachzuweisen dagegen ist, daß in dem fränkischen Reiche der Merovingcr das Romanische und Deutsche gegenseitigen Einfluß ausübten.

Im romanischen Westen aber, sowie in dem damit social und politisch verbundenen deutschen Osten galt das Lateinische als Sprache des Staates wie der Kirche. Und ans dieser Kirchen- uud Staatssprache wurden allmählich zugleich mit fremden Begriffen auch fremde Wörter in die deutsche Volkssprache eingeführt; z. V. schreiben (scridere), dichten (äiowrs), Schule (gcliola) Kloster (olau8wuill), Mönch (nwnaoluis) u. s. w. Sie wurden hiebei den deutschen Lautgesetzen unterworfen uud durch Umformung deutschen Wörtern so ähnlich gemacht, daß sie wie deutsche Wörter klangen. „Armbrust“ hängt weder mit Arm noch mit Brust zusammen, wurde aber in dieser Umformung aus aicnvlüizta scheinbar wieder verstanden. Wie kleinlich erscheint gegen solch energisches Walten des nichts Fremdes duldenden Sprachgeistes das von patriotischem Verständnis; zeugende Bemühen gelehrter Mönche, lateinische Kunstausdrücke, Namen des Mythus und der Sage deutsch nachzubilden. Es sind diese sachkundig geschaffenen Wörter aber auch ebensowenig in das deutsche Volk gedrungen, wie die Begriffe, die sie zu verdeutschen suchten.

Unter Otto I. begann sogar bereits wieder durch Vermittelung seiner zweiten Gemahlin Adelheid von Burgund französische Gewohnheit in das Hofleben einzudringen, das unter Otto H. und Otto III., der erste der Gemahl, der zweite der Sohn der byzantinischen Prinzessin Theophano, lateinischen und griechischen Geist athmete. Die Salier förderten, wie es scheint, deutsche Literatur ebenso wenig wie die Ludolfinger. Aber es lasen wenigstens noch deren Frauen auch deutsche Bücher. Die Gemahlin des >sächsischen Lothar dagegen interessirte sich nur mehr für französische Erzählungen, welche, dem Geist der Kreuzzüge nahestehend, den Blick auf den Orient lenkten und den Glaubenseifer verherrlichten. Auf Wunsch ihrer Tochter Gertrud ließ deren Gemahl Heinrich der Stolze, ein Sohn jenes Wels von Baiern, dem dessen Führung sich 1101 auf die Nachricht von der Eroberung Palästinas ein ueues Kreuzhcer in Bewegung gesetzt hatte, bereits um 1130 ein solches episches Gedicht von einem Geistlichen ins Deutsche übersetzen. Die Theilnahme für derartige Uebersetzungen steigerte und verallgemeinerte sich, als auf dem zweiten Kreuzzug — an dem ersten hatten sich nur wenige Deutsche betheiligt — die deutsche Ritterschaft in ausgedehnterer Weise mit der französischen in persönliche Berührung kam. Jetzt lernten sie auch den französischen Liebesverkehr direct kennen. In der nachmaligen Königin von England Eleonore von Poitou, von welcher deutsche Spielleute noch im 13. Jahrhundert zu singen wußten, hatten sie sogar ein hervorragendes Beispiel desselben vor Augen. Staunend bewunderten die deutschen Ritter, die ob ihrer Ungeschicklichkeit in ritterlichen Dingen so manchen Tadel hinnehmen mußten, den Glanz des in der Zwischenzeit zu einem System ausgebildeten französischen Ritterthums. Begeistert nahmen sie Bezeichnungen herüber, welche in Frankreich geschaffen worden waren, denn zu Uebertragungen derselben hatten sie bei der Unmittelbarkeit und der frischen Freude, mit welcher sie bis dahin ungekannte Einrichtungen einführten, weder Zeit noch Veranlassung. Auch war die Zahl der aufgenommenen französischen Wörter bis in die neunziger Jahre des 12. Jahrhunderts meist auf Kunstausdrücke des neu entstandenen Kampfwesens beschränkt. Am Anfang des 13. Jahrhunderts werden schon Begriffe der Jagd, der Schifffahrt, des Handels, der Wohnung und Kleidung mit französischen Ausdrücken bezeichnet. Selbst da verschmähten deutsche Dichter in genialer Willkür und aus Vorliebe für das französische die fremden Worte nicht, wo ihnen deutsche zu Gebote standen. Ja sie legen ihren Helden und Heldinnen sogar vollständige französische Redensarten in den Mund.

So weit ist in kurzer Zeit die Verwälschung der Schrift- und Umgangssprache der im Staat und in der Gesellschaft tonangebenden Kreise

Nord und Süd,, xxi, «s 17

gediehen, aus der einzelne fremde Wörter bald auch in die Sprache des Volkes vordrangen. Niemand enthielt sich dieser Sprachmengerei, zu der wesentlich beitrug, daß des deutschen Ritters Lyrik in französischer Schule großgewachsen und daß seine Epik vom Anfange an Uebersetzungskunst war. Das Empfangene selbstständig zu gestalten, ihm einen tieferen Sinn zu verleihen, ist nur etlichen hervorragenden Geistern gelungen. Aber auch für ihre mit Recht bewunderten Werke erkaltete allmählich die Begeisterung.

Einst hatten Kaiser und König gedichtet; jetzt klagen die Sänger offen über Mangel an Theilnahmç und Unterstützung, die ihnen früher in so reichem Maße zu Theil geworden waren. Selbst die Reichsten konnten aber nicht mehr allen geben, seit sich die Zahl der Dichter in demselben Grade vermehr te, in dem die Prosa sank, und die Aermeren mußten die Poeten ab« weisen, da sie um so anspruchsvoller wurden, je schlechter sie waren. So auch der äußeren sorgsamen Pflege, durch welche diese fremde Blume allein gedeihen konnte, beraubt, verklang die ritterliche Poesie im 14. Jahrhundert und mit ihr auch die gemeinsame Schrift- und Umgangssprache der höheren Gesellschaft, die sich unter günstigen äußeren Verhältnissen durch sie entwickelt hatte. Selbst die Liebhaber dieser wesentlich aristokratischen Dichtung starben in dem vorwiegend bürgerlichen 15. Jahrhundert aus. In derselben Zeit aber, in der die höfischen Epen untergingen, erstanden sie zu neuem Leben. In allgemein verständliche Prosa umgeschrieben und zugleich dem veränderten Geschmack angepaßt, errangen sie zunächst an den Höfen den früheren Beifall wieder. Und namentlich waren es abermals die zum Theil in der Fremde gebildeten Frauen, welche für diese aus Frankreich eingebürgerten Prosaauflösungen alter Rittergedichte sowie für Übersetzungen französischer Ritterromanc schwärmten und die alten Mären direct und indirect neuerdings verbreiteten. Eleonora von Oesterreich übersetzte den französischen Roman »Pontus und Sidonia“, Mathilde von Oesterreich sammelte mit gleicher Vorliebe die alten dichterischen und die neuen prosaischen’Romane; nicht minder interessirte sie sich für die italienische Literatur. Für Albrecht III. und seine Gemahlin Anna von Braunschwig wurden die Alexandergedichte in Prosa erzählt. Einer besonderen Beliebtheit erfreuten sich aber, wie einst im 13. Jahrhundert, die Erzählungen aus dem britischen Sagenkreis. In zahlreichen Bearbeitungen liefen ferner außer fabelhaften Neisebeschreibungen die verwilderten Basallensagen um, welche sich um Karl gruppiert hatten. Soll ich an das Volksbuch von den vier Haimonskindern erinnern? Das blühende Ritterthum hat bei seiner Liebe stets den Stand berücksichtigt, das gesunkene setzte sich bei seinen Neigungen über den Stand hinweg. .Wer denkt nicht an die schöne Baderstochter Agnes Bernauer und den bairischen Herzog Albrecht III.? Und die Schilderung solcher Liebschaften und Ehen Unebenbürtiger wurde bald eine Lieblingslectüre nicht blos des Adels, sondern auch des Volkes, welches überhaupt an dem Einführen von Personen niederer Herkunft in die Ritterromane lebhaftes Gefallen fand. Durch diese Lectürc drangen aber neben italienischen namentlich wieder französische Wörter in solch ausgedehnter Weise in die deutsche Sprache, daß Niklas von Wyle um 1475 mit Recht über die immer mehr einreißende Verwälschung Klage führen konnte. Gleichwohl finden sich auch bei ihm, der zuerst der Sprachmengerei gedenkt, nicht blos alteingelebte Fremdwörter, ohne die schon keine deutsche Rede mehr möglich war, sondern auch neue. Es konnte sich eben damals auch in der Sprache Niemand mehr dem fremden Einfluß ganz entziehen. Allseitig und tiefgreifend waren die Umwandlungen, die gegen Ende des Mittelalters nicht bloß in der Gesinnung und Denkweise, sondern auch in den socialen Zuständen, in Handel und Gewerben, in Künsten und Wissenschaften zum Durchbruch kamen. Die Morgenröthe einer neuen, auf der klassischen Literatur aufgebauten Bildung, welche in Italien im 14. Jahrhundert begonnen hatte, warf bald auch nach Deutschland ihre wohlthätigen Strahlen. Von allen Seiten holte sich Deutschland, in vielen Beziehungen doch noch immer nur ein weit vorgeschrittener Schüler, seine Belehrung, insofern sie ihm durch die Kreuzung der Weltstraßen auf feinem Boden nicht entgegengebracht wurde. Mit den fremden Culturelementen, die massenhaft und überhastet mit einer gewissen Feindseligkeit gegen das Alte einströmten, drangen aber auch immer neue Wörter in die Sprache, ohne daß indeß durch diese Ueberfluthung der Lebensnerv derselben angegriffen wurde. In den meisten Fällen mußten die fremden Gäste sogar, wie Jahrhunderte früher, ein mehr oder minder deutsches Gewand anlegen. Nur die Betonung, freilich dasjenige, was der Sprache selbst als das Fremdartigste gilt, behielten sie jetzt im Nachtheil gegen früher meist bei. Ja man erstrebte sogar den fremden Klang.

Auch begann man noch im 15. Jahrhundert, was bis dahin unerhört gewesen, aus Eitelkeit und gelehrtem Dünkel einzelne lateinische Wörter in ihrer eigenthümlichen Flexion in die deutsche Rede einzuschieben. Namentlich die Canzlei- und Geschäftssprache, die im 17. Jahrhundert ganze lateinische Sätze in die deutsche Rede einschob, liebte bereits Ausdrücke wie: in summa, in thieoria, ad exo^ueiKlum, in ssountia instantia n. s. w. Selbst Luther, der die inzwischen neu entstandene Schriftsprache nicht blos beherrschte, sondern auch bildete, wie gleichzeitig kein anderer, huldigte in seinen Briefen theilweise dieser Unsitte. In der Bibelübersetzung, die merkwürdig genug überhaupt kaum ein Viertclhundert längst eingebürgerter Fremdwörter ausweist, findet sie sich allerdings nicht. Aber das 16. Jahrhundert betrachtete Alles für mustergiltig, was sich bei diesem hervorragendsten Schriftsteller fand. Durch ihn wurde also eine Geschmacklosigkeit autorisirt, die mit dem römischen Recht in die Gerichtsstuben und mit der klassischen Bildung ins Leben gedrungen war.

Weit schlimmer aber noch war es, daß fortwährend eine Menge der productivsten Talente ihrer Muttersprache ganz oder wenigstens theilweise entfremdet wurden. Man denke an Nik. Frischlin. Im Lateinischen ein bewährter Meister, im Deutschen ein unbeholfener Stümper. Wer erkennt in Ulrichs von Hutten begeistertster deutscher Schrift, in seiner Klage an alle Stände deutscher Nation, den weltberühmten Orator wieder? Zur Behandlung wissenschaftlicher Fragen erschien den deutschen Gelehrten, die selbst ihre Namen latinisirten, noch lieber gräcisirten, oder wenigstens mit einer lateinischen Endung schmückten (Grüblius, Schellenbaurius)

die deutsche Sprache schlechterdings untauglich. Sie dazu tauglich zu machen, ist indeß keinem derselben eingefallen. „Statt die Wissenschaften in deutscher Sprache zu schreiben, bilden wir uns ein, sie sei nur zum gemeinen Leben nütze,“ sagt noch 1687 Thomcisius. Noch weniger freilich konnte dieses mit lateinischen Ausdrücken überladene, durch unerhörte Constructionen unverständliche Deutsch dazu dienen, in jenen hochpolitischen Zeiten die Gedanken zu verhehlen, mit welchem sich Karl V. und seine Staatsmänner trugen. Wo es daher nur immer möglich war, verkehrten dieselben mit dm deutschen Fürsten und ihren Organen in der so sein ausgebildeten französischen Sprache. Und in französischer Sprache schrieben bald auch die deutschen Fürsten an den kaiserlichen Hof, so schwer es manchem derselben anfangs auch geworden ist. Frankreich gegenüber bedienten sie sich aber gleichzeitig noch ausschließlich der deutschen Sprache. Und auch Franz I. wählte anfänglich nur solche Unterhändler, welche den deutschen Ständen in deutscher Sprache glauben machen konnten, daß er ihnen seinen Beistand gegen den Kaiser in der uneigennützigsten Absicht und zu keinem anderen Zwecke anbiete, als um die Freiheit der Reiches zu erhalten. Noch 1536 erbat er sich vom Rothe zu Solothurn einen „guten, ehrlichen Mann, damit er ihm die aus Deutschland einlaufenden Schriftstücke in das gemeine Deutsch übersetze und dann schriftlich in's Französische übertrage.“ Als aber der schmalkaldische Bund in Bedrängniß kam, da gaben protestantische deutsche Fürsten, die sich um katholische französische Hilfe umsahen, auch Frankreich gegenüber die deutsche Sprache auf. Landgraf Philipp vor Hessen schrieb französisch an den ritterlichen König, der mit dem Kurfürsten Johann Friederich von Sachsen französisch correspondirte.

Schon hundert Jahre also vor Richelieu und Mazarin wurde das Französische und zwar zunächst ohne Frankreichs eigentliches Zuthun in Teutschland Staatssprache und dadurch bald auch Umgangssprache der höchsten Gesellschaft. Karl von Hispanien, wie das Volk den deutschen Kaiser vorwiegend nannte, sagte einst, er rede spanisch mit Gott, italienisch mit den Frauen, französisch mit dem Manne, deutsch aber mit seinem Pferde. So verächtlich dachten nun allerdings die Rcichsfürsten nicht von der deutschen Sprache, sie hielten dieselbe aber wenigstens für minder hoffähig wie die französische. Und durch diesen Schein drang letztere immer tiefer und weiter in die Kreise des Adels, der sich mit den Höfen als Eines stihlte. Immer häufiger schickte er seine Söhne nach Frankreich, damit sie „die elegante Jurisprudenz“ studirten und „galante Sitten“ nach Hause brächten. Man merkte es aber auch Jedem an, ob ei eine französische Hochschule besucht, oder unter den verwilderten trunt- und raufsuchtigen deutschen Studenten gelebt hatte. Es giebt überhaupt kaum eine Periode im deutschen Leben, in der sich so viel Genußsucht, solch' geistige und physische Rohheit im Leben selbst der höchsten Stände zusammengedrängt hätte, wie in den letzten Decennien des 16. und in dem ersten des 17. Jahrhunderts. Und wenn sich Jemand voll Entrüstung von dem wüsten heimathlichen Treiben abwendete, so lief er Gefahr, der noch viel schlimmeren Ausländerei zu verfallen, die den Deutschen als specielle Erbsünde angeboren zu sein scheint.

Aber nicht bloß um zu studiren, auch als Parteigänger der Hugenotten zogen Tausende protestantischer Edelleute aus Hessen, aus der Pfalz nach Frankreich, wohin der französische Sold selbst die deutschen Landsknechte lockte. Abgesehen von etlichen deutschen Redensarten des rohen Soldatenlebens, z. V. ti'iwjuor, trluHnsr Farou», ti-in^usi'allus, lIMalti'onLI^ dinnZ^uatter, Ireloi'«, das die Franzosen beim Würfelspiel wohl oft genug gehört haben mögen, haben sie aber auch sprachlich wenig bleibende Spuren ihrer Anwesenheit jenseits der Vogesen und Ardennen zurückgelassen. Dagegen ist jeder derselben mit „verfeinerten galanten Sitten“ als Franzosenfreund und Ealvinist zurückgekommen.

Ter Cllvinismus war ausländisch, daher galt er für vornehm. Ohne diesen Schein würde er wohl kaum so rasche Verbreitung an den Höfen gefunden haben, an denen man sich jetzt auch der französischen Bibeln statt der deutschen bediente und französische Hofprediger anstellte. Durch sie und französische Erzieher schwand theilweise die Unlust ganz, mit welcher fünfzig bis sechzig Jahre früher deutsche Fürsten das Französische im diplomatischen Verkehr angewendet hatten. Am Hofe Philipps von Hessen, Friedrich III. Johann Kasimirs von der Pfalz, Christians von Anhalt schrieb und sprach man französisch nicht bloß besser als deutsch, sondern auch ohne alle äußere Nöthigung.

An den süddeutschen katholischen Höfen kam zu dem Französischen die Sprache Italiens, mit dem man durch Religion und Politik verbunden war. Sie hat aber, eine Liebhaberei einzelner Kreise, ebenso wenig erwähnenswrtheu Einfluß auf die deutsche Schrift- und Umgangssprache ausgeübt, wie das Spanische, das man gleich dem ganzen spanischen Wesen seit dem Schmalkaldischen Kriege gründlich kennen und hassen lernte. Ja, man kann nicht einmal sagen, daß durch die angedeuteten Verhältnisse die Zahl der französischen Wörter in derselben zunächst erheblich vermehrt worden wäre. Aber es steigerte sich durch dieselben, was noch nachtheiliger war, in den Hof- und Adelskreifen das Interesse für die französische Literatur in demselben Grade, in dein die Freude an der deutschen Literatur erkaltete, die nun auch, so hervorragend berufener Leser beraubt, immer tiefer sank. In schneidendem Gegensatz zur. «sten Hälfte des 16. Jahrhunderts hat die zweite, jedes idealen Gehaltes völlig entbehrend, Fischart ausgenommen, nicht ein Talent ersten Ranges

hervorgebracht. Und dadurch verdorrte auch die Blüthe wieder, welche die Schriftsprache am Anfange des Jahrhunderts angesetzt hatte, denn nur aus der Literatur kann sie Leben und Wachsthum gewinnen.

Dessen war sich bereits der Jüngling Opitz in demselben Jahre bewußt geworden, in dem die nach italienischem Muster in Gegenwart dreier Herzöge von Sachsen, zweier Fürsten von Anhalt gegründete sogenannte fruchtbringende Gesellschaft als einen Hauptpunkt in ihrem Programm hinstellte: die Schriftsprache ohne Einmischung fremder Wörter zu schreiben. Kurz also vor der Zeit, in der all das Unglück über Deutschland hereinbrach, das es selbst verschuldet, — kaum ist einmal einem anderen Volke Schuld und Strafe so furchtbar gerecht abgewogen worden — rafften sich Volk und Fürsten auf zum Kampfe gegen ihren eigentlichen Feind, gegen die Verwälschung. Und während verwilderte fremde Kriegsschnaren, die beide streitende Parteien nicht der Religion wegen zn Hilfe gerufen hatten, um Deutschlands Geschick kämpften und durch den Verkehr mit ihnen nicht bloß fremde Sitte, sondern auch wieder namentlich französische Wörter massenhaft in die deutsche Sprache einströmten -- wie die Offiziere während des von Frankreich begünstigten und benützten dreißigjährigen Krieges mit französischen, italienischen, spanischen Wörtern um sich warfen, läßt sich aus des Andreas Gryphius trefflichem Scherzspiel Horribilikribrifax, sowie aus des Moscherosch einschneidenden Satyren ahnen — haben Opitz, Moscherosch, Schottel, Morhof, Gryphius, Logau, Neumark u. A. insofern sie nicht als Gelehrte für Gelehrte geschrieben, namentlich in ihren Gedichten, bezüglich der Svrachreinheit wirklich alles geleistet, was ihnen als klassisch gebildeten Kindern ihrer Zeit möglich war. Und daß sie Kinder ihrer Zeit waren, beweist z. B. die Behauptung Opitzens, daß, „wenn die alten Deutschen von des Arminius Thaten zu singen pflegten, sie das vielleicht den Franzosen nachgemacht hätten“. Die Mitglieder der fruchtbringenden Gesellschaft haben ältere Verdeutschungen wieder eingeführt und statt der Fremdwörter neue deutsche Wörter geschaffen, die zum Theil jetzt allgemein gebraucht werden; z. B. Schriftsteller, Zeitwort, Eigenschaftswort, Nennwort u. A.

Sie aber insgesamt aus der Schrift- und Umgangssprache zu verdrängen, versuchte erst die 1643 gestiftete deutschgesinnte Genossenschaft, unter deren zahlreichen Mitgliedern ich auch hochadelige Frauen befanden, die jetzt gleichfalls von Reue und Scham über den Zustand ergriffen wurden, iu dem sich nicht ohne ihre Schuld die deutsche Sprache befand. Indcß ihr Haupt Zesen, der „Süd“ daraus erklärte, daß es in dieser Himmelsgegend „siedend heiß“ ist, und der meinte, daß „West“ feinen Namen daher habe, weil es jenen Theil der Welt bezeichnet, wo die Sonne „gewest“ ist, der Mann befaß die wissenschaftliche Eignung nicht, für fremde Wörter lebensfähige deutsche aus jenen Quellen zu schaffen, aus denen sie allein gewonnen werden können. Er hat auch, wie freilich schon vor ihm die fruchtbringende Gesellschaft (sie übersetzte Mantel mit: Windsang, Kloster mit: Jungfernzwinger) ehemalige Fremdlinge, die aber längst vollständig deutsches Gepräge angenommen hatten, z. B. Fabel, Kloster, Fenster, Spiegel, Brief, Tafel, Natur u. A., verdeutsch und allgemeine übliche Wörter wie: Ohr, Auge, Vater, Nase u. A., die die deutsche Sprache mit anderen verwandten gemein hat, für fremde gehalten^ Schon seine Zeit spottete daher über diesen unvergleichlichen wunderthätigen Retter, Beschirmer und Heiland der theueren hochdeutschen Heldensprnche, wie er bei den Seinen hieß und geheißten sein wollte. Sein Schüler Rist, der den Meister an Absonderlichkeiten noch übertraf, brachte den rührigen Mann, der nur durch seine wirklichen und ihm schon bei Lebzeiten unterschobenen Lächerlichkeiten unsterblich geworden ist, sogar in einer Posse auf die Hamburger Bühne.

So wurde ein aner kennenswerthes Streben belohnt, das indeß seinen Zweck nicht erreichen konnte, auch wenn es sich dazu geeigneterer Mittel bedient hätte. Denn gerade in dem Jahre, in dem Zesen auftrat, begann Frankreich die Geister von Neuem und stärker als je zu bannen. Mit Bewunderung und Neid blickten auch die deutschen Fürsten auf den Hof Ludwig XIV., der durch den Rheinbund eine herrschende Stellung im deutschen Reiche erhalten hatte. Ueberall in Deutschland entstanden kleine Versailles, mit französischen Namen, Lakaien, Kammerdienern, Gelehrten, Köchen, Gärtnern, Friseursen, Tanz-, Fecht- und Hofmeistern, Secretären, Musikern, die ihres Erfolges sicher, namentlich seit Aufhebung des Edictes von Nantes, in immer größerer Zahl über den Rhein wanderten, sofern man sich dieselben nicht kommen ließ. Die gesummte vornehme Welt gerieth allmählich in materielle und geistige Abhängigkeit von Frankreich, das freilich an geistiger und materieller Cultur alle anderen Länder weit überragte. Französische Erziehung wurde ein bestimmter Begriff; die Kenntniß der französischen Sprache galt allein schon als Bildung. „Wer nicht französisch kann, ist kecil gerühmter Mann“, sagt Logau. Und um dieselbe zu erlangen, pilgerte trotz aller Abmahnungen einsichtsvoller Männer wie früher der Adel so nun auch die allmählich emporwachsende gebildete Gesellschaft — früher gab es wohl einzelne gebildete Männer, aber keine gebildete Gesellschaft — in immer größerer Zahl „in die Zier der Städte, die Schule der Leutseligkeit, die Mutter der guten Sitten“, wie Opitz Paris, Deutschlands eigentliche Hauptstadt nannte. Und die Folgen, welche diese Bildungsreisen, die zur Erlangung höherer Stellen ebenso nothwendig waren, wie die Kenntnis; der französischen Sprache, für die deutsche Sprache hatten, schildert ein Zeitgenosse mit den Worten: „Es ist leider nunmehr dahin gekommen-, daß wann ein Teutscher etwa ein Viertel Jahr in Frankreich gecuget, oder nur einen Franzosen hören reden, daß ihme seine Muttersprach zeit verleydet. Er will also baldenn ein französische Zungen haben, und davor halten, es sey ihnen eine Schand, in Frankreich gewesen scin und nicht französische Brocken mit unter dem Teutschen außwerffen.“ — „Nach dem Münsteychen und Pyrenciischen Frieden“, sagt Leibnitz, „hat sowohl die französische Macht als Sprache bei uns überhand genommen. Man hat Frankreich gleichsam zum Muster aller Zierlichkeit aufgeworfen und unsere junge Leute, auch wohl junge Herren selbst, so ihre Heimat nicht gekennet, und deswegen Alles bei den Franzosen bewundert, haben ihr Vaterland nicht nur bei den Fremden in Verachtung gesetzt, sondern auch selbst verachten helfen und einen Ekel der Deutschen Sprache und Sitten aus Ohnerfahrenheit angenommen, der auch an ihnen bei zuwachsenden Jahren und Verstand behcnken blieben.“ Beseelt von dieser Verachtung der deutschen Sprache, Vergangenheit und Selbstgefühl verleugnend, haben sie nicht mehr bloß wie früher einzelne Wörter, sondern ganze französische Redensarten und Sätze mitten in die deutsche Rede eingeschoben. Als Valentin Andrea, einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit, in die fruchtbringende Gesellschaft aufgenommen wurde, da dankte er Ss ilüto 16. Decembr 1646 „für die gnädigeAcceptation“ in folgendem deutschen Briefe: „Ich habe ««Iva Uics^ ^uFn<t. cont'sssioiu« jederzeit vitiliginsiu, gltorcütlonoin und ^ngnaoitawiu udlwii-u-ot. lind hätte so gern mögen, nt oninss xlaäii in voineres ex» colenu« üFi'o üoriiini ot «xsoinclsrulo intolioi lolio oonvrsi tnsi-int Womit wir dan zu tuhn genug haben würden. — Das Wort Müde ist in Mürbe sehr wohl verendert und reimet sich besser auf mich, yur n«n tuui tessns, qnsm tre<Mn8 <t mtris sum. Das Lvindolmn elsi a t»vento ^><li«o ^i't'e(>tum, nehme ich jedoch tgin<inain domun oion mit llnterthänigKit gehorsam an. Ob mir ferner ansuchen von Nöthen oder L. 1'. 0. mich gnädigst vertreten wollen; dcro pro Mnoiliator« ich ohne das höchst «bliFiret haben ?. 0. mir ferner gnädigst anzudeuten und haben in svontnin ich gleichwohl dieses wenige auf i-utication aufgesetzt“. Wetteifernd mit solcher seit dem 15. Jahrhundert allmählich erwachsenen Ungeheuerlichkeit der wissenschaftlichen und Canzleisprache, in der das Deutsche nur niehr dazu diente, die lateinischen Sätze zu verknüpfen, schrieb in den achtziger Jahren des 17. Jahrhunderts ein Gegner der fruchtbringenden Gesellschaft in der französischdeutschen ä 1» 2I«loSprache, welche die Bectelpoeten mit Vorliebe anwendeten und die Beamten im Dienste der Diplomatie immer mehr ausbreiteten: „Seine hohen)lc?riton, dadurch er mich u l'sxtröins ihm verodligiret, «wsiren mich demselben mit diesen Zeilen zn «m-viren. Mein I)«v«kir hätte unlängsten niir lulross« gegeben, solches zu etleotuiren, aber aus insucinemönt einiger occasion habe ich bis (lato mein <M«uni rs i^sa nicht ^mostn-en können. — Wir giüanwn und bei den Vaines hoch meritüit« OonrtüZauen wollen unser nodol (lossoin nicht Ivoomoviren, und alles, was zu reäresso und swbilirun^ unserer ^ la-moäischen Sprache hochnöthig in consüloiatiou mainteuren und unsere beliebte iutension n«^uo u<l «ras äoteniliren.“ Auch die gebildeten Frauen liebten gleich den französischen Hauben und Bändern, Hüten und Mänteln bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts in Briefen und im Umgang dieses Kcmderwölsch, von dem Neumark mit Recht sagte, „daß es ohne einen Dolmetscher, der etlicher Sprachen mächtig ist, kein Mensch verstehen kann“.

Die deutsche Sprache wird durch französische Wörter verunreinigt.

Die Sprache des Volkes hat lange der Verwälschung Widerstand geleistet. Das Volkslied ist vor dem dreißigjährigen Kriege rein deutsch. Nach demselben ahmten aber auch die Städte den fürstlichen Canzleistil nach und der einzelne Bürger befließ sich im Umgange so sehr der n la-modischen Sprache, daß er irgendwo zufällig erhaschte Fremdwörter immer wieder in seiner Rede anbrachte, auch wenn er gar nicht wußte, was sie bedeuten. Und man wird ihn deshalb nicht tadeln, wenn man bedenkt, daß Moscherosch sagt: „Wer seine Rede nicht so mit wälschen und lateinischen Wörtern zierte und schmückte, der sich des puren Teutscheu gebraucht, wird für einen unverständigen Esel gescholten.“ Ja bald wollte selbst der Bauer zeigen, daß er etwas Fremdes gelernt habe. Er wußte, wie ein Zeitgenosse sagt, von)Iarsi.lliü'oiü, Oontridntion und)Ic>u«^ustton zu reden, ungeachtet ihm diese Wörter theuer genug zu stehen kamen.

Der Knecht Matthics spricht: Iwnü dies! Wenn er: gut morgen sagt und grüißt die Magd. Tic wend dm Kragen, thut ihm Dank sagen, Spricht: De« gr«ti«s.

Die deutsche Sprache wird durch französische Wörter verunreinigt.

So furchtbar weit ist allmählich die Verwälschung der deutschen Sprache intensiv und extensiv gediehen, daß sich tiefer blickende Männer des traurigen Gedankens nicht mehr erwehren konnten, es werde die deutsche Sprache untergehen: „Anitzo“, schreibt im Jahre 16!)7 Leibnitz, „scheint es, daß bei uns uebel ärger worden und hat der Mischmasch abscheulich überhand genommen, also daß der Prediger auf dcr Canzcl, dcr Sachwalter ans der Canzlei, der Bürgersmann im Schreiben und Reden mit erbärmlichem Französischen sein Teutsches verderbet; mithin es fast das Ansehen gewinnen will, wann man so fortfährt und nichts dagegen thnt. es werde Deutsch in Teutschland selbst nicht weniger Verlohren gehen als das Angelsächsische in Engelland.“

Nur wenige wissen noch, daß es vor kaum zwei Jahrhunderten dahin mit der deutschen Sprache gekommen war. Daß die von Leibnitz befürchtete Mischung zwischen dem Deutschen und Französischen nicht zu Stande kam und sich, was kaum mehr möglich schien, die so unerhört entstellte Sprache wieder hob, verdanken wir namentlich dem völligen Niedergang französischer Macht und Sitte unter Ludwigs XIV. Urenkel, sowie dem Aufschwung, den die deutsche Literatur durch Polemik, Kritik und Theorie genommen hat. Nicht unwesentlich trug dazu auch der Umstand bei, daß Leibnitz, dcr größte wissenschaftliche Genius des 17. Jahrhunderts, obwohl er wie alle Gelehrte seiner Zeit alles eigentliche Wissenschaftliche entweder lateinisch oder französisch schrieb*), die deutsche Sprache zum Ausdruck der höchsten wissenschaftlichen

“) Wie Lcibnip in wissenschaftlichen Werken deutsch schrieb, zeigt nachstehende Probe: In zikilosopkis habe ich ein Mittel funden dasjenige, was Oartesium und andern per älsgram et lmc'h'sin in nrirkmstiea et geometri« gclnn, in allen Scientien zu und intellectuellen Aufgaben fähig machte und somit leistete, was schon zu Opitz Zeiten versucht worden war. Als Thomasius 1687 zuerst eine deutsche Vorlesung ankündigte, hielt er es noch für nothmendig, diesen absonderlichen Versuch unter Hinweis auf den Gebrauch bei den Franzosen ausführlich zu rechtfertigen. Wolf trug seine Philosophie vierzig Jahre später nurmehr deutsch vor, und stellte sie sofort auch vorwiegend in deutscher Sprache dar. Wie lange sich indeß das Französische als Sprache der deutschen Wissenschaft erhielt, kann man z. B. daraus ersehen, daß die Abhandlungen der Berliner Akademie, welche bis 1714 in lateinischer Sprache erschienen, von der Zeit ihrer Wiederherstellung bis 1804 französisch geschrieben sind. Ja, ihr Curator, Minister Graf von Hertzberg, der nicht unwesentlich dazu beigetragen hat, daß Friedrich II. sein Vorurtheil gegen die deutsche Sprache, die er nur wenig kannte und als rauh und barbarisch nicht sonderlich schätzte, in den letzten Jahren seines Lebens etwas aufgab, erklärte noch 1792 feierlich: „Noch immer wird diese (die Akademie) ihre Memoircs in französischer Sprache herausgeben, welche der Vollkommenheiten zu viel hat und uns zu nützlich ist, als daß wir sie aufgeben könnten oder wollten“. Die französische Sprache habe in ganz Europa und am meisten in Deutschland so sehr die Oberhand gewonnen, „daß sie theils wegen der Zierlichkeit und des reizenden Vortrages französischer Schriftsteller, noch mehr aber

des großen Einflusses wegen, den der französische Hof auf ganz Europa hatte und durch die Herr« schuft der Mode, die sich die französische Nation zuzueignen wußte, die Hauptsprache aller Höfe und aller Societaten, bei Negociationen, bei Swapgeschäften und in Büchern wurde".

Zugleich rieth er aber den deutschen Mitgliedern der Akademie „auf Vervollkommnung der deutschen Sprache hinzuarbeiten und sie namentlich von der großen Menge fremder Wörter zu reinigen und zu säubern, deren sie sich vorzugsweise in Wissenschaften und Künsten noch bedient, nnd sie mit guten deutschen, doch auch nicht zu gesuchten Ausdrücken zu bereichern." Die Sprachmengerei, auf welche im 18. Jahrhundert Gottsched zuerst wieder die öffentliche Aufmerksamkeit gelenkt hatte, wurde nämlich namentlich in Zeitungen als etwas Vornehmes nicht blos fortbetrieben, sondern nahm gerade in der Zeit neuen Aufschwung, in der unsere wieder national gewordenen Schriftsteller aus dem deutschen Sprachbaume immer ucue lebenskräftige Triebe entsprossen ließen, in der einzelne Höfe Deutschlands die deutsche Sprache im diplomatischen Verkehr iicucidings zu gebrauchen ansingen — der preußische Hof hat im

Wege zu bringen per urstrn combioatorisin, welche Nullius und lürobvrus zwar ex«Jii*t bei weitem aber in solcher deren intima nicht geschn; dadurch nUc >'vtiou«s eoinposika in der ganzen Well in wenig Liin>Jlieo8, als deren Alphabet, reäueit und aus solches ^lpdubcts Oc>iubin»tion widcrum alle Dinge samt deren tdeorsmaübuL und was von ihn.n zu liivoutircu möglich, oiäimüa Älotlwäv, mit der Zcil zu finden cin Weg gebahnt wird. Welche luvcmtion, dasern sie Wils Got zu Werke gerichtet, als Uut» aller Invoutioveu von mir vor daß importimwsto gelialten wird, ob sie l lcich das Anschn noch zur Zeit nicht habe» mag.

bayerischen Erbfolgekrieg vorzügliche Proben geliefert — und die Fortschritte, welche die Deutschen in den Wissenschaften machten, die Nachbarn zwangen, die deutsche Sprache, was früher Niemandem eingefallen, zu lernen, und aus ihr zu übersetzen. Der für das Franzosenthum begeisterte Schwärmer C. F. Cramer, der z. B. 1774 schrieb: „Nicht daß sie nicht vssriFss ä'un Fisiicl p(Ms darin entdeckt; aber im Ganzen wards doch nach hiesiger Elle, osutimsteru, ll^ria?räuilnsii gemessen. Man fand es ein wenig öternsl, la miu-oks trop loute. Besonders «zgurouL^n-ts der Plan. Es sei keine rechte IntiiFus darin. Die Scenen entstünden so von selbst wie plöczss i^zioi-tees^, hat der Sprachmengerei neue Bahnen gebrochen, der theilweise selbst jene Schriftsteller huldigten, durch welche die deutsche Poesie in ihre ewigen Rechte wieder eingesetzt wurde.

„Herr Wieland", sagt Lessing, „vergißt seine Sprache in der Schweiz. Er muß sogar eine beträchtliche Anzahl Wörter vergessen haben. Alle Augenblicke läßt er seinen Leser über ein französisches Wort stolpern, der sich kaum besinnen kann, ob er einen jetzigen Schriftsteller oder einen aus dem galanten Zeitalter Chr. Weisens lese. Lizenz, Education, Moderation, Aemulation, Texterität und hundert andere solcher Worte, die nicht mehr sagen als die deutschen, erwecken auch dem einen Ekel, der nichts weniger als Purist ist". Wie die französischen Wörter wieder in der Wissenschaft verwendet wurden, zeigt z. B. K. F. Bahrdts 1781 erschienene Uebersetzung des Tacitus. Der Mann, der selbst klagt, „daß unsere großen Herren zu wenig deutsch können und ihre Muttersprache zu wenig achten," schreibt: „Da der Offizier nach Soldatengebrauch den Rapport abstattete: die Ordre sei vollzogen, gab Tiberius zur Antwort, er habe die Ordre nicht gegeben." Von Corps, Bagage, Detachements, Piquets, Montur, Pardon, Rebellen, Cameraden, Tornister, Quartiermcister, Capitulationspunkten u. s. w. wimmelt es in dem damals allgemein bewunderten Buche.

Die Mitglieder der Berliner Akademie, welche sich nach dem Rathe des Grafen Hertzberg zur Vervollkommnung der deutschen Sprache vereinigten, schlichen 1794,die Preisfrage aus: „Ist vollkommene Reinigkeit einer Sprache überhaupt und besonders der deutschen möglich und nothwendig?" und in Folge derselben betraten einzelne Gelehrte abermals den dornenvollen Weg der Verdeutschung fremder Wörter. Allein sie vergaßen im Uebereifer, daß Wörter im allgemeinen nicht gemacht werden können, sondern entstehen müssen, und mißbrauchten ihre Befugnisse fast ebenso sehr wie die Puristen des 17. Jahrhunderts, deren Bedeutung darin liegt, daß sie das Fremde überhaupt abwehrten, Nicht mit Unrecht begrüßte daher Schiller 1797 in den Genien das Haupt dieser Verdeutscher, Campe, mit den höhnnenden Worten:

„An des Eridanus Ufern umgeht mir die furchtbare Waschfrau,
Welche die Sprache des Tcuts säubert mit Lauge und Sand."

und

„Sinnreich bist Du, die Sprache von fremden Wörtern zu säubern, Nun, so sage doch Freund, wie man Pedant uns verdeutscht.") In ähnlicher Weise urtheilten Kloftstock, Jean Paul, Heider und Goethe, der meinte, „daß es eigentlich geistlose Menschen sind, welche auf Sprach» reinigung mit zu großem Eifer dringen," äußerte sich noch heftiger über die „Spillchreiner", als sie nach den Jahren 1813—1815 chinesische Absperrung verlangten:

„Gott Dank! daß uns so wohl geschah,

Der Tmann siht auf Helena!

Doch lief! sich nur der eine bannen,
Wir haben jcho hundert Tyrannen:
Sic fchmicden, uns gar unbequem,
Ein neues Contincntal-Snstcm.
Deutschland soll rein sich isolircn.
Einen Pcst-Eordon um die Grenze sichren,
Das; nicht einschleiche fort und fort
Kopf, Körpci und Schwanz von fremdem Wort'."

Jedes Volk hat seine Eigenart und in Folge dessen auch seine eigenthümlichen Wörter. So wenig daher z. V. die Franzosen oder Engländer ein Wort besitzen, welches alles das enthält, was in unscrm „gemächlich" liegt, so wenig tonnen die Deutschen „frivol" oder „Spleen" durch ein Wort vollständig wiedergeben. Eampe und Andere versuchten es dennoch. Sic übersetzten auch Kunstausdrücke, die, abgesehen von geringen Abweichungen der Aussprache und Biegung, fast in allen Bildungssprachen übereinstimmen, sowie solche Fremdwörter, die, wenn auch undeutsch in Betonung und Aussprache, längst ini deutschen Sprachboden Wurzel geschlagen und durch Jahrhunderte langen Gebrauch vollsüblich und volksverständlich geworden, dem Sprachschatz unwiderruflich einverleibt sind; z. B. Natur, Figur, Religion, klassisch, Luxus, Literatur, Dame, Person, naïv. Interesse, Genie, discret und zahllose andere. So sorgsam sie aber auch die einzelnen Merkmale, die in einem Worte liegen, zu einem Begriffe zusammenfassen, wer versteht ohne Rückübersetzung: Schulrecht statt: klassisch, Ausbundwerk statt: klassisches Werk, Haarmachtstatt: Perrücke, Antlitzseite statt: Fa?ade, Singetauz statt: Balle!?

^) Eampe gab auf das zweite Distichon folgende „Toppelverse" zur Antwon:

„Gib, auf meine Gefahr, ihm Deinen eigenen Namen,
Trifft er nicht jegliche Art, Eine trifft! er gewiß."

Und zum ersten dichtete er nachstehende „Erläuterung":

„Seid ihr rechtliche Männer, so habt ihr nichts zu befahren:
Diesen zeigtet man nur, selbst sich zu waschen, den Quell.
Seid ihr aber von jenen, „die über und über beschlabbert
Vis an die Ohren mit Koth, liegen auf faulendem Heu":
Dann vermeidet den Ort: denn solcher wartet die Lange,
Wartet der reibende Sand, wartet der striegelnde Kamm."

Voudoir verdeutschte Lampe mit Maulgemach. Ta hat es eine junge geistreiche sächsische Prinzessin doch noch besser verstanden, welche für Voudoir, sie wird wohl gewußt haben warum, Schmollkämmcichen vorschlug. Uns scheinen solche Verdeutschungen lächerlich. Aber das Wort Staatsumwälzung statt: Revolution, das Campe 1804 in seinen Briefen aus Paris zum ersten Male schüchtern versuchte, wurde einst nicht minder verlacht. Und doch haben es kurz darauf Wicland, Engel, Herder, Goethe gebraucht und heute lebt es in aller Mund, als wenn es sich von jeher in der deutschen Sprache befunden hätte. Das vielfach getadelte Selbstigkeit statt: Egoismus brauchte Goethe in demselben Jahre, in dem es Campe gemacht hat. Campe selbst meinte, er habe kein gewagteres Wort gebildet, als das von Jean Paul lebhaft begrüßte: Zerrbild statt: Caricatur. Und doch hat es sich gleich zahllosen anderen Neubildungen, z. V. Gefallsucht, Flugschrift, Empfindelei, Bittsteller, Wortschwall, Zartgefühl, Vollsthümlichkeit, Kirchenrecht, folgerecht, senkrecht, wagerecht u. s. w. siegreich neben de» fremden behauptet, während andere, die er für gelungen hielt und die keinen Tadel fanden, z. B. entwidlen statt: civilisiren, Urgemisch statt: Chaos, Musterbegriff statt Ideal, Vernunftgautler statt: Sophist, Wagesatz statt Hypothese, Einerleiheit statt Identität, Allwcsenheit statt: Natur, Gewerksherr statt: Fabrikant, Gedankenmaut statt: Censur u. s. w. nie in Aufnahme kamen. Der Zufall entschied. Auch die Bedeutung und Verbreitung des Schriftstellers, der ein Fremdwort verdeutschte, hatte Einfluß. Tenn nicht bloß die eigentlichen Puristen haben deutsche Wörter an Stelle der fremden geschaffen. Wieland bildete: Weltall, Thümmel: Gemeinplatz, Richter: Morgenkleid, Heinse: Glückspilz, Zeune: Zieibold, Jahn: Volksthum. Goethe braucht im Wilhelm Meister: überspringend statt: alternirend, unterlegte Pferde statt: Nelaispferde, Beiwesen statt: Accessoire, Strengling statt: Rigorist.

Verdrängt aber wurden die fremden Wörter durch diese Neubildungen, abgesehen von ganz vereinzeltcn Fällen ebenso wenig, wie durch die harten Nrtheile, welche in den Zeiten der Befreiungskriege Arndt, Jahn, Schlegel und Andere über die Sprachmengerei fällten. Es habe diese jedoch, aus dem Kreise des Gelehrten- und Literatenthuis ins Leben hinaustretend, in den Zeiten der tiefsten nationalen Erniedrigung die Flamme der patriotischen Begeisterung ebenso wirksam entzündet, wie die herrlichen Reden an die deutsche Nation, in welchen der tapfere Philosoph Fichte das Schönste aussprach, was je über Vaterlandsliebe gesagt worden ist: wie die mannhaften Worte, mit welchen Jean Paul das herausgeforderte Nationalgefühl gleich muthvoll und nachhaltig aufregte; wie die geharnischten Sonette, in welchen der begeistertste unter den Freiheitsdichtern, wie er selbst sagt, des deutschen Volles Sieg und Schande geschrieben hat.

Und in dieser Begeisterung, welche so wesentlich dazu beigetragen hat, baß der große Schlachtenmeister in dem Völkertampfe unterlag, und welche noch lange namentlich in der Jugend fortlebte, schrieb K. Müller 1813 zum Besten der Lützowschen Freischaarcn „Kriegsberichte in deutschen? Gewände" und erneuerte so den seit dem 16. Jahrhundert wiederholt gemachten Ver» such, die Fremdwörter wenigstens aus einem cngbegrenzten Gebiet, aus der Kriegssprache, zu verdrängen, die echt deutsche Wörter in der Verkleidimng zurückgenommen hatte, welche sie in Frankreich erhielten. Indeß diese zum Theil allzu kühnen Wörter fanden ebenso wenig Eingang wie die überlegteren Verdeutschungsversuche, welche die seit den Befreiungskriegen für Reinheit der Sprache thätige „Berlinische Gesellschaft für deutsche Sprache" am 2. September 1848 an die preußische Nationalversammlung, om 8. November 1848 an die deutsche Reichsversammlung und am 19. April 1849 an den König von Preußen einsandte, der im preußischen Heere den „Hauptmann" an die Stelle des „Capitän" gesetzt hatte.

Die fremden Wörter begannen überhaupt allmählich wieder mächtiger anzuwachsen. Selbst syntaktisch machte die Verwälschung der deutschen Sprache Fortschritte. Aus unverzeihlicher Nachlässigkeit oder bedauernswerther Unkenntnis; der Muttersprache, wenn nicht etwa gar, um sich den Schein höherer Bildung zu geben, nahmen handwerksmäßige Uebersetzer französischer Romane, Theaterstücke, Zeitungsartikel immer neue französische Wörter und Constructionen in die Schriftsprache auf, aus der sie dann wieder in die Umgangssprache der Gebildeten und selbst in die Volksmundarten vordrangen, die überhaupt wenig frnde Wörter gebrauchen. 1787 klagte Bürger, „daß ihm aus der ganzen Literaturgeschichte kein aufgeklärtes Volk bekannt sei, welches im Ganzen so schlecht mit seiner Sprache umgegangen wäre, welches so nachlässig, so unbekümmert um Richtigkeit und Schönheit, ja so liederlich geschrieben hätte, wie bisher unser deutsches Boll." Und sein harter Ausspruch paßt theilwcisc auch noch auf unser Jahrhundert. Oder glaubt man sich nicht in die Zeiten der größten Sprachmengerei versetzt, wenn man in einer Zeitung las: „Tos Ministerium Peric consolidirte sein Regierungs-System nach den Principin der Contrerevolution. Die perfide Maxime der Nicht«Intervention ward mit allen Konsequenzen adoptirt und vergebens protcstirten die opponirenden Departements gegen die Vermögens-Aristokratie der Ccntrnlisation und die Corruption der Local-Administration." Der Satz enthält kein deutsches Haupt-, Eigenschafts- und Zeitwort. Wenn man sich in der wissenschaftlichen Sprache auch Sätze wie: „Hegel hat sogar strenger als andere Logiker die Disjunction- als die Opposition conträrer Urtheile von der nur in der Oberfläche der bloßen Diversität bleibenden divisen Disjunktion unterschieden. Im concreten Falle somit den Theismus als Negation des Pantheismus, diesen als Negation des Theismus, folglich eine weder pantheistische noch theistische negative Identität zu setzen, stimmt vollkommen mit Hegels Logik und Methode überein," gefallen läßt, so kann man doch fragen, warum selbst unsere besten Schriftsteller in Werken, die nicht für ein ausschließlich gelehrtes Publikum berechnet sind, die allgemeine Verständlichkeit fortwährend durch neue fremde Wörter beeinträchtigen und französische Constructionen gebrauchen. So französisch wie Fürst von PücklerMuskcm Hot sich freilich znm Glück kein zweiter Schriftsteller in deutscher Sprache ausgedrückt.

Es wird kein Einsichtiger glauben, daß man, ganz abgesehen von Kunstausdrücken, sowie von den vollständig eingebürgerten, der deutschen Sprache einverleibten ehemals fremden Wörtern auch nur jene mit einem Male aus dem Sprachschatze streichen könne, welche im Bewußtsein des Volkes noch als etwas Fremdes empfunden werden. Kein Einsichtiger wird es für möglich oder auch nur für räthlich halten, sie mit einem Male durch Verdeutschungen zu ersetzen. Womit sollten wir unsere Zimmer möbliren, wenn es keine Fauteuils, Canapees, Causeuses, Chaise-Longues, Sophas, Divans, Ottomanen, Secretaires, Consoles n. s. w. gäbe. Es bliebe uns nur Tisch, Stuhl und Bett, nur noch Kasten und Schrank. Es giebt ohne Logen, Parterre, Gallcrie, Couisse, Costüme, Dccoration, Couplet, Ballet, Debüt, Repertoire, Regisseur, namentlich ohne Souffleur und Claque kein Theater. Die fremden Wörter herrscheu von Premier bis zum Lakai, vom Chef bis zum Portier, vom Palais bis zur Baracke.

Man muß dieses neu gesprocht zeitweilig sogar gehegte und gepflegte Unkraut, das allerdings das heimische Korn in freier Entfaltung und fröhlichem Wachstum hemmte und hemmt, zunächst noch weiter dulden. Es wird ober von selbst allmählich in dem Grade absterben, in dem unser nationales Selbstbewußtsein und der Stolz auf unsere Sprache immer mehr wächst und die Bekanntschaft mit den Mitteln zunimmt, welche unsere Sprache selbst zu ihrer Bereicherung bietet. Je deutscher Jemand fühlt und denkt, um so deutscher wird er auch sprechen und schreiben.

Die noch notwendige Duldung der fremden Wörter, welche im Allgemeinen die Volksversttndlichkeit beeinträchtigen, darf aber nimmer in Bevorzugung derselben ausarten. Wo völlig gleichbedeutende, klare deutsche Wörter zu Gebote stehen und keine Entlehnung des damit bezeichneten Begriffes stattfindet, sei das fremde Wort verbannt! Nicht das unabweisbare Bedürfniß das allein den Gebrauch fremder Wörter rechtfertigen kann, sondern lediglich die thrilweise als Weltbürgerthum gepriesene Verachtung des Heimischen hat z. B. Ncveu statt: Neffe, Niöce statt: Nichte, Eleve statt: Zögling, Deputirter statt: Abgeordneter, Metier statt: Handwerk, Supplik statt: Bittschrift, majorenn, statt: großjährig, Gardinen statt: Vorhänge und zahlreiche andere eingeschmuggelt. Zeigen wir, daß die Zeiten endlich unwiederbringlich vorüber sind, in denen ein einziges französisches Wort statt eines deutschen den ganzen Menschen auszierte, wie Gervinus spottend von der gebildeten Gesellschaft am Anfange des 18. Jahrhunderts sagte. Es liegt leider in der Entwicklung unserer Sprache, die ein getreues Abbild ist unseres so lange von Frankreich abhängig gewesenenen socialen und politischen Lebens, daß sich fremde Ausdrücke selbst als die geläufigeren und scheinbar bezeichnenderen mit roher Anmaßung aufdrängen. Aber wer auf den Namen eines deutschen Schriftstellers Anspruch erheben will, soll das anstrengendste Nachdenken nicht scheuen, um für jeden Begriff den besten Ausdruck zu finden, den die so bildsame und ausgebildet deutsche Sprache bietet.

Leibnitz sagte, daß die deutsche Sprache es weniger nöthig hat als andere, fremde Wörter aufzunehmen. Auch Behörden, Regierungen, gesetzgebende Gewalten, welche zugleich für Einführung und Verbreitung neuer Ausdrücke so wirksame Mittel an der Hand haben, sollen sich stets ihrer P flicht bewußt sein und für möglichste Reinhaltung der Muttersprache sorgen, wenn sie auch nicht so weit gehen dürfen, wie der Wcimar'fche Landtag, der 1823 bei Strafe verbot, fernerhin: Advocat zu sagen.

Ter Franzose hat nicht blos für Schönheit, sondern auch für Reinheit der Sprache ein ausgebildetes Gefühl. Er weiß, daß die Sprache gleichsam die äußere Erscheinung des Geistes eines Volkes ist, und daß' die Neinhaltung der Sprache nicht gleichgiltig ist für Reinhaltung der Eigenart eines Volkes, für sein Selbstbewußtsein und seine Unabhängigkeit. Mit peinlichster Sorgfalt wacht er, daß nichts Fremdartiges, was sein Ohr verletzt, in seinen Wortschatz eingeschleppt werde. Er kennt auch in der Sprache jene Frcmdsucht nicht, die in Folge der langen socialen und politischen Abhängigkeit von Frankreich den Deutschen charakterisirt, der unter allen Völkern zur Bezeichnung der Wertlosigkeit, Geringfügigkeit das ihn wenig ehrende Sprichwort besitzt: Es ist nicht weit her. Warum ahmen wir die Franzosen in Allein, nur nicht in diesem Punkte nach? Und ist auch unser Gefühl durch fortdauernde Gewöhnung so abgestumpft, daß uns die fremden Worte überhaupt nicht mehr beleidigen; haben wir auch das Verständniß von dem Werth und der Würde einer einheitlichen Sprache verloren: finden wir also darin keinen Grund, selbst die entbehrlichen fremden Worte zu meiden: — so möge sich doch wenigstens fortan Niemand mehr mit den fremden Worten, die uns eine eindringliche Mahnung an die Zeiten der tiefsten Schmach, an die Zeiten der Unterjochung deutschen Geistes sind, brüsten nnd so unbewußt auf Wiederkehr derselben hinarbeiten! Mit der Nation verfällt die Sprache derselben und mit der Sprache die Nation!

- Die Geschwister.
 - Roman in vier Büchern von Karl Irenzcl.
- von

Raul Lindau.

— Berlin. —

nter den erzählenden Dichtungen Karl Frenzels stelle ich die neueste den vierbändigen Roman „Die Geschwister“^{*)} am höchsten. Ich nehme keinen Anstand, diesen Roman als einen der lesenswerthesten zu bezeichnen, die in jüngster Zeit in Deutschland erschienen sind. Die Geschichte ist gut erfunden, sie spielt unter lebenswahren Personen unserer Zeit, unseres Landes und unserer Gesellschaft; der Ton, der aus ihr uns cntgegenklingt, ist unserem Ohre vertraut; und sie ist mit einem Geschicke aufgebaut und in einer Weise vorgetragen, die uns eine ernsthafte Freude und willkommene Anregung gewähren. Was uns Frenze! erzählt, geht in den Jahren 187Z und 1873 vor sich, in jener denkwürdigen Zeit nach dem Kriege, in der unser Vaterland wie von einem Taumel befallen war; inderZeit, da die unheimliche Sucht nach plötzlichem und mühelosem Erwerbe wie eine verheerende Seuche um sich griff und mit ihrem Gifte auch gesunde Naturen ansteckte, da ein tollkühnes Unternehmen, das keinen Augenblick vor der nüchternen Prüfung Stand hielt, ein anderes wahnwitziges jagte; in jenen Tagen des leichtsinnigen Genieszens und der Selbstverblendung, die sich selbst als die „Zeit des wirthschaftlichen Aufschwungs“ bezeichneten und die jetzt als die berüchtigte „Gründerzeit“ in unserer Erinnerung einen schwarzen Strich haben. Gleichzeitig machen sich in denselben trüben Tagen die ersten Anzeichen der staatsfeindlichen Wühlereien jener Partei geltend, der die Erstarkung der protestantischen Macht ein Dorn im Auge ist, und die die Negierung veranlassen, aus der Abwehr zum Angriff überzugehen. Innerhalb der letzten Herrlichkeit der Gründerzeit nnd der ersten An

fange des Culturkampfes bewegen sich 'also die Gestalten der Frenzel'fchen Dichtung und treten uns als an diesen die wichtigsten Interessen des Staates berührenden Fragen mehr oder minder Bethciligte entgegen.

Wie es aber zum Glück im wirklichen Leben harmlose Naturen gibt, die von dem Wellenschläge des Staatsschiffes nicht berührt werden, die sich ihres Zusammenhanges mit der großen Gemeinsamkeit des Staates über» Haupt kaum bewußt werden und in dem engen Kreise ihrer eigenen Empfindungen — der alleinigen Ursache ihrer Handlungen — ihr Leben aufbrauchen, so auch in der Frenzel'fchen Erzählung. Während die Einen fieberhaft nach dem Abendblatt greifen, um eine Erklärung des Ministers im Reichstage im Wortlaut zu lesen, oder aus den Bvrsendepcschen von den Wiener Schlußcourfen Kenntniß zu erhalten, werden die Andern, die die Worte „Culturkampf“ und „Börsenkrach“ nur flüchtig vernommen und kein Verlangen danach haben, deren eigentliche Bedeutung zu erkunden, tiefbewegt, wenn ein flüchtiger Blick aus geliebtcm Auge sie streift; und sie bleiben theilnahmslos allen solchen Fragen gegenüber, von denen man sagt, daß sie die Welt erschüttern.

Aus diesen beiden Elementen, aus Leuten, die in die weite Oeffentlichkeit eingreifen und zu ihr in einem Abhängigkeitsverhältnisse stehen, und solchen, deren Regungen sich nur im Engen und Geheimen entzünden und dort auch verzehren, ist die Gesellschaft, in die uns der Dichter der „Geschwister“ führt, zusammengesetzt.

Gleich auf der ersten Seite giebt Frenze! seine Absicht zu erkennen, daß er uns keine zeitlose Geschichte aus Wölkenkuckucksheim, sondern Begebenheiten aus unseren Tagen und unserem Leben erzählen will, die, wenn sie sich nicht zugetragen haben, sich doch zugetragen haben könnten. Er führt uns auf den Bahnhof einer mittleren Provinzialstadt in Schlesien, die er Fricdberg nennt, in dem Augenblick, als der Kaiser von dem Hoch der Bevölkerung begrüßt, die Station verläßt.

Es ist da erst vor wenigen Tagen ein neuer Bahnhofsinspector angestellt worden, über den sich die um den Stammtisch in der Bahnhofsrestauration vereinigten achtbaren Bürger von Fricdberg angelegentlich unterhalten. Er heißt Fritz von Barnim. Das eiserne Kreuz auf der Brust bezeugt, daß er als Offizier im letzten Feldzuge feine Schuldigkeitgethan hat. Obwohl er erst vor wenigen Tagen seine neue Stellung angetreten hat, ist er doch in der Gegend kein Unbekannter. Er steht 'zu dem vornehmsten Herrn, zu dem ultramontanen Fürsten Rybnik, dessen Schloß vom Bahnhof aus zu sehen ist, sogar in naher verwandtschaftlicher Beziehung: seine verstorbene Schwester war die erste Gattin des Fürsten. Nach deren Ableben hat dieser eine zweite Ehe mit einer sehr schönen jungen Französin, Lconie, geschlossen. Nicht allein dadurch hat sich das Verhältnis; zwischen Fritz von Barnim und dem Fürsten stark gelockert. Fritz ist ein flotter und leichtsinniger junger Mann gewesen; er hat Schulden gemacht, die der reiche Schwager zuerst bezahlt hat. Fritz hat aber weiter gewirthschaftet, und die schwägerliche Unterstützung ist ausgeblieben. Da hat sich der junge Mann aufgerafft, ist als Kaufmann in die weite Welt gezogen und hat sich durch gute Wirtschaft in Asien so viel verdient, daß er seinen europäischen Verpflichtungen bis auf Heller und Pfennig hat genügen können. Dann ist er in die Heimat zurückgekehrt, hat, als der Krieg ausbrach, wieder Dienst genommen und nach Beendigung des Feldzuges die bescheidene, aber seinen Ansprüchen genügende Stellung eines Bahnhofsinspectors in Friedberg erhalten.

Wenn ihm auch die unmittelbare Nachbarschaft des Schwagers, dem er nun gänzlich entfremdet ist, und der eleganten Fürstin Leonie, die jetzt an der Stätte waltet, wo seine Schwester früher gebot, — wenn ihm diese Nachbarschaft auch mißliche Empfindungen bereiten mag, so werden diese durch erhebliche Annehmlichkeiten, die Friedberg ihm bietet, doch reichlich aufgewogen. In Friedberg verbringen die Geschwister Tornow alljährlich mehrere Monate, Egon, als Leiter der Tornow'schen Fabrik, Magda als sorgende Schwester und wohlmeinende Pflegerin der Arbeiterfrauen und Kinder.

Magda ist kein junges Mädchen mehr; sie steht hart an der Grenze der gefährlichen Dreißig. Sie ist eine klare, schlicht vornehme Natur. Man begreift nicht recht, weshalb dieses onmuthige, edle und vermögende Mädchen ihren natürlichen Beruf, sich zu verheirathen, verfehlt hat. An Bewerbern hat es ihr doch gewiß nicht gefehlt, fehlt es ihr wahrscheinlich auch bis zu dieser Stunde nicht. Und wenn uns nicht alles täuscht, so ist jener eigenthümliche interessante junge Mann, Freiherr Edmund von Rodenschildt, der mit demselben Zuge wie Egon in Fricdberg eingetroffen ist, gar nicht abgeneigt, sich Magdas dauernde Gunst zu erringen. Edmund von Rodenschildt hat in seinem ganzen Wesen und Gebaren etwas Undurchsichtiges; er erscheint vor uns zwar nicht mit der finstern Miene eines melodramatischen Verräthers, der den Dolch im Gewände birgt; aber wir trauen dem, einen eigenartigen Sakristeigeruch um sich verbreitenden und weltmännischen Baron, der als Erzieher in das fürstliche Haus der ultramontnnen Rybnik eintritt, nicht viel Gutes zu.

Frenze! führt diese vier Gestalten, die unsre besondere Theilnahme erregen sollen: Magda und die drei jungen Männer, Fritz, Egon und Edmund, in geschickter Weise zu einem vertraulichen Geplauder zusammen und charakterisirt sie scharf in der Stellung, die ein jeder von ihnen zu den sogenannten „Tagesfragen“ einnimmt. Es ist natürlich, daß sich in den, Wohnzimmer des Fabrikbesitzers zunächst die Unterhaltung um die Arbeiterfrage entspinnt. Der Fabrikant Egon Tornow ist der entschiedenste Gegner der Socialdemokratie, die für ihn lediglich eine roh und blind zerstörende Gewalt ist, und als deren wahre und schreckliche Verkörperung er eben nur die Pariser Commune betrachten kann. Der Aristokrat Fritz von Barnim ist ein strammer Anhänger der Monarchie, und die Menge ist ihm nicht sowohl ein schreckliches als ein widerwärtiges Ungeheuer, Baron Edmund kommt aus Rom. Er blickt nicht mit der Geringschätzung des Offiziers auf die Masse herab; er sieht ihr auch nicht mit dem Bangen des Fabrikanten entgegen. Er glaubt in ihr vielmehr eine Gewalt zu erspähen, die unter Umständen recht nutzbar gemacht werden könne; nnd in ähnlicher Weise wie der frühere Bischof von Mainz, von Ketteler, verspricht auch er sich großen Gewinn davon, wenn man die Socialdemokratie mit den Ideen des orthodoxen Christen» thums durchtränken könne. In diesem Gespräche macht sich, zunächst in leisen Andeutungen, dann aber immer schärfer, ein entschiedener Gegensatz zwischen Fritz und Edmund geltend. Die Beiden stoßen sich ab, und man fühlt, daß dieses Widerstreben nicht blos durch die Verschiedenartgkcit ihrer Grundsätze und Auffassungen hervorgerufen wird: ein jeder der Beiden wittert in dem Andern so etwas wie einen gefährlichen Nebenbuhler. Wenn es auch mit keinem Worte ausgesprochen ist, so hat man doch das Bewußtsein, daß es sich für Beide eigentlich nur um Magda handelt. Diese Gegnerschaft ist mit sehr feinen Strichen gezeichnet. Es ist bisher eigentlich nichts vorgefallen, was die Beiden entzweien könnte; es ist noch nicht eine Andeutung gefallen, die auf ein vertrauliches seelisches Verhältnis) zwischen Fritz und Magda und aus die Absicht Edmunds, sich um die Hand des reichen Mädchens zu bewerben, schließen ließe. Und doch spricht in dem eifrigen Hin und Wider der politischen und socialen Erörterungen ein Drittes mit, das unausgesprochen bleibt: in dem Gespräche über die öffentlichen Fragen summt im Geheimen ein dumpfes eifersüchtiges Grollen, das ein jeder vernimmt; auch Magda, die aufmerksame ZuHörerin.

In demselben Friedberg hat nun eine fahrende Kunstreitergesellschaft ihre Zelte aufgeschlagen, und in dieser Gesellschaft finden wir die Mignon, die nun einmal in dem deutschen Romane, wie es scheint, nicht fehlen darf. Sie heißt Ada — brauche ich zu sagen, daß sie rothe Haare hat, und daß ein „Hauch von Ursprünglichkeit“ sie umschwebt? Außer dieser Ada, der das Vagnbundenleben widersteht, die die halbsbrecherischen Kunststücke nicht mehr mitmachen will und bei der menschenfreundlichen Magda Obdach sucht und findet, fesselt uns in der Akrobatcnbande noch besonders der Thierbändiger Villon, der Simson der Gesellschaft. Die vortrefflich gezeichnete Figur des kräftigen, etwas gewalthätigen, aber im Grunde des Herzens gutmüthigen Mannes weiß sofort eine freundliche Gesinnung in uns zu erwecken, und wenn uns das mit französischen Brocken versetzte Kauderwälsch, das er spricht, auch ei» bischen stört, wenn wir ihm auch eine andere Ausdrucksweise gewünscht hätten, als gerade dies mit Gallicismen durchmengte Deutsch und das mit Germanismen gemischte Französisch, so fesselt er uns doch; und wir vernehmen mit gespannter Aufmerksamkeit den wunderlichen Roman seines Lebens, den er seinem freundlichen Wirthe, dem Bahnhofsinspector Fritz von Barnim, erzählt. Es ist eine kraus verworrene, etwas unwahrscheinliche Geschichte, aber sie ist spannend genug. Villon hat bessere Tage gekannt, er ist verhcirathet gewesen, er hat ein Kind, aber dies Kind ist ihm entfremdet. Wenn er daran denkt, bricht er in drohende Worte aus. Er haßt diese Person, die ihm das bitterste Leid zugefügt hat, wie Narciß die Pompadour. Ja, bisweilen nimmt seine Klage sogar denselben Tonfall an; man glaubt Rameaus Neffen zu hören, wenn Villon ausruft: „Ich habe vermutlich noch eine Tochter! irgendwo in der Welt, in Sammetkleidern, mit Perlengehängen . . . schön und nichtsnutzig . . . Sie war eins der hübschesten Mädchen von Paris, meine Heloise, sie konnte singen und musiciren, lachen und plaudern, daß es Jedem eine Herzensfreude war. So viel Anmuth und Unschuld, wo ist sie nun? Im Schmutz verloren — oder ehrlos trotz allen Glanzes, und ich Narr suche sie immer noch!“

Simson sucht sie, der Leser der „Geschwister“ hat ihre Spur schon entdeckt. Welches Interesse könnte die schöne Fürstin Leonie daran haben, die Künstlerbande so schnell wie möglich aus Friedberg zu entfernen? Weshalb läßt sie den geheimnißvollen Auftrag durch eine Vertrauensperson an den Besitzer des Circus ausrichten? Was hat eine Fürstin Rybnik mit fahrenden Kunstreitern zu schaffen? So seltsam es uns berührt, die beiden Personen: den mit wilden Bestien im Käfig „arbeitenden“ Simson und die vornehme Frau auf der höchsten Höhe der bevorzugten Gesellschaft, miteinander in Verbindung zu bringen, es steigt uns doch der Argwohn auf, daß diese glänzende Leonie Rybnik mit der verschollenen Heloise Villon identisch sein könnte, und dieser Argwohn befestigt sich immer mehr.

Mit den Kunstreitern zugleich verlassen auch wir die schlesische Provinzialstadt. Das laute und bunte Treiben der Hauptstadt nimmt uns auf, und wir vergessen darüber einstweilen den starken Simson und sein Leid.

Die fürstlich Rybnik'sche Familie und in ihrem Gefolge der aristokratische Hauslehrer Edmund, sowie auch die Geschwister Tornow haben zum Herbst ihren Wohnsitz in Berlin genommen. Der Fürst hat sich an einem großen Eisenbahnunternehmen betheiligt, dessen Ausführung den Werth seines schlesischen Grundbesitzes beträchtlich steigern würde. Durch dieses große Geschäft kommt der Fürst auch in Berührung mit einem bedeutenden Finanzmanne, dessen Confcsfion, selbst wenn er nicht Isaak Kronheim hieße, kaum zweifelhaft fein würde. Ja, es wäre vielleicht nicht einmal nöhhig gewesen, Herrn Kronheim so stark jüdeln zu lassen, wie dies geschieht. Es soll nicht bestritten werden, daß es Commerzienräthe giebt, die wie der Commerzienrath Kronheim sagen: „Wie heißt! Soll mich Gott bewahren, zu verleumden einen jungen strebsamen Mann.“ Aber wenn das Realismus ist, so erscheint er mir etwas zu billig.

Dieser „junge strebsame Mann“, von dem Herr Kronheim spricht, ist Niemand anders als Baron Edmund von Rodenschildt, dessen Physiognomie von dem Augenblick an, da er die Hauptstadt betritt, wesentlich an Schärfe gewinnt. Ter geschmeidige kirchlich-socialistisch angehauchte Aristokrat zeigt alsbald eine überraschende Gewandtheit auch in kaufmännischen Dingen, namentlich, wenn diese zu jener zweideutigen Art gehören,

wie sie während der Gründerzeit im Schwange waren. Seine Brauchbarkeit wird denn auch sehr bald von dem Geldmanne und dem mit ihm Verbündeten Fürsten Rubnik erkannt; und Niemand versteht es so gut, einen Prosvect mit verlockenden Wendungen aufzusetzen und den gewinnsüchtigen Börsenleuten die Pille, die sie schlucken sollen, mundgerecht zu machen wie Edmund. Auch in ihm erwacht, während er sich mit den wirklich vorhandenen und den eingeredeten Millionen zu beschäftigen hat, das heißhungrige Verlangen nach Gold. Und nun wird auch zu seiner Bezeichnung das Wort ausgesprochen, das uns schon immer auf der Zunge geschwebt hat: nun wird er schlechtweg ein „Streber, der nicht wählerisch in seinen Mitteln ist“ und „einen römisch geistlichen Duft aushaucht“, genannt. Wir haben uns also nicht in ihm getäuscht, und das, was wir bei der ersten Begegnung mit ihm als Per« muthung hegten, wird nun zur Gewißheit: Edmund fahndet auf das reiche Mädchen, auf Magda. Während der Zeit seiner Bewerbung will er jedoch selbst möglich viel Geld verdienen, und es versteht sich, daß er mit geistvollen Sophismen vor seiner Umgebung und sich selbst die Berechtigung seiner Gewinnsucht nachweist. In den Berathungen des Gründungsausschusses führt er eine wichtige Stimme, und mit Beredsamkeit weist er auf die großen Vortheile hin, die der Allgemeinheit aus der neuen schleichen Bahn erwachsen würden.

Es ist keine Bahn nach dem Monde, die Frenze! entwerfen läßt; es ist eine richtige Bahn durch Schlesien, die sich auf der Karte finden ließe. Bei dieser Achtung vor den wirklichen Verhältnissen, die ich dem Verfasser als Verdienst anrechne, befremdet es nun um so mehr, wenn da plötzlich Dinge zur Sprache kommen, die ganz und gar aus der Wirklichkeit heraus, fallen. In der Sitzung des Ausschusses werden namentlich die Schwierigkeiten besprochen, welche zur Erlangung der Genehmigung von Seiten der Regierung noch zu überwinden sind; und da heißt es denn, die Regierung wolle noch die Stimme eines Sachverständigen hören und habe beschlossen, zu dem BeHufe den Bahnhofsinsvector Fritz von Barnim nach Berlin zu berufen. Ich glaube, die vortragenden Räthe des Herrn Maybach würden ein curioses Gesicht machen, wenn man ihnen zumuthete, sich von dem Bahnhofsinspector einer kleinen Provinzialstadt über eine entscheidende grundsätzliche Frage Belehrung zu holen. Da verräth sich in nicht allzu geschickter Weise lediglich das Bedürfnis; des Romandichters, die Leute, die für ihn von Wichtigkeit sind, auf einen Fleck zusammenzuführen.

In Berlin machen wir nun einige neue wichtige Bekanntschaften. Da draußen vor dem Schönhauser Thor lebt in einem kleinen Häuschen Martha Lcbrecht, die lange Jahre hindurch die treue Dienerin der verstorbenen Fürstin von Rybnik, der Schwester des Bahnhofsinspectors, und später Wirthschafterin im Tornow'schen Hause gewesen ist. Bei dieser hat Magda auch die frühere Kunstreiterin Ada untergebracht, die sich in dem eintönigen und beschwerlichen Dasein einer sittsamen Arbeiterin so gut es eben gehen will, zurechtzufinden sucht. Bei der braven Frau Lebrecht wohnt noch als Miethsmaim der junge vergnügte Maler Gustav Kraus, der eben bekannt zu werden anfängt, seine ersten Bilder verkauft und sich für die frische Tochter des Herrn Kronheim, Clarisfa, sehr lebhaft interessirt.

An einem Sonntagnachmittag macht sich Ada auf den Weg zu Magda. Die Schilderung dieser Wanderung mis der Vorstadt durch die Stadt bis zu dem vornehmen Westen gehört zu den sehr gelungenen Seiten des Romans. Die Stadt, die Beleuchtung, die Stunde, alles das ist vortrefflich zusammengestimmt und durchaus wahr. Und es ist richtig, daß sich unter dem Einfluß dieser Äußerlichkeiten Adas Gefühle aus dem Dunkel herausarbeiten. Die knospenden Empfindungen dieses wunderbaren Mädchens sind mit großer Anmth geschildert. Ada vermißt sich, sich in den hochgestellten, reichen Egon Tornow, ihren Wohlthäter und Beschützer, zu verlieben, und die zwanglose Gcmüthlichkeit, mit der der Herr die Dienerin behandelt, schneidet ihr in's Herz. Sie mag sich das Unmögliche selbst nicht gestehen, aber die Eifersucht bringt ihr das Verhängniszvolle ihrer Leidenschaft zur Anschauung. Ada ist eifersüchtig, — eifersüchtig auf die schöne Fürstin Rybnik! Sie hat die strahlende Frau freilich nur flüchtig gesehen; aber ihr jungfräulicher Spürsinn sagt ihr, daß sie von dieser nichts Gutes zu gewärtigen habe.

Ada ahnt ganz richtig. Der junge Fabrikant bemüht sich wirklich sehr lebhaft um die Gunst der Fürstin. Es ist freilich keine tiefe Leidenschaft, die ihn dazu treibt, sondern vielmehr nur ein Gefühl der verzeihlichen jugendlichen Eitelkeit; das Wohlwollen der vornehmen Frau schmeichelt ihm, und sie, die Fürstin Rybnik, findet den jungen Tornow so liebenswürdig und angenehm, wie er ja ist. Seine Huldigungen sind ihr aber auch noch aus anderen Gründen werthvoll. Die verschwenderische Frau hat etwas mehr ausgegeben, als sie ihrem Gatten, der gerade jetzt von Sorgen gedrückt erscheint, gestehen mag; und sie hält es für gestattet, die Hülfe eines edelmüthigen Freundes, der ihr den erbetenen kleinen Dienst mit tausend Freuden leistet, in Anspruch zu nehmen. Eine wahrhaft vornehme Frau würde freilich schwerlich auf diesen Ausweg gerathen; aber es erscheint mir ganz richtig, daß in diesem entscheidenden Falle durch die glänzenden Verhältnisse, in die Leonie gestellt ist, der angeborene Leichtsinn in der Wahl der Mittel durchbricht. Es ist nicht die gefeierte Fürstin Rybnik, es ist die Tochter Villons, die Egon Tornow um ein Darlehn angeht — das alte Vagabundenblut regt sich wieder.

Magda hat sich uns noch immer nicht genähert; wir bleiben in ehrerbietigem Abstände von diesem Mädchen entfernt. Wir sühlen, daß sie etwas mit sich herumschleppt, was sie schwer drückt; wir wissen nicht, was. Magda thut uns leid, und wir wissen nicht, warum. Es ist eine Eigenthümlichkcit Jrenzels, daß er uns lange auf das erklärende Wort warten läßt. Was ist das für ein Geheimnis;, das an Magdas Lebensfreuden nagt, das ihr den frohen Genuß an den Glücksgütern, mit denen sie gesegnet ist, vergällt und sie vereinsamt?

Nur Einer scheint um dieses Geheimnis; ihres Lebens zu wissen, das ist ein gewisser Schling, ein Lump mit Bildung, der allerhand merkwürdige Geschäfte betreibt' und in diesem Augenblick dem Maler Kraus Modell steht^ Die Gestaltung dieses verbummelten Ke^rls ist Frenze! meisterlich gelungen. Man sieht diese Mißbildung unsres modernen gesellschaftlichen Lebens, diese wundersame Verschmelzung von Bildung und Verkommenheit, einen typischen Auswuchs unsrer Cultur, leibhaftig vor Augen. Betrachten wir ihn genauer, so erkennen wir auch eine starke Aehnlichkeit zwischen ihm und einem andern Individuum desselben Schlages, dem wir früher einmal irgendwo begegnet sind. Und nun hören wir seine Geschichte. Wir erfahren, daß er der Sohn eines armen Mannes, der Sohn des Portiers im Hause des reichen Wolf Tornow gewesen ist. (Seite 32, Band III.) „Eine Reihe modernster Charaktermasken hat er getragen; er war Volksredner, socialistischer Wahlagitator und stellvertretender Vorsitzender einer Volksbank gewesen, er hatte Hausverkäufe und Wechselgeschäfte vermittelt und sich einige Zeit nicht ohne Glück als Zeitungsreporter versucht." Nnd nun wissen wir auch, wo wir diesem Gerhard Schling schon begegnet sind: ä'uu r«rtisr, ss rempor

t«is tou» los prix . . . loin' ä t«ur LMrtior ä'l'mnoncos, Zt^iivFi-n^Iio, «onlluis vo^a^our ou lidi-ain?, LOOivtair« ü'nu cloputö wntro, clont ss taissi« lo» (iisooors, reclacturs «n, cliss, vivant (i'expöclions, omMinwut l'äüiuöü?. js suis arrivS ä l'Ssss clo ,juaiAnt« nu» — " es ist Giboyer in dem Augier'schen Drama „l^08 Wront^-, der ganz dasselbe Leben durchlebt hat und ganz dieselben Gesinnungen heg, wie Gerhard Schling in den „Geschwistem". Die llcbereinstimmung zwischen den Beiden ist eine sehr große; und doch wird Frenze! selbst derselben wahrscheinlich nicht gewahr geworden sein. Das gehört vielmehr in das Kapitel der Reminiscenzen, über das ich in einem früheren Hefte dieser Zeitschrift eingehender gesprochen habe.

Noch eine sehr starke Reminiscenz oder eine merkwürdige geistige Begegnung ist in demselben Bande des Romans zu verzeichnen. Vor dem Schönhauser Thor, in dem kleinen Häuschen, wo Martha Lcbrecht wohnt, hat Gustav Kraus zur Feier des Verkaufs seines ersten Bildes ein Künstler« fest veranstaltet, zu dem er auch den Baron Edmund geladen hat. Tie alte Martha ist im Besitz einer handschriftlichen Aufzeichnung der verstorbenen Fürstin Rbnik, die über das tragische Ende der unglücklichen Frau Aufschluß giebt. Martha hat die Schriftstücke, die sie sorgsam aufbewahrt hat, hervorgeholt, um sie endlich an diejenige Persönlichkeit gelangen zu lassen, für die sie bestimmt sind. Sie hat sich von dem lauten übermüthigen Feste der Künstlerjugend zurückgezogen. Da wird die Thür leise aufgemacht, Edmund tritt herein. Die alte Frau erschrickt; sie will schreien, sie ruft so laut um Hülfe gegen den Dieb, daß es vielleicht im Atelier gehört wird. Edmund hält ihr gewaltsam den Mund zu, — lange, zu lange, die alte Frau brich! leblos zusammen.

Diese grausige Scene, die Frenze! mit wahrer Knnst in ergreifender Weise dargestellt hat, findet sich im Wesentlichen genau so in einer wenig bekannten aber meisterhaften Novelle eines im Verborgenen gebliebenen Schriftstellers, der sich Hildebrandt nannte. Die Novelle ist im Jahre 1869 oder 1870 im „Neuen Blatt" nnter dem Titel „Eine Testamentscommission" erschienen. Wenn Frenze! dieselbe, was ich nicht nur für möglich, sondern sogar für wahrscheinlich halte, nicht gekannt hat, so wird ihn dieser Hinweis auf eine höchst sonderbare Begegnung auf schöpferischem Gebiete interefsiren. Im Uebrigen ist diese Scene, die in der Frenzel'schen Darstellung kein Leser ohne fieberhafte Aufregung lesen wird, ganz und gar des Dichters unbestrittenes Eigenthum.

Ausgezeichnet ist auch die Beschreibung der ersten Stunden, die dem Morde und dem Diebstahl folgen; denn Edmund hat die Schriftstücke, in denen er eine Waffe zur Erringmig Magda Tornows zu finden hofft, gestohlen. Edmund hat sich unbemerkt davon geschlichen. Den jungen Leuten, die in der Werkstatt die Bowle leeren, singen und lärmern, fällt es nachgerade auf, das; Frau Lebrecht so lange dem Feste fern bleibt. Ada will nachsehen, womit sich die Alte zu schaffen macht. Sie findet die Unglückliche erdrosselt auf dem Boden liegen. Entsetzt ruft sie die Andern herbei. Die Polizei wird benachrichtigt. Vom Mörder ist keine Spur zu entdecken. „Während Ada auf einer Fußbank fitzend in Thronen zerfließt, jeder Tröstung, die bald die Gärtnersfrau, bald Villon an sie richtet, unzugänglich, sich in der Seele anklagend, daß sie die gute Alte überhaupt allein gelassen, Egon und Gustav sich, aufzusehen den Schmerz verbeißend, unterreden, haben sich der Arzt, der Polizeilieutenant und ein Constabler an den Tisch gesetzt, um das Protocol über den Thatbestand und die Aussagen der Nächstbetheiligten aufzunehmen. Bei dem Licht derselben Lampe, die Alles gesehen, aber nicht reden kann. Die übrige, so lustige, so glücklich harmlose Gesellschaft hat sich mit stummem Gruß und Handdruck gegen Gustav entfernt." So schließt das zweite Kapitel des dritten Bandes, wohl das glänzendste Jeugniß, das sich die dichterische „Kraft Frenzels bisher ausgestellt hat.

Die Wirkung ist eine so starke, daß dadurch das nun Folgende naturgemäß beeinträchtigt werden muß. Frenze! selbst hat es empfunden, daß ihm eine Steigerung hier wohl schwerlich gelingen würde, und seine Klugheit hat ihm einen Ausweg angerathen. Er läßt den Faden seiner Handlung einstweilen fallen und gibt uns nun Kenntnis; von den Aufzeichnungen der unglücklichen verstorbenen Fürstin Rybnik. Ich will gern zugeben, daß diese Niederschrift dem klaren Verstände, dem edlen Herzen und der stilistischen Gewandtheit der Verstorbenen alle Ehre macht; aber ich kann nicht umhin, gleichzeitig zu bekennen, daß der Leser die Enttäuschung Edmunds, der in den geraubten Blättern Wissenswerthes über das, was ihm nahegeht, zu finden hofft und nun mit den Lebncsschicksalen einer Person vertraut gemacht wird, die ihn kaum noch intresfür, ungefähr theilt. Es hat überhaupt sein Bedenkliches, heut zu Tage noch solche Tagebücher, welche ein Seelenleben abspiegeln, für den Roman zu verwerthen. Die Form ist seit den Goethe'schen Mustern bis auf Auerbachs „Auf der Höhe" allmählich etwas verbraucht.

Erst gegen dm Schluß des dritten Bandes rückt Fritz von Barnim wieder in unfern Gesichtskreis, dem er als der eigentliche Held der Erzählung vielleicht etwas zu lange ferngeblieben ist. Beim Leichenbegängnis der unglücklichen Frau Lebrecht taucht er gelegentlich wieder auf. Er hätte für seine Bedeutung wohl mit größerer Wichtigkeit wieder eingeführt werden sollen. Das Kriegsministerium hat ihn berufen, um seine Ansicht über die Zweckmäßigkeit oder Unzweckmäßigkeit der Bahn zu hören: und der Offizier a. D. und jetzige Bahnhofsinspector erklärt sich aus strategischen Gründen gegen die Anlage. Auf die Unwahrscheinlichkeit dieses Verhältnisses habe ich schon hingewiesen.

Die Rückkehr Barnims und dessen Begegnung mit den Geschwistern Tornow bringt die in's Stocken gerathene Handlung nun in schnellen Fluß. Egon, der, von dem Gründungsfieber mit ergriffen, das bescheidene Vaterhaus verlassen und einen modernen Prachtbau errichtet hat, dessen Einweihung durch ein großes Fest gefeiert wird, überwirft sich völlig mit Fritz, dem unbequemen Vertreter der Sittlichkeit und Nüchternheit, während Fritz und Magda unter Bedingungen, welche die gesellschaftlichen Rücksichten niederreißen und dem Durchbruch der Leidenschaft freien Lauf lassen, in endlich eingestandener Liebe aneinandergetrieben werden; aber nur auf einen Augenblick, dann wendet sich das schwermüthige und unglückliche Mädchen schaudernnd von dem Geliebten ab, wirft einen herzzerreißenden Blick auf ihn und spricht das traurige Wort, das das Geheimniß ihres Lebens endlich löst: „Ich gehöre einem Andern an." Fritz geht, Magda bricht in Thränen zusammen; Ada tröstet sie. Dieser Schluß des dritten Bandes, ich hätte beinahe gesagt, dieser Actschluß ist freilich etwas melodramatisch, aber äußerst wirksam.

Die Offenbarung Magdas, daß ein jugendlicher Fehltritt die Blüthen ihres Lebens zerdrückt hat, kommt uns völlig überraschend. Unsere Phantasie hat für das scheue, abgeschlossene, trübe Wesen des edlen und sym« pathischen Mädchens nach allen möglichen Erklärungen gesucht. Auf die richtige Spur sind wir nicht gerathen. Alles Erdenkliche hätten wir dein so corrcct erscheinenden Mädchen eher zugetraut als das, was sie wirklich gethan hat. Um das Maß ihres Unglücks voll zu machen, ist Derjenige, für den sie so viel gethan, daß ihr zu thun nun nichts mehr übrig bleibt, ein gewissen- und ehrloser Mensch, ein Schwindler und Fälscher, der mit Schimps und Schande von ihrem Vater aus dem Hause gejagt worden ist und sich jetzt, Gott weiß, wo und unter welchen Bedingungen, in der Welt herumtreibt. Aber gerade nun meldet er sich wieder oder läßt seine bevorstehende Ankunft vielmehr durch Gerhard Schling melden.

Nicht blos über Magdas Haupte, auch über dem ihres BruderS ballen sich die Wolken zusammen. Der wahnsinnige Rausch verfliegt nach und nach, und die katzenjämmerliche Stimmung stellt sich ein. Es zieht ein beunruhigendes Wetter auf, das die Börsenmänner mit geheimem Schrecken erfüllt. Fürst Rybnik ist auf fein Friedberger Schloß zurückgekehrt. Das gescheiterte Eisenbahnunternehmen hat ihn hart an den Abgrund gedrängt; die furchtbaren Aufregungen haben feinen Geist zerrüttet. Die Jesuiten, deren Werkzeug er gewesen ist, wollen nun retten, was noch zu retten ist, und geben ihm einen ihrer Getreuen, einen gewissen Gotthold Demuth bei, der den Baron Edmund verdrängt und bald allmächtiger Herr im Hause ist. Frenzel glaubt offenbar an eine weit verzweigte Verschwörung der Jesuiten, an einen großen Geheimbund, der Diener besoldet, geheime Agenten unterhält und dergleichen. Es wäre gar wohlfeil, das als Ammenmärchen zu verspotten, vielleicht aber nicht ganz berechtigt. Da endlich entladet sich das drohende Gewitter mit dem furchtbaren Wiener Krach. Und fast gleichzeitig, im Mai des Jahres 1873, führt die Regierung den ersten Schlag gegen die aufsässige Kirche. Fürst Rybnik bricht zusammen; sein Geist wird oft von finstern Wahnsinn umnachtet. Da erhält er noch obenein von unbekannter Hand jene Blätter, die seine erste Frau in den trostlosen Stunden ihres Alleinseins niedergeschrieben hat — eine fürchterliche, niederschmetternde Anklage gegen ihn, dessen grausame Lieblosigkeit das arme Weib in den Tod getrieben hat. Der Absender ist natürlich Edmund, der sich für die Schmach, die er im fürstlichen Hause durch seine rücksichtslose Beseitigung erlitten hat, grausam rächen will.

Hier kann ich Frenze! den Vorwurf, sich einer starken Unwahrscheinlichkeit schuldig gemacht zu haben, nicht ersparen. Man rächt sich doch nicht mit einer Waffe, die tödtlich auf den, der sie führt, zurückfallen muß. In einem Romane wie diesem, der dem Ansprüche, ein Bild unseres Lebens zu sein, in hohem Maße genügt, sollte nichts erzählt werden, was nach gewöhnlicher Auffassung gegen alles Vernünftige und Natürliche verstößt. Edmund ist der Mörder der Frau Lebrecht, auf den die Polizei fahndet. Es ist nur ein einziger Gegenstand da, welcher den Zusammenhang zwischen ihm und dem Morde nachweisen könnte, und das sind eben jene Blätter der verstorbenen Fürstin. Sie sind werthlos für ihn. Das Nächstliegende, das einzig Mögliche ist, daß er diese Blätter, die auf die Spur führen können, sofort vernichtet — er bewahrt sie nicht nur, er giebt sie sogar ans den Händen, lediglich, um wegen einer erduldeten Unbill einem alters- und geistesschwachen Mann einen Schabernack zu spielen. Das erscheint mir in dieser Erzählung nicht zulässig.

Uebrigcns erreicht Edmund seinen Zweck, daß er den halb verrückten Greis noch verrückter macht. Der Fürst bescheidet Fritz von Barnim zu sich; er will ihm Kenntniß von den Klagen der verstorbenen Fürstin und von seiner eigenen Schuld geben; aber bevor ihm dies gelungen, nimmt Fritz die traurigen Blätter und thut damit, was von rechtswegcn Edmund hätte thun sollen: er wirft sie in's Feuer. Die ergreifende Scene aus dem „Roman cl'un zszns Komme oinni-s" erneuert sich.

Auf die geschickte Lösung der kunstvoll geschlungenen Fäden will ich nur noch mit einigen Worten hinweisen. Ich will dem Dichter nicht mehr nacherzählen, Wie der alte Fürst sein jämmerliches Leben beschließt; wie Edmund von fürchterlicher Äugst, als Mörder entdeckt zu werden, gefoltert, mit einem neuen Verbrechen vom Schauplatz verschwindet, man weiß nicht, ob er untergeht oder nicht; wie durch den Tod des Verführers Mcigdas das einzige Hindcrniß, das ihrer Vereinigung mit dem liebenden und geliebten Fritz von Barnim im Wege stand, weggeräumt wird, und wie auch Egon Tornow die treue Seele und hingebende Liebe Adas erkennt und mit ihr sich für das Leben verbindet; wie zu guterletzt die elegante Fürstin gut und logisch als Betschwester endet, oder wie Frenzel sagt, „mit der Gottheit unbewußt Komödie spielt."

Frenzel's Roman ist nicht ohne Fehler, aber er besitzt glänzende Eigenschaften; es ist ein gut geschriebenes anregendes Buch, das Werk eines sorgsamen, ernsthaft arbeitenden Schriftstellers, das ohne Hast und mit künstlerischem Bedacht zu Ende geführt ist. In Ermangelung eines richtigen jungen Mädchens, wie es sein soll — von dem etwas conventionellen Backfisch, der Commerzienrathstochter Clarissa, ist nicht viel zu reden — besitzt die im Dämmerchein gehaltene Figur der Magda einen eigenartigen und wehmüthigen Reiz. Ihr Bruder tritt aus dem Gewöhnlichen nicht heraus. Er ist der junge anständige und gebildete Kaufmann mit vortrefflichen Eigenschaften und einigen Fehlern, wie sie den normalen jungen Leuten eben eigen sind. Biel bedeutender und tiefer angelegt ist Fritz von Barnim, von dem wir nur bedauern, daß er während der Hälfte der Erzählung zur Disposition gestellt wird. Eine eigenthümliche und kühne Idee ist es, den Helden der Erzählung zum Bahnhofsinspector gemacht zu haben. Behüte mich der Himmel, den Bahnhofsinspectoren Unverbindliches nachzusagen. Es sind höfliche, zuvorkommende, umsichtige, gebildete Leute, oft frühere Offiziere, die tapfer gefochten und sich das eiserne Kreuz geholt haben. Aber ein Bahnhofsinspector mit der rothen Mütze als poetischer Bahnhofsinspector — man muß sich erst daran gewöhnen. Sehr fein ausgeführt ist Edmund, dessen Niedergang durch das Streberthum vom charakterlosen Gesellschaftsmenschen zum Verbrecher in folgerichtiger Weise veranschaulicht wird. Ada ist das rothhaarige Naturkind, Gustav Kraus der junge Maler und Kronheim der Commerzienrath, wie sie im Buche stehen, — nicht mehr und nicht weniger. Recht liebenswürdig ist das Hausmütterchen Martha Lebrecht, eine Putzitz'sche Figur, wie sie die Fried darstellen würde; aber vielleicht würde sich die Fried doch über, die Rolle beklagen, weil sie nicht bedeutend genug ist. Unter den episodischen Gestalten ist bei weitem die interessanteste die des verkommenen und gebildeten Schling, aber auch der urkräftige Simson und der jesuitische Temuth sind ganz vortrefflich gezeichnet.

Das Buch ist in gutem, reinem, leichtflüssigem und gebildetem Deutsch geschrieben. Mein Sprachgefühl ist nur ein einziges Mal verletzt worden, und zwar durch die abscheuliche Neubildung „Jetzzeit“, — ein niederträchtiges Wort, das ein Schriftsteller wie Frenze!, der sich für die Schönheit unserer Sprache einen empfänglichen Sinn bewahrt hat, nicht anwenden sollte. Sonst läßt sich Frenze! wohl kaum eine sprachliche Sünde zu Schulden kommen, man konnte ihm vielmehr den Vorwurf machen, daß seine Personen bisweilen in gar zu glattem, akademisch gefeiltm Deutsch sich ausdrücken und zu wohlgesetzte Reden halten. Man kann indessen von ihm sagen, was Frenzel selbst von Barnim sagt: „Er bemüht sich nicht, die Unterhaltung künstlich zu erhöhen, aber unter seiner Behandlung gewinnen alle die kleinen Fragen, Bemerkungen, Scherze und Anekdoten, wenn nicht an Inhalt, doch an Form; es sind Kiesel, die sein Geist gleichsam zu Diamanten schleift.“

Gebildet sind alle die Leute, mit denen wir in der Erzählung zusammen treffen. Namentlich wissen sie in der klassischen Dichtung sehr genau Bescheid. Was diese kleine Clarissa alles in ihrem Briefe anführt! Julia, Shylock, Tuba!, Uriel Acosta und ich weiß nicht, wen noch! Das junge Mädchen geht offenbar zu viel in's Schauspielhaus; und sie hat's doch eigentlich gar nicht nöthig, wie wir andern Leute, die darüber schreiben müssen. Auch die Künstler und Schriftsteller der Gegenwart, nicht der „Jetzzeit“, find den Frenzel'schen Geschöpfen sehr gut bekannt. Auf Neinhold Vegas wird handgreiflich hingewiesen, Ludwig Knaus und Gustav Richter, Paul Heyse und Ludwig Pietsch in der „Vossischen Zeitung“, werden mit Vollem Namen genannt. Ich weiß, daß gewisse Kritiker das als einen Fehler rügen, als eine ungeschickte Nachahmung des französischen Naturalismus, als photographische Wiedergabe, welche die freien Linien des von der schöpferischen Phantasie entworfenen Gemäldes stört. Ich besitze für diefe Art von Kritik nicht das geringste Verständnis;. Wenn ich in einem Buche, das in dem modernen Deutschland spielt, von einem berühmten Maler „Hans Frei“ lese, so stört mich das, weil ich von diesem berühmten Manne nie etwas gehört habe; wird mir Lenbach oder Gustav Richter genannt, so heimelt es mich an, und ich weiß Bescheid.

Merkwürdig, aber durchaus nicht unangenehm berührt es, wenn Frenzel wie er es häufig thut, bei der Schilderung plötzlich aus dem Impefect in das erzählende Präfens verfällt; ich glaube nur, daß er diesen Kunstgriff etwas zu oft anwendet,

Frenzel hat feit feinem ersten Auftreten als erzählender Dichter stete Fortschritte gemacht, und sein neuester Roman, „die Geschwister“ ist, wie ich schon zum Beginn sagte, ohne Zweifel sein reifstes und gelungenstes Werk. Trotz der vier Bände, die zunächst erschrecken, erlahmt die Theilnahme des Lesers nicht einen Augenblick, und wenn wir an der letzten Seite der Dichtung angelangt sind, so scheiden wir von dem Buche mit Bedauern; Clarissa Kronheim würde nicht verfehlen, dieses Gefühl in den Worten wiederzugeben:

„Ich hätte gern nur immer fortgemacht!“

Illustrirte Bibliographie.

hrem schönen Prachtwerke Die Nordlandsfahrten, das nun in Bände abgeschlossen vorliegen wird, läßt die Verlagsbuchhandlung von Ferdinand Hirt und Sohn in Leipzig ein neues folgen, das, wie sich schon aus dem Titel schließen läßt, seinem Inhalte nach eine theilweise Ergänzung des ersten bildet.

Du Ehaillu's Im Lande der Mitternachtssonne behandelt in der Thar Land und Leute des nördlichen Scandinnuiens, Schweden und Norwegen ist lange genug ein ziemlich stiller Erdwincl geblieben, von dem Europa, nachdem die großen Völkerstürme des Nordens zu kläglichem Ende vorübergeiauscht, wenig mehr zu vernehmen gewohnt war. Zur Zeit der Romantiker tönte zwar bisweilen ein Lied über

den Sund herüber', dem man gerne lauschte, aber' das war auch ziemlich alles. Die dichterische Kraft des Liedes war weder reichlich noch außerordentlich, und die bildenden Künstler mußten den ungastlichen Voden der armen Hcimath meiden, sich inmitten reicherer Völker niederlassen und gingen so dem Ruhme ihres Vaterlands verloren. Noch heutelben dicmstendcr bedeutendsten Maler und VildhaueiSeandinauiens im Auslande; und wie wir Deutschen beispicshlllber gewohnt sind, einen Gudc oder Hclmquist den Unseren zuzurechnen, so Hutes überhaupt bei der Zerstreuung, worin Jene leben, daran gefehlt, daß ihre Kunst eigentlich nationalen Stempel getragen hätte.

Und wie mit der Kunst, so war es auch mit dem Nebligen. Schweden und Norwegen waren für den Ausländer eigentlich nur räumliche, ziemlich undeutliche Be griffe, über die man kaum etwas eigenthümliches von Werth anzugeben wußte.

Neuerdings — es ist kaum länger als ein Jahrzehnt her — ist das anders geworden. Es sei hier nicht daran erinnert, daß seitdem die skandinavische Literatur einen bemerkenswerthen Aufschwung genommen, den auch das deutsche Publikum mit dem gewohnten weltbürgerlichen Interesse «erfolgt hat. Dns Land selbst hat an Beachtung gewonnen. Der Deutsche strebt nun einmal in das Weite und glaubt seines Lebens erst recht froh werden zu können, wenn er die heimische Scholle möglichst fern hinter sich läßt, Da ist denn auch dem Norden die Verbesserung der Verkehrsmittel zu gute gekommen, und von den deutschen Sommervögeln, die alljährlich die Grenzen überschreiten, haben sich ihm starke Züge zugewendet.

Den Ersten, die dorthin gelangten, bot ihr Reiseziel den Reiz des beinahe Ncuentdeckten. Sie fanden stellenweise noch ziemlich urwüchsige Zustände vor. Wie der Zufluß wuchs, in demselben Maße nahm auch diese Eigenthümlichkeit ab; aber eben so wurde auch das Reisen bequemer, und der Vorzüge behielt das Land immer noch genug. Großartige Naturschönheiten, unzerstörbar durch die gedankenlose Reisewuth, vereinigten sich hier zu seltenem Zusammenwirken. Ein Alpenland von erhabener Bildung, Binnenwosser in reichlichem Maße, und vor Allem als Rahmen, wie ihn sonst kaum ein Gebirgsland besitzt, die See. Dazu kommen Eulturzustände, die sich allein schon unter dem Zwange des Klimas zu großer Eigenthümlichkeit hatten ausbilden müssen, und eine Bevölkerung, die sich nicht nur gefällig darstellt, sondern auch allein durch ihre Zusammensetzung merkwürdig erscheint. Jeder, der nach Ccandinnvien gekommen ist, hat so die angenehmsten und fruchtbarsten Erinnerungen mit heimgebracht.

So ist es denn nicht anders als natürlich, daß wir Deutschen für Alles, was den skandinavischen Norden angeht, eine lebhaftc Theilnahnmc empfinden. Und ein deutliches Zeichen dieses Umstandes ist es, daß unsere Litteratur sich gegenwärtig häufiger mit demselben beschäftigt. Freilich ist dieselbe immer noch nicht so reichlich, wie man eigentlich dem Gegenstände nach erwarten sollte; aber erfreuliche Anfänge sind doch schon gemacht worden.

Das vorliegende Buch ist ein Lchnwerk: eine Uebersetzung aus dem Englischen. Schicken wir gleich vorauf, daß die Uebersetzung eine gute ist: die Sprache liest sich leicht und flüssig und scheint dem Urtexte fehlerlos nachgearbeitet zu sein. Als Verfasser der Uebersetzung nennt der Titel N. Helms, Du Chaillu, der Verfasser des englischen Textes, ist als Rciscschriftsteller ja bekannt genng und rechtfertigt auch in diesem Buche die Erwartungen, die sein bloßer Name erweckt. Sein Werk ist die Frucht langjährigen Aufenthaltes in Schweden und Norwegen, das er kreuz und quer, Winters und Sommers durchstreift hat, «nd das er zu kennen scheint wie sonst kaum ein Ausländer. Er erzählt angenehm und schildert anschaulich, wie ein Mann, der seinen Stoff vollkommen beherrscht.

Die Anordnung desselben ist ziemlich einfach — ist sie doch durch die Sache selbst gegeben! Der vorliegende erste Halbband bringt zunächst die unumgänglichen Allgemeinheiten, die die Einleitung jeder derartigen Schrift bilden müssen. Darauf folgen ehr ansprechende Schilderungen über Gebiete, die vielfach bekannt sind: Stockholm und das südliche Schweden, und jenen König, dessen dichterische Neigungen bisweilen die Neugier Europas beschäftigt haben. Und dann wendet sich der Verfasser sofort nach dem Norden Schwedens, jmcrc seltsamen Gegend', welche die Phantasie so angenehm beschäftigt, einer Gegend mit unendlich langen Nächten und eben so 'unendlich langen Tagen, welche die einen in die andern zu verfließen scheinen, während die Sonne am

Winteriniltag genau so am Horizonte hinschleicht wie in der Sommermitternacht. Es ist eigentlich nicht recht zu begreifen, welchen Reiz gerade diese Erscheinung auf die Fremden ausübt: den» sie muß doch auf den ihrer Ungewohnten einen nervenerregenden, beinahe peinigenden Eindruck machen, und man kann sich eigentlich kaum

vorstellen, wie z. B. der tiese Schlaf der Natur am lichten Tage anders wirken soll als ein scheinbar ganz unvernünftiges Ding,

Glücklicherweise birten jene Gegenden auch noch sonst des Wissenswerten genug. Die Landschaft erscheint schon durch ihre Einsamkeit großartig, und ihre Bewohner, als die einzigen Nomaden Europas, fesseln die Aufmerksamkeit in noch höherem Grade. Du Chaillu hat es sich nicht verdrießen lassen, ihr Lcben mitzulcben, um ihr Besen und ihre Dascinsbedingnngen kennen zu lernen. Ticsc Eapilcl, die den Finnen und Lappländern gewidmet sind, gehören zu den interessanteste,! des Buches.

Vom Nordcap wendet der Reisende sich westwärts und verfolgt die Küste Skandinaviens auf der norwegischen Seite bis nach Bergen. Dieser alten Hansastadt ist wiederum ein eigener Abschnitt eingeräumt, und die Schilderung derselben, obfchon natürlich wenig mehr als eine Skizze, giebt ein lebhaftes Bild dieses sonderbaren Gemeinwesens, in dem so viel des Alten sich erhalten hat, welches sich nun mit dem neuen Wesen des ganz modernen Handelsplatzes stößt, daß man fortwährend zwischen den überraschendsten Gegensätzen wandelt. Du Chaillu hebt sie als die kennzeichnenden Punkte sehr geschickt hervor; wie man ihm denn überhaupt das Zeugnis, schuldig ist, daß er mit entschiedener Kunst schildert. Auch die kleinen persönlichen Erlebnisse weih er dankbar zu verwerthen, so daß sie bald den Leser zerstreuen, wenn er müde zu

Aus Du Tbaillus „Zm künde der Mitternachtssonne“. Verlag von jerdinand Hirt S Sohn in kcixzig.

werden beginnt, bald feine Aufmerksamkeit für den Gang der Darstellung schärfen. In diesem Punkte könnte mancher von dem Ausländer lernen.

Den Schluß dieses Bandes bildet eine Darstellung der Natur des Landes und die Geschichte derselben. Der Geologie ist eine sehr breite Darstellung gewidmet, dann folgen Eapitel über die Eiszeit und über ihre Ucbcrestc, die Gletscher, über das Wandern der Gletscher und über die Fjorde, worein sic münden. Alles das ist natürlich nicht so trocken behandelt, wie es in dieser dürftigen Aufzeichnung erscheint, sondern entsprechend den Ucbriqen auch für verwöhnten Geschmack mundgerecht gemacht.

So viel ist bis jetzt erschienen. Von dem, was noch aussteht, möchten wir gern eine kurze Andeutung geben, aber leider kann man sich aus dem Prospekte nicht ganz klar vernehmen. Der Verfasser hat die Wichtigkeit des Titels — wie ja auch schon der glückliche Gcsammtitel beweist — von Grund aus begriffen, und so bietet denn das Jnhaltsvrczcichniß eine lange Reihe von Ncberschriften, von denen eine immer ver»

lockender klingt wie die andere, bei denen man aber nur in seltenm Fällen errathen kann, worauf sie eigentlich deuten. Nur so »iel ist klar, daß der Rest der ersten

?ll>thcllung sich ferner mit Norwegen zu beschäftigen scheint, um hierauf zu der Geschichte des Landes überzugehen. Und in der zweiten wird der Gang der Wanderung

vollends unklar: sic scheint sich nach dem Norden zurückzuwenden und dann in Schweden zu endigen. Jedenfalls befinden sich in diesem Theilc die Schilderungen der schwedischen Wasscrlandschaften, welche bekanntlich das bevorzugte Reiseziel der Nordlandssahrer sind.

Das ganze Werk ist auf vierundzwanzig Lieferungen berechnet und wird nach seiner Vollendung vier recht ansehnliche Bände füllen. DaS Format desselben ist nicht das gewöhnliche unhandliche, unbehagliche Quart der meisten Prachtwerke, sondern ein Hochoctcw von mäßigem Umfange, welches den Gedanken wenigstens nicht von vornherein ausschließt, daß man das Buch später auch wird halten können. Das ist um so erfreulicher, als der Text wirklich gelesen zu werden verdient — wogegen ein Quartband, für den man erst einen ganzen Tisch abräumen muß, um ihn aufzuschlagen zu können, schon das Durchblättern zu einer beinahe mühsamen Arbeit macht. Die Ausstattung des Buches ist eine gute. Das Papier ist stark, der Druck grosz, die Holzschnitte so zahlreich, wie gewöhnlich. Der Prospekt verspricht ihrer etwa zweihundert, außerdem achtundvierzig Tonbilder, eine große Ansicht von Stockholm auf einem Doppelblatt und eine Karte. Diese ist bereits erschienen und ist entschieden zu loben. Auch der kleine Nebennumstand, daß die Verlagshandlung, um die Kosten eines zweiten Stichs zu ersparen, die englischen Namen der Urplatte beibehalten hat, hat ihren Werth nicht vermindert. Die Abweichungen 'gegen das Deutsche sind so gering, das; Mißverständnisse so gut wie unmöglich sind, und in den ungewohnten Eindruck, den die fremde Sprache macht, findet man sich rasch. Wir Deutschen haben ja gerade darin, leider Gottes! ein so unzerstörbares Aneignungsvermögen. Die Ausführung der Illustrationen und Holzschnitte ist eine recht gute. Dieselben sind nicht gerade mit raffinirter Kunst geschnitten, indes; befriedigen sie durchaus jeden Anspruch und sind häufig schön. Die Illustrationen selbst sind offenbar zum großen Theilc nach Photographiscn gearbeitet und zeigen den Mangel — eine gewisse Starrheit — und den Vorzug dieser Methode — die unfehlbare Treue — nit bekannter Deutlichkeit. Geschickt angewendet empfiehlt sich die Photographic für manche Fälle ganz entschieden: vor Allem die Volkstypen würde ein Maler vielleicht doch nicht mit der selbstlosen Unbefangenheit wiedergeben können, wie die Glasplatte, die wohl empfindet, aber nicht sieht. Außer diesen Photographien befinden sich indeß auch Blätter in den. Buche, die nach dem Skizzenbuche eines Künstlers, und offenbar gar keines Schlechten gezeichnet sein müssen. Die Wiedergabe ist eine sehr bescheidene gewesen, die wohl beinahe Alles von dem ersten Eindrücke, worunter die Skizzen entstanden, erhalten hat, und so tritt einem ziemlich frisch die >Individualität eines Künstlers gegenüber, der scharf genug beobachtet, und welcher daher seinen Stoff häusig mit erfreulicher Ueberlccgnhcit behandelt. Diese leicht humoristischen Blätter sind ganz vorzüglich.

Abb« GalilMi. I,»bbs <Z>I»ni. Oorrssponcinnos »?sv Älsääms ä'Lpmsv, ^!sllsms XsoKer st<., av<« uns «tuås sur l» vis st Iss vsuvrss <is (Zaliimi Mr Imeis« l'ersv st lZüstön HlsuFrss. ?sriss, Oslmänr, l^svz?, 2 vols.

Es sind über hundert Jahre vergangen, seitdem die, jezt veröffentlichten, Briefe geschrieben worden sind, große Staatsumwälzungen und Völkcrkricge sind über Frankreich gezogen und haben, wie mit einer Pflugschar, das Terrain durchfurcht, infidein die klnnen Blumen der Brcrdtsamkcit und des WchcS emporgewachsen sind, welche in der Galiani'schcn Correspondenz uns cntgegcnduften.

Obleich die Gesellschaft verschwunden ist, deren Interessen den Gegenstand diese» Briefwechsels ausmachen, so hat die jetzige Veröffentlichung desselben in seiner unverfälschten Form doch einen an Begeisterung streifenden Beifall Seitens der Kritik und des Publikums hervorgerufen, nicht nur in dem Geburtslands Galianis, Italien, sondern, noch mehr in seinem Adoptivvatrlande, Frankreich. Die erste Auslage des .Werkes war in drei Wochen vergriffen, und in allen Kreisen der Pariser Gesellschaft war Galiani — etwa ebenso lange — Lieblingsthema der Conversation. Der Grund dieses Erfolges liegt wohl darin, das, den Franzosen — trotz der absorbirenden Politik — der Hang zur Conversation, die Freude an dem harmlosen Geplauder geblieben ist. (Änssr «'est smussr sutruï en s'smusknt soi-lnsms. Ein solches harmloses Geplauder, das ganz absichtslos mitunter auch die höchsten Probleme der Menschheit in geistreicher Weise berührt, — ein solches Geplauder enthalten die Galiani'schen Briefe und die mitunter cingeschaltencn Antworten der Adressaten in reichstem Maße. Dag auch hier und da ein frivoles Wort mit durchschlüpft, ist bei der damaligen Ungezwungenheit im geselligen Verkehre natürlich und choquirt nicht.

In einer vortrefflichen Einleitung wird der Leser mit den Lebensverhältnissen Galianis bekannt gemacht.

Galiani, kein geistlicher, sondern ein sehr weltlicher Abt, wurde 172Z in Neapel geboren, und verlebte den größten Theil seiner Jugend im Paläste und unter dem Schutze seines Onkels, des hochangeschcnen Monsignor Cclestin Galiani, Erzbischofs von Tarcnt und ersten Almosenicr des Königs Carls III. von Sicilien. Er widmete sich dem Studium der Rechts- und Camcralwissenschafcen und veröffentlichte im ersten Jünglingsalter eine Abhandlung „über den Zustand des Münzwcscns zur Zeit des trojanischen Krieges", welche allgemeines Aufsehen erregte. Als er diese Schrift einer gelehrten Körperschaft, der Akademie äsi Lmulï, überreichte, fügte er eine Abhandlung über die „platonische Liebe" bei, — ein Beweis der Vielseitigkeit und Gewandtheit feines Geistes.

Seine ganze Kraft entfaltete dieser Geist erst, als 17S9 Galiani, zum Botschaftssekretär Neapels ernannt, nach Paris kam. Dort sehen wir ihn in kurzer Zeit in nahes, sreundschaftliches Verhältnis; zu den, in den Pariser Salons den Ton angebenden Personen — Madame d'Epinau, Madame Gcoffrie, Madame de Ncckcr, Diderot, Grimm, Holbach, dem Baron von Gleichen treten. Bald war der kleine Abb« — er war von auffallend kleiner Statur — der Liebling der Pariser Gefellschaft. Seine Witzworte machten rasch die Runde, sobald sie feinem beredeten Munde entflohen waren. Die Herzogin von Choiscul war so sehr von ihm eingenommen, daß sie, als einst von ihm die Rede war, ausriefj: „La Irsoos, usus avcms äs l'esprit sn pstits mounsiog; en Itslis, ils l'out sn lingot". „Wenn Galiani eintritt," schreibt Diderot bei der Schilderung des Salons der Madame d'Epinau auf ihrem Landhause, der Chevrectc, — „so kommt mit ihm Frohsinn, Phantasie, Geist, Narrheit, Scherz, überhaupt Alles, was uns die Mühen dieses Lebens vergessen läßt." — „Er ist unerschöpflich an witzigen Bemerkungen und Einfällen." — „Wenn Galianis beim Händler zu kaufen wärcn, so würde sich wohl Jeder ein Exemplar gern mit auf's Land hinausnehmen" «.

Die Mehrzahl der hier vorliegenden Briefe ist an Madame d'Epinau gerichtet. Der Ton, in dem sie geschrieben, ist ein so freier, und der Inhalt oft so privater Natur, daß in dem Leser der Verdacht großer Intimität zwischen den (Korrespondenten unwillkürlich aufsteigt. Die Herausgeber versichern uns aber, daß das Verhältnis; ein rein freundschaftliches geblieben ist — im 18. Jahrhundert eine bemerkenswrthc Seltenheit, um so bemerkenswerther, als Madame d'Epinau unglücklich uchrcirathet war, an einen ausnehmend frivolen und leichtsinnigen Mann, fvon ,dem Diderot sagt, er habe zwei Millionen vergeudet, ohne ein vernünftiges Wort gesprochen und eine vernünftige That vollbracht zu haben.

(lieber alle Persönlichkeiten, welche in der Correspondenz,vorkommen, ffindet der Leser am Fuße der betreffenden Seite sehr lehrreiche Anmerkungen, in denen nicht nur biographische Daten, sondern auch eine Charakteristik geliefert wird. An einigen Stellen finden sich höchst amüsante Anekdoten, welche den Betreffenden,'in das rechte Licht fetzen, aufgenommen. Diese Anmerkungen, Beweis großen Fleißes und großer Belesenheit der Herausgeber, bilden gewissermaßen ein Galiani'schcs Brief-Dictionnaire, in dem auch der erfahrenste Historiker Neues finden wird.)

Die geselligen Zerstreungen, welche Paris — es grsnck «als äs l'Lurops, wie es Galiani nannte — darbot, hielten ihn von ernsteren Beschäftigungen nicht ab.

Es ist ein Verdienst der jetzt vorliegenden vollständigen Sammlung seiner Privatbricfe, daß Galiani darin nicht nur als der geistreiche witzige «sussur, als der galante Lebemann erscheint, wie ihn die Tradition uns schildert, sondern dag mir ihn auch als einen hervorragenden Nationalökonomcn und als einen, mit ungewöhnlichem Scharfsinn begabten Staatsmann kennen und würdigen lernen.

Die Nationalökonomie war von seiner Jugend an sein Lieblingsstudium gewesen. Auf der oben erwähnten Abhandlung über das Münzmescn zur Zeit des Trojanischen Krieges war bald ein größeres Werk „über das Münzmfen" (überhaupt) — gefolgt. Während seines Pariser Aufenthaltes schrieb Galiani feine berühmten «Gespräche über die Korngefetze" (Oislossuvs sur Iss dies). (Wie verlautet, beabsichtigen die Herausgeber der Correspondcnz einm Wiederabdruck der längst vergriffenen Dialoguss zu veranlassen.) Er trat in diesen sehr pikanten, an Paradoxen reichen Abhandlungen der damals allgemein beliebten, von der Regierung protegirten Lehre der Economisten entgegen, indem cr die Gefahren aufdeckte, welche die ungehinderte Kornausfuhr für Frankreich herbeiführcn würde. Er verlangte kein Ausfuhrverbot, aber einen hohen Schutzzoll. Für Frankreich war diese Frage eine überaus wichtige. Sie hatte zu verschiedenen Malen Volksaufstände zur Folge gehabt, indem die schwankende Haltung der Regierung, welche der Spekulation Thür und Thor öffnete, nicht nur die Preise des Brotes, sondern auch die aller übrigen Lebensmittel von Zeit zu Zeit auf's Höchste hinaufgeschraubt hatte.

Die Schrift, in London anonym gedruckt, entzückte Voltaire so sehr, daß cr ausrief: „Es scheinen sich Plato und Molisre vereinigt zu haben, um dieses Werk zu verfassen."

Die französische Regierung empfand die darin enthaltene Kritik ihrer Maßregeln fchr bitter und beauftragte den Abbe, Morcllet mit der Widerlegung der Galianischen Schrift. Nichts Amüsanteres kann man lesen, als die Art und Weise, wie sich Galiani in seinen Briefen über diese Morcllet'schen Widrclegungsversuche, welche auf's Kläglichste ÜS8L0 machten, lustig macht.

Galiani harte, als seine „Gespräche" erschienen, zu seinem Schmerze schon Paris verlassen, und war als Rath in dem obersten Handelsgerichte in Neapel eingetreten. Seine Abberufung war ein Opfer, welches er feinem Vaterlande brachte. Es ist hier nöthig, auf die diplomatische Thiitigkeit Galianis etwas näher einzugehen. Als Botschafter Neapels fungirte, bei Galianis Ankunft in Paris, der Graf de Cantillana, ein „Castilianer, der in dem Detail der Etikette unterging und sich um die neapolitanischen Interessen keinen Deut kümmerte". Seine Instructionen empfiog er viel mehr von seinen spanischen Colloge« in Paris, als von dem Ministerium in Neapel. Allerdings war es der spanische Wille, der durch Carl III. von Spanien auch auf dem Throne Neapels entschied, welchen Carls Sohn Ferdinand pro form» einnahm.

Dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten Tanucci in Neapel lag es bei dieser Sachlage daran, in Paris neben seinem, dem spanischen Einflüsse zu sehr folgsamen Botschafter einen zuverlässigen Diplomaten zu haben, der auch sür die Interessen Neapels ein Herz Hütte. Zu diesem Posten hatte cr Galiani ausermählt und ihm bei seiner Ernennung zur Pflicht gemacht, ihm direct, mit Umgehung des Botschafters, fortdauernd über alle wichtigen Vorkommnisse zu berichten. (Diese Correspondcnz, meist politischer Natur, befindet sich ebenfalls im Besitze der Herausgeber, welche die Ucberscßung derselben aus den. Italienischen in's Französische betreiben und eine baldige Vcröffentlichung derselben in Aussicht stellen.

Während einer längeren Abwesenheit des Botschafters fungirte Galiani als selbst

ständiger Geschäftsträger Neapels. In diese Zeit fielen die Unterhandlungen Frankreichs mit Spanien und Neapel wegen des Bourbonischen Familien-Pactes. Tanucci war diesem Vertrage durchaus abhold und es war ganz in seinem Sinne, daß auch Galiani bei geeigneter Gelegenheit sich dagegen aussprach. Als indessen Neapel endlich dem vereinigten Gewichte Frankreichs und Spaniens weichen mußte, »erlangte und erreichte der Herzog von Choiseul, Frankreichs auswärtiger Minister, Galianis Abberufung. Der Schmerz, welchen Letzterer hierüber empfand, ist auf's Rührendste in seinem, an d'Alembert gerichteten Briefe (p»ss. X1,VII) ausgedrückt.

In seine Heimath zurückgekehrt, wurde Galiani von dem Ministerium, für welches er sich in die Bresche gestellt hatte, auf's Ehrenvollste behandelt. Sein Gehalt wurde doppelt so hoch normirt, wie der Posten sonst dotirt war, und auch im Nebligen suchte die Regierung und der König Ferdinand selbst den berühmten Staatsmann zu ehren und sür die erlittene Unbill zu entschädigen. Von der Zeit seiner Abberufung aus Paris, Frühling 1769, beginnen die interessantesten Briefe der Sammlung und gehen bis zum 18. October 1787.

Galianis Glanzperiode war fein Pariser Aufenthalt. Er kam in seinem Vaterlande noch zu hohen Ehren, vereinigte mannigfache Aemter, die sämmtlich gut salarirt waren, in seiner Person, war auch fortdauernd literarisch thätig, ein von ihm verfaßtes Libretto, „Der eingebildete Sokrates." wurde von Pacsicllo in Musik gesetzt und auf allen Bühnen Italiens und der Hauptstädte des Auslandes mit Erfolg aufgeführt: aber zu einer rechten Heiterkeit scheint Galiani nicht mehr gekommen zu sein. Er behielt das Heimweh nach Paris bis zu seinem Lebensende, welches am 39. October 178? eintrat. Er starb an der Wassersucht, die seine Kräfte bis auf's Neußerste erschöpft hatte. Sein Grabmal, in der Coelestincirche zu Neapel ist noch heutigen Tages daselbst vorhanden, zur Seite desjenigen seines Onlcls, des Erzbischofs Celestin.

Karl HillebranV. Zeiten, Völker und Menschen. 6. Band. Auch unter dem Titel: Zeitgenossen und Zeitgenössisches. 8. 400 S. Verlin, 1882, N. Oppenheim. Karl Hillebrand ist ein anerkannter Meister des Essaus. Großartige Bildung, Originalität des Denkens und feines literarisches Formgcfühl befähigen ihn vor einer Mehrzahl für die Gattung. Dabei kommt ihm noch im hohen Grade seine Vertrautheit mit dem Geiste der vier leitenden Naturvölker zu statten. Der vorliegende Band seiner Essays, denen wir bereits in Zeitschriften begegnet sind, giebt von Neuem Kunde von den Eigenthümlichkcitcn seines Verfassers, von seinen Schwächen, zu denen wir in erster Linie eine nicht selten hervortretende absprechende Art von Allwissenheit zählen. Aber wo fehlte dem Lichte jemals der Schatten, und besonders bei solcher Lichtfülle! Als die merthuollsten Theile des Bandes betrachten wir ^die Abschnitte: „Samte Buve" und „das belgische Eiperiment". Im Uebrigen enthält er: „Guizot im Privatleben" — „Philarcet Chaslcs" — „Ernest Berfot" — „Graf Eircourt" — „Eine ostindische Laufbahn" — „Ein englischer Journalist (Gilllenga)" — „Antonio Panizzi" — „Sccttimbrinis' Denkwürdigkeiten" — „Giuseppe Pasolini" — „Deutsche Stimmungen und Verstimmungen" — „Halbbildung und Gumnasialreform". — Das sonst gutausgestattete Buch ist voll von Druckfehlern.

h. Ehrlich. Die Musik-Aesthetil in ihrer Entwicklung von Kant bis auf die Gegenwart. Ein Grundriß. 8. IV und 186 S. Leipzig, 1882, Leuckart. Diesem neuen Werke unseres hochgeschätzten Mitarbeiters und Freundes möchten wir das ihm nach unserer Meinung gebührende warme Lob nicht deshalb vorenthalten, weil sein Verfasser zu unfrcr Monatsschrift in regelmäßiger Beziehung steht. Das hieße ihm und unfrcn Lesern zu nahe treten. So möge hier ein Theil dessen eine Stätte finden, was der treffliche Musikkritiker der „H. N.", Riccius, von Ehrlichs Buch zu sagen hat. „Es trägt dazu bei," heißt es, „die schon längst durch gute musikalische und kritische Thatcn begründete Hochachtung für den Verfasser um ein

Beträchtliches zu mehren. Wenn irgend einer der lebenden deutschen Tonkllnstler berufen ist, entscheidende Nrthcilc über die philologischen Fragen in der Musik, über die jetzige Produktion und über die ausübenden Künstler zu sollen, so ist es Heinrich Ehrlich, der vermöge der Wendungen in seiner musikalischen Laufbahn aus der Praxis in die Theorie, die aus einem ausgezeichneten Virtuosen und achtenswerthen Componisten einen Musikgclehrten ersten Ranges sich bilden lieben, eine klarere Ueberschan über das wahre Wesen der Tonkunst und ihre Beziehungen zum geistigen Leben sich aignete, als viele andere berufene oder unberufene, großgcstigte oder schwachbrüstige Leute, welche vom einseitigen Kathcederstandpunkt eines Sstheticisirenden Philosophen oder in wohlgemeinter, aber unklarer Gcfühlsdemonstration an Fragen herantreten, welche sich nicht in Raifonnemcnts aus der Studirstube allein lösen lassen, sondern welche nur auf dem? festen Untergründe einer auf natürlicher Begabung begründeten werktHätigen Kunstübung befriedigend beantwortet werden können. Das musikalische Publikum darf daher Heinrich Ehrlich danken, das; er in seiner „Musik-Acsthetik" Klarheit darüber zu verbreiten wünscht, in welchem Verhältnis;, in welcher intimen Verbindung die geistige, philosophische Arbeit zu der reinen WrkthStigkcit der Musik feit jenen Zeiten steht, Ivo die ersten der letzteren als Förderungs- und Aufklärungsmittel sich beigcsellte. Die historische Entwicklung dieser Frage bietet eine Menge sich in ihrer Bedeutsamkeit immer höher steigcrnder Phasen, vom Ende aber erst des vorigen Jahrhunderts an, wo die Romantiker in überschweglicher Gcfühlsschwärmerei für ihre Zwecke das Wesen der Musik zu definiren versuchten, bis auf Richard Wagner herab. Alle diese Phasen der Entwicklung und die Werke der Philosophen, welche als Grenzsteine derselben gelten können, zieht der Verfasser in den Kreis seiner Beurtheilung. Eine hoch beherrdende Ausbeute gewährt das Capitel Schopenhauer und Wagner, in welchem besonders treffend der Ausspruch erscheint, daß die Wagner'sche und überhaupt die ganze neuere Musik eine logische Folge der Theorien des Philosophen des Pessimismus und in ihrer äußeren Erscheinung ganz conform mit dieser sei. Ter Verfasser bringt für diese Ansicht geistvolle und schlagende Gründe auf, für deren genauere Wiedergabe hier der Raum fehlt, deren Nachlesen ober dringend angratbcn wird. Wie in diesen und den früheren Auseinandersetzungen aus den angezogenen Schriften einzelne wichtige und bedeutungsvolle Sätze zur Kritik herausgehoben worden, so geschieht dies auch in den späteren Capitln, wo die neueren Schriften über Musik der Reihe nach in ihren Hauptsätzen zu ihrer Beurtheilung gelangen. Ehrlich hat für sichere Behauptungen und jeden wirkliche Klarheit verbreitenden Satz ein anerkennend» Wort und eine Empfehlung zur Aneignung, sogar auch warme Würdigung des wahren Verdienstes, wo dieses so bestimmt auftritt, wie z. B. in 'Hanslicks Buche „Vom Musikalisch Schönen". Ehrlich und Hanslick zeigen sich in den Hauptziügen als Geistesverwandte; sie tragen Beide sin ihren? einflußreichen Wirkungsfelde zur Bildung des Geschmackes und des llrtheils bei, Ehrlich aber hat sich durch seine historische Darlegung der fortschreitenden Musik-Acsthetik und durch die Kritik Her literarischen Er scheinungen innerhalb derselben das jüngste und auch.am höchsten anzuschlagende Verdienst erworben, sowohl durch den anregenden und belehrenden Inhalt seiner Schrift, als auch durch feine klare und elegante DarstellungLwcisc, welche diese subtilen und jschwer faßlichen' Fragen jedem gebildeten Leser zu leichtestcm Verstehen unterbreitet.

Fünfundachtzig Jahre in Glaube, Kampf und Sieg. Ein Menschen- und Heldenbild unseres deutschen Kaisers von O. Mcding. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Vcrlags-Anstalt (von». Ed. Hallbcrgcr). Diese Festschrift ist leider zu spät versendet worden, als daß wir sie noch rechtzeitig Hütten zur Anzeige bringen können. Immerhin ist sie es Werth, daß man ihrer auch »ach dem eigentlichen Termin — Kaisers Geburtstag — gedenk, denn sie besitzt

ein Interesse ganz eigner Art. Der Herausgeber hat von dem Kaiser die Erlaubniß erhalten, einen Theil der Aquarellen mit Darstellungen aus des Kaisers Leben, die dieser bekanntlich in ziemlich grober Zahl für sich hat malen lassen, zum ersten Male zu veröffentlichen. Es ist begreiflich, daß diese Illustrationen, deren künstlerischer Werth übrigens nicht ganz gleichmäßig ist, insofern einen besonderen Reiz ausüben müssen, als sie das Bild der Ereignisse in gleichsam amtlicher Darstellung geben. Die Wahl des malerischen Augenblicks, wie die der Einzelheiten beruht auf Angaben des hohen Bestellers, und man darf wohl annehmen, daß er durch die Erwerbung auch die Ausführung der Aquarelle gebilligt hat. So erhalten dieselben etwas durchaus Persönliches, was sie über andere Vilder hinaushebt. Die Holzschnitte sind ganz vorzüglich, der Text, aus der Feder des bekannten Erzählers, ist würdig und ansprechend, das Ganze ist etwas Besseres als eine Gelegenheitschrift und verdient die weiteste Verbreitung. Es sei hier noch ausdrücklich hervorgehoben, daß die Verlagshandlung, die mit dem Buche wohl einen mehr patriotischen Zweck cisüllt, den Preis so niedrig angesetzt, daß er schwerlich die Herstellungskosten erheblich übersteigt. —eil.

Tic Vinsaiuc von Hans Hopfen. Heinrich Minde, Dresden.

„Zwei Novellen in einer" besagt der Untertitel und giebt damit eine Andeutung, wie ungewöhnlich die Anlage dieser Erzählung ist. Den breitesten Raum, nämlich beinahe zwei Drittel des Buches, nimmt die

Jugendgeschichte der Heldin ein, um deren Gestalt in dem übrigen Theil sich Alles dreht. Und diese Jugendgeschichte tritt nicht in dem Gewände des landläufigen Berichtes auf, der irgend einen» der Handelnden in den Mund gelegt wird, sondern sie löst sich äußerlich fast vollständig aus dem Rahmen. Das ist schließlich keine unerhörte Compositionsform, wenn schon eine selten mehr verwendete, und über ihre Berechtigung wird sich schwerlich streiten lassen. Immerhin ist nicht zu verkennen, daß sie dem Dichter Schwierigkeiten in den Weg legt; es ist nicht leicht, dem Ganzen doch die Einheit zu wahren. Wenn Hopfen dies im vorliegenden Falle ausgezeichnet gelungen ist, so dankt er dies vorwiegend der Unbefangenheit, womit er seinen Gestalten gegenübersteht; dieselbe läßt nirgends eine Un^o gleichmäßigkeit in der Darstellung aufkommen. Und sie ist es eigentlich auch, die seine Schöpfungen so anziehend macht. Denn im Grunde sind es alles recht gewöhnliche Menschenkinder, nur die Art, wie er sie sieht, ist eine besondere, und indem er den Leser zwingt, seinem Blicke zu folgen, erzielt er einen der schönsten Triumphe seiner Kunst. Seine Heldin ist sogar eigentlich ein bei aller leiblichen Schönheit recht häßliches Wesen, und doch kann man ihrer menschlichen Schwäche feine Theilnahme, ja noch etwas mehr nicht versagen. Es geht dem Leser mit ihr wie dem Iustizrath — einer der ergötzlichsten Rahmfiguren, die Hopfen jemals ersund. Man fühlt sich mächtig angezogen und rann doch eine stalle Untrströmung von Scheu nicht verleugnen. — Hopfen ist bekannt als ein unbarmherziger Realist, der für die Wahrheit seiner Schilderung Manches wagt, was Andere gern umschreiben. So hat er von jeher schon die Sprache behandelt, stets nach dem passenden Worte gesucht und lieber das Ungewöhnliche, ja Uebeltlingende gewählt, als sich mit einer matten Umschreibung zufrieden gegeben. Und so hat er auch manchen Auftritt herbeigeführt, der, aus dem Zusammenhange gerissen, säst widerwärtig wirkt, der aber im Ganzen charakteristisch erscheint. Auch in der Einsamen kommt eine solche Scene vor. Die Heldin ist im Augenblicke, der die Entscheidung über ihr Leben bringt, bis zur Sinnlosigkeit betrunken. Das sieht häßlich aus, und dieser Eindruck ist um so stärker, je verhängnißvoller die Scene in der Geschichte ist. Aber man erkennt bald, daß dieser Zug durchaus wahr und daß er nothwendig ist, und so suhlt man sich auch mit ihm bald ausgesöhnt. — Gleichzeitig sei erwähnt, daß Hopfens Geschichten des Majors (Berlin, Schneider u. Co.) gegenwärtig die dritte Auflage erreicht haben. Den Lesern dieser Blätter sind sie längst bekannt, in dem Gewände eines neuen, kleineren Formates, freigebig ausgestattet, stellen sie sich doppelt gefällig dar.

MeyerS französischer Sprachführer. Conversations- und Wörterbuch für Reisende. Tafchenformat. S12 S. Leipzig, Bibliographisches Institut. In Leder gebunden. [^]t, 4.—

Ein überaus praktisches originelles und empfehlensmerthes Buch! Dieser Sprachführer ist zunächst ein deutsch-französisches Taschenwörterbuch, welches sich von anderen Wörterbüchern dadurch unterscheidet, dasz es nicht bloß die nackten Vocabeln giebt, sondern auch die nächstliegenden Wortverbindungen im Satz, noch nuhr aber dadurch, dag es in zahlreichen Fällen auch Dinge und Verhältnisse behandelt, welche in natürlichem Zusammenhange mit dem Worte stehen, zu dessen Aufsuchung der Benutzer Anlah haben wird. Der Sprachführer ist aber auch ein Conversationsbuch, das sich wiederum von den bekannten Werken dieser Gattung dadurch unterscheidet, das; es die einzelnen Stoffgruppen nicht sustematisch bringt, wobei die schnelle Findbarkeit unmöglich gemacht wird, sondern alphabetisch dem Wörterbuch einverleibt ist — eine sehr willkommene Neuerung. Die Ausdrucksweise ist den Raumverhältnissen entsprechend von der größten Knappheit: dadurch und durch vernünftige Abkürzungen und Verweisungen ist es möglich geworden, dag das Buch, ungeachtet feiner wirklich sehr zahlreichen und alle möglichen Verhältnisse berücksichtigenden Wortund Satzverbindungen, einen den Gebrauch nicht erschwerenden Umfang hat. Der Druck ist klar, die ganze typographische Anordnung übersichtlich.

Redigirt unter verantmonlichkeit des Herausgebe«. Druck und Verlag von ö. Lchottlaender in Breslau. Unberechtigtr Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Ueberseyungsrecht oorbelzalren.

Zum 1.882..

Inhalt.

Sei,«

Ludwig Freiherr von Vinpteda in Wiesbaden.

Das holländische Haus. Line Erzählung 2)2

Hermann kotze -j-.

Die princixien der Ethik 33g

Rudolf Seidel in Leipzig.

Rudolf Hermann kotze 333

Wilhelm Jensen in Freiburg i/B.

Ein Schatten. Gedicht 332

j)aul Lindau in Berlin.

Das neueste Werk des Naturalismus. rotLouill« von Emil Sola. ZZg

Bibliographie Hl.?

Hierzu ein Porträt von Rudolf Hermann kotze. Radirung von Wilhelm Rrauskoxf in München.

^lord und Süd» erschein« «,» Ansang jede, Monoli in yeften mit j» einer «unftbeilaze.

preis pro gZuartai (Z Hefte) S Morl.

Ave Luchlzandiungen und postanstailen nehmen jederzeit Bestellungen an.

ergänzt, und können daher dieselben entweder in complet Vroschirte» oder fein gebundenen Bänden von uns nachbezogen werden, preis pro Band (— 3 hefte) broschirt 6 Mark, gebunden in feinstem Original-Linband mit reicher Goldpressung und Schwarzdruck 8 Mark.

Einzelne hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der Vorrath reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.

Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle

im Stil des jetzigen Heft-Umschlags mit schwarzer und Goldprefsung aus englischer Leinwand und stehen solche zu Band XXI (April bis Inni 1.882), wie auch zu den früheren Bänden I—XX stets zur Verfügung. — Der preis ist nur [^] Mark 50 Pf. pro Decke.— Zu Ballungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern bereit, gegen Linsendung des Betrages (nebst 50 Pf. für Francatur) das Gewünschte zu expediren. Breslau.

Die Verlagsbuchhandlung von ö. öchottlaender.

(Bestellzettel umstehend.)

Ludwig Freiherr» von Gmuteda.

— Wiesbaden. —

is ist eine merkwürdige alte Stadt, in der ich aufgewachsen bin. Nenn ich jetzt, nach so langen Jahren im lebendigen Sonnenscheine des Rheingaus, im Wirbel unserer athemlos dahinstürmenden Gegenwart, an sie zurückdenke, so ist es mir stets, als ob jener ferne Schauplatz meiner feinen Kindheit während meiner ganzen Jugendjahre regungslos, wie im kühlen bleichen Halbschatten einer permanenten Sonnenfinsternis;, schlafend dagelegen hätte. Die hohen uralten Thürme, die weiten gothischen Hallenkirchen aus rothen Backsteinen beugten sich schon seit Menschenaltern lebensmüde der Mutter Erde zu. Zwei von ihnen drohten den unmittelbaren Einsturz; sie verschwanden vor meinen Augen vom Boden und machten Raum für unsere Spielflätze. Die mächtigen, mit schattigen Lindengäugen bepflanzten Wälle lagerten noch, wie seit Jahrhunderten, rund um die innere Stadtmauer. Auf den stillen Straßen wuchs das Gras.

Recht still giug es auch in den alten Bürgerhäusern zu, die ihre vierstöckigen hohen Treppengiebel der verödeten Straße zuwandten und, in freiem hansischen Selbstgefühl ganz nach Bedürfnis; und Neigung sich in den Vürgersteig hinausschoben. Schon viele Geschlechtsfolgen ihrer Bewohner hindurch träumten sie in ungestörter Beschaulichkeit vou den schönen vergangenen Zeiten, als sie noch mit den vielerlei kostbaren Maaren gefüllt waren, welo[^] der schiffbare Fluß von der benachbarten großen See-Handelsstadt bis hier[^] in Lichterschiffen heraufführte. Immer reichlicher floß der leichte Gc^{''}nn aus dem „Stapelrechte" in die Säckel der taufmännischen Stadtjunte[^] und der „Spediteure". Immer höher und weiter bauten sie ihre Wohn^{''''} Wallrenhäuser. Als aber der große Weltverkehr im Laufe der I[°]y[^] hunderte andere Bahnen einschlug, da verödete auf dem bei Seite geschobenen Stapelplatz« Haus und Säckel hilf- und hoffnungslos. Die Nachkommen verarmten und in die stolzen Patrizierhäuser nisteten sich moderne Miethsleute ein.

In einem solchen seltsamen alten ausgedienten patrizischen Kaufhause wohnten auch meine Eltern und mit wehmüthiger Freude erinnere ich mich noch jetzt der Lust und Freiheit, die jene weiten, halbdunNen verschränkten Räume uns Kindern an den Sonntag-Nachmittagen für den Tumult unserer Spiele gewährten.

Aehnlich wie unseres sahen alle die alten Patrizierhäuser der alten Hansestadt aus. Es herrschte unter ihnen ein fest eingewurzelter Familientypus. Einige Glieder der großen Sippe waren allerdings in den schlechten Zeiten noch tiefer herabgekommen als das unsrige. Es hatten sich sogar unwürdige kleine Kram- und Hökergeschäfte, selbst Gevatter Schneider und Handschuhmacher darin niedergelassen. Andere waren von der modernen Bildung der Außenwelt auferweckt und beleckt worden. So uns gegenüber das Haus des Senators Herbing. Der ganze untere Stock trug dort weite glänzende Spiegelscheiben. Es war das erste Schnitt» und Modewaarengeschäft in der Stadt. Die Herbings gehörten zu den alten Familien. Aber sie hatten der neuen Zeit Zugeständnisse gemacht. Sie waren nicht mehr unbeschäftigte Spediteure, sondern verkauften Wollstoffe, Kattun und selbst Seide nach der Elle. Der Senator Wilhelm Herbing war weit hinaus in der Welt gewesen; sogar in Leipzig hatte er conditionirt. Tann kehrte er zurück, baute sein väterliches Haus gründlich um, und etablirte sich in dem alten Geschäfte auf neuem Fuße. Er war ein rühriger Mann und seines Vaters einziger Erbe, nachdem sein älterer Bruder Arnold, der als junger Bursch und Commis in Paris verdorben war und hernach zu Hause nicht mehr hatte gut thun wollen, enterbt und später in Amerika verschollen war — nun schon seit langen Jahren.

Gewählte uns Herbings Haus, als einer der Mittelpunkte des städtischen Lebens, eine reiche Quelle der Unterhaltung, so betrachteten wir doch das daneben stehende Gebäude fast mit noch größerem Interesse. Es war himmelweit verschieden von seinem modernisirten Nachbar, im Aeußeren wie im Inneren. Es war auch verschieden von den übrigen Gebäuden der alten Stadt. Schon die Front des Hauses hatte etwas Fremdartiges. Der Giebel stieg nicht treppenl< artig auf, sondern verlief in mehreren großen gewundenen Schnecken und [^]Schnörkeln, zwischen denen Delphine und andere barocke Fabelthiere sowie läufige steinerne Blumensträuße in riesigen Vasen prangten. In den Risaliten undX Fenstereinfassungen war Haustein verwendet; die quadratischen Fenster hatten, keine Flügel, sondern waren quer getheilt, so daß beim Oeffnen die untere' Hälfte hinter die obere in die Höhe geschoben wurde. Doch auch dann n>[^]ar uns der Einblick in das Innere durch dichte weiße, weit herabhängeln? Mullvorhänge verwehrt. Das eigenthllmliche Gebäude war auch jdurch cinen besonderen Namen ausgezeichnet. Es hieß das „holländische Haus". Die Sage erzählt, daß einst ein reicher Patrizier der alten Stadt es in Amsterdam bestellt und zu Schiff habe an seine jetzige Stelle fahren lassen. Es sehe auch den reichen Häusern in Holland völlig gleich, hatten weit gereiste Menschen bezeugt. Da aber Niemand unserer näheren Bekanntschaft selbst an Ort und Stelle gewesen war, so blieb der ausländische Ursprung des holländischen Hauses in den unklaren Nebel einer denkwürdigen Legende gehüllt. Auch das Innere des Hauses sollte — so wurde erzählt — für jene Herkunft zeugen. Die Wände seien mit bunten Fliesen ausgekleidet, in den Zimmern ständen wunderbare blaue Porzellanöfen aus der berühmten Fabrik zu Delft. Auch befinde sich darin ein Prunksaal, dessen Thüren, Wände und Decke in dunklem Holze kunstreich geschnitzt seien. Nicht minder schön und wunderbar sei jenes Meisterwerk als die reichen Thüreneinfassungen und Wandtäfelungen in der großen Gerichtsstube des alten Rathhauses, welche wir als Kinder einige Male hatten bewundern dürfen und wo uns der strenge Römer Brutus gezeigt wurde, der seine unbotmäßigen Söhne bereits mittelst der in viel späterer Zeit so berühmt gewordenen Guillotine hinrichten ließ.

Stellte sich nun das holländische Haus schon äußerlich unserer neugierigen Betrachtung als apart und fremdländisch dar, so erregten seine Bewohner nicht weniger unsere Wißbegierde und unseren Antheil. Um so mehr beschäftigte ihr geheimnißvolles Leben und Treiben unsere jugendliche Phantasie, als wir im Grunde keine irgend wie greifbaren Anhaltspunkte für unsere schwankenden und ausschweifenden Muthmaßungen gewinnen konnten. Selbstverständlich wußten die Dienstboten uns mit zahlreichen, mehr oder weniger abenteuerlichen und gruseligen Andeutungen über die Bewohner des Hauses gegenüber zu unterhalten. Sobald wir jedoch diese aufregenden Neuigkeiten die Treppe hinauf trugen und Abends am Familientische auskramten, verwies uns mein Vater ernsthaft unsere Neugierde und Leichtgläubigkeit. „Redet doch nicht solchen Unsinn, Jungens,," schalt er uns, „und laßt Euch nichts aufbinden. Es find sehr brave anständige Leute, die drüben wohnen. Ich weiß das von meinem Freunde, dem Polizeisenator. Die Dame ist eine sehr achtungswerthe, feingebildcte, fromme und wohlthätige Frau. Sie erzieht ihre Töchterchen vorzüglich und sorgt wie eine barmherzige Samariterin für ihren armen kranken Bruder."

Diese letztere Persönlichkeit, der fremde kranke Herr, concentrirte für einige Zeit das besondere Interesse unserer ganzen Straße. Niemand war ihm noch näher gekommen oder hatte gar ihn kennen gelernt und seine Stimme vernommen. Nur einzelne wenige Personen, unentbehrliche Handwerker, welchen der Zutritt im holländischen Hause gestattet war, hatten den stillen Mann von ferne gesehen. „Er leide wohl sehr an den Augen" meinten sie, „denn er trage stets eine blaue Brille und wenn er sein verdunkeltes Zimmer verlasse, schütze er sich durch einen großen, weit überfallenden grünen Augenschirm. Er gehe sehr langsam und gebeugt wie unter

großer Leibesschwäche, und man höre ihn häufig stark husten."

Bei so spärlichen und unlauteren Erkcenntnißquellen theilten sich naturgemäß die Meinungen der Brückenstraße über die Art des Leidens, das den Kranken an seine Zimmer fesselte. Die einen erklärten ihn für brustleidend, die anderen für halb erblindet. Noch andere schüttelten zu beiden Unterstellungen bedenklich weise das Haupt und zeigten nur bedeutsam mit dem Zeigefinger auf den Sitz ihrer eigenen Intelligenz, um zu verstehen zu geben, daß es wohl dort oben — nämlich bei dem unbekanntem und unsichtbaren Kranken — nicht ganz richtig sei.

Wie aber alle wichtigen Fragen, welche die großen und kleinen Kreise der Menschen erregen und beschäftigen, endlich sich selbst erschöpfen und aus Mangel an Nahrung absterben, um neuen nicht minder wichtigen Fragen Raum zu geben, so trat nach angemessener Frist auch das holländische Haus für uns in die Reihe der Alltäglichkeiten zurück und seine schöne und stattliche, aber blaß und stets in tiefes Schwarz gekleidete Herrin, Frau Regina Lamberti, konnte nun, unbelästigt von neugierig nachstarrenden Blicken, am Arme ihrer heranwachsenden, jetzt etwa zehnjährigen Tochter aus ihrer stets verschlossenen Hausthür treten und langsam die Brückenstraße hinab dem schattigen Stadtwalle zuwandeln.

Die damaligen Honoratioren der alten Stadt waren zwar nicht gläubige Christen in dem jetzigen modernen Sinne, aber sie waren durchgängig gottesfürchtige Leute vom Schlage der alten untheologischen, handfesten Frömmigkeit, die täglich ihre Hauspostille oder die Stunden der Andacht lasen und Sonntags regelmäßig zur Kirche gingen. Es fiel daher auf, daß Frau Regina niemals mit ihrem Kinde auf dem Kirchsteige zu sehen war, wie es doch einer guten Mutter und ehrsamem Wittwe wohl angestanden hätte. Bald jedoch erklärte sich auch dieser befremdende Umstand. Es zeigte sich nämlich, daß die Herrin des holländischen Hauses gar nicht unserem Glauben angehörte, sondern eine römische Katholikin war. Denn sobald der jährliche Besuch des Geistlichen jener Kirche eintraf, welcher regelmäßig während der österlichen Zeit erschien, um die Seelsorge der wenigen Mitglieder seiner Heerde wahrzunehmen, die das Schicksal in unseren protestantischen Landestheil verschlagen hatte, alsdann sahen wir die schöne fremde Dame schon Morgens früh ihr Haus verlassen. An Cäcilien's Arm schritt sie der verlassenen Kapelle zu, die im oberen Theil der Stadt einsam dastand als letzter Ueberrest eines ehemaligen Frauenklosters und von den fürsorglichen Vätern des Ruthes diesem löblichen Zweck willig eingeräumt wurde. Regelmäßig sahen wir dann auch den fremden Geistlichen, begleitet von einem Knaben mit weißem Chorhemde, in das holländische Haus treten und darin längere Zeit verweilen, ohne Zweifel, um den, armen Kranken die Tröstungen seiner Religion zu spenden — soweit dieser wegen seines angeblich verdunkelten Geistes noch im Stande war, jener Wohlthaten mit Bewußtsein theilhaftig zu werden.

In geselligen Verkehr mit den angesehenen Einwohnern der Stadt, oder gar mit der eigentlichen „Gesellschaft" war Frau Regina nicht getreten. Sie hatte diese Verbindungen auch nicht aufgesucht. So lebte die schöne Frau, deren Jugend, äußere Erscheinung und Glücksumstände jsi wohl noch zur Theilnahme an den heiteren Lebensfreuden ^berufen hätten, still und einsam dahin, ganz versunken — wie es schien — sin ihre Wittwen Trauer und die Pflege ihres armen kranken Bruders. Nur jdurch die Musik stand sie mit der Außenwelt in 'wenigstens indirecter Mittheilung. Denn sie war eine vollendete Meisterin auf dem Clavier, und da diese edle Kunst sich bekanntlich nicht betreiben läßt, ohne das Ohr der Nachbarn wirksam zu treffen, so hatten wir, namentlich wenn an warmen Sommerabenden die Fenster des holländischen Hauses geöffnet waren, den hohen Genuß, Frau Reginas wunderbares Spiel zu hören.

Regelmäßig blieb Frau Reginas Musik nicht an den Noten haften. Bald schwamm sie weiter, auf improvisirtem Strome hinaus in das Meer der Phantasie, folgend jeder Wendung ihres eingeborenen musikalischen Gedankenspiels. Selten war die Färbung ihrer Tonwellen sonnig glänzend, meistens bewegte sich ihr wechselndes Spiel in tiefem Schatten. Jetzt umflatterten einfache Figuren eine kleine Melodie, wie die Libelle eine weiße Teichrose, dann zog ein wehmüthiger Klagegesang durch die Saiten; plötzlich brach der Drang der Töne in einen wirren chromatischen Tumult wilder, schmerzlicher Modulationen aus, dann beruhigte wiederum ein ruhiges, sanftes Wiegen das erregte Ohr und endlich schwoilen alle diese verschiedenen Motive zu einem mächtigen Strome an, der mit majestätischer, ruhiger Breite in das offene, unendliche Meer der vollen Schlußaccorde mündete.

Da nun die schöne Frau auf diesem mystischen — heut zu Tage würden wir sagen — telephonischen Wege ein gutes Theil meiner jugendlichen Gefühle und Gedanken immer wieder von Neuem an sich fesselte, so war es wohl natürlich, daß ich Nichts unversucht ließ, um nach und nach auch über ihre persönlichen Verhältnisse, namentlich über das traurige Geschick, welches sie nit dem einsamen Kranken in unseren abgelegenen Lndestheil verschlagen hatte, nähere Kunde zu erlangen.

Mein Vater war vor mehreren Jahren in die alte Stadt als Mitglied des neuen landesherrlichen Gerichtes versetzt worden, nachdem dort die Jahrhunderte alte städtische Gerichtsherrlichkeit, die selbst den Blutbanu umfaßte, den gesteigerten Ansprüchen der Zeit an eine moderne lebendige Rechtspflege erlegen war. Er hatte die Criminaluntersuchungen zu führen und war durch die Nachbarschaft ihrer dienstlichen Jagdgebiete mit dem städtischen Polizeisenator befreundet worden. Durch diesen war ihm mm über die Bewohnerin des holländischen Hauses mancherlei Merkwürdiges und Rührendes kund gegeben. Augenscheinlich hatte jener pflichtgetrue Polizeibeamte sich die Mühe nicht verdrießen lassen, in der Heimath der interessanten Fremden selbständig Nachforschungen anzustellen. Er wußte daher über ihre Schicksale vielleicht mehr als sie wohl selber voraussetzte und — wünschte. Diese väterlichen Mittheilungen nun fügten sich mir im Laufe der Zeit zu folgendem Gefammtbilde ineinander.

Frau Regina Lamberti stammte vom Rheine her, aus dem altberühmten Städtchen Zülpich, welches ich auf meinem Stiellerschen Handatlas in der Nähe der Universitätsstadt Bonn ermittelte. Sie war die Tochter eines wohlhabenden Fabrikanten Namens Koopmanns gewesen, der jedoch später durch widrige Glücksumstände verarmt war. Noch vor dieser traurigen Wendung hatte sie geheirathet. Die Musik schien ihre Ehe vermittelt zu haben, denn sie selbst hatte sich zu einer hervorragenden Clavierspielerin ausgebildet gehabt und ihr Gatte, Roderich Lamberti, war ein vorzüglicher Sänger gewesen, dessen Ruf als bedeutender Concertvirtuose damals weit und breit erscholl. Er hatte auch auf der Bühne einige Erfolge errungen, zu denen sein hübsches gewandtes Aeußere und seine große, mehr schlanke und biegsame als kräftige Gestalt wohl nicht am wenigsten beitrugen. Dieses dramatische Feld aber hatte er verlassen, als er die Tochter des wohlhabenden Fabrikanten heimführte.

Nach kurzer Zeit jedoch brachen die Glücksumstände des alten Koopmanns zusammen und das junge Paar sah sich nun auf den Erwerb durch seine gemeinsame Kunstfertigkeit angewiesen. Sie zogen nach N., einer größeren benachbarten Stadt, hart am Rhein. Die junge Frau gab dort Clavierunterricht, während ihr Mann einen großen Theil des Jahres auf Concertreisen zubrachte. Diese wurden sogar rheinabwärts in die benachbarten westlichen Länder und stromauf bis nach Basel und Straßburg ausgedehnt, so weit die deutsche Zunge klingt. So hatte sich in der neuen Heiniath der jungen Frau deren zahlreiche Kundschaft bereits an die fortwährenden Abwesenheiten des Mannes gewöhnt, da Regina selbst ihre Stroh Wittwenschaft als einen unabwendbaren Uebelstand mit leidlichem Gleichmuth ertrug, wenn sie auch das vagabondirende, lockere Leben ihres Mannes innerlich mit Besorgnis; erfüllen mußte. Denn Roderich Lamberti war leider eine leichtsinnige Künstlernatur, die das rasch gewonnene Geld auch flott wieder drauf gehen ließ, in den Tag hinein lebte und selten nach wochenlanger Abwesenheit der Wirthschastskasse der jungen Frau eine beträchtliche Ernte zuführte. So konnte diese bald den Aufwand der Haushaltung kaum mehr bestreiten und hatte bereits häufig nicht nur mit hochangelaufenen Rechnungen, sondern auch mit drängenden Wechselschulden ihres verschwenderischen Gatten zu kämpfen.

In diesem unerfreulichen Stande der Dinge waren einige Jahre hingegangen, da traf die arme Frau Regina, während einer Concertreise ihres Mannes, ein schwerer Schlag, dem alsbald ein noch härterer, nahezu vernichtender folgte.

Ihr einziger Bruder Joseph hatte nach der Auflösung des väterlichen Geschäftes eine Anstellung im königlichen Dienste gefunden und stand nls Postbeamter in derselben Stadt am Rheine, welche Regina bewohnte. Er war der schönen, stattlichen, reichbegabten Schwester recht unähnlich: klein, schwächlich und unansehnlich, sogar ein wenig verwachsen. Auch hervorragende geistige Gaben hatte ihm die ungütige Mutter Natur versagt, aber er galt als ein treuer, zuverlässiger, stiller Arbeiter und, was damals in unserem Vaterlande noch als seltene Ausnahme lobend erwähnt zu werden verdiente, er zeigte sich im Dienste am Schalter stets höflich und gefällig gegen das Publikum.

Um so größer war die allgemeine Theilnahme und Entrüstung, als eines Morgens eine Schreckenskunde die Stadt N. durchlief. In der vergangenen Nacht sei die Postkasse beraubt und der kleine Secretair Koopmanns, das „Joscvche", sei im Kampfe mit den Bösewichten: ein Opfer seiner Pflichttreue geworden. Man hatte ihn bewußtlos und in seinem Blute schwimmend neben der erbrochenen Kasse gefunden. Zwei schwere Kopfwunden ließen für sein Leben fürchten. Die erste Entdeckung des Verbrechens war der Aufmerksamkeit des Nachwächters zu danken, der im Postbureau noch zu ungewöhnlich später Stunde Licht gewährte, die Hausthür, die zu den Geschäftsräumen führte, offenstehend fand, verwundert eintrat und dort mit Entsetzen den armen kleinen Postsecretair in seinem jammervollen Zustande am Boden liegend gewährte. Als Frau Regina an der Unglücksstätte eintraf, war der Polizeichef des Ortes bereits mit der Untersuchung des Thatbestandes beschäftigt. Ein Arzt bemühte sich um das noch immer bewußtlose Opfer des schändlichen Verbrechens. Es schien, daß der oder die Räuber in der Ausführung ihres ruchlosen Anschlags gestört waren, sei es durch ein zufälliges Geräusch, sei es durch des kleinen Joseph heldenmüthigen Widerstand, denn nur wenig baares Geld war aus einer kleinen Tageskasse verschwunden, der 'große Behälter mit Werthsendungen erwies sich als unberührt.

Frau Regina faß einige Zeit neben dem Schmerzenslager ihres armen Bruders und suchte dem Arzte hilfreiche Hand zu leisten. Dann wurde sie zu dem Polizeichef in das anstoßende Zimmer gerufen. Der Beamte war ihr nicht unbekannt, da sie einer seiner Töchter Musikunterricht ertheilte. Auch hatte sie Wohl in ihren neuesten finanziellen Bedrängnissen den Rath des geschäftserfahrenen, väterlich gesinnten Mannes in Anspruch genommen, soweit sie sich ihm eröffnen konnte, ohne die leichtsinnige, gewissenlose Lebensweise ihres Gatten bloßzustellen.

Als sie eintrat, begegnete sie dem ernstesten forschenden bekümmerten Blicke des Directors, der, von Papieren und allerlei bereits zusammengerafften Beweisstücken umgeben, schreibend am Tische saß.

„Frau Lamberti," begann er, „können Sie mir wohl genau angeben, wann Sie Ihren Bruder zuletzt gesehen haben?"

„Gewiß, Herr Director," antwortete sie unbefangen, „vor zwei Tagen hat er mich aufgesucht. Er traf mich nicht in meiner Wohnung an, sondern erst, als er wieder heraustrat uuten auf der Straße. Es war zwölf Uhr Mittags, ich kehrte gerade von der Unterrichtsstunde in Ihrem Hause zurück."

Der Polizeichef schien einige Augenblicke nachzusinnen. Dann zog er einen Gegenstand aus seiner^Brusttasche; es war ein Weißes, ziemlich großes Schnupftuch.

„Kennen Sie vielleicht dieses Tuch?" frug er dann, ihr dasselbe vorweisend.

Regina trat herzu. Sie besah das Tuch näher, prüfte dessen Ecken. Eine unheimliche Ueberraschung beschlich sie. Wie kam das Tuch hierher? Sie kannte es nur zu wohl. Wie kamen die frischen Blutflecken in dieses Tuch?!

Sie fand nicht gleich die Antwort und fuhr fort, dies Stück Leinwand in ihren Händen hin und her zu wenden, als ob sie immer noch nicht völlig schlüssig über die ihr vorgelegte Frage sei.

„Das Tuch wurde hier im Bureau gefunden," hob der Beamte mit ernster Betonung wieder an.

Regina glaubte nun zu wissen, welche Antwort sie geben müsse.

„Es ist — mein Tuch," sagte sie, ohne den Blick von dem Gegenstände in ihrer Hand aufzuschlagen und auf die verschlungenen Züge in einer der Ecken weisend. „Hier stehen die Anfangsbuchstaben meines Namens: R. L. — Regina Lamberti. Jetzt erinnere ich mich," fuhr sie lebhafter fort, „ich habe das Schnupftuch vorgestern meinem Bruder auf der Straße geliehen, da er — plötzlich von Nasenbluten befallen wurde."

Der Polizeidirector nahm das Tuch wieder an sich, breitete es auf dem Tische unter der Lampe aus, betrachtete aufmerksam die noch Hellrothen und, wie es schien, noch nicht einmal völlig verhärteten Blutspurcn in dem ziemlich derben Gewebe, faltete es dann wieder zusammen und sagte, Frau Reginen fest ansehend:

„Das Nasenbluten kann nicht sehr heftig gewesen sein. Das Tuch ist fast gar nicht benutzt, es ist noch glatt und trägt die frischen Bügelfalten."

Die also Angeredete schwieg.

„Wie ist es nur zu erklären, daß dieses Tuch nicht bei Ihrem Bruder lag, sondern draußen an der Hausthür gefunden ist?" frug der Beamte dann plötzlich.

„Er — wird es — dort haben fallen lassen," meinte Regina stockend.

„Wer?" frug der Director ziemlich scharf.

„Mein Bruder!" preßte die arme Frau mit zitternder Stimme hervor. Ein fürchterliches Licht flog beim Wechsel dieser kurzen Worte an ihrem Geiste vorüber. Es öffnete sich unter ihr wie ein Abgrund. Die Lampe begann zu tanzen. Ein kalter Schweiß trat auf ihre Stirne. Sie schwankte und stützte sich mit ihrer zitternden Linken auf den Tisch.

Der Beamte sah sie mitleidig an. Er winkte seinem Untergebenen, der diensteifrig einen Stuhl heranschob.

„Sie sind nicht wohl, Frau Lambert!," sagte der Director alsdann mit etwas weicherer Stimme. „Die Aufregung und Sorge um ihren armen Bruder überwältigt Sie."

„Es ist nichts," stöhnte die geängstigte junge Frau, „es wird vorübergehen. Die Luft ist so eingeschlossen und dumpfig hier. Erlauben Sie, daß ich einen Augenblick in's Freie gehe."

„Thun Sie das, liebe Frau Lamberti," bewilligte der Director teilnehmend, „wir können hernach fortfahren."

Regina stand auf und wankte der Thür zu. Als sie den Drücker bereits in der Hand hatte, frug der Beamte:

»Ist Ihr Mann zu Hause? Könnten wir ihn nicht zu Ihrer Unterstützung rufen lassen?"

„Mein Mann ist abwesend," sagte die junge Frau, ihre letzte Kraft zusammenraffend, „er ist. glaube ich, noch in Straßburg. Wenigstens sollte er vorgestern dort in einem Concerte singen."

Damit war sie vorläufig entlassen. Sie eilte durch die vordere Stube und sah dort, wie in einem Nebel, den Arzt, der immer noch mit dem leblosen Joseph beschäftigt war. Regina jedoch trat nicht wieder an das Lager ihres Bruders, sondern schritt durch die Thür in's Freie. Das volle Tageslicht strömte ihr bereits entgegen. Wie geblendet blieb sie auf der Schwelle stehen und lehnte den wirren Kopf gegen den Pfosten.

„O mein Gott! mein Gott!“ rief sie leise jammernd, „es kann ja nicht sein! es Ware zu fürchterlich!“

Ihr Gehirn wirbelte, sie glaubte niederzusinken. Aber die Stelle hier war gefährlich. Der schreckliche Mann dadrinnen hatte sie so sonderbar, traurig und drohend zugleich, angesehen — als ob er die geheimsten, eben aufkeimenden finsternen Gedanken ihres gequälten Herzens lesen könne.

Sie versuchte einige Schritte zu gehen und schwankte dem Hause entlang. Dort, an der anderen Seite, war sie wohl sicherer vor Beobachtung. Sie bog um die Ecke; der Boden war hier nicht gepflastert, der lehmige Weg durch den Regen der letzten Tage aufgeweicht. Sie schritt jedoch achtlos vorwärts, bis dahin wo die Mauer des benachbarten Gartens an das Gebäude stieß und das Weitergehen abschnitt. Erschöpft lehnte sie sich für einen Augenblick an die kalte Steinwand und bedeckte mit ihrer zitternden Hand die Augen. Die Ruhe, der Abschluß gegen die Eindrücke der fürchterlichen Außenwelt, that ihr wohl. Nach einigen Minuten fühlte sie die Kraft umzukehren. Sie öffnete die Augen wieder — fah auf den Weg —

starrte näher auf das nasse Erdreich, jetzt ftarf sie sich zurück

gegen die Gartenmauer, als ob eine giftige Schlange unter ihren Füßen aufzischte!

Wieder sah sie auf die Stelle. Das schreckliche Ding war noch immer ba! EZ war also lein Blendwert ihrer überreizten Phantasie gewesen — es war tageshellc, mitleidlose Wirklichkeit.

Vor sich sah sie in dem nassen zähen Lehm die Eindrücke eines langen auffallend schmalen männlichen Fußes in einem leichten, eleganten Stiefel. Sie wanlte weiter. Tort war es wieder! — und wieder! — und immer wieder! — Es lief das Haus entlang — jetzt war es geschlichen auf den Zehen — bis zur Ecke. — Mit stierem Auge und angstvoll gegen das Herz gepreßten Händen folgte Regina völlig fassungslos diesen Spuren. Sie tannte den Fuß nur zu Wohl — wie sie das blutbefleckte Tuch nur zu Wohl tannte.

Mit einem schrillen, herzzerreißenden Aufschrei stürzte die arme, verzweifelte Frau ohnmächtig zu Boden.

Sie war auf ihrem SchmerzenZgange nicht unbelauscht geblieben. Auf den Wink des Directors folgte ihr der Untergebene, als sie das Haus verließ. Er sah Frau Lambert! um die Hausecke verschwinden und gewahrte bald darauf die eigenthiimlichen, ängstlichen, wie suchenden Blicke, welche sie beim Rückwege auf den Boden heftete. In der Voraussetzung, daß die Dame dort einen werthvollen Gegenstand verloren, ließ er seine scharfen Augen ebenfalls über die Strecke gleiten und bemerkte alsbald die Fußstapfcn. Seiner langen dienstlichen Erfahrung als Jäger und Spürer entging die eingreifende Bedeutung dieser Wahrnehmung nicht.

Er schaffte zunächst die bewußtlose Frau ins Haus, lehrte dann zurück und nahm eine genaue Zeichnung der schon an sich ungewöhnlichen und heute an dieser Stelle zweifellos höchst verdächtigen Fußspuren auf.

Nach kurzer Brerathung mit dem Chef hob darauf der Beamte die junge, immer noch fast ohnmächtige Frau in einen Wagen und brachte sie nach Hause. Nachdem er sie der Obhut einer älteren Dienerin anvertraut hatte, trat er in Noderich Lambertis Zimmer. Seine Nachforschung in diesem Räume war erfolgreich. Er ließ den verschlossenen Schreibtisch des abwesenden Hausherrn vorläufig unberührt und prüfte zunächst die Schubladen des Möbels, welches die Wäsche enthielt. Nach wenigen Minuten zog er dort einen Stoß leinener Taschentücher hervor, genau von derselben Größe und vom gleichen Gewebe, wie das im Postbureau gefundene, und ebenfalls mil R. 2. in derselben eigenthiimlichen Verschlingung gezeichnet. Dann wandte sich der kundige Polizist dem Schuhwerke des ihm wohlbekannten Künstlers zu, welches in einem Winkel des anstoßenden AnNcidezimmers stand. Er maß und prüfte dasselbe geuau, nickte dann zufrieden, wie ein Mann, der feine eignen scharfsinnigen Voraussetzungen bestätigt findet, und steckte ein Paar Lackstiefel sorgsam aufgerollt in seine umfangreiche Tafche.

Schon an demselben Nachmittag erhielt der Polizeidirector von N. die telegraphische Mittheilung, daß der Sänger Lambert! Straßburg bereits seit drei Tagen verlassen habe und von anderen Tagen wußte er, daß das angesagte Concert in Basel wegen Nichterscheinsens des berühmten rheinischen Balladenvirtuosen ausgefallen sei. Da sich zudem noch herausstellte, daß gegen Lambert! verschiedene, mehrfach prolongirte und endlich protestirte Wechsel liefen, so that jetzt das Criminal-Gericht einen Schritt, der sowohl in der Stadt N. selbst, als auch in den weiten Kreisen, die den beliebten Künstler und lustigen Gesellschafter bewunderten und schätzten, ungeheures Aufsehen und ungläubiges kopfschüttelndes Befremden erregte. Es wurde ein Steckbrief gegen den flüchtigen Roderich Lambert! erlassen, als der Beraubung der Postkasse zu N. und der tödtlichen Verwundung des könig> lichen Postsecretairs Joseph Koopmanns auf das Dringendste verdächtig.

Jedoch führte die gerichtliche Verfolgung des also schwer Angeklagten nicht zu seiner Entdeckung und Gestellung. Es ergab sich vielmehr im Laufe der Nachforschungen mit annähernder Gewißheit, daß der Verbrecher, wenn er ein solcher war, den Armen der weltlichen Gerechtigkeit unerreichbar geworden, daß er bereits vor einem höheren Richter stand. Nach wenigen Tagen wurde im Rhein, eine Strecke unterhalb N., ein umgeschlagener treibender Nachen entdeckt. In seiner Nähe fand man im Röhricht einen noch neuen schwarzen Männerhut. Dieser trug im Innern den Namen eines Straßburger Fabrikanten und die goldnen Lettern R. L. — Die Leiche selbst kam nicht ans Tageslicht.

Der Eifer der Behörden ließ jetzt um so mehr nach, als der Verlust der königlichen Kasse im Grunde nicht erheblich war und des armen Joseph Zustand sich täglich besserte. Frau Regina legte tiefe Wittwentrauer an, nahm den Bruder zu sich und widmete sich ausschließlich seiner Pflege. Sobald es dessen Zustand erlaubte, verließ die beklagenswerthe junge Wittwe die Stadt N., um anderswo ihren Schmerz wie ihre Scham zu verbergen. Sie wollte versuchen, in der Ferne unter weniger peinlichen Verhältnissen der Ausübung ihres Berufes nachzugehen, um dort für sich und ihr einziges, erst wenige Monate altes Kind das tägliche Brot ehrlich zu verdienen.

Später hörten die theilnehmenden Seelen in N., daß es Regina Lambert! in ihrer neuen Heimath leidlich wohl gehe, daß sie sogar eine ansehnliche Erbschaft gemacht habe und nun nicht mehr gezwungen sei, ihren Unterhalt durch die harte Arbeit der Mufikstunden zu gewinnen. Dagegen sei der arme kleine Joseph Koopmanns nie wieder von seiner schweren Verwundung völlig genesen. Im Gegentheile, es habe sich bei ihm ein Gehirnleiden ausgebildet und er sei einer Heilanstalt übergeben worden.

Noch später kam die Nachricht, Frau Lambert! habe ihren Bruder, der nach und nach unheilbarem Blödsinne verfallen sei, wieder zu sich genommen und fei mit ihm in einen entfernten nördlichen Landestheil gezogen, wo sie in einer stillen Stadt sich angekauft habe. — —

Es mochten jetzt wohl schon zehn Jahre feit jener dunklen That verflossen sein, die Regina Lambert! zur Wittwe machte und aus ihrer heimathlichen Gegend Vertrieb. Seit vier Jahren lebte sie nun mit ihrem kranken Bruder im Schatten des holländischen Hauses.

Ihre Ankunft war das letzte Ereigniß gewesen, das die Köpfe der Bewohner der alten Stadt in ungewohnte, zu,.. Theil lästige Schwingungen versetzt hatte.

Da traf ein neuer Steinwurf die stille Oberfläche des ruhigen spiegelglatten, etwas schwerflüssigen Sees, dem das schlummerhafte Dasein der alten Stadt wohl mit Fug verglichen weiden durfte. Der Steinwurf traf plötzlich und unvermuthet mitten in die innersten, angesehensten Kreise des städtischen Lebens. Er schlug darin lebhaft und weit hinaus fortgepflanzte Wellen und versank erst wieder in unbekannte Tiefen, nachdem er eine ein greifende und dauernde Störung, wenigstens in unserer Straße und deren nächster Umgebung, hervorgerufen hatte.

An einem Vormittage im ersten Frühling entstieg dem Postwagen, der schmetternd vom Norden her über das berühmt fürchterliche Pflasier der alten Stadt herein rasselte, ein Mann von fremdländischem Aussehen. Er mochte hoch in den Vierzig sein, zeigte eine robuste, untersetzte Gestalt uud schaute aus einem vollen, gerötheten, wettergebräunten Gesichie mit zwei harten, vortretenden, wasserblauen Augen kühl und sogar ziemlich dreist in die Welt hinaus. Die langen Backenbärte, die sein Antlitz zu beiden Seiten einrahmten, eine dunkle gestrickte schirmlose Seemannsmühe, die der Fremde beim Aussteigen mit einem schwarzen breitrandigen Filzhute vertauschte, sowie die Stoffe und der Schnitt seiner keineswegs ärmlichen Kleidung gaben ihm ein ausländisches Ansehen, das zunächst auf unsere englischen und amerikanischen Vettern jenseit des Cairls und des Oceans hinwies.

Jedoch schien dem Reisenden der Schauplatz, auf welchem er jetzt, als er die Postkutsche verließ, seinen Fuß setzte, keineswegs unbekannt zu sein. Er lud, kurz angebunden, sein fest geschnürtes Felleisen einem das Postgebüude umlungcrnden Jungen auf die Schultern und ging dann, ohne nach der Ortsgelegenheit zu fragen, dem Träger seiner Habseligkeit mit Sicherheit durch das Gewirr der krummen kleinen Gassen voraus, bis ei den Fluß erreichte. Hier betrat er die Brücke, die zu unserer Straße führte uud ihr den Namen gab. Nachdem er das Wasser überschritten hatte, blieb er einen Augenblick wie unsicher stehen. Sein überraschter und fragender Blick ruhte jedoch nicht, wie man hätte voraussetzen dürfen, auf der fremdartigen, reichen Architektur des holländischen Hauses, sondern ei starrte bewundernd zu den großen Spiegelscheiben des Herbing'schen Schnitt»Warengeschäftes hinüber und darauf an dem hohen, mit modernster hell» röthlicher Oelfarbe sauber und heiter getünchten Giebelhause koppschüttelnd empor. „Wilhelm Herbing" las jetzt der Reisende die schwarzen Riesen« lettern, die sich unter den Fenstern des ersten, Stockes quer über dB ganze Gebäude hinzogen. Hierdurch sicher gemacht stieg er die breiten Treppenstufen hinan und betrat das geräumige Verkaufslcal. Hier jedoch achtete er der ihn hinter den breiten Tresen dienstfertig anblinzelnenden, elleubewaffueten Jünglinge durchaus nicht nach Gebühr, sondern schritt grade» Weges auf eine Glathür zu, über welcher das bedeutende Wort „Eomptoir" stand. Er trat ohne anzuklopfen in das Allerheiligste des Senators. Dieser saß oder schwebte rittlings auf feinem Drehsessel über dem großen Hauptbuche und achtete des Eintretenden nicht sofort, bis ihn dieser ohne Umstände auf die Achsel klopfte und mit fester, kühler Stimme sagte: „Gu'n Tag, Wilhelm! da bin ich.«

Der Kaufmann drehte sich um und sah in das ihm fremde Gesicht. Aber er hatte die, viele Jahre nicht gehörte Stimme bereits ^wieder erkannt. Er streckte die Hand aus, die der Fremde kräftig schüttelte und fragte diesen: „Bist Du's wirklich. Arnold? So bist Du also doch da? Das freut mich. — Leg' ab und setz' Dich."

Arnold Herbing folgte ohne jedes Zeichen gemüthlicher Erregung dem gastlichen Vorschlage seines Bruders. Er lehnte sich in die Ecke des alten, ihm noch wohlbekannten Lcdersophas zurück, nahm die ihm angebotene Cigarre und sagte, den Bruder musternnd:

„Es ist grade 25 Jahre her, daß ich fort bin. — Du hast Dich ganz leidlich conservirt, Wilhelm, während der Zeit. Ein bischen dicker geworden, alter Junge. Gutes Geschäft, he? Freut mich. — Nun bleibe ich aber auch etwas bei Dir. Uebrigens in eignen Geschäften. Habe was auf dem Zuge hier. — Gute Cigarren, das. — Jmportirt? — Bor Allem aber mochte ich ein wenig frühstücken."

Die, in so gleichmüthiger Weise wieder eingeleiteten Beziehungen der Gebrüder Herbing nahmen in den nächsten Tagen einen durchaus befriedigenden Fortgang.

Der Senator hatte gefürchtet, als ihm der verschollene und halb vergessene Bruder Arnold aus London seinen baldigen Besuch in Aussicht stellte, es würde sich nach so langer Pause wohl um einen erneueten finanziellen Anspruch ä inut« der väterlichen Erbschaft und seiner eignen brüderlichen Liebe handeln. Dieses zarte Thema wurde jedoch von dem Ankömmling keineswegs berührt. Der verlorene Sohn schien vielmehr wirklich durch völlig uneigennützigc Heimathsgefühle in seines Vaters — jetzt Bruders — Haus zurückgeführt zu sein. Der weltweise AngloAmerikaner fand sich auch bald bei dem deutschen Bruder wie in der alten Stadt völlig wieder heimisch. Sein derbes, formloses Wesen erregte wohl das Befremden der Frau Senatorin, aber den Kindern gefiel der überseeische durchaus nicht steife und würdevolle, meistens joviale Onkel ausnehmend. Er erzählte wunderbare Mär von seinen Fahrten zu See und zu Lande, die dadurch nicht an Interesse verlor, daß es völlig nthunlich war, die Harmonie dieser Odyssee mit den thatsnehlichen Lebensereignissen des weit gereisten Abenteurers zu controliren. Nebenbei erkundigte er sich angelegentlich nach allen Jugendfreunden und eilte, die noch vorhandenen aufzusuchen. Besonderes Interesse jedoch nahm er an den alten und noch im alten Bestände erhaltenen Häufern, an ihren bejahrten Bewohnern und ihrem Urväterhausrathc. Er notirte' sich sogar mit Sorgfalt diese Adressen und lam dann endlich gegen den Bruder Senator mit dem eigentlichen Zwecke seiner Anwesenheit in der lauge gemiedenen Geburtsstadt zu Tage. Arnold Heilung hatte draußen in der Welt wie ein rollender Stein gelebt, der nirgends haften bleibt und kein Moos ansetzt. Er war zu Land und zur See gefahren und hatte drüben alle diejenigen Gewerbe versucht, um sich — wie man es ausdrückt — ehrlich durchzuschlagen, die jedem tüchtigen Manne in der neuen Welt offen stehen, sobald er gewisse philisterhafte Vorurtheile der alten abgestreift hat. Er war dort Kellner gewesen, Journalist, Kunstreiter, auch Offizier in einem Indianerfeldzuge, Sprachlehrer, Matrose auf einem afrikanischen Ebenholzschiffe, Schauspieler und Agent. Er verstand so ziemlich alle Seiten des praktischen Lebens und scheute — nach dem weisen Spruche: Alles verstehen heißt Alles verzeihen — leinen oder doch kaum einen Weg, der ihn in dem Gedränge jener hastigen, rücksichtslosen Welt zum — guten und ungebundenen Leben fühlte. Seine bevorzugte Thätigkeit bewegte sich dort viele Jahre lang auf dem breiten, unsicher begränzten wirthschaftlichen GebietZstrifen, der sich zwischen strenger altbürgerlicher Ehrlichkeit und dem Strafgesetze in schwankenden Windungen und Beugungen hinschlängelt. Im Laufe der Zeit jedoch hatte sich in verschiedenen namhaften Städten des großen westlichen Eontinents, innerhalb gewisser geschäftsbefreudeter Kreise ein gewisser Vorrath von Ueblwollen und von Verstimmung gegen den smarten, rücksichtslosen Arnold angesammelt. Er war dadurch einerseits in unerfreuliche Beziehungen zu den Polizeigerichtshüfen, andererseits in unliebsame nahe Berührungen zu eifer- oder auch nur handelsüchtigen Bowie-Messein gebracht: worden. Herbing hielt daher eine Luftveränderung für angezeigt und siedelte nach London über. Dort verwrthete er seine vielseitigen Talente und Erfahrungen in einem Geschäftszweige, der ihm, neben ausreichender Unterhaltung und gesunder Aufregung ein verhältnihmcibißig anständiges und sicheres Brot gewährte. Er wurde wiederum reisender Agent, und zwar für eines der in der Weltstadt thätigen „Vertraulichen Nachforschungsbureaus". achtbare Institute, die, als Privatindustrieen, etwa nach dem Muster der aus den englischen Romanen sattsam bekannten Geheimpolizei-Station in ScotlandYard arbeiten. Während jedoch das letztere berühmte Institut sich im Wesentlichen auf dem Gebiete des eigentlichen Verbrechens bewegt, schmiegte sich das Privlltbureau mehr den feiner schattirten Unregelmäßigkeiten im Leben der höheren Stände an und bestrebt sich, unliebsame Verirrungen und Störungen in den Kreisen der respectabeln Leute ohne öffentlichen Scandal auf gütlichen», vertraulichem Wege festzustellen und zu einer meistens klingenden Ausgleichung zu fördern. Zweifelhafte und heimliche Heirathen; entschwundenes Eheglück, das heißt: böswillig verlassene Frauen und Männer; verlorene Testamente und Taufscheine; Beobachtung gefährlicher Nebenbuhler: Wechsel, von leichtsinnigen Muttersöhnchen mit — fehlerhafter Orthographie begeben; — kurz das ganze schmerzliche Eapitel der verschämten Familiengeheimnisse bildet das Arbeits- und Erntefeld eines solchen vertrauenswürdigen Institutes.

Hiefür war nun Arnold Herbing der richtige Mann. Er kannte das Leben, erfreute sich starker Nerven und kräftiger Muskeln, war kaltblütig und besonnen, konnte einem gespannten Pistol ziemlich gleichmüthig in die

Mündung sehen, und sprach drei Sprachen. So wußte er sich in die verschiedensten Rollen zu schicken und mit allerlei Leuten gewandt zu verkehren.

Zur Ausfüllung seiner müßigen Stunden jedoch, und weil es geeignet erschien, um dem brauchbaren Agenten ein anständiges Aushängeschild und leichten unverdächtigen Zutritt in achtbare Häuser und zu exclusiven vornehmen Kreisen zu verleihen, betrieb Aniol Herbing nebenbei das unterhaltende historisch - artistische Geschäft eines Kunst- und Althändlers. Er reiste für eines der ersten Häuser dieser „Branche“ in New - Vondstreet und verband so das Nützliche mit dem Angenehmen. Da er ein anschlägiger Kopf war, so hatte er bald die charakteristischen Grundtypcn und Merkmale der verschiedenen Schulen und Perioden des europäischen Kunstgewerbes routinemäßig erfaßt. Er wußte nun mit der überwältigenden technischen Gewandtheit, welche diese Klasse nützlicher Neisender auszeichnet, über jeden Gegenstand, vom Trinkhorn des normannischen Barons bis zum goldgestickten Kirchenparamente aus der Tudorzeit und zum zarten Fächer der Königin Anna sachkundig zu schwatzen.

Es trat damals in England die Periode ein, wo nach langem Schlummer die sogenannte Gothil wieder zu Ehren kam. Die Schlösser wurden restaurirt und von den steifen Ausgeburten des Zopfes und des ersten Kaiserreichs gesäubert. Sie sollten nun auch wiederum mittelalterlich möblirt und ausgestattet werden. Bald reichte der Vorrath im Lande selbst nicht mehr zu; das Geschäft sah sich daher auf dem Continente nach weitere Waare um. Und da stieg vor dem thätigen und umsichtigen Agenten die alte langvergessene Vaterstadt in neuem Glänze empor. Er gedachte, wie er als Knabe alle diese krausen vergoldeten Spiegel, diese eingelegten Truhen und emaillirten Kästchen, diese geschnürkelten Spinden und geschnitzten mächtigen schwarzen Kleiderschränke auf den Hausfluren und in den Rumpelkammern seiner Vaterstadt im Stande tiefster Erniedrigung und Verkommenheit schon gekannt habe. Ein ganzes Zeughaus voll mittelalterlicher städtischer Rüstungen gab es dort, die niemand achtete und die des Rostes ausschließliche Beute waren, da auch die anspruchlosesten Diebe sie als werthlos verschmähten. Da ließen sich Schiffsladungen für ein Butterbrot zusammenkaufen. Flugs schrieb Arnold Herbing seine brüderlichen Versöhnungsepistel an den Senator und — hier war er. Als er den Bruder Wilhelm in seine Projecte einweihte, machte dieser ein bedenkliches Gesicht.

„Die Speculation ist doch recht gewagt, mein Lieber“, meinte der bedächtige Schnittwaarenhändler. „Der Artikel mag augenblicklich gangbar

N°ld und Tlid. XXI. B3. 21

sein, aber er ist allzusehr der Mode unterworfen. Und dann giebt es gar keine festen Marktpreise dafür, mit denen man calculiren kann. Ich würde mir die Sache doch noch einmal reiflich überlegen.“

„Ueberlegen!“ erwiderte Arnold. „Es ist einmal überlegt, und das genügt. Ich will Dir was sagen, mein guter Wilhelm: ihr Kleinstädter und Kleinhändler hier wißt gar nicht was „Ueberlegen“ ist. Für Euch ist „Ueberlegen“: zuerst unentschlossen und prüfend am Rande des Grabens hin und her trippeln, und dann zuletzt — den Sprung doch nicht wagen.“

Auf dem Weltmärkte ist „Ueberlegen“ ein Rechenexempel. Darin giebi es Hauptfactoren und Nebenfactoren. Nehmen wir an: acht verschiedene Factoren und Erwägungen, also acht verschiedene Rücksichten und Zweifel lägen mir vor. Jetzt kommt es darauf an, zu wissen: wieviel Punkte jedes dieser „acht“ werth ist. Nr. 1 ist „dafür“ und 17 Punkte werth, Nr. 2 ist „dagegen“ und 9 Punkte werth. Das ist einfach zu durchschauen. Nun kommen die Erwägungen Nr 3 bis 8; sie sind jede 4 bis 2 Punkte werth. Fallen diese zu Nr. 1: für, oder fallen sie zu Nr. 2 gegen? Das vorher zu bestimmen — ist unmöglich; es ist zu der Berechnung auch gar keine Zeit. Ich nehme daher an, es weiden gleich viel Punkte „für“ und „gegen“ fallen und dann gehe ich sofort darauf los und packe den Stier bei den Hörnern an.“

Der Senator hörte dem Bruder kopfschüttelnd zu und vertiefte sich in die neuesten Lyoner Seidenberichte. —

Nebenher hatte der Agent allerdings noch einen andern wichtigen und geheimen Auftrag. Einem, mehr mit Schätzen als mit persönlicher Anziehungskraft begabten Herrn aus der Magnatenschaft der City war bereits vor etlichen Jahren seine Frau, die Tochter eines Geschäftsfreundes in Amsterdam verschwunden zugleich mit einem lebenswürdigen jungen Mann vom Comptoir ihres Gatten. Die Flüchtlinge hatten in der nördlichen Hafenstadt den deutschen Continent erreicht. Von dort aus jedoch war jede Spur verloren und man muthmaßte nur, daß sie ihr gesetz- und sittenwidrig» Glück irgendwo in dem weiten Gebiete ländlicher Einsamkeit versteckt hätte», welches der großen Elbstadt benachbart war. Dieses Pärchen wieder aufzufinden, gehörte mit zu Arnold Herbings geheimer Mission.

Der Agent machte sich bald nach seiner Ankunft auf die Jagd noch den werthvollen Alterthlmem. Jedoch ging er, als gewandter Geschäftsmann, nicht selbst auf die Suche. Das hätte ja die naiven Besitzer erleuchtet und die Preise sofort unmächtig gesteigert. In unglaublich kurzer Zeit hatte er einen wohlorgllnisirten Stab von brauchbaren Unterageuten zu Stande: kleine Althändler, stadtkundige Lohnbediente und andere coulante Männer. Diese spürten die verkannten Schätze auf, von denen Arnold sich bei seinen freundschaftliche» Besuchen hatte erzählen lassen und trieben ihrem Meister das Wild zu. Bei dm Beratungen mit diesen umsichtigen Gehülfen kamen auch bald die verborgenen Herrlichkeiten des holländischen Hauses zur Sprache. Herbing war ganz Ohr, Er erfuhr dabei gleichzeitig, was das mythenbildende Stadtgespräch von der jetzigen Besitzerin des merkwürdigen Hauses zu berichten wußte. Je unklarer darin die Vorgeschichte der schönen Frau sich zeichnete, desto lebhafter wünschte der geriebene Jäger, diese Hochwildfährte aufzunehmen. Allerdings war es eigenthümlich, daß der angebliche kranke Bruder der geheimnißvollen Fremden nie ans Tageslicht kam. Auch paßte die zehnjährige Tochter Cäcilie nicht in den Rahmen seines Falles. Aber das Alles konnte sehr wohl Verstellung sein, erdacht und durchgeführt, um die Verfolger zu täuschen. Mehrere Tage hindurch war jetzt Arnold sehr häuslich. Er brachte, seine kurze englische Holzpfeife rauchend, viele gute Stunden auf der Terrasse vor den Spiegelscheiben des brüderlichen Geschäftes zu und bewachte von dort den Aus- und Eingang im Nebenhause.

Frau Regina aber war gerade zu jener Zeit unpäßlich und schöpfte nur für kurze Augenblicke frische Luft in dem kleinen Hausgärtchen, welches durch eine hohe Mauer dem Einblicke aus den Nachbarhäusern entzogen war.

Da die edle Zeit auf solche Weise nutzlos verlief und die Befrachtung des Schiffes mit den angekauften Schätzen bald beginnen sollte, so ersann der anschlägige Agent einen andern Weg, um sich directen Eingang in die streng geschlossene Festung des Nachbarhauses zu verschaffen. Er schrieb einen sehr höflichen, jfast devoten Brief an Frau Regina Lamberti, geb. Koopmanns, in welchem er sich als Bruder des Senators Herbing und als leidenschaftlicher Verehrer des alten vaterstädtischen Kunstgewerbes vorstellte. Obgleich er nun wohl wisse, daß es ihm kaum gelingen würde, seine Sammlung durch irgend ein Stück aus dem berühmten holländischen Haufe zu bereichern, so wünsche er doch dringend, diese Schätze wenigstens einmal in Augenschein nehmen zu dürfen. Er bitte daher, Frau Lamberti wolle ihm gütigst eine Stunde bestimmen, wo er die Ehre haben könne, ihr seine Aufwartung zu machen u. s. w.“

Auf diese wohlgesetzte Epistel erfolgte umgehend die Antwort. Diese fiel jedoch recht unbefriedigend aus, denn sie enthielt nur eine kurze, bedauernde Ablehnung der zgedachten Ehre des Besuches, da Frau Lamberti zu unwohl sei, um jetzt oder in nächster Zukunft Fremde in ihrem Hause zu sehen. —

Als Arnold Herbing dieses Schreiben gelesen hatte, dessen Inhalt ihm im Grunde nicht völlig unerwartet war, klopfte er zunächst gelassen seine Holzpfeife aus. Dann zog er seine umfangreiche Briefftasche hervor, öffnete eine geheime Abthcilung derselben und suchte ^darin unter vielen anderen Dokumenten einen beschriebenen Papierfetzen hervor, den 'er sorgfältig glatt gestrichen neben dem soeben erhaltenen Briefe ausbreitete. Er verglich dann die beiden Handschriften längere Zeit aufmerksam und genau. Er prüfte sie sachverständig, Zug um Zug, im auffallenden und im durchschimmernden Lichte. Aber die spitze, ausgeschriebene deutsche Handschrift hatte keinerlei Aehnlichkeit mit den kräftigen runden breiten englischen Schriftzügen.

„So geht's nicht!“ rief er endlich, beide Papiere unmüthig von sich schiebend, „ich muß den geheimnisvollen Vogel selbst sehen. Warum „duckt“ sie sich vor mir? Warum mir nicht ihren berühmten kassetirten Plafond zeigen? — An der Sache ist ein Halen, das steht fest. — Du glaubst, ich sei nun glücklich abgewehrt, schöne Unbekannte? Fehlgeschossen! Da kennst du Arnold Herbing nicht. Mir ist noch keine Thür verschlossen geblieben, die ich öffnen wollte. Geht's nicht mit dem rechten Schlüssel, so geht's — ohne ihn.“

Der verständige Detective stellte jetzt jeden eigenen Versuch zu directei Annäherung an die verborgenen Schätze des holländischen Hauses ein und berieth sich mit seinem vertrautesten Unteragenten.

Beide Gesellen suchten im heimlichen Nathe nach einem neuen Schlüssel, um das geheimnißvolle holländische Haus zu öffnen und kamen endlich auf einen erfolgreichen Anschlag.

Unter den Dienstboten der Frau Lamberti befand sich auch eine junge Hllusmagd, die erst vor kürzerer Zeit angenommen und noch durch keine Bande gewohnter Pietät mit ihrer Herrschaft verbunden war. Dieses Mädchen gehörte zu den Bekannten des Gehülfen. Er bewog sie, durch Zusage eines reichlichen Geschenkes, darein zu willigen, daß sie dem fremden englischen Herrn zu einer frühen Morgenstunde die Hnusthür öffne und ihm die Räume des ersten Stockes zeige. Das Unternehmen war an sich ziemlich ungefährlich; auch konnte ja kein großes Unrecht dabei sein — spiegelte sich die leichtsinnige und durch die versprochene Belohnung behörte Dirne vor — dem Bruder des Herrn Senators die schonen Zimmer zu zeigen; denn die „Madam“ schlief oben im zweiten Stocke. Eine Störung war also nicht zu befürchten. —

Schon vor der verabredeten Stunde, gleich nach Sonnenaufgang, verließ Arnold das brüderliche Haus und wandte sich den nahen Stadt» wällen behufs des gewohnten Morgenspazicrganges zu. Auf einem Umwege gelangte er dann wieder in die noch völlig einsame Brückenstraße und fand das Mädchen seiner bereits an der geöffneten Hausthür wartend. Arnold wußte die ängstliche Dirne mit einigen angemessenen kleinen galanten Scherzen zu beruhigen, dann schlichen beide hinauf in die Zimmer der Hausfrau. Bei Herbing jedoch trat in diesem Augenblicke der Sammler hinter den Spürer zurück. Er widmete den kunstreichen Möbeln und statt» lichen Vasen, die die Zimmer schmückten, nur flüchtige Aufmerksamkeit. Vielmehr wandte er sich sofort einem großen Lelbilde zu, welches — wie die Magd versicherte — die Madam mit vollster Aehnlichkeit darstellte trotzdem es augenscheinlich schon vor längeren Jahren gemalt war. Ein junges Mädchen von hoher schlanker Gestalt, in Hellem Sommerkleide trat aus einem Nosengebüsche dem Beschauer in der Pracht ihrer vollen heiteren zwanzigjährigen Iugendfrische entgegen. Herbing näherte sich der Leinwand, nicht sowohl um das Kunstwerk genau zu bewundern, als um die am Fuße des Bildes hervortretende Unterschrift des Malers zu studiren. Es war der

auch ihm wohlbekannte Name eines berühmten Künstlers der rheinischen Schule. Darunter stand die Jahreszahl, und des Beschauers gutes Gedächtnis; sagte ihm nach kurzer Berechnung, daß in jenem Zeitpunkte die von ihm gesuchte flüchtige Gattin des City-Magnaten noch ein Kind war, das sich den Grenzen der jungfräulichen Blüthe kaum genähert hatte.

Der schlaue Spürer hatte sich also dieses Mal dennoch geirrt. Es war eine ihm völlig fremde und gleichgiltige Familie, die das holländische Haus bewohnte. —

So konnte der Kunstkenner seinen Neigungen in diesen Räumen um so ungestörter nachgehen.

„Wo ist denn das Zimmer mit der schönen Holzdecke, mein liebes Kind,“ frug er seine Führerin, die verwundert die Gleichgiltigkeit bemerkt hatte, mit welcher der Fremde an all den alten Herrlichkeiten vorbeiging, deren Schonung und Reinigung ihr so manche unmuthige Stunde zu Wege brachte.

„Es liegt nach hinten hinaus,“ erwiderte sie, wieder ängstlich werdend. „Aber kommen Sie jetzt rasch, Herr Herbing, es wird spät. Ich wäre zeitlebens unglücklich, wenn man Sie hier fände.“

Das berühmte Zimmer war ein saalartiger Raum, der einen großen Theil des rückwärtigen Seitenflügels einnahm. Eine dunkle, in Felder abgetheilt und mit vorspringendem Risalite gekrönte Täfelung lief rings um die Wände. Ueber ihr hing eine goldgedruckte Ledertapete. Die Decke war mit vertieften Kassetten bekleidet, aus deren Mitte traubenförmige Zapfen herabhingen. Schwere gewundene, kerzenreiche Messingleuchter fanden sich überall vertheilt, um der dunklen Wandbekleidung den ausreichenden festlichen Glanz zu verleihen. In zwei Winkeln gewährte man hochaufstrebende Oefen von blauer holländischer Fayence. Die einzelnen Kacheln schienen wechselnde, nicht ohne Kunst erfundene und ausgeführte Darstellungen von Jagd-, Tanz» und Liebesscenen zu enthalten. Jedoch erlaubten die niedergelassenen Borhänge der Fenster kein genaues Erkennen. Die seltenen Kunstwerke reizten Arnold Herbings Schaubegierde in nicht gewöhnlichem Grade. Ohne viel zu fragen ging er daher an das Fenster und zog einen Vorhang zurück. Die Dirne, Entdeckung fürchtend, sprang dem Fremden ängstlich nach, um ihn zurück zu halten. Aber bereits strömte das helle Morgenlicht in den Saal. Herbing warf jetzt einen Blick hinaus und erkannte gegenüber die Hintergebäude seines väterlichen Hauses. Unmittelbar unter den, Fenster lag der kleine Hausgarten, dicht bestanden mit Bäumen und Büschen, deren junges Mailaub die Einsicht von oben noch nicht verwehrte. Am entgegengesetzten Ende des Gärtchens gewährte er eine dichte Laube. In diesem Augenblicke trat aus derselben eine männliche Gestalt und schritt langsam den mittleren Gartenweg entlang dem Hause zu. Die Erscheinung der frühen Spaziergängers war ungewöhnlich. Eine hohe schmale, gebeugte Gestalt, in einen langen weiten bunten Schlafrock gehüllt. Das Gesicht wurde durch einen breitkrämpigen niedrigen Hut beschattet, außerdem waren die Augen durch einen grünen, weit vortretenden Schirm geschützt. Dm unteren Theil der hageren, blassen Züge verdeckte ein langer dunkelgrüner Barl.

Der Gang des Fremden hatte etwas eigenthümlich UnbehülflicheZ. Die Linke führte einen Krückstock, um eine ziemlich sichtbar hervortretende Schwäche des nachschleppenden linken Fußes zu unterstützen. Der rechte Arm war unbeschäftigt, hing jedoch nicht natürlich frei herab, sondern verharnte, wie gelenksteif, in einer regelwidrigen gekrümmten Stellung.

Herbing starrte so lange und so unverwandt in den Garten hinab, daß das Mädchen ebenfalls herzutrut, um die Ursache dieser erneuten Abwendung des fremden Herrn von den Wundern des getäfelten Saales zu ergründen.

Sobald sie jedoch die unten wandelnde Gestalt bemerkte, riß sie ihren Begleiter heftig und rücksichtslos zurück und flüsterte ihm erregt zu:

„Um Gotteswillen! Weg doch vom Fenster! Sie weiden ja gesehen! Den Vorhang herunter! Schnell! — Wollen Sie mich denn durchaus unglücklich machen?“

Herbing gehorchte zögernd. Aber er trat zurück. Er glaubte, bereits genug gesehen zu haben.

„Wer ist denn der Herr?“ frug er möglichst gleichgiltig.

„Es ist ja der Madame ihr Bruder,“ antwortete die Dirne. »Der Herr Postsecretär Koopmanns!“

„Darf er denn so ganz allein gehen?“ frug Arnold weiter. „Ich dachte, er sei blind und ein wenig —“ hier machte er die bekannte bedeutsame Handbewegung, indem er mit dem Finger auf seine Stirn zeigte.

„Ach, Gott bewahre!“ erwiderte die Magd unmuthig. „Er ist so vernünftig wie Sie und ich. Und mit den Augen ist es auch nicht so schlimm. Was er will, und besonders, wenn man ihm etwas nicht recht macht, so sieht er ganz gut! Er ist nur menschenscheu und kann nicht schlafen wegen seinem Husten. Da geht er denn früh Morgens und spät Abends hier spazieren, sobald das Wetter schön ist.“

Herbing sann einen Augenblick nach.

„Ach, der arme Herr Postsecretär,“ sagte er dann mitleidig. „Da will ich lieber rasch fortgehen, um ihn nicht zu stören. Hier — bitte — nehmen Sie, mein schönes Kind. Sie sehen: es war leicht verdient. — Doch müssen wir nicht fürchten, dem Herrn jetzt auf der Treppe zu begegnen?“ unterbrach er sich selbst im Gehens

„O nein,“ flüsterte das Mädchen, ihn forttreibend. „Er wohnt oben im dritten Stocke nach dem Hofe hinaus und benutzt nur die Hintertreppe. Er kann es nicht leiden. Fremden zu begegnen.“

Ohne Gefährde betrat Arnold Herbing wieder die immer noch menschenleere Biückenstraße. Er wandte sich jedoch nicht dem brüderlichen NachbarHause zu, sondern überschritt den Fluß und nahm seinen unterbrochenen Spaziergang über die Swdtwälle wieder auf.

Der stets gefaßte und kühle Abenteurer, den seit langer Zeit nichts mehr verwundert hatte, befand sich nun doch einmal im Zustande einer maßlosen Ueberraschung.

War es denn möglich? Hatte er wirtlich soeben eine altbekannte Figur wiedergesehen, die vor langen Jahren im Strudel der Weltstadt neben ihm aufgetaucht war, die bann manchen trüben Tag und manche wilde Nacht hindurch neben ihm, und von seiner stärkeren Hand gehalten, in den dunklen Höhlen des östlichen Londons einhergetrieben war und die vor etwa vier Jahren ebenso plötzlich und unfindbar wieder aus seinem Gesichtskreise verschwand.

Konnte dieser Einsiedler, der sich hier seit etwa derselben Zeit in der verschlafenen alten Stadt und in den verschwiegenen Mauern des holländischen Hauses verbarg, konnte dieser angebliche, gemüthskranke Bruder derselbe Konrad sein, dem früher keine lustige Gesellschaft zu zahlreich und zu wild, keine Nacht bei schwerem Trunk zu lang war und der stets, als der Ausgelassenste unter all' den losen Weibern und wüsten Kumpanen, die übrigen Genossen durch seine Laune und noch mehr durch seinen glänzenden, wahrhaft künstlerischen Gesang mit sich fortriß?

Aber trotz aller annähernden Unmöglichkeit — jeder Zweifel war in diesem Falle eigentlich ausgeschlossen. Die besonderen Kennzeichen, die jener Kamerad früherer Jahre trug, wiederholen sich in dieser Zusammenstellung nicht zwei Mal.

Die hohe, schmächtige, damals noch geschmeidige und lebhaft biegsame Gestalt, der nachschleppende linke Fuß und vor Allem der so eigentümlich gekrümmte, steife rechte Ellenbogen.

Wie lebhaft trat dem hartgesottenen Gesellen jetzt dieses Stück seiner Vergangenheit wieder vor die Erinnerung.

Es mochten etwa acht oder neun Jahre her sein. Tief in der Nacht war es bereits, da lehrte Arnold Herbing von einer seiner SpürhundsUnternehmungen zurück und wanderte durstig eine lange einsame Straße in einem der verrufensten Quartiere nahe den London Docks entlang. Er blieb vor einem ihm wohlbekannten Trinkhause stehen, in dessen Fenstern er noch schwachen Lichtschimmer bemerkte. Die Thür zum „Bar-room“ war bereits geschlossen. Er klopfte jedoch nicht vergebens, stürzte hastig ein großes Glas Branntwein, schwach mit Wasser versetzt, hinunter und wollte gerade nach verrichteter Sache gestärkt weiter gehen — da kam es ihm so vor, als ob aus der Tiefe des Hauses ein absonderlicher, ängstlicher, halberstickter Ruf hervorquölle.

Er horchte. Jetzt drang ein schwacher Knall herüber, etwa wie ein entfernter Terzerolschuß — jetzt noch einer! Die schläfrig-stumpfe Kellnerin schien oder wünschte nichts gehört zu haben. Nun ward die ängstliche Stimme wieder laut. Es war in der That ein Hilferuf, und zwar in deutscher Sprache. Herbing ergriff rasch ein Schüreisen vom Kamin, eilte auf die Hintere Thür zu, schob die Kellnerin, die den Störenfried zurückhalten wollte, unsanft bei Seite und trat in das anstoßende Zimmer. Es war dunkel und leer. Hier aber erkannte er deutlich im nächsten Raum ein gewisses dumpfes, nur von halbersticktem Stöhnen begleitetes Poltern, mit welchem er nur zu wohl vertraut war. Da drinnen fand offenbar soeben ein verzweifelter Kampf statt und der unterliegende Theil, das ausersiehene Opfer, war bereits geknebelt, um dann ohne störenden Lärm einen völlig stummen Mann aus ihm zu machen. Die zweite Thür erwies sich von innen verriegelt, jedoch fanden Arnold Herbings unwiderstehliche Schultern keine ernste Schwierigkeit sie einzurennen. Der Raum, in den er jetzt trat, war schwach erhellt. Vermuthlich war ein Versuch gemacht, die Gasflamme auszudrehen, um das Opfer im Dunkeln leichter zu überwältigen. Herbing übersah die Lage mit einem einzigen Blicke.

In der Mitte des Raumes lag ein umgestürzter Eßtisch mit Gläsern und Flaschen am Boden. Am Fenster lauerte ein verdächtiges, unsauberes Frauenzimmer, welches halb ängstlich, halb neugierig nach dem verzweifelten Kampfe hinübeistarrte, der im entgegengesetzten Winkel des Zimmers vor sich ging. Eine Gruppe von drei Männern rang dort ums Leben. Einer von ihnen lag bereits am Boden und suchte mit der letzten Kraft der Verzweiflung einen andern abzuschütteln, der sich bemühte, ihm die Hände zu halten und ihn dadurch wehrlos zu machen. Sein Genosse, der Tritte, strebte dem Unterliegenden ein Tuch um den Hals zu schlingen, was dieser mit dem Instincte der um ihr Nasein ringenden Ereatur in verzweiflungsv ollen Stößen abwehrte.

Herbing verband mit ungewöhnlicher Kraft und Gewandtheit eine hervorragende Neigung für Naufhändel. Hier war ein brillanter Fall für erfolgreiche Einmischung. Rasch packte er den Dritten im Nacken und schleuderte ihn mit mächtigem Schwünge quer durch den Raum, über den umgestürzten Tisch hinaus, vor die Füße des entsetzten Weibes. Ehe der betäubte Mann sich dort erholen und zu neuem Angriffe bereiten tonnte, war der Helfer in der Roth schon am Zweiten. Dieser leistete heftigeren Widerstand. Er wendete sich dem Angreifer zu und richtete die Mündung eines Doppelterzerols auf ihn. Aber ein mächtiger Schlag mit dem Schüreisen schleuderte die Waffe weit fort, ein zweiter Schlag streckte den Mordbuben selbst besinnungslos nieder.

Inzwischen hatte sich der erste Spießgeselle wieder erholt. Er maß den unerwarteten Gegner mit gläsernen, blutunterlaufenen Augen und machte sich zum neuen Sprunge bereit. Der gewandtere Deutsche aber kam dem schwerfälligeren Engländer zuvor. Er stellte ihm rücklings ein Bein, über welches dieser, einem mächtigen Stoße vor die Brust nachgebend, zu Boden taumelte. Wie ein jagdtoller Saupacker kniete schon in demselben Augenblicke Arnold dem Kerl auf der Brust, riß ihm das lange, lockere schwarze Halstuch ab und knebelte ihm mit wunderbarem Handgriffe im Nu beide Arme so fest zusammen, daß der Gegner, physisch und moralisch unterjocht, auf jeden weiteren Widerstand verzichtete.

Nun wandte der Sieger sich dem Unbekannten zu, dem er in der letzten Minute als rettender Engel erschienen war. Der Mann blutete stark und war fast ohnmächtig. Die versuchte Strangulirung schien nicht ohne bedenkliche Wirkung gewesen zu sein.

In diesem Augenblicke wurden draußen Stimmen laut und zwei Policemen betraten den Kampfplatz. Die Situation klärte sich nun rasch. Die Organe der öffentlichen Sicherheit erkannten in den beiden Kerlen zwei berüchtigte Falschspieler, denen sie schon länger auf der Fährte waren. Das Weib diente ihnen als Schlepper. Ihr Opfer lag noch immer regungslos und aus einer Armwunde schwer blutend am Boden. Die Polizisten leuchteten ihm in's Gesicht und meinten, es sei einer aus der ausländischen Musikantngesellschaft, die in den benachbarten großen Trinkhallen Concerte zu geben pflege. Man nenne ihn den deutschen „Ballcidensänger“. Eine Visitenkarte in seiner Brieftasche trug den Namen: „Konrad Stein“. Der Arzt der nächsten Polizeistation verband den Verwundeten. Es zeigte sich, daß der rechte Ellenbogen durch eine Pistolenkugel von außen zerschmettert, und daß der linke Fuß, wahrscheinlich durch einen Sturz während des verzweifelten Ringens, gebrochen war.

Konrad Stein lag zwei Monate im Hospitale und verließ dasselbe geheilt, aber als ein Krüppel. Herbing, der den von ihm geretteten Mann bereits halb vergessen hatte, konnte sich dem Danke des Genesenen nicht völlig entziehen. Hieraus entwickelte sich eine Bekanntschaft, die mehrere Jahre dauerte. Konrad Stein gewann sogar das sogenannte Wohlwollen seines Lebensretters so weit, daß dieser ihm gern bei seinen musikalischen Vorträgen zuhörte, und hinterher späte Trinkgelage mit ihm feierte, welche Hcrbings eisernen Körper nicht weiter anfochten, auf des anderen zarte und durch die schweren Wunden gründlich erschütterte Constitution jedoch wie Gift wirkten.

Einige Jahre hielt Konrad Stein sich noch mühselig in diesem. regclund ziellosen Leben hin. Dann verschwand er Plötzlich für immer von dem Concertprogramm. Herbing hörte, sein Zechkumpan habe einen Blutsturz gehabt, und vegetire irgendwo in einem Hospitale. Damit aber verschwand dieser gute Freund nun auch von des vielbeschäftigten Agenten Tagesordnung — wie schon so mancher vor ihm. — Das mochten etwa fünf Jahre her sein. Und jetzt auf einmal, in der alten, norddeutschen Stadt, in dem versteckten Gärtchen des holländischen Hauses, tauchte jene versunkene Erinnerung in dieser jämmerlichen und verhüllten Gestalt wieder auf!

Was wußte denn Arnold Herbing eigentlich über Konrad Stein, den Ballcidensänger? Der Name bot keinen Anhaltspunkt, denn in jenen geselligen und künstlerischen Kreisen Londons bildeten die angenommenen Namen nahezu die Regel. Fast eine jede darin auftauchende Persönlichkeit halte sich mit irgend einem Incognito, mit einem Schleier umgeben, der den Zusammen hang ihrer Gegenwart und Vergangenheit verhüllte. Nach seinem Dialekte war der Mann wohl Süddeutscher, er war auch römischer Katholik, dahatte sich gelegentlich aus seiner Kenntnis; der Gebräuche jener Kirche ergeben. Da der Künstler zu den lebhaften sanguinischen Naturen gehörte, die der Alkohol schwatzhaft macht, so hatte er sich in solchen vertraulichen späten Nachtstunden auch zu andeutenden Mittheilungen gegen seinen Lebensretter verleiten lassen. Daraus ging hervor, daß er wegen eines traurigen Familienconflicts die Heimath verlassen habe, daß er früher bessere Tage gesehen habe, daß er mit einem nahen Verwandten in ein Geldgeschäft verwickelt gewesen, daß hiebei ein Streit ausgebrochen sei, und daß er dabei das Unglück gehabt habe, diesen Verwandten — schwer gereizt war Stein gewesen und in der Nothwehr, versteht sich — tödtlich zu verwunden. Ob diese Begegnung ein Duell gewesen sei? erinnerte sich Arnold Herbing jetzt nicht mehr ganz klar. Ferner hatte ihm der Künstler mitgetheilt, daß man ihn seit langen Jahren in seiner Heimath für todt halte, und er inzwischen gelernt habe, das jetzige freie, sorglose Leben in der Weltstadt den engen heimatlichen Verhältnissen vorzuziehen. Daher lasse er „seine Leute“ lieber in dem Irrthume, daß er gestorben sei. Wer diese „Leute“ waren, darüber hatte Stein jede bestimmte Andeutung vermieden.

Dieses Schicksal des Valladensängers war damals Herbing, auf dem großartigen Hintergrunde seiner amerikanischen Erinnerungen ziemlich trivial und kleinlich erschienen, so daß er es nicht einmal der Mühe werth gehalten hatte, den Lücken und Dunkelheiten in seines Freundes Selbstbiographie weiter nachzufragen. So war es ihm auch jetzt kaum möglich, nachträglich zu sichten, was in Steins Erzählung Wahrheit und was Dichtung gewesen war. Anhaltspunkte für jetzige weitere nachforschende Thätigkeit lieferten diese Erinnerungen nicht. Wo auch jene süddeutsche Heimath lag, jedenfalls war dort über die alte Geschichte schon längst verjährendes Gras gewachsen. Konrad Stein konnte übrigens eben so wohl ein durchgegangener Kassirei oder ein dem Zuchthause entsprungener Wechselfälscher gewesen sein, als ein Mann, dessen Hand mit Blut befleckt war. Psychologisch war sogar das Erstere das Wahrscheinlichere. Er glich mehr den schwachen Menschen, die mit der Feder, als den starken, die mit der Mordwaffe zu sündigen in Gefahr stehen.

Das Problem arbeitete mehrere Tage lang in Herbings anfehlähgigem Kopfe ohne jedoch eine befriedigende Lösung zu finden. Endlich sprach er, in verhüllter Weise, seinem ersten Handlanger im „Antiken-Geschäfte" von der geheimnißvollen Persönlichkeit, die er im holländischen Hause so zufällig wahrgenommen. Wie könne man wohl über den Kranken.einige Aufklärung erhalten? Vielleicht liebe sich alsdann durch ihn ein Weg zu den Schätzen der Frau Lambert! anbahnen.

Der Gehilfe spionierte einige Tage umher. Dann kam er mit folgendem Ergebnisse zurück.

In den Polizei'Archiven des Magistrates befänden sich ohne Zweifel Papiere, die bei der Ansiedelung der fremden Dame in der alten Stadt jener Behörde ausgeliefert und auch dort geschrieben seien.

„Wenn vielleicht Herr Heilung, durch die gütige Vermittlung des Herrn Senators, von diesen Papieren Einsicht — —"

„Wo denken Sie hin, guter Freund," unterbrach ihn sein bis dahin sehr aufmerksamer Zuhörer unwillig. „Das würde mein Bruder niemals thun. Der vergeht ja vor lauter ängstlicher Pflichttreue im Dienste der Stadt. Und jedenfalls bin ich nicht so grün, ihn so tief in meine Karten gucken zu lassen. Reden ist Silber, mein Lieber, und Schweigen ist Gold, aber Fragen ist — Blech. — Nein, nein. Denken Sie sich etwas Besseres aus. So etwas muß man selber zu Stande bringen."

„Vielleicht," fuhr nun der Unterhändler, halb bedenklich, halb pffiffig fort, „ließe sich noch ein anderes Mittelchen finden. Da ist nämlich ein Bekannter von mir in der Polizei angestellt. Der Mann hat sieben lebendige Kinder und es geht ihm schlecht. Er hat mich, seit Sie dem Rathe sein ganzes altes Waffenarsenal für hundert Pistolen abgenommen haben, schon mehrfach angelegen, Sie möchten ihm doch ebenfalls einige Alterthümer abkaufen. Ich wies ihn bisher stets ab, denn die Sachen taugen nichts. Es sind von denen, die Sie „Zopf" nennen, oder gar nur von Vonapartes Zeiten her."

„Versteht sich, laufe ich sie ihm ab," rief der Kunsthändler entschlossen, „wenn er mich die Papiere sehen läßt. Wie heißt der Mann?"

„Rathsschreiber Bostelmann."

„Bostelmann?" wiederholte Arnold Herbing, in seinen Kindheitserinnerngen stöbernd, „Christian Bostelmann?"

„Allerdings."

„Oho!" rief er jetzt frohlockend. „Alter Schulkamerad von mir. War 'stets ein Dummtopf, der kein Exempel allein richtig herausbringen konnte. Wundert mich nicht, daß er in der ehrsamem Rathsschrcibstube stecken geblieben ist. Morgen besuche ich ihu und seine Kunstschätze. Melden Sic mich an. Bringen Sie es ihm an ‚den Verstand, daß ich jeden Preis zahle unter Bedingung der kleinen „Akteneinsicht". Nur zehn Minuten — und keine Abschriften, versteht sich."

Ter Rathsschreiber fühlte in diesem titzlichen Falle ähnlich wie jener zerlumpte Apotheker von Mantua, als er vom liebeskranken Romeo um das verbotene Gift gedrängt wurde. »Die Stadt ist nicht mein Freund gewesen, noch ihr Gesetz; die Stadt hat kein Gesetz, um mir ausreichend Brot zu schaffen. So breche ich der Stadt Gesetz. Meine Armuth, nicht mein Wille, willigt ein.< Solch einem Manne, wie Herrn Arnold Herbing, dem Bruder des Herrn Senators, der mit vollen Händen Gold für verrostete alte Scharteken ausstreute, dem war es wohl erlaubt einmal — neugierig zu sein. — Wem konnte es denn schaden?

Nach acht Tagen rannte Herbing den Inhalt der vertraulichen Correspondenz des Polizeisenators über Frau Lambertis frühere Schicksale. Er wußte nun ganz genau, wer der kranke Bruder, wer sein alter Kumpan Konrad Stein war.

„Die Lambert! ist jetzt augenscheinlich eine wohlhabende Frau," murmelte er, als er sich aus dem Polizeibureau spät Abends nach Hause schlich. „Ich tlINI ihr also Nichts abkaufen. Aber verkaufen will ich ihr Etwas, und das soll sie mir theuer genug bezahlen. Ja, ja, mein guter Konrad Stein, ich will nicht umsonst dein Lebensretter gewesen fein, dem du hundertmal ewigen unbegrenzten Dank zugeschworen Haft. Den alten Wechsel sollst du jetzt einlösen!"

„Hm! Hm!" fuhr er selbstzufrieden fort, indem er die beliebte Holzpfeife in Thätigkeit fetzte, „die Welt ist doch noch lange nicht so schlecht, als die Pfaffen sie allsonntäglich verschreien. Eine edle Thai findet immer noch ihren Lohn."

Es wurde nun Gegenstand sorgfältigster Erwägung für Arnold Herbing, auf welchem Wege er diesen, ihm von Rechtswegen gebührenden Lohn am raschesten und ohne übermäßigen Discont einziehen könne. Sollte er sich nochmals an Frau Regina wenden? Sollte er die Verhandlungen schriftlich eröffnen, eine halb verhüllte Drohung hinwerfen, seine volle Sachkenntnis; durchschimmern lassen; damit die geängstigte Frau sich endlich zu mündlicher Erörterung herbeiließe? Diese Idee gefiel ihm eigentlich nicht. Ter Umweg war ihm — in seinem Sinne — zu gefährlich. Er hatte zu oft in seiner ausgebreiteten Praxis den alten weisen Satz bestätigt gefunden: „nur nichts Schriftliches von sich geben!" Geschriebenes Wort bleibt stehen. Es gleicht dem heimtückischen Diener des Zauberlehrlings. Zuerst gehorsam zuverlässig und wirksam. Hinterher aber legt das unscheinbarste Nriefchen seinem Verfasser in dessen eignen Worten verborgene Schlingen, in denen ei sich selber unversehens und rettungslos fängt. „Mit drei von ihm geschriebenen Worten", hatte ihn zu Anfang seiner Lehrzeit im »Vertraulichen Nachforschungs-Bureau« ein alter Praktikus gewarnt, „mit drei unschuldigen Worten auf einem elenden Zettelchen kann man auch den unschuldigsten Menschen an den Galgen bringen. Denn was man aus dem Zettelchen nicht herauslesen kann, das liest man hinein". Also davon nichts. — War überdem Frau Regina entschlossen, sich zu vertheidigen, so würde sie des Schreibers Andeutungen nicht verstehen wollen — sie würde ableugnen, daß sie irgend etwas zu verbergen habe, oder gar plötzlich mit allen Ihrigen verschwinden. Jedenfalls würde die Thür des holländischen Hauses dem zudringlichen Nachbar auch serner verschlossen bleiben, bis vielleicht — der Polizeisenator sie öffnete. Diefer prosaische Ausgang des Dramas paßte jedoch keineswegs in Arnold Herbings glänzende Berechnungen.

Er mußte also Weg und Steg finden, um zu einem unerwarteten, persönlichen Wiedersehen und zu einer möglichst freundschaftlichen directen Auseinandersetzung mit Conrad Stein zu gelangen. Er mußte an dessen Dankbarkeit appelliren und ihm klar machen, wie gut der rettende Engel sich der früheren nächtlichen Mittheilungen seines Schützlings noch erinnere und wie geschickt er jene Bruchstücke inzwischen zum übereinstimmenden Ganzen zusammengefügt habe.

Wer gewissenhaft und gründlich sucht — der findet. So hatte Herbing in den nächsten Tagen sein altes väterliches Haus bis in die entlegensten Winkel der obersten Speicherräume durchklettert; er hatte mit einem scharfen Feldstecher aus jeder Luke, unter jedem Gesichtswinkel, die höheren Theile der Rückseite des holländischen Hauses geduldig durchforscht und er war nun nicht mehr zweifelhaft darüber, wo drüben des Kranken einsames Stübchen etwa verborgen sein müsse. Es lag im Rückgiebel des Haupthauses, nicht sehr entfernt von derjenigen Außenmauer, die an der Grenze des Senators stand. Beide Häuser trennte nur ein „Zmische" von etwa sechs Fuß Breite. In beiden, zu dieser Zwische steil abfallenden Dächern waren zahlreiche vortretende Luken angebracht, nur durch hölzerne Flügelläden verschlossen. Die untersten Reihen dieser Luken befanden sich in beiden Häusern auf ziemlich gleicher Höhe und ihre Oeffnungen standen kaum zwölf Fuß von einander ab. Dieser Abstand war für einen gewandten und schwindelfreien alten Seemann leicht zu überbrücken. Der grade Weg erwies sich also auch in diesen: Falle als der beste und der wenigst gefährliche. Es handelte sich nur darum, den Uebergang ungestört und unbeobachtet zu vollziehen. In des Senators Hause lebten viele Menschen. Nach alter guter bürgerlicher Sitte theilten alle zu dem großen Betriebe gehörigen Gehilfen das Dach und den Tisch des Hausherrn. Ihre Wohnungen lagen in den obersten Stockwerken. Ein so ungewöhnliches Unternehmen wie die seiltänzerische Überschreitung der Zwische würde daher schwerlich ganz unbemerkt bleiben. In diesem Punkte jedoch schienen die Umstände endlich einmal den kühnen und standhaften Agenten begünstigen zu wollen.

Es war für die alte Stadt mit dem schönen Monat Mai die Zeit ihrer größten Jahresfeier, des Schützenfestes, herbeigekommen, eine uralte ehrwürdige Institution, deren Gebräuche sich noch aus der Zeit der hansischen allgemeinen Wehrhaftigkeit jedes freien Bürgers erhalten hatten. Zu diesen Gebräuchen gehörte auch das „Greifen des Maigrewen". Ursprünglich war es wohl eine heitere Art der Schätzung nicht wehrhafter angesehener Einwohner gewesen. Der erste Mann aus dieser achtbaren und meistens wohlhabenden Klasse, der am ersten Maimorgen durch das dem Schießgraben benachbarte Stadthor ging, ward dort von einer fröhlichen, im Hinterhalte gelagerten Rotte -gegriffen' und mußte sich durch ein erhebliches Lösegeld zum Besten des Tischtrunkes der achtbaren Schützengilde abfinden. Es entsprach nur dem billigen Sinne unserer Vorfäter, daß der also Gebüßte an diesem Sühnopfer theilnehmen durfte. Im Laufe der Zeiten überließ man das Finden des Maigrewen nicht mehr dem blinden Zufall. Das Opferlamm wurde vorher im Rllthe des Schützenkönigs ausersehen, von der ihm zgedachten Ehre verständigt und veranlaßt, den verhäugnißvollen Morgensvaziergang zu bestimmt« Stunde nicht zu unterlassen. War er dann mit gutem Humor „gegriffen", so nahm er während des ganzen Festes einen bevorzugten Ehrenplatz unmittelbar hinter dem Schützenkönige ein, und seine Befugnisse hielten etwa die Mitte zwischen denen eines Prinzen von Geblüt und eines fremden Botschafters. In der guten alten Zeit hatte der Maigrewe eines schiedsrichterlichen Amtes bei allen streitigen Trintfragen über die ehrsame Schützengilde zu walten. Ob hieraus sein Titel als der „richterliche Graf d« Mai" herzuleiten, oder ob er nur der „im Mai gegriffene" war, ist bis zum heutigen Tage unter den Cultuihistorikern controvcrs geblieben.

Es fügte sich nun so, daß gerade in diesem Jahre der Herr Senator Herbing „gegriffen" werden sollte, und es war vorauszusehen, daß alle jungen Leute des Geschäftes dieses für das Haus so hoch ehrenvolle Schauspiel nicht versäumen und daß daher am Frühmorgen jenes Tages das Haus in seinen oberen Stockwerken so ziemlich verlassen und verödet sein würde.

Alles traf glücklich ein, wie Arnold Herbing vorhergesehen und combinirt hatte. Es war sieben Uhr Morgens und er fand sich als alleiniger Herr der weiten oberen Geschosse. Ungesäumt ging er an's Werk. Ein? feste Feuerleiter hatte er bereits auf einem der Speicher aufgefunden und geprüft. Mit einem langen Sparren stieß er zunächst die Läden der gegenüber liegenden Luke des holländischen Hauses auf; dann schob er die Leiter hinüber und bald schwebte der waghalsige Mann rittlings über der wohl fünfzig Fuß tiefen engen Zwische. Furchtlos und ohne die leiseste Anwendung von Schwindel sah er sich rings um und genoß die seltene Aussicht. In kürzester Frist war er drüben und zog die Leiter nach sich.

„Ohne Zweifel bin ich der erste von den Herbings, der auf diesem „nicht gewöhnlichen Wege" im Nachbarhause Besuch abstattet," murmelte er selbstzufrieden, indem er die Leiter nach sich zog.

Er befand sich in einer unverschlossenen leeren und wüsten Bodenkammer, Aus dieser gelangte er auf einen Gang und an mehreren ähnlichen Gelassen vorüber an die Treppe. Er lauschte, alles war still. Borsichtig schlich ei die Stufen hinab und stand ini dritten Stucke. — Wo war der liebe alt? Freund? Herbing wünschte nicht, außer ihm jemand im holländischen Hause zu belästigen. —- Jetzt hörte er hinter einer entfernten Thür einen trockenen hohlen Husten. — Dort war also Konrad Stein. Herbing ging ohne Zögern dem Tone nach, öffnete eine Thür und stand vor derselben Figur, die er an jenem Morgen im Garten des holländischen Hauses beobachtet hatte. Sie saß jetzt zusammengekrümmt in einem großen Lchnftuhl; Augenschirm und Brille waren abgelegt; die Stirn war in die magere Linke gestützt; der lange ergraueude Bart floß wild über die Brust herab.

Ein Bild der Gebrochenheit und Erschöpfung! Ter Besucher jedoch war den Eindrücken, welche seine Theilnahme oder gar sein Mitleid hätten erwecken können, in diesem Augenblicke noch weniger zugänglich als sonst. Seine Vrust hob ein Gefühl des Erfolges, des Triumphes, — ein Gefühl, wie es vielleicht den anschleichenden Tiger beseelen mag in dem Augenblicke, wo er sich sprungbereit auf seine sichere Beute stürzen wird.

„Gu'n Morgen, Konrad Stein!" ertönte jetzt plötzlich die joviale Stimme.

Ter Mann im Lehnstuhl fuhr in die Höhe, starrte die fremde, völlig unerwartete Erscheinung an, wie um sich von ihrer realen Existenz zu vergewissern. Dann raffte er seine ganze Energie zusammen, erhob sich und fragte mit heiserer Stimme:

„Wer sind Sie? Was wollen Sie hier?" Darauf erst schien er den Fremden zu erkennen, denn er fuhr fort:

„Bist du es wirtlich, Herbing? Wie kommst du hierher?"

Arnold Herbing hatte den Kranken unverwandt fest angeblickt, ohne sich selbst von der Stelle zu bewegen. In demselben nüchternen Ton guter Laune, in welchem er sich so unversehens eingeführt hatte, erwiderte er auf die verschiedenen Fragen:

„Ich hoffe, du kennst mich noch, Konrad! — mich deinen Lebensretter und du willst mich nicht verleugnen. Oder bist du stolz geworden, seit du hier in dem warmen Neste sitztest und willst von deinem früheren Freunde nichts mehr wissen?"

Stein schien den bitteren Hohn Dieser Frage nicht sofort zu fühlen. Er war vollständig fassungslos. In seiner grenzenlosen Verwirrung zog er sich unwillkürlich hinter die hergebrachten äußeren Formen des geselligen Verkehrs zurück und sagte, als ob Herbings Besuch völlig in der alltäglichen Ordnung wäre:

„Bitte, setze dich doch. Wie geht es dir?"

Der Agent folgte dieser höflichen Aufforderung, rückte indessen seinen Stuhl so, daß er dem Fenster den Rücken zulehrte, während das volle Licht auf seines Wirthes Gestalt fiel.

„Du fragst, wie es mir geht?" nahm er jetzt das Wort. „Schlecht geht es mir. Die Zeiten sind hart und seit du mich verließest, habe ich in meinem Geschäfte kein Glück mehr gehabt. Ich kehrte deshalb in meine Vaterstadt zurück. Hier erfuhr ich, daß wir Nachbarn sind und so —"

„Wie erfuhrst du das?“ unterbrach ihn jetzt Stein erregt.

„Nun, wie man so etwas erfährt,“ antwortete Herbing, gleichmüthig die Erklärung ablehnend. „Aber ich freue mich zu hören, daß du jetzt in glänzenden Verhältnissen bist, und da dachte ich, es würde dich ebenfalls freuen, deinem alten Lebensretter deine Dankbarkeit erweisen zu können.

„In glänzenden Verhältnissen?“ wiederholte der Andere. „Bitte komm' zur Sache. Ich weiß, du bist nicht hier, um dich nach meiner weichen Gesundheit zu erkundigen. Was verlangst du von mir?“

„Verlangen!“ rief jetzt Herbing, im Tone spöttischer Entrüstung. „O, nicht das geringste. Ich erinnere mich nur, wie oft du mir geschworen hast, deine Dankbarkeit sei ewig und unbegrenzt. Und da ich jetzt in arger Verlegenheit bin —“

„Du willst Geld haben,“ schnitt Konrad Stein ungeduldig die umständliche Einleitung ab. „Ich habe keines. Ich bin noch immer ein Bettler, wie damals. Aus Barmherzigkeit werde ich hier gefuttert.“

„Konrad,“ sagte jetzt Herbing, „lieber Junge, laß das Geflunker. Vergiß nicht, ich bin ein alter Detective. Ich weiß, daß du hier im eignen Hause sehr comfortabel lebst. Seit Wochen bereits „liegst du mir am Herzen — liegst mir im Sinn“ — wie du immer so rührend sangst.“

Der Kranke wand sich in peinlicher, nervöser Erregung in seinem Stuhle. Ein heftiger Hustenanfall trat bei ihm ein und unterbrach Herbings weitere Auseinandersetzung für kurze Zeit.

Dann fuhr der Agent fort.

„Ich bedaure zu sehen, daß ily dir lästig bin, alter Freund, und will es deswegen kurz machen. Auch andere Leute hier im Hause werden wünschen, daß ich baldigst wieder scheide und werden gern dafür ein Opfer bringen. Namentlich Deine Frau — Roderich Lamberti!“

Die Wirkung dieser letzten, völlig unerwarteten Worte waren niederschmetternd für den Unglücklichen im Lchnstuhle. - Ein Abgrund öffnete sich vor ihm. Was er seit Jahren gefürchtet, vorhergesehen und schließlich, in der Stille seiner jetzigen Verborgenheit, beinahe wieder vergessen hatte: die Entdeckung seines wahren Namens, jetzt war sie da! Was wußte der Mann weiter? Hatte er auch die alte That im entfernten Lande ausgespürt? Oder argwöhnte er nur irgend etwas Unbestimmtes und wollte schiecken? Lamberti! wußte nicht mehr, was er vor Jahren im Rausche dem Zechkumpane ausgeplaudert haben mochte. — Konnte hartnäckiges Leugnen den Feind noch irre machen? über war der elende Flüchtling schon in dem Netze gefangen, das ihm der mitleidlose schlaue Jäger gestellt hatte?

Ein heftiges Zittern ergriff den Kranken; er versuchte unwillkürlich sich zu erheben, um dem fürchterlichen Menschen dort zu entfliehen. Aber seine Kräfte versagten. Er fiel wieder in sich zusammen, verhüllte sein Gesicht mit der gesunden Hand und verstummte.

Dem Agenten wurde die Zeit lang. Der Blitzstrahl, den er so geduldig und kunstvoll geschmiedet hatte, schien nicht gezündet zu haben. Sein Opfer vor ihm war nur gelähmt, anstatt zu handeln.

„Nun,“ sagte er, „wenn der gewisse Name Dir fatal klingt, so brauche ich ihn ja nicht zu wiederholen. — Hör' mich an! — Laß jetzt die alberne Sentimentalität. Laß Vergangenes vergangen sein. Machen wir das Geschäft glatt ab. Ich hätte dich gar nicht bemüht und alles in Freundschaft mit deiner Frau abgemacht. Aber Weiber sind oft so eigensinnig und störrisch. Sie nehmen keine Vernunft an, wenn's ihnen nicht grade in den Kram paßt. Frau Lamberti verschloß mir hartnackig die Hausthür, da mußte ich denn über das Dach zu dir kommen.“ „Was verlangst du?“ stöhnte Lamberti.

„Zehntausend Thaler,“ antwortete Herbing. „Ich dächte, das wäre für eine reiche Frau keine übermäßige Erkenntlichkeit gegen einen Menschen, der ihrem theuren Gatten das Leben gerettet hat.“

„Wollte Gott, du hättest es nicht gethan!“ antwortete der elende Mann.

„Sind wir einig?“ frug Herbing.

„Ich besitze nicht zehntausend Pfennige,“ erwiderte Lamberti kurz. „Und meine Frau soll meines miserablen Daseins wegen nicht ausgeplündert werden.“

»Ausplündern?“ entgegnete Herbing vorwurfsvoll. „Welch' häßliches Wort. Das klingt ja grade, als wenn ich eine Kasse plündern wollte — etwa eine Postkasse! Roderich Lamberti!“

Nun war kein Zweifel mehr. Herbing wußte Alles. Keine Gnade, kein Entrinnen mehr! — —

Wie oft hatte sich der arme Sünder diesen Moment vorgestellt. Wie tausendmal hatte er alle verschiedenen Möglichkeiten erwogen, unter denen die Katastrophe eintreten könne. Aber eines war stets das Ende feiner quälenden Betrachtungen, der Ausgang seiner Hirngespinnste und Aengste gewesen: er wollte diesen Augenblick der Entdeckung, wo die alte Schuld unerbittlich ihre Sühne forderte, nicht überleben. Er wollte nicht, nach so langen Jahren des halbbegrabenen Vegetirens im Dunkeln, des Scheintodes, noch hinterher die Schmach der peinlichen Untersuchung und der entehrenden Strafe über sich ergehen lassen. Er wollte nicht seinem armen Kinde, das sich selbst für eine vaterlose Waise hielt, und von der Welt dafür gehalten wurde — dem einzigen Wesen, an das noch sein elendes Herz sich klammerte — er wollte nicht seiner geliebten kleinen Cäcilie das Brandmal aufdrücken: Tochter des Zuchthäuslers Lamberti. Er hatte, seit er ein schwerkranker Mann war, vorausgesetzt, er werde wohl noch vorher und in der Verborgenheit sterben, unter falschem Namen, wie er unter falschem Namen, unter der Maske einer fremden Existenz, gelebt hatte. Wenn aber nicht — wenn die Erlösung nicht rechtzeitig kam — —

„Lamberti!“ begann jetzt Herbing wieder. Ein drängendes Grollen drohte in seiner Stimme. „Ich gehe in den allernächsten Tagen fort. Von dir hängt es ab, ob ich von hier zu Schiff direct nach London zurückkehren soll, oder zu Lande, den Rhein hinab. Und Gott verd— mich, wenn ich dann nicht in der Stadt N. dem Herrn Untersuchungsrichter einen Besuch abstatte!“

„Tu sollst es haben,“ unterbrach ihn jetzt Lamberti mit zitternder, heiserer Stimme. Eine ungeheuere Wuth gegen den kalten, herzlosen Henker, gegen seinen unmenschlichen Peiniger, bemächtigte sich des elenden Mannes

Nord und Lud, XXI, es. 22

und goß für einen Augenblick neue, fieberhafte Kraft in feine Adern. „Tu füllst deinen Lohn haben, Schurke,“ murmelte er leife, indem er aufstand und seinem rückwärts stehenden Schreibtische zuschritt. Er schloß einen Auszug auf, suchte und nahm dann die gefundenen Gegenstände heraus.

Jetzt lehrte er sich plötzlich um. Seine Linke erhob sich gegen Herbing, Er hielt ihm ein gespanntes Pistol entgegen. Ein zweites hing in de? Schützen lahmer rechter Hand.

„Du hast es gewollt, Hallunke!“ rief er mit schriller Stimme, auf seinen Gegner zuschreitend. „So nimm deinen Lohn! Du sollst wenigsten? mit mir zur Hölle fahren.“

Der Schuß entlud sich, die Kugel jedoch fuhr weitab über Arnold Herbings Kopfe unschädlich durch das Fenster, dessen Scheiben in Splitter« klirrend herabfielen. Im letzten Augenblicke hatte eine dritte Hand des Schützen Arm kräftig in die Höhe gefchnellt. Neben ihrem Gatten stand Frau Regina.

„Roderich!“ rief sie angstvoll flehend, „bist du von Sinnen. Um Gotteswillen, kein zweiter Mord! Es ist genug an dem armen Joseph.“

Sie entwand seiner Rechten die noch geladene zweite Waffe, aber de? Kranken künstliche Spannung war bereits zu Ende. Er taumelte rückwärts und wäre zu Boden gefallen, wenn nicht seine Gattin ihn aufgefangen und sanft in den Stuhl niedergelassen hätte.

„Charitas!“ rief sie gleichzeitig nach der jetzt offenstehenden Tapeten« thiir zu, durch die sie eingetreten war. „Charitas!“

Eine alte Dienerin in strengem klosterhaftem Schwarz mit weißem Häubchen erschien eilig in der Thür, lief zu dem Kranken und machte sich ängstlich besorgt um ihn zu schaffen.

Lambert! brach in einen neuen heftigen Hustenanfall aus; die Wärterin drückte ihm einen Schwamm auf den Mund und rief nach Tüchern. Als Frau Regina diese brachte, quoll ein Vlutstrom aus des Leibenden zuckendem Munde.

Arnold Herbing war bei allen diesen aufregenden und mit blitzartiger Schnelle verlaufenden Vorfällen ein nicht theilnahmloser aber untyätiger Zuschauer gewesen. Lambertis unvermutheter Angriff hatte ihn völlig überrascht. Als er sich der Situation bewußt wurde und instinctmüßig auch nach seinem Terzerol griff, das den alten amerikanischen Abenteurer nie verließ — als er die sichere Waffe auf feinen Gegner anflug — da war die Gefahr bereits vorüber und nach einigen Augenblicken lag der Angreifer völlig ungefährlich und wehrlos in den Armen der beiden Frauen.

Aber dennoch fühlte sich Herbing durch das Schauspiel vor ihm mächtig ergriffen, ergriffen vor allem durch die überwältigende, hoheitsvolle Erscheinung der Frau, die sich so ruhig und kaltblütig zwischen die Mündungen der Pistolen stellte, als gälte es, ein gleichgiltiges Einschreiten gegen irgend eine vorübergehende Laune des Krauten. Wenn es überhaupt noch etwas 5n der Welt gab, was Arnold Herbing imponirte, so war es kaltblütig«? Entschlossenheit in der Gefahr.

Gleichzeitig aber drang in diesem Augenblicke noch eine andere Ertenntniß wie ein Blitzstrahl in seine verhärtete Seele, eine Erkenntnis:, die ihm bis dahin auf den kalten rauhen Pfaden, die ihn durch das Leben geführt hatten, noch niemals erschlossen worden war: er erkannte den Dulderinuth und die heldenmüthige Aufopferung einer edlen Frau für einen Unwürdigen und Elenden, an den sie sich durch unzerreißbare Bande der Pflicht gefesselt fühlte, den sie vor der Welt und vor ihrem eigenen Kinde — und vor sich selbst — verla'ugnun mußte.

Jedoch fand Herbing jetzt nicht die Muße, diesen ihm fremdartigen Betrachtungen weiter nachzuhangen, denn Frau Regina wandte sich zu ihm:

„Sie sehen, mein Herr, daß hier nicht der Ort für weitere Verhandlungen ist; der Kranke bedarf vor allem der Ruhe.“

Arnold Herbing wurde unsicher. Er fühlte, daß er die Lage nicht mehr beherrsche. Diese Frau hatte ihm das Heft des Schwertes aus der Hand gewunden.

Verlegen stotterte er: „Ich will lieber jetzt fortgehen, Frau Lambert!, und stehe Ihnen wieder zu Diensten, sobald Sie wünschen.“

„Ist nicht nöthig,“ erwiederte die Dame. „Es bedarf keiner langen Verhandlungen mehr. Ich habe Ihnen nur noch wenige Worte zu sagen; folgen Sie mir in das Nebenzimmer.“

Herbing gehorchte. Er hatte jedenfalls nicht das Gefühl, daß er den Kampfplatz als Sieger verlassen werde, mochte das Geschäft auch nach seinem Wunsche zum Abschlüsse kommen. Diese Frau kämpfte mit einer Waffe, die weder brutaler Muth war, noch welterfahrene Geriebenheit. Es war eine Waffe, der ihn sein kampfreiches Leben überhaupt niemals gegenübergestellt hatte.

Als sie im Nebenzimmer standen, die schöne, edle, blasse Frau vor ihm, so ruhig und c,rade, so fest und kalt wie eine Marmorstatue — und der derbe, harte, robuste Mann vor ihr, mit zaghafter Befangenheit wie ein Diener, welcher der Befehle seiner ungnädigen Königin demüthig gewärtig ist — da wünschte Arnold Herbing unwillkürlich und wider alle vernünftige Erwägung, in eneni tief verborgenen Winkel desjenigen Muskels, der bei ihm kaum jemals eine andere Function ausgeübt hatte, als die einer wohlorganisirten Blutpumpe, — da wünschte er: „ich wollte, ich wäre drüben geblieben!“ Und dann wunderte er sich sofort selber über seine kindische Schwäche.

„Ich bedaure wirklich —“ begann er im Tone der Entschuldigung und Theilnahme.

„Das mag wohl sein,“ unterbrach ihn Frau Regina mit kalter Stimme. „Uebrigens habe ich alles gehört. Die alte Eharitas hatte mich bei Zeiten gerufen und ich horchte an der Tapenthür. — Sie finden das vielleicht nicht sehr „lltlvlil«? nach ihren strengen englischen Anstnndsbegiiffen.“ sctzic sie mit eisigem Hohne hinzu; — sie wußte nur zu gut, welches Stück England dieser Mensch als Gefährte ihres unglücklichen Mannes durchleb: hatte. — „Aber meines Gatten eigenthümliche Lage macht mir seine stete Beobachtung zur Pflicht.“

„Sie traten allerdings nicht zu früh zwischen uns,‘ stimmte Arnold mit einer ungeschickten Verbeugung ein, in der sich Dankbarkeit für die zeitig abgelenkte Pistolentugel ausdrücken sollte.

„Schon gut, mein Herr.“ erwiderte sie abweisend. „Das Geld sollen Sie haben — wenn Sie mir sichere Garantien für Ihr künftiges Schweigen bieten können. Ich besitze die Summe nicht, aber ich hoffe sie in acht bis zehn Tagen zu schaffen. Ich muß deshalb eine Reife machen. Sobald mein Mann wieder leidlich wohl ist, soll das gefeehen. So lange weiden Sie sich hoffentlich gedulden tonnen.“ —

Herbing wollte antworten, aber die Zunge versagte ihm. Er drückte daher fein völliges Einverständniß nur durch eine zweite tiefe, stumme Verbeugung aus.

„Sie weiden also von mir hören,“ schloß Frau Regina die Verhandlung und wandte sich wieder der Thür zu. „Dort ist der Ausgang,“ bemerkte sie, als Herbing unschlüssig stehen blieb und wies, schon halb über die Schulter, auf eine entgegengesetzte Thür.

Arnold Herbing schlich hinaus. Dort erst erinnerte er sich, auf welch ungewöhnlichem Wege er das holländische Haus betreten hatte und daß dort oben auch sein Rückweg liege. Er suchte nach der Treppe, die er vorhin leichten Herzens herabgestiegen; sie war nicht sogleich zu finden. Als er dann den Fuß auf die steilen Stufen setzen wollte, versagten zum erste» Male in seinem Leben seine stahlfesten Glieder den Dienst. Erschöpft lehnte er am untersten Pfosten, zog sein Schnupftuch und wifchte sich von seiner perlenden Stirn den kalten Schweiß. So stand er einige Minuten da, rathlos und fassungslos. Dann öffnete sich leise die Thür aus Lambertis

Wohnzimmer, in das er heute früh so frifch und frei eingetreten war. Herbing fuhr zusammen. Sollte die gewaltige Frau nochmals vor ihn treten wollen um ihn nochmals niederzuschmettern?

Es war die alte Eharitas. Sie trat heraus, winkte dem Fremden, führle ihn schweigend die Hintertreppe in den Garten hinab und entließ ihn ebenso lautlos durch ein Pfortchen in der rückwärtigen Mauer. —

Wenige Tage nach der Wahl des neuen Maigrewen verließ Frau Regina das holländische Haus und nahm ihren Platz iu der geräumige» Postkutsche ein, die sie nach langer nächtlicher Fahrt auf fürchterlich gepflasterter Heerstraße in die Hauptstadt brachte. Von dort eilte sie mit der neu eröffneten Eisenbahn dem Rhein zu.

Schon seit Jahren war sie gewohnt gewesen, einsam und schweigsam unter fremden Menschen zu wandeln und ausschließlich in der Welt ihrer eigenen

Gedanken und Erinnerungen zu leben. Während sie jetzt den langen Weg zur alten Heimath zurücklegte, stiegen diese Erinnerungen mit besonderer Leb hllftigkeit wieder vor ihr empor. Ihre heitere, künstlerisch angeregte Jugend im warmen Schatten des wohlhabenden elterlichen Hauses, der kurze Rausch ihrer unerfahrenen Liebe zu dem schönen, glänzenden und bestechenden Sänger; ihr Kampf mit dem Widerstände der Eltern gegen die Vereinigung mit dem unverlässlichen Manne. Und wie bald trat die Enttäuschung ein! Der Mann, auf den sie ihr Lebensglück gebaut hatte, war eine Schmetterlingsnatur. Unbeständig, gaukelnd, an jeder Blüthe naschend, unfähig, den stetigen graben besonnenen Weg der Pflicht zu gehen. Ein enges Gehirnchen, in dem der Begriff: Du mußt! keinen Raum gefunden hatte. Ein sogenannter „Blender". In äußerer Liebenswürdigkeit schillernd, nicht ohne natürliche geistige Begabung, namentlich mit allerlei gefährlichen, sogenannten kleinen Talenten ausgestattet, aber ohne jede Tiefe, ohne jede Fähigkeit zum Ausreifen. Er war kein positiv schlechter Mensch — Roderich Lambert! — aber ein sittlich durchaus unzureichendes Wesen, dem jede gebundene Marschroute ein Gräuel erschien. Nicht den mindesten angeborenen Respect empfand dieser Mensch vor der Wahrheit. Wahrheit und Lüge unterschieden sich vor dieser auf Triebsand gebauten Seele nur dadurch, daß indem einen Falle die eine, im anderen die andere zweckentsprechender erschien. Und rasch gewann, von diesem Standpunkte der Zweckmäßigkeit, die Lüge mehr und mehr die Oberhand. — Roderich Lamberti war eine sogenannt? Künstlernatur, aber nur eine — unechte. Es fehlte ihm <der Ernst des Ttrebens; die leidenschaftliche, ausschließliche und selbstlose Hingabe an seine Kunst; die Sammlung für jede gründliche Leistung. Die glückliche Naturanlage sollte alles decken, was der versagende Fleiß als BlöÙe zurückließ. So blieb der Kreis semer Productionen untergeordnet und beschränkt! Balladensänger. Er mußte seine Thätigkeit auf immer entlegenere Schauplätze ausdehnen, denn er wurde dem Publikum rasch alltäglich. So war er bald ein künstlerischer Vagabund und als — Bänkelsänger hatte er geendigt. Lambert! war auch eine sogenannte gesellige Natur, ein lustiger Kamerad, eine Zierde jeder Liedertafel und jedes Kneiptisches. Schon früh gelangte er dahin, nicht mehr allein sein zu können. Die ruhige, geordnete Häuslichkeit, die ernstere geistige Nahrung, die seine junge Frau ihm bot, mundete ihm ebenso wenig. Bald traten die Inneren Vorwürfe über die zunehmenden heimlichen Verletzungen von Pflicht und Treue zwischen ihn und seine Gattin. Er mied nun sein eigenes Hans. Regina tonnte und wollte ihm bald auf seinen concitierenden Streifzügen nicht mehr folgen. Sie erkannte in diesem Treiben rasch ein wüstes Element des Schmutzes, welches ihre reinliche Seele anwiderte und entrüstete. Nun zog Lamberti allein umher, sammelte welke Lorbeer« ein, verthat den Ertrag seiner leichten Arbeit in schlechter Gesellschaft, die seinem Durste nach billiger Bewunderung fröhnte. Selten brachte er von seiner Ernte etwas Erkleckliches heim in die häusliche Kasse. Statt der Sparpfennige für kommandschlechte Zeiten wuchsen die Schulden. Ein Kneipbruder, ein verkommener Kam mann — herrlicher Quartett-Tenor ohne Schule — lehrte ihm die Kunst des Wechselschreibens. Ein anderer, ein überall aus der Arbeit entlassener Mechaniker, zeigte ihm den praktischen Handgriff, um das Kassenbureau seiner Frau zu öffnen, während sie den rechten Schlüssel bei sich trug.

Allmählig versank Lambert! auf diesen Irrwegen tiefer und tiefer in den Sumpf der alltäglichen Gemeinheit. Bald schlug denn auch, mit unerbittlicher logischer Notwendigkeit, die Stunde in welcher der Lump zum Verbrecher wurde. Mit jenem Schlosserkiinstler brach er in das Postburcau ein, dessen ungenügende Bewachung der andere ausgekundschaftet hatte. Allrs war vorbereitet. Eines der großen Rheinflösse sollte die flüchtenden Ver brechrr aufnehmen und bis jenseit der Grenze sicher verbergen. Als die beiden Genossen jedoch, verkleidet und mit geschwärzten Gesichtern, in das Gemach eintraten, fanden sie, auf einer Matratze am Boden gelagert, ein^ unerwarteten und unwillkommenen Schläfer. Eine besonders beträchtliche Geldsendung, die Abends vorher aufgegeben war, hatte diese ungewöhnliche Vorsicht gerathen erscheinen lassen. Der Schläfer erwachte, es war der kleine Joseph, Lambertis Schwager. Die Diebe hofften, das schwache Männchen einzuschüchtern und gelnebelt, übrigens aber unversehrt, zurücklassen zu können. Aber in dem elenden Körper des kleinen Nuckligen lebte eine starke Pflichttreue. Sein Widerstand war entschlossen und nachhaltig. Endlich erkannte er den verummten Schwager. Es blieb nun nichts anderes übrig als den Krüppel, der sich wie eine wilde Katze an die Einbrecher klammerte, unschädlich zu machen. Lambert! widerstrebte dieser harten Notwendigkeit nicht. Ter Andere versetzte dem armen Joseph einige feste Schläge auf den Kopf und beide Genossen ließen den Blutenden besinnungslos am Boden liegend zurück. Ihre Beute war nur gering, den» ein nahender Nachtwächter störte das mühsame und zeitraubende Erbrechen des widerstrebenden eisernen Kastens, in dem die größeren Werthsendungeu verwahrt wurden. Tic Räuber entkamen, erreichten das Floß, stießen den umgestürzten Kahn in den Strom hinaus, warfen ihre Kopfbedeckung in das Röhricht, wie von Ertrunkenen, und erreichten die Grenze. Von dort flüchteten sie weiter über den Ocean. Hier trennten sie sich. Ter Verführer ging in den fernen Westen und verscholl. Lambert! concertirte im gebildeteren Osten. Spater kam er nach London, wo ihn das wüste, zügellose Leben nach wenigen Jahren vollends aufrieb. Auf dem Krankenbette gedachte er seiner Frau und gab ihr ein Lebenszeichen. Er bat um ihre Verzeihung und um Wiedervereinigung.

Regina hatte inzwischen den niemals wieder zu voller Klarheit erwachten kleinen Joseph einer Heilanstalt übergeben. Ter Aermste war nun nach und nach in völlige geistige Lähmung verfallen. Der überraschende Brief ihres todtgeglaubten und trotz seiner UnWürdigkeit tief betrauerten Gatten versetzte die junge Frau in die äußerste Erregung. Sie erkannte es sofort als ihre unabweisliche Pflicht, dem Kranken zur Seite zu stehen. Ihre äußeren Verhältnisse hatten sich seit einigen Jahren günstig gewendet. Ter Sorge ums tägliche Brot und der Slavcrei des Erwerbes war sie enthoben. Eine vermögende kinderlose Schwester ihrer Mutter hatte sich der unglücklichen Nichte erinnert. Sie setzte die kleine Cäcilie zur Erbin ein, überwies die Erbschaft der Verwaltung eines Vormundes und hinterließ Regincn außer unerheblichem Capital nur den lebenslänglichen Nießbrauch. Die strenge Ehrbarkeit der alten Dame hatte die schwere Verfehlung der Nichte gegen die elterliche Autorität und den bürgerlichen Familienstolz niemals verwinden können.

Regina eilte nach London und traf ihren Gatten verlassen, niedergebrochen, halb sterbend. Sobald er reisefähig war, brachte sie ihn in ein milderes Klima an der südlichen Seelüfte. Auf der Rückreise nach Teutschland traf sie mit einem Kaufmann aus der großen norddeutschen Welthandelsstadt zusammen, der ihr von der alten Stadt, der Heimat!) seiner Familie und von seinem dortigen holländischen Vaterhause erzählte.

Sie suchte bereits im Geiste nach einem sicheren, verborgenen, ihrer Heimath entfernten Zufluchtsorte. Die alte Stadt war von England aus ohne beschwerliche Landreise zu erreichen. Frau Regina nahm jetzt ihren Bruder aus der Heilanstalt zurück, mit einer Bescheinigung des Vorstandes! „daß es keinem Bedenken unterliege, den unheilbaren, aber unschädlichen Kranken der schwesterlichen Privatpflege zu überlassen." Dann übergab sie den kleinen Joseph einem andern Asyle in einem entfernten Landestheile, wo deni armen vegetircnden Wesen die liebevollste Behandlung gesichert war. Tort fand er nach kurzer Zeit ein sanftes Ende.

An seine Stelle trat nun Rodrich Lamberti und zog als der Postsccrrtair a. D. Joseph Koopmanns, mit Frau und Kind in die alte Stadt und in das holländische Haus ein.

Die Zurückgezogenheit von aller Welt und der Ausschluß jedes neugierig spähenden Auges, Sicherheiten, die der flüchtige Verbrecher vor Allem suchte, ergaben sich in der neuen Niederlassung beinahe von selbst. Es bedurft? nur geringer verkleidender Nachhilfen um die bereits durch die Verkuppelung entstellte äußere Erscheinung des verwüsteten alternden Mannes völlig unkenntlich zu machen.

Frau Regina hatte aus wohlervogenen Gründen verlangt, daß Lamberti seinem Kinde stets nur der Onkel Joseph sein dürfe, und der Vater hatte, seiner eigenen Verborgenheit halber, hierin, wie anfangs in Alles gewilligt.

Es war ein schweres Kreuz, welches die arme Dulderin Regina damals auf sich genommen hatte. Die Schmetterlingsnatur ihres Mannes hatte in der Wüste und in der Irre all das Bischen scheinenden Sarbenstaub völlig abgestreift, mit welchem er früher gaukelnd prunkte nnd durch den auch das lebhafte, phantasicvolle junge Mädchen getäuscht und gefangen worden war. Pou dem heiteren lebenslustigen, anscheinend gutmüthigen Leichtsinn der ihn sonst Planlos auf jedem Windhauche hin und her getragen hatte, war nur eine elende, schale, widerliche Nichtigkeit zurückgeblieben. Tic grundsatzluse kleinliche Selbstsucht, welche die eigentliche Basis seiner ärmlichen Natur bildete, war durch das Leiben nicht geläutert, nur bloßgelegt. Er jammerte über sein Unglück, er verwünschte sein Dasein. Dennoch klammerte er sich ängstlich an seine erbärmliche Existenz und zitterte vor jeder Störung. Er quälte seine heldenmüthige Gattin mit nichtigen kleinen Beschwerden, Anforderungen und Eifersüchteleien. Zerfallen mit sich selbst, entlud er diesen inner» Zwiespalt in übler Laune auf seine Umgebung. Auch seine Liebe zu dem Kinde machte ihn unglücklich, denn er verlangte in gedankenlosem Egoismus dessen stete Gesellschaft, welche die Mutter verweigern mußte. Sich selbst hielt er jetzt für ein Opfer der Verführung. Jener Genosse seines Verbrechens erschien ihm nun als der allein Schuldige. Einen Märtyrer der harten, ungerechten und blinden Justiz nannte er sich. Zu verblendet war er und innerlich zu tudt, um dem Heroismus seiner unglücklichen Frau, ihrer heldenhaften Pflichttreue gegen deu ungeliebten, entfremdete» und im Grunde verachteten Mann das schuldige demüthige und unterwürfige Dankgefühl zu zolle».

Pier Jahre hatte bereits Regina Lambert! diese Fesseln getragen, seit vier Jahre» opferte sie sich einer marternden Pflichterfüllung, die ihr täglich einen neue» inner» Kampf tostet«.

Nicht weil ihr Gatte vor dem Gesetze ein Verbrecher war. Sein Verschulden bei jenem traurigen Ueberfalle war mehr ein schwächlicher, sträflicher Leichtsinn gewesen, als bössartiger Vorsatz. Auch erschien ihr jene einzelne Perirrung durch das nachfolgende lange Leiden ausreichend gesühnt.

Nein, ihr Kampf war wider den innere» Ekel, den ihr die Unreinheit und Nichtigkeit des, einstmals von ihr geliebten, jetzt schon seit langen Jahren so völlig von ihr geschiedenen Mannes erregte.

Dazu trat der bittere Selbstvorwurf über ihr eigenes, durch thörichte» jugendlichen Eigenwillen verfehltes u»d vergälltes Leben.

Damals hatte sie ihre ganze Kraft gegen den widerstrebenden elterlichen Willen eingesetzt, um zur Vereinigung niit der hübschen, hohlen, singenden und schäkernden Maske zu gelangen.

Jetzt erkannte sie die Tiefe der Wahrheit: „Wen Gott züchtigen will, dem erfüllt er seine Wünsche".

Reginas eigene geistige und körperliche Energie hätte indessen die ihr auferlegte Last wohl nicht mit so viel äußerem Gleichmuthe so lange Zeit hindurch getragen, wären ihr nicht zwei mächtige Stützen verliehen gewesen, die ihr bis dahin nie versagt hatte».

Ihre alte kindliche Frömmigkeit führte sie, nach dem schönen weiblichen Glauben ihrer Kirche, täglich in andächtigen Gebeten zu den Füßen der heiligen Jungfrau, der schmerzhaften Mutter Gottes, der Helferin und Fürsprecherin aller Mühseligen und Beladenen. Hier fand sie in andachtsvoller Hingabe immer neuen Trost und frische Kraft.

Und im Wechsel mit dieser gläubigen Versenkung in jene unverstandenen, aber lebensvollen Tiefen trug die Musik, so oft die getreue Priesterin diese Heilige anrief, Regina auf goldenen Schwingen in die reinen lichten Höhen empor, wo sie ungetrübten freien Gedankenverkehr mit sich selber pflegen konnte.

Denn Frau Regina gehörte, am Clavier, zu den wirklichen Poeten, von denen das Wort gilt:

„Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt,
Gab mir ein Gott: zu sagen, was ich leide."

Regina Lamberti verweilte zwei Tage bei dem Vormunde ihres Kindes als hochwillkommener Gast. Aber ihre geheimen Unterredungen mit dem gewissenhaften Geschäftsinanne hatten nicht den Erfolg, dessen die arme Frau bedurfte. Still und gedrückt trat sie die Rückreise an, ernstlich bekümmert wegen der Erfüllung der gewichtigen Zusage, die sie in jener angstvollen Stunde, unter dem Drucke der Furcht vor Enthüllung ihres beschämenden Geheimnisses, dem fremden Manne in echt weiblichem Vertrauen auf ihre gute Sache gegeben hatte.

Arnold Herbing erwartete Frau Lambertis Rückkehr nicht mit völlig ungetrübtem Gleichmuthe. Aeüßerlich zwar hatte er sich ganz seiner kunsthändlerischen Thätigkeit gewidmet gehabt. Seine reiche Ernte aus den Häusern der alten Stadt war jetzt verpackt, und wurde auf leichte Flußschiffe verladen, welche diese Schätze dem benachbarten Welthafen zuführen sollten. Er selbst war ebenfalls dort gewesen, nm die mannigfachen Vorkehrungen und Verabredungen zu treffen, die mit einer so wichtigen Expedition verknüpft sind. Dann kam er wieder zurück und ging geschäftig ab und zu. Stundenlang stand er am Hafen, ordnete an und war unermüdlich, seine ungelenken und langsamen Arbeitsleute in praktischen amerikanischen Handgriffen für die Befrachtung der Fahrzeuge anzuweisen. Trotzdem aber all diese verschiedenen Besorgungen wohl ausgereicht hätten, die volle Kraft und das gesammte Nachdenken eines Mannes in Anspruch zu nehmen, war Arnold Herbing eigentlich im Innern doch nur mit halber Seele bei der Sache.

Eine neue, ihm bis dahin völlig fremde Reihe von Gedankenbildern war in ihm aufgestiegen und wollte sich nicht mehr von ihrem im Sturme eroberten Platze verdrängen lassen. Die Hauptfigur in dieser unbequemen Bilderreihe war die Nachbarin, die Herrin des holländischen Hauses. Zuerst wußte Herbing sich kaum Rechenschast darüber zu geben, was dieser lästige Gast, der stets von neuem ungerufen bei ihm eintrat und ihn immer nur über die Schulter ansah, was diese fremde Dame mit der verächtlichen Miene und der eisigen Stimme bei ihm zu suchen habe.

Endlich fand er es heraus. Arnold Herbing begriff, daß er eine neue Lebenserfahrung gemacht hatte. Seit langer Zeit zum ersten Male hatte er im Kampfe des Lebens wieder einen Gegner gefunden, der ihm gewachsen war — nein, dessen Ueberlegenheit er anerkennen mußte. Weswegen opferte sich diese noch junge, schöne, königliche Frau für den miserabeln Burschen, der sie so niedrig verrathen hatte und schon so viele Jahre für sie todt gewesen war? Weswegen stützte und hielt sie ihn mit Einsetzung ihrer eignen ganzen Existenz? Weswegen hütete sie ihn, wie ein eigenwilliges mißrathenes Kind vor jedem weitere») Schritte vom Wege? Weswegen hatte sie sich so nichtachtend und unbefangen zwischen die streitenden Männer und auf die sich kreuzenden Bahnen ihrer Pistolentugeln gestellt, als ob sie hieb- und schußfest war? Wenn Frau Lambert! ihren Mann nicht im Londoner Hospital oder in den Londoner Straßen verderben lassen wollte, — gut und schön. Weshalb aber setzte sie ihm dann nicht eine Pension aus. unter der Bedingung — auch ferner todt für sie zu bleiben, wie er schon seit zehn Jahren sie zur Wittwe gemacht hatte?

Arnold Herbina, hatte an jenem Morgen das Gefühl gehabt, daß seine schöne Gegnerin mit einer Waffe kämpfte, deren Anwendung ihm in seiner bisherigen Lebenspraxis noch nicht vorgekommen war. Diese Waffe tiatte er inzwischen näher studirt. Er wußte nun, sie hieß: Uneigennütziges, hohes Pflichtgefühl — völlige Selbstentsagung — heroischer Duldermuth.

Es gab also doch wirklich noch Menschen, die freiwillig gegen ihr eignes Interesse handelten, selbst wenn es galt, eine schwere Pflicht zu erfüllen. Menschen mit weichen Herzen und zugleich stahlharten muthigen Nerven. Menschen denen es nicht selbstverständlich war, den am Boden liegenden Schwächeren als Fußschemel zu benutzen und als praktische Geschäftsleute aus jeder ihnen gebotenen Verleitung der Umstände, aus jeder heiklen Lage des Nächsten durch Klugheit und Berechnung soviel Annehmlichkeiten und Vortheile zu ziehen und so wenig eigne Last und Beschwerden zu übernehmen, als es mit dem Herkommen des Lcbensmarktes und

dem bürgerlichen oder — Strafgesetze vereinbar war.

Tie Sache erschien dem klugen Agenten wirklich sehr absonderlich, kaum begreiflich. Wie kam eine so praktische, energische Frau zu dieser unpraktischen Führung ihres eigenen Lebensganges? Er tonnte es lange, lange nicht verstehen.

Unmerklich aber, während er diesem ihm fremdartigen und seltsamen Widerspruche nachgrübelte, erklangen gewisse wunderbare, weit entfernte, längst verstummte Töne, ganz leise in dem harten Manne, Töne >ms der Kinderstube — Töne aus der Knabenzeit. Das Geräusch des Weltmarktes hatte diese Töne viele Jahre hindurch verschlungen gehabt. Jetzt aber stimmten sie sich, wie von selber, in seiner Seele wieder zusammen, als wollten sie sein, nun schon viele Jahre schlafendes inneres Ich wieder erwecken. Es waren weiche, reine, einfache Töne, wie sie nur im Vaterhaus?, nur aus dem Muttermunde erklingen.

War es das wunderbare Clnvienspiel der Nachbarin, das in Arnold Heilung irgend eine verborgene Saite so seltsam mittönen ließ?

Nein, es waren keine musikalische Erinnerungen. Er wußte es jetzt, woher sie kamen. Sie standen im Zusammenhange mit dem dicken schwarzen Buche, welches ihm die selige Mutter vor dreißig Jahren zu seiner Einsegnung geschenkt hatte. Bei seiner Flucht aus dem väterlichen Hause hatte er das Buch achtlos zurückgelassen. Aber es hatte, wie ein treuer Wächter, die ganze lange Zeit über in Arnolds Heimath auf ihn gewartet, und jetzt hatte er es eines Tages unter seinen alten vergessenen Habseligkeiten wieder gefunden.

Jawohl! Jawohl! Jetzt wußte er's ganz genau —jene Töne, sie waren Erinnerungen an eine alte, uralte Predigt, die in dem dicken schwarzen Buche irgendwo stehen mußte.

Derartige unklare und lückenhafte Erinnerungen können sehr lästig und peinigend sein. Wir wälzen sie dann so lange widerwillig im Kopfe umher, bis zuletzt das ungetreue Gedächtniß sich unserer Pein erbarmt, irgend ein lange verschlossenes Fach öffnet und uns endlich Ruhe verschafft vor den Gedanken, die uns so unablässig verfolgten.

Aber Arnold Herbings Gedächtniß mußte zu diesem verschlossenen Fache wahrend seiner langen Pilgerschaft in der Wüste wohl den Schlüssel verloren haben, oder das Schloß war in der scharfen feuchten Seeluft hoffnungslos verrostet.

Er nahm sein altes Nesitzthum wieder an sich. Er las darin mit Verwunderung seinen eigenen Namen, von der Hand der seligen Mutter eingeschrieben. Dann begann er in den grauen, enggedruckten Blättern zu suchen. Wo sollte er nun auf den unendlich vielen Seiten jene wenigen Worte finden? Ein hoffnungsloses Unternehmen. — Er las hin und her. Unmuthig schlug er endlich das Buch zu. Aber die Wortbruchstücke tauzten ihm vor den Augen und ließen ihm keine Ruhe.

Er begann von Neuem hin und her, rückwärts und vorwärts zu blättern. Häufig hielt er sich beim Suchen auf, denn er las hie und da ein Stück, das er nicht verstand und dann las er wieder ein anderes Stück, das er jetzt viel besser verstand, als vor dreißig Jahren. Er hatte gar nicht mehr gewußt, daß so viel brauchbare praktische Lebensklugheit in dem dicken schwarzen Buche stand.

Nun aber hatte er es endlich dennoch gefunden, was er so lange und so geduldig gesucht hatte.

Nichtig. Es stand in einer alten, sehr einfachen und gar nicht langen Predigt. Und die Worte hießen:

„Selig sind die Sanftmüthigen. Selig sind, die da Leid tragen. — Selig seid ihr, die ihr hier weinet. Selig seid ihr, so euch die Menschen hassen und absondern. Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen.“

Arnold Herbing saß lange, in Nachdenken verloren, über seinem alten Kinderbuch?. Die Holzpfeife war längst erloschen.

„Sonderbar,“ murmelte er endlich, „das muß sie auch einmal gelesen haben, die Frau Regina, denn, Gott verd— mich, sie arbeitet ja ganz genau nach dem alten Recept.“

„Aber unterkriegen soll sie mich doch nicht,“ schloß er sein erbauliches Selbstgespräch mit einer zweiten energischen Bekräftigung und schlug für das Mal sein altes getreues Buch und die alte einfache langvergessene, nun wiedergefundene Predigt von der Selbstüberwindung bedachtsam und entschlossen zu. —

Eine Woche war bereits verlaufen, da erklang wieder das wunderbare Clavienspiel aus den Fenstern des holländischen Hauses die Brückenstraße entlang und selbigen Abends erhielt auch Arnold Herbing ein Briefchen, das ihn einlud, Frau Lamberti am nächsten Nachmittage aufzusuchen. Es war ihm lieb, daß die Sache jetzt zum Schlüsse kommen sollte, denn feine Abreife drängte, wenn er gleichzeitig mit seinen Schätzen am Londoner Customhouse eintreffen wollte. Er muhte also jetzt bestimmt wissen, welchen Weg er zu gehen hatte. Die Entscheidung darüber lag ja in den Händen seiner Gegnerin. Ihm selbst erschien jedoch die kürzere Seereise, direct aus dem großen benachbarten Welthafen, täglich zusagender als der lange Landweg rheinabwärts und der lästige Aufenthalt in der unbekanntn Stadt N.

Diefe Neigung und Abneigung verstärkte sich, je mehr er die jüngst eingetretenen Umstände erwog, wengleich sich diese Umstände gar nicht so genau in feste Zahlenverhältnisse gruppiren lassen wollte», als es ihm sonst bei seinen geschäftlichen Erwägungen zur geläufigen Regel geworden war. Es drängte sich jetzt stets, seit die alte Predigt wieder zu ihm gesprochen hatte, ein neuer irrationaler, unbestimbarer Factor in die Berechnung, der sich auch durch keinerlei calculatorische Combination wieder eliminiren lassen wollte.

Zur bestimmten Stunde stand Arnold Herbing in Frau Reginas Zimmer. Es war leer. So hatte er Zeit, nochmals das Portrait des schönen, frischen, jungen Mädchens im Nosengebüsche mit Andacht zu betrachten. Er war eine realistische Natur und ein Stück Kunstkenner. Dadurch war sein Auge gewöhnt worden, scharf und kritisch zu sehen. — „Auch heute schüttelte er bald bedenklich das weise Haupt vor dem Bilde, trat näher herzu und untersuchte genau den blumenreichen Hintergrund des Gemäldes:

„Sonderbar,“ sagte er, „der Maler hat ja ganz und gar die Dornen vergessen, als er die junge Regina Koopmanns in den Rosenbusch setzte.“

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür Und die Herrin des holländischen Hauses trat .ein. Ihre Ähnlichkeit mit dem Portrait war noch unverkennbar, aber sie glich ihren» Iugndbilde etwa so, wie ein dumpfer grauer regenschwerer Sommerabend an einen längst vergangenen heiteren sonnigen Frühlingsniorgen in derselben Landschaft erinnert.

Sie winkte dem Besuche sich zu setzen und begann:

„Ich habe gethau, was in meinen Kräften stand, um mein Versprechen zu erfüllen und Sie zufrieden zu stellen, mein Herr. Leider ist es mir nicht so vollständig gelungen als ich wünschte. Sie halten mich vermuthlich für eine reiche Frau, die unabhängig über ihre Mittel verfüge» kann. Ich bin das nicht. Das Vermögen, von dem wir leben, gehört meinem Kinde. Ich habe nur den Nießbrauch. Der Vormund, den ich um die nöthige Summe anging, mußte sie mir verweigern, zumal ich ihm den eigentlichen Zweck, für den ich das Geld gebrauchte, nicht enthüllen konnte. Auch vorschußweise, gegen jährliche Abzüge, wollte er mir das Geld nicht geben, denn er würde — behauptete er — eine solche Gefälligkeit der Obervormundschaft gegenüber nicht rechtfertigen können. Mein einziger Besitz ist dieses Haus. Ich kaufte es mit meinem eigenen kleinen Capitale. Ich bot es dem Vormunde als Hypothek. Auch das lehnte er ab. Die Hälfte des Kaufgeldes ist noch darauf eingetragen. Nachhypotheken, zumal in einem anderen Staate, erklärte der Justizrath, gewähren keine pupillarische Sicherheit. — So stehe ich denn für heute mit leeren Händen vor Ihnen, mein Herr,“ setzte Frau Regina in sorgenvollem Tone hinzu.

Arnold Hcrbing schwieg, der weiteren Vorschläge seiner Gegnerin gewärtig.

„Bei Ihnen jedoch, mein Herr,“ fuhr sie fort, „kommen hoffentlich solche ängstliche Erwägungen nicht in Betracht. Sie sind ja Kaufmann — nicht Jurist. Ich bitte also, wählen Sie: soll ich Ihnen die zehntauscud Thalcr in zehn? jährlichen Raten abzahlen — oder soll ich Ihnen eine Schuldurkunde ausstellen nebst einer Hypothek auf mein Haus. Das Capital ihrerseits unkündbar, versteht sich, bis Cäcilie volljährig ist?“

Der ruhige geschäftsmäßige Ton, in dem Frau Lamberti redete, war Arnold Herbing äußerst unbehaglich. Er fühlte darin wieder dieselbe unnahbare Hoheit, die ihm neulich schon so lästig geworden war.

Aber es gab doch vielleicht noch ein Mittel, um die schöne stolze Feindin aus ihrer eisigen Vrschanzung zu treiben und ihr in diesem harten Kampf ein wenig warm zu machen.

„Madame“, begann er, „ich finde, der Herr Vormund, von dem Sie eben sprachen, ist ein sehr einsichtiger und vorsichtiger Geschäftsmann. — Ein solcher aber bin auch ich. — Was Sie mir da anbieten, ist auch für mich viel zu unsicher und zu umständlich. Das sind übermäßig lauge Wechsel, die sich sehr schlecht begeben lassen. Und wie denken Sie sich die weitere Abwicklung unseres Geschäftes? Ich sitze in London — Sie hier. Die Zahlungen werden demnächst unregelmäßig, ich beauftrage meinen Bruder, sie einzuziehen. Das stört schon die guten nachbarlichen Beziehungen, auf die er besonderen Werth legt. Schließlich kommen die Advocaten dazwischen und es fliegen sogar Executionsmandate in Ihr Haus. Das Alles macht dann Aussehen und Skandal in diesem alten Klatschneste — —“

„O mein Herr!“ unterbrach hier Frau Regina den Redner, „wie können Sie glauben, daß ich jemals unpünktlich in der Erfüllung meiner Verpflichtung sein werde. Lieber würde ich ja hungern als —“

„Na, na“, warf der erfahrene Geschäftsmann kühl ein, „lassen wir das gut sein, verehrte Frau Lamberti. An ihrem redlichen Willen zweifle ich nicht ini mindesten. Ich weiß ja, welch eine muthige und entschlossene Dame Sie sind. Aber: „versprechen ist ehrlich — halten beschwerlich“.

„Sie lehnen also meine Vorschläge ab?“ frug Regina, den Hegner ängstlich ansehend,

„Ja!“

„Und Sie wollen nun? — O mein Gott!“ rief sie, indem sie angstvoll und wie bittend die Hände faltete.

„Ich will“, erklärte Arnold Herbing, „und es ist mein letztes Wort:

— ich will entweder: baal Geld oder — gar nichts!“

„Ach mein unglücklicher Mann!“ schluchzte die gcängstigte Frau ver» zweifelt, „Er ist verloren! Wir sind alle verloren“.

Sie sank in ihren Stuhl zurück und verhüllte ihre ausbrechenden Thränen mit ihrem Tuche.

„O, haben Sie Mitleid mit uns, mein Herr!“ schluchzte sie. „Mitleid mit mir und meinem armen Kinde!“

Arnold Herbing betrachtete die rührende Gestalt mit einem stolzen Lächeln. Aber es war lein böses, hartes Lächeln.

„Siehst du nun wohl, du hohe Dame,“ murmelte er befriedigt, daß ich Dir doch über bin?“

„Madame,“ nahm er darauf das Wort, „ich vermuthe, Sie haben mir nichts mehr zu sagen. Huren Sie nun mich nur noch einige Augenblicke geduldig an, damit ich Sie baldigst von meiner lästigen Gegenwart befreien kann. Als ich neulich zu Conrad Stein oder — Roderich Lamberti lam, da glaubte ich, einen wohlhabenden Mann vor mir zu haben, der im Ueberslusse lebte, und — und deshalb — nun — die Speculation war vielleicht etwas gewagt und mein Bruder zum Beispiel hätte sie wohl nicht gemacht,

— aber — da appellirte ich ein wenig — vielleicht ein wenig energisch — an seine Erkenntlichkeit. Ich dachte, so ein kleiner Aderlaß zu Gunsten eines Mannes, der ihm das Leben gerettet hat, könne meinem alten Freunde, den ich hier in der Wolle sitzend wiederfand, nicht so gar viel ausmachen.“

Frau Regina war eine schweigsame Zuhörerin geworden und Arnold Herbing fühlte wohl, daß es ihm keineswegs gelang, die Reinheit und Regelmäßigkeit seiner Motive vor ihr vollständig zu rechtfertigen. Er sah jetzt aber auch sehr wohl ein, daß diese Rechtfertigung an sich unausführbar war. Indessen — wie in aller Welt hatte er denn damals, gegenüber seinem alten Kumpane, dasjenige zweifellos für ein erlaubtes Geschäft halten tonnen, was, ihm jetzt, dieser Frau gegenüber, ebenso zweifellos in dem keineswegs empfehlenden Lichte einer ziemlich unehrenhaften — Erpressung erschien? Und in dieser Verlegenheit um eine stichhaltige Entschuldigung begann er wieder mit einem gewissen Eifer:

„Denn das Leben habe ich ihm wirklich gerettet, und mit eigenem Nisico. Ich versichere Sie, Madame, als ich dazu kam, war der Mann leinen Sixpencc mehr werth. Und jetzt wirft er es mir noch gar vor, das; ich ihn herausgehauen habe. Nun, Sie wissen ja, mit welcher Münze er mich heimzahlen wollte.“

„Ich entschuldige meinen Mann durchaus nicht wegen dieser gewcilthätigen —“

„O bitte! — Kleinigkeit, — es ... es hat gar nichts auf sich,“ nahm Arnold wieder gemüthlich das Wort, froh sich endlich nicht mehr allein reden zu hören. „Das ist ja nun abgemacht. Ich nehme ihm das auch weiter gar nicht übel. In Amerika sind wir an derartige bleierne Argumente gewöhnt. Da es aber nicht das erste Mal in meinem Leben war und da ich ein alter Schütze bin, so kann ich Sie versichern: Höhe und Richtung waren durchaus tadellos. Und ich wäre vermuthlich jetzt ein stiller Mann — ohne Sie, Madame.“

Regina machte eine Bewegung, als ob sie diese Anerkennung ablehnen wollte,

„Nun,“ fuhr Arnold mit aufrichtiger Bescheidenheit fort, „ich weiß ja, daß Sie damals nicht aus Zärtlichkeit für mich in die Schußlinie sprangen. Aber ich, Madame — ich bin — wenn auch kein sentimentales und

vielleicht auch kein sehr edelmüthiges Gemüth — jedenfalls doch ein solider und accurater Geschäftsmann, der darauf hält, seine Wechsel prompt einzulösen. Sie haben mir jetzt ebenfalls mein Leben, dessen ich noch durchaus nicht überdrüssig bin, auf netto zehn Jahre verlängert. Das ist immer 10,000 Thaler Werth. Ich schlage Ihnen daher vor: wir rechnen jetzt gegen einander ab und — sind quitt — ohne schriftliche Schlußnote."

Er erhob sich und suchte nach seinem Hute, der ihm im Eifer der Rede entfallen war, auf dem Boden umher.

Als er wieder zu Frau Regina aufblickte, waren ihre Züge enthüllt. In ihren großen, feuchten, fragenden Augen spiegelte sich ungläubiges Erstaunen, im Kampfe mit einer aufsteigenden überwältigenden Freude.

„Verstehe ich Sie recht, Herr Herbing?" frug sie mit zitternder Stimme. „Sie wollten —"

„Ich will — morgen abreisen, Madame," fuhr er, wie bestätigend, fort. „Dann werden unsere Lebenswege sich Wohl so bald nicht wieder kreuzen. Es wäre mir daher eine große Freude, wenn Sic zum Abschiede, und zum Zeichen, daß Sie mich nun nicht mehr für einen gänzlich gefühllosen und schlechten Kerl halten — mir freiwillig — die Hand schütteln wollten."

„Hier ist sie!" rief Frau Regina lebhaft, zu ihm tretend, und ihm freundlich ihre Rechte bietend, die er ehrerbietig erfaßte: „Sie sind ein ganzer Mann!"

Die Thür hatte sich während der letzten Worte rasch geöffnet. Die alte Charitas erschien eilfertig auf der Schwelle. Als sie die unerwartete friedfertige Gruppe der beiden versöhnten Gegner erblickte, blieb sie überrascht stehen. Dann klopfte sie noch einmal vernehmlich an die Füllung, um sich bemerklich zu machen.

Frau Regina wandte sich um. „Was ist?" rief sie, als sie das verstörte Gesicht der alten treuen Wärterin erblickte; „Charitas, was willst Du?"

„Ach, Madame," sagte diese mit unterdrückter Erregung in ihm Stimme, „bitte, kommen Sie doch einmal herauf. Der Herr schläft immer noch, schon seit heute Mittag; und jetzt, — ich weiß gar nicht —"

„Ich komme!" rief Frau Regina. „Verzeihen Sie einen Augenblick, Herr Herbing; ich bin gleich wieder hier. — Ist es denn etwas Besonderes, ChlllitaZ?"

„Nun, er war ja die letzten Tage immer so schwach — und ich lief so viel — und wollte nicht recht es feu — uud —"

„Ich weiß, ich weiß," rief die Frau mit gesteigerter Ungeduld.

„Und eben, während des Schlafens, wurde der Athem immer kürzer und leiser und schwächer, und zuletzt, da hörte ich gar nichts mehr, und als ich nachsah, da — glaube ich — stand der Athem — still."

Frau Regina eilte hinaus, gefolgt von der Alten.

Arnold blieb noch einige Augenblicke in der Mitte des Zimmers stehen, an derselben Stelle, wo die schöne Frau ihm die Hand zum Zeichen ihrer Versöhnung gereicht hatte.

Dann warf er einen letzten Blick auf das prächtige Abbild über dem Sopha, »ach den jugendlichen Rosen ohne Dornen, und — ging still hinaus.

An der Treppe hörte er von oben her einen schrillen, erschütternden Ton. Er llang wie das Plötzlich und gewaltsam ausbrechende Jammern einer durch einen neuen, unbekanntem, tiefen Schmerz überraschten, schluchzenden Kinderstimme.

Leise stieg Arnold Herbing die Stufen hinan. Die Thür des ihm bekannten Zimmers stand offen. Zögernd trat er ein; der Raum war leer. Aus dem nächsten Zimmer drang es herein wie leises, verzweifelt Weinen. Unwillkürlich folgte er der Stimme. Als er die Schwelle betrat, über die ihn damals Frau Regina zu ihrer ersten Unterredung geführt halte, — da sah er Roderich Lambertis elende Gestalt auf dem Ruhebett lang ausgestreckt und ganz ruhig daliegen. Seine Augew waren geschlossen und auf seinen bleichen gefurchten Zügen ruhte es wie ein Heller Schein, wie eine stille Verklärung. Die Abendsonne erfüllte das Zimmer mit ihren letzten, friedlichen Strahlen und beleuchtete die Gruppe, die um das Lager kniete. Regina und die alte Charitas waren in stilles, aufathmendes Gebet für die Seelenruhe des rnhelosc. endlich erlösten Mannes versunken. Eäciliens kindliche Gestalt lag gebrochen in schneidendem Weh, über dem geliebte» Todten hingegossen. Unter heißen Thränen küßte sie inbrünstig die kalte Hand des Geschiedenen, den sie erst jetzt — nachdem sein letzter Athemzug entflohen war — und, wir sie in der ersten Heftigkeit des Abschiedschmelzes wähte: zu spät — durch der Mutter Mund als den Vater kennen gelernt hatte. —

Leise, wie er gekommen, trat Arnold Herbing wieder von der Schwelle des Sterbezimmers zurück. Stumm und ohne Abschied verließ er das holländische Haus.

Die princixien der Ethik.

von

Hermann Lorzc. f.

jeder die Gesinnungen, die unser Handeln beherrschen sollen, und über die Pflichten, die allgemein der Mensch dem Menschen schuldig ist, besteht unter civilisirten Nationen, in der Theorie wenigjiens. erfreuliche Übereinstimmung, und die praktische Philosophie findet wenig Veranlassung, hierüber die Welt zu belehren; sie würde nur ermüden durch Wiederholung dessen, dem die allgemeine Anerkennung längst gewiß ist, und sie würde nicht Glauben finden für das. wodurch sie diesem öffentlichen Gewissen widerspräche. Ueber die Quellen dagegen, aus deuen die sittlichen Vorschriften fließen, durch die wir uns verpflichtet fühlen, und über den höchsten Grundsap, dem sie unterzuordnen sind, dauert die Verschiedenheit der Meinungen fort; die Gegenwart unterscheidet sich hierin von der Vorzeit nur durch einige neue abenteuerliche Einfälle, welche sie der Naturforschung entlehnt und auf den Boden der Ethik überträgt. So lange die Ucbereinstimmung dauern wird, die ich oben erwähnte, und so weit sie verbreitet ist, wird dieser Streit der Meinungen allerdings ein vorwiegend theoretisches Interesse haben; wo jedoch Conflicte zwischen anerkannten Pflichten eintreten, oder wo dem Ganzen der Gesellschaft eine Organisation gegeben werden soll, die man ihrer Bestimmung für entsprechend hält, da wird man doch finden, daß die Frage nach den letzten Principien der Ethik nicht blos ein Uebungsgegenstand für akademische Disputationen ist; ihre verschiedenen Beantwortungen verbreiten nicht nur über die Contouren der Diuge, welche man richtig zu sehen fortführe, besondere Beleuchtungen, die man jedem Einzelnen, als seine individuelle Art der Auffassung, gönnen könnte; sie verwirren auch die Formen der Tinge selbst und ihre Beziehungen, über welche Einstimmigkeit herrschen Nord und Süd. XXI, vs. 23

mutz unter allen, für welche sie den Schauplatz eines gemeinsamen Leben? bilden.

Für die erneuerte Betrachtung eines so oft behaudelien Gegenstands? lann ich einige wohlwollende Aufmerksamkeit nur durch die Kürze zu verdienen hoffen, mit der ich der wesentlichsten Gesichtspunkte zu gedenken und ihnen einige Gedanken beizufügen suche, die mir in dem Streite der Meinungen bisher nicht genügend berücksichtigt zu sein scheinen.

Ich beginne mit dem Gegensätze zweier Ansichten, welcher die Etnn! ebenso schädigt, wie er lange Zeit die theoretische Philosophie geschädigt hcil. Von angeborenen Ideen sprach die eine, welche, als Principien aller Wahrheit, nur noch eine Anwendung auf die mannigfachen Data der Beobachtung bedürften, um überall richtige Erkenntnis; zu erzeugen; von der Erfahrung sprach die andere, als der einzigen Quelle, aus welcher der Geist, an sich ein leeres unbeschriebenes Blatt, alle Kenntniß des Wirtlichen zugleich mii den Gesehen seiner Benrthciling schöpfe. Dem entsprechend fand auch die verbindlichen Gebote der Sittlichkeit die eine Ansicht in der Natur des Geistes selbst begründet und verlangte nur noch, aus der Beobachtung der Welt die Verhältnisse kennen zu lernen, welche dieser an sich selbst fest stehenden Gesetzgebung unterzuordnen seien; die andere ließ wiederum nur durch die Erfahrung des Lebens den Geist belehrt werden sowohl darüber, daß es überhaupt etwas gibt, was er mit dem Namen einer Pflicht zu bezeichnen Ursache hat, als darüber, worin die Handlungen bestehen, dir ihm diesen Eindruck der Pflichtmäßigkeit machen. Indem ich mit voller Entschiedenheit die erste dieser Ansichten vertrete, habe ich sie vor allem gegen die mißverständlichen Einwürfe zu vertheidigen, durch die man so on sie als an sich undenkbar nachzuweisen gesucht hat.

Als man von eingeborneu Wahrheiten sprach, auf denen unfere theoretische Erkenntnis; beruhe, hat man eine Urberzeugung ausgesprochen, die stets besser war, als dieser unpassende Ausdruck. Nicht das meinte man. daß so llbstracte Wahrheiten, wie die, daß alles sich selbst gleich sei. oder das; jede Veränderung einer bedingenden Ursache bedürfe — daß also diese Wahrheiten vom Beginn des Lebens und vor aller Erfahrung dem Bewußtsein unaufhörlich als deutliche Vorstellungen gegenüber ständen; nur dies meinte man: so sei der Geist geartet. daß dann, wenn mannigfaltige Eindrücke auf ihn einwirken, er aus seiner eignen Natur diese Neactio» nothwendig entfalten werde, jeden Inhalt eines solchen Eindrucks als sich selbst gleich zu behandeln und zu jeder Veränderung des Beobachteten eine bedingende Ursache hinzuzusuchen. Verschiedene Punkte dieses Satzes muß ich nach ein ander erörtern. Nicht ohne Absicht sprach ich zuerst davon, wie der Geist seine Eindrücke behandeln und welche Ergänzung er zu ihnen suchen werde: denn in der That: als eine Handlung, welche inslinctiv, noch ohne Bewußtsein ihrer Gründe, ausgeführt wird, tritt diese Reaction des Geistes zuerst auf: nicht in dem Augenblicke des ersten Eindrucks springt, völlig fertig, die bewußte Vorstellung des Identitätsprincips in dem Geiste hervor, nicht in dem Augenblicke der ersten beobachteten Veränderung der allgemeine Grundsatz, welcher überall eine Ursache vorauszusehen befiehlt. Erst dann, wenn vielfach nach diesen Grundsätzen gehandelt worden ist, lann eine spätere Reflexion, welche sich auf diese verschiedenen Thateu vergleichend zurückwendet, in ihnen auch die Regel entdecken, nach welcher bisher verfahren worden ist: dann erst wird das, was früher nur die nothwendige Handlungsweise des Geistes war, zu einem bewußten Grundsätze, den er von nun an als solchen befolgt. Locke verschwendete daher fruchtlos seine Mühe, als er die Lehre von den eingebornen Ideen durch den Nachweis zu widerlegen suchte, daß weder in der Seele des Kindes noch in der des Wilden ein Bewußtsein des Satzes der Identität oder einer jener elementaren mathematischen Wahrheiten sich vorfinde, die man einer ursprünglichen Anschauung zuschrieb. Gewiß unterhält sich das Kind nicht mit der stillen Nepectition des Satzes .I — », aber eben so gewiß hält es süß nicht zugleich für nichtsüß, sondern macht praktisch einen Unterschied zwischen beiden; gewiß wird der Indianer zugeben, er habe niemals den Satz gedacht, daß zwei Seiten eines Dreiecks zusammen länger sind, als die dritte; aber ebenso gewiß überredet uns Locke nicht, daß jemals der gewandte Indianer praktisch sich anders benehmen wird, als es unter Kenntniß dieses Satzes geschehen müßte; er wird niemals einen unnützen Haken schlagen, wenn ihm der Weg durch die Diagonale freisteht. Man war daher nicht im Unrecht, wenn man solche Ideen, welche praktisch in uns wirtsam sind, ohne doch Gegenstände unseres Bewußtseins zu bilden, als latent im Geiste bezeichnete; die Entgegnung aber, was nicht im Bewußtsein sei, sei auch im Geiste nicht, war in jedem Falle unhaltbar. Denn auch dann, wenn wir alle diese Ideen der Erfahrung verdankt hätten, würden wir doch zugestehen müssen, daß sie nicht fortwährend einen Inhalt des Bewußtseins bilden; sie würden auch dann lange Zeit nur latent uns angehören und erst in dem Augenblicke in unserem Bewußtsein auftreten, wenn sich ein Gegenstand ihrer möglichen Anwendung zeigt.

Aber es ist richtig, daß wir bisher nur die Zulässigkeit unserer Ansicht neben ihrer Gegnerin, noch nicht ihren Vorrang vor dieser bewiesen haben. Um diesen zweiten Punkt zu erörtern, versetzen wir uns auf den Kampfplatz, auf welchem wir unsere Gegnerin finden. Eine Ansicht, welche sich selbst keinerlei eingeborene Wahrheit zutraut, worauf konnte sie sich stützen, eben um diese Behauptung auszustellen, als auf die Erfahrung, die einzige Quelle aller Erteuntniß? Nun ist es ganz unmöglich, der wirklichen ersten Entstehung unserer Gedankenwelt beobachtend zuzusehn; wer sie dennoch beschreibt, täuscht sich und uns willkürlich oder unwillkürlich: er sagt immer blos, wie er, nach Maßgabe der Neurheilnng der Dinge, die er sich im Leben angewöhnt hat. sich diese erste Entstehung seiner Gedankenwelt nachträglich einbilden kann. Alles kommt daher darauf an, welche Beispiele des Geschehens uns die Erfahrung so allgemein vorführt, daß wir berechtigt wären, nach ihrer Analogie auch jene unbcbachtbare Entwicklung des Erkennens zu beurtheilen. Wo zeigt nun die Beobachtung jemals irgend ein Etwas, das, bloße Neceptivität, Eindrücke von außen lediglich aufnähme, ohne durch seine eigene Natur sie und ihre Folgen mit zu bestimmen? Sehen wir nicht vielmehr ganz allgemein, daß jede Ursache verschiedene Wirkungen erzeugt nach Verschiedenheit der Dinge, auf welche sie trifft? daß derselbe Stoß, der den einen Körper fortschleudert, einen andern nur in tönende Schwingungen versetzt, einen dritten zerbricht und einen vierten mit heftiger Explosion in Atome zerstäubt? daß also überall die Gestalt des Erfolges, den eine thätige Ursache hat, zum großen, ja wohl zum größten, Theile von der Natur und der Rückwirkung des Objectes abhängt, welches nur der leidende Theil schien? Und dieses Verhalten, welches uns die Erfahrung überall vor Augen stellt, müssen wir es nicht auch voraussehen, um nur die Gleichnisse zu begreifen. durch welche man jene bloße Neceptivität des Geistes vrsinnlichen will? Könnte ein Blatt Papier sich beschreiben lassen, wenn nicht seine Festigkeit und die eigenthümliche physische Beschaffenheit seiner kleinsten Fasern es möglich machte, einestheils die Schreibflüssigkeit einzusaugen, andertheils sie festzuhalten an den! Punkten, auf welche sie traf, und zu verhüten, daß sie sich nicht auf alle Theile gleichmäßig verbreitet? Und das Wachs, in welchem die Alten sich die Eindrücke eonservirt dachten, tonnte es sie aufnehmen und festhalten ohne diese ganz eigenthümliche unelastische Verschieblmrleit seiner Theilchen, die leicht eine neue Lagerung annehmen, aber aus ihr nicht zurückstreben iu die vorige? Ganz gewiß, so weit Erfahrung reicht, bestätigt sie uns nur diesen Sah, daß Neceptivität nicht Mangel an eigner Natur, sondern vielmehr eine Folge charakteristischer Eigenthümlichkeit ist, und daß riu Eindruck nirgends in der Welt einfach empfangen werden kann, sondern zu dem, was er ist, allemal durch die mitwirkende Reaction des Wesens wird, auf das er ausgeübt wird. Einen Grund gab es daher gar nicht, die Entstehung aller unserer Eikenntniß aus den Eindrücken der Erfahrung, gegenüber der Lehre von den eingeborenen Ideen, zu bevorzugen: im Gegentheil, wer fo dachte, mußte sich fagen, daß er ganz gegen alle Analogien der Erfahrung verstieß. Begnügen wir uns hiermit. Es würde zu weitläufig für unseru Zweck, fönst aber nicht unmöglich sein, zu zeigen, daß diese Ansicht, auf welche wir uns hier durch das Zeugniß der Erfahrung führen ließen, auch an sich wahr und unvermeidlich ist; ich lasse ebenso, als zu fremdartig für unsere gegenwärtige Absicht, dahingestellt, welche Elemente unserer Ertennlniß dieser eingeborenen Neaction unseres Geistes gegen Eindrücke von außen gehören, und welches Zutrauen zu ihrer Wahrheit wir hegen dürften; es reicht jetzt hin, an die völlige Unzulässigkeit jeder Vorstellung von einer bloßen Passivität des erkennenden Geistes erinnert zu haben; die Vorliebe wenigstens wird erschüttert sein, mit der man auch auf dem Gebiete der Ethik die Leerheit des Grmüthes verherrlicht und seine sittlichen Ueberzeugungeu ohne Unterschied aus der Erfahrung entstehen läßt.

Einen dritten Punkt erwähne ich noch im Vorübergehen. Man wird mir einwerfen, auch nach meiner Ansicht verdanke der Geist den Besitz seiner höchsten Grundsätze doch nur der Erfahrung, einer inneren freilich, nicht der, welche die äußeren Sinne gewähren. Diese Bemerkung ist ebenso richtig als vollkommen unfruchtbar. Wenn wir die einfachsten Wahrheiten nicht als cmgeborene Gegenstände unsers Bewußtseins betrachten, sondern zugeben, daß erst nach ihrer Anwendung die Reflexion sie als unbewußt befolgte Principien gewahr wird, so ist ohne Zweifel dieses Gewahrwerden eine neue Erfahrung für den Geist, in welchem es stattfindet; es war daher eine seltsame Uebertreibung, wenn eine Philosophie, die mit Worten mehr als mit Gedanken arbeitete, den Namen der Erfahrung ängstlich genug scheute, um eine so einfache Thatsache zu läugnen. Aber hierin liegt gar nicht das Interesse, welches wir verfechten, sondern nur das Interesse einer Ansicht, die wir so oft zu bekämpfen versucht haben, der Ansicht nämlich, welche den Werth und die Würde jedes geistigen Besitzes nicht nach dem, was er selbst ist und bedeutet, sondern nach der Art seiner Entstehung in uns abschätzt. Solche Ursprungszeugnisse bedeuten uns Nichts. Nicht die Wahrheit wollen wir dadurch wahrer machen, daß wir sie als unserem Geiste eingeboren ansehen; denn in der That, durch diese Behauptung würden wir sie ja nur einem Zweifel aussetzen, den man oft genug, aus eben diesem Grunde, ausgesprochen hat, dem Zweifel nämlich, ob

eine Art der Auffassung, die aus der Natur unseres Geistes entspringt, Gültigkeit in Bezug auf die Dinge besitze, die nicht unser Geist sind. Alles kommt uns nur darauf an, als was jedesmal dasjenige erfahren wird, dessen wir uns allerdings immer nur auf diesem Wege einer inneren Erfahrung bemächtigen. Und hier behaupte ich: in dem Augenblicke, in welchem wir zum ersten Male uns des Satzes der Identität, $a = a$, bewußt werden, in demselben Augenblicke wird er von uns als eine ewige, allgemein und nothwendig gültige Wahrheit erfahren; wir warten mit der Anerkennung seiner Wahrheit nicht so lange, bis eine große Anzahl specieller Beobachtungen ihn bestätigt hat, sondern alle künftigen Beobachtungen beurtheilen und corrigiren wir nach ihm und halten für irrig jede, die ihm zu widersprechen scheint. Wie es geschieht, daß uns diese unmittelbare Gewißheit zu Theil wird, die schon auf Veranlassung einer einzigen Erfahrung sich in uns wie eine Offenbarung erhebt, wissen wir nicht, aber wir wissen, daß aus keiner Summirung vieler Erfahrungen mittelbar die Erkenntniß einer Wahrheit so entspringen kann, wie eine oft gehörte Meinung es behauptet. Denn selbst wenn wir das Geständniß hinzufügten, nur höchste Wahrscheinlichkeit, nicht Gewißheit und Nothwendigkeit, könne diese auf Erfahrung gegründete Erkenntniß erreichen, so würden wir doch immer die Grundsätze für unmittelbar gewiß ansehen müssen, durch deren Anwendung wir die größere oder geringere Wahrscheinlichkeit eines in Frage gestellten Verhaltens zu bestimmen glauben.

Ich lasse viele Punkte unerörtert, an die ich hier gestreift habe; nicht um ihrer selbst willen habe ich dieser Fragen der theoretischen Philosophie gedacht, sondern um einen Gedanken zu erläutern, den ich auf die Grundlegung der Ethik anzuwenden wünschte, diesen Gedanken: daß freilich nur Erfahrungen das Bewußtsein auch der allgemeinsten Wahrheiten in uns verwirklichen, die uns als höchste Grundsätze alles Ertenncns dienen, daß aber der Inhalt dieser Wahrheiten und die Ueberzeugung von ihrer Gewißheit dennoch unabhängig von den Erfahrungen ist, die ihr Bewußtwerden in uns veranlassen. Denn nach Analogie dieses Gedankens tonnen wir die Ansicht interpretiren, welche auch unser sittliches Verhalten auf angeborne ethische Ideen gründen zu müssen glaubt. Es versteht sich von selbst und bedarf in der That kaum eines Wortes, daß Niemand sich die vielfachen speciellen Gebote, die unsere Handlungen in den verschiedenen Lagen des Lebens beherrschen sollen, als eine Kenntniß; vorstellt, die von jeher Gegenstand unsers Bewußtseins gewesen wäre; nur dies kann man meinen: so sei die Natur des Geistes geartet, daß dann, wenn die Umstände des Lebens ihn zum Handeln auffordern, zuerst, als eine Reaction seines Wesens, eine Art seines Handelns erfolgt, dann aber, wenn die Reflexion auf die geschehenen Thaten zurückblickt, das Bewußtsein sich der Regeln bemächtigt, nach denen bisher unbewußt dies Handeln verfahren ist. Wenn wir nichts weiter hinzufügten, so würden wir dies also bereits zugestanden haben: sittliche Gebote, die sich auf bestimmte Situationen beziehen, in welche das Leben uns bringt, tonnen in unserem Bewußtsein sich nicht eher zeigen, bis durch Erfahrung die Kenntniß; eben dieser Situationen entstanden ist, welche ihre Anwendung verlangen. Aber dieser Gedanke ist unvollständig und bedarf einer Ergänzung. Tenn nicht darauf allein kommt es ja an, daß nach der Wirksamkeit der Triebe, die unbewußt in uns thätig sind, sich nur nachträglich ein theoretisches Wissen um ihre Gewohnheiten bilde; vielmehr ebenso wie in unserer Erkenntniß; die unmittelbare Gewißheit unbedingter Richtigkeit oder Falschheit die einfachsten Gedanken begleitet, ebenso muß die unmittelbare Gewißheit der Lübllichkeit oder Verwerflichkeit sich an die Vorstellungen der allgemeinen Handlungsweisen anschließen, welche unsere innere Erfahrung uns als die thatsächlich befolgten Regeln unsers Verhaltens kennen gelehrt hätte. Von hier erst beginnt unser Interesse an dem Streite der Meinungen, von denen die eine dieses Erwachen eines unbedingten Urtheils der Billigung und Mißbilligung als Reaction der eingeburnen Natur unsers Geistes betrachtet, die andere sowohl die Entstehung dieses Urtheils als den Inhalt, welchen es ausdrückt, nur als Ergcbniß der Erfahrungen ansieht, die aus uns einwirken. Ich versuche zuerst, der ersten dieser beiden Ansichten die Gestalt zu geben, in welcher ich glaube sie vertreten zu dürfen.

Unser wahres und wesentliches Bedürfnis; bei der Grundlegung der praktischen Philosophie kann eigentlich nur darin liegen, nachzuweisen, daß die höchsten Grundsätze, welche unser ganzes sittliches Verhalten verpflichten sollen, völlig unabhängig von dem Belieben des Einzelnen sind, und nicht veränderlich mit der Veränderlichkeit der äußeren Umstände, unter denen wir zn handeln veranlaßt werden. Man befriedigt dieses wahre Bedürfnis; nicht ans die passendste Weise dadurch, daß man einseitig die psychologische Frage nach der Entstehung jener Grundsätze in uns hervorhebt, und dann, um dir Abhängigkeit derselben von den veränderlichen Umständen der Außenwelt zu verhüen, diese Frage durch die Behauptung angeborener sittlicher Ideen beantwortet. Ich habe früher bemerkt, daß die ähnliche Annahme theoretischer Grundsätze der Erkenntniß; die der Natur des menschlichen Geistes angeboren seien, die Triftigkeit dieser Erkenntniß; in Bezug auf Tinge außer dem Geiste nicht zn begründen, sondern eher zweifelhaft zu machen diene; moralische Ideen, die auf gleiche Weise in der Natur unseres Geistes, ihm ursprünglich eingeboren, hafteten, würden uns durch diese ihre psychologische Begründung ebenso wenig von ihrer unbedingten Heiligkeit überzeugen: sie würden den Zweifel übrig lassen, ob nicht das, was uns gut und löblich schiene, für höhere Geister ebenso Gegenstand des Bedauerns und der Mißbilligung sein dürfte, wie für uns die Wildheit und Grausamkeit der Thiere, zu der diese auch die angeborne Natur ihrer Gattung treibt. Ich wiederhole: nicht darauf kommt alles an, ob und wie irgend ein Inhalt unsers geistigen Lebens in uns entstanden ist, vielmehr bestimmt sich der Werth desselben immer nur nach dem, was er ist, nachdem er da ist, und seine Wahrheit nach dem Grade der unmittelbaren Gewißheit, mit welcher er sich uns ankündigt. Es ist richtig, daß wir auch über diese Gewißheit uns täuschen tonnen, nnd in der That sind wir auch im theoretischen Erkennen solchen Irrthümern ausgesetzt; allein, wenn es auch noch einzelne Hilfsmittel gibt, um die falsche Evidenz eines einzelnen Satzes durch die wahre Evidenz eines richtigen zu verbessern, so bleibt es doch dabei: dafür, daß wir nicht beständig irren und daß nicht Alles doch ganz anders ist, als es unserem besonnensten Nenlen nothwendig scheinen muß. dafür gibt es keine wissenschaftliche Bürgschaft mehr, keine außer der selbst schon moralischen Gewißheit, daß Sinn nnd Verstand in der Welt ist, und daß, wenn wir nicht Alles wissen, doch dasjenige, was sich uns mit dem Bewußtsein seiner Nothwendigkeit aufdrängt, wirklich ein Theil der Wahrheit ist nnd ein echter Nestandtheil der großen Ordnung, in der wir eingeschlossen lind. Was wir daher hauptsächlich sagen wollen, wenn wir die moralischen Ideen angeboren nennen, das ist wirklich nur dies, daß sie von unbedingter verpflichtender Heiligkeit sind; die psychologische Wendung aber, die wir unserem Gedanken geben, ist nur ein Corollar dieser grundlegenden UeberMgung, nicht ein Fundament, auf dem diese ruhen tonnte. Denn freilich theoretisch werden wir nun fortfahren: wahr kann einem erkennenden Geiste ein Satz nur dann scheinen, wenn er zusammenstimmt mit den Gewohnheiten des Denkens, die diesem Geiste seine eigene Natur nothwendig macht; Gegenstand unbedingter Billigung nur das, was eben er selbst billigen muß, weil seine Natur diese ist und keine andere: niemals wird daher von außen her dem Geiste etwas als wahr oder gut aufgedrängt werden tonnen, was er nicht selbst, in Folge seiner eigenen Natur, so findet; er wird daher sich irren und das Wahre sowohl wie das Gute verfehlen, sobald unvollständige Uebersicht oder Leidenschaft ihm den Thatbestand verfälschen, über den er richten soll; wo aber sein Urtheil das Richtige trifft, wird es immer nur der Ausdruck seiner eigenen Natur sein, die jetzt durch die vollständige Vorlegung des Thatbestandes zur Aeußerung angeregt wird. Denken wir uns also, daß ein göttliches Wesen dem Menschen die wahre Ertenutniß der Dinge und die richtige Würdigung des Guten und Bösen habe mittheilen wollen, so würde es ihm dieses Geschenk doch in keiner anderen Weise haben machen können, als so, daß es in seine Natur die Fähigkeit und die Nöthigung legte, unter den Anregungen von außen aus sich selbst und in Folge eben dieser seiner Natur die Vorstellungen hervorzubringen, welche, als Erkenntniß oder sittliche Vcurtheilung, wirklich von den Gegenständen gelten, durch die sie in ihm veranlaßt wurden. Wir können daher fortfahren, sowohl von angeborenen sittlichen Ideen zu reden als zuzugeben, daß ihr Bewußtsein in uns durch Erfahrung verwirklicht wird; wie von den theoretischen Ideen, so wiederholen wir auch von ihnen: nicht daß sie überhaupt erfahren werden, ist so sehr wichtig, sondern als was sie erfahren werden; und hierüber bleiben wir bei der Meinung, welche die Lehre von den angeborenen Ideen mehr vertreten wollte als wirklich vertrat, bei der Behauptung nämlich, daß Inhalt und Gültigkeit der moralischen Ideen unabhängig von der Erfahrung ist, die zu ihrer Entwicklung im Bewußtsein die Veranlassung gibt. Hiermit aber nähere ich mich scheinbar gewichtige» Einwürfen, deren Prüfung wir versuchen wollen.

Von einer sittlichen Gesetzgebung, welche man der Natur des menschlichen Geistes angeboren denkt, glaubt man vcrmuthen zu müssen, daß sie mit gleichem Inhalt und gleicher Evidenz in jedem einzelnen Individuum der menschlichen Gattung sich wiederholen müsse. Ethnographie und Geschichte haben stets die zahlreichsten Widerlegungen dieser Annahme darzubieten geschienen. Die unermessliche Verschiedenheit nationaler Sitten und wechselnder Zeitströmungen dürfte indessen eine andere Folgerung zulassen. Nur allgemeine Formen der Gesinnung könnten wir durch eine angeborne Gesetzgebung des Gewissens bestimmt denken, nicht die besonderen Gestalten des Handelns, welche ihre Befolgung in dem Zusammenhang der Lebensumstände herbeiführt. Die Gegenstände selbst, auf welche unsere Triebe sich lichten tonnen, und die Veranlassungen, welche sie zu unserer Thätigkeit geben, lann nur die Erfahrung uns kennen lehren und unsere Sitten werden verschieden ausfallen, je nachdem die Bedingungen, unter denen wir leben, zur Ausführung der verschiedenen Gebote einer sittlichen Gesetzgebung gleichmäßige oder einseitige, ärmliche oder reichere Aufforderungen enthalten. Noch viel mehr aber wird eine umfassende und nachdenkliche Lebenserfahrung nothwendig fein, um den verhältnißmäßigen Werth richtig zu schätzen, den für den ganzen Zusammenhang einer sittlichen Lebensführung die einzelnen Thätigkeiten besitzen, zu deren Ausübung wir durch den Drang der Umstände angeleitet werden. Warum gibt es unter uns noch Rechtsstreitigkeiten? Doch nur, weil auch uns unklar ist, wie ein völlig bekannter und zugestandener Rechtssatz seine wahre und ihm zukommende Anwendung auf mannigfach verwickelte gegebene Umstände finden kann. Selbst dann mithin, wenn wir wirklich dem menschlichen Geiste eine sittliche Gesetzgebung in dem Sinne angeboren dächten, in welchem überhaupt diese Annahme zulässig ist, würden wir es nicht wunderbar finden, daß verschiedene Völker, unter verschiedenen Lebensbedingungen, in der Ausbildung der Sitten sehr von einander abweichen oder sich gänzlich in der Wahl der Mittel vergreifen, durch welche sie der inneren Stimme, die sie treibt, Genüge zu thun glauben; den zarten Nerven, die ein friedliches Leben in glücklichem Klima ausgebildet hat, wird die Betätigung der Gerechtigkeit in anderem Verhalten zu liegen scheinen, als den hartgewöhnten Temperamenten, die unter beständigen Gefahren ebenso wenig Gewicht auf den eigenen Schmerz legen, als auf den, den sie andern zufügen. So sehr daher manche Sitte der Uncultur unser Gefühl empören mag, so sind wir doch nicht berechtigt, aus ihr auf die Abwesenheit jedes moralischen Gefühles zu schließen; wer weiß, welche uns unklare Gedankenverbindung dahin geführt hat, gerade in dem, was uns abstößt, die Perwirklichung eines sittlichen Gebotes zu suchen. Selbst jene Wilden, die ihre alternden Väter tödtcn, vielleicht führen sie nur verwegen und unverzagt aus, was sich in uns nur als Bedauern beim Anblick nnheilbarer Leiden regt. Und wissen wir nicht, wie oft im Lause der Geschichte der Fanatismus von sittlichen Principien aus, die wir alle verehren, und im Namen derselben durch Gedankenverwirrungen ähnlicher Art zu gleichen Greueln fortgerissen worden ist?

Man kann uns diese Bemerkungen zugeben, aber man thut es vielleicht mit dem Gefühle ihrer Unfruchtbarkeit. Mag immerhin, wird man sagen, in keinem menschlichen Geiste der göttliche Funke ganz fehlen, aus dem die Wärme eines sittlichen Lebens entstehen soll, worin besteht doch dann der Werth und die Wahrheit eines Keimes, der so wenig eigene Entwicklungskraft besitzt, daß äußere Umstände ihm die widersprechendsten Gestalten geben können? und welchen Anspruch auf größere Verbindlichkeit können nun, der Uncultur gegenüber, die sittlichen Grundsätze machen, welche die praktische Philosophie sich anschickt aufzustellen, und die doch einer großen Anzahl der Menschen, die sie verpflichten sollen, durchaus unbekannt geblieben sind? Läßt uns diese tatsächliche Verschiedenheit der Sitten die Hoffnung übrig, das endgiltig zu entscheiden, was sie unentschieden läßt, und ein Ideal des sittlichen Lebens zu verzeichnen, dem der vielfach mißgeleitete Trieb des Gewissens sich nähern sollte? Diese Fragen berühren ein schweres Räthsel der Geschichte, das wir nicht lösen können, und enthalten einen Jrrthum, der sich berichtigen läßt.

Welche Bedeutung es in dem Sinne einer vernünftigen Weltordnung haben mag, daß von dem menschlichen Geschlecht, welches sich zur Erfüllung einer Aufgabe berufen glaubt, so große Theile durch die Ungunst des Schicksals gezwungen werden, weit hinter diesem Ziele zurückzubleiben oder ganz von dem richtigen Wege abzuirren, ja selbst weder der Aufgabe sich bewußt zu werden, noch das Glück zu ahnen, das ihre Auflösung gewähren würde. — theoretisch ist jede Bemühung fruchtlos, über diese große und beängstigende Thatsache Aufschluß zu finden. Um so mehr aber, scheint es mir, findet die praktische Philosophie hierin eine Ermunterung zu ihrem Bemühen, das zu ändern, dessen tatsächliches Bestehen sie als unbegreiflich ansehen muß. Daß aber auch diese ihre Bemühung scheitern müsse, scheint mir die unrichtige Folgerung, die wir zu bekämpfen haben: die selbständige Wahrheit und die verpflichtende Majestät der sittlichen Gebote verliert nichts durch die Unfähigkeit, welche so viele, denen sie eingeboren sind, von ihrer klaren Erkenntniß; und dem Bewußtsein aller ihrer richtigen Folgen abhält. Innerhalb seines geistigen Besitzes selbst hat der Mensch Entdeckungen zu macheu, deren Werth nicht darum verschwindet, weil nur der eine sie macht, der andere nicht; zahllose Wahrheiten stehen für uns fest, obwohl die Einsicht in sie nicht allen möglich ist. und doch sind diese Wahrheiten nur im Innern des Geistes durch seine eigene Thätigkeit gewonnen. Wir bezweifeln die Triftigkeit der Mathematik nicht; die Operationen der Gedankenverbindung, welche zur Einsicht in ihre Lehren nöthig sind, finden wir, einzeln genommen, in der Seele jedes Einzelnen möglich und in der That ausgeübt; aber von den elementaren Wahrheiten, die allen klar sind, führt ein Weg, den nur wenige verfolgen können, zu einem Gebäude von Theoremen, deren Wahrheit durch keine äußere Erfahrung mehr bestätigt wird, und deren Sinn sogar keiner symbolischen Versinnlichung durch die gewöhnlichen Mittel unserer Anschauung zugänglich ist. Die große Menge lebt in völliger Untentniß dieses wunderbaren geistigen Besitzes, der doch nur durch eine völlig einheimische Entwicklung des Keimes von Erkenntniß; hervorgegangen ist, dessen auch sie sich, ohne Ahnung dieser seiner Fruchtbarkeit, erfreut; sollen wir nun die zahlreichen und verschiedenartigen Irrthümer, in welche eben diese Untentniß sie in der Beurtheilung der Dinge verführt, als Beweis dafür ansehen, daß niemals die menschliche Wissenschaft, eine feste Wahrheit durch sich selbst begründen könne? Sie hat es im Gegentheile gethan und überzeugt uns dadurch, daß allerdings der Irrthum einer Berichtigung durch dieselben geistigen Thätigkeiten fähig ist, deren durch Unaufmerksamkeit oder mangelhafte Vorlagen übelgeleitete Ausübung ihn hervorgebracht hat. Ich hege nicht die vermessene Hoffnung, daß mit derselben siegenden Evidenz und Sicherheit, mit welcher die Mathematik uns überzeugt, auch die praktische Philosophie im Stande sein werde, das unzweifelhafte Ideal des sittlichen Lebens im Gegensatz zu allen Verirrungen, deren wir gedachten, und doch als einheimische Folge derselben Triebe darzustellen, deren Mißlcitung zu jenen führte; immerhin dürfen wir erwarten und sehen es durch den Verlauf der Geschichte bestätigt, daß dem Nachdenken eine heilsame Verengung der Grenzen gelingen wird, innerhalb deren die Verschiedenheiten des sittlichen Urtheils fort dauern werden.

Käme es also hauptsächlich darauf an, das psychologische Dogma von den eingeborenen sittlichen Ideen aufrecht zu halten, so würden wir nicht glauben, durch die erwähnten Einwürfe daran gehindert zusein; allein unser wesentliches Interesse war auf die Anerkennung des Daseins einer unbedingt verpflichtenden Gesetzgebung gerichtet, und hierauf allein ist in dem Streite zurückzukommen, den wir gegen die erfahrungsmäßige Begründung aller ethischen Lehren zu führen haben. Ein reichliches Zugeständniß haben wir dem Empirismus bereits gemacht und ich wiederhole es in dieser Form: die Erfahrung allein kann lehren, welches Handeln nützlich ist, um den sittlichen Geboten die richtige Verwirklichung zu sichern. Aber in dieser Form wird unser Zugeständniß nicht willkommen sein; die Bedeutung des Zweckes eben leugnet der Empirismus, zu dem wir seine Aufklärungen nur als Mittel benutzen möchten. Wir hatten uns nicht allzu spröde gegen die Aufforderung gezeigt, durch Erfahrung uns von unseren sittlichen Pflichten unterrichten zu lassen; nur darauf kam es uns an, als was uns die Erfahrung das zeigte, was sie uns zeigte; konnte sie in dem Augenblicke, in welchem sie uns den Weg zu einem bestimmten Handeln wies, uns zugleich die unmittelbare Gewißheit mittheilen, es sei eine Pflicht, diesen Weg zu gehen, so würden wir wenig bekümmert nm die Herkunft dieser uns zu Theil gewordenen Ueberzcugung gewesen sein. Ich würde nicht streiten gegen eine Ansicht, die dies behauptete, und lasse dahingestellt, ob die Behauptung durchführbar wäre; selbstverständlich ist unsere Gegnerin und die Lehre, welche die Vorstellung einer unbedingten Verpflichtung, deren Vorkommen in unserem Geiste sie nicht bestreiten kann, für eine psychologische Täuschung erklärt, und die eigene Würde, welche uns die sittlichen Gebote zu haben scheinen, als Erinnerung an die Brauchbarkeit deutet, die sie, als durchschnittliche Maximen unseres Handelns befolgt, erfahrungsmäßig zur Beförderung unseres Wohlseins gehabt haben. Nicht alles läßt sich auf einmal sagen; ich muß mir daher vorbehalten, auf die enge Verbindung, die zwischen dem Begriffe der Lust und den ethischen Principien allerdings obwaltet, später ausführlich einzugehen. Wenn ich einstweilen mit vollem Ernst die gewöhnliche Meinung diesem Versuche der Aufklärung gegenüber vertrete, so weiß ich sehr wohl, daß in einem Streite über den Werth oder Unweith, welchen wir einer Thatsache beilegen, keine Entscheidung durch einen theoretischen Beweis möglich ist. Wer unmittelbar die Würde und eigne Majestät einer sittlichen Idee nicht fühlt, den kann natürlich kein Beweis belehren, daß er sie eigentlich fühlen müßte; umgekehrt wer die Entstehung dieses Gefühls aus irgend welchen psychologischen Vorgängen nachweise, würde mich nicht überzeugen, daß es irrthümlich und eitel sein müßte, weil es so entstanden wäre; die Ueberzeugung, bei der wir bleiben, wird hier immer nur auf einer Wahl beruhen, deren Richtigkeit sich theoretisch nicht erhärten läßt; wir begnügen uns billig, wenn wir der Kraft der Gründe nicht zu erliegen brauchen, welche der Gegner für seine Ansicht anführt, und wenn wir im Stande sind, sie auch durch die unsrige zu begreifen und für sie zu benutzen.

Nun bin ich zwar nicht ganz überzeugt, daß die empirische Ansicht alle Thatsachen, welche sie vorfindet, leicht mit ihrer Theorie in Uebereinstimmung bringen würde; sie mag immerhin auch die Liebe, die wir völlig

uninteressirt denken, nur um der Nützlichkeit willen schätzen, eine förderliche Gegenliebe hervorzurufen; aber ich weiß nicht, wie Thaten der Ausopferung zu begreifen sind. Beruhen alle Handlungen auf dem Berechnen ihrer Nützlichkeit für den, der sie ausübt, wie kann diese Theorie Jemand bewegen, sein Leben für andere zu opfern? Entweder seine Handlung ist thöricht und man müßte wünschen, daß sie unterbliebe, oder wenn auch diese Ansicht, wie ich hoffe, sie dennoch bewundert, so gibt sie eben damit zu, daß es noch einen andern, jedem Eigennutz fremden Werth des menschlichen Handelns gibt. Nur dies dürfte man nicht entgegenen, daß auch der Empirismus als Vorschriften unseres Verhaltens nicht diejenigen, die unserm persönlichen Nutzen, sondern nur diejenigen Maximen betrachte, die dem allgemeinen Besten dienen; denn in seinem eigenen Sinne wäre die Rücksichtnahme des Einzelnen aus das Wohl des Allgemeinen doch selbst nur durch Erwartung irgend einer willkommenen Gegenleistung begreiflich. Mit dieser Interpretation nun werden die Thaten der Aufopferung sinnlos, wenn wir sie aber fallen lassen, kehren wir zur Anerkennung sittlicher Ideale von ganz anderem Ursprünge zurück.

Aber ich verlasse diesen Einwurf, der durch einen anderen allgemeineren absorhirt wird. Wenn die Ansicht, die ich bestreite, nicht ganz als willkürlicher Einfall auftreten will, wird sie im Einzelnen den Nachweis versuchen, daß wirklich in den anerkannten sittlichen Geboten die Grundlagen für die Verwirklichung des allgemeinen Wohles der Menschheit gegeben sind. Aber wenn dieser Nachweis mangellos gelänge, wie folgte daraus der Schluß, welchen man zu begründen sucht? Denn ebenso, wie man es gefunden hatte, müßte ja Alles auch dann sich verhalten, wenn unsere Voraussetzung von der unmittelbaren und unbedingten Verbindlichkeit der jsitlichen Ideen richtig ist. Als ein blindes Gebot würde doch Niemand die eingeborne sittliche Gesetzgebung vorstellen, unerbittlich und unbedingt etwas verlangend, was in dem vernünftigen Plane der Welt keinen Sinn hätte in dem Plane, dem wir zutrauen, daß er auch jedes Gut der Ordnung und jedes Glück mit umfassen werde, zu dessen Genuß die Welt der Geister befähigt ist. Auf dieser Gesetzgebung, wenn wir sie als das Erste denken, wird ganz gewiß als Zweites auch dieses Kennzeichen der Heilsamkeit ruhen; nichts aber nöthigt uns, von dem empirisch wahrgenommenen Charakter der Nützlichkeit auszugehen, und als Zweites nicht sowohl die wirkliche Verbindlichkeit dieser Gebote abzuleiten, als vielmehr nur zu zeigen, wie der illusorische Gedanke einer solchen sich in uns entwickelt. Ich fühle, daß dieser Satz das Ansehen eines Wortspiels hat, das unter verschiedenen Ausdrucksformen vergeblich zweierlei in Gegensatz zu bringen sucht, was im Grunde auf Eins hinausläuft; ich werde zeigen, daß an diesem Vorwurf etwas ist und daß doch nicht Alles ganz so ist, wie er meint.

Es ist unmöglich nachzuweisen, daß die sittlichen Vorschriften, die wir alle übereinstimmend anerkennen, in jedem Einzelfalle ihrer Befolgung das Wohl desjenigen verbürgen, der sie ausführt; man hat sich stets begnügen müssen, sie, von diesem empirischen Standpunkt aus, als Maximen zu empfehlen, deren Innehaltung in der allgemeinen Ungewißheit aller menschlichen Dinge durchschnittlich die günstigsten Erfolge verspreche. Aber Durchschnittsregeln verläßt man mit Fug in dem Augenblicke, in welchem man von der Ungewißheit frei zu sein glaubt, welche sie zu befolgen nrrieth; in zahllosen Füllen, gleichviel ob dann mit Recht oder Unrecht, wird daher der Einzelne glauben, diese Leitfäden verschmähen zu dürfen, und außer dem schlimmen Erfolge, der ihn selbst belehrt, wird es dann keinen Grund geben, der einen Andern berechnigte, das Verlassen des allgemeinen Weges zu tadeln. Mit der Sicherheit des allgemeinen Wohles würde diese Willkür unverträglich sein; worauf aber könnte diese Lehre die Zumuthung gründen, die kurze Ergreifung des eignen Wohles dem allgemeinen Besten dann aufzuopfern, wenn man versichert wäre, aus der Verletzung desselben keinen Rückschlag zu erfahren? Gewiß kann eine Theorie nicht richtig sein, die zwar das allgemeine Wohl begünstigen möchte, aber doch in ihrem Princip keinen Grund zum Tadel der Bestrebungen besitzt, die ihm entgegen sind; je mehr sie, einem natürlichen guten Gefühle folgend, diese Theilnahme für das Heil des Ganzen bewahrt, um so mehr ist sie zur Anerkennung einer sittlichen Gesetzgebung genöthigt, die jedem Einzelnen mit völlig unbedingter Verbindlichkeit gegenüber steht. An ihre Befolgung mag sich dann secundär für ihn die Hoffnung seines eignen Wohles, nicht aber soll sich ihre Befolgung secundär an den Nachweis ihrer Nützlichkeit knüpfen, ein Nachweis, der auch dann, wenn er vollständig erbracht wäre, dennoch feiner Natur nach niemals die Wahl willkürlicher Wege ausschließen würde, mit denen das allgemeine Wohl nicht verträglich ist. Und endlich: wenn nur die Erfahrung ihrer Nützlichkeit die sittlichen Gebote empfehlen soll, so kann doch nicht die kurze Erfahrung des Einzelnen, sondern nur die Tradition, welche die angesammelten Erfahrungen früherer Geschlechter vereinigt, die Quelle der empirischen Weisheit sein, der wir folgen sollen. Aber als bloße Mittheilung dessen, was andere vor uns aus ihrer Erfahrung geschöpft zu haben glauben, würde selbst diese Tradition keine wirksame Macht über uns ausüben; wenn nicht die Macht der Erziehung einen psychologischen Vorgang herbeiführte, durch den ihr Inhalt für uns den Schein einer unabänderlich bestimmten Notwendigkeit annimmt, so würde sie uns immer Lust und Recht zu dem Bersuche lassen, ob nicht unsere eigene Erfahrung uns andere bessere und angeuehmere Regeln unsers Verhaltens empfehlen werde. Warum also sträuben wir uns so sehr gegen den Gedanken, eine sittliche Gesetzgebung von nabe dingter Geltung sei uns wirklich auferlegt, da wir doch zuletzt die Illusion, es sei so, herbeiwünschen müssen, um nur unsere Behauptung, es sei nicht so, mit unfern eignen Wünschen in Uebereinstimmung zu bringen?

Insoweit war es nicht ein bloßes Wortspiel, dem ich mich oben überließ; was aber den Schein eines solchen veranlaßt?, und worin dennoch der bleibende Unterschied der Ansichten besteht, die »vir hier vergleichen, füge ich jetzt hinzu. Geben wir die unbedingte Gültigkeit einer sittlichen Gesetzgebung zu, so weiden wir doch durch diesen blos formalen Charakter ihrer tatsächlichen Unbedingtheit nicht befriedigt sein; was in unseren Gedanken und in unserem Leben das Unbedingte und Höchste sein soll, muß auch durch unbedingten und höchsten Wert!) seines Inhalts diese Anerkennung verdienen. Nun habe ich mir vorbehalten, genauer die Verbindung zu untersuchen, die zwischen dem Streben nach Lust und den Geboten der Sittlichkeit bestehen mag; für den Augenblick aber darf ich mich der Anschauung anschließen, welche das religiöse Bewußtsein entwickelt hat, indem es nur in einer ewigen Seligkeit das letzte Ziel aller Weltführung sieht, das Ziel, zu dessen Verwirklichung alles ist wie es ist und jede Gesetzhchkeit der Welt befiehlt, was sie befiehlt. Handelte es sich nun darum, in einer umfassenden theoretischen Weltbetrachtung die Stelle zu bestimmen, welche die moralische Gesetzgebung einnimmt, so würden wir auch sie als einen Theil dieser allgemeinen Ordnung betrachten dürfen, nicht als ein Fatnm, das da ist weil es da ist, sondern als eine Gesamtheit von Geboten, welche eine höchste Macht als Bedingungen der Verwirklichung ihrer Absicht sanetionirt hat. Da, an dieser Stelle unsere Gedankenlaufs, wäre der Versuch berechtigt, wenn er menschlich ausführbar wäre, auch die sittlichen Gebote, die uns als hertunftlose Notwendigkeit gegenübertreten, durch den Nachweis ihrer Zusammengehörigkeit mit dem Sinne des Weltplanes zu rechtfertigen. Aber eben hierin besteht das große Mißverständnis; das ich bekämpfe, in der Verwechselung dessen, was wir in dem Zusammenhange einer theoretischen Weltbetrachtung über die sittliche Gesetzgebung denken können, mit dem, was sie nns als Princip der praktischen Philosophie gelten muß. Wir, die endlichen Wesen, kennen den Weltplan nicht, den wir glauben, und wenn wir zur unvollkommenen Bezeichnung seines Zieles die Vorstellung der Seligkeit wagen, so ahnen wir doch weder den vollen Umfang und die Gestalt aller der Güter, die er einschließen mag, noch sind wir im Stande, denkend aus diesem Begriffe die Gesetze abzuleiten, durch deren Befolgung jedes Handeln sich der Verwirklichung jenes Zieles zu widmen hätte. Was für Gott die begreifliche Consequenz seiner höchsten Absicht sein tonnte, das muß für uns eine unableitbarc, unserm Geiste eingeborne Gewißheit sein, keiner Rechtfertigung bedürftig, sondern der Quell und Maßstab der Rechtfertigung für alle Handlungen, durch die wir, innerhalb des irdischen Lebens, einen Theil unserer ewigen Bestimmung zu erfüllen suchen. Tics freilich kann ich nur für diejenigen sagen, die mit mir von dieser ewigen Bestimmung überzeugt sind; ich bezweifle nicht, daß auch die Ansicht, welche in allen moralischen Ideen nur Durchschnittsmaximen empirisch erworbener Klugheit sieht, die irdischen Angelegenheiten leidlich besorge» würde. Haben wir doch selbst ihr zugestanden, daß freilich nur die Erfahrung uns belehrt, welche Handlungen nützlich sind, um die ethischen Ideale zu verwirklichen; dies Gebiet äußerer Handlungen wird sich daher mit Hülfe des empirischen Kennzeichens ihrer durchschnittlichen Nützlichkeit hinlänglich beherrschen lassen, auch wenn man dessen nicht gedenkt, dessen Kennzeichen es ist. Eins nur wird fehlen; in einer Auffassung des Lebens, die nur den äußeren Erfolg zur Richtschnur ihrer Vorschriften nimmt, wird die Güte der Gesinnung keine Heimath finden; man wird nicht nöthig haben, sie, die an sich wirkungslose, zu verbannen; aber man würde sie so lange nur als einen sonderbaren Luxus betrachten, bis man lernte, eben in ihr selbst einen wesentlichen Theil des Guten zu sehen, das man unter dem vieldeutigen Namen des Wohlseins außer sich sucht. Und damit würde man, auf einem Umwege, zu der Anerkennung des Principis zurückkehren, von dem wir ausgehen.

Ich schließe diese einleitende Betrachtung mit der Consequenz, welche sie mir für die Behandlung der praktischen Philosophie ergibt. Alle theoretische Speculation haben wir uns beginnend gedacht von einfachen, der Natur unseres Geistes eingeborenen Wahrheiten, zu deren Anwendung der Geist durch den Eindruck der Beobachtungen geweckt wird; keine Erkenntniß des Wirklichen entstand ohne die Erfahrungen, welche jenen Grundsätzen den Inhalt ihrer Beurtheilung lieferten; umgekehrt konnte nie die Erfahrung allein die höcbsten Grundsätze erzeugen, nach denen sie beurtheilt zu werden verlangt. Die praktische Philosophie bietet eine vollständige Analogie. Eine sittliche Beurtheilung unserer Handlungen kann nur von dem Bewußtsein unbedingt verpflichtender Ideale ausgehen, deren Verwirklichung uns obliegt unter allen Umständen, welche uns zum Handeln ausfordern; aber ebenso werden diese Ideale das, was sie gebieten, doch nur in den bestimmten Gestalten verwirklichen, welche die durch Erfahrung erkennbaren Verhältnisse der Wirklichkeit möglich machen. Wir geben zu, daß die Betrachtung der sittlichen Ideen an sich selbst nicht zur Entwicklung einer so reichen Wissenschaft führt, wie die einheimische Fortbildung eines Theiles der emgeborenen theoretischen Wahrheit sie in der Mathematik erzeugt hat; deswegen mag es rathlich sein, nicht zu lange in der Ueberlegung der allgemeinen sittlichen Grundsätze zu verweilen, sonderni zu den Gestalten ihrer Verwirklichung zu eilen; aber wie wenig Umfang auch dieser grundlegende Theil der praktischen Philosophie beanspruchen mag, so wird er doch nie fehlen können, ohne daß auch allen Entwicklungen im Einzelnen das Fundament fehlte, auf dem sie ruhen können. Suchen aber werden wir diese letzten Grundsätze da, wo wir die entsprechend«?!? unseres Wissens suchten: in unserem eigenen Geiste, in der völlig unmittelbaren Evidenz, mit welcher unser Gewissen, befragt in Bezug auf die einfachsten Formen unserer möglichen Handlungen, sein unwiderrufliches Urtheil der Billigung oder Mißbilligung ausspricht. An statt dieses Anfangs geben wir keinen andern zu; keine angebliche Ausdeurni«! des Weltplans, aus der, als wenn sie uns möglich wäre, die verbindlichen Gebote unseres Verhaltens sich ableiten ließen, noch weniger jene ganz wider wältige und einfältige Gewohnheit, die jetzt mit so großem Aplomb sich spreizt, in die unterhaltenden Einzelheiten der Naturgeschichte hinabzusteige» und aus einer aufsteigenden Entwicklungstendenz der Thierwrlt, die man erkannt zu haben sich einbildet, den Gipfel zu construircn, den consequenl das Verhalten der Menschheit bilden müßte. Wenn wir in unserem eigenen Gewissen die unwiderrufliche Richtschnur unsers sittlichen Urtheils nicht finden könnten: von den Bestien würden wir sie gewiß nicht erhalten; denn was uns auch ihre Beobachtung lehren könnte, daß die Entwicklungsreih, die wir an ihnen zu finden glauben, aufwärts zu dem Vollkommenen und nicht abwärts zu dem Schlechten geht, können wir doch nur wissen, weil uns vorher vollkommen klar ist, was wir als das bessere und was als d« schlechtere Ende dieser Tcala ansehen müssen.

Rudolf Hermann 5otze.

von

Rudolf Sende!.
— Leipzig. —

ns Bündniß zwischen Naturwissenschaft und Philosophie, vor dessen verfrühtem Abschlüsse ein bekanntes Distichon Schillers die Zeitgenossen warnte, ist etwa seit einen, Jahrzehnt zu fruchtbarerer Wiederaufnahme auf beiden Seiten als genügend vorbereitet erschienen. Die kühnen Versuche fast vergessener älterer Denker, durch Spcculationioun aus reiner Vernunft die Lücken des menschlichen Erfahrungsbereichs zu füllen, gelten jetzt allgemein für resultatlos und erwecken nirgend mehr die Nacheiferung. Niemand zweifelt mehr daran, daß vor Allem aus den Thatsachen die Gesetze zu gewinnen, nicht nach zuvor ersonnenen Gesetzen die Thatsachen zusammenzusuchen und zurechtzurücken seien. Die Philosophen werben mit Vorliebe durch Ausweis reichen Naturwissens um die Beachtung der Mitlbendcn; selbst zu den nebelreichen Höhen abstrusester phantastischer Anschauung wollte Eduard von Hartmann nur auf den Wegen „inductivnaturwissenschaftlicher Methode" emporgeklommen sein. Die Naturwissenschaft ihrerseits konnte an der Frage, was der körperliche Stoff selbst sei, dessen Bewegungen sie auf gesetzliche Formeln brachte, und was der Raum und die Zeit fei, in welchen diese Bewegungen stattzufinden scheinen, nicht länger vorübergehen. Diese Fragen wurden zum Gorgohauvt für alle materialistischen Neigungen; denn sie führten zu dem nicht mehr zu versagenden Eingestcindniß, daß die sinnlichen Vorstellungen, die uns den Körperbcgriff zusammensetzen, nicht selbst Körper oder Bewegungen der Stoffe sind, daß zwischen den Stoffen und Stoffbewegungen einer- und jenen Vorstellungen andererseits jede überleitende Brücke fehlt, daß die Kette der Causalitäten unerbittlich reißt, wenn sie herüber oder hinüber über diese Kluft gespannt werden soll. Nord und Süd. XXI, es. 24

Die Führer gewöhnten sich an die Kantische Entsagung und öffneten sich zugleich damit den Blick in das Land des Kantischen Glaubens, der das Reich des wahren, wesenhaften Seins in dem Reiche der Ideale des Gemüths und des sittlichen Willens ergreifen hieß.

Im rechten Verständnisse der Zeit hatte die Universität Berlin schon nach Leopold von Hennings Tode für die vacante philosophische Professur einen naturwissenschaftlich gebildeten Meister der höheren Speculation gesucht; ihr Blick tonnte in erster Reihe nur auf Hermann Lotze fallen, der zu Göttingen, wohin er von Leipzig schon 1844 berufen war, in der vollen Blüthe einer großen, tief anregenden und befruchtenden Wirksamkeit stand. Pietätvolle Rücksicht gegen seine hannoverische Negierung hielt den Gerufenen zurück. Als man ihn aber im vorvergangenen Winter zum Nachfolger von Harms ausersah, der inzwischen den ihm zugedacht gewesenen Lehrstuhl ein» genommen, da konnte er, obwohl schon leidend, dem nicht mehr widerstehen, was jetzt nicht mehr Berufung von auswärts, sondern die ehrenvollste Versetzung innerhalb desselben Staates war. Nie nur begonnene Thiitigleit em dem Centralpunkte deutschen nationalen Lebens endete am 1. Juli v. I. ein allzu früher Tod, der den erst vierundsechzig Jahre Zählenden mitten aus der Vollendung einer abschließenden Darstellung seiner Lehren hinwegnahm.

Wohl Manchem, der mit Antheil den Geschicken der deutschen Philosophie in den letzten Jahrzehnten gefolgt ist, wird dieses betrübende Ercignitz wenigstens für einen Moment die bittere Frage auf die Lippen gedrängt haben: wer lebt noch? Wahrlich, wenn auch wir in einem gewissen Sinne so fragen müssen, so soll die Lebenden dies nicht tränken. Der Verfasser dieses ist aus natürlicher Neigung, wie aus Grundsah, jedem wirksamen Geiste mit Anempfindung und dankbarer Würdigung nachzugehen bereit und von Hochachtung erfüllt für die zahlreichen älteren und jüngeren arbeitenden Kräfte, die heute nicht minder, als es in früheren Tagen geschah, ja mit vielfältig genauerem und mühsamerem Fleiße, das schwere, endlose Werk der Belagerung der alten Burg Wahrheit fortsetzen. Die Frage: „Wer lebt noch?“ hat uns nicht den Sinn einer Aufforderung, den Werth der Gestorbenen gegen den der gegenwärtig Wirkenden abzuwägen, unter stiller Vermuthung eines für die letzteren unrühmlichen Ausschlags. Sie bedeutet uns vielmehr: Haben wir wirklich, nun zweifelloser, unrettbarer als zuvor, eine gewisse Geistesart und Schaffensweise, die wir unserer Nation gern länger erhalten sähen, nur noch als die charakteristische Daseinsform einer hinter uns liegenden Geschichtsperiode zu betrachten?

Welches diese Geistesart und Schaffensweise sei, haben wir nach einer Seite hin, von der sie besonders deutlich in die Augen fällt und zu öffentlichem Bewußtsein gekommen ist, durch den Hinweis auf das Bündniß zwischen Naturwissenschaft und Philosophie erläutert. Allein es handelt sich dabei in Wahrheit um ein viel tieferes und umfassenderes Bündniß, welches denn auch in jenem Streben unserer Zeit, für eine naturwissenschaftlich fundirte Philosophie und eine philosophisch erhöhte Naturwissenschaft zu sorgen, oft wohl unbewußt, der im Innersten gemeinte Gegenstand des Bedürfnisses war. Und die Weise, in welcher Lötz es, Lehre und Wirksamkeit diesem Streben entgegenkam, führt uns nicht minder über die vereinzelte Wirkung «iner versöhnenden Verknüpfung naturwissenschaftlicher Resultate und Methoden mit philosophischen hinaus und hinab zu einer tiefer liegenden und weit allgemeiner wirkenden Tendenz, der nur unter andern? auch jene Wirkung verdankt wurde.

Schillers Mahnruf:

Feindschaft sei zwischen euch! Noch kommt das Bündnis; zu frühe;
Wenn ihr im Suchen euch trennt, wird erst die Wahrheit erkannt —

galt nicht den Naturforschern, weil sie die Natur, und den Philosophen, weil sie irgend etwas Anderes, sondern er galt Beiden, weil sie die Natur zum Gegenstande ihres Wahrheitsuchens erwählten; es ward ihnen empfohlen, darin zwar fortzufahren, aber auf den getrennten Wegen, wie sie diesen Wissenschaftsarten zunächst eignen. Um eine frühzeitige, eine verfrühte Vertauschung und Verknüpfung dieser Wege hatte es sich gehandelt; wir treffen also den Sinn der gemeinten Trennung und Verbindung, wenn wir diesen verschiedenen Wegen Namen geben. Nennen wir sie vorläufig die Wege der kritischen Empirie auf der einen, der productiven Gedankenbildung auf der andern Seite. Alle bewußte, grundsätzliche Empirie oder Erfahrungsmethode ist zugleich kritisch; denn sie wehrt sich gegen die Einmischung von subjectiven Gedcmkenproducten, welche nicht einen Anspruch auf unbedingte Wahrheit, also auf eine zugleich objective Geltung, zu erweisen vermögen, und indem sie die objective Geltung aller Aussagen an der Thatsichlichkeit ihres Inhaltes ausschließlich messen will, gilt ihr der Inhalt überhaupt jedes bloßen Gedankenvroducts als solchen für subjectiv, für ihrer Kritik verfallen, für ausgeschlossen aus dem Reiche der Wissenschaft. „Nur in der Erfahrung ist Wahrheit" war umgekehrt auch das Wort der Vernunftkritik Kants. Wenn dagegen die productive Gedankenbildung, die Spekulation, sich nicht an dem Erfahrenen genügen ließ, wenn sie auch nicht auf das Abstrahiren allgemeiner Gesetze aus dem Erfahrungsstoffe sich beschränken wollte, woher nahm sie ihren Inhalt? Sie hat zwar zu allen Zeiten sich redliche Mühe gegeben, ihren Inhalt als nothwendige Consequenz allgemeiner Bernunftgesetze darzustellen, wie sie auch der Empiriker anerkennt und als entscheidende Instanzen benutzt; aber niemals gelang es, einem solchen Vernunftbeweise die zwingende Gewalt zu verleihen, die jedem mathematischen Lehrsatz und jeder leeren logischen Formel sogleich bei ihrer Entdeckung unbestreitbar beiwohnt und für alle Zeiten mitgegeben ist; und auch der gelungenste Beweis dieser Art würde niemals die Quelle sein, aus der die Spekulation ihre Aussage ursprünglich schöpfte, sondern nur ein nachträglich ergriffenes Mittel, um dem vorher producirten und irgendwie sonst dem Denker sich empfehlenden Inhalte festere und allgemein überzeugende Stützen zu verleihen. Die Frage, woher dieser Inhalt flamme und von Haus aus seine i?raft empfangt, ist also durch den Hinweis auf seine angebliche oder auch erweisbare Tenknothwendigkeit nicht zu beantworten. Letztere bleibt das ersehnte Strebensziel des Lenkers, um deswillen er den peinlichsten Anstrengungen sich unterziehen mag; sein Ausgangspunkt war sie nicht. Tann aber haben wir diesen Ausgangspunkt überhaupt nicht im Bereiche der eigentlichen Wissenschaft zu suchen, nicht in den Quellen objektiver Gewißheit, welche mit den beiden hier abgewiesenen. Erfahrung und Tenknothwendigkeit, erschöpft find. Was bleibt übrig? Wir antworten kurz: die Liebe, der Glaube, ein idealer Drang, wie immer wir ihn nennen mögen, der den Einzelnen aus innerster eigener Seele her aus, gem im Bunde mit Gleichgestimmten und mit großen historischen Gemeinschaften Gleichgestimmter der Gegenwart und Vergangenheit, an einen Gedankenbesitz seines Geistes bindet. Er möchte nicht leben, er würde sich verarmt, erniedrigt, entwürdigt fühlen, er würde die gleiche Armuth und Herabdrückung für die gesumnte Menschheit, ja für die ganze Welt als unabwendbar betlagen, wenn jener Inhalt nicht wahr wäre. So bemüht er sich, diesen Inhalt zugleich, so weit möglich, durch Erfahrung und Vernunft zu decken, auf alle Falle Sicherheit zugeben, daß er mit diesen beiden nicht streitet, im Uebrigen aber die ganze Fülle seines erregten Herzens und seines durch jenen Glauben erhobenen, geweihten Geistes dem verkündenden Worte einzugießen, durch das er die Zeitgenossen und Nachlebenden zu vollem Miterleben und Mitlieben seiner inneren Idealwelt fortzureißen hofft. Na sind wir am tiefsten Punkte der widerstreitenden Tendenzen angekommen, deren Trennung oder Verschmelzung dort in Rede war: sie heißen nicht Naturforschung und Philosophie, nicht kritische Empirie und productire Gedankeubildung; sie heißen Wissenschaft und Idealglaube!

Wenn unsere Zeit das Vündniß zu erneuern suchte zwischen Naturforschung und Philosophie, so war der innerste Drang, der sie dabei leitete, in Wahrheit das Bedürfnis:, dem Idealglauben wieder im Gesamttrgbäude der Wissenschaft selbst eine heimische, berechtigte Stellung zu sichern, von der ans ihm die Ergebnisse kritischer Empirie nicht nur zur Stütze seiner selbst, sondern auch zur Durchdringung mit seinem eigenen Geiste zugänglich werden möchten. Aus der Berührung und Vermählung beider sollte Das hervorgehen, was die Einzelnen und die Zeit als Wahrheit zu erfüllen, zu beleben, zu beglücken, und zu weltgeschichtlich werthvnlten, wie auch im Kleinen würdigen und fruchtbaren Thateu zu begeistern hätte, wäre es auch nicht überall das Ergebnis exacter Ermittlungen. Im gleichen Sinne hat Lohe Wissenschaft und Idealglauben mit einander zu verbinden, für einander fruchtbar zu machen getrachtet. Im gleichen Sinne würde es uns leicht werden, den Beweis zn führen, daß der sorgende Zweifel an Bürgschaften für die Fortarbit in Lotze's Tendenzen in usern Tagen nur allzu berechtigt ist.

Unter großem Beifalle hat vor nicht langer Zeit der geistvolle, viel zu früh geschiedene Albert Lange den Gegensatz zwischen Wissenschaft und Idealglaube ähnlich wie wir foeben geschildert. Aber indem er die Wissenschaft und mit ihr die Befriedigung des Wahrheitsbedürfnisses ausschließlich an die kritische Empirie verwies, dagegen den Idealglauben an die — Poesie ausantwortete, hat er mehr wohl, als er selbst gewollt, zur Befestigung der Trennung beigetragen und Mißtrauen gegen Bündnißbestrebungen erweckt, wie wir sie soeben kennzeichneten, und wie Lotze sie vertrat. Gerade dies ist der Kern und eigentliche Werth jenes Bündnisses, das wir für unser nationales, wie für alles höhere Menschenleben als gänzlich unmißbar schätzen, — gerade dies, daß nicht nur Poesie, sondern auch Wahrheit auf den Wegen des Idealglaubens gesucht werden und zu finden erwartet werden soll. Daher die nie rastende Bemühung, die Uebereinstimmung des zunächst im Gemüthe ergriffenen Inhalts mit den Früchten exacter Forschung und mit den Gesetzen des Denkens zu sichern! Daher die strenge philosophische Denkarbeit, die, soweit es gelingen will, jenen Inhalt zugleich als den der Vernunft darzuthun, ihn als unbedürftig der persönlichen Neigung zu seiner Annahme, als logisch in sich verkettet, solidarisch Glied an Glied fesselnd, der reinen, unerbittlichen Wissenschaft einzuverleiben sucht! Es ist unsre Absicht, im Folgenden mit wenigen starken Conturen ein Bild der Lehre Lotzes zu zeichnen, um eine Beurtheilung der bestimmten Stelle vorzubereiten, bis zu welcher durch ihn der Entwickelungsproceß des modernen Geistes im Sinne der bezeichneten Tendenz gefördert worden ist, und um die Nothwendigkeit des Fortarbeitens in gleicher Tendenz, wo möglich, zu allgemeinerer Ueberzeugung zu erheben.

Darüber konnte kein Zweifel sein: die Erneuerung des Zusammengehens der empirischen Wissenschaften mit der philosophischen Speculation mußte den ersteren die Stellung sichern, die sie vor jeder neuen Störung ihrer Kreise, Verrückung ihrer methodischen Marschrouen, Verhinderung der nur durch ihre Art des Suchens möglichen Entdeckungen unbestreitbarer Thatsachen für immer behütete. Die philosophischen Ansprüche, welche der Empirie diese vorsichtige Strenge in der Wahrung ihrer Rechte aufnöthigten, wurden in den dreißiger Jahren des Jahrhunderts, als Lotze die Universität bezog, zwar noch auf vielen Kathedern Deutschlands, mit festem Glauben an die durch Hegel erreichte letzte Vollendung der Philosophie, festgehalten und vertheidigt; denn es war die Zeit, in welcher geistesmächtige und einflußreiche Schüler des großen Denkers, ein Gans, ein Marheineke, auf anderen Gebieten Rosenkranz, Hotho u. A., sich um das Werk der .Gesammtausgabe der Schriften und Vorlesungen des Meisters sammelten, hierdurch erst weiteren Kreisen das Verständnis; und die Wirkungskraft jenes wunderbaren Gedankendomes erschließend, und es war die Zeit, in welcher Preußens Cultusminister von Altenstein die Hegel'sche Lehre zur Staatsphilosophie erhoben hatte. Allein sogar in Preußen selbst war der tiefgehende Einfluß Schleicrmachers neben dem Hegels gleichzeitig einhergegangen und hatte auch in Männern von philosophischem Beruf Keime eingesenkt, aus denen bald Thaten energischer Gegenwehr gegen die Alleinherrschaft des „Begriffs' und der „dialektischen Selbstbewegung" zu dauerndem Erfolge aufbrechen sollten. Wir nennen nur Trendelenburg, von dem uns persönlich bekannt ist, wie tiefe Sympathien ihn in der Zeit seines philosophischen Werdens an Schleieimacher fesselten. Letzterer kannte die a priori construirende Vernunftthätigkcit nur als nebenhergehenden, systematisch ordnenden Abschluß, der niemals völlig gelingt, und ohne die ihm zur Seite selbständig, nach eigener Art arbeitenden Erfahrungswissenschaften ohne Gegenstand und ohne Direction Ware. Auch Trendelenburg bewahrte der denkenden Reflexion ihren besonderen Werth und Inhalt; aber er ward der Erneuerer des Aristoteles nicht blos in dieser logischen und teleologischen Richtung, sondern ebenso sehr in der unbefangenen Empfänglichkeit für das Gegebene. In den „Logischen Untersuchungen" von 1841 trug er das Gebäude der Hegel'schen Tialeltik bis auf die Grundmauern ab, und in Berlin, man darf wohl sagen in Preußen, folgte alsbald der Dynastie Hegel die Dynastie Trendelenburg. Aber noch ganz anders mußten und konnten die durch das Hegelthum zurückgedrängt gewesenen Richtungen in dieser Uebergangszcit ihr Haupt da erheben, wo von einer Herrschaft der Hegel'schen Lehre überhaupt Nichts zu spüren gewesen war. Dies galt nicht am wenigsten von Leipzig, derjenigen Universität, an welcher Lotze, dessen Heimath die sächsische Oberlausih war (er ist 181? in Bautzen geboren), seine Studienjahre zu verleben hatte. Hier ist im Wesentlichen die empirisch gegründete, realistische Philosophie der nachhegelschen Periode unmittelbar auf Kant gefolgt; denn die ganze Zwischenzeit ist hier durch den Namen des Kantianers Krug beherrscht. Die Wirksamkeit dieses einflußreichen Mannes ging ihrem Ende entgegen, als Lotze studirte; dagegen war Leipzig zum hauptsächlichsten Sitze der Schule Heibarts geworden, jenes Denkers, der zum ersten Male wieder seit Kants Tagen die Philosophie nicht nur duich Empirie zu ergänzen, sondern sie selbst auf die Basis der Erfahrung zu stellen, unter das leitende Banner der naturwissenschaftlichen Vorstellung zurückzurufen bemüht gewesen war, — wenn auch die kritische Reinigung der so gewonnenen Begriffe von inneren Widersprüchen ihm für die eigentliche Arbeit des Philosophen galt. Neben der Lchrthätigkcit der Hcrbarlianer bereitete sich in des Physikers Fechner energischer Richtung gegen die Naturphilosophie und gegen alle dialektischen Scheinliinste dessen eigne, der Lotze'schnr so ähnliche, streng physikalisch unterbaute philosophische Naturansicht vor; und der ebenso idealgläubige als exacte Anatom und Physiolog E. H. Weber zeigte, wie man nicht blos durch schellingische Willkür-Constructions, sondern weit besser durch Beobachtung, Experiment und eindringenden Verstand den materialistischen Plumpheiten entging. Endlich wirkte als Philosoph — auf einen kleinen Kreis von mächtigstem Einfluß — Eh. H. Weiße, Hegel anfangs stark zugeneigt, doch sehr bald überzeugt, daß die reine Veinunft nur allgemeine Gesetze über Möglichkeit und Unmöglichkeit liefere, gleich den mathematischen, während das wirtliche Dasein, das diese leeren Rahmen ausfüllt, nur als Thaisache hingenommen werden kann. Wir werden später Anlaß erhalten, Weißes Bedeutung für Lohe nach einer ganz andern Seite hin noch höher anzuschlagen; von der hier zunächst erwähnten waren seine Tendenzen denen der zuvor genannten Männer verwandt.

So rief es denn in der Leipziger Studienzeit aus Aller Munde: Zurück zur Erfahrung! Für die Medicin freilich, welche fein erwähltes Fach war, hätte Lohe dieser Mahnung nicht bedurft. Aber frühzeitig hatte ihn sein tief angelegter Geist vor die letzten Nättsel des Daseins gestellt, und hoher sittlicher und ästhetischer Ideale bedürftig hatte sein Gemüth gern den Orakeln der Philosophie des reinen Geistes gelauscht, auch wenn sein unerbittlich zergliedernder Verstand und seine empirische Wahrhaftigkeit sich gegen die Annahme des Inhalts sträubten. Ein Gedicht „Hegel", das in einer von Lotze 1840 herausgegebenen Sammlung seiner poetischen Versuche sich findet, zeugt von begeisterter jugendlicher Hingabe an den dunkeln Weisen, die es unter der Fiction unmittelbarer Hörerschaft lebendiger, dichterischer auszusprechen sucht:

„Fern entführte dein schwellender Klang die Seelen der Hörer;

In die unsterbliche Nacht schwebten, so schien es, wir hin.
Aber ambrosisch ward sie sogleich, da droben empfing uns

Ein lautschallender Chor stl'ger Gestalten des Lichts."

Oder hätte der noch nicht 15 jährige Gymnasiast — Hegel starb 1831 —, dessen seltene Fröheife und Geistesgewandtheit allerdings auch sonst bezeugt ist, bei Gelegenheit einen Besuch im Auditorium gewagt?

Jedenfalls war dem Philosophen und Idealisten in ihm der Erfahrungs« ruf nicht minder nuthig, als Anderen, nur daß das medicinische Studium, eigene Neigung und Anlage, kritisches Bedürfniß, in diesem Falle dein Rufe mächtig unterstützend entgegenkamen. Ganz ähnlich war Fechners Stellung, dessen Leben und Denken in jedem Betracht zu dem Lotzes die überraschendsten Parallelen bietet. „Ja, gestehe ich es," sagt der sarkastische, oft vernichtend witzige Nctämpfer der Ideen SchellingZ und Hegels*), „fast schlägt mir das Gewissen, wenn ich mich erinnere, was ich selbst jenen Männern verdanke, wie ich, der ich so weit von Schelling abgefallen und nur diesen Abfall hier zur Geltung bringe, doch ursprünglich mit meiner ganzen Philosophie von seinem Stamm gefallen; wie ich die beste Frucht von einem freilich weit abgobogenen Zweige Hegels gepflückt!" Von Lotze aber besitzen wir folgendes Bekenntniß**): „Eine lebhafte Neigung zu Poesie und Kunst war das Erste, was mich zur Philosophie trieb. Daß dieser Hang mich nicht zuerst zu Herbarts System führte, werden mir feine Anhänger vielleicht, und doch auch diese kaum, zum Vorwurf machen; — — in der That zog es mich

*) Fechner, Ueber die Physik, und philos. Atommlchre, 1855. Vorrede. ") Lotze, Streitschriften, 1857, S. 6.

mehr zu dem grüßen Kreise jener Ansichten, die durch Fichte, Schelliuq und Hegel sich mehr zu einer charakteristischen Art der Bildung überhaupt, als zu einem geschlossenen Lehrsystem entwickelt hatten." Konnten günstiger die Elemente zusammentreffen, um zu einer Philosophie zu verschmelzen, die den Beruf hatte, auf dem Boden strenger empirischer Wissenschaft, in voller Würdigung ihrer Methoden und Ergebnisse, doch den vollen Werth der Geistesideale auch für die wissenschaftliche Auffassung des Daseins zu retten? — Die Garantien für sichere reale Grundlagen schienen sogar anfangs manchem philosophischen Genossen bei^dem medicinischen Eollegen das erforderliche Maß zu überschreiten. In beiden Facultäten zugleich seit 1839 in Leipzig habilitirt. ließ Lotze rasch einer „Metaphysik" (1841) das Buch „Allgemeine Pathologie und Therapie als mechanische Naturwissenschaften"

(1842) folgen; neben diesem hatte er für das in demselben Jahre seinen Lauf beginnende Handwörterbuch der Physiologie von Rudolph Wagner den einleitenden Artikel „Leben,- Lebenskraft" bearbeitet*). Wenn das bedeutende medicinische Wert, dem er die außerordentliche Professur verdankte, das Ansehen des Mediciners unter den Männern des Fachs rücksichtlich seiner Kennerschaft und des specialistischen Fleißes über jeden Zweifel erhob, so schien zugleich die energische principielle Bekämpfung der „Lebenskraft" und die Forderung, die Lebenserscheinungen mechanisch zu erklären, den Philosophen als einen Mann zu legitimircn, mit dem sich auch von materialistischer Seite reden ließe. Wirklich knüpfte fich die nun seit Jahrzehnten ganz allgemeine Rede, der Begriff „Lebenskraft" sei für alle Zeiten abgethan, zumeist an jenen Artikel des Handwörterbuches, der mit diesem Reste Schelling'scher Naturphilosophie völlig aufräumt.

Der schnell verbreitete und so leicht verständliche Ruhm, Lotze habe die mechanische Auffassung der Lebensvorgänge philosophisch gesichert, ist vielleicht Ursache gewesen, daß seine „Metaphysik" und die bald folgende „Logik"

(1843) weit weniger Beachtung fanden. Sogar nachdem die „Allgemeine Physiologie des körperlichen Lebens" (1851) und die „Medicinische Psychologie oder Physiologie der Seele" (1852) sich unzweideutig und eingehend über das bleibende Recht der teleologischen Betrachtung und über die Geistigkeit alles Daseins, selbst des scheinbar blos körperlichen, erklärt hatten, waren noch Mißverständnisse möglich, wie sie Lotzes überaus fein gewürzter, vornehmer und siegreicher Streitschrift gegen I. H. Fichte (1857) den Anlaß gaben. Unmittelbar vor dieser hatte das Erscheinen ^des ersten umfassenden Hauptwerkes begonnen, des dreibändigen „Mikrokosmos. Ideen zur Naturgeschichte und Geschichte der Menschheit", dessen erster und zweiter Band (1856. 1858 in erster, 1876. 1878 in dritter Auflage) die letzte ausführliche Darstellung der physiologisch-psychologischen Lehren des Autors und seiner Auffassung des materiellen und geistigen Seins enthalten. Endlich brachten die neuen Bearbeitungen der „Logik" (1874) und der „Meta

") Auch der Artikel „Instinct" in derselben Sammlung ist uon Lotze.

Physik" (1879) in der unvollendet gebliebenen Gesamtdarstellung des „Systems der Philosophie" die umfassendsten Aufschlüsse über die Grundgedanken, 'welche auch hinter Lotzes weitgehendsten Zugeständnissen an die körperlichen Lebensbedingungen nud au den Mechanismus ^des Geschehens jederzeit verborgen lagen. Nach Allem sind oie Forderungen, welche der Mediciner au den Philosophen zu stellen hatte, nicht viel weiter gespannt, als sie heute wohl Jeder willig eingeht, dagegen die Zumuthungen an die das Sinnliche hinter sich lassende Abstraction und an die idealistische Würdigung des Daseins nicht unter dem kühnsten philosophischen

Höhenflüge zurückgeblieben.

Zu den durchgreifendsten Eigenheiten der Untersuchungs- und Darstellunllweise Lotzes gehört eine Anwendung des Grundsatzes der Theilung der Arbeit, wie sie sonst zwischen ganzen wissenschaftlichen Gebieten und zwischen verschiedenen Bearbeitern eines Gesamtgegenstandes zu geschehen pflegt, auf seine eigenen einzelnen Unternehmungen. Und zwar nicht nur die Gegenstände hält er fern, welche nicht unmittelbar mit dem zunächst vorgenommenen zusammengehören, sondern auch die Probleme, die zwar den gleichen Gegenstand betreffen, aber nicht in her zunächst gewählten Fragstellung unmittelbar selbst liegen, und ebenso die Methoden, welche nicht der Beantwortung eben dieser Fragstellung, sondern nur der Lösung jener ferngehaltenen Probleme dienen würden. Sogar der bestimmte praktische Zweck seiner Schriften hat Einfluß auf derartige Selbstbeschränkungen: er unterläßt, wenn er für Physiologen oder Mediciner schreibt, oder wenn ihm daran liegt, die Rechte mechanischer, rein physikalischer Erklärungen zu vertheidigen, eine breitere und schärfere Erwähnung Dessen, was dem Naturwissenschaft« gewöhnlichen Schlags oder dem medicinischen Schüler nur Mißtrauen und Verwunderung, ja Zweifel an jeder Competenz des Autors für naturwissenschaftliche Fragen einflößen würde. So spricht er von Stoff und Materie, vom Raum, den sie erfüllen, von Kräften, durch welche die Stoffatome gegenseitig aufeinander Wirten, ^von^einem physischen Mechanismus, welchem dieses Geschehen unbedingt und ausschließlich zu gehorchen habe, so lange es sich nur um Zurückführung von Phänomenen eben dieses so vorgestellten Bereichs auf die gesetzmäßigen Gewohnheiten handelt, welche innerhalb desselben herrschen, und läßt die höheren Probleme gänzlich zur Seite, oder verriith nur in kurzen Andeutungen ihre Kenntniß, die Probleme, die sich darauf richten, was denn nun Materie und Naum sei, ob es überhaupt Derartiges gebe, ob Kräfte und Gesetze jenes „Mechanismus" nicht in Wahrheit vielmehr Wirkungsweisen einer geistigen, zwecksetzenden ethischen Ursache seien u. s. w. Er unterscheidet ^in diesem Sinne Ergebnisse verschiedener Ordnungen, gleichsam verschiedener Stockwerke eines auf breiterer Grundlage sichergestellter, reichlicher Naturkenntnisse sich erhebenden Aufbaues, und behält sich vor, die „Ergebnisse 'erster Ordnung" und so auch die der folgenden, soweit sie noch Probleme stellen, „zum Gegenstand einer höher steigenden Forschung zu machen," duich welche mancher vorläufig zugelassene Begriff der früheren Gänge modificirt oder ganz aufgehoben weiden muß*). „Eo grotttest auch immer die von ihr (der Physik) gewählten Grundbegriffe sein möchten: wenn sie damit nur zum Ziele käme, würden wir sie uns können gefallen lassen; ja, ich muß gestehen, daß ich mir sogar ein gewisses huino« ristisches Vergnügen davon versprechen würde, zu sehen, wie die Physik mit logisch nicht ganz reiu gewaschenen Tatzen und etwas plump zugreifend die Kerne der Ertenntniß aus den stachligen Hülsen der Thatsachen quetschte, während die Philosophie mit einer in sich ganz widerspruchslosen Grazie ihrer Bewegungen leider gerade an diesen Hüllen einen tränkenden Widerstand fände."

Solcher graziöser Dentbewegung verdankte der Begriff der „Lebenskraft," von dem es die biologischen Untersuchungen vorerst zu befreien galt, seilte Entstehung, jedenfalls sein Ansehen. Aus der Allgemeinheit solcher Begriffe hat noch niemals ein Weg wieder herabgeflhrt bis zur wirklichen Erklärung der einzelnen Thatsachen, und doch waren diese Begriffe allein um solcher Erklärung willen eronnen worden! Lotze wendet wiederholt all seine Beredsamkeit auf, um einzuschärfen, daß eine bloße Angabe des Zweckes oder der Ideen, um deren Nealisierung es sich handelt, die Frage nach der Ursache, durch welche diese Nealisierung gelingt, nicht verüberftüssigen kann. Auch der Begriff der Lebenskraft enthält nur solche Angabe des Zweckes. Ter Zweck ist „eine legislative Gewalt, welcher sich die Massen der Natur niemals fügen, wenn sie nicht durch das Mittel der Ursachen, welche die executive Gewalt bilden, von Anfang an gezwungen und in einen bestimmten Ablauf hineingedrängt würden." Anstatt nach den Ursachen, den Mitteln jeder Iweckerfüllung zu suchen, hat die ältere Physiologie in jener lediglich zweckbestimmenden Nichtung „Triebe und Kräfte in Menge angenommen, die successiv immer unbrauchbarer zur weiteren Erklärung der Erscheinungen werden, je dürftiger die Abstraktionen und je bunter und gesehloser die veränderlichen Leistungen sind, die sie bewerkstelligen sollen." Dahin gehören außer der „Lebenskraft" Ausdrücke wie „Bildungstrieb" und „Selbsterhaltungstrieb", sowie die lediglich zur Classificirung der Erscheinungen dienlichen Namen der bekannten Trias „Sensibilität, Irritabilität, Neproduction".

Dazu kam die völlige Vernachlässigung des „Satzes der vielen Ursachen," nach welchem es niemals eine einzige Ursache einer Wirkung geben kann. Das Ursichgcsetz drückt die Notwendigkeit aus, mit welcher das Zusammentreten zweier Ereignisse, die wir wie die Prämissen eines Schlusses betrachten dürfen, ein drittes zur Folge hat. Das unmittelbare Folgen aus einer einzigen Prämisse wäre lein verursachendes Wirken; denn so „könnte es kein Hindernis; mehr geben, um dessenwillen die Folge zu entstehen zögerte, und

) Mikrokosmos I, 303 (wir citiren immer die zweite Auflage), Streitschriften 19 f. 23 f.

so Würde ««verweilt Alles zu einer ruhenden Eigenschaft zusammensinken." Eine wirksame Lebenskraft nun findet ihre zweite Prämisse, mit der sie sich zu einer gemeinsam zu erzeugenden Folge verbinden könnte, nur in gewissen körperlichen Elementen und deren Kräften, als dem Reiche der Mittel, durch die allein die verlangten Zwecke realisirbar sind. Alle diese Elemente und Kräfte aber „haben vorher, noch ehe sie in Berührung mit dem Einflüsse jener organischen Tendenz kommen, ihre feste Natur und Gesetze ihres Wirkens." Entweder wirkt die organische Tendenz einfach durch diese Ge« setze, also einfach durch den bekannten physikalischen Mechanismus, oder sie findet an letzterm einen Widerstand; in diesem Falle kann der Widerstand „nicht einfach wegfallen, weil jene es will, sondern er muß überwunden werden." Wie soll dies anders geschehen, als durch eine Kraftwirkung, welche diesem Widerstande, der einmal feststehenden Natur und Wirkungsweise des körperlichen Stoffes, homogen ist? „Worin also auch das Lebensprincip bestehen mag: um etwas zu vermögen über die Stoffe, mit denen es operiren soll, muß es in jedem Augenblicke sich in diejenige physische Kraft verwandeln, die nach allgemeinem mechanischen Rechte nothwendig und hinreichend ist, um durch ihre Art, Größe und Richtung unter den gegebenen Umständen den erlangten Effect zu erzwingen." Man kann demnach zum Behuf einer bestimmten einzelnen Erklärung im Gebiete des leiblichen Lebens „das sonstige Wesen dieses Principis ganz eliminiren und seinem Begriffe den einer physischen Kraft als gleichgltend substituircn" *).

So gewinnen wir denn eine vorläufig selbstgenügsam sich in ihre Schranken einschließende Wissenschaft jener „ersten Ordnung" oder jenes ersten Stockwerks, eine Wissenschaft des auch im Gebiete der Lebenserscheinungen unleugbar vorhandenen physikalischen Mechanismus; aber deutlich genug erkennen wir namentlich aus den zuletzt angeführten Worten, wie durchaus nicht Ergebnissen „höherer Ordnung" der Weg dadurch versperrt sein soll, wie vielmehr einer Betrachtung, welche nölhigen würde, ein Lebensprincip anzusetzen, das mehr wäre als bloße physische Kraft, der geeignete Faden zur Anknüpfung ihrer weiteren Annahmen vorsorglich zurechtgelegt ist. An welcher Stelle des Wesenreiches diese Nothigung zu einem volleren, geistigeren Begriffe des verursachenden Principis zuerst nachweislich werde, ob schon in der Pflanze, oder erst im Thier, oder vielleicht schon im Krystall, darüber können unter den Anhängern der gleichen principiellen Auffassung die Meinungen ebenso leicht differiren, wie darüber, in welchem Entwicklungsstadium wiederum des Einzellebens, ob schon bei der Keimbildung, oder im Wachstum und organischen Gestaltungsproceß, oder erst bei Handlungen des voll entwickelten Individuums, dieser Punkt gekommen sei. Nicht minder ist innerhalb des Forscher- und Schriftstellerlebens des einzelnen Mannes ein Schwanken in der Beantwortung solcher Fragen, für und gegen welche so leicht neue Gesichts«

) Artikel „Leben; Lebenskraft" XV. XXII f. XIII f. Streitschriften 60 f.

Punkt?, Thatsachen, Ueberlegungen sich erheben können, vielmehr natürlich als verwunderlich, oder gar tadelnswert!); ja Schwankungen sind hier starte« Zeugnisse der Gewissenhaftigkeit, als ein Unerschütterliches Beharren. Auch in Lotzes Schriften fehlt es nicht an einzelnen derartigen Diskrepanzen. Ter fünfundzwanzigjährige medicinische Docent ist ein viel entschiedenerer Gegner der bekannten Stahl'schen Lehre, daß die Seele sich ihren Körper baue, als der Philosoph, der sich fünfzehn Jahre später an I. H. Fichte mißt, wenn auch gleichzeitig im „Mikrokosmos" der vorsichtige Skeptiker es angemessen findet, die entgegenstehenden Bedenken scharf zu beleuchten*). Der Artikel „Lebenskraft" verräth noch nichts von einer Beseelung der Pflanzen; die „mebicinische Psychologie," vielleicht unter dem Einflüsse von Fechners „Nanna", läßt zu, daß !die Pflanze im Innern der Melodie ihrer eignen EntWickclung lausche, in einem unabänderlichen Traumzustande ihre Vegetation vergeistige, das Gleichgewicht und die Aufeinanderbeziehung ihrer Theile mit Genuß empfinde"). Zwar Impulse aus ihrem Innern hervorzusenden, durch Welche, wie durch einen Willen, ihre Kö'rpertheilc bewegt würden, vermag diese Pflanzenseele noch nicht; dies ist der Seele des Thieres aufbehalten; aber doch, wenn die Pflanze sich als Ganzes in der Harmonie ihrer Theile genießen soll, muß ihr eine Seeleneinheit, eine herrschende Monas, wie Leibnitz es nannte, zuerkannt sein, zu der sich das Zellengebäude des Leibes als die Summe der dienenden Glieder verhält. Das so gedachte Verhältnis; von Leib und Seele ist es, wodurch diese Gedanken und Auffassungen sich über die Sphäre des physischen Mechanismus erheben. Das „Lebensprincip", welches dort nur so weit in Betracht kam, als es sich in physische Kräfte verwandeln konnte und mußte, um seinen physischen Mitteln gewachsen zu sein, giebt sich hier zuletzt als ein Wille zu erkennen, der jene physischen Wirkungen ausübt, um seine Zwecke zu erreichen. Dies ist erst der volle Begriff der Seele, der sie nicht nur wie ein genießendes Bewußtsein empfangend den körperlichen Entfaltungen gegenüberstellt, sondern zur Zwecke wollenden und soweit möglich durchsetzenden, wirkenden Ursache erhebt. Darum treten die zur Pffllnzensecle neigenden Einräumungen wieder zurück, wo dieser engere Begriff der Seele streng festgehalten ist. Eine tcleolog ische Causalität. ja eine verständige Ueberlegung und willkürliche Wahl der Zwecke und Mittel, gilt dann als der bestimmende Charakter des Seelischen, den wir dann aller« dings ausschließlich im Thier« und Menschenleben sicher vertreten finden. Wie aber fängt es eine solche Seele an, im physischen Geschehen die Mittel ihrer selbstgewählten Zwecke zu gewinnen? Auch hier wird der Begriff des Mechanismus nicht verlassen; aber wir hören jetzt genauer, was schon immer dieses Begriffes InHall in Wahrheit sein sollte. Nicht etwa nur

Druck, Stoß, Anziehung, blinde bewegende Kraft, unter mathematische Gesetze gebannt. Mechanismus ist überhaupt mit Causilität wollig Eins, möge nun die Ursache durch Zwecktriebe oder ohne solche wirken: „nur darin bestehe der Geist der mechanischen Auffassung, zu erkennen, daß zwei Proecsse » und « factisch durch einen innern Zusammenhang, dessen Natur dahingestellt bleiben kann, auf allgemeine Weise mit einander verbunden sind; daß überall, wo l> vorkommt, auch « ihm nachfolgt; daß überall, wo diese Folge nicht eintreten soll, wenn ihre Ursache da ist, es eine bestimmte Ursache der Verhinderung geben muß" u. s. w. Die mechanische Auffassung „läßt es ganz unbestimmt, ob die Processe, welche sie betrachtet, blinde Wirksamkeiten eines Stoffes, oder bewußte Tätigkeiten einer Seele, oder unbewußt vernünftige oder auch bewußt unvernünftige Phantasien eines Genius sind." So durfte denn jetzt von einem psychisch-physischen Mechanismus die Rede sein, während wir auf der niedersten Sprosse dieser aufsteigenden Betrachtungen nur einen physischen kannten. Die Seele selbst tritt jetzt, zweckvoll wirksam, wollend und bewegend, in der Reihe der verursachenden Elemente auf, durch deren Aufeinanderbeziehung wir dem Gesetze „der vielen Ursachen" genügen. Zwar bleibt es dabei, daß Gedanken oder Ideen für sich nicht die mindeste masfenbewegende oder überhaupt bewirkende Kraft besitzen, denn „so stehen sie als Abstracte dem Eoncreten hilflos gegenüber; sie tonnen aber solche Kraft insofern erlangen, als sie bestimmte Zustände, Modificationen oder Bewegungen eines Wirklichen, eines Substantiellen, nämlich der Seele, sind." Und „woh!ann die Seele, indem sie eine Reihenfolge solcher inneren Zustände in sich erzeugt, die der allgemeine Naturlauf zu Anfangspunkten von Bewegungen gemacht hat, auch eine Reihenfolge der letzteren in einer Ordnung und zweckmäßigen Gruppirung hervorrufen, für welche an sich die Einrichtung des Organismus keinen hinlänglichen Grund enthalt" *). Auf diesem Gipfel angelangt, läßt sich der unbefangene Denker nicht um die Ferne des Horizontes betrügen, der sich jetzt vor seineu Blicken aufthut. Behrend für unsere heutigen Geisterseher ebenso wie für ihre Gegner, gesteht schon der jugend? liche Bestreiter der Lebenskraft, nicht einzusehen, warum man eine Wirkung des Willens oder der Seele weit über ihren Leib hinaus für wunderbarer oder unmöglicher halten solle, als die Wirkungen auf die nächstliegende Nervenleitung. „Allerdings scheinen alle constanten und beglaubigten Erfahrungen gegen eine solche Ausdehnung ihrer Wirksamkeit zu sprechen, allein wer sich wirtlich über diese etwas peinlichen Negrißzusammenhänge klar ist, wird doch zugeben müssen, daß hier ein für künftige Erfahrungen noch offener Ort ist." Wir wissen nicht, ob Lohe die in dieser Richtung in jüngster Zeit hervorgetretenen Erfahrungen als an diesem offenen Orte liegende anerkannt hat; aber daß er zu ihrer Erklärung nimmermehr der Geisterhilfe

) Mikrokosmos I, 321 f. Streitschriften 94 f. Lebenskraft XI> f. Vergl. auch „Metaphysik", wir meinen sicts die von 1879, 429 ff. 440 ff.

bedurft hätte, zeigen uns diese Worte ebenso deutlich, wie die vortreffliche Kritik der „vierten Raumdimension" in seiner „Metaphysik" von 1879 das moderne Naumgespenst des Gespensterraums gelassen hinwegbläst*).

Eine teleologische Cmsalität der wollenden Seele noch mechanisch zu nennen, nur deshalb weil sie eine gesehmäßig wirkende Causalitiit ist und bleibt, ist ein unräthlicher, mißverständlicher Wortgebrauch. Lotze kann ihn nur dadurch decken, daß er an populäre ähnliche Erweiterungen, wie in den Worten „Mechanismus der Staatsverwaltung" oder „mechanisches Handeln", erinnert**). Auch Causalitiit, Teleologie, Wollen, Handeln wären indessen, wie wir bald sehen werden, für die wahre Meinung unseres Philosophen nur vorläufig zugelassene, anbequemte Begriffe. Ein weiterer Aufstieg überrascht uns zunächst mit dem völligen Aufgehen alles Körperlichen in Seele und Geist.

Die dem Naturforscher zum Verständniß der körperlichen Erscheinungen unentbehrlichen Atome verwandeln sich für den Philosophen, der doch ihrer naturwissenschaftlichen Voltheile sich nicht berauben will, in raumlose Punkte, Ansammlungs- und Ausstrahlungsherde von Kraftwirkungen, Kraftcentra, Monaden. Die Monadenlehre Üeibnitzens ist in diesem Betrachte laut eignem Belenntniß auf Lotze Von entscheidendem Einfluß gewesen; mit Unrecht wollte man, che er selbst in den „Streitschriften" gegen I. H. Fichte hierüber seine Erklärungen abgab, seine Lehre nach dieser Seite hin als einen Absenker der Philosophie Heibarts betrachten, dessen Hochschätzung, wie er uns dort gesteht, in ihm erst einer unbesiegliehen Antipathie abgekämpft werden mußte. „Was Herbart eigenthümlich war, seine einfachen Wesen, seine Materienconstruction, seine Naumvorstellungen und so vieles damit Zusammenhängende", wußte er sich nicht anzueignen. Herbarts einfache Wesen oder „Realen" sollten den Begriff der Einfachheit in strengster logischer Reinheit verwirklichen, nicht nur unausgedehnt, insofern seelenartig, sondern auch von sich aus ohne jede innere Manchfaltigkeit; ein Wechsel, eine Manchfaltigkeit ihrer Zustände, kam nur widerrechtlich, nach Herbarts Logik im Grunde unmöglicher Weise, durch die störenden Einwirkungen von Außen, gegen die sie sich zu wehren hatten, in sie hinein. Umgekehrt sind Lohes Monaden, seine philosophischen Atome, realen Beziehungspunkte, gleich den Leibnitzischen in sich unendlicher Manchfaltigkeit fähige Seeleneinheiten, für welche der Einfluß von Außen nach dem Leibnitzischen Satze „die Monade hat keine Fenster" geradezu in Abrede gestellt wird. Viel eher kamen daher die Atome Lotzcs mit denen Fechners zusammen, von dessen „Atomenlehre" (1855) er sagen konnte, daß sie für die Zukunft jeden Beweis und jede Empfehlung der atomistischen Ansicht vom körperlichen Dasein

) 2, 249 ff.

) Streitschriften 76.

überflüssig gemacht habe*). Indessen sind in Fechners Weltansicht wieder allenthalben von einem Centrum zum anderen die von Leibnitz vermißten Fenster und Bahnen der Wechselwirkung weit geöffnet. Lassen wir jedoch das Problem der Wechselwirkung noch beiseit, und übersetzen wir für jetzt nur das Bild des ruhenden Wesenbestandes der Erfahrungswelt in den neu gewonnenen Ausdruck. An die Stelle der unorganischen Körpermassen, welche der physikalische Mechanismus verband, treten jetzt Massen ungezählter ausdehnungsloser, punctueller Erscheinungsquellen, denen wir sonach innere Zustände nur in gleichem Sinne zuzuthcilen vermögen, wie unsrer eignen Seele, sofern wir deren ganze reiche Innenwelt auf einen Wesenspunkt, den wir mit „Ich" benennen, auftragen müssen. Räumliche, ausgedehnte Complexc könnten diese Monaden nur dadurch bilden, daß ihre punctuellen Orte leere Distanzen zwischen sich haben. Erhebt sich bei den in dem früheren Sinne „beseelten" Wesen, also bei den Thieren, vielleicht auch den Pflanzen, durch Hinzutreten einer herrschenden, zwecksetzenden Monas der physische Mechanismus zu einem psychisch-physischen, so erkennen wir jetzt, daß in diesem, wie in jenem immer nur Seelen mit Seelen verbunden sind. Ja, diese Seelen nimmt Lotze am liebsten überall, auch im niedrigsten, werthlofesten Dinge der Natur oder in dem „Reiche der Sachen" unseres manchflitigsten Ge» brmichs, als empfindende an, als Träger von Lust- und wohl auch Nnlustgefühlen, die ihre wechselnden Zustände begleiten. „Jeder Druck und jede Spannung, welche die Materie erleidet, die Ruhe des sicheren Gleichgewichts, wie die Trennung früherer Zusammenhänge, Alles dies geschieht nicht nur, sondern ist geschehend zugleich der Gegenstand irgend eines Genusses; jedes einzelne Wesen, mit abgestuften Wechselwirkungen in das Ganze der Welt verflochten, ist, wie einer der größten Geister

unseres Volkes es nannte (Leibnitz), ein Spiegel des Universum, den Zusammenhang des Weltalls von seinem Orte aus empfindend und die besondere Ansicht abbildend, welche er diesem Orte und diesem Standpunkte gewährt." Eine Aufstufung des inneren Reichthums und Werths in dem Gefammtreiche dieser empfindenden Punkte, von denen, welche das rein physische Dasein tragen und in sich genießen, bis zu den menschlichen Geistern hinauf, in welchen die den Organismus in höchster Instanz regierende Monas das klare Bewußtsein ihrer Einheit mit der umfassendsten Fülle inneren Lebens verbindet, tritt hinzu, um die Verwandtschaft mit Leibnitzens Lehre zu vermehren. Die Begründung der Ansicht aber ist selbständig; sie führt bis zu den letzten Fragen der Metaphysik. Der „Begriff eines Seienden, aber nicht sich selbst Besitzenden und Genießenden" erscheint Lotze als mit inneren Widersprüchen behaftet; „vergeblich würden wir versuchen, das Was dieses Wesens durch irgend eine einfache und übersinnliche Qualität bezeichnet zu denken." Sollte aber, wie die gewöhnliche Vorstellung will, diese Qualität todter Dinge in ihrer

Remmersüllung, Größe und Gestalt, in »hier Ausdehnung, bestehen, so müßten wir uns erinnern, daß zu dieser Eigenschaft vor Allem das Subject fehlte: was ist denn ausgedehnt? Und weiter würden wir entdecken, daß doch in jedem einzelnen, an sich unausgedehnten Punkte des ausgedehnten Körpers eben derselbe Stoff, eben dieselben Kräfte wohnen, also allenthalben in unterscheidbaren, von einander entfernten, aber aufeinander beziehbaren ausdehnungslosen Punkten zuletzt jenes Subject seinen Sitz hat, für das man das Pildicat der Ausdehnung so unerläßlich und charakteristisch fand*).

Niemals sind Lotzes Scharfsinn und Gewandtheit bewundernswürdiger, als wenn er durch Urberlegungen, die so Vielen grüblerisch und sophistisch erscheinen, die Tecke der Alltagsglwohnheit und scheinbar aufklärender leerer Worte von dem gähnenden Abgrunde ungelöster Probleme wegzieht, und mit eleganter, cmmuthiger Veredtsamleit den sich sträubenden gemeinen Verstand von der Notwendigkeit der gewagtesten Aushilfen zu überzeugen versteht. Ist ihm gelungen, durch diese Kunst alle Materie in empfindende Seelen zu verwandeln, die sich 'gegenseitig in Distanzen halten und nur dadurch den Schein der Ausdehnung hervorbringen, so dürfen wir nun auch erwarten, daß er das Problematische dieser immer noch vorläufigen Lösung klar erkennen, unerbittlich aufdecken, und zu seiner Aufhellung den begonnenen Weg der Vergeistigung alles Daseins bei wachsenden Schwierigkeiten mit steigender Kühnheit fortsetzen werde. Es sind die Probleme des Raumes und der Wechselwirkung zwischen den Dingen, die sich jetzt vor Allem aufdrängen und die noch weiter abdrängen von der gewöhnlichen Vorstellung und von den früher gewonnenen „Ergebnissen erster Ordnung".

Beinahe einzig steht Lotze unter den nachkantischen Philosophen in der Entschiedenheit da, mit welcher er die Unwirklichkeit des Raums vertheidigt. Sahen wir ihn im Uebrigen zu den Gedanken der vortantischen Zeit, namentlich zu denen Leibnitzens zurücklenken, so erscheint er hier als treuer Nachfolger Kants. Doch aber kommt Lohe nicht auf den Wegen Kants zu dieser[^] theilweisen Uebereinstimmung mit dem großen Erneuerer der Philosophie, vielmehr immer noch auf den Wegen Leibnitzens oder Herbarts. Für Kant handelte es sich überall zuerst um den Ursprung der Formen, in welchen wir anschauen und denken, erst im Gefolge hiervon um deren Werth für die Erkenntniß der Dinge. Die Form der Räumlichkeit, ebenso die der Zeit, ist ihm verdächtig, sobald ihm deutlich geworden, daß sie ihren Ursprung nicht im Gegebenen, nicht in den Objecten hat, sondern zu den Fangarmen gehört, mit welchen das erkennende Subject sich der Erscheinungen zu bemächtigen sucht. Lotze versenkt sich hier, wie immer, in das objective Dasein selbst, [^]wic die zu prüfende Vorstellungsweise es ausspricht, und seine Prüfung gilt der innern Widerspruchslosigkeit, der subjectiven Vollziehbarkeit dieser Vorstellungsweise. Er durchschaut vollkommen die oft bemerkte

Schwäche des kantischen Verfahrens, welche nöthigte, auf Kants Fundamenten anders fortzubauen, als von ihm gewollt war: Kants Untersuchungen über das Verhältnis; zwischen Subjectivem und Objectivem setzen bereits bestimmte, als Erkenntnisse verwerthete Gedanken voraus über existirende Subjecte und Objecte, greifen also dem Probleme vor, das sie stellen, und sie müssen es. Darum ist diese Problemstellung überhaupt fallen zu lassen. Jede Untersuchung, auch die über die objective Geltung unserer logischen Grundsätze und Grundbegriffe selbst, muß sich dieser Grundlagen bereits als vollgiltiger Münze für den Erwerb richtiger Erkenntnisse bedienen. „Es muß klar sein, daß keine sensualistische oder empirische Theorie der Entstehung unseres Denkens und Wissens dahin kommen kann, den Satz der Identität oder des ausgeschlossenen Dritten zu beweisen oder zu widerlegen; sie bedarf beider zu jedem Schritt ihrer Folgerungen; sie kann ebenso wenig die Geltung des Causalgesetzes erst begründen oder hinwegräumen wollen, denn jeder Versuch, seine Anwendung auf Association und Reproduction der Vorstellungen zurückzuführen, setzt in anderer Form es selbst als gültig voraus". Dasselbe gilt von dem Verfahren Kants*). Es bleibt daher nichts übrig, als den Wahrheitswerth unsrer Anschauungsformen mit Hilfe jener allenthalben vorauszusetzenden logischen Gesetze abzuschätzen, d. h. ihre Existirbarkeit an ihrer Denkbarkeit zu prüfen. Kann ein Raum, wie wir ihn vorstellen, wirklich existiren? Das ist die Frage. Auch Kant geht beiläufig auf diese Bahnen über, um die Unrealität des Raumes direct zu beweisen; Lotze kennt keinen andern Weg als diesen. Ihm ist der Raum eine subjective, unwahre Form unseres Vorstellens, durch die wir gewisse verborgene, innere, qualitative Verschiedenheiten und Beziehungen der existirenden Monaden gleichsam in die Sprache eines anschaulichen äußeren Verhältnisses übersetzen: ähnlich, wie wir höhere Töne von tieferen durch dieses Bild einer oberen und niederen Lage anschauen, während in Wahrheit der hohe Ton weder irgendwo „oben", noch der tiefe irgendwo „unten" liegt oder vorgeht. Diese Ansicht begründet sich hier aber nicht auf die sogenannte Apriorität der Raumsanschauung, die ohnehin nichts Besonderes ist, weil aller Inhalt des Bewußtseins aus dem Innern seines Trägers aufsteigt; sie begründet sich vielmehr auf die Rathlosigkeit, bei der wir enden, wenn wir ausdenken sollen, was ein seiender Raum eigentlich wäre, und was es heiße, daß Dinge ihn erfüllen. In einem wirklich vorhandenen Räume, einer ausgedehnten Leere, müßte jeder Punkt dem andern an sich völlig gleichen, und doch nur darin würde das Sein eines jeden dieser Punkte bestehen, sich „von jedem andern zu unterscheiden und sich zu jedem, jedem zu sich, eine unveränderliche Stellung anzuweisen." Eine thätige Wechselbeziehung leerer Punkte! Und was können wir lunter dem Sein der Dinge in solchem Räume verstehen? Es wäre eine Beziehung der Dinge zum Leeren, zum Nichts, das von dieser Be-

ziehung nichts zu erleiden vermag, wie auch das Ding in sich selbst nicht? davon erleidet, daß es in dieser Beziehung steht, vielmehr beide befinden sich in diesem Verhältnisse gerade so, als wenn es nicht stattfände. Es ist ein Hauptsatz der Lehre Lotzes, daß Beziehungen nur zwischen wirklichen Wesen, und auch zwischen diesen nur für den Betrachter, in Wahrheit nicht anders als im Innern der Dinge selbst realisirt sind. Liest er nun dieses Innere wechselnde Zustände und Gestaltungen durchlaufen, so erklärt sich zugleich, warum er die sehr verwandten Bedenken zurückdrängte, welche, wie dem Räume, der Zeit als der Form solchen inneren Wechsels selbst entgegenstehen. So sorgsam er auch hier diesen Bedenken nachgeht, er entzieht sich ihrem Gewicht und endet mit dem Festhalten der Realität eines zeitlichen, aber unräumlichen Daseinsprocesses*).

Wenn nun aber Alles, was geschieht, nur im Innern der Dinge geschieht, wie soll dann eine verursachende Thätigkeit gedacht werden, die von einem solchen Innern auf ein anderes überspringt? — wie gibt es dann überhaupt Wirkung, Causalität, Thätigkeit? — Verhältnisse, deren tatsächliche Wahrheit die bisherigen Betrachtungen noch ebenso unangetastet ließen, wie die vorherigen die Wahrheit des Raumes, der Körperlichkeit u. s. w. Mit diesen Fragen ist dem Realismus der gewöhnlichen Vorstellungen die Art an die Wurzel gelegt: es ist das Problem der Wechselwirkung, worin sie sich zu einem gordischen Knoten zusammenschlingen. Man darf dieses Problem als den eigentlichen Mutterschooß des Eigenthümlichen der Lotze'schen Philosophie ansehen, ähnlich, wie aus ihm das Eigenste der Leibnitzischen geboren ist: Lotze und Leibniz sind auch hier wieder Geschwister mit deutlich übereinstimmendem Familienzug, und Niemand hat seit Leibnitz mit gleicher Schärfe und gleicher Unerschrockenheit wie Lotze die Verlegenheiten offenbar gemacht, in welche das Problem der Wechselwirkung uns hineinwirft. Zwei von einander gesonderte, zunächst einander fremde Dinge wirken auf einander, was soll das heißen? Geht von dem einen Etwas ab und schlüpft in das andere hinein? Aber wo ist und was macht dieses Etwas, während es noch unterwegs ist, und worin besteht es überhaupt inzwischen, in diesem Mittelzustande, in welchem es weder Zustand des einen, noch Zustand des anderen Dinges wäre? Und gesetzt auch, es hätte ein wirklicher Abfluß und Einfluß von einem zum anderen stattfinden tonnen, was würde es helfen? Wiederholte sich dann nicht die Frage mit unveränderter Ruchlosigkeit, wie das eingedrungene fremde Element wirken solle auf die Zustände seines neuen Wohnsitzes? Offenbar nützt eine bloße Ortsveränderung nichts zur Herstellung der Wechselwirkung, also auch nichts die Annäherung, nichts die Berührung, nichts das „theilweise Zusammensein" der Heibartischen Lehre. Darum kann von dem höheren Standorte der Einsichten Lotzes aus das gewöhnliche Sträuben gegen „Wirkungen in die Ferne" so wenig mehr bedeuten. Sind

doch Wirkungen in die nächste Nähe nicht weniger problematisch. Unser Philosoph, dessen Fertigkeit in den abstractesten Ueberlegungen sich hier bis zu einem spielenden Uebermuth steigert, überzeugt Jeden, der nur hören will, daß es eigentlich nur Wirkungen in die Ferne geben könnte, das Udenkbarste und Unmöglichste dagegen Wirkungen in unmittelbarer Berührung waren; denn in der Berührung sind das Wirkende und das Leidende völlig in Eins zusammengefallen, ein Geben und Empfangen, eine von Einem zum Andern übergehende Eausalität, giebt es nicht mehr. Allein in Wahrheit giebt es dieselbe überhaupt nicht, kann sie nicht geben; denn es giebt nicht Zustände zwischen den Hingen, Uebergangszustände, die an Nichts hafteten, es giebt lediglich Zustände innerhalb der Dinge. Was wir Aufeinanderwirken nennen, ist also nichts Anderes, als ein Folgen eines Zustandes in dem einen Dinge auf einen Zustand in dem andern Dinge, und wir haben uns nur zu fragen, wie es komme, daß in dem ganzen Bereiche unserer Erfahrung und unseres Denkens diese Abfolgen einer gesetzlichen Notwendigkeit, Uebereinstimmung, zusammenfassenden Einheit unterliegen, die es uns Menschen z. B. ermöglicht, des Erfolges im Voraus gewiß zu sein, den unser Willensentschluß in bestimmten motorischen Nervenzügen, von da in bestimmten Muskelgruppen, endlich in bei Außenwelt haben werde*).

Rasch können wir nun der Eulmination unseres Aufstiegs zueilen. Die zahllosen seelischen Einzelwesen, empfindende Beziehungspunkte, in welche wir alle die als scheinbare Einheiten sich darstellenden Seinscomplexe zerfallen sahen, sind ohne Wirkung auf einander; sie leben einsam in ihr Inneres eingeschlossen. „Die Monaden haben keine Fenster," sagte Leibniz, „durch die Etwas hineinsteigen könnte." Aber allenthalben, in dem ganzen, endlosen Universum dieser Wesen, verknüpfen durchherrschende Gesetze der Abfolge die Zustände des einen mit Zuständen des anderen; so entsteht der Schein ihrer Wechselwirkung. Unter solchen Gesetzen stehend, sind die Zustände der Wesen auch nicht ihre eigenen Thaten, sondern, wenn wir so sagen dürften, Thaten jener Gesetze, Wirkungen dieser Gesetze. Allein so dürfen wir nicht sagen. „Geben wir endlich diese sonderbaren Vorstellungen auf, welche das Gesetz wie ein Ding behandeln, das wirken und leiden kann." Das Gesetz ist nur die von uns herauserkannte Formel für eine tatsächliche, regelmäßige Wirksamkeit; Wirksamkeit aber fordert ein Wirtendes Wesen, von dem sie ausgeht. Das allgemeine, Alles beherrschende, die Abfolge der Zustände in allen Wesen der Welt normirende Gesetz ist also die Formel für die Wirksamkeit eines Wesens, welches für alle jene zahllosen Einzelwesen der Urheber ihrer Zustände ist: Gottes, des Unendlichen. Das unendliche Urwesen allein wirkt; die endlichen, in ihm enthaltenen Wesen wirken nicht, sondern scheinen nur zu wirken, während sie die Schauplätze der Wirksamkeit jenes Einen sind, das ihnen sogar in ihrem Innern die Scheinvorstellung

*) Vgl. namentlich „Metaphysik" S. 110 ff. 356 ff.

anzaubert, als wirkten sie selbst. Doch was sagen wir? Existiren dann überhaupt noch diese Einzelwesen, wenn sie nicht eigne Herde von Thätigkeiten sind? Lotze hat sich seine letzte Consequenz keineswegs verhehlt. Ist Wechselwirkung unmöglich zwischen den Dingen, so ist sie auch unmöglich zwischen Gott und den Dingen; sind die Zustände der Tinge überall Gottesthaten, was bleibt dann überhaupt noch am Dinge, das sein eigen genannt werden könnte? Unser Philosoph führt in immer neuen Wendungen einen beharrlichen Kampf gegen den Begriff dunkler „Dinge an sich“, die noch hinter ihren Zuständen als Träger derselben verborgen lägen. Also — existirt in Wahrheit nur Gott, und alles Dasein ist sein Dasein, alles Leben ist sein Leben. Aus Gottes Wirken sind die sich selbst empfindenden oder auch sich selbst wissenden Beziehungspunkte, die wir bisher wie selbständige Wesen ansahen, in der Weise hervorgegangen, daß sie sich als selbständige Wesen vorkommen, aber sie sind es nicht. „Dingheit“ ist nichts anderes als „die Wirklichkeitsform eines Inhalts, dessen Verhalten uns den Anschein einer in ihm gegenwärtigen Substanz gewährt-. Die Gesetzmäßigkeit und Consequenz jenes Wirkens bringt es mit sich, daß nicht willkürlich und zusammenhanglos die Gottheit in jedem Punkte und jedem Momente sich bethätigt: vielmehr ist die eine Wirkung, der eine Zustand, einmal hervorzutreten, nothwendig die Ursache, daß auch der andere, sei es in dem gleichen oder in einem anderen Wesen, hervortrete, aber nicht die bewirkende, sondern nur die Gelegenheitsursache, in welcher für die alleinwirkende göttliche Macht gleichsam nur das Signal für die Art ihres ferneren Eingreifens gegeben wurde. So gelangen wir von der Leibnitzischen Basis hinweg an der Hand eines gewissen „Occasionalismus“ zu der Alleinheitschre Spinozas*).

Aber der Gott, der hier Eins und Alles ist. ist nicht der Gott Spinozas. —

Aus den starren Klüften eintönigen mechanischen Zusammenhangs der Stoffe traten wir heraus an das Tageslicht einer Welt lebendigen, empfindungsvollen, persönlichen Einzeldaseins; je mehr wir aus diesen frohen Thälern und von den so belebten sanft ansteigenden Berglehnen weiter emporklommen zu den Gipfelpunkten, traten die einzelnen Dinge und Wesen wieder in die Schatten der dunkeln Tiefe zurück; große, mächtige Einheit des Daseins umfing uns, bis endlich das himmlische Licht uns ganz zu sich emporzog. der geblendete Blick das irdische Dasein fast zu sehen verlernte, und Gott allein, der in dem himmlischen Lichte sich offenbarte, uns alle Räume des Seins zu erfüllen schien. Soweit hat uns der untersuchende Verstand geleitet, der uns Schritt auf Schritt bis zu dieser Höhe hinan abnöthigte, mit scharfsinnigen Gründen uns überredend, daß nur von diesem Gipfel aus der Blick alles Niedere beherrschen und in seiner wahren Beschaffenheit erfassen werde. Jetzt

überläßt uns dieser strenge Führer unserm eigenen Schauen und Fühlen. Was der Gott sei, der in jenem Lichte wohnt, was der Inhalt seines Wollens, seines Wirkens, das lehrt uns nicht mehr irgend eine logische Erörterung. Ja, das Verlangen eines solchen Erweises .würde zu dem Widerspruche führen, Gott von einem Höheren abhängig zu denken, welches den zwingenden Grund seines Daseins enthielte." Gott heißt Gott, weil er unabhängig ist; wir dürfen ihn also nur hinnehmen, wie er ist, wie er sich giebt, und dürfen ihn nur ansehen als eine frei wirkende Willensmacht, deren Sein und Thun nicht aus darüber herrschenden Gesetzen der Denknothwendigkeit construiert werden kann. „Nur das Wirkliche ist, und bringt durch sein Sein den Schein einer ihm vorangehenden Nothwendigkeit hervor, ähnlich wie der lebendige Leib in sich das Gerippe bildet, um das er hcrumgewachsen scheint." So ist Gott nur wirklich, keine Nothwendigkeit steht hinter ihm, und so ist auch sein Wirken nicht nothwendige Folge eines nothwendigen Grundes, aus dem wir es denkend abzuleiten vermöchten; wir können es nur vorfinden, wie es ist, anschauen, verehren, lieben. Wie aber, wenn auch die Gottesthaten, die wir erleben und aus der Erinnerung der Zeiten schöpfen, uns nicht über den Sinn der Schöpfung, über da? Herz der Gottheit, zu belehrm im Stande sind? Ohne Verständniß stehen wir vor der Welterfahrung, vor der Menschengeschichte: wehevolle Geschicke, Bosheit und Wahn, erfolgloses Zerschellen des edelsten Wollens an dem Felsen unwandelbarer menschlicher Thvrheit und Niedrigkeit, wehren der so oft versuchten Theodicee und ermuthigen den pessimistischen Bruch mit dem Glauben*).

Und dennoch giebt es noch einen Weg, Gottes Innere uns aufzuschließen. Es ist kein Weg eigentlicher Wissenschaft mehr, aber stellt der Wissenschaft die Aufgabe, das Gefundene als denkbar, als wahrscheinlich, als zusammenstimmend mit dem wissenschaftlich anderwärts Erkannten ebenso dem Verstände zu empfehlen, wie es sich von vornherein dem Gemüthe, dem inneren Schauen empfiehlt. Es ist der Weg jenes Idealglaubens, von dem unsere Einleitung gesprochen.

Nun erst erfüllt sich uns das dort Verheißene. Die philosophischen Ermittlungen, die wir jetzt verlassen, haben nur den Raum geschaffen für einen Inhalt der Ueberzeugung, dessen Quelle nicht mehr das Denken selbst, sondern ein persönliches inneres Erleben ist, in dem uns das Höchste, Werthvollste, Größeste aufgeht, das wir kennen und verehren. Wir können Gott nicht für geringer halten, als dieses Größeste, also glauben wir, daß er dieses Größeste fei. Und wir können nicht glauben, daß just das Größte von allem Denkbaren nicht wäre; also glauben wir, daß es ist. Dieser Glaube ist kein Wissen. Wir können nicht „aus irgend einer allgemeinen Wahrheit das Recht beweisen, mit dem wir dem Werthvollen jenen Anspruch auf Wirklichkeit beilegen; auch die Gewißheit dieses Anspruches gehört viel

“) Mikrokosmos III, 551 f. 604 f. Metaphysik 172.

mehr zu den inneren Erlebnissen, auf welche, als auf den gegebenen Gegenstand ihrer Arbeit, die vermittelnde, folgernde, begrenzende Thüitigkeit unseres Erkennens sich nachher bezieht. *)

Wir werden hier an die Selbstbekenntnisse erinnert, welche den jugendlichen Mediciner erfüllter zeigten von Idealen der Poesie und Kunst, als von Versuchen verstandesmäßiger Welterklärung. Aber das Schöne, das er in diesen Idealen genoß, war ihm zugleich das Gnte, das seinen Willen begeisterte und sein Herz ergriff, und in beidein offenbarte sich ihm das Eine Göttliche, das in der Gestalt des ethischen Ideals uns zu Zielen des Handelns hintreibt, in der Gestalt des ästhetischen uns diese Ziele zum Genüsse bietet, ohne daß der innerste Gehalt in den beiden Formen irgend verschieden wäre. Diese Grundüberzugung, dieses persönliche Erlebniß, worin ihm der innerste Kern seiner Individualität und seines Berufs aufging, fand Lohe in den Lehren eines Mannes wieder, dessen Einfluß durch diese Ucbereinstimmung und durch die Gcistcsgewalt, mit der er sich äußerte, in seinen akademischen Jahren ihm nach eigenem Geständnis; der ent» scheidendste geworden ist. Es war der schon genannte Christian Hermann Weiße. „Wenn ich irgend — heißt es in der Fortsetzung jener früher cilirten Bekenntnisse — eine entscheidende und mir in ihren Erfolgen stets lieb gebliebene Einwirkung erwähnen soll, die mir zu Theil geworden ist, so ist es der Unterricht meines vortrefflichen Freundes und Lehrers Weiße, dem ich, wie wenig auch meine spätere Thätigkeit dieses Verhältniß hervortreten lassen mag, nicht nur der Anregungen auf weiteren Gebieten gar viele, sondern auch den positiveren Gewinn verdanke, über einen engeren Kreis von Gedanken so belehrt und in ihm befestigt worden zu sein, daß ich diesen wieder aufzugeben weder eine Veranlassung außer mir, noch einen Trieb in mir gefühlt habe." Wer es weiß, wie gering im Nebligen das Gemeinsame beider Denker ist, kann nicht zweifeln, daß jener enge, aber kernbildende Gedankenkreis, dessen Lotze hier erwähnt, religiösen Inhalts ist. Es ist der Glaube an die geistige Persönlichkeit Gottes als an die vollendete Verwirklichung der Ideale, welche unser Gefühl, unsere Phantasie, unsre Liebe als Ideale des vollendet Schönen und Guten uns offenbart. Weiße, dessen hervorragende Stellung in der Geschichte jüngster Philosophie weil weniger allgemein gekannt ist als die Fechners und Lotzes, unbestritten der beiden letzten Großen in der nachhegclschen Zeit, war im religiösen Gebiete, dem Centrum alles Lebens und Denkens, der Lehrer Beider, auf den sie sich dankbar berufen. Für Fechner vor Allem in der Würdigung der Person Jesu und in der Auffassung des ursprünglichen Christenthums **).

Das „System der Philosophie“, dessen vollständige Darstellung nach dem Erscheinen der ersten zwei Theile (Logik, Metaphysik) leider durch den

) Mikrokosmos III, 556 ff.

“) Lohe, Sttcitschriften, S. 6. Fechner, Zendllucsta, 2. Theil, 1851, S. 43. Tod des Verfassers vereitelt ist. sollte die Fragen der Ethik. Aesthetik und Religionsphilofophie, als nahe zusammenhängender, eng durch das im Gemüthserlebniß wurzelnde Glaubensprincip mit einander verbundener Zweige, zur Behandlung bringen. Nach einer aus der Familie stammenden Nachricht*) dürfen wir auch nicht auf hinterlassene Aufzeichnungen hoffen. Für diese Seite des Lotze'schen Gedankenkreises stehen uns nur die Ausführungen des zweiten und namentlich des dritten Theiles des „Mikrokosmos“ (der dritte 1872 in 1., 1880 in 3. Aufl.), daneben die weihevoll geschriebenen Jugendabhandlungen „Ueber den Begriff der Schönheit“ (Göttinger Studien 1845, 2. Abtheil.) und „Ueber die Bedingungen der Kunstschönheit (das. 1847. 1. Abth), endlich die „Geschichte der Aesthetik in Deutsch, land“ (1868) zu Gebote, welche Lotze für die große, vom König Max II. von Bayern hervorgerufene „Geschichte der Wissenschaften in Deutschland“ schrieb. Wie sich seine Anschauungen des Idealen mit den Erfahrungen und wissenschaftlichen Auffassungen des Weltlaufs zusammenschließen, wird uns im Besonderen noch durch die auf Herder zurückgreifenden Grundzüge einer Philosophie der Geschichte deutlich, welche der dritte Band des „Mikrokosmos“ enthält, und in welchen die große schriftstellerische Kunst und die Classicität des deutschen Ausdrucks, worin Lotze beinahe alle deutschen Philosophen überragt, nach unserem Nrtheil ihren Gipfel erreicht hat. Hätten wir die Absicht der Analyse der einzelnen Werke und der Besprechung einzelner Ansichten und Geistesblicke gehabt, welche darin die interessantesten und werthvollsten Gebiete menschlichen Schaffens treffen, wir hätten überreichlichen Stoff. Das Ziel, das wir uns setzten, weist uns auf das Allgemeine und auf die großen Zusammenhänge zurück, worin jener Idealglaube, der hier als ein neuer Gcdankenquell aufricht, die Gottes- und Weltanschauung zum Ganzen abrundet.

Wie auch immer in jeder feiner Offenbarungen zugleich in das Gewand ästhetischer Beseligung gekleidet, hat dieser Glaube seine letzte Wurzel im sittlichen Gewissen, im ethischen Sollen, und wir dürfen darum gar Wohl von ethischen Postulaten sprechen, die hier, wie bei Kant, in die Lücken des Wissens treten. „In dem, was sein soll, den Grund dessen zu suchen, was ist“ — dies ist für Lotze das ganze Leben hindurch der innerste Nerv seiner Denkerarbeit gewesen. Nur widerstand ihm die Einschränkung dieses Seinsollenden auf den Begriff einer nur auf Handeln und immer wieder Handeln drängenden Moralität. Für ihn „gehörte die ruhige Seligkeit des Schönen, die Heiligkeit der affect- und thatlosen Stimmung, selbst die innere Consequenz des Wahren mit dem Frieden seiner harmonischen Ucbrcin» stimmung, zu wesentlich mit zu dem Kreise jener seinsollenden Idealwelt,“ als daß er nicht vielmehr „die ganze Hast des Handelns nur für das realisirende Mittel jenes höheren Zweckes hätte ansehen sollen."

) Sommer, Dem Andenken H. Löhes, in: „Im neuen Reich“ 1881, Nr. 36.

Was ist denn überhaupt Ziel, Zweck, höchster Werth? Haben diese Worte noch einen Sinn, wenn abgesehen werden soll von empfindenden Seelen, die des Werthes sich zu freuen, das erreichte Ziel mit Lust zu genießen vermögen? Dem unbefangenen Gemüthe sind die Irrungen eines Rigorismus fremd, der nur Moral will, damit' Moral sei. „Andern wohlzuthun und die Summe der Lust zu vermehren, deren die Welt sich erfreut, ist die einzige Aufgabe, in deren Erfüllung jenem Gemüthe alle seine sittlichen Pflichten zusammenlaufen." Wenn es „in seinem Gewissen sich Gesehe des Handelns vorgezeichnet sieht, deren Zusammenhang mit dem Ziel der höchsten Lust es nicht unmittelbar vor Augen sieht, so zweifelt es doch nie daran, daß dieser Zusammenhang stattfindet und daß alle Härte der Gesetze in der Welt nicht um ihrer selbst willen da ist. — irgendwo muh das Herstellen äußerlicher Tatbestände und alle Gesetzmäßigkeit seines Verlaufes in ein inneres Geschehen der Lust und des endlichen Genusses einmünden." So ist denn „das Gut an sich — die genossene Seligkeit; die Güter, die wir so nennen, sind Mittel zu diesem Gut, aber nicht selbst das Gut. ehe sie in ihren Genuß verwandelt sind; gut aber ist nur die lebendige Liebe, welche die Seligkeit Anderer will." Nähert sich auf diesem Wege die Ethik dem Reiche des Schönen, indem das Ideal des Schönen Eins sein muß mit dem ewigen Quelle vollendeter Lust, so lenkt uns umgekehrt jede tiefere Erforschung des Grundes ästhetischen Wohlgefallens wieder zu den ethischen Wurzeln idealen Glaubens und Strebens zurück. Diese gegenseitige Befruchtung und Belebung des ästhetischen Ideals durch das ethische und des ethischen durch jenes, die Verknüpfung beider im Ideale des Göttlichen, war jenes Element im Gottesglauben Weißes, das vor Allem in Lohes Anschauung und Lehre unvergessen nachwirkte, und um deswillen er Weißes Nesthetik für „den vollkommensten Abschluß der Bestrebungen“ erklärte, die „auf diesem Gebiete der philosophische Idealismus unserer Zeit entfaltet hat"*)).

So beschaffen ist die Grundlage für die Glaubens»ostulate Lohes im Unterschiede von der in Kants „praktischer Vernunft“ gegebenen; wir können sagen, die Einseitigkeit Kants hat sich hier mit der des Schleiermacher'schen Gefühlsvrincips verschmolzen und ausgeglichen. Ter Inhalt der Postulate ist aber kaum verändert. Wenn in der unendlichen Liebe unser Gemüth das Höchste ergreift, was ihm faßbar ist, und wenn es fordert, daß das Höchste existire. — so existirt ein Gott der unendlichen Liebe, und so haben wir die Welt als die Summe der Thate» solcher Liebe zu betrachten. Dieser Gott ist persönlicher Geist; denn „der Sehnsucht des Gemüthes» das Höchste, was ihm zu ahnen gestattet ist, als Wirklichkeit zu fassen, kann keine andere Gestalt seines Daseins, als die der Persönlichkeit genügen, oder nur in Frage kommen." Dieser Gott ist fenier frei, und ähnliche Frei»

) In der Reihenfolge dieses Absatzes vgl. Metaphysik uon 1879, Echluh. Streits chriften, 54. Mikrokosmos II, 314 ff. III, 608. Gesch. der Aesthtcil, 211.

heit unseres Willens ist nicht minder Bedürfniß unseres sittlichen Gemüthes. Derselbe Denker, welcher durch seine Vertheidigung herrschender mechanischer Gesetze berühmt ist, bekennt sich zu der „stillen Hoffnung“, es werde doch noch gelingen, im Wechsel der Angriffspunkte, die den Gesetzen im Laufe der Begebenheiten gewährt werden, neu eingeführte zu finden, die ihren Folgen vorher nicht bestimmte Richtungen geben." Eine Freiheit jener monadischen Weltwesen, die in Wahrheit nicht sind, sondern in welchen Gott allein ist und handelt, ist im gewöhnlichen Sinne hier allerdings ausgeschlossen; aber eben jenen Gottesthaten in uns behält Lotze die Freiheit völlig neuer Anfänge vor, die nicht mit früheren Actione» in causalem Verbände stehen. Er sträubt sich gegen eine ewige, starre Nothwendigkeit, nach der das All abläuft, eingeständig, daß „dieses Widerstreben mehr auf einer Stimmung als auf theoretischen Gründen beruht, solchen wenigstens, die auf dem eigenen Boden der Metaphysik heimisch wären," daß es also in der ethischen Glaubensbasis seine Wurzeln hat *). Wir sahen schon, daß ihm Gottes Freiheit so absolut gilt, um sogar die Abhängigkeit von ewigen, an sich selbst wahren und nothwendigen Gesetzen zu leugnen, die Gott nicht selbst sich gegeben hätte, nicht einmal die Gesetze der Mathematik und Logik ausgenommen, — ein Differenzpunkt mit Weiße, auf den Lotzes Schriften mit Vorliebe in breiterer Vertheidigung zurückkommen**). Endlich fehlt auch das dritte Kantische Postulat, das der Unsterblichkeit nicht. „Nicht um unseres Glückes willen verlangen wir unser Glück; fndern weil der Sinn der Welt sich in Widersinn verkehren würde, weisen wir den Gedanken zurück, daß in's Endlose die Arbeit vergehender Geschlechter nur denen zu Gut komme, die ihnen folgen, für sie selbst aber unwiederbringlich verloren gehe; — sich selbst möge Jeder, um die Reinheit seiner Gesinnung zu bewähren, von dem Glück dieser beständigen Erhaltung ausschließen; aber er wird nicht vermeiden können, sie für Andere zu verlangen, wenn nicht die Welt selbst mit dem ganzen Aufgebot ihrer geschichtlichen Entwicklung als ein unverständlicher und vergeblicher Lärm erscheinen soll." Aber „aus dem Bereiche der Metaphysik scheidet die Frage nach der Unsterblichkeit der Seele aus"; ihr antwortet allein der Glaube, daß Gottes Liebe eine Welt will, welche Sinn hat, der Glaube, daß — um es noch einmal zu sagen — der Grund dessen, was ist, allein in Dem zu suchen ist, was sein soll ***).

Der Verfasser dieses Berichts ist kein unbedingter Anhänger der Lotzeschen Philosophie. Auch seinerseits aus Weißes Schule hervorgegangen, hat er doch an einer andern Stelle der Lehre des Meisters seinen Stand

) Persönlichkeit und Liebe: Mikrokosmos IH, 559 bis Ende. Freiheit: Metaphysik, 12» 457.

“) Streitschriften, 56f. Mikrokosmos III, 573 ff. 594f. Metaphysik, 165—179 und öfter.

“)«) Mikrokosmos III, 50f. Metaphysik, 487. «04.

ort gewählt. Tic Anerkennung jener Vernunftnothwendigteit, mit der dalogisch Selbstverständliche ein solches war, ist und bleibt, ohne jede Dazwischenlunft göttlichen Wollens und trotz ihrer, scheint ihm unerläßlich; er kann sich nicht einreden, daß die Winkelsumme das planen Dreiecks nur in Folge eines llbänderlichen göttlichen Nathschlusses zwei Rechte betrage. Auch die Idee des Guten möchte er in derselben Vernunftunbedingtheit begründet sehen und auf diese Weise den göttlichen Liebewillen als notwendige SelbstVerwirklichung das Unendlichen erweisen. Andre Bedenken beziehen sich am die empfindenden Punkte, woraus auch die rohesten

Objecte unseres täglichen Gebrauches, Schmerz und Lust unter unserer Hantierung erlebend, bestehen sollen. Endlich hat Lohe selbst das Problem des Bösen zu besserer Lösung der Zukunft überlassen zu müssen erklärt: wir halten diese für unmöglich, so lange auch die thürichten und übelwollenden Gedanken und Triebregungen der geschaffenen Wesen für eigne Actione» des allein existirenden Gottes "der Liebe zu gelten hätten. In Schellings späteren Lehren scheinen uns benutzbare Elemente zu liegen, durch welche aus dem Wesen des Absoluten selbst eine Verselbstündigung eigenwilliger und sogar widergöttlicher Lebens« Mittelpunkte ableitbar wird. Wir hoffen auf demselben Wege zugleich die persönliche Selbständigkeit der im Innern gottgeinteten Wesen zu erreichen, die wir nicht spinozistisch mit Gott in Ein Sein zusammenziehen, sondern theistisch mit ihm zu Einem Reiche verbinden möchten.

Doch unsere Zeit hat nun endlich gelernt, nicht im gleichen Lehr»betenutniß die wesentliche Uebereinstimmung der Geister und nicht in einem annehmbaren Lehrsatz den wesentlichen Grund sympathischer Verehrung zu sehen. Die Philosophie vor Allem, übermenschlichen Zielen folgend, kann immer nur im Streben, im Schaffen, im Erarbeiten des Besten unter dem Möglichen, ihren Wert!) und ihr Verdienst suchen. Es giebt zwei Klassen von Philosophen, deren Eigenheiten sich nur selten in einem Geiste verknüpft finden: wir möchten sie nennen: Zergliederer und Seher, letzteres Wort im Sinne dessen, was das Altcrthum unter Prophetie verstand. Dankend? Hochachtung zollen wir dem ernstesten Fleiße des Zergliederers, der allenthalben das Gewisse vom Ungewissen streng abzuschneiden und in dem Gewissen die größte Klarheit und Vollständigkeit zu gewinnen für seine einzige Aufgabe hält. Aber wir können der Nation nicht Glück wünschen, deren „Seher" im Aussterben sind, oder die im Begriff ist, ihnen jedes Gehör zu verweigern und sie dadurch verstummen zu machen. Lotze hat noch einmal versucht, die Arbeit des Zergliederers mit dem Aufschwünge des Sehers zu vereinigen, und ihm ist es noch einmal gelungen, die Zeitgenossen zur Beachtung seines Wortes zu nöthigen. Noch einmal hat er die ganze Fülle poetischen Gefühls, die ganze Macht ethischen Glaubens und religiösen Bedürfnisses, mit hereingenommen in die stillen Räume seiner strengeren Arbeit, und das Sichere, das er beweisen konnte, zugleich mit Dem, was unser Herz uns festzuhalten nöthigt, in Einem Ganzen umfassender Gottes- und Weltanschauung dargeboten. Darum ist auch seine Sprache nicht die des Gelehrten, sondern die des schöpferischen Genius. Durch die Allseitigkeit der Fühlfäden und Kenntnisse, durch die Unbeschränktheit des Gesichtskreises, durch die Fülle und Feinheit des Ausdrucks, durch die Reinheit und den Reichthum seines deutschen Sprachschatzes, durch die poesieverwandte, klangreiche, sinnlich-malende Darstellung, reiht er als Schriftsteller feine Werke den Prosaschriften unserer großen Dichter und Historiker an. Sucht er zugleich den Inhalt seiner Schauungen dem kritischen Verstande zu empfehlen und mit den Ergebnissen eracter Forschung in Einklang zu erweisen, so erfüllt er durch Alles dies ein Verlangen der zum Idealen erhobenen Menschenseele, das niemals in unserer Nation schweigen kann, es sei denn, sie sänke wirklich, wie ihr Manche prophezeien, unter das Niveau ihrer geschichtlichen Bestimmung und ihrer gottgegebenen Anlagen. Dieses Verlangen werden die „Zergliederer" niemals befriedigen. Sie fordern Bescheidung, Enthaltensamkeit dem gegenüber, was wir nicht wissen können. Damit aber würde das Leben des Menschengistes und Menschenwillens auf eine Enge angewiesen, die er um so weniger erträgt, je mächtigere Antriebe in ihm Pulsiren und je reichere Talente in ihm wohnen. Man will das Ideale dem Dichter und der Kunst überlassen. Ganz anders lehrt uns die Geschichte! Poesie und Kunst schöpfen ihre Begeisterung und Kraft aus Ueberzeugungen, aus einem Jdealglauben, mit dessen Schwächung, kritischer Zersetzung und Verdächtigung auch ihr Feuer zusammensinkt und ihr Licht verbleicht. Poetischer und künstlerischer Idealismus nehmen in gleichen Schritten ab mit einer idealen, seherischen Philosophie. Nicht weniger, als die Kunst, bedarf die Slaatsleitung idealer Ueberzeugungen, soll sie nicht von Fall zu Fall und von Einfall zu Einfall im Grunde nur den materiellen Interessen und dem particulären Ehrgeiz Frohndienste thun. Im Niedergange des positiven Jdealglaubens liegt deshalb einerseits der Pessimismus nahe, der Selbstgenuß der Verzweiflung, andererseits der verzweifelte Autoritätsglaube, der Ultramontanismus, wenn nicht die Verzichtung auf jeden idealen Lebensinhalt, der Materialismus. Wie mächtig dieses Kleeblatt in unserer Zeit geworden, ist bekannt. Wir sind überzeugt, daß uns nur eine Philosophie davon befreien kann, welche das wenige Wißbare durch den reichen Inhalt eines begeisternden idealen Glaubens zu ergänzen bemüht ist.

von

Wilhelm Jensen.

— Freiburg i/B. —

Abend wird's; vom sumpfigen Ufer Ueberall in seinem Reiche
An des Tsad>Sees falbem Spiegel Auf den rundgehockten Lehmbau,

Flatternd seinen Rosenfittig Drin sein schwarzes Volk sich kauert,

Hebt gen Westen der Flamingo. ,^ Fällt der Dattelpalme Schatten.

Hoch in Lüften noch erschaut er,
wie das heiße Aug' des Tages
Seine glühend rothen Wimpern
Auf den Sand der wüste drückt.

wie der Hahn den Morgen kündigt,
wenn noch Dunkel trüb herabhängt,
So vom Rand des Bahr el>Arab
Tönt das Nachtgebrüll des Löwen.

Mit dem Mahnruf eines Wächters
Heischt zur Ruhe seine Stimme
Alles Leben in Dar Für,
In dem Reich des Aba Kuri.

Der da ist der „Herr und Sultan"
Ueber Allem, was da athmet,
Der die Luft für jede Brust ist
Und das kicht für alle Augen.

Er gewährt in seiner Allmacht,
Daß der Tag sich jetzt beendet,
Daß die Gluth des Himmels auslicht,
Daß der Schlaf sich auf das Lid legt.

Niederwachsend aus der Höhe
Gleich den Schwingen eines Geiers,
Auf die Hauptstadt El Fascher
Fällt der Marra-Berge Schatten.

Schatten hüllen rings Dar Für,
Grabesruhe, Todesschweigen,
Denn im Reich des Aba Anri
Mit dem Licht erlischt das Leben.

Mit dem Licht beginnt das Leben
In dem Reich des Aba Kuri;
In der Hauptstadt El Fascher
Hebt vom Lager sich die Sonne.

von den Kuppeln der Moscheen
Hallt der Ruf der Koranwächter:
Groß ist Allah! Und Gesegnet
Sei von ihm der Aba Kuril

In den Höfen des Palastes
^ Tönt der Ruf der Haremswächter:
Auf vom Lotterpfühl, ihr Weiber!
Schmückt euch für den Aba Kuri

Draußen in den Gassen drängt sich
Bunt erwachendes Gewimmel,
Herren, Slaven und Eunuchen,
Und die kastkameele wiehern.

Durra, Datteln und Bananen,
Weißen Turban, seidnen Xaftan,
Llephantenzahn und Säbel
Breitet im Bazar der Händler.

Auf dem Ambos dröhnt der Hammer,
Vor den Thören schnurrt der Webstuhl,
Und die Menge staunt umher,
Wie die rothe Bnnmuswolle

Sich zu leuchtendem Gewirk
Ihrer hurtigen Fäden einschlägt
Für die Schönen von Dar Für;
Roth auf schwarzer Haut steht prächtig.

Aber nun beginnt ein Raunen
Und ein Blicken und ein Deuten,
Und mit scheuer Ehrfurcht starren

Alle schwarzgestemten Augen.

Denn hernieder durch die Gasse
Ragend wandelt mit dem kitam,
Mit dem weißen Antlitzschleier,
Line stolze Hochgestalt.

Nur die Augen schauen schweigsam
Aus des Angesichtes Hülle,
Die der höchsten Allmacht Zeichen,
Das Gewgk des Aba Kuri.

wie in Nebel sich die Sonne
Hüllen muß, daß Menschaugen
Ihren Strahlenglanz ertragen,
So die Stirn des Aba Kuri.

Zweie nur im Reich Dar Für
Decken mit dem weißen kitam
Allen Sterblichen ihr Antlitz,
Nur der Sultan und — sein Schatten.

Nur der Aba Kuri selber
Und fein Schatten, der Aamene,
Der nach ihm im Reich Dar Für
Aller Würdenträger Höchster.

Wie den Aba Kuri selber,
So umschließen ihn Trabanten;
wo er naht, zur Erde werfen
Sich die Großen von Dar Für.

Und die kider niedersenkend,
Mit der Hand den Boden reibend,
Langes keben flehen sie
Für den Schatten Aba Kuri's.

Und er murmelt leisen kaut nur;
Seinem winke folgend, einzig
Geben Antwort die Trabanten:
Run dong — Dich grüßt der Sultan!

Ihm gehört mit keib und keben
Alles, was ihm unterthan ist;
keib und keben hat verwirkt,
Wer des Sultans Schatten ärgert.

keifen kaut nur murmelt er;
Ihre krummen Säbel zückend,
Reden einzig die Trabanten:
Kuri gom — Dich köpft der Sultan!

Allah herrschet in Dar Für,
Und es drohet Todesstrafe
Jedem, der zu dem enthronten
Alten Heidengotte betet.

Zu dem Heidengotte Kalge;
wessen Hand zu ihm sich aufreckt,
Ueber den mit Grabesdunkel
Fällt der Schatten Aba «uri's.

Für den Aba Ruri selber
Prangt in Hoheit der llamene,
Unabsetzbar, unantastbar,
Denn er ist sein eigener Schatten,

Also durch gekrümmte Rücken
In den Gassen El Faschers,
Dem Propheten selbst vergleichbar,
Geht der Schatten Aba Auris,

Aber heut', wie morgenhell
Sich die Marra-Berge säumen,
Durch die Hauptstadt El Fascher
wogt ein buntes Fesigepräuge.

Eymbeln klingeln, pauken dröhnen,
laute tust durchlacht die lüfte,
Und die schönen von Dar Für
Rahn in rochen Prachtgewändern.

wie verkohlte scheiterenden
Einer Feuersbrunst entragen,
stechen aus dem säum des Scharlachs
schwarze Hälse, schwarze Waden.

Doch im schwarzen Augensterne
Vlitz ein zuckend Gluthgefunkel,
Daß die Kohle rothes Vlut birgt,
Daß nicht Alles kalt, was schwarz ist.

lauter braust es vom Palast nun,
Klingt und blinkt es, schellt und schimmert,
seidne Vuasten, silberglöckchen,
perlenschnüre, Veckenklirren.

Hoch auf goldbestickten satteln
Ihrer schlanken Nerberhengste,
Mit den weißen Zähnen blitzend,
Nahn die Großen von Dar Für.

Ueber ihren sammetkaftan
Ringelt sich ein blaues stahlhemd,
silberschiene deckt den Arm,
Glockenhelm das schwarze Kraushaar.

In das Goldgeleucht des Morgens
Funkeln Damascenerflingen,
Klirrend hängt vom sattelknauf

Des erschlagenen Feindes streitart.

Also ziehen die Vasinga,

Die vom Stamme des erlauchten

Herrscherblutes; unter ihnen

Ragt das Vberhaupt der Schmiede.

Der den Stahl zum Schwelte hämmert
Und zum Feuerrohr ihn schweißt,
Ihm gebührt der gleiche Vorrang
Mit den königlichen Vettern.

Drängend folgen ihm die höchsten
Würdenträger von Dar Für,
Die Palast- und Staatsbeamten
Mit dem Abbild ihrer Pflichten.

Der die große Pauke hütet.
Der den Vart des Sultans abscheert,
Der den Stuhl des Sultans abstäubt.
Und zuletzt der „Herr der Fliegen“.

Weiter nun im Festeszuge,
Gleich dem Mond am Ildgeshimmel,
Nebelrinnend, eingehüllt
Von opalenen Gewändern,

Folgt die „Abo“, die den höchsten
Namen Sonnenmutter trägt,
Weil die Sonne von Dar Für
Ihr geweihter Leib getragen.

Seitwärts von der Sultansmutter
Reitet stolz der Sultansschwester
Höchstbegnadete, die Ija
Vasi oder „große Frau“.

Alle Weiber von Dar Für
Küssen ihr die schwarze Zehe;
Wie ein Vild von Ebenholz
Sitzt sie auf der weißen Stute.

Hinter ihr in gelber Seide
Wandelt feist der Abu Dali,
Wackelnd preist sein wohlgenährter
Wanst die Wohlthat der Entmannung.

Der verschnittenen Oberster,
Hütet er das heilige Feuer;
Saurer fällt im Harem ihm
Manch' lebendiger Flamme Dämpfung.

Und nun rasseln Vuckelschilde,
Steingefüllte Kürbisstaschen,
Trommeln dröhnen, Pauken donnern,
Antilopenhörner schmettern.

Ernsthaft mit den Köpfen nickend,
Ueberstirrt von rothen Vüscheln
Ueberklirrt von silberglöckchen,
Schreiten hundert Staatskameele.

Hundert Slavinnen mit rothem
Lendengürtel, rothem Vcker
In den Haaren, auf den schwarzen
Vrüsten Vernstein und Korallen.

Springen, kreisen, tanzen», hopsen;
Wie zum Sprung gekauert, fletschen
Pardelköpfe das Gebiß;
Weiße Straußenfedern fluthen

Um den Riesenpurpurschirm,
Dessen goldne Troddelfranzen
Wie ein Vorhang niederpendeln
Um das Haupt des Aba Kuri.

Doch sein Angesicht bedarf
Nicht des Vorhangs, noch des Litams;
Blind ist jeder Blick Dar Fürs,
Wo das Abbild Allahs wandelt.

Durch die schauernd scheue Menge
Wandelt stumm das Abbild Allahs,
Linzig die Trabanten reden:
Kuri dong — euch grüßt der Sultan I

Linzig hinter ihm den Feftzug
Schließt des Aba Kuri Schatten,
Gleich an Schleier, gleich an Größe,
Wie der Schatten folgt dem Körper.

Nur in Linein gleicht er nicht ihm:
Daß die Augen seinen Anblick
Dulden können und sich baden
In dem Mondlicht seiner Hoheit,

Daß gelöst vom Bann des Schweigens,
Jauchzend alle kippen rufen:
Langes Leben, Glück und Heil
Sei dem Schatten Aba Runs!

Daß sich neidend die Gedanken
Bis zu seiner Stirn erhebe»,
Dem ob allen Sterblichen
Glückcrhab'nen von Dar Für.

Also fließt der lange Zug
Nach dem heiligen Berge Nameh,

Linein goldnen Strome gleich,
Der Rubin und perlen fortrollt.

Nur die schwarzen Köpfe tauchen
Mit den weißen Zahngebissen
Aus der Glitzerfluth, wie schnuppernd
Schwarzgeschuppte Lrocodile.

An dem heiligen Berge Nameh
Harr'n die alten Königsgräber,
Daß der Aba Kuri ihren
Schatten frommes Vpfer darbringt.

Ihrem großen Angedenken,
Ihren ungezählten Siegen;
Dankesopfer auch zugleich
Für den neuen Segen Allahs.

Der des Wadi Azum leeres,
Ausgedörrtes Bette füllte,
Der den Bahr-el-Gasal schwellte,
Strotzen ließ den Bahr-el'Arab.

Daß sie überfluthend, rieselnd
Durch den dürren Boden rinnen,
Durra reifend und Bananen,
Dattelpalmen, Locospalmen,

Nach der Väter frommem Brauche
Lhmals opferte zum Dank
Festlich hier der Aba Kuri
Line unberührte Jungfrau.

wenn des rothen Blutes Dämpfe Auf zum großen Gotte stiegen, wandte sich sein Wolkenantlitz Gnädig wieder auf Dar Für.

Doch von, Himinelsthron gestürzt,
Liegt entmarkt der alte Kalge,
Kaum an Kraft »och mißt er sich
Mit dem schwächsten der Lunnchen.

Und anstatt des Mädchenblutes,
wie sein Vettergott Iehova,
Nimmt vorlieb in Gnaden Allah
Mit dem Herzblut einer Ziege.

weiter, als auf eine weiße
Ziege, schwarz am Aug' umrändert,
Kann sich die Genügsamkeit
Allahs freilich nicht erstrecken,

Line solche fordert er
Unabweisbar; auf dem Wurf
Liner wohlgescheckten Siege
Ruht die Wohlfahrt von Dar Für.

Herrlich ist sie heut' gerachen,
Uno sie wandelt, ihre? weiches
Sich bewußt, in sichrer Demuth;
Mit dem letzten Hauch der lungen

Meckert sie ein Dankgebet
Für die unverdiente Gnade,
Deren Allah über wünschen
Und Vegreifen sie gewürdigt.

Und mit priesterlichem Stoß
Allerhöchst und eigenhändig
Taucht den Dolch der Aba Kuri
In das Herz der frommen Siege.

Tausend Iubelstimmen brausen, Tausend Straußenfedern flattern, witternd drein vom Saum der wüste schultert Dankgebrüll des Iüwen.

Aber nun von der Verehrung
Des alleinigen wahren Gottes,
Hurtiger eilend, kehrt der Festzug
Heim zu weltlicher Verrichtung.

Auf dem regenfrischen Anger
vor der Hauptstadt El Fascher
Steht errichtet eine Zeltstadt
Und gerüstet drin ein Festmahl.

Alle Großen von Dar Für,
Alle wichtigen Staatsbeamten
Und Eunuchen, sie bewirthe
Festlich heut der Aba Kuri.

Auserlesene Getränke,
Ausgesuchte Speisen füllen
Alle Zelte; hungernd zuschaun
Rings darf das gemeine Volk.

Doch die auserkorensten
Aller leckerbissen decken,
wechselnd Gold» und Silberschüsseln,
Dicht den Tisch des Aba «uri

Straußenhirn, Giraffenzungen,
Frische Erocodileneier,
Das Gekrös von Antilopen,
Eingeheizt mit Sudanpfeffer.

Im Gezelt des Aba Kuri
An der Königstafel einzig
Sitzt als Gast noch der Aamene,
Denn er ist des Sultans Schatten.

Ihn beneiden alle Vrinzen,
Selig als den Glücklichen
Aller Staubgeborenen preisen
Draußen ihn die schwarten Faster.

In dem ganzen Reich Dar Für
Ist nur Einer, den sein Schicksal
Nicht mit Neid füllt — nur Er selber
Denn es frißt der Aba lluri.

vor ihm von den Schüfsein schwindet
Aller Inhalt, wie das Fleisch
Eines todten Dromedare?
Unter Geierschnäbeln schwindet.

Jeder Rissen, den er schluckt,
Stockt im Halse seinem Schatten,
Schnürt die luft ihm in der Vrnft,
würgt erstickend ihm die Kehle.

Ach, es frißt der Aba Kuri
Und er schlürft dazu nicht minder
Aus der breitgebauchten Schale
Den gegohrenen f>almensaft.

Dick und rechlich in den schwarzen
Schläfen strotzen ihm die Adern,
So wie Einem, den ein Hirnschlag
Jählings hinzukollern droht.

Und es klammert unter'm Tische
Seine Finger der Kamen«,
Und er betet zähneklappernd,
Allah — Allah — mach' ihn satt!

Aber Allah hört ihn nicht, —
weiter frißt der.Aba lluri,
weiter leert in großen Zügen
Er den Vauch der Eocosschale.

Seine Augen wachsen stier
Aus der Stirn, die bläulich anschwillt,
Und es krümmt wie Messerschneiden
Das Gedärm des armen Schatten.

Aalter schweiß umgießt die stirn ihm,
Und nach Innen, frostgeschüttelt,
wimmer» blutlos seine tippen:
Kalge — Kalge — großer Gott!

Einen ungeschorenen Widder,
Gelb wie Veker, und dazu
Meine allerschönste sclavin,
Meine jüngste, meine liebste.

Veide will ich heut' Dir schlachten,
wenn Du ihn nur leben lassesst,
vor dem Hirnschlag ihn behütest,
lieber Kalge, großer Gott! —

Linen frevelschweren Rückfall
Zu den falschen Heidengöttern
Kündet zwar dies stoßgebet;
Doch man sagt, daß ähnlich es

Sich in übergroßen Nöthen
Auch an anderen Vrten zuträgt,
Und zu hart darob verdammen
Darf man nicht den armen schatten.

Denn im Reich des Aba Kuri
Mit der sonne lischt der schatten,
Und dem Herrn und sultan folgt
Zu den schatten der Kamene.

Diese wundersame Märe
von dem Gürtelland des Erdballs
Trug zum Norden uns herauf
Eine Nachtigal des südens.

Und der Inhalt ihres liedes,
Im Veginn erschien er uns
Eine schwarze Parodie
weißer Abendlandgesänge.

wir erkannten gar genau,
von der schwarzen Haut entkleidet,
Manchen weißen Aba Kuri,
Ija Vasi, Abu Dali.

Hochgeborene Vasinga,
Auch der großen Pauke Hüter,
Auch die wichtigen staatseunuchen,
Und den Hofbarbier des sultans.

NoiK und Nütü. XXI, «3.

wir erkannten auch des Festzugs
Hochgeschürzte Tänzerinnen,
Die des sultans Augenweide;
Auch das Volk, das hungernd zuschaut.

Allah kannten wir nicht minder
Und der weiß und schwarzen Siege
Frommes Meckern auf der schlachtbank —
Ja sogar den alten Kalge.

Fremd verblieb von Allem nur
Uns des Aba Kuri schatten,
Der wie eines Gottes Abbild
Durch die niedre Menge schreitet.

Der gar rasch aus seinem Hochmuth
wimmernd sich zu Voden krümmt,

Da wohnen in einer jener bekannten Miethslasernen „mit Gas- und Wasserleitung“, die in den Miethsanzeigen als „hochherrschaftlich“ bezeichnet werden und deren billiger und trügerischer Luxus jedes gebildete Auge beleidigt, die meisten der handelnden Personen, unter einem Dache beisammen. Wir lernen dieselben zugleich mit dem jüngsten Sprossen jener „Familie aus dem zweiten Kaiserreiche“ kennen, deren Naturgeschichte Zola schreiben will, — mit Octave Mouret, der aus der Provinz frisch angekommen ist. Es sind „lauter durchaus anständige Menschen“, die in dem Hause wohnen, wie der Architekt Campardon, der Octave in seine neue Wohnung führt und ihn über die Hausbewohner unterrichtet, mit einem gewissen Selbstgefühl ausruft: „IH maison 68t tout ü, tait dien. N Kaditse risn MS par ües ^enz coinius il taut.“

Das Haus gehört einem körperlich und geistig herankommenen Notar, Namens Vabre, der sich angeblich damit beschäftigt, eine unfruchtbare statistische Arbeit zu leisten. Vabre gilt als ein wohlhabender Mann, das Haus als wenig belastet, und er verfügt noch über ein beträchtliches Baarvermögen, das auf etwa eine halbe Million Franken geschätzt wird. Vabre hat zwei Söhne und eine Tochter. Der älteste, August, leidet an beständiger Migraine; er ist zur Zeit, da die Handlung beginnt, noch unvermählt. Er ist Chef des Seidengeschäftes, dessen Läden im Erdgeschoß liegen. Der zweite Sohn, Theophil, ein geistig unglücklich beschränkter und körperlich ebenfalls hinfalliger Mensch, der von chronischem Husten und Schnupfen gequält wird, ist mit Valerie verheirathet, der Mutter eines in der Ehe geborenen Kindes, dessen Vater aber der verschnupfte Theophil nicht ist.

Vabres Tochter, Clotilde, ist mit einem gewissen Duveyrier, der die hohe Stellung eines Rathes am Appellhofe bekleidet, vermählt. Die eheliche Freude wird durch einen unangenehmen Hautausschlag Duveyriers, der Clotildens Abscheu hervorruft, getrübt. Ihr Kind ist Gymnasiast und lebt als Alumne außer dem Hause.

Außer der Vabre'schen Sippe wohnen in dem Hause noch: der schon genannte Architekt Campardon mit seiner Frau, die seit dreizehn Jahren, seit der Geburt ihrer Tochter Angele, leidend ist und die Chaiselongue fast niemals verläßt; ferner eine kleine Wittve, Madame Iuzeur, ini vierten Stock der Kassirer Iosserand mit seiner Frau und dreien seiner Kinder, den beiden unverheiratheten, aber heirathsfähigen und heirathsbedürftigen Töchtern Hortense und Hertha und dem geistesgestörten Saturnin — der älteste Sohn, Leon, lebt außer dem Hause — die Familie Pichon: der Mann, Jules, ein kleiner Commis, die Frau eine einfältige junge Person, Mutter eines kleinen Mädchens, und endlich Octave Mouret, der Held — „lauter anständige Leute,“ wie Campardon sagt.

Sehen wir sie uns darauffhin etwas näher an, und beginnen wir gleich mit dem Helden.

Es ist ein hübscher junger Mensch, mäßig gebildet, ein gewandter Perkäufer. Der sanfte Aufschlag seiner dunkelgoldgelben Augen, der einschmeichelnd weiche Ton seiner Stimme sind unwiderstehlich. Er hat in der Provinz ein Geschäft gemacht, bei dem ein Nutzen von fünftausend Franken auf ihn entfallen ist, und mit diesem Vermögen in der Tasche kommt er nach Paris, um Paris zu erobern. In dem Mode- und Schnittwaarengeschäft, das eine schöne und umsichtige, ganz dem Geschäft lebende Frau, Madame Hödouin, mit männlicher Festigkeit leitet, findet er schon am Tage seiner Ankunft eine Stelle. Er verliebt sich, wie es ganz richtig ist, gleich am ersten Tage in die Frau Principalin. Er nimmt auch die erste Gelegenheit wahr, um seinen Gefühlen den deutlichsten Ausdruck zu geben. Ehe sich dieser schickliche Anlaß indessen bietet, nimmt er mit dem fürlich, was ihm der Zufall just in den Weg wirft. Er hat ermittelt, daß die Ehe zwischen Theophil und Valerie keine glückliche ist, und daß die Frau sich schon mancherlei hat zu Schulden kommen lassen. Von demselben Augenblick an wird sie natürlich für ihn sehr interessant. Als die Beiden zufällig einmal allein sind, schließt er sie in seine Arme, stößt aber auf unerwarteten Widerstand. Er will auf sein Zimmer gehen, und da steht die Thür zur Pichon'schen Wohnung offen. Die thörichte kleine Frau hat sich ganz in die Lectüre eines Romanes von George Sand vertieft, und sie ist nun nach Zolas Ansicht natürlich zu jeder Schandthat bereit. Hier ist Octave in der That glücklicher. Die Scenc, die doch eigentlich genügend wäre, um das Leben eines jungen Weibes zu zerstören, spielt sich ohne Vorbereitungen, rein zufällig ab und hinterläßt nicht einmal bei den beiden Betheiligten irgend eine seelische Nachwirkung. Als ihm die Geschichte langweilig wird, führt Octave die junge Frau mit ihrem nichtsahnenden Mann, der natürlich sein lieber Freund ist, zu einem Restaurant, setzt ihnen ein gutes Mahl vor, giebt ihnen viel zu trinken und überläßt sie dann als Stifter des ehelichen Glückes ihrer weinseligen Stimmung. Nebenbei versucht er auch noch seu Heil bei den andern Damen im Hause, bei Frau Clotilde Duveyrier, einer ausgesprochenen Musiknärrin, die in ihm einen Tenor entdeckt zu haben glaubt, die aber eben nur für den Tenoristen Interesse hat — sie begreift den Romeo nur in der italienischen Oper — bei der kleinen Wittve Juzzur, einer merkwürdig complicirten Sünderin, die auch den Kuß in Unehren nicht wehrt, aber, weil sie den Becher nicht bis zur Nagelprobe leert, ihre Nüchternheit betheuert, um endlich nach diesen erotischen Ferienausflügen auf das eigentliche Ziel seiner Wanderung: auf die Principalin, Madame HSdouin, zurückzukommen. Auch hier versagt seine Nnwiderstehlichkeit. Madame HSdouin entwindet sich ohne Erbitterung und ohne Aufregung seiner stürmischen Umarmung; sie ist nur ein wenig überrascht und findet, daß Liebeleien in einem Hause wie dem ihrigen den ruhigen und geregelten Geschäftsgang stören. Sie ist ganz betroffen, als Octave darauf den Gekränkten und Gedemüthigten spielt und der schönen Herrin den Dienst aufsagt. Octave tritt nun in das Seidengeschäft von August Vabre. Da hat sich in der Zwischenzeit eine große Veränderung zugetragen. August hat sich verheirathet, oder besser gesagt, ist verheirothet worden; er ist von der Frau des Kassirers Jofferand richtig eingefangen und der rechtmäßige Gatte der jüngsten Tochter, Bertha, geworden.

Die Familie Jofferand bildet in dem unerquicklichen Gemälde eine Hauptgruppe. Der alte Kafsirer ist der einzige anständige und sympathische Charakter des Nomons. Seit langen Jahren leistet er seinem Hause, einem Krystallgeschäft, gewissenhafte und treue Dienste. Er hat sich zu einer verhältnißmcfizig nicht schlechten Stellung heraufgearbeitet, aber sein Einkommen reicht nicht hin, um den Bedürfnissen der Seinigen zu genügen. Seine Frau ist ein wahrer Satan, ein rohes, gefühlloses Geschöpf ohne Verständnis; für die edle Uneigennützigkeit ihres unglücklichen Mannes, der, wenn er nach den langen Dienststunden im Geschäft zerschlagen nach Hause kommt, noch die Nachtstunden zu Hilfe nimmt, um für einen Buchhändler Kreuzbänder auszuschreiben und einige Groschen damit zu verdienen; sie ist ein wahrer Hausdrache, ewig keifend und nur von dem einen Gedanken beherrscht, die Mädchen unter die Haube zu bringen. Der unglückliche Mann hört von diesem Weibe nie ein herzliches Wort, immer nur die kränkendsten, bittersten Vorwürfe darüber, daß er nicht genug verdient, daß er die Seinigen darben läßt, daß er sich gewissenlos verheirathet hat. Und diese peinlichen Auseinandersetzungen, die schon den Unbetheiligten schamroth machen, finden statt in Gegenwart der Kinder, der beiden reifen Mädchen, die die Zwanzig überschritten haben und erschrecklich erfahren sind. Wie die Bluthunde auf Menschen, so werden diese Mädchen auf die Männer dressirt und mit den selben Mitteln: mit Prügel.

Im zweiten Capitel des Romans sind wir Zeugen eines solchen Auftritts. Madame Josserand kommt mit ihren Töchtern von einer Soiree nach Hause. Die Damen sind im Ballcostüm, der Vater fitzt bei seiner kleinen Lampe und schreibt Kreuzbänder aus. Die Mutter wettet und schimpft. Auch aus der jüngsten für Bertha geplanten Partie ist nichts geworden! Der junge Mann, aus den man gefahndet hatte, hat sich abgewandt, denn Bertha hat es sich nicht gefallen lassen wollen, daß er sie in einer dunkeln Ecke heimlich abküsse. Sie hat ihn zurückgewiesen. Frau Josserand findet es unglaublich albern, daß Bertha sich diesem kleinen Scherze widersetzt hat; und ehe das arme Mädchen es sich versehen, hat sie eine der zahlreichen Ohrfeigen weg, die ihrer Mutter sehr locker sitzen.

Bertha's ältere Schwester, Hortense, ist so gut wie verlobt. Ihr Bräutigam ist ein gewisser Verdier, ein junger Advocat, der uns immer nur den Rücken zeigt, der ab und zu in der Erzählung unbemerkt auftaucht und ebenso unbemerkt wieder verschwindet. Der öffentlichen Verlobung und Vermählung mit Hortense steht ein kleines Hinderniß im Wege: Verdier lebt seit einer Reihe von Jahren in einem halb ehelichen Verhältnis; mit einem Mädchen, das er von der Gasse aufgelesen hat. Hortense weiß das sehr wohl und bespricht mit schaudernerregender Ruhe die sinnigste Art und Weise, wie ein Bruch dieses Verhältnisses herbeigeführt weiden könne, um ihn frei zu machen.

Da Frau Iosserand auf diese Weise die beiden Mädchen noch immer auf dem Halse hat und das dringende Bedürfnis; fühlt, wenigstens eine los zu werden, wirft sie ihr Auge wohlgefällig auf den unglücklichen August Vabie, den Besitzer des Seidengeschäftes, — den armen Menschen, der unausgesetzt an einem einseitigen Kopfschmerz leidet und sein Leiden in den verzerrten Gesichtszügen und dem kleinen Auge auch äußerlich zur Schau trägt. Bertha wird angewiesen, gegen Herrn August entgegenkommend zu sein. Das Mädchen, in dem sich niemals etwas, das einem Ideale auch nur entfernt ähnlich sähe, geregt hat, gehorcht ohne Widerrede und nimmt den Einen so gut wie irgend einen Andern. Der Gimpel August geht in's Netz. Es werden die zur Bestreitung der Hochzeit erforderlichen Gelder aufgetrieben. Bertha, die über ihren halb idioten Bruder Saturnin eine fast unbedingte Herrschaft ausübt, übernimmt es, diesem, der wegen der besorglichen Fortschritte seiner Krankheit in eine Anstalt hat gebracht werden müssen, eine Unterschrift abzulocken, durch welche Saturnin auf ein kleines Erbtheil, das ihm zugefallen ist, zu Gunsten seiner Schwester verzichtet. Am Tage der Trauung schlägt das Herz des jungen Mädchens nicht um einen Pulsschlag mehr. In der Kirche ist sie zerstreut, und es interessirt sie nur, ob eine Scene, die ihr angekündigt ist, — es handelt sich wieder um Ohrfeigen, die diesmal Theophil Vabre Octave, in dem er einen Geliebten seiner Gattin erblickt zu haben glaubt, verabfolgen will — ob sich diese Scene wirklich ereignen wird oder nicht; und als der Priester die übliche Frage an sie richtet, ob sie ihrem Gatten Treue bewahren will, nach dem Gebote Gottes, entsteht eine Pause. Bertha weiß gar nicht, daß man zu ihr spricht; sie wartet auf die Prügel; und erst durch das Schweigen der Verlegenheit wird fie zur Besinnung gebracht und antwortet schnell: Ja doch, ja!«

Eben so weihevoll ist die Hochzeitsfeier in der Familie, bei der sich der brave Onkel Bachelard seiner Gewohnheit gemäß, dermaßen betrinkt, daß er seines unfläthigen Gebarens wegen beinahe an die Luft gesetzt werden nmß. Dieser Onkel Bachelard ist einer der nettesten der ganzen Gesellschaft. Seit zehn Jahren ist er nicht nüchtern geworden— buchstäblich zu nehmen! Ehe noch der Rausch vom Tage vorher ausgeschlafen ist, wird schon die Trunkenheit des jungen Tages daraufgeseht. Er verdient in seineni Geschäft ziemlich viel; er giebt für sein Essen und Trinken Unsummen aus, es kommt ihm auch nicht darauf an, junge Leute zu bewirthen. In allem Uebrigen aber ist er schmutzig geizig, und es ist lein Pfennig aus ihm herauszuziehen. Er hat in einer leichtsinnigen Anwendung seiner Nichte Vertha eine Mitgift versprochen; sobald aber davon die Rede ist, stellt er sich noch betrunkener, als er in Wahrheit schon ist, und thut, als ob ei durchaus nicht verstehe, was man sagen wolle. Er legt nur die Hand auf's Herz und stammelt mit schwerer Zunge, daß man der Familie ein jedes Opfer bringen müsse. Nebenbei unterhält der alte widerwärtige Sünder, der auch äußerlich Ekel erregt, ein unerfahrenes junges Ding aus der Provinz, eine Stickerin, die nicht weiß, was sie thut. Sie wird ihm übrigens später weggeschnappt von seinem eigenen Neffen, mit dem sich das junge Mädchen, Fifi geheißen, in derselben Einfalt des Herzens und in demselben Unverstände vergangen hat, die ihrem Verhältniß mit dem Onkel zu Grunde liegen. Der Onkel ist erst sehr entrüstet, dann gibt er ihr eine Ausstattung von fünfzigtausend Franken und verheirathet sie mit seinem Neffen, ohne daß die Verhältnisse im Uebrigen darum eine Veränderung erlitten.

Vertha hat sich also keinen holden Täuschungen über das Glück, das ihr in der Ehe mit August bevorsteht, hingegeben. Die Erziehung, die ihr Frau Iosserand hat angedcihen lassen, trägt ihre Früchte. Ihr Mann ist in ihren Augen eben nichts anderes als der Kassirer. Er hat dafür zu forgen, daß sie ihre Toilettenbedürfnisse bestreiten und ihren kleinen Liebhabereien nachgehen kann. Das Geld ist der alleinige Kitt dieser Ehe, und sie bröckelt auseinander, als das Geld nicht mehr ausreichend befunden wird. Vertha wird knapp gehalten, und sie hat verhältnismäßig ziemlich kostspielige Neigungen. Einer unbezahlten Rechnung wegen' bricht der erste häusliche Krieg aus, und der neu angestellte Commis Octave tröstet die junge Frau. Da er weiß, daß kleine Geschenke die Freundschaft erhalten, beginnt er seinen Angriffsplan damit, daß er Vertha einige Kleinigkeiten, nach denen ihr Herz sich sehnt, heimlich verehrt. Immer des leidigen Geldes wegen erneuern sich die gehässigen Auftritte in der jungen Ehe, und immer weiß Octave durch irgend eine Aufmerksamkeit, die der jungen Frau Freude macht, die unglückliche Gattin zu beschwichtigen. Nach einem besonders heftigen Auftritte mit dem Gatten wird Vertha, die von sittlichen Grundsätzen nie in ihrem Leben etwas vernommen hat, Octaves Geliebte, und schließlich fordert sie von diesem, was sie zunächst mit gelindem Widerstreben anzunehmen sich entschlossen hatte. Nun übertragen sich die Zänkereien wegen des Geldes von dem legitimen auf das illegitime Verhältniß. Während einer dieser empörenden Auseinandersetzungen, bei denen uns, den nothgedrungenen Zeugen, eine unüberwindliche Uebelkeit aufstößt, werden die Beiden von dem Gatten, den man verweist glaubt, überrascht, Gunter Umständen, welche jeden Zweifel an der Strafbarkeit des Verhältnisses ausschließen. In einem unbeschreiblichen Zustande muß Vertha mitten in der Nacht in dem dunkeln Hause umherirren, bis sie schließlich bei der gutmüthigen Marie Pichon Unterschlupf findet. Am andern Morgen lehrt die entlarvte Sünderin zu den Ihrigen zurück. Daß sie nun wieder von ihrer Mutter geohrfeigt wird, sei nur nebenher erwähnt.

August faßt im ersten Augenblick, als er von dem Schlage sich einigermaßen erholt hat, den Entschluß, die Sache chevaleresk zu behandeln und als Ehrenhandel auszutragen. Er sucht geeignete Zeugen und verfällt zunächst auf seinen Schwager, den angesehenen Beamten, den Appellationsgerichtsath Duveyrier.

Duveyrier ist mit seinen Anverwandten völlig zerfallen. Der alte Vabic ist gestorben, und bei seinem Tode hat sich zur Bestürzung der Erben herausgestellt, daß der alte Spitzbube unter dem Vorwand seiner statistischen Arbeit, die ihn ausschließlich in Anspruch zu nehmen schien, in unsinnigster Weise an der Börse gespielt und sein ganzes Vermögen verloren hat. Hon dem gesummtten Baarvermögen sind noch einige hundert Franken da, und das Haus ist mit Hypotheken stark belastet. Nachdem sich die Erben von ihrem Schrecken erholt und dem leichtsinnigen Vater alle erdenklichen Verwünschungen in's Grab nachgerufen haben, macht Duveyrier den Vorschlag, das Haus zu verkaufen. Nie Mitcrben gehen auf den vernünftigen Vorschlag des rechtskundigen Mannes ein. Durch ein schwindelhaftes Verfahren gelingt es Duveyrier, das Haus um einen Spottpreis an sich zu bringen, die Andern bekommen keinen Pfennig und haben das Nachsehen. Zwischen Duveyrier und den beiden Andern, August und Theophile Vabre. ist in Folge dessen Todfeindschaft ausgebrochen. In der fürchterlichen Stimmung aber, in der August sich uach der Entdeckung seiner Schande befindet, denkt er an nichts anderes als daran, daß in seiner guten Sache Duveyrier ihm wirklichen Beistand leisten tonne und leisten müsse. Duveyrier ist aber nicht leicht zu finden. Seit langer Zeit lebt er in inniger Gemeinschaft mit einem völlig sittenlosen, elenden Frauenzimmer, das ihn viel Geld tostet und ihn niederträchtig behandelt. Da findet ihn auch August, der inzwischen den Ontel Bachelard und andere Freunde aufgesucht hat, und Onkel Bachelard macht den Vorschlag, bei einem gemeinsamen Essen die Sache vernünftig zu besprechen. Bachelard betrinkt sich natürlich wieder. Von dem Zwei« kämpf ist gar nicht mehr die Rede. Das Essen dauert sehr lange, und schließlich erklärt August, der zuerst nach Blut gelechzt hatte, daß er es als eine ausreichende Genugthuung betrachte, wenn Octave ausziehe. Das geschieht denn auch.

Octave tritt nun in das Geschäft der Madame H6douin wieder ein. das jetzt allein auf den Schultern dieser energischen und hübschen Frau ruht. Ihr Mann hat das Zeitliche gesegnet. Frau Hüdouin erkennt mit der kühlen, sanften Klarheit ihres Wesens, daß ein solches Geschäft eines Mannes bedarf, und da sie Octave als tüchtigen Kaufmann hat schätzen lernen, hcirathet sie ihn im Namen des Geschäftes. Die Tugend Octaves wird also belohnt.

Nach einiger Zeit entschließt sich August, dem von seinen Verwandten

arg zugesetzt wird, Bertha wieder in Gnaden aufzunehmen; und Madame Clotilde Duveyrier, die nicht vergessen hat, das; Octave eine Tcnorstimme besitzt und die mit der früheren Madame Hsdouin, jetzigen Frau Octave Mouret, seit langen Jahren freundschaftlich verbunden ist, nimmt keinen Anstand, ihren Salon dem jungen Ehepaare zu öffnen; sie findet es unerhört, daß ihr Bruder August sich darüber wundert, wie man ihm zumuthen könne, mit seiner Frau in derselben Gesellschaft zu verweilen, in der Octave, der abgefaßte Liebhaber dieser Frau, als glücklicher Gatte der früheren Frau H6douin mit Auszeichnung behandelt wird. Aber schließlich findet sich auch August darein. Octave lächelt spöttisch, als er beobachtet, wie Bertha mit seinem Nachfolger, einem hübschen jungen Commis, verkehrt. Er erinnert sich ganz genau, daß dieselben Blicke dereinst auf ihn gefallen sind, daß er gerade so ausgesehen hat und von August gerade so behandelt ist, wie dieser junge Mann, der nicht blos im Seidengeschäft sein Nachfolger zu sein scheint.

Octave hat also sein Ziel erreicht. Er ist als Ehegemahl einer klugen, freilich etwas älteren Frau an die Spitze eines großen Geschäftes getreten; August lebt in seiner unerquicklichen Ehe mit Bertha weiter, in die der Hausfreund, der junge Commis, einige Abwechslung bringt; Valerie fährt fort, ihrem manches ahnenden, aber nichts wissenden Gatten die unerlaubtesten Streiche zu spielen. Duveyrier, der sich anfangs aus Scham über sein lasterhaftes Leben den Tod hatte geben wollen, sich aber nur den Mund schief geschossen hat, wird von Clotilden, die ihn mit äußerster Geringschätzung behandelt, und deren ganzes Seelenleben sich in ihrer Liebe stür

die Musik verbraucht, schweigsam geduldet und steigt im öffentlichen Ansehen mehr und mehr; es ist für ihn das Offizierkreuz der Ehrenlegion beantragt, und er wird bald den Präsidentensessel besteigen. Die verwittwete Frau Iosserand sucht noch immer vergeblich Hortense an den Mann zu bringen, während diese ruhig auf den Augenblick wartet, da Verdier sich von seiner Geliebten losmachen werde. Campardon, der mit seiner Cousine Gasparine seit langen Jahren in einem unerlaubten Verhältnis; gelebt, hat es endlich dahin gebracht, daß diese in seine Familie aufgenommen worden ist; er pflegt mit ihr in wahrhaft rührender Weise die hübsche tränke Rosa, seine Frau. Sein Ehrgeiz ist befriedigt; er ist Ritter der Ehrenlegion geworden. Und so löst sich denn Alls in Wohlgefallen auf.

„Eine defccte, aber recht ehrbare Gesellschaft,“ sagt Narciß, „lauter anständige Leute,“ sagt Campardon, „(tüockn ot, compaFnio“ sagt das philosophische Dienstmädchen als Schlußwort des Romans. „Weiber, von denen die einen durch eine Puppenerziehung sittlich verunstaltet, andere in ihren Gefühlen und Leidenschaften durch eine erbliche Nervenkrankheit verderbt werden, und die alle auf schmutzige, thörichte Weise fallen, ohne Lust und ohne Vergnügen; verächtliche Gesellen, die hinter der Heuchelei der guten Haltung ihr Dasein in unwürdiger Weise verlottern und verzetteln“, sagt Zola, der traurige Glöckner von Paris, der in diesem Roman das Armensünderglöckchen der Bourgeoisie läutet, „die Zersetzung und der Einsturz dieser Klasse, deren angefaulte Stützen selbst zusammenbrechen.“

HI.

Wir kennen nun ungefähr die Handlung und die daran beteiligten Personen, wir haben das schmutziggraue Bild vor Augen, das keinen Lichtblick bietet — keinen!

Besinnen wir uns recht. Ist denn in dieser ganzen Gesellschaft, die an uns vorübergezogen ist, auch nicht ein Mann, auch nicht ein Weib von wahrhaft vornehmer Gesinnung? Wenn wir von den im Hintergrund stehenden sympathischeren Gestalten des unglücklichen Kassirers Josserand, des Abb« Mauduit, der es mit der Seclsorte ernst nimmt und sich nichts zu schulden kommen läßt, wenn er auch in der leichten Auffassung dessen, was nicht leicht zu nehmen ist, bis über die Grenzen der christlichen Duldsamkeit hinausgeht, und des demokratischen DoctorS Juillerat — wenn wir von diesen Gestalten absehen, ist unter denen, die im Vordergrunde verweilen, und die unsere Blicke vor Allem auf sich lenken, auch nicht ein Ehrenmann im einfachsten Sinne des Wortes, nicht eine einzige anständige Frau?

Die Kritik thut wohl daran, wenn sie, ehe sie ein schonungsloses Urtheil fällt, sich der rührenden biblischen Geschichte erinnert, da Abraham mit dem Herrn um die Rettung Sodoms handelte. Auf Abrahams Fürbitte wollte der Herr die Stadt nicht verderben, wenn sich nur zehn Gerechte darin finden ließen. Wäre in dieser Gesellschaft nur ein einziger Gerechter, man würde sie gelten lassen können.

Aber da find doch einige Frauen, die sich sittlich, wenn man das Wort in der üblichen beschränkten Bedeutung auffaßt, nichts vergeben, z. B. Madame H^douin? — Sie widersteht allerdings der Versuchung. Wir brauchen indessen blos zu hören, wie sie sich in dem entscheidenden Augenblicke benimmt, um den Grad ihrer Sittlichkeit zu ermessen. Erstaunt wehrt sie den jugendlichen Liebhaber ab, schlägt das Hauptbuch wieder auf und sagt, während sie darin blättert: „Ich habe Sie für gescheidter gehalten als die Andern, Herr Octave! Sie betrüben mich wahrhaftig, denn ich hatte mich auf Sie verlassen. Aber bei allen diesen jungen Leuten gehen die Sinne mit dem Perstande durch. In einem Hause, wie dem unsrigen, muß Alles in bester Ordnung sein, und Sie verlangen Allerlei, was uns vom Morgen bis zum Abend nur stören würde. Ich bin hier kein Weib, dazu habe ich zu viel zu thun. Sie sind doch klug genug, wie haben Sie nicht begreifen können, daß ich so etwas nicht thun werde? Erstens, weil es dumm ist, zweitens, weil es keinen Zweck hat, und drittens, weil ich, Gott sei Dank, nicht die geringste Lust dazu verspüre.“ Wie spricht da aus jedem Worte die sittlich entrüstete Frau, die man in ihrer Ehre zu kränken sucht! Drei Gründe führt die edle Dame an: aber unter diesen befindet sich nicht der vielleicht berechnigte Einwurf, daß die an sie gestellte Zumuthung eigentlich unmoralisch ist, daß es sich sozusagen um einen Ehebruch handelt. — Das ist wohl kein Grund.

Auch über Frau Clotilde Duveyrier ist, wie es im Polizeistile heißt, „Nachteiliges an amtlicher Stelle nicht bekannt“. Die Frau hat in der Ehe mit dem widerwärtigen Duveyrier, der ein schandbares Leben führt und dabei beständig die ewigen Grundsätze der Sittlichkeit und die Heiligkeit des reinen Ideals auf den Lippen hat, gegen das männliche Geschlecht einen tiefen Widerwillen eingesogen. Sie lebt nur noch ihrer Kunst, der Musik. Und wie sind ihre Handlungen? Ihr Mann macht, wie schon erwähnt, in dem Augenblicke des gerechtfertigten Lebensüberdnisfes den Versuch, sich zu tödten. Wer Zola kennt, wird nicht erstaunt sein über den Ort, den sich der Appellationsgerichtsrath Duveyrier für den tragischen Abschluß seines Lebens aussucht. Clotilde hört einen Knall, sie öffnet die Thür, sie sieht den Unglücklichen, der sich in den Mund geschossen hat, in einem furchtbaren Zustande, mit halb zerschmetterter Kinnlade. „Was treiben Sie denn da?^ rief Clotilde außer sich aus. „Bringen Sie sich doch draußen um!“ Sie war entrüstet. Dieses Schauspiel brachte sie, anstatt sie weich zu stimmen, in die äußerste Wnth. Sie stieß ihn, sie hob ihn ohne irgendwelche Vorsicht auf und wollte ihn hinausschleppen, damit man ihn da nicht fände. Weiter fehlte nichts! Das wäre das Höchste!“ — So wörtlich Zola. Und die Frau, die sich so benimmt, ist die anständigste! Nun schließe man auf die andern! Und diese selbe Clotilde empfängt in ihrem Salon gleichzeitig ihren Bruder und den Mann, den ihr Bruder bei einer strafbaren Zusammenkunft mit seiner Frau überrascht hat, und sie ist nicht blos verwundert, sie ist geradezu empört darüber, daß August sich darüber beschwert. Das sind die Besten!

Frau Rosa Campardon kommt nicht in Betracht, da sie aus Gesundheitsrücksichten der ganzen Handlung von ihrer Chaiselongue aus folgen muß.

Nun kommen die Andern.

Madame Juzeur, die auf halbem Wege oder eigentlich kurz vor dem Ziele stehen bleibt, Valerie, die gewohnheitsmäßig im Ehebruch lebt, Madame Dambreville, eine betagte Dame, die mit Leon Josserand, der ihr Sohn sein könnte, in innigsten Beziehungen steht, Gasparine, die Geliebte ihres Veters Campardon, Marie Pichon, die ohne Gewissensbisse fällt, man möchte sagen, fast ohne Schuld: „aus Gutmüthigkeit, Furcht und Dummheit,“ um Zolas Worte zu gebrauchen, eine sittliche Anverwandte der kleinen Fifi, der Geliebten des alten Bachelard, die aus Mangel an Erziehung sittlich verwahrlost ist. Den Gegensatz zu dieser bildet Clarissa Bocquet, die Geliebte Duveyriers, berechnend und unsittlich aus Beruf. Dann die Damen Josserand, zunächst die gnädige Frau, die ihren Kindern die vorzügliche Erziehung gegeben hat. Sie duldet nicht blos den Umgang Leons mit Madame Dambreville. sie fördert ihn und macht ihrem Sohn bittere Vorwürfe, als er sich zurückziehen will. Sie bringt ihren Mann ins Grab, sie ohrfeigt ihre Tochter, weil diese einem Unverschämten nicht gestattet, sie um die Huste zu fassen; sie unterhält sich mit ihrer anderen Tochter eingehend über die geeignetsten Bedingungen, unter denen sich Verdier von seiner Geliebten und deren Kind losmachen könne, um ihr Schwiegersohn zu werden. Ein wahrer Abgrund von Verworfenheit, diese brave Frau Josserand! Die Töchter arten nach der Mutter: Hortense, die den gefesselten Advocaten befreien will, um ihn zu Heirathen, ist grob gegen ihre Eltern — ein widerwärtiges Frauenzimmer. Ein kleines Zwiesgespräch zwischen ihr und ihrer Mutter gibt einen guten Maßstab für die Sittlichkeit der Beiden (Seite 412):

„Du willst ihn also inimer noch Heirathen?“ fragte die Mutter.

„Weshalb denn nicht?“ antwortete Hortense. „Ich habe schon die Dummheit begangen, zu lange zu warten. Aber das Kind wird sterben. Es ist ein Mädchen, es ist ganz skrophulös.“

Es handelt sich um die natürliche Tochter ihres Bräutigams!

Bertha kennen wir bereits aus der Handlung. Sie hintergeht ihren Mann, als sie noch kein halbes Jahr mit ihm verheirathet ist, und sie nimmt sich den Tod ihres Vaters, den sie durch ihren Leichtsinn mitverschuldet hat, so lzu Herzen, daß sie gleich darauf wieder ein anderes Verhältniß anknüpft.

Bon weiblichen Wesen sind außer den genannten noch im „?ot-üouiI<z“ das dreizehnjährige Kind von Campardon, Angele, die von dem Kammermädchen in die Geheimnisse der Pariser Sittlichkeit eingeweiht wird, und die Dienstmädchen im Hause, die sammt und sonders lüderliche Frauenzimmer sind, von der dicken schmutzigen Adele im vierten Stock, die im Hause selbst niederkommt, bis auf die fünfzehnjährige Louise, die Madame Juzeur aus der Anstalt für verwahrloste Kinder genommen hat, und die durch» Schlüsselloch sieht, wenn sich die andern Mädchen zu Bett legen — Das sind die Weiber!

Nun die Männer. Da treten uns zunächst der Trunkenbold Bachelard und der Heuchler Duveyric entgegen, die beide Geliebte außer dem Hause unterhalten, Campardon, der sich die Sache bequemer macht und die Ge> liebte in seine Wohnung einführt, Octwe, der es für seine Lebensaufgabe hält, jedes Weib, mit dem er in Berührung kommt, zu Fall zu bringen, wenn es irgend geht, was ihm auch oft genug gelingt und ihn im Uebrigen nicht verhindert, mit den unglücklichen Gatten zusammen zu speisen oder aus deren Kasse sich das Gehalt zahlen zu lassen. Verdier, der seit Jahren in wilder Ehe lebt, Trublot, der sich mit größtem Erfolg um die Gunst aller Dienstmädchen bemüht; Gueulin, Bachelards Neffe, der sich aus Scheu vor finanziellen Auscinandersehungen gewöhnlich vorsichtig zurückhält, indessen doch vom braven Onkel mit Fifi zusammen abgefaßt wird, der darauf Fifi heirathet, vom Onkel eine anständige Aussteuer erhält und den Onkel zum Hausfreunde behält. Die drei Gatten August und Thcophil Babrc und Jules Pichon, sind vor allem Esel, nebenbei auch Lumpe — bis auf Pichon, der nur Esel ist. Wie sich August dem Geliebten seiner Frau, ^ctave, gegenüber verhält, wissen wir bereits. Theofthil, der ein compromittirendes Schreiben an seine Frau auffängt, ruft entrüstet aus: „Diese Person täuscht mich! Thäte sie es wenigstens des Geldes wegen! — aber sie hat nichts davon.“ Was soll man zu dieser Gesellschaft sagen? — Das philosophische Dienstmädchen hat nur zu recht: (^olinn et compassni«!

IV.

Bei der Schilderung dieser Charaktere haben die Verhältnisse, in welchen die handelnden Personen zu einander stehen, schon berührt werden müssen. Betrachtet man dieselben in ihrer Gesamtheit, so ist man über die verletzende und nicht eine einzige erfreuliche Ausnahme duldende Rohheit so erstaunt, wie man davon angewidert wird.

In den Zola'schrn Dichtungen wird der Verkehr des Menschen zum Menschen niemals durch irgend eine edlere Regung bestimmt. Es giebt keine Liebe, keine Freundschaft, keine herzliche Fürsorge für die Kinder, leine Ehrfurcht vor dem Alter; nirgends verspürt man den Hauch eines redlichen Gefühls, einer starken Leidenschaft, niemals wird ein Funke reiner Begeisterung entflammt, niemals eine hochherzige Entrüstung erweckt. Verlogenheit, Verworfenheit, niedrige Gelüste, Selbstsucht, mit einem Worte: lediglich das Gemeine, aus dem der Mensch gemacht ist. sind die Hebel, welche das große Räderwerk der bürgerlichen Gesellschaft bei Zola in Tchwung bringen und in Bewegung erhalten.

In dem Hause, in welchem die meisten Vorgänge sich zutragen, wohnen, wie wir nun wissen, sechs Ehepaare; in fünf von tiefen sechs Ehen ist der Ehebruch der normale Zustand, und die sechste, die Iosscrcmd'sche, tomint wegen des Alters der Eheleute nicht mehr in Betracht. Aber selbst wenn man diese gelten lassen wollte, so bliebe immer noch ein erklecklicher Procentsah, etwa dreiundachtzig Procent, und was das Schlimmste ist: bei nicht einem dieser Ehebrüche wirkt irgend eines der Motive mit, die wenigstens die Dichtung als mildernde Umstände gelten läßt. Es ist nichts von Liebe da, nicht einmal eine leidenschaftliche Verirrung.

Campardon führt die Cousine in sein Haus aus Brauemlichkeitsgründen, der Apuellationsgerichtsrath Duveyrier begründet sich außer dem Hause ein zweites Heim mit der rohen und sittenlosen Clarisse aus unüberwindlicher Hinneigung zum gewerbsmäßigen Laster: Valerie hintergehtTheophil gewohnheitsmäßig, Marie Pichon ihren Jules aus Unverstand, Bertha ihren August aus Geldgier und Putzsucht.

Alle Welt im Hause weiß, wer der Vater von Valeriens Kind ist, alle Welt weiß, daß Campardon unter den Augen seiner Frau mit seiner Cousine strafbare Beziehungen unterhält, man nennt sie beständig die „andere Frau Campardon“; es ist bekannt, daß der wüste Trunkenbold Bachelard seine Geliebte mit seinem leiblichen Neffen verhcirathet hat — das stört die

«°rd und Liid. XXI, «2. 2?

Gemüthlichkeit i» keiner Weise und vermindert ebensowenig das Ansehen der beteiligten Personen. Ja, als August in der Einfältigkeit seiner Seele sich darüber beklagt, daß man ihm den schlechten Streich gespielt habe, ihn und seine Frau mit dem Manne zusammen einzuladen, den er in unleidlicher Intimität mit seiner Frau überrascht hat, wird er von seiner Schwester Clotilde, seiner Schwiegermutter, Frau Josserand, und allen Anderen abgetrumpft, und man fragt ihn, ob er verrückt geworden sei.

Eine Stunde nach dem ersten verhängnißvollen Alleinsein zwischen Bertha und Octave, das Bertha aus der Liste der anständigen Frauen definitiv gestrichen hat, ist die Familie behaglich bei Tisch vereinigt. Der getäuschte Ehemann, August, dankt Octave herzlich für die Bemühungen, um eine versöhnliche Stimmung bei seiner Frau wiederherzustellen. Octave nimm: diese Danksagung ganz unbefangen entgegen und verkehrt nach wie vor mit dem Manne in freundschaftlichster Weise. Nun wird auch der Mann von der Frau gnt behandelt, und während unter dem Tische Octnves Fuß sich auf den Berthas gesetzt hat, um, wie Zola sagt, „die Besitzergreifung zu constatircn,“ verspricht die junge Frau mit lächelndem Munde ihrem Ehegcmabl eine hübsche Tasse zu malen! Octave ist überhaupt nicht der Mann, der sich einer jeden Kleinigkeit wegen mit einem guten Freunde überwürfe. Auch mi! Jules Pichou unterhält er die besten Beziehungen, nachdem er schon Mariens bester Freund geworden ist; und als ihm die kleine Frau langweilig wird, giebt er ihnen Beiden zu essen und zn trinken und sagt, nachdem er sich von ihnen lächelnd verabschiedet und ihnen durch die Thür «Gute Nacht!“ zgerufen hat: „Der Spaß hat mich fünfzig Franken gekostet, aber das war ich ihnen schuldig; denn schließlich habe ich ja doch nur einen Wunsch: das? ihr Mann sie recht glücklich macht, die nette kleine Frau!“

Wenn wir für die Möglichkeit dieser Verhältnisse eine Erklärung suche» wollen, so müssen wir nothgedrungen zur Erziehung der Kinder zurückgreifen. Es muß Jola nachgesagt werden, daß er consequent gewesen ist: Kinder, denen eine solche Erziehung zu Theil wird, wie sie Zola in „,?ottnuills“ schildert, müssen nothwendigerweise in der Reife Männer und Weiber Ivcrden, wie wir sie hier sehen. Es überläuft einen eine Gänsehaut, wenn man liest, wie z. B. in der Familie Campardon die dreizehnjährige Tochter Angele von einem Dienstmädchen den ersten Unterricht in der Verworfenhei! erhält, wie zwischen dem Kinde und dem Dienstboten das Verhältnis; des Vaters zur Cousine besprochen wird; wie Bertha, nachdem sie von ihrem Gemahl überrascht worden ist, trotzig ihrer Mutter entgegentritt und ihr zuruft: „Weshalb hast Du mich gezwungen, einen Mann zu nehmen, den ich nicht mag?“ „Und sie fuhr fort, sie erzählte die ganze Geschichte ihrer Verheirathung in kurzen abgerissenen Sätzen: Die drei Winter der Männer jagd, die Erfolglosigkeit der Anerbietungen ihres Körpers und dann dao was die Mütter ihre Töchter lehren, die keine Mitgift haben: den Cursuo züchtiger und gestatteter Prostitution, die Berührung beim Tanz, die »erstohlenen Händedrücke hinter der Thür, die Schamlosigkeitcn der Unschuld, die auf die sinnlichen Gelüste der Gimpel speculiren; von dem Manne, der eines Abends eingefangen wird :c.“ Die Antwort, die Frau Josserand darauf ertheilt, ist eine Ohrfeige, die so stark ist, daß Bertha mit dem Kopf auf das Wachstum des Tisches schlägt; und als Hortense eingreift, und Frau Jofferand auch auf diese mit drohender Geberde zugeht, erhebt sich die ältere Tochter, sieht ihrer Mutter trotzig in die Augen und sagt: „Ah, Du weißt, ich gehöre nicht zu denen, die man ohrfeigt!“

Man kann sich nichts Scheußlicheres denken als diese Familienscenen. Sind diese Schilderungen denn wahr und wahrhaftig ein Abbild der Wirklichkeit? Werden in den Familien, die sich zu den gebildeten Kreisen rechnen dürfen, wirklich die jungen Mädchen und jungen Frauen bei jedem Anlaß geprügelt? Ist es richtig, daß sich die Eltern in rohester Weise beschimpfen und die wüstesten Beschuldigungen sich gegenseitig an den Kopf schleudern, und ist jedes Schamgefühl in ihnen so gänzlich erstickt, daß sie nicht einmal mehr die Notwendigkeit fühlen, die Kinder aus dem Jimmer zu führen, wenn die Eltern sich erniedrigen?

„Herr Gott!“ ruft Frau Josserand aus, als sie mit ihren Töchtern von einer Gesellschaft im Regen heimkehrt und darüber schimpft, daß ihr Mann nicht genug verdiene, um einen Wagen zu nehmen, „Den würde ich wahrhaftig nicht zum zweiten Mal Heirathen!“

Und als diese edle Frau mit dem unglücklichen Manne allein ist, der wie jede Nacht, bei dem Schein seiner kleinen Lampe Kreuzbänder ausfüllt, da sagt sie ihm in der brutalsten Weise, daß er sie „beschummelt“ habe (tiloutö); aber das sei nicht zu verwundern, sein Vater sei ja schon ein Betrüger gewesen. In der Nothwehr antwortet der arme Josferand, sie möge doch von Familienangelegenheiten schweigen. Ihr Vater habe ihn um die versprochene Mitgift betrogen, ihre Schwester habe ihn bestohlen, und darauf entgegnet Frau Josserrand, von seiner Schwester sei auch nicht viel Gutes zu sagen, sie sei mit einem Offizier durchgebrannt :c.

So verkehren Mann und Frau, Eltern und Kinder, Freunde mir Freunden; mit einem Worte, die Verwahrlosung ist das oberste, das alleinig? Gesetz.

In richtigem Verhältnis; zu all diesem Unerquicklichen und Unsauber« steht die Rolle, die Zola dem Geldein seinem Romun anweist. Alles dreht sich um's Geld, und jedes Mittel ist recht, um es zu erwerben: „Wut est bicom >ui sert ü tau? douillr Is p<t." Uni die Hochzeitskosten zu bestreiten, beschwindelt Bertha ihren blödsinnigen Bruder Saturnin um dreitausend Franken, In dem heimlichen Verkehr zwischen Bertha und Octav: tritt eine gewisse Pause ein, die zum Theil durch äußere Verhältnisse, zum Theil auch durch ein gewisses geistiges Unbehagen Berthas herbeigeführt wird. Octave knüpft dadurch wieder an, daß er gewisse Andeutungen macht, wie Bertha auf seinem Zimmer einen Shawl von Chantilly, den sie zu besitzen den Wunsch ausgesprochen hatte, finden weide. Octave aber ist der Spaß doch einigermaßen zu theuer. wie er sich nach einiger Ueberlegung sagt, und er taust einen billigeren. Als Bertha nun wirklich kommt und das Geschenk betrachtet, ist sie entrüstet. „Ter kostet ja höchstens hundert Franken, während der andere dreihundert gekostet hätte," sagt die zartfühlende junge Frau-, und als sich darüber ein Streit entspinnt, ruft sie: „Sagen Sie doch lieber gleich heraus, daß ich Sie des Geldes wegen liebe!"

Tas Geld bildet den einzigen Unterhaltungsstoff in der Familie Iosserand, Vegen seiner ungenügenden Einnahmen wird der arme Kafsirer zu Tode gemartert; des Geldes wegen hintergeht Bertha ihren Mann; und des Geldes wegen bricht der große Familientrieg unter den Erben des alten Vabre aus.

Es ist schon erwähnt, daß der Appellationsgerichtsath Tuveyrier sich seine höhere Bildung, seine praktische Lebenserfahrung und seine Kenntnis; der Gesetze zu Nutzen macht, um sämtliche Miterben zu beschwindeln und die Hinterlassenschaft allein einzustecken. Ja, das Geld besitzt in den Auge» dieser gottvergessenen (Gesellschaft eine so völlig reinigende Gewalt, das; der Ehemann, der die Beweise erlangt, wie seine Frau ihn hingegangen hat. in der unglaublichen Naivetät seiner niedrigen Gesinnung ausruft: „Wäre es wenigstens des Geldes wegen geschehen, so würde ich 'es begreifen!' (Seite 19b.)

Tas ist die Handlung, das sind die Personen, das sind die Beziehungen, in denen sie zu einander stehen, das die Gesinnungen, die Triebfedern ihrer Thaten! Es ist nicht blos Abscheu und Widerwillen, die uns beschleiche», wenn wir in dieser Gesellschaft verkehren, wir empfinden ein wirkliches physisches Unbehagen; es wird uns unwohl, und es überkommt uns ein tiefer Groll gegen den Tichter, der uns diese Gesellschaft anthut.

Betrachten wir dagegen die technische Fertigkeit des Schriftstellers, prüfen wir, wie alles das gemacht ist, wie der Stoff zerlegt, gegliedert und dann zusammengefügt, wie der Vortrag gehalten ist, so tominen wir zu einem andern, günstigeren Ergebnisse.

Gleich in der Exposition bewährt Emil Zola seine bekannte Geschicklichteit. Während wir nnter Eampardons Führung die vier Treppen des Hauses hinaufsteigen, lernen wir auf den ersten fünf Seiten des Romans die wichtigsten handelnden Personen in einigen ihrer bezeichnendsten Züge mühelos und genau kennen. Das Ganze ist mit großer Uebersichtlichleit und Klarheit bis zum Schlüsse geordnet, nirgends stört eine Verworrenheit, jede Gruppe tritt uns mit anschaulicher Schärfe entgegen und zeigt demlich ihren Zusammenhang mit dem Ganzen. Es ist alles an die rechte Stelle gesetzt und richtig beleuchtet. Ter Vortrag ist niemals schleppend und niemals überhastet, er hat das richtige Tempo der guten, klaren Erzählung.

Trotz aller dieser Vorzüge ist die Composition nicht ganz fehlerfrei. Bisweilen gefällt sich Zola in einer nicht blos überflüssigen, sondern auch unrichtigen Dctailmcilrci, die nicht einmal den Vorzug der geschickten Mache besitzt. Was mache ich mir daraus, zn erfahren, wie die Speisekarte lautet, die Bachelard zu Ehren seiner Gäste zusammenstellt? Zola schreibt sie getreulich nieder, acht Druckzeilen ohne ein verbindendes Wort, nichts als Schüsseln, wie sie in jedem Kochbuche zu finden sind. Und damit nicht zufrieden, giebt er auch noch das genaue Verzeichnis; der Weine, die bei dieser Gelegenheit getrunken' werden, wiederum fünf Druckzeilen. Was soll das bedeuten? Wenn man mir sagt, daß das Mahl ausgezeichnet ist, die seltensten Leckereien bietet, und daß die besten Weine fließen, so genügt mir das vollkommen. Die Zola'schcn Helden erheben überhaupt sehr häufig wie die des alten Homer „die Hände znm lecker bereiteten Mahle."

Als ein Compositionsfehler ist ebenfalls, ganz abgesehen von allem andern, die abscheuliche Zuthat im letzten Capitel zn rügen: die Schilderung der Geburt eines Kindes, dessen Mutter ganz uninteressant und dessen Schicksal uns ebenfalls gleichgültig ist; wenn es einem Laien ein besonderes Vergnügen macht, bei einem Arzte und bei einer Hebamme ein Privatissimum über GebnrtsHilfe zu hören, so ist das noch kein genügender Grund, den Lesern sein ausgearbeitetes Collegheft vorzulegen. Es ist häßlich, und was jetzt, da wir lediglich von der Technik des Romans sprechen, für uns hauptsächlich in Betracht kommt, es ist durchaus überflüssig.

Diese Schilderungen bis in die geringfügigsten Kleinigkeiten hinein wirken nm so befremdlicher, als Zola in „I'ot-lZmiUs" über den Zeitraum von einigen Monaten, während deren sich die wichtigsten Dinge zutragen müssen, einfach hinwegspringt.

Zwischen dem sechzehnten Capitel, das an demselben Tage schließt, an dem Bertha von ihrem Mann im Verkehr mit Octavc überrascht wird, und dem folgenden, das mit der Ankündigung der bevorstehenden Vermählung von Octave mit Madame Hsdouin beginnt, liegt ein ungeschriebener Roman. Wenn man mir Speisezettel mittheilt, so verlange ich anch. daß man in der Schilderung der wichtigsten psychologischen Vorgänge einigermaßen vollständig sei. So wirkt das Ganze wie ein Gemälde, das in seinem größeren Theile mit derselben Sorgfalt durchgeführt ist, in einzelnen Kleinigkeiten eine überflüssige Spielerei in der Sauberkeit und Genauigkeit der Ausführung aufweist, und in dem an einem der sichtbarsten Punkte ein Stück Leinwand gänzlich nmbcmlat geblieben ist.

Dagegen ist auf einigen Seiten die eingehende Schilderung wahrhaft bedeutend. Ich rechne dazu den Tod des alten Jossrand und namentlich die Nachtszene: das fast gänzlich entkleidete Weib, das in einem dunkel» Hause bald auf der Hintertreppe, bald auf der herrschaftlichen wie eine Wahnsinnige auf- und niederläuft, während ihr Mann und ihr Geliebter oben in einer kleinen Dachstube miteinander ringen. Da zeigt sich in der Schilderung und Durchführung das Talent Zolas in alter Kraft. Wenn man alles das gelten läßt, was dichterisch keine Geltung haben soll: die Rohhcit des Vorgangs, die Widerwärtigkeit der daran beteiligten Personen, die zu unschöner Derbheit künstlich gequälte Eigentümlichkeit des Vortrags, so wiro man diesen aufregenden und überaus anschaulichen Seiten das Lob einer ungewöhnlichen Mache, und dem Verfasser die Gabe, den Leser zu packen und an der Schilderung mit zu betheiligen, wenn auch widerwillig, zugestehen. Man hat das Gefühl, als höre man einen Sänger, der ein schlüpfriges Kneiplied mit brüllender Stimme johlt, aber mit einer Stimme, die, wenn sie nicht überschrien wäre, sicherlich mächtigen Wohlklang und edles Metall besitzen würde. Man ist erstaunt, wie ein Künstler, der einen so reinen Ansatz, eine so gute Schule und vortreffliche Fertigkeiten sein eigen nennt, so wüstes und geschmackloses Zeug zu seinem Vortrage wählt. Weshalb singt der Mann gerade solche Lieder, und weshalb schreit er so? Unwillkürlich denkt man an den Ausspruch Hauffs über Cl Lauren: „daß er so gemein schreibt, wie er gemein und unedel zu denken scheint."

Denn auch die Sprache leistet bei Zola im Allgemeinen auf Alles 'willig Verzicht, was irgendwie an Adel und Vornehmheit erinnern könnte. Sie soll gerade so vernachlässigt, gerade so verbummelt und knotig sein, wie die Umgangssprache in den Kreisen, die er schildert; und wenn für denselben Begriff zwei sich völlig deckende Ausdrücke gefunden werden können, von denen der eine wohllautend und gebildet, der andere häßlich und roh ist. so entscheidet sich Zola ohne Zweifel für den letzteren.

Sein Architekt sagt nicht: „Ich mache mir nichts daraus," er sagt: „Ich blase auf den ganzen Krempel"; und anstatt zu sagen: „Tu hast von Deiner Mutter die unleidliche Unverträglichkeit geerbt," sagt Zola: ‚Ms?^ w mainan, c^ui t'a ticlri nn bien 8>ls «araot<re." Das ist allerdings deutlich, und auf Deutlichkeit legt Zola den größten Werth. Seine Geschöpfe nehmen daher auch keinen Anstand, ihre Gesinnungen in unzweideutiger Weise zu äußern. Sie behandeln sich gegenseitig als „volsru-" , „s>ls ^nmUe", „Ooolions^.. Dazu kommen noch in der Schilderung die ve» wgensten Anleihen bei dem Pariser Rothwälsch; da finden wir Wörter wie „miem^c", „xiniimio", „dsFon", „Isrbín clö^ommö^, trimer."

Ganz ebenso ist Zola bemüht, in seinen Bildern und Gleichnissen immer das Abstoßendste zu wählen, wenn es nur einigermaßen anschaulich ist. Die Schultern der Frau Josseraud, die aus dem ausgeschnittenen Ballkleid? Hervorsrhen, vergleicht er mit den „glänzenden Schenkeln der Stute." was nicht einmal anschaulich ist, denn die „oavglo" kann alle möglichen Farben besitzen. Um ein gewisses Mond zu bezeichnen, findet er kein geschmackvolleres Bild als „schmutziger Hanf." August, der an Migraine leidet, sieht bei ihm aus wie ein „kranker Hammel."

Was deutlich ist und richtig, das ist auch schön, behauptet ja der Naturalismus. Deshalb müssen wir auch in der Mädchenkammer das schmutzige Seifenwasser sehen, auf dem noch die Haare schwimmen, und deshalb wird auch ganz genau beschrieben, wie der Onkel riecht, „ein Gemisch von Absynth, Tabak und Moschus," wie er sich bei der Hochzeit benimmt, und in welchem Zustand sich sein Mund mit dem falschen Gebiß befindet. Das ist richtig, das ist ungläublich deutlich erzählt, es ist also schön.

Aber unser Naturalist läßt sich doch einige starte Inkonsequenzen zu Schulden lommen. Wenn er z. B. auf seine Speisekarte Tatzen von Schwarz» walder Bären seht, so stimmt das nicht ganz genau. Die braven Leute im Schwarzwalde kennen die Bären auch nur aus der Menagerie, gerade wie die Pariser. Und wenn Zola einmal den Versuch macht, sich über die gewollte Niedrigkeit seines Vortrages zu erheben und einen höheren, edleren Ton anzuschlagen, so zeigt sich, wie ihn die beständige Nebung des Gemeinen untauglich zum Gebrauch des Vornehmen gemacht hat. Seine Ausdrücke sind dann nicht mehr gewählt und gefunden, seine Wendungen sind dann nur gesucht. Er wendet dann ganz wunderliche Prädicate an, die nicht blus nicht naturalistisch, sondern die unwahr, anspruchsvoll und verworren sind. Als Octave die Treppe hinabsteigt, tönt aus den geschlossenen Thüren der verschiedenen Stockwerke Claviergcklimpcr hervor. Da schreibt Zola: „Aus der Andacht der Thüren drangen fern und weihevoll die verschiedenen Weisen." Das würde Madame de Rambouillet kaum anders gesagt haben. Ich weiß auch nicht, was ich mir unter einer „eifersüchtigen Stirn" vorstellen soll.

An zwei oder drei Stellen des Romans — öfter freilich nicht, — verstößt Zola auch gegen einen seiner künstlerischen Grundsähe: die Reinheit der Stimmung jedesmal durch einen Zusatz von Unsauberkeit zu beflecken. Als Clotilde und ihr Mann am Sterbebette des alten Vabre Nachtwache halten, fällt kein häßliches Wort. Da heißt es einfach und schön: „Bei dem Greise, dessen Röcheln das Zimmer durchschauerte, blieben sie und ihr Mann allein." Das ist so schlicht, so simpel, daß ein solcher Satz mir in keiner andern Erzählung auffallen würde. Es ist charakteristisch für Zola, daß sich der Leser darüber wundert, wenn er einmal das ohne Gehässigkeit und gemeine Zuthat niedergeschrieben findet, was er gesagt haben will, daß eine reine Stimmung ohne Mißklang auslautet.

Auch die einfache Schilderung des sterbenden alten Iosserand wirkt wohlhluend und ergreifend. „Herr Iosserand starb, ohne Aufhebens zu machen. Seine Anständigkeit erstickte ihn. Nutzlos war er dahergegangen, und er ging davon als braver Mensch, der der häßlichen Dinge des Lebens überdrüssig geworden ist, erdrosselt von der ruhigen Sorglosigkeit der einzigen Wesen, die er geliebt hatte. Um acht Uhr stammelte er den Namen Saturnins, drehte sich der Wand zu und erlosch."

Viel höher vermag sich Zola allerdings nicht zu versteigen; und wenn er, wie am Schlüsse des siebzehnten Capitels, ernsthaft, würdig, weihevoll werden will, wenn er beabsichtigt, uns einen Blick in die Seele eines mit seinem Gölte lebenden Priesters weifen zu lassen, den das wüste Treiben in der Gesellschaft, in der er lebt, mit Schaudern und Verzweiflung erfüllt und der verlangend die Hände nach dem Rettungsanker des Glaubens aus> streckt, dann wird er pathetisch im unerfreulichen Sinne des Wortes und erinnert an einen Sonntagsnachmittagsprediger, der nicht glaubt, was er spricht.

Das ist der Fluch dieser naturalistischen Dichtung! Dadurch, daß nc geflissentlich die Berührung mit allem, was schön und erfreulich im Lebe» ist, meidet, daß fie sich nur darin gefällt, die verborgensten Häßlichkeiten hervorzusuchen und schadenfroh das Gemeine bloßzulegen, hat sie mit den edleren Gesinnungen auch den edleren Ausdruck verloren. Wir brauchen sie nicht zu betlagen, denn sie entbehrt dadurch nichts. Sie hat eben nur Freude am Unerquicklichen, Abscheulichen: Zänkereien zwischen Eltern, Prügeleien in der Familie, Skandal in der Kirche, Beimischung des Lächerlichen zuni Tragischen, damit die Tragik nicht wohlthätig wirke — das ist es, was ihr Vergnügen macht! Wir kennen den Ort, den Duveyrier wählt, um sich zu erschließen. Das ist bezeichnend! Alles, was irgendwie den Verdacht erwecken tonnte, einer edleren Regung zu entspringen, ist entweder erlogen oder lächerlich, das Glänzende muß geschwärzt und das Erhabene in den Staub gezogen weiden. Wenn Theophil seinem unglücklichen Bruder August sein Beileid über die Zerrüttung der Ehe ausspricht, so muß Theophil natürlich an starkem Husten und Schnupfen leiden, und die Augen müssen ihm thränen. Ueberhaupt ist es gut, da wir einmal die seelischen Nebel kennen, daß wir auch mit den körperlichen Gebresten vertraut bleiben. Wenn Theophil auf der Bildfläche erscheint, so müssen wir an feinen Husten und Schnupfen erinnert werden, gerade wie an die falschen Zähne des Ontels und den Hautausschlag des Appellationsgerichtsrathes, an die Migraine Augusts, an die Frauenkrankheit Rosas und an den Idiotismus Saturnin?.

Auch nicht ein Streiflicht fällt auf diesen seelischen und körperlichen Jammer. Niemals nimmt der Scherz die freundliche Gestalt des Humors an; entweder sielt er sich auf der Bierbank, wo unanständige Geschichten erzählt weiden, oder er Neidet sich in das Gewand der herzlosen Ironie, oder er erhebt sich auf den Richtelstuhl einer unerbittlichen, unnachsichtigen bitterbösen Satire, Nie jenes herrliche goldene Lachen aus vollem Munde, das mitlachen macht, immer nur ein schadenfrohes Grinsen des Unbetheiligten, das alle Freudigkeit um sich erstarren läßt.

Marie Pichon, die Octave eben aus der Umarmung entlassen hat, holt Campardons Tochter zum Spaziergange ab, Frau Campardon rühmt die Sittlichkeit der kleinen Frau, der man getrost ein junges Mädchen überlassen könne. „Ja," stimmt Campardon ein, indem er auf Octaves Schultern schlägt, „die gute Erziehung in der Familie, das ist die Hauptsache!"

„Ich führe Sie zu Duveyriers Maitresse," sagt einer der Gäste zu Octave, und in demselben Augenblick erhebt Duveyrier die Stimme und spricht salbungsvoll: „Trachten wir vor allem danach, die Ehe zu sittlichen!"

Campardons Tochter erhält durch das Dienstmädchen ihre ersten Weisungen in der Unsittlichkeit, während Campardon mit der Cousine zusammen ist; da schreibt Zola: „Es schlug Mitternacht, tiefe Stille senkte sich herab, und die keusche Nacht warf ihren Schatten auf die Anständigkeit der Familie."

Campardon sitzt bei Tisch, seine Frau auf der einen, seine Geliebte auf der andern Seite, da sagt er mit tiefer Ueberzeugung zu Octave: „Ja, mein Lieber, man mag sagen, was man wolle: die Familie, darauf läuft schließlich doch Alles hinaus!"

Eine unglückliche Arbeiterin, die eine kleine Dachkammer nach dem Hofe hinaus bewohnt, wird vor die Thür gesetzt, der Portier, der auf die Ehre des Hauses hält, will nicht, daß sie in diesem Hause Mutter werde. „In einem Hause, das sich respectirt," ruft der würdige Mann, „dürfen keine Frauenzimmer wohnen, namentlich keine Frauenzimmer, die arbeiten!"

Das ist der Humor der naturalistischen Literatur: herb, bitter und abstoßend, wie alles andere. Aber Zola glaubt, oder thut so, als ob er glaube, daß diese grausame Schilderung des Häßlichen, Unsittlichen und Unerquicklichen das Einzigsittliche sei. Er macht im Laufe seiner Erzählung ab und zu kleine Andeutungen literarischer Art, die für jeden, beriefen kann, einer besonderen Auslegung kaum bedürfen. Er unterläßt es gewiß nicht, und wenn er die Gelegenheit bei den Haaren herbeiziehen sollte, der romantischen Schule und George Sand einige Seitenhiebe zu versetzen. Balzac als den Johannes und sich als den Heiland des wahren Glaubens zu preisen. Bei verschiedenen Anlässen bekommt die „lievus <le cleux Xoncio«" kleine Bosheiten zu hören; denn die „lievns" hat sich noch immer nicht dazu bequemen wollen, den Naturalismus als das letzte Wort, welches die Dichtung unserer Tage zu sprechen hat, anzuerkennen, sich allen Zweifels zu entladen und in gläubiger Andacht vor dem Altäre Zolas niederzuknien. Clotilde liest also die „Usvus", während sie Fingerübungen auf dem Clavier macht. Wahrhaft komisch ist die verbissene Wuth auf George Sand. Marie Pichon ist eine anständige Frau; da will das Unglück, daß sie einen Roman von George Sand liest, da schlagen ihre Pulse schneller, das Blut steigt ihr zu Kopf, und nun ist sie zu Allem bereit. In diesem günstigen Augenblicke trifft sie mit Octave zusammen, und das weiße Kleid liegt im Staube. „Das hat mit ihrem Romane die George Sand gethan."

Der Haß gegen die romantische Schule drückt sich noch besonders in der Schilderung des Appcllationsgerichtsraths Dnveyric aus, der in der Verehrung der Romantiker aufgewachsen ist und sich noch in seinen reifen Jahren in seinen Ausdrücken und den Gesinnungen, die er zur Schau trägt, die Eigenthümlichkeiten dieser Schule bewahrt hat. Dnveyric hat, wie Zola sagt, um jeden Zweifel daran, was. er mit dieser Person hat sagen wollen, zu heben, „das beständige Bedürfniß, seine finnlichen Gelüste mit der kleinen blauen Blume zu schmücken ... Es nagte an seinem Herzen, daß die Poesie dahin sei; und daß er die kleine blaue Blume nicht pflücken könne." Die blaue Blume der Romantik! Dieser Romantiker ist natürlich ein elender Lump, ein Heuchler der verwerflichsten Art, sittenlos, geldgierig, ein Mensch mit einem Worte, wie er nicht mehr möglich wäre, wenn der Naturalismus allein das Feld behauptete.

Balzac dagegen, er ist das Wahre! So wahr, daß ihn die verkommene Gesellschaft gar nicht lesen kann. „Er ist zu traurig!" Und der nach ihm gekommen: Emil Zola, der ist der Wahrste! Er selbst führt sich als handelnde Person in seinen Roman ein. allerdings gar bescheiden, wie es wohl die Maler großer historischer Gemälde gethan haben, die ihr Porträt im Hintergründe angebracht nnd sich in die bescheidene Kleidung eines Dieners gehüllt haben. In dem Hause, in dem dieser gräuliche Mischmasch moralischer und physischer Krüppel sich zusammengethan hat, wohnt im zweiten Stock ein Herr mit seiner Frau, der ganz außer dem Zusammenhang der übrigen Gesellschaft steht. Die übrigen Miether, die Eines Geistes Kind sind, verachten diesen Sonderling, und der Portier zieht höhnisch die Schultern in die Höhe, wenn von dem „Herrn im zweiten Stock" die Rede ist. Wer ist dieser wunderliche Heilige unter all diesen Schachern? Nicht einmal wird er redend eingeführt, nicht einmal in eine der Handlungen hineingezogen. Wir erfahren es ganz am Schluß: Der Mann soll verhastet werden, weil er einen „schmutzigen Roman" geschrieben hat. „Ja," sagt der Portier, „die Leute im zweiten Stock haben ganz Recht, wenn sie sich verstecken und mit keinem der übrigen Miether umgehen. Nun wissen wir auch, was sie da oben zusammenbrauen, wenn sie sich so häuslich stellen! Und so Etwas hält Wagen und Pferde, und diese Schmiererei wird mit Gold aufgewogen!" Wer wollte da nicht den sittenrcinen Naturalisten erkennen — den einzigen, der viel leiden muß in dieser Welt voller Sünde und Thorheit? —

VI.

Ein jeder neue Roman von Emil Zola befestigt in uns die tiefe Ueberzeugung, daß dieser Naturalismus durch und durch falsch ist, falsch in seinem Ausgangspunkte, falsch in seiner Richtung, falsch in seinem Ziele.

Dos Verhältniß zwischen Wahrheit und Dichtung wird von diesen Naturalisten nur in dem allerbeschränktesten Sinne erfaßt. Es kann niemals die Aufgabe der Kunst sein, daß ihre Werke uns nur den Ausruf rnlocken sollen: „Ja, das ist wahr, es gibt solche Schufte! Ja, der menschliche Jammer, die Verkommenheit sind so groß, wie sie hier geschildert werden." Dann wäre eine Gerichtszeitung, eine jede Criminalverhandlung, die unerwartete Gemeinheiten, welche im Verborgenen schlummern, an die Oeffentlichkeit bringt, ein Kunstwerk besonderer Art. Es gibt nichts Wahreres als den sogenannten „Lustmörder" in Bochum, als Dumollard und Trnupmnn. Es ist eine lächerliche Beschränkung des Dichters, wenn man ihn mit dem allen Gemeinplatz zu beirren sucht: „nur das Wahre ist schi'n"; da fehlt der Nachsatz: „in der Dichtung soll aber nur das Schöne wahr sein!" Sonst ist's doch wahrlich nicht der Mühe Werth, zu schaffen. Gewiß ist auch das Häßliche der schonen künstlerischen Durchbildung und Gestaltung fähig; aber daß nur das Häßliche in der Kunst berechtigt sei, das ist ein so finnloses Paradox, daß man staunen muß, wie ein geistvoller Mensch die Keckheit haben kann, diesen Widersinn mit seinen: Namen und seinen Werken zu vertreten.

Sollen die Statuen des Hermes und der Venus zertrümmert, soll nur noch der lüsterne Faun und der verkrüppelte Sklave aus dem Stein gehauen werden? Sollen von der Leinwand nicht mehr der Charakterkopf eines bedeutenden Mannes, das lachende Antlitz eines schönen Weibes, eines lieblichen Kindes uns entgegenblicken? Sollen wir nur widrige Fratzen, Aussätzige und Verfaulte sehen? Soll aus der Musik nur noch in wüsten Mißklängen das Geplärr der Gassen und das Gestampfe der Maschinen an unser Ohr dringen? Sollen wir darauf angewiesen sein, in den Werken der Dichter nur mit verlumptem und verkommenem Gesindel, mit schmutzigen Kerlen und feilen Dirnen zu verkehren? —

Zola hat eine wahre Scheu vor Angenehmern und Wohlthuendcm. Es steht ihm wahrlich übel au, über George Sand zu spötteln. Das Gefühl des Schönen und Edlen, das selbst durch die Verirrung der Leidenschaft siegreich durchbrechen kann — es ist ihm fremd. Er macht sich darüber lustig, weil er es nicht kennt oder nicht kennen will. Seine Beredsamkeit, die ganz erstaunlich ist, sobald es sich um Gemeinheiten handelt, versagt, sobald er von anständigeren Dingen und Gefühlen sprechen muß. Dann stottert er und stockt wie in einer Zwangslage. Man hört es förmlich aus den Seiten heraus, wie er unwillig einen lästigen Druck erduldet, er stöhnt, als habe er eine schwere Arbeit zu verrichten. Dagegen wird ihm die Zunge leicht und freudig, wenn es sich darum handelt, etwas recht Widerwärtiges in widerwärtiger Form zu sagen. Ich unterschätze die materielle Arbeit, die dazu erforderlich ist, in keiner Weise. Es ist gewiß eben so schwierig, für einen rohen Begriff einen wüsten und häßlichen Ausdruck zu finden, wie einen wohlgebildeten und erfreulichen. Und wie es um den Ausdruck bestellt ist, so ist es auch um die Gesinnungen bestellt, um die Beweggründe zu der Handlung, uin die Handlung selbst.

Zola ist eben der Ueberzeugung oder — ich muß diese Einschränkung immer wieder anbringen — behauptet der Ueberzeugung zu sein, daß nur das Scheußliche wahr ist; und da, wo sich das Weihevollte gewissermaßen aufdrängt, muß es schleunig entweiht werden. „Kien n'«t sacrS pour u» »ar.<?ur", heißt ein französisches Lied, Für diesen Dichter, der es zu seiner Aufgabe gestellt hat, die Mine unter die Gesellschaft zu legen, giebt es nichts, was heilig wäre, weder die Kirche während der Verhcirathung, noch das Muttergottesbild, das zu einem lächerlichen Scherze benutzt wird, noch der Tod und dessen grausige Vorboten.

Das Mädchen stürzt betroffen in das Zimmer Clotildens; man hat einen dumpfen Schlag gehört. „Der Herr! der Herr!" ruft sie entsetzt. Da liegt der alte Vabrc, vom Schlage gerührt. Tas genügt nicht! Das Antlitz des Sterbenden nutz noch besudelt werden. Er schlagt mit einem Auge aufs Tintenfaß, und „die kleinen schwarzen Tropfen laufen an der Wange herab bis zum Mundwinkel". Man muß sich lange besinnen, ehe man dergleichen findet! Bei dem Anblicke eines Sterbenden könnte einen ja einmal etwas von dem geheimnißvoll edlen Schauer beschleichen, den die Weihe des Todes um sich verbreitet — das soll nicht sein. Entweihung ist die groß? Aufgabe. „Hlullieui'enx! l'ZFonie 60 notre panvie i>è?6 ns t'ozt ^inz m»:ille iÄc-rOe!^ Tas Wort, das Clotilde ihrem Bruder sagt, man möchte es dem Verfasser von „l'ot-Lauil l<?" zurufen.

Soweit ist es gekommen, daß wir uns nach „Nana" sehnen! Es war doch wenigstens ein hübsches Weib, und sie hatte doch wenigstens einmal in ihrem Leben, als an die Brust dieses traurigen Stadtkindes auf dem Lande der heilige Odem der Natur schlug, so etwas wie ein unschuldig reines Gefühl. Da lag doch silberner Mondschein licht und herrlich über den schlummernden Bäumen, da erzitterte doch einmal der würzige Hauch der unentweihten Natur, da wehte doch einmal frische Luft! Aber hier?

Nichts als Jammergestalten, nicht eine einzige, die nur interessant Ware, Strolche und Lumpe der gewöhnlichsten Art! Niedrigkeit der Gesinnung, Schachern und Feilschen, Bestreben des gegenseitigen Uebervortheilens, Lüder» licheit ohne Leidenschaft, Vergehen und Verbrechen ohne Sinn und Verstand! Ein beliebiger Knote, der ein wahrheitsgetreues Tagebuch führt und des Ausdrucks mächtig ist, dem das Gefühl, daß gewisse Dinge besser ungesagt bleiben oder, wenn sie durchaus gesagt werden müssen, wenigstens eine gesellschaftsfähige Hülle verlangen, gänzlich unbekannt ist, könnte uns denselben Genuß bereiten, den uns Zola mit deni „l'ot-Vouilw" gewährt.

Es ist eben ein großer Irrthum, wenn die Dichter des Naturalismus glauben, die Enthüllung der menschlichen Niedrigkeit und Verkommenheit sei schon deshalb interessant, weil diese Niedrigkeit und diese Verkommenheit tatsächlich vorhanden sein mögen. Das Nackte ist ja allerdings auch vorhanden, es ist ja auch vollkommen wahr; aber das verhindert doch nicht, daß sich Zola wenn er mit Menschen verkehrt, Kleider anzieht, die über das Bedürfnis; des Schutzes gegen die Witterung hinausgehen.

An keinem wird ein gutes Haar gelassen. Wir haben diese Galerie von Männern und Weibern betrachtet! Bedenken denn die Autoren nicht, daß auch sie Mütter, Frauen und Schwestern haben, um wenigstens einige Ausnahmen gelten zu lassen, wenn sie die Sittenlosigkeit der Weiber als die Regel aufstellen? Und es ist ja gar nicht wahr, was uns da gesagt wird. Die Pariser Bourgeoisie hat sicherlich ihre Fehler und ihre Laster, aber so schlimm wie Zola sie schildert, ist sie sicherlich nicht! Schlimm ist nur, daß Zola keinen Sinn für das Tüchtige und Ehrenhafte hat. Und die Franzosen mögen sich bei ihm bedanken. Wenn sie diesen Propheten ehren. so stehen sie auf einer Erhabenheit des Standpunktes, an die keine andere Nation hinanreicht, denn kein Schriftsteller thut so viel dazu, die Achtung vor seinem Lande zu vernichten und die Borurtheile gegen dasselbe zu schärfen, wie gerade Zola.

Freilich ist der Erfolg, wie er sich durch Zahlen ausspricht, ganz gewaltig; aber es sollte mich doch sehr wundern, wenn er dauerhaft wäre. Es ist kaum noch möglich, diese Lectiire für Erwachsene zu bewältigen. Es konnte nicht fehlen, daß ein großes Talent im Dienste des Verwerflichen Aller Blicke auf sich ziehen, daß Zola heftige Gegner und leidenschaftliche Vertheidiger finden würde. Aber nun kennt man das leidige Lied, und die beständigen Variationen werden obencin mit der Zeit noch langweilig. „?ot> lZoniUe" steht auch als rein schriftstellerisches Werk gegen „l'Assommoir" und „Nana" sehr erheblich zurück. Es ist matter und müder — Zola hat seinen Köcher geleert und den Strang seines Bogens verbraucht. Erst gegen d«S Ende des Romans rafft er sich zu den stärkeren Leistungen auf, die die Kritik, wenn sie die Verwerflichkeit seiner Dichtungen tadelt, noch immer zu einer respektvollen Behandlung des Schriftstellers nöthigen.

VII.

Zolas Weltanschauung ist immer trüber und trüber geworden.

„Wieviel Jammer!" ruft der Priester aus, und der Arzt entgegnet: „Es ist das Leben."

Es ist das Leben nach der Auffassung eines Schwarzsehers wie Zola, nicht das Leben, wie es das reine Gemüth des Dichters erfaßt. Dieser läßt seinen Helden ausrufen: „O Königin, das Leben ist doch schön!"

Das Geheimnis; dieser ganzen naturalistischen Dichtung Zolas wird durch eine grausame Offenheit enthüllt. Es ist ein überwundener Standpunkt, daß das Leben im Sinne des Dichters interessant ist, wo man's packt; der Dichter Zola stellt das Programm auf: wenn man sich wohl befindet, ist es nicht mehr interessant! Seite 467: „^»aml on sepoi-ts si Kien, «o n'sst pIns interessant." Da haben wir den leitenden Grundsatz des naturalistischen Katechismus! Gesundheit ist langweilig, wir wollen interessant sein, nnd deshalb befassen wir uns nur mit dem Krankhaften. Es ist zu verwundern, daß ein so kluger Mann wie Zola in dieser unvorsichtigen Weise die Geheimnisse seiner Schule hat ausplaudern können.

Befindet er sich etwa auch von Zeit zu Zeit in der Stimmung seines Abb« Mauduit? Beschlcicht auch ihn mitunter der Zweifel, ob er ein guter Priester, ein getreuer Diener am Worte sei, nnd ob er mit dem Pfunde, das ihm gegeben, so wuchere, daß er die schließlich? Abrechnung nicht zn fürchten hat? Wenn er in der Welt eben nur den Sieg der Dummheit und des Lasters ficht, wenn er überzeugt ist, daß alle sittlichen Stützen unserer Ordnung zusammenbrechen, dann wäre es begreiflich, daß er wie sein Priester ohnmächtig hinsinkt und nicht mehr die Kraft verspürt, sich durch diesen menschlichen Jammer hindurchzuarbeiten. Nnd wenn er dann in dem Glauben, daß die Wahrheit todt und der Himmel leer ist, verlaugend aufblickt, dann wird auch für ihn, wie für den AbbS Mauduit, der Heiland „nnr eine leb« lose bleiche Gypsfigur ohne einen Blutstropfen" sein.

Mit Ekel und Widerwillen schlägt man das Buch zu, zugleich mit tiefem Bedauern, daß ein begabter Dichter der Verfasser ist. der in seinem Selbstbewußtsein keine andere Meinung anerkennt, als die seinige, der den Anspruch darauf erhebt und die Kraft zu besitzen glaubt, die ethischen und ästhetischen Anschauungen einer ganzen Culturpoche nach seinem Willen umzugestalten. Verdrossen und erbittert gegen sich und seine Umgebung legt man dos Buch aus der Haut, um es nie wieder aufzunehmen. Denn man hat genau die Empfindung, dir das Kammermädchen Lisa ausspricht: Man wird vou der unanständigen Gesinnung dieser Gesellschaft angesteckt. I«r«Is; on v iloviont mallionn^ts m.i!Fi-6 »vi."

Illustrierte Bibliographie.

ilonue»s»t!onsle5>c««. 13. illustrirc Auslage, Leipzig. F. A. Blockhaus. Vir sind in der bencidnswcithen Lage, zwei Conversationslezica zu be sihcn, welche sich durch ihre verschiedenen Vorzüge die Palme streitig machen, ohne das, man entschieden eines davon für den Sieger erklären konnte. Bei dem Ankaufe eines solchen Handbuches entschied man sich aus irgend einer Liebhaberei oder aus einem kleinen Grunde für den Menrr oder siir den Brockhnus; aber Niemand hätte

zu sagen gewagt, das, er das Nichtgewähltc für schlechter hielte; die Meisten hätten gewiß am Liebsten beide zugleich gelauft.

Ter Blockhaus ist das ältere »on den beiden Büchern; er hat schon ein bcinalie ehrwürdiges Alter, denn seine Anfänge fallen mit denen unfercs Jahrhunderts zu sammcn. Seine Entstehungsgeschichte ist eine ziemlich merkwürdige, ein kennzeichnendes Stück aus einer elenden Zeit. In der vorzüglichen Lcbcns-geschichte von F. A. Brockhaus, dem Stifter des Geschäftes, findet man die vollständigen, urkundlich belegten Nachrichten darüber, mit wie viel kleinlichen Schwierigkeiten, mit wie viel Bosheit

und Mißgunst und Unverstand ein Mann damals zu kämpfen hatte, wenn er einen guten Einfall grofzartig ausführen wollte.

In der That trat das Brockhaus'sche Converfationslezicon von vorhercin als Sieger auf. Wer einmal die erste Auflage gesehen hat, der weiß, das, sie sich immer

noch etwas altvaterisch zwar, aber sehr stattlich darstellt, lind das! man sie auch ganz gut brauchen kann. In den siebzig Jahren, die seitdem verflossen sind, ist es zu einem

Hausbuche geworden, ist sein Name schon in's Sprichwort gekommen, und hat es sich mannhaft gegen jeden Wettbewerb behauptet.

< ^ In den letzten Jahren allerdings

hatte das Mcuersche ihm ein wenig den Rang abzulaufen begonnen. Der Druck war gefälliger, vor Allem die Ausstattung mit Karten und Abbildungen (die im Blockhaus fehlten) reicher. Nie Verleger haben demnach eingesehen, daß sie in dieser Äußerlichkeit ihr Werl einer durchgreifenden Veränderung unterziehen mühten, und sie haben bei dieser dreizehnten Auslage danach gehandelt. Nachdem gegenwärtig der erste Band derselben abgeschlossen ist, rann man sich ungefähr ein Urtheil darüber bilden, und dieses fällt auf das (Dünstigste aus. Nah der Text teilweise sehr bedeutend umgearbeitet worden ist, versteht sich von selbst, und daß bei der Redaktion desselben Gelehrte ersten Ranges Ihitig gewesen sind, versteht sich desgleichen, und daß das Werk gut ausgefallen ist, braucht wohl nicht erst ver, sichert zu werden. Es seien nur noch einige Worte über die Ausstattung gesagt. Für den Text sind jetzt ebenso wie bei Meyer gebrochene Spalten ge» wählt worden. Man ist das nun einmal bei Wörterbüchern so gewöhnt und freut sich des Zugständnisses so, daß man gern die Verkleinerung des Druckes mit in den Kauf nimmt. Außerdem sind dem Buche Karten und Holzschnittillustrationen (von denen wir einige Proben geben) beigelegt worden. Beides entspricht allen Anforderungen, die man nur Del Münsü'i ,Il Flciuiig t. Vi. stellen mag. Hoffentlich schließt

Aus z. A. Viockhll«' ‚e°n°°r!a!i!>nlic!<c<.n." siH nuit Blockhaus dem Vor

gänge des bibliographischen Instituts (wo Mcuer's Lexicon erscheint) auch darin an, daß er einen Schlüssel (der wirtlich sehr brauchbar ist) und Jahressupplcmnte veröffentlicht. Etwas diesen Aehnliches besaß er schon früher in „Unserer Zeit" vor der Umgestaltung dieser Zeitschrift. Jedenfalls ist es eine sehr wünschenswerthe Zugabe, denn ohne sie veraltet solch ein Buch, das ein immerhin ziemlich kostbares Ding ist, doch gar zu schnell. —c!:.

Adolf Menzels Illustrationen ,u den Werken Friedrichs des Großen. In

Holz geschnitten von O. Vogel, A. Vogel, Fr. Unzclmann und H. Müller.

200 Blätter, mit Text von Ludwig Pictsch. Berlin 1882. R. Wagners

Verlagsbuchhandlung. 4 Bände. Das vorliegende Werk ist eine sogenannte Liebhaberausgabe: cH sind überhaupt nur dreihundert Exemplare davon abgezogen worden. Der große Erfolg, den es sofort gefunden — binnen kürzester Frist waren 200 Exemplare verkauft — spricht nicht nur für den Werth der Veröffentlichung, sondern auch dafür, daß dieselbe einem lange gehegten und allgemein empfundenen Wunsche entgegenkam.

Jener Wunsch hat in der That bestanden. Man wuztc, daß diese Mcnzcl'schen Illustrationen das Schönste waren, was unter dem geistreichen Stifte des damals jugendlichen Meisters hervorgegangen, und das Vollkommenste, was der neuere Holzschnitt hervorgebracht hatte. Und die wenigen Blätter daraus, die sich hie und da in die Mappen eines Kunstfreundes verirrt hatten — Preisstücke seltenster Art — bewiesen denen, die sie gesehen, daß jenes Urthcil keineswegs übertrieben hatte. Die Sammlung selbst aber war eigentlich unerreichbar, denn sie bildete einen Bestandthcil der Prachtausgabc von dm Werken Friedrichs des Großen, die Friedrich Wilhelm IV. veranstaltet hatte.

Diese Prachtausgabe war selbst nur in einer sehr beschränkten Anzahl von Exemplaren abgezogen worden, welche überhaupt nicht auf den Büchermarkt gekommen sind. Sic wurden an die großen öffentlichen Büchereien abgegeben, oder an Männer von ganz besonderer Auszeichnung verschenkt: unter Anderem — und das ist wohl ziemlich der letzte Fall eines solchen Geschenkes gewesen — erhielt Thiers kurz nach dem Frankfurter Frieden diese bcneidenswerthe Gabe.

Wer gern Büchereien besucht, der hat diese in Maroquin gebundenen Quartanten gewiß oft genug gesehen: meist stehen sie neben anderen Prunkstücken an bevorzugtem Platze — mehr zum Augentrost als zur Benutzung bestimmt, denn sie werden nicht verliehen und nur für Kenner im Lesezimmer ausgelegt. Der Text dieser Ausgabe ist seitdem allen folgndcn zu Grunde gelegt worden. Der bekannte Friedrich-Kenner Preuß hatte die Bearbeitung desselben, mit der dem Namen nach die Berliner Akademie betraut worden war, übernommen. Der großen Sorgfalt, womit diese Aufgabe durchgeführt worden war, entsprach die äußere Ausstattung. Von dem Einband ist schon geredet: Druck und Papier, durch die damalige Geheime Ober Hof-Buchdruckerci von Decker geliefert, waren das Schönste, was zu jener Zeit geleistet werden konnte, und werden noch heute kaum übertroffen worden fein. Außerdem waren zum Schmucke des Werkes große Bildnisse bestimmt, deren Zeichnung und Stich in die bewährtesten Hände gelegt wurden.

Daß der königliche Herausgeber sich damit nicht begnügte, sondern auch dem Holzschnitte eine wenn auch bescheidene Hilfsleistung bei dem großen Werke zugewiesen, das ist ein Ruhm für seinen feinen Kunstsinn, den der Umstand nicht schmälern wird, daß er sich schwerlich über die Bedeutung dessen, was er damit gcthan, klar gewesen ist. Man muß ja den Vorgängen schon ferner stehen, um sie recht zu würdigen. Heute wissen wir wohl, was jener zu besagen hatte.

Der Holzschnitt war damals eine ganz junge Kunstübung. Was die großen Meister des 16. Jahrhunderts geleistet hatten, das hatte schon vor dem großen Kriege der verwildernde Geschmack zu übersehen angefangen und hatte sich ganz dem Mctallstiche zugewcndt. Von der Illustration und der Herstellung großer Blätter beinahe völlig ausgeschlossen, fristete jener ein kümmerliches Dasein, dem er eigentlich erst im Anfange dieses Jahrhunderts entzogen worden ist, als gleichzeitig die Sammcllust sich den alten Holzschnitten zuzuwenden begann, und nach und nach einige Holzschneider sich an das Licht der allgemeinen Aufmerksamkeit durcharbeiteten, welche Kraft und Willen besaßen, Besseres zu leisten als die Vignetten auf Tabaksdüten, die schließlich fast allein noch ihrer Kunst Aufgaben gestellt hatten.

Immerhin war die Entwicklung eine ziemlich langsame. Sic lag fast noch in den Windeln, als Adolf Menzel bekannt zu werden anfang. Der Geschichtsschreiber Kugler war einer der Ersten, dem er in die Augen siel, derjenige jedenfalls, dessen Hilfe feine Voltsthiimlichkeit die erste und zugleich mächtigste Förderung verdankte.' Er schrieb für ihn feine „Geschichte Friedrichs des Großen", die im Jahre 1340 herauskam. Es ist nicht grade das Muster einer Lebensgeschichte, ein etwas trockenes, sandiges Vuch, dessen Inhalt schwerlich viel dazu beigetragen hat, dem Volle seinen Helden nahe zu rücken. Wenn es trotzdem einen nachhaltigen, noch heute fortwirkenden Erfolg gehabt hat, so dankte es diesen den Zeichnungen Menzels. Es ist wohl überflüssig, dieselben zu charakterisiren: Jedermann kennt sie. Sic sind das Beste, was wir über jenen Gegenstand besitzen, sind das unübertroffene Abbild jener denkwürdigen Regicrungszeit, haben vor Allem das Urbild Friedrichs geschaffen, welches im Volle lebt und seitdem jeder neuen Darstellung zu Grunde gelegt wird. Für die damaligen Bewunderer kam aber noch ein Gesichtspunkt in Betracht, den wir heute nur noch nachempfinden können. Diese Illustrationen gaben eine ganz neue Anschauung uon der Leistungsfähigkeit des Holzschnitts. Wenn bisher lein neuerer Künstler so für die Holzfhncider zu zeichnen vermocht hatte, so hatte auch kein Holzschneider es so gut verstanden, die Absichten des Zeichners wiederzugeben, wie die bcidcn Vogels, Innzclmann und Müller.

Das Buch ist ein Markstein in der Geschichte des Holzschnitts. Dm zweiten bezeichnet die Berufung der genannten fünf Künstler zur Beteiligung an Friedrich Wilhelms IV. Prachtausgabe. Es war das erste Mal, und es war eine hohe Auszeichnung, das; man den so lange mißachteten Holzschnitt wieder zur Ausschmückung eines so kostbar angelegten Werkes zuließ.

Im Spätsommer 1843 erhielt Menzel den königlichen Auftrag. Erfüllte zudem dreißigbändigcn, Werke 200 Schlußstücke zeichnen, die unter die einzelnen Schriften gesetzt werden sollten. Sechs Jahre hatte er auf die Ausführung verwandt: un> Weihnachten 1849 war dieselbe erledigt. Es war nichts Kleines; rein äußerliche Dinge erschwerten iseine Thätigkeit. Er durste den Naum von 12 Eeitinietern im Quadrat nicht überschreiten, und dieses Maß erlegte natürlich auch der Wahl seiner Darstellungen eine gewisse Beschränkung auf.

Ueberblickt man heute diese Blätter im Zusammenhang, die bisher in den Schriften Friedrichs des Großen zerstreut gewesen, so hat man das Gefühl rilckhaltslofeftcr Bewunderung; ja man sagt sich, daß man dem Meister, so hoch man ihn immer geschätzt haben mag, bisher nicht entfernt gerecht geworden ist. Hier ist nicht nur das höchste Können»: hier ist einer der geistreichsten Künstler des Jahrhunderts, ein feinsinniger Mensch voll anziehendster Liebenswürdigkeit.

Friedrichs Schriften zu illustriren, war, auch abgesehen von den vorhin erwähnten Schwierigkeiten, nicht leicht. Welche Aufgabe es gewesen, das erkennt man erst hier, in der meisterhaften Lösung. Friedrich der Große war das echte Kind seines Jahrhunderts, das es überhaupt liebte, alle Erscheinungen unter allgemeine Gesichtspunkte zu bringen. Er selbst nannte sich nicht umsonst den Philosophen. Gemäß dem herrschenden Geschmacke, hatte seine Schreibweise uon vorn herein wenig Sinnliches Anschauliches, und dieselbe Abwendung davon zum Philosophischen hin zeigt auch die Wahl seiner Stoffe. Briefe, Schriften geschichtlichen, lriegswissenschaftlichen oder moralisircnden Inhalts, Gedichte, auf die der mit Vorliebe angewandte Ausdruck „Tde" vorzüglich paßt, wenn man sich darunter «was Echulmäßiges denkt, das sind die Werke, worunter Menzel gleichsam das zusammenfassende Schlußwort setzen sollte. Denn mit wenige» Ausnahmen bot keines von ihnen ein Ercigniß, einen Gedanken, eine Wendung — irgend ein bestimmtes Ding, dessen Bild der Künstler nur hätte festzuhalten brauchen. Suchen mußte man den malerischen Punkt.

Erwägt man das, so begreift man, daß Menzel kaum weniger Geist brauchte, als einst dem königlichen Schriftsteller zur Verfügung gestanden hatte. Bei der Betrachtung seiner Zeichnungen ist die Beobachtung, wie Menzel immer den malerischen Punlt gefunden, eine der genußreichsten Beschäftigungen. Ermöglicht wird sie allerdings allein durch den Tezt, für den man gar nicht genug Anerkennung haben lann. Dem Verfasser des,clbcn,Ludw ig Pictsch, blieb allerdings immer der letzte Ausweg, sich an den Künstler zu wenden und ihn zu fragen, wie er zu seinem Bilde gekommen sei und was er sich dabei gedacht habe. Immerhin wird er Friedrichs Weile l»um weniger gewissenhaft haben durchstudiren müssen als jener. Und die Frucht dieser Mühe? Fünf bis zehn, höchstens fünfzehn Zeilen Text zu jedem Blatte: eine larze Beschreibung, wenn möglich die Textworte, worauf das Bild fußt, sonst nur eine ganz gedrängte Andeutung des Gedankenganges, den Menzel eingeschlagen. Nirgends drängt sich der Erklärer vor. Das ist eine Bescheidenheit, die den Leser doppelt dankbar für die untrügliche Zuverlässigkeit seines Textes stimmt. In dem Werke, worin wirklich Alles vollkommen und untadelig ist, hat auch der Führer Vollkommenes und Untadeliges geleistet. Das, was der Text giebt, ist nur das Nothwendige, ist aber auch ziemlich unbedingt nothwendig. Denn wer von uns kennt denn auch nur die Hauptschriften Friedrichs genauer? An ihm ist sein Französeln haften geblieben wie ein Fluch — nicht das mindest Tragische an seinen: Bilde! Hoffen wir, daß diese Ausgabe manchen auch zu dem Schriftsteller zuriicklenkt.

Wir sind meist gewohnt, Menzel als den großen Realisten zu betrachten, bei dessen Bildern man sich wohl etwas denken lann, von denen aber Niemand zu behaupten vermag, daß sie einen bestimmten Gedanken ausdrücken sollen. Hier nun wird man überrascht von der Fülle malerisch an den Tag gelegter Gedanken, genug, um eine ganze Schule von Programmmalern ihr Lebelang glücklich zu machen. Man erkennt, daß das, was wir bei ihm Realismus nennen, die freiwillige Zurückhaltung eines Mannes ist, der die Leistungsfähigkeit und Grenzen jedes Kunstgcbictes erkannt hatMenzel weiß eben, daß man viel mehr sagen kann, wenn man auf dein Boden eines Gcdllnlenlreises steht, in den der Beschauer schon hercingelreten ist, daß dem Illustrator in diesem Sinne die Grenzen seines Ausdrucksvermögens sehr viel weiter gesteckt sind, als irgend einem andern bildenden Künstler.

Das gilt für den Fall, daß Menzel völlig in Friedrichs Kreise bleibt. Häufig genug aber nimmt er zu dem Stoffe, den dieser behandelt, seine ganz eigene Stellung. So sind die meisten seiner humoristisch gehaltenen Blätter entstanden. Allerdings nicht jenes, welches das Hochzeitsgedicht an Lcntulus schließt: die Putten, die als Schweizerhüben verkleidet, den Sprecher mit dem Carmen voran, das riesige Käscrnd anschleppen — eine ganz prächtige Gruppe — entsprechen dem Inhalte des Gedichts an den Schweizer Lentulus, dem sein Gönner den heimathlichen Leckerbissen als Hochzeitsgabe schickt. Auch nicht die Illustration zum ?nllaäioii — jenem ziemlich frostigen Heldengedicht auf die komischen Fähnrisse „meines dicken Valori" — übertriebene Nachahmungen alter Kupferstiche billiger Herkunft, deren gamaschige Wichtigthuerei jedenfalls belustigender ist, als die Verse des großen Königs. Auch der über dem Munitionswagen hängende Vorhang mit der assirischen Adlerjagd — die Jäger tragen die Züge Maria Theresias, Ludwigs XV. und der Pompadour — entspricht noch ziemlich der Satire Friedrichs, die das Bild illustriert. Häufig tritt aber der Illustrator vor und spricht zum Schluß eine humoristische Glosse: so wenn er unter den Lustspielen, die während des Kriegs verfaßt worden sind, den Feldherrn darstellt, der sich den Soccus anschnallt, während die Muse laut lachend unter dem Baume sitzt und ihm zusieht. Oder wenn er unter die „Cauallerieinstruction" das Bild zweier studircndcr Lieutenants setzt: eines Strebers, der fleißig studirt, und eines andern, dem die ermüdete Natur den Gehorsam geweigert hat und der von besseren Gefilden friedlich träumt. Oder wenn er unter den „Elementen der Eastrametrie" darstellt, wie ein harmloser Maler, der das Lager aufnehmen will, von einem schnauzbärtigen Husaren so grob fortgewiescn wird, daß er aus Angst vor der erhobenen Pistole Hut und Malkasten und Alles verliert. Ja er tritt dem Schriftsteller gradczu gegenüber oder fpricht wenigstens aus, was dieser

schwerlich zugestehen mag. Unter die schwungvolle Ode an die „göttliche Emilie" — Frau von CIMclet, die Geliebte Voltaires, der man den Hof machen mußte, wenn man den Ausbund des Jahrhunderts gewinnen wollte — zeichnet er eine Eule, die wohlgefällig den dicken Weihrauch cinathmet —: die ebenso eitle als gelehrte Frau würde sich über das Bildchen schwerlich sehr gefreut haben.

Er scheut sich auch nicht, den König zu verbessern. Nennt dieser Newton und Locke als die Fürsten der Wissenschaft, so fetzt er neben ihr Bild das Keplers und des Kopernikus. Und über den Schandpfahl, an den Friedrich den Macchiavell geschlagen, hängt er den Lorbeerkranz und setzt seine Jahreszahl 1840 darunter.

Andere Blätter wieder geben dem zartesten Empfinden den poetischen Ausdruck. Da ist ein Briefwechsel zwischen Vater und Sohn: meist dürre Worte, viel ist darin von „langen Kerls" und Landwirthschaft und Geld die Rede. Das Bild dazu ziiigt den Kronprinzen als Gärtnerbmschen, der den strengen Vater in einer Baumschule umherführt. Als Porträts sind die beiden Gestalten höchst charakteristisch: aber diese Situation zu finden, dazu gehörte der Patriot und der feinsinnige Mensch, der zwischen den Zeilen liest. Aehnlich zeichnet er unter dem Briefwechsel mit der Mutter, der fast nur halbamtliche Siegsberichte enthält, eine Victoria, die der alten, an den Stuhl gefesselten Frau die Palme bringt. Sehr schön sind auch die Schluszstücke zu den drei Thcilcn der Correspondcnz mit Voltaire. Der erste geht bis 1740: hier beugt der Franzose sich vor dem Strnhlenglanzc des aufgehenden Gestirns zur Erde. Der andre, der mit dem unglücklichen Ausgange des Berliner Besuches schließt, zeigt jenen unter der Gestalt eines alten Juden, der sich zu der fern ausgebreiteten Stadt zurückwendet, sie zu verfluchen. Die Freundschaft hat damit kein Ende, es folgt ein Nachsommer, den erst Voltaires Tod abschließt: mir sehen die Leiche auf dem Schaubette, von Lorbeer« bedeckt, auf dem hageren Todengsichte noch immer die Spuren jenes Geistes, der es schön gemacht, und jenes böse Lächeln, das dem warmen Herzen des großen Tobten so viel Unrecht gcthan. D'Alcmbert, den der König wohl am Liebsten gehabt, weil er nie vertraut mit ihm verkehrt hatte, ist als junger Heros dargestellt, der, riesig auf der Weltkugel stehend, den Python bezwingt, an dessen Brüsten Schlangen saugen, und als Diogenes, vor dessen Tonne Alexander lauschend sitzt.

Die Allegorie nimmt überhaupt, wie es ja in der Natur der behandelten Schriften liegt, unter den Darstellungsarten ein weites Feld ein. Selten beruht sie in bloßen Attributen, die dann freilich immer in der geistreichsten Weise erfunden sind, wie Preußens Compaß, der Entwurf über den Fürstcnbund u. s. w. An christlicher Allegorie findet man wenig; dieselbe scheint überhaupt zu aain, zu unbillich zu sein, um außer in Andachtsschriften rechte Verwendung finden zu können. Nur der Spruch: „Und er soll Dir den Kopf zertreten" :c. hat zu einer glücklichen Verwcrthung Anlaß gegeben. Das Bild der drei Fanatiker, des Lutheraners, des Calvinisten und des Katholiken, die grimmig der verschlossenen Pforte den Rücken kehren, über deren Oberschwelle da« Licht der Erkenntnis; herausbricht — das kann man doch schwerlich mehr als eine christliche Allegorie gelten lassen. Dagegen zeigt Menzel, daß er Schulen und Aka demcn mit Nutzen durchlaufen, in der Benutzung antiker Anschauungen. Da finde: man beinahe den ganzen Schatz beisammen: Hcracles und

Joloas, welche die Hydra bekämpfen, Asklepios im Ringen mit der todbringenden Atropos, Mars, der den Janustempel össnet, Sisnphus (er sieht unter der „Ode an die Preußen" und soll ihrv angenehme Daseinsaufgabe symbolisircn) u. s. w. Höchst eigenthümlich, aber dem Geiste des Rococo nicht widersprechend und auch mit unseren Anschauungen wohl vereinbar, ist die Mischung allegorischer Figuren mit modernen. Die Illustration, die ja sterS im Zusammenhange mit dem Texte bleibt und von vorn herein so empfangen worden ist, braucht sich das nicht zu versagen. Ein hübsches Blatt der Art stellt Friedrich dar, wie er mit der einen Hand seines Vaters krankem Diener nach dem Pulse saßt, mit der andern die Todcsgöttin vom Lager wegzudrängen sucht. Noch ausgeprägter nnd iibcrouc ausdrucksvoll tritt diese Mischung in dem Schlusztücke zu einer der historischen Schriften

cmf: unter den Fittigen der Nacht, die auf die Annen des Feindes Schlummersäfte auspreßt, eilt ein preußischer Grenadier über die Leiber der Ocsterreicher hinweg, deren einer, schon hinter ihm, sich drohend aufrichtet und wenigstens nachträglich nach dem Schwerte greift.

Eine lange Reihe von Bildnissen enthält das Werl. Es ist eine Art Orbi» pi«tu8 des XVIII. Jahrhunderts. Fürsten und Fürstinnen in langer Reihe, Feldherren und Staatsmänner, Gelehrte und Dichter: man findet ihrer viele und vermißt laum einen, dessen Angesicht man gern sehen möchte. Und es sind historische Porträts. Jeder einzelne ist gewissermaßen handelnd dargestellt: Peter III, wie er eben den Thron bestiegen und nun seinem Helden die Friedenshand entgegenstreckt, Karl VII. schlaff und verrottet, die Pompadour am Schreibtisch, beschäftigt mit den berichtigten Briefen an Maria Theresia u. f. w. Eines dieser Bildnisse ist übrigens in einer Nebensache merkwürdig: Im vorigen Jahre bewunderte man es allgemein als einen ganz neuen Einfall Reinhold Vegas', daß er den Mantel so um sein Molttc-Nildniß schlug, daß dessen Falten den Ansatz der Büste verdeckten. Menzel zeichnet eine prächtige Büste der Katharina, bei welcher der Mantel genau so behandelt ist. Auch eine Huldigung sei erwähnt, die unser Künstler einem Abgeschiedenen darbringt: unter den Briefwechsel mit Moritz von Sachsen hat er eine Skizze von Pigalles großartigem Denkmale im Etraßbuigr Münster gesetzt.

Um diese Bildnisse nun schlingen sich die anmuthigsten Rahmen und Cartouchen, in ihren Zierrathen voll von sinnreichen Anspielungen, daß der Betrachter gar nicht müde wird. Menzel ist hier ganz in die Anschauung des Nococo eingedrungen, jenes merkwürdigen Zeitalters, dessen Haarbeutel leicht und gefällig wie Psucheflüge! auf den Schultern schwebt. Auch die Umgebung seiner Gestalten, die geschwungenen Linien des Hausraths, die lichten Räume, die geblähten Draperien — Alles zeigt die Anschauung jenes Jahrhunderts. Derselbe Mann, der den Geist des unsrigen erfaßt und ausgedrückt hat wie kein Anderer, findet sich mit Leichtigkeit auch in jene Formen. Bei den Soldatenbildern zeigt sich dieser historische Geist natürlich am auffälligsten. Menzel, dem wir ja die Uniformtupen von Friedrichs des Großen Heer verdanken, weiß selbstverständlich, wie jeder Gamaschenlnopf sitzt, und welche Falten die gefüllte Plltrontasche in den Waffenrock preßt. Da ist nichts Gequältes; Alles ist wie spielend hingeworfen.

Und ebenso steht es mit den Darstellungsgegenstiinden an sich. Dieses Formengcdächtniß ist unerschöpflich und untrüglich. Jede Bewegung ist mit einer Sicherheit gefaßt, der gegenüber ein Zweifel gar nicht aufkommt. Ob das blas ein nackter Arm ist, der mit einigen Lorbeerblättern das blutige Schwert abwischt, oder eine verbundene Hand, die steif und vorsichtig in den vorgehaltenen Panzerhandschuh fährt — eine Bewegung, die man doch nicht alle Tage in der Küche fchen kann — das ist ganz gleichgiltig. Es sind Blätter darunter, die den Eindruck einer ganz erstaunlichen Nlllurwahrhcit machen. Da ist ein Soldat, der sich lange mit einem überlangen Reisigbündel krumm geschleppt, und der es nun erleichtert neben dem Feuer — nicht hinwirft, fondcrn einfach fallen läßt; da ist ein anderer, der sich den Rock auszieht, und dem es dabei augenscheinlich gar nicht schnell genug von der Hand gehen kann; ein Dicker, der sich gähnend räkelt und die Arme mit den gcballcn Fäusten streckt. Oder stürmende Grenadiere, im Satze über einen Graben springend, stolpernd, fallend, sich wieder auffaffend, sechs Bewegungen durcheinander, jeder scharf im kurzen Augenblicke aufgefaßt.

Uebcrall findet man in den Zeichnungen diese Wahrheit und diese großartige Einfachheit. Menzel bietet keine erdrückenden Mittel auf: das hat er nicht nöihig. Aber er verfällt auch nirgends der Gcleckthcit. Uebcrall begnügt er sich mit dem Ausdruck der Natur. Und was er damit erreicht! Da wird ein Pferd uorbccgcführt und dreht den Kopf nach einem Invaliden, der am Nrückenrande sitzt. Kann man sich etwas Einfacheres denken? Aber man muß sehen, was Menzel daraus gemacht hat. — Fast alle dieser Illustrationen sind Bilder an sich, die auch losgelöst vom Texte als abgeschlossene Kunstweile erscheinen. Meistens sind es Genrebilder, die sich so anspruchslos geben, so ohne Suchen nach dem gebräuchlichen Witz, daß man sie nicht beschreiben kann. Was ist an zwei Kadetten zu sehe», uon denen der eine studirt, der andere gelangweilt in den grauen Tag hinausstartt? lieber so einen Stoff muh erst ein Menzel kommen. Man hat diesen Bildern gegenüber die Empfindung, daß hier köstliche Ncichthümer achtlos, ungezählt hingeschleudrt werden, weil sich ihr glücklicher Besitzer ihrer Unerfchöpflichkeit sicher bewußt ist. Er braucht feine Phantasie nicht zu quälen: die Bilder strömen ihm fortwährend uon Neuem zu.

Man kann hier auch Studien zu dem angenehmen Gemeinplätze: „Menzel üeht nur das Häßliche" — machen. Das ist gewiß nicht wahr. Ihm geht nur der Ausdruck über die Schönheit der äußeren Form. Der oben erwähnte Sistiphus ist freilich keine Gestalt, die in Jugend prangt, dafür ist sein Stemmen gegen die zermalmende Schwere des zurückrollenden Steines um so glaubhafter dargestellt. Hier ist die Schönheit eine innerliche und sie ist sicher schätzenswerther als die flache Gefälligkeit. Daß Menzel auch schöne Dinge, nicht nur geistig, sondern auch körperlich schöne Dinge sieht, dafür findet man hier zehn Belege statt eines.

Jenes Streben nach unbedingter Wahrheit hat übrigens Menzel, dessen Realismus, wie schon oben gesagt, nicht eben Plaththeit bedeutet, nicht verhindert, bisweilen auch ein wenig phantastisch zu sein. So findet sich auf einem Bilde ein Theil nicht für die Anschauung des Betrachters, sondern aus der einer der Figuren heraus dargestellt. Es ist die Illustration zu einem Gedichte, das Ermahnungen vor Ausschweifungen enthält. Sehr übermächtig und noch unsicher auf den Füßen klammert sich der angpredigte Jüngling an einen Tisch, auf dem vom gestrigen Male noch Gläser stehen. Seine Sinne täuschen ihn, er sieht die Gläser tanzen, und so hat sie Menzel auch gezeichnet. Der ganze Auftritt ist etwas stark Humoristisches und es ist sicher, daß man in dieser Auffassung ein solches Wagnis, am allerleichtesten urlträgt. Busch und Oberländer, die doch gewiß Künstler sind, haben Nchnliches oft gezeichnet: was bei Menzel nur auffällt, das ist der Gegensatz dieses Zuges zu der sorgfältigen und nirgends übertriebenen Darstellung in den übrigen Theilen des Bildes. Jener sticht aus diesen wirtlich hervor wie ein Betrunkener aus einer Gesellschaft nüchterncr Menschen.

Man kann leider nicht alles Einzelne erwähnen, was man über diese Zeichnungen gern noch vorbringen möchte: denn man kann über sie doch nicht wieder ein ganzes Buch schreiben. So seien zum Schluß nur noch einige Worte über die Thätigkcit der Holzschneider hinzugefügt. Menzel selbst hat darüber geäußert, diese Holzschnitte seien das Höchste, was der Facsimileschnitt überhaupt zu leisten vermöchte. Das ist ein sehr großes Wort. Daß es aber heute noch Geltung hat, daß in der That bisher nichts hervorgebracht worden ist, trotz den Fortschritten, welche diese Kunstübung sonst seitdem gemacht, was jene überträfe, das ist wohl das Ehrendste, was man überhaupt darüber sagen kann. Diese Holzschnitte machen in der That den wunderbaren Eindruck, als wären sie unmittelbar unter der Hand des Künstlers hervorgegangen. Von dem Zwischenglied«», das zwischen diesem und dem Beschauer vermittelt, der Thätigkcit des Holzschneiders erhält man zunächst eigentlich gar leinen Eindruck. In den Einzelheiten sowohl wie im Ganzen, im Strich wie im Allgenicineindruck empfindet man sofort und unvermindert das künstlerische Wesen des geistigen Urhebers. Ein solcher Erfolg läßt sich natürlich nur erreichen, wenn man das Handwerksmäßige vollkommen beherrscht. Das ist hier entschieden der Fall. Die Holzschnitte sind nicht geziert und geleckt, aber sie sind so fein und dabei so kräftig im Strich, daß man bei der Aehnlichkeit in der Empfindung des Zeichners sich häufig an die großen Stecher des vergangenen Jahrhunderts gemahnt fühlt. Es mag sehr schwer gewesen sein, da« zu erreichen und einen Meister wie Menzel zufrieden zu stellen! ,

Meist ist die Ausführung eine sehr einfache, mit wenigen feinen Strichen, d ie eigentlich nur den Umriß geben. Aber darauf beschränken sie sich keineswegs. Der Hintergrund wird so «erdichtet, und solche Lichter werden ausgespart, daß das Helldunkel und eine ergreifende, völlig farbige Wirkung herausgearbeitet wird. Der Geist Heinrichs IV. bei Voltaire ist ein Beispiel davon, und vor Allem jenes herrliche Vlatt, das unter einer Schrift Friedrichs über deutsche Zustände steht: Germania, ein nacktes, heldisches Weib sitzt auf Gebirgsspitze, tief dunkel ballt sich hinter ihr Gewitter zu» sammcn, und ein Flammenstrahl, der ihren Körper groll beleuchtet, fährt daraus heruoer und schreibt das Menetekel 1806 an die Wolkenwand. —

lieber den Text ist schon gesprochen worden. Die Ausstattung, welche die schon durch ihre früheren verdienstvollen Unternehmungen (pildebrandts Aquarelle lt.) rühmlich bekannte Verlagshandlung von Rud. Wagner dem Werke gegeben hat, ist eine gediegene, ihre Pracht besteht in der kostbaren Einfachheit. Jeder Schnitt ist aus ein Quartblatt abgezogen, dem ein Tretblatt auf Büttcpapier vorgellebt ist. Der Druck ist in der Ncichsdruckcrei ausgeführt worden und ist untadelig. Bei den Holzschnitten versteht sich das von selbst: aber auch der Text ist mit den schönsten Antiqua-Lettern auf das Sorgfältigste gesetzt und enthält keinen Druckfehler. Das Titelblatt hat Menzel gezeichnet: ein flügeltragender Putte, der sich ängstlich zwischen den Stäben eines Zirkels durchwindet. Und dieser trägt ein menschliches Gesicht, höhnisch grinsend mit dem Spruche: XII ^outimötrez. Hio — nie 8»lt»! Auch die Einbanddecke rührt von Menzel her. Der Grund stellte die Terrasse von Sanssouci dar, links steht eine schwarz? Büste mit dem scharfen Profil des großen Königs, unter ihr zieht sich ein Gerank von Palmen und Lorbecrzweigen hin, auf denen Flöte und Feder, Degen und Fernrohr gebettet sind.

Deutschland ist nicht das Land der Liebhaberausgaben. Es fehlt hier «n der Ueberlieferung, und fast jeder bisherige Versuch, Derartiges zu schaffen, ist kläglich gescheiten. Bei uns herrscht noch viel zu viel die rohe Freude an der Masse. Wenn Jemand sich wirklich eine Bibliothek anlegt, dann liebt er nicht das einzelne Buch, sondern freut sich über die große Auswahl, und wenn er für ein prächtiges Werk ein ordentlich Stück Geld ausgibt, dann will er auch etwas dafür haben: einen goldstrotzenden Folioband, dick wie ein Arm und schwer -wie ein Koffer und voll von einigen hundert Illustrationen. Die Deutschen sind gewiß schnell zusammengezählt, welche die feinere Büchcrfrudc kennen und in ein eigentlich persönliches, wärmeres Verhältnis, zu ihrem Besitze treten. In Büchern kennt der Deutsche nicht >das'Glück, etwas zu besitzen, was nicht Jeder haben kann — nicht weil es sehr kostbar, sondern weil es selten ist. Die Meisten kennen im besten Falle nur als kläglichcn Ersatz dafür den Neid am Besitze der Anderen. Wir sind vielleicht ein durchschnittlich sehr gelehrtes Volk, aber im Vergleich zu anderen Völkern ist unsere Bildung doch noch viel zu jung und unser ganzes Leben noch zu arm, um solche Verfeinerungen zu kennen.

Uns bleibt nur noch ein Wunsch. Diese Ausgabe ist wndersböu und sie kann gar nicht freudig genug begrüßt werden. Aber die Mcnzcl'schen Blätter dürfen nicht ein halb ungekannter Besitz in den Händen weniger, in den Dingen dieser Welt Bevorzugter bleiben. Sie müssen dem ganzen Volke gehören. Von den nrsprüng'ichen Stöcken, die sich in Verwahrung unseres Museums befinden, hat man nicht mehr Abzüge nehmen können, ohne daß sie gelitten hätten. Jedenfalls ist dies der Grund für die Kleinheit^der Auflage. Es wäre Undenkbar, daß die Genehmigung versagt werden sollte, diese köstlichen Blätter auf mittelbarem Wege zu vervielfältigen, zumal die moderne Technik die Möglichkeit dazu bietet. Für Niemand anders als für die Verlagshandlung, worin die Liebhaberausgabe erschienen ist, liegt die Veranlassung so nahe, nun auch eine Volksausgabe zu veröffentlichen, die, äußerlich natürlich anspruchsloner ausgestattet, auch für den Mittelstand zugänglich ist. Sic müßte sich doch für einen Preis herstellen lassen, welcher den der landläufigen Prachtwerle nicht überstiege; dann erst würde dem großen Künstler und auch dem großen Könige ihr volles Recht geschehen sein. —cK.

llt« mit dem Tüchlein. Ein Bild aus Kais« Rothbarts Tagen von Alexander Spitz. Mainz. Druck und Verlag von Victor von Zabern. 1878.

Unzählige Lieder find vom Kaiser Barbarossa gesungen worden; die Heldensage, das Märchen, das Schauspiel wurden dazu verwendet, Züge seines Heldenlcben« zu verherrlichen und weit hinaus ins deutsche Land drang die Sage von ihm und seinen ruhmreichen Thaten. lind als nun gar das junge Deutschland sich feiner bemächtigte, den alten ritterlichen Kaiser zur Agitation für deutsche Einigkeit vcrwerthen wollte, da spielten der Kysshäuser, die Naben, der Zwerg, des Kaisers durch den Stein gewachsener Bart eine große Rolle in der Poesie.

Als das neue deutsche Reich erstand, als der herrliche jugendfrische Kaiser sein« ruhmvollen Schlachten schlug, da hätte man denken sollen, daß dem erlösten Barbarossa das ganze Voll entgegenjubeln und ein neuer Lieberfrühling sich über den Kufshäuser verbreiten würde. Doch Alles blieb still und erst einem Soldaten, der im neuen schönen Frieden still und gewissenhaft seiner Arbeit nachging, war es vergönnt, in einem wundervollen Liebe „aus Kaiser Rothbarts Tagen" die Geschichte des großen Hohenstaufen zu singen und in den alten Lorbeerkranz in finnisg zarter Weise manch frisches Blatt zu flechten.

1878 erschien das Buch und jetzt erst, Dank liebevollen Freunden, die fest darauf bestanden, daß der alternde, moderner Poesie fremd gewordene Mann feine Abneigung gegen dicfelbe bezwingen sollte, begann ich den starke» Band zu lesen und labte mich von Herzen am schönen, kunstvollen Aufbau des Ganzen, dem vollen Born der Dichtkunst, aus dem das Wer! entsprungen, dem Gedancnicichthum, der cdlen frommen Sitte, welche das Buch vom Anfang bis zu Ende durchweht. Wie konnte aber, fragte ich mich, nachdem ich das Gedicht ein zweites Mal beendet, dasselbe nicht allein mir, das mar lein Wunder, aber der literarifchen Welt fo völlig unbekannt bleiben? Mußte es nicht mit feiner, der deutschen Natur so zusagenden Romantik natürlichster, edelster Art sich Bahn brechen auf dem domcnrichen und doch soviel betretenen Pfade schriftstellerischer Thätigkcit? Und doch ist das Räthsl so leicht gelöst. Der Verfasser, seinem ernsten Berufe seit Jahren hier lebend, hat wohl wenig sich den literarischen Mittelpunkten genähert. Er hat nicht in den Salons vorgelesen, nicht, um ein mildes Wort zu brauchen, in unbedeutenden Journalen Artikel oder Erzählungen geschrieben, er hat die Rcclame ebenso wie sein Verleger verschmäht und geduldig gewartet, daß die Sonne durch die Wolken bräche.

Ich kenne den Verfasser nicht, mich treibt nicht Ncrus und Pflicht, die Lanze für ihn einzulegen — ich kämpfe für ihn, weil das Buch schön und gut ist und hat es sich erst Bahn gebrochen, so wird es die Eintagsfliegen überleben, fo wie der Adler den Zaunkönig.

Uto ist der Enkel des unglücklichen Pfalzgrafen Stahlcck, der, nachdem er Weib und Kinder in vrhängnißuollen Zufällen verloren hat und vom Kaiser überdicß mit entehrender Strafe belegt worden ist, sich als Einsiedcl in einen» Walde am Rheine verborgen hält. Im Walde trifft Uto mit Agnes, der Tochter des Ritters Walcn, zusammen; in ihrem Beisein erwürgt er einen Bären, wird von ihr verbunden und auf Walberts Schloß geführt. Dieser nimmt sich nach des Pfalzgrafen Tode des verlassenen Knaben an und läßt ihm eine ritterliche Erziehung zu Theil werden. Mit anderen Jünglingen, unter denen sich auch Gilge, sein eifersüchtiger Nebenbuhler' um Agnes' Liebe, befindet, zieht Uto nach Mainz zu des Rothbart vielbesungenem Maifeste, zeichnet sich besonders aus, wird zum Ritter geschlagen und schließt sich der Fahrt nach Italien zur Hochzeit König Heinrichs — des späteren Kaisers, an. Das Beilager wild in Mailand mit Glanz begangen, mit Nitterspielen gefeiert, doch klingen durch die Freude Mißklänge zwischen Deutschen und Welschen.

Vcrrath ist geschäftig, der Papst und die feindlichen Städte haben gerüstet und ziehen gegen das zu jener Zeit treue Mailand heran. Des Kaisers Sohn führt das Heer, Graf Diez die Vorhut, Uto trägt das Reichsbanner, fo überraschen sie Cremonas Schnuren und schlagen sie nach schwerem wechselndem Kampf, indeß die Feinde die Stadt erreichen und, unterstützt von den heimgebliebenrn Bürgern, sich aufs Neue auf die Deutschen stürzen. Die Dunkelheit macht dem Kampf ein Ende, aber eine Schoar Uon 300 Männern schleicht sich, nachdem Priester sie dem Tode geweiht, heran, überfällt die Schlafenden, bis Diczens Heldenstimme die Müden erweckt und blutige Rache an den Cremoncnsern genommen wird. Der Sturm am andern Tage endet mit der Unterwerfung und Bestrafung Cremonas, der in rascher Folge die Unterwerfung Italiens, Roms und die Heimkehr folgen. Dem alten Diez» fällt Uto's uee° ändertes Gebühren auf, er muß beichten und schnell in rascher That bietet Diez, der greise Held, seinem Liebling an, für ihn um die Vrut zu werben. Froh werden sie auf Rheinstein aufgenommen, wo Gilgen kurz vorher von Agnes mit einem Antrag abgewiesen worden ist, und gern wird die Werbung angenommen. Nach einigen glücklichen, in junger Liebe Lust »erlebten Tagen reiten die Helden heim zum Rothbart, der in Frankfurt Hof hält und gern dem Helden die Braut gewährt. Als Gabe gibt er ihm:

„Geh' auf und ab und suche am gottgcliebten Rhein,

Und wo Du Dir willst bauen, die Burg, die Flur sei Dein."

Des Kaisers Werkleute sollen ihm die Burg errichten und so weit das Auge reicht, soll alles Utos als freies Königslohn fein.

Die Fürstin sendet ihm reiche Gaben für die Braut und stolz lehrt Uto mit seinen Freunden, als Alles bereit, nach Rhcinstein zurück, wo die Vermählung in Lust und Pracht gefeiert wird. Die Burg „der Falkenstein" wurde auf eines Berges Spitze, umgeben von grünem Walde, den Weinbergen, zu Füßen den brausenden Rhein, zu bauen begonnen und stiebend gesteht schön Agnes dem Gatten, daß die alten Falken nicht auf der Burg allein Hausen würde». Doch das Glück der jungen Liebe erfuhr bald eine Störung. Saladin hat Jerusalem erobert, die heiligen Orte waren in der Ungläubigen Gewalt und ein Sturm der Begeisterung braust durchs ganze deutsche Land, dem sich der Rothbart willig sügt und das heilige Werl mit klugem Rath beginnt. Schwer fällt Uto der Abschied von der theurcn Frau, dem ersten Sohn, der neuen Heimath, der eben vollendeten und bezogenen Fallcnburg. Jahre sollten vergehen, schweres Lcidsal der Held erfahren, che ihm Gott die Heimlehr gewährt. Die Kreuzfahrt durch Ungarn, Bulgarien und Griechenland ist reich an Kämpfen und Abenteuern aller Art. Unter Anderen rettet Uto jfcincm alten Nebenbuhler Gilgen Freiheit und Leben — was diesen freilich nicht verhindert, hcimtückifche Pläne zu sinnen. In Kleinasien stößt das Heer auf unsägliche Mühsal, die schlimmer ist als der Kampf mit den Ungläubigen. Einmal sendet der Kaiser Uto dann mit hundert Kriegern, welche sich in Hinterhalt legen sollen, auf die Paßhöhe einer Felsschlucht. Von dort soll Uto das Land und den Heranzug der Turkomannen beobachten, sie ruhig durchlassen, nur von ihrer Annäherung das Lager benachrichtigen, aber dann ihnen den Rückzug verlegen. Johann, der Wegweiser des Heeres, und Gilgen wollen ihn begleiten und der Kaiser gewährt es. Nachdem die Ritter ihren Posten bezogen, steigt Uto zu der bezeichneten Stelle hinauf, um dort Wache zu halten. Der Morgen kommt heran, ein Rosenstrauch lenkt Utos Sinne zur Heimath, stimmt ihn milde, bis Gilgen, der sich unbcbemrkt genah, die Blumen mit dem Schwert abhaut, Uto mit bittercm Worte reizt und dann auf gheimnißvollen Ritt ins Land hinein reitet. Johannes, der unbeachtet dabei gestanden, reicht Uto mit mildem, aber vor Gilgen warnendem Wort die Rose hin, da nahen sich zwei Männer, ihre Saumrossc mit Weinschläuchen beladen. Sie geben sich für Griechen aus; der Wegweiser warnt, aber nachdem sie auf Utos Geheiß den eisten Becher freudig geleert, folgt er ihrem Beispiel, dem der Freund aber nicht folgt, da seines Ordens Regel den Wein «erbietet. Die Griechen, von ihm nach dem Lager geleitet, erquicken mit edlem Trunl die Wächter nm Engpaß; dann lcbt Johannes zu Uto zurück und findet ihn zu seinem Entsetzen in todtnähnlichem Schlaf. Schnell entschlossen, schleppt er ihn in eine nahe Höhle, verbirgt ihn und wappnet sich mit Helm, Schild, Schwert und dem Tiichlein des Schlummernden, einem Andenken an Agnes, giebt dem Lager den Alarminf und wartet der Feinde, an deren Spitze Gilgen erscheint, sich auf den so wild Gehäßten stürzt, ihn niederschlägt, seinen Dolch ins Herz stößt und entflieht. Der Alarmruf hat die Schnuren zur Eile angetrieben. Sie stürzen sich auf den Feind, treiben ihn endlich zurück. Von dem Schlachtlärm erwacht Uto mit schwerem Kopf und wandert zum Paß zur Quelle, die ihm Labung schafft. — Umschauend erblickt er einen Erschlagenen in seinem Helm und Schild, löst den Panzer und sieht dicht bei einem Fraucngürtel im Herzen des todtc» Johanniters Gilgens ihm wohlbekannten Dolch. Als der Kaiser seinen Tod in den Wellen gefunden, wird Uto der ehrenvolle wie traurige Auftrag, zu Schiffe zu steigen und dem Kaiscrfohnc Heinrich das Schwert zu bringen, das der Rothbart nun nicht mehr schwingen soll: das sichtbare Zeichen für das große Erbe, das ihm nun zufällt. Von dem klagenden Hofe reißt Uto sich los und eilt ungeduldig in die Hcimath, Aber er soll sich der langentbehrten Gattin noch nicht erfreuen: es erwartet ihn böse Kunde. Gilgen ist vor Uto nach Deutschland zurückgekehrt, hat Agnes entsührt und hält sie gefangen. Uto muß sich der List bedienen, um auf des Feindes Burg zu gelangen.

Damit schließt das Gedicht, dessen reiche Episoden sich natürlich der Wiedergabe entziehen. Ich habe bei der ganzen Wanderung durch dasselbe der Versuchung widerstanden, besonders schöne Stellen in längerer Ausdehnung auszuführen, denn ich wollte mir doch etwas Raum für die Besprechung aufbewahren. Nun zum Schluß gelangt, muh ich gestehen, daß mir Nichts zu erwähnen scheint, als das eine, aufrichtig gemeinte Wort zu dem Leser: Lies mit Wohlwollen und ist Dein Herz nicht gegen Harfenund Schwcrterklang unempfindlich, hat Dein Auge Sinn für Schönheiten des romantischen Landes, Dein Ohr Verständnis! für den süßen Zauber der Sprache, so lies und Du wirst es mir Dank wissen.

Auf gute historische Forschungen gegründet, durch einen reichen Sagenschatz der Rheinland« und persönliche genaue Kenntniß derselben unterstützt, hat der Verfasser natürlich von seinem Recht der Erfindung und Ausschmückung Gebrauch gemacht. Was Uto anbciriff!, ist des Dichters Werk, aber Alles Erfundenes und Erdachtes ist, wie ich bereits im Ansang bemerkte, fo logisch und natürlich aneinander gereiht, daß die uieluczweigtc Handlung sich klar vor dem Leser abspielt. Ob ab und an einige Härten im Verse, die übrigens leicht zu beseitigen gewesen wären, vielleicht auch an meiner falschen Ccondirung gelegen haben, vorkommen, weiß ich kaum noch. Die Sprache ist zart, blühend, oft zu gewaltigem Schwünge sich erhebend, und reich an sinnigen, cdeln, großen Gedanken. Das ganze Buch ist durchweht von Liebe zu Gott, zum deutschen Vaterland, zu Allem, was wahr und schön ist, und von Herzen bedauere ich den, in dessen Innern Nichts für dasselbe spricht. Möge es Jeden erheben und erfreuen, wir es mich erhoben und erfreut hat. Das ist ein treu gefühlter Wunsch, welchen ich dem Lied von Uto mit dem Tiichlein auf den Weg mitgebe. v. L.

Meyers Ueisebücher. Der Orient. Hauptrouen durch Egypten, Palästina, Syrien,

Türkei, Griechenland. 2. Band: Syrien, Palästina, Griechenland und Türkei.

Kl. 8. XII und 623 S. Mit 8 Karten, 20 Plänen und Grundrissen. Leipzig, 1882,

Bibliographisches Institut. Geb. °K 12.5U.

Die Zahl der ausgezeichneten und reich bewährten Meyer'schen Rciscbücher enthält

durch diesen neuen Band sine ebenso erwünschte wie gelungene Vermehrung. Noch

weit mehr als der erste Band dieses Wirtes, welches durch die Darstellung der Nil

rcise eine Lücke in unserer Rciselitcralur füllte, hilft der hier vorliegende zweite Band einem «ichlich vorhandenen. Mangel ab: denn es fehlte bisher thatsächlich an einem Reisehandbuch in deutscher Sprache, welches Griechenland und die Türkei nebst den nach Athen und Konstantinopel sübrenden N outen in einer den heutigen Ansprüchen der Touristen genügenden Weise behandelt. Der Vlcm der Nedaction, „denjenigen Reisenden, welche weniger studiren und lesen, aber desto mehr schauen wollen", ein literarisches Hilfsmittel zu schaffen und in diesem Reisehandbuch „nur die Hauptsehenswürdigkcit des Orients vorzuführen" ist auch in diesem zweiten Bande mit lobenswerther Umsicht und Conscqucnz festgehalten. Nur insofern ist über den Rahmen des ursprünglichen Programms hinausgegangen, als Olympia, Troja und Pergamon mit aufgenommen sind — und das ist nur mit Dank zu billigen. Nie Abfassung eines Orientführers gehört zu den schwierigsten Aufgaben der einschlägigen Literatur: sie ist — so weit es unter den gegenwärtigen Verhältnissen überhaupt möglich — hier in mustergiltiger Weife gelöst. Die Ausstattung des Bandes entspricht seinem inneren Werlhc.

Wörterbuch der BauHtschwierinlette» der deutschen Sprache. Von Daniel

Sanders. 13. Aufl. Berlin, Langenschcidtsche Verlagshandlung. Ueber die erste Auflage dieses Buches hat der Herausgeber dieser Blätter die Bemerkung gemacht: „Die Hauptschwicrigkeit bei Sanders Hauptschwierigkeiten ist, die Lösung einer Schwierigkeit darin zu finden." Das Register des Buches war nrmlich durchaus unzureichend. Obwohl indcß jene Bemerkung durchaus zutreffend war, haben die Hauptschwierigkeiten einen so raschen Erfolg gefunden, wie er selten vorkommt. Seit 1880 sind dreizehn Auflagen erschienen. Selbst wenn man dabei anschlägt, daß sie einem wirtlichen Mangel abgeholfen, muh man sich überzeugen, das! ein solcher Anklang sich nur durch gediegene Vorzüge erwerben läßt. Und zu ihnen gesellt sich nun auch der eines ausführlichen, wirklich brauchbaren Registers. Jetzt ist man wirtlich im Stande, mit diesem Buche in der Hand, jeden Augenblick dem ersten auftretenden sprachlichen Bedenken abzuhelfen. —«Ic.

Tic «»ffauische Simultautwlssschulc. Von C. G. Firmbnchr. I.Band. Wiesbaden, C. G. Kunze's Nachfolger.

Das Wert ist so fleißig gearbeitet «nd so gros, angelegt, daß man kaum sagen kann, es komme einem Bedürfnisse des Tages entgegen, denn in seiner Entstehung reicht es viele, lange Jahre zurück. Aber wohl darf man fagen, daß es heute, wo die Simultanschulc ein Gegenstand erbitterten Hin- und Herzcrrens geworden, wie einst der Leichnam des Patrotlus, daß dieses Buch ein ganz besonderes Interesse hat. Es redet nicht von den Zeitereignissen, aber man findet darin manche Glosse über jene. — Die Nassauische Simultanuollsschule ist nämlich etwas sehr Merkwürdiges — eine Merkwürdigkeit allerdings, von der sich wohl nur Wenige träumen lassen. Sic besteht schon seit dem Anfange dieses Jahrhunderts, und Nassau ist also das einzige Land, an dem man die Folgen der confessionslosen Schulbildung beobachten kann. Es scheint nicht, daß sich seine Bewohner durch auffallende Gottlosigkeit auszeichnen, wohl aber befinden sie sich dabei äußerst zufriedcn. In dem kleinen Ländchen, das aus Dutzenden noch kleinerer Ländcrfcrtzen zusammengeflickt worden war, fanden sich die grellsten Confessionsmischungen, die man sich denken konnte. Es war damit nicht anders fertig zu weiden, die ausinandcrstrcbenden Elemente waren nicht anders zusammenzuhalten, als in der confessionslosen Schule. Die Geschichte ihrer Entstehung schildert nun der vorliegende Band, und in ihren Rückblicken wird diese zugleich zu einer allgemeinen Geschichte des Schulwesens in den betreffenden Gebictstheilen unter den früheren Herrscherhäusern. Das ist eine ganz außerordentlich interessante Monographie. Der Verfasser war dafür um so besser befähigt, als er Jahrzehnte lang in der nassauischen Unterrichtsucrwiltlung gearbeitet hat. Die folgende Abthcilung giebt eine Uebersicht über die einschlägigen Gesetze und auch Darstellung der damit erzielten Erfolge ist in einem zweiten Bande versprochen, dessen Erscheinen hoffentlich bald bevorsteht. —olc. Worttl Vrosch, Geschichte des Kirchenstaates. 2. Band. Die Jahre 1700—1370. 8. XII. und 469 S. Gotha, 1882, F. A. Perthes. Band 1 und 2. ^16.80. Gelegentlich des Erscheinens der ersten Hälfte des Wertes ist seiner Vortrefflichkeit an dieser Stelle eingehend gedacht worden. Es bildet eine willkommene Ergänzung zu Nantes bahnbrechender und glänzender Darstellung. Schon der Großmeister der deutschen Geschichtsschreibung hat mit Nachdruck darauf hingewiesen, wie der spanische Erbfolgekrieg im Eingange des 18. Jahrhunderts die politische Ohnmacht des Papstes an den Tag brachte. An diesem Punkte und in diesen thalsächlichen Verhältnissen setzt der zweite Band der vorliegenden Schrift ein und führt die Geschichte des Kirchenstaates dann durch bis zur Gegenwart. Natürlich fehlt hierbei ebensowenig eine allgemeine Charaltcrstil der Pápste jener Epoche, noch die Rücksicht auf die Culturbewegung Italiens in dieser von den Humanitätsideen bewegten und beherrschten Zeit. Ist es auch nicht eine der unmittelbaren Aufgaben der großen Hccren-Ulert-Giesebrecht'schen Sammlung, zu welcher unsere Schrift gehört, neues urkundliches Material zu verwenden, so fehlt dasselbe doch keineswegs. Namentlich ist es das venctianische Archiv, das der Verfasser mit Fleiß und Umsicht für seinen Zweck ausgebeutet hat. Auch durch diese eingehende historische Darstellung wird der thatsächliche Beweis von der llnhlltbarkeit jener staatlichen Monstrosität des Kirchenstaates evident geliefert. Ei erreicht sein Ende fast gleichzeitig mit der beginnenden geistlichen Aufraffung des Papstthums, die in der Dogmatisirung der eigenen Unfehlbarkeit gipfelt. Gerade in unseren Tagen gewinnt der Gegenstand dieses Werkes, auch wenn es ohne schielende Seitenblicke auf die Gegenwart, deren Interessen und Sorgen auftritt, an Bedeutung, ja an Spannung.

V«S Räthsel der Fr/uensee. Drei Novellen von Albert Lindner. Berlin, Richard Hanow.

Der Verfasser «st auch auf diesem Gebiet lein Neuling mehr. Auch hier zeigt sich der vollwichtige Dichter, dem sich manches Räthsel löst. Die Darstellung ist geschickt und gefällig — die Stoffe, wenn auch nicht neu, erscheinen doch sehr anziehend. Er hat drei classische Typen in moderne Situationen gerückt: eine — allerdings überempfindliche Lucrctia, eine Adelheid (Götz) und eine Donna Diana — aus Hinterpommern. Besonders die beiden ersten Figuren zeigen viel Originalität, wenn auch keine gesunde. Das Buch bildet eine unterhaltende Lectüre von der guten Art — keine Nähmlmsellennouellen. —oli.

Tic Kunst des Vauchrcdens von Ernst Schulz. Erfurt, Fr. Bartholomäus. Das Buch, dem wir schon aus gewissem äußerlichen Grunde Sumpathie entgegengebracht, welches dieselbe aber auch durch seine inneren Vorzüge ohnehin erobert haben würde. Ueber das eigentlich Technische daran, dm theoretischen Thcil, steht uns zwar das Urthcil nicht zu, und es sei daher nur berichtet, daß Andere, fachkundige Leute es sehr loben. Aber die ganze Darstellung, besonders die Schilderung berühmter Bauchredner ist so hübsch, so munter und mit so flottem Humor geschrieben, daß man sich unterhalten und gefesselt fühlt, auch wenn man nicht die Absicht hat, die edle Kunst des Vauchrcdens selber zu erlernen oder sich auch nur eine Vorstellung von den Hilfsmitteln derselben zu bilden (was übrigens gar nicht so uninteressant ist). Der Verfasser des Buches ist der bekannte „Mimiler" Ernst Schulz, zu dessen Talenten außer jener staunenswerthen Wandlungsfähigkeit der Züge als stilles auch die Kunst gehört, die er hier lehrt. Das Büchelchen ist sehr hübsch ausgestattet — ein sehr erfreulicher Anblick für den, der sich erinnert, wie dürftig noch vor wenigen Jahren dergleichen Literatur sich preiscentirtc. Erkennen wir diesen Fortschritt mit gebührendem Dante an.

E. F. Pohl. Joseph Havdn. 2. Band resp. Band I. S. Abteilung. 8. VIII und 384 S. mit 14 S. Notenbcilagen (thematisches Verzeichnis) und einem Portrait Haudns in photographischem Lichtdruck. 8. Leipzig, 1882, Breitkopf u. Härtel. Nach einer Pause von sieben Jahren folgt dieser zweite Band des bedeutsamen Werkes dem ersten. Mit der Genugthuung darüber, daß die Fortsetzung überhaupt erschienen ist, wird man dem Wunsche Ausdruck geben müssen, der dritte, abschließende Band möge nicht gleichfalls sieben Jahre auf sich warten lassen. Um die Musikgeschichte und insbesondere um Joseph Hoydn hat sich Herr Pohl mit seiner Arbeit ein bleibendes Verdienst erworben. Gleich der klassischen Arbeit Otto JahnS über Mozart, gleich dem Werke Chrusandcrs über Händel und Spittas über Johann Sebastian Bach ist das Buch Pohls eine Encliclopädic all' dessen, was über Joseph Haudn zu sagen und vorläufig noch zu erfahren ist. Sorgsamstes Quellenstudium, philologische Treue in der Prüfung und Vcrwerthung des verwendeten Materials, sicheres musikalisches Verständnis:, überhaupt hingebungsvolle Liebe zu seiner Aufgabe zeichnen das Werk aus und gestatten die gleichzeitige Nennung mit dem Mozartbuche Jahns, der den Verfasser auch zu seiner Arbeit veranlaßt hat. Leider liest diese sich nicht so gut, wie die des Meisters; neben anderen Umständen trägt daran wohl die Thatsache Schuld, daß die äußeren Lebensverhältnisse Haydns nicht so bewegt warm, wie die des Jüngers, dessen unvergleichliche Briefe allein hinreichen, um seiner Biographie einen ganz eigenartigen Reiz zu verleihen. Im Ganzen dürfen wir sagen, ist unser Buch eine sehr werthvolle Leistung nicht nur für den Musiker, sondern auch auf dem GcbictederCulturgegeschichte: der erste wird an der Gesamthcit sich erfreuen, an dem „Musikalischen Thcil" mit seinen Analysen, an dem „Thematischen Verzeichnis, der Freund der Culturgegeschichte an dem Zeitbilde und seinen scharf umrissencn Gestalten. Nochmals: Möge der Schluß nicht lange auf sich warten lassen.

MryerS Fachlexika. Bibliographisches Institut, Leipzig.

In diesen Blättern ist auf die zweckmäßige Sammlung des bibliographischen Instituts schon aufmerksam gemacht worden. Mittlerweile schreitet dieselbe rüstig vorwärts, so daß man vielleicht hoffen darf, sie noch in diesem Jahre abgeschlossen zu sehen. Letzthin sind drei neue Bände erschienen. Das Militiirlexikon von I. Castncr (mit Abbildungen) behandelt Heerwesen und Marine aller Länder — die Deutschlands selbstverständlich am ausführlichsten — und enthält außer allem, was zur Belehrung über die Gegenwart erforderlich ist, auch hinlänglich eingehende Darstellungen über die Vergangenheit des Kriegswesens. Fr. Embachers Lexikon der Reisen und Entdeckungen entspricht wohl gleichfalls einem Bedürfnisse, denn, wie man täglich wahrnehmen kann, ist das Interesse sür diesen Stoff lebhaft wie nur je. Es enthält einen alphabetisch geordneten biographischen Thcil und eine topographisch geordnete Uebersicht der Forschungsgebiete. Sehr werthvoll ist das bibliographische Material. Das Lexikon der allgemeinen Literatur von G. Bornhak ist insofern von besonderem Werthe, als es, abgesehen von Schcrrs vortrefflicher Literaturgeschichte, an einem handlichen Buche über die fremden Literaturen fehlt. Allgemeine Uebersicht und Erläuterungen der Poetik sind aufgenommen. Ein zweiter Band, worin Adolf Stern die deutsche Literatur speciell behandeln soll, steht noch aus. Endlich fei noch das Lexikon der Geschichte des Altcrthums und der alten Geographie von Heinrich Peter erwähnt. Wir

brauchen heutzutage die Kenntniß des Alterthums ebenso nöthig wie unsere Väter: leider stellt unsere zersplitterte Bildung zu verschiedenartige Anforderungen, als daß wir in jenem ebenso zu Hause sein könnten wie diese: der kleine, inhaltsreiche Band ist eine willkommene Hilfe für das gemartete Gedächtniß. —°K.

Von Herrn Ioh. Nrahms erhielt ich eine directe freundliche Mittheilung, daß die Angaben über seinen Vater: „derselbe sei öfters sehr heftig gewesen, heitere Jugend habe der Knabe nicht erlebt“, irrig seien; daß es ihn „schmerzt, seinen guten Vater“ so geschildert zu sehn; daß er mit ihm immer im besten Einvernehmen gelebt habe, daß dieser noch in den letzten Lebensjahren „mit jugendlicher Lust“ mit ihm „in Oesterreich, am Rhein“ und in der Schweiz herumspaziert- sei, und daß er „heute ruhig und heiter zurückdenken kann an die theuren Eltern“.

Ich habe jene Angabe von Personen, „die mit Hamburger Verhältnissen bekannt“ sein wollen, ausdrücklich „ohne die mindeste Gewähr für die Wahrheit der Behauptung“ wiedergegeben, und kann daher die Berichtigung des Herrn Brahms mit um so größerer Freude hier verkünden.

tz. Ghrlich.

Druck und vrilag von 3. 3-hotlllllndel in Vieilau.

